Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von:
Julius Rodenberg, Dr. Max von Forckenbeck, Porfirio Diaz.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 58. Bandes.

Juli. — August. — September.
1891.

Seite

Hans Blum in Leipzig.
Robert Blum im Tagebuche des Grafen von Hübner 35

G. Diercks in Groß-Lichterfelde — Berlin.
Die Jesuiten 356

Richard Falckenberg in Erlangen.
Künstler und Mensch 376

Karl Gjellerup in Kopenhagen.
Beim Tode Moltkes 197

Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Ein vergessener Dichter. I., II. 68. 161

Julius Grosse in Weimar.
Das Gespenst. Novelle 1

Eugen von Jagow in Paris.
Jugendhaft und Ehelast. Novelle 137

R. Koßmann in Göttingen.
Socialismus und Darwinismus 326

Paul Lindau in Berlin.
Die Hauptstadt Mexico 98
Porfirio Diaz 299

Lothar Meyer in Tübingen.
Die Vorbildung der Studirenden 57

Henrik Pontoppidan in Kopenhagen.
Eine Liebesgeschichte 275

E. Schwartz in Pellworm.
Carl Gottlieb Svarez. Der Vater des preuß. Rechts. I., II., III. 81. 200. 308

C. Siegfried in Kiel.

Federzeichnungen aus Holstein. II. Die Inseln der Seeligen 217

Julius Weil in Breslau.

Der verlorene Sohn. Novellette 392

Gebhard Zernin in Darmstadt.

Der letzte Napoleonide und sein Ende. Ein Gedenkblatt 343

Ludwig Ziemssen in Friedenau.

Julius Rodenberg 23

* * *

Dr. Max von Forckenbeck 179

Bibliographie 127. 264. 398

Bibliographische Notizen 131. 270. 405

Mit den Portraits von:
Julius Rodenberg, radirt von Ernst Krause in München; Dr. Max von Forckenbeck, radirt von Luise Stolz in München; Porfirio Diaz, radirt von Wilhelm Krauskopf in München.

Juli 1891.

Inhalt.

Seite

Julius Grosse in Weimar.
Das Gespenst. Novelle 1

Ludwig Ziemssen in Friedenau.
Julius Rodenberg 23

Hans Blum in Leipzig.
Robert Blum im Tagebuche des Grafen von Hübner 35

Lothar Meyer in Tübingen.
Die Vorbildung der Studirenden 57

Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Ein vergessener Dichter. I. 68

E. Schwartz in Pellworm.
Carl Gottlieb Svarez. Der Vater des preußischen Rechts. I. . . 81

Paul Lindau in Berlin.
Die Hauptstadt Mexico 98

Bibliographie. 127
Max Semrau, Donatellos Kanzeln in S. Lorenzo. (Mit Illustrationen.) — Vom Nordpol zum Aequator.

Bibliographische Notizen 131

Hierzu ein Portrait von Julius Rodenberg.
Radirung von Ernst Krause in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Das Gespenst*).

Novelle.

Von

Julius Grosse.

— Weimar. —

Eines Abends war die Gesellschaft am runden Tisch zahlreicher, als sonst, und man blieb bis spät nach Mitternacht, denn die Meisten waren zuvor im Theater gewesen, wo an diesem Abend Julius Cäsar gegeben worden war.

Man besprach nun alle Rollen und lobte oder tadelte die Leistungen der Einzelnen; endlich kam man unvermeidlicher Weise auch auf den „Geist". Da sagte mein Freund, der Architekt, als fanatischer Rationalist. „Mir ist solches Zeug zuwider, außer in Possen. Wenn bei Raimund, ich glaube im Alpenkönig, der Geist erscheint und zum Staberl oder einem andern Hanswurst sagt:

> Ich bin Dein Vater Gefises,
> Und sage Dir nichts als dieses

und dann sofort wieder verschwindet — das lasse ich mir gefallen, aber im Cäsar — ich bitte Sie — Shakespeare ist doch auch blos ein Witzbold

---

*) Das Material des nachfolgenden Lebensbildes verdanke ich den Mittheilungen des verstorbenen Barons von P.-R. in Dresden. Darnach ist die Gestalt des Helden der Erzählung keineswegs eine dichterisch erfundene, sondern eine historische. In den Hauptscenen — namentlich in Betreff der Erlebnisse in Spanien, Schleswig und Holstein, in London wie im Capland habe ich mich an die Thatsachen gehalten (und zu diesen Thatsachen gehört auch das Erscheinen der gespensterhaften Gestalt), während das Detail des verhängnißvollen Duells und vieler anderen Zuthaten der freien Ausgestaltung seitens der dichterischen Ausführung überlassen blieb. Der Verfasser.

gewesen. Dieser Geist Cäsars, der im Zelt des Brutus erscheint, soll schon durch den Contrast doch eigentlich nichts anderes beweisen, als daß Brutus kein Geist war und keinen Geist hatte —"

Einzelne belachten den schwachen Kalauer; aber mit diesem Thema war in später Stunde das bekannte Capitel vom Gruseligen begonnen, und Jeder steuerte mehr oder minder sein Scherflein bei. Mein Freund, der Architekt, aber hielt als eingefleischter Realist Allen Stand, ließ keinerlei Historie gelten, und als Jemand auf die Autorität des größten Dichters hinwies, sagte er:

„Was wollen Sie — Shakespeare schöpfte das Alles aus alten Scharteken, und mehr ist Plutarch auch nicht — der weiß sein Publikum genau so mit Anekdoten zu füttern, wie ein moderner Franzose — ich gebe auf so dummes Zeug nichts."

„Erlauben Sie," begann jetzt ein Fremder, der erst seit einigen Abenden in den Freundeskreis eingeführt worden war, ein Baron von Wedding aus dem Hannoverischen, ein älterer Herr, der sich namentlich in spiritistischen Fragen die Rolle eines Wissenden und einer Autorität zulegte, ein Herr von aristokratischen Formen und auch sonst von gemessenster, vornehmer Zurückhaltung. „Erlauben Sie," sagte er, „auch heute noch würde Plutarch seine Charaktere, seine Helden finden. Es brauchen ja nicht immer Könige und große Heerführer zu sein, denen in entscheidender Stunde eine Kunde vom Jenseits kommt. Ich könnte Ihnen da das Lebensbild eines Militärs entrollen, eines modernen, wenn Sie wollen, eines bedeutenden Menschen, in dessen Leben ebenfalls die Erscheinung eines Geistes von Entscheidung war — ich meine entscheidend in allen wichtigen Lebenskrisen, denn jene Erscheinung wiederholte sich in gewissen Zeitläuften —"

Hier machte der Baron von Wedding eine Pause, bis das Andrängen der Zuhörer ihn zur Fortsetzung aufforderte, obgleich mein Freund, der Architekt, das Wort „Phantastereien" dazwischen warf.

„Um Phantastereien handelt es sich hier nicht," sagte der Baron, „sondern um nackte Thatsachen. Die Erklärung derselben kann ich mir nicht anmaßen, das muß ich Anderen überlassen, aber meine innersten Ueberzeugungen lasse ich mir auch von Niemand antasten noch rauben. Ebenso wie ganze Völker, steht auch der Einzelne in der Hand der Vorsehung, aber Jeder hat es dennoch in der Gewalt, sich sein eigenes Geschick zu bereiten, und leider bestätigt es die Erfahrung, daß oft ein unüberlegtes Wort, eine einzige thörichte That die Quelle aller späteren Schicksale wird.

„So war es im Leben eines Mannes, meines alten Freundes — eines Menschen von Geist, Herzensgüte und unverwüstlicher Arbeitskraft, doch von heftigem, unbezähmbaren Temperament. Obwohl unaufhörlich vom Glück begünstigt, fand er dennoch keinen Frieden. Ob die Ursache in ihm allein lag, oder ob die Einwirkung höherer Mächte dabei thätig war — das wird wohl ein Räthsel bleiben, bis die Wissenschaften ergründet haben, ob die Geisterwelt eine Realität oder nur ein Werk menschlicher Selbsttäuschung ist —"

Abermals unterbrach ihn mit Ungeduld der Architekt, der solche Fragestellung schon altmodisch und überflüssig fand.

Erst als die Mehrzahl der Anwesenden, in Erwartung etwas Ungewöhnliches zu hören, den Bemerkungen des Barons beipflichtete und ihn mit Fragen bestürmte, begann derselbe von Neuem:

„Rudolf von M. war neben zwei Schwestern der einzige Sohn eines höheren Forstbeamten. Nach dem Tode der Eltern fand sich das bis dahin schon bescheidene Vermögen völlig aufgebraucht; unter diesen Umständen nahmen sich vornehmere aber selbst nicht besonders bemittelte Verwandte der verwaisten Kinder an und ließen sie erziehen.

„Rudolf kam in eine kleine Residenzstadt zu einem Lehrer in Pension, um sich hier für den militärischen Beruf vorzubereiten, bei uns im Norden die gewöhnliche Laufbahn für Söhne aus höheren Familien, auch wenn keine besondere Anlage für diesen Beruf vorhanden ist. Rudolf dagegen besaß diese Anlagen in hervorragendem Grade, ja er war mit Talenten aller Art für diesen Kampf um das Dasein ausgerüstet.

„Von untersetzter Statur, muthig und entschlossen, im gegebenen Falle sogar von tollkühner Verwegenheit, schien er geradezu für den Krieg geboren zu sein und wenn er im Wechsel seines Lebens auch zwei Mal zum Civildienste abschweifte, so dauerte das nie lange. Stets rief ihn seine Vorherbestimmung wieder auf den Kampfplatz. Wo immer in Europa die Kriegsfurie entbrannte, da stürzte er sich Hals über Kopf in das willkommene Chaos, selbst später, als er schon Frau und Familie sein eigen nannte und eine so glückliche Lebensstellung erobert hatte, als ein Mensch überhaupt hienieden erreichen kann.

„Gegen den Willen seiner Verwandten war er bei der Cavallerie eingetreten und zwar unter dem Vorwande, daß er das zu Fußgehen auf die Dauer nicht ertragen könne. Aber der Dienst wie das Leben eines Cavallerieoffiziers legt ganz andere Lasten auf. Gleichwohl, und obschon es Rudolf neben seinen begüterten Kameraden am nöthigen Zuschuß fehlte, zählte er dennoch zu den flottesten und lebenslustigsten Offizieren des ganzen Regiments.

„Wie er es möglich machte, sich in dieser Hinsicht auf der Höhe zu erhalten, blieb den Meisten ein Räthsel. Freunde, die ihm näher standen, wußten, daß er in jeder Art von Sport Meister war und diese Ueberlegenheit allzeit auszubeuten verstand. Im Reiten, Billardspielen, Kegeln, Schwimmen, Scheibenschießen, bei Würfel und Karten kam ihm Niemand gleich. Mit unfehlbarer Sicherheit wußte er auf diesem Gebiet zu gewinnen, sowohl alle Wetten als auch alle Partien auf dem grünen Tisch. Zwar fehlte es ihm nicht an beträchtlichen Schulden, aber in der Regel konnte er sie nach einem einzigen glücklichen Abend bald wieder tilgen.

„Nun war dies enorme Glück allerdings nicht gerade das passende Mittel, auf die Dauer beliebt zu bleiben. Auch die flottesten und brüderlichsten Cavaliere lassen sich nicht gern von einem einzigen Bevorzugten ihres

Gleichen ausplündern oder beherrschen. Rudolf von M. aber war in der That zum gefürchtetsten Dämon des ganzen Regiments geworden, zumal er auch im Glück bei den Damen allen Anderen den Rang ablief. Freilich haben die bekannten drei W. Würfel, Wein und Weiber schon manchen braven Offizier in den Abgrund geführt. Rudolf dagegen, schien wie mit Mephisto im Bunde gegen alle Wechselfälle gefeit. Seine stählerne, elastische Natur machte ihn unverwundbar gegen alle launischen Streiche dessen, was man Unglück nennt. Dagegen verwickelte ihn der Dämon seines Temperaments in anderer Weise in die entscheidende Katastrophe, die zum Verhängniß seines ganzen Lebens wurde.

„Sein intimster Freund war der Chef des Regiments und nicht blos sein Freund, sondern sein väterlicher Gönner und Beschützer. Wohl um fünfzehn Jahre älter als Rudolf hatte er den jungen Mann als das Ideal eines verwegenen Reiteroffiziers in sein Herz geschlossen. Nicht allein, daß seine allzeit wohlgefüllte Kasse dem jüngeren zur Verfügung stand, auch in seine Familie hatte er Rudolf eingeführt, und Jedermann vermuthete, daß der Chef des Regiments, seinem Liebling, den er von Anfang an so auffällig protegirt hatte, bald näher stehen würde.

„Diese Vermuthungen hatten auch ihre besonderen Gründe. Im Hause des Chefs lebte dessen einzige Schwester, eine ebenso anmuthige als hochgefeierte, junge Wittwe, die durch den frühen Tod ihres Gatten in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen war — Helene von R.

„Diese liebenswürdige vielumworbene Dame interessirte sich für den Freund des Bruders auf das Lebhafteste, und seine pflichtschuldigen Huldigungen wurden mit aufmunternder Wärme entgegengenommen. Er war ihr Cavalier beim Eislauf wie bei Schlittenfahrten und ebenso bei einer Quadrille, die von Herren und Damen geritten wurde. Rudolf wurde um jene Auszeichnung von aller Welt beneidet, aber alle Welt wunderte sich zugleich, daß es noch zu keiner Erklärung gekommen. Die Ursachen der Verzögerung erschienen um so räthselhafter, als Rudolf seine Huldigungen nach wie vor wie mit militairischem Pflichteifer erfüllte. Schärferblickende meinten, die Schuld liege an der Dame selbst, deren kokette Laune die Verehrer heut unwiderstehlich fesselte und morgen wieder zurückstieß, eine Unberechenbarkeit, wodurch die geistreiche Helene sich längst gefürchtet gemacht hatte. Nur gegen Rudolf war sie immer gleichmäßig herablassend oder gleichmäßig gnädig geblieben, sei es, daß sie glaubte, er könne ihr doch nicht entrinnen, oder sei es, daß sie es mit der Zukunft überhaupt nicht ernst nahm.

„So standen die Dinge, als ein Besuch des neuen Landesherrn in der Garnisonstadt Anlaß zu einer Reihe von Festen gab. Auch der Adel der Provinz erschien bei dieser Gelegenheit mit Frauen und Töchtern, um sich der Huld des jungen Fürsten zu versichern. Unter diesen Erscheinungen aus der Provinz erregte die Tochter eines der alten Häupter der Ritterschaft durch ihre veilchenhafte Anmuth allgemeines Aufsehen. Auch Rudolf von M.

ward geblendet, obschon die Dame des adelstolzesten Hauses ihm in jeder Beziehung unerreichbar blieb. Gleichwohl war ihm dieselbe Krisis beschieden wie Romeo, der für immer von seiner Leidenschaft für Rosalinen geheilt war, nachdem er Juliette gesehen —

„Es stand damals noch ein letzter Sommerball bevor, den die Landschaft dem Fürsten zu Ehren veranstaltete. Die schöne Helene, die jedenfalls von Rudolfs neuer Schwärmerei erfahren, neckte ihn mit der ländlichen Prinzessin, war aber doch so vorsichtig, ihn im Voraus für die Contretänze zu engagiren — vielleicht um endlich der Sache ein Ende zu machen.

„Da wollte es nun Rudolfs Glück oder Unglück, daß Comteß Adelaide — eben jene Unerreichbare, gegen die Erwartung ebenfalls auf dem Landschaftsball erschien. Sofort hatte der galante Cavallerieoffizier alle seine früheren Verpflichtungen vergessen. Er schwamm im Glück, und der Champagner im Kreise seiner Kameraden that das Uebrige, um seinen Uebermuth auf den Gipfel zu bringen.

„In dieser Situation trat der Chef des Regiments an ihn heran und winkte ihn auf ein paar Worte bei Seite.

„‚Lieber Lieutenant — meine Schwester hat eine schwere Anklage gegen Sie.‘“

„Rudolf wurde nicht verlegen — im Rausch seines Glückes rief er unbedacht:

„‚Verzeihung, Herr Obrist, wenn ich einen Wunsch mit einem Befehl verwechselt habe.‘“

„‚Ich hoffe, mein Herr Lieutenant, daß ein Wunsch von schönen Lippen allzeit als Befehl aufzufassen ist.‘“

„‚Vollkommen einverstanden, Herr Obrist,‘ warf der Unbesonnene ein, ‚doch hoffe auch ich auf Ihre Zustimmung, daß der Ballsaal kein Exercierplatz ist.‘“

„‚Ich will Ihre Worte nicht gehört haben, Herr Lieutenant, sagte der Chef mit aller Ruhe, doch erwarte ich, daß Sie dort um Entschuldigung bitten, wo Sie fahnenflüchtig waren.‘“

„‚Sagen Sie mir das dienstlich, Herr Obrist?‘“

„‚Nein, außerdienstlich, lieber Freund —‘“

„‚Nun so erwidere ich ebenfalls außerdienstlich, daß ich nur zur Fahne des Königs geschworen, aber zu keiner anderen.‘“

„‚Kein Wort mehr, Herr Lieutenant,‘ rief jetzt der Obrist, — ‚ich vergebe Ihnen Alles, selbst eine Taktlosigkeit.‘ Damit drehte er ihm den Rücken. Der Lieutenant aber rief ihm nach:

„‚Sehr obligirt, Herr Obrist, der Pardon ist hoffentlich doch wohl gegenseitig!‘“

„Damit war das Gespräch zu Ende, leider aber wurden die Worte weiter getragen von guten Freunden wie von Damen, die in der Nähe gestanden und Zeugen des Auftritts gewesen waren. Leider auch versäumte

Rudolf jede Bitte um Entschuldigung bei der gekränkten Dame, deren Zorn selbstverständlich nicht ohne Rückwirkung auf den Bruder blieb.

„Am andern Morgen erschien ein Adjutant des Oberst bei Rudolf von M. — zunächst immer noch als Vermittler, falls der Herr Lieutenant die rechte Form dafür finden wolle.

„‚Der Chef mag mir Arrest dictiren,‘ rief der hitzige Offizier, ‚wenn ich dienstlich gefehlt habe. Außerdienstlich lasse ich mich nicht commandiren!‘

„‚Sie vergessen,‘ sagte der Adjutant, ‚daß es sich weniger um eine Satisfaction für den verehrten Chef handelt, als für die Dame.‘

„‚So mag sie mich fordern — ich bin bereit!‘

„Der Adjutant faßte den Scherz als solchen auf. ‚Sie wissen recht gut, lieber Freund, welche Satisfaction allein der Dame genügen kann.‘

„Der Wink war deutlich genug. Hätte Rudolf jetzt offen um die Hand der schönen und reichen Wittwe geworben, so war die Differenz geschlichtet — allein schon der Schein, einer Pression nachzugeben, empörte den Stolz des jungen Cavaliers, und er verweigerte jede weitere Erklärung.

„Somit war der Chef des Regiments selbst in die Zwangslage versetzt, eine Forderung zum Duell an seinen jungen Freund ergehen zu lassen. Alle Welt hielt das nur für eine leere Formalität, um der erzürnten Dame zu genügen und das Gerede der Stadt zum Schweigen zu bringen. Leider trug dies Gerede dazu bei, die Sache zu vergiften. — Man rechnete von Seiten der wissenden Freunde des Hauses nach, wie viel Rudolf seinem Wohlthäter zu danken habe. Ein boshaft erfundenes oder leichtgläubig aufgebauschtes Gerücht wollte sogar wissen, daß nicht eigentlich der Chef mehr als einmal für die Schulden des flotten Herrn aufgekommen sei, sondern daß die schöne Wittwe dabei ihre Hand im Spiele gehabt habe.

„Rudolf war außer sich, als er von diesem gossip erfuhr, der ihn mit der schwärzesten Undankbarkeit belastete, und den er selbst nur der unwürdigsten Indiscretion zuschreiben mußte — am besten freilich wäre es für ihn gewesen, wenn er unter so gravirenden Umständen den Dienst des Königs quittirt hätte, aber allerdings, dieser Schritt würde ihm als Feigheit ausgelegt worden sein.

„Der Zweikampf war demnach unvermeidlich geworden. Der Moloch der sogenannten Standesehre forderte — — wenn nicht ein Opfer, doch eine Satisfaction. Alle Welt erwartete eben nur ein sensationelles Schauspiel, eine Art Komödie, um sagen zu können, daß der Ehre genügt sei. Unter alten Freunden und Kameraden erschien ohnehin diese übliche Form zugleich als die bequemste und gefahrloseste.

„Rudolf von M., oder vielmehr das unberechenbare Schicksal strafte alle diese Erwartungen Lügen.

„Beide Parteien trafen sich im Walde auf dem vorausbestimmten Platze.

„Die Secundanten, natürlich beiderseits die nächsten Kameraden und Waffenbrüder der Gegner, machten ungeheure Schritte, um beim Abmessen

der Distance diese zu vergrößern. Man scherzte und lachte, man rauchte und plauderte, wie daheim im Offizierscasino, und ein besonderer Umstand diente dazu, die allgemeine Unbefangenheit zu erhöhen.

„Von anonymer Hand nämlich war ein Riesenbouquet geschickt worden; den Wissenden war es kein Geheimniß, daß die Blumen von der Hand der schönen Helene kamen, die im eigensinnigen Wahn immer noch darauf rechnete, daß es auf dem Kampfplatz zu einer Versöhnung kommen werde und kommen müsse; die Blumen sollten dann dem reuigen Cavalier ein Zeichen ihrer wiederkehrenden Huld sein.

„Da jedoch jeder, auch mit Takt und Vorsicht eingeleitete Versuch einer Vermittlung fehlschlug, vertheilte man die Blumen, und der Obrist wählte sich gleichsam als Champion seiner Schwester die größte und schönste Rose, um sie sich an die Brust zu stecken.

„Dieser an sich unbedeutende Umstand verwirrte Rudolf im höchsten Grade. Er verlangte, daß sein Gegner die Blume ablege, aber dieser im begründeten Wahn, daß der übermüthige Gegner ihm verbieten wolle, gleichsam die Farben der Dame zu tragen, verweigerte jenes Verlangen in barscher Weise, wie Einige sagten, in beleidigender Art. — Da nach diesem neuen Zwischenfall nicht klar zu stellen war, wem der erste Schuß gebühre, wurde darum geloost, und das Loos entschied für den Chef des Regiments.

„Der Obrist von P. legte einen Moment die Cigarre weg, erhob die Waffe und schoß; drei Fuß über dem Haupte des Gegners fuhr die Kugel in einen Baumstamm. Alle haben angenommen, daß er das Ziel absichtlich zu hoch gewählt hat, um den Gegner zu schonen.

„Und Rudolf von M. schien ebenso sorglos zu sein. Er behielt sogar die Cigarre im Munde und erhob die gezogene Pistole ganz langsam, aber war es nun die Rose, die seinen Blick unwillkürlich bannte, oder gewann sein nervöses Temperament die Oberhand, genug, die Waffe entlud sich plötzlich, und auf den ersten Schuß sank der Obrist zusammen. Die Kugel hatte ihn mitten in die Brust getroffen, die Rosenblätter stoben davon. Der herculisch gebaute Mann stürzte wie vom Blitz getroffen zu Boden, und erst einige Minuten später brach sein Auge, das ununterbrochen auf Rudolf gerichtet war.

„Die meisten der damaligen Zeugen haben diesen verurtheilt, und sein auffallendes Benehmen mochte dazu herausfordern. Er blieb starr, unbeweglich, wortlos, bis er, nachdem der Obrist ausgeathmet, plötzlich fortstürzte.

„Dies seltsame Benehmen legten seine Gegner dahin aus, daß es von Anfang an seine Absicht gewesen, diese Gelegenheit zu benutzen, sich eines lästigen Wohlthäters und Gläubigers zu entledigen. Milder urtheilten seine Freunde, und sie behaupteten, es sei der Schrecken über seine unerhörte That gewesen, der ihn versteinerte, lähmte und dann wie mit Furiengewalt in die Flucht trieb. Und mit dieser Annahme steht auch alles Spätere im Einklang —

„Der Vorfall machte ungeheures Aufsehen.“

„Oberst von P. wurde mit außergewöhnlichem Pomp begraben, und die Sympathieen der ganzen Stadt zeigten sich in der allgemeinen Theilnahme und Trauer der anwesenden Menge. Wenn Rudolf von M. zugegen gewesen, wäre er einer Lynchjustiz kaum entgangen.

„Die Gesetze gegen das Duellwesen waren damals zwar verschärft worden, aber man weiß ja, wie sie gehandhabt werden. Derjenige, der sich weigert, eine Ausforderung anzunehmen, ist ebenso der Schande und Acht verfallen, wie derjenige, der seine sogenannte Ehre vertheidigt, mit gelinder Strafe bedacht wird.

„Rudolf von M. hätte nach allgemeinem Brauch wahrscheinlich ein Jahr Festungshaft bekommen, aber eine derartige Unthätigkeit behagte seiner lebhaften Natur nicht. Er entfloh aus dem Großstaat, dessen Heer er angehört hattte, in das Ausland, das heißt in ein benachbartes Königreich, dann in jene kleine Residenz, wo er erzogen worden, und wo er noch Freunde und Verwandte hatte. Diese verschafften ihm Mittel, weiter zu reisen.

„In späteren Jahren kam Rudolf von M. immer wieder in jene kleine Residenz zurück, sobald eine entscheidende Katastrophe über sein Leben hereingebrochen. Dort habe ich ihn in verschiedenen Jahren wiedergesehen, im tiefsten Elend wie im höchsten Glück. In jenem Großstaat, wo er vor dem Duell diente, konnte er sich erst nach langer Zeit, nachdem seine Schuld gleichsam verjährt war, wieder blicken lassen.

„Vorläufig blieb ihm damals nichts weiter übrig, als in das Ausland zu fliehen. Er wählte England, um sich dort anwerben zu lassen und Kriegsdienste in Spanien zu nehmen, und zwar gegen Don Carlos.

„Mit diesem Wendepunkt begann nunmehr ein neues Leben im großen Stil. Unsere Literatur aus dem Anfang dieses Jahrhunderts hat eine Menge Abenteurer und Schelmenromane aus älterer Zeit, meist Uebersetzungen aus dem Spanischen und Französischen; Rudolfs von M. Leben aber war Wirklichkeit, und keine Phantasie eines Epikers hätte das erreichen können, was hier das buntfarbige, schuldbeladene Leben eines deutschen Abenteurers umfaßt. In eines wirklichen Dichters Hand könnte es ein neues Heldenlied in der Weise von Byrons Childe Harold werden. Ich kann Ihnen leider nur eine ganz gedrängte Uebersicht geben und muß die Ausschmückung der Einzelheiten Ihrer eigenen Phantasie überlassen. —

„Er hatte also sein deutsches Vaterland verlassen, vertrieben von Reue und Schrecken über seine That. Und wirklich schien es, als ob auf fremdem Boden sein altes unverwüstliches Glück neu erblühen könne. Er kam, wie schon angedeutet, auf Umwegen nach Spanien, trat in die englische Fremdenlegion ein und fand im Kampfe gegen die Carlisten vielfach Gelegenheit, seinen Muth zu zeigen und mit tollkühner Verwegenheit selbst da noch Erfolge zu erringen, wo die Sache verloren schien. In Anerkennung dieser Bravour

schlug ihn sein Chef als würdig des Ordens für persönliche Tapferkeit vor; und diesen hohen englischen Orden erhielt er nicht nur, ebenso die Kriegsdenkmünze, sondern er avancirte auch bei seiner Schwadron bis zum Rittmeister und hätte jedenfalls eine glänzende Carriere gemacht, wenn der Bürgerkrieg nicht plötzlich zu Ende gewesen.

„Auch in anderer Weise lächelte unserm Deutschen das Glück nicht minder bei den heißblütigen Spanierinnen, wie bei den vornehmen Engländerinnen, die ab und zu bei der fremden Legion auftauchten. Von seinen zahlreichen Abenteuern mit den Senoritas von Andalusien kann ich hier wenig berichten, so Tolles auch seinerzeit erzählt wurde, erwähnen will ich nur das Verhältniß mit einer romantischen Schottin, einer Gräfin Douglas, die als Verwandte der Gemahlin des Chefs ebenfalls auf Besuch nach Spanien gekommen war.

„Diese fabelhafte Schottin besaß angeblich nicht nur ein unermeßliches Vermögen, sie muß auch von bezaubernder Schönheit und von allerhand romantischen Einfällen gewesen sein; denn sie liebte es, auf ihrem schottischen Pony die Truppen zu begleiten, und so war sie sehr bald zu einer in ihrer Art heroischen Figur geworden.

„Nichts war natürlicher, als daß sich diese kühne Tochter Albions und unser deutscher Abenteurer sehr bald fanden und verstanden, obgleich der Chef des Regiments, der stolze englische Lord nichts von einer Verbindung wissen wollte. Dies wäre nun kein Hinderniß gewesen, denn Gräfin Douglas war majorenn und Herrin ihres Vermögens wie ihrer Besitzungen in England und Indien.

„Der Lord mußte also auf andere Wege denken, um seinen Willen durchzusetzen, und die Gelegenheit fand sich sehr bald. Da der Krieg zu Ende war, wurde die Fremdenlegion aufgelöst, und eines schönen Morgens war Rudolf von M. ebenso wie die Anderen, wenn auch mit ehrenvollem Abschied, doch ohne besonders glänzende Entschädigung entlassen.

„Indeß dies Mittel, den lästigen Werber zu beseitigen, schlug gänzlich fehl. Gräfin Douglas zeigte sich rasch entschlossen; eines Tages, und zwar noch vor der Auflösung der Fremdenlegion, verabschiedete sie sich von dem Lord und reiste ab, um, wie verabredet, ihren Bräutigam im Hafen von Cadix zu erwarten und sich dann auf ihrem eigenen Schiff nach England einzuschiffen. Rudolf von M. blieb inzwischen ganz ruhig, um seine und des Regiments Angelegenheiten zu ordnen und die Auflösung desselben zu erwarten. Dann schlug auch er seinen Weg nach Cadix ein, und wenn alles geglückt, hätte sein Leben einen anderen Lauf genommen, und eine glänzende Zukunft wäre ihm auf englischem Boden gesichert gewesen.

„Hier aber trat ihm zum ersten Male sein Verhängniß entgegen und zwar in einer Weise, die alle menschliche Klugheit, Entschlossenheit und Berechnung zu Schanden machte. —

„Bis Cadix war er glücklich gekommen, hatte auch den Hafen von

Puntales ohne Hinderniß erreicht. Draußen auf der Rhede, mitten zwischen anderen Schiffen, lag der englische Dampfer, und das Tuch seiner Braut winkte ihm entgegen.

„Rudolf von M. eilte am Quai hin und kam an die Stelle, wo er den Bord einiger anderer Schiffe überschreiten mußte, um zu der englischen Brigg zu gelangen. Eigentlich trennte ihn nur noch ein schwankendes Brett von seiner Verlobten. Es war der hellste Mittagssonnenschein und ringsum lautes Gewühl und brausendes Leben.

„Da, indem er die Planke betreten will, sieht er am Ende derselben, das heißt an Bord des Schiffes, das er überschreiten mußte, eine graue Gestalt stehen, die ihm den Eintritt wehrt. Diese Gestalt sprach kein Wort, nur ihr Arm war erhoben, und ihr hohles Auge auf ihn gerichtet. Rudolf von M. taumelte zurück. Er meinte die Gestalt seines erschossenen Freundes, des Obrist von P., zu sehen. Der bohrende Blick — das bleiche Gesicht, die ganze Haltung, wie damals im Walde. Zwar, er glaubt sich zu täuschen und versucht nochmals, die Planke zu überschreiten.

„Aber die Gestalt wankt und weicht nicht, ein unüberwindlicher Schauder treibt ihn abermals zurück und dann noch ein drittes Mal.

„Drüben stand die schottische Gräfin, die sein Zögern mißverstand und in Ohnmacht sank, als sich der Dampfer in Bewegung setzte. Sie mußte glauben, daß sein Entschluß ihm leid geworden, und von dieser Stunde an hat sie ihn niemals wiedergesehen. Im selben Augenblick aber, als die Gräfin umsank, war auch die räthselhafte, graue Gestalt am Bord des fremden Schiffes verschwunden und Rudolf von M. wußte, daß sein Lebensglück unwiederbringlich verloren. —

„Ein halbes Jahr später befand sich Rudolf von M. wieder in Deutschland und zwar in jener kleinen Residenz, wo er einflußreiche Freunde und Verwandte besaß. Diese wußten es zu vermitteln, daß er am herzoglichen Hofe zu Gnaden aufgenommen wurde. Er trat nunmehr bei der Artillerie als Lieutenant ein, obschon er es bereits bis zum Rittmeister gebracht hatte. Sein ganzes Wesen hatte sich in der Zwischenzeit verändert, und wer den mehr als je interessanten jungen Mann beobachtete, dem konnte es scheinen, als ob er nur einen einzigen Zweck verfolge: den Tod zu suchen, sei es in tollen Reiterstücken, sei es in halsbrechenden Manövern. Aber auch diese Absicht mißlang, im Gegentheil machten ihn seine waghalsigen Streiche sehr bald zu einer volksthümlichen Figur im Regiment und so kam es auch hier zu einer seltsamen Wendung. —

„Nach einem Jahr etwa fand eine Bundesinspection und bei dieser Gelegenheit ein größeres Manöver statt. Rudolf von M. entfaltete dabei seine ganze Virtuosität. In vollstem wahnsinnigem Lauf nahm er mit seinen Kanonen, ohne Rücksicht auf Menschen und Thiere, alle Terrainhindernisse — das heißt mehrere Gräben und steile Hänge — offenbar in der Absicht zu stürzen. Aber das Unerhörte gelang, wie immer, auch diesmal.

„Lieutenant von M. wurde unter allerhöchster Anerkennung zum Hauptmann befördert und zwar entgegen aller Rangordnung; denn es waren noch eine Menge älterer Offiziere im activen Dienst, aber das Auge des Landesherrn war auf den kühnen Offizier gefallen und nicht zu seinem Schaden.

„Die Verhältnisse dieses kleinen Staates waren damals im Grunde corrupt. Bei einem Contignent von dreitausend Mann standen allein sieben Generäle auf dem Pensionsetat, wenn auch nur mit dem Gehalte eines preußischen Obersten. — So auch die beiden Generäle im activen Dienst, von denen der Eine sich der allerhöchsten Gnade in dem Grade erfreute, daß der Herzog mehr als einmal seine Schulden bezahlte. Diese Gunst übertrug sich nun auf den jüngsten Hauptmann. Seine Verwegenheit und Tollkühnheit, wie sein unberechenbares Bestreben, sich so oder so zu Grunde zu richten, hatten ihm abermals nur neues Glück gebracht; nicht blos im Dienst, sondern auch im Leben — als Held bei Karten und Wein — wie als Liebling der Frauen spielte er von Neuem eine glänzende Rolle und zwar ohne alles Vermögen.

„Dies fordert eine besondere Erklärung. Rudolf von M. war durchaus nicht das, was man einen Wüstling oder ausschweifenden Menschen nennt. Er liebte Wein und Spiel noch stärker, als die Frauen, aber doch nur als Mittel, um sich zu betäuben, dann aber auch um zu gewinnen, und darin hatte er auch jetzt noch ein fabelgleiches Glück, dergestalt, daß er vom Moment an, wo er den Entschluß faßte, sich zu vermählen, eine riesige Schuldenlast in ganz kurzer Zeit tilgte. Schon dies erschien als unbegreifliches Wunder, aber noch mehr die begleitenden Umstände.

„Ich sprach von seiner Absicht, zur Heirath zu schreiten, und dies berührt gleichsam einen neuen Roman, der indeß doch nur die Fortsetzung früherer Erlebnisse war. Die Gestalten seiner stürmischen Jugendjahre traten von Neuem in sein Leben — nicht jene schöne Wittwe, die sich längst in zweiter Ehe getröstet und in eine ferne Provinz gezogen war — wohl aber Comteß Adelaide von T., jene veilchenhafte Schönheit vom Lande, die damals beim Besuch des Fürsten in der Garnisonstadt erschienen und mehr oder minder der Anlaß zu dem verhängnißvollen Ehrenhandel geworden war. — Die geschwätzigen Zungen der Zeuginnen hatten damals dafür gesorgt, daß sie Alles erfahren, auch den traurigen Ausgang, an dem übrigens Niemand der jungen Comteß, die schon vor der Katastrophe mit ihrem Vater abgereist war, eine Schuld beimessen konnte. Aber seit jenen Erlebnissen war das Bild des ritterlich kühnen Offiziers im Gedächtniß der jungen Gräfin — wohl auch im tiefsten Seelengrunde derselben — ein unvergeßliches geblieben.

„Und als er jetzt aus dem Ausland heimkehrte, gebräunt wie ein Araber, ruhmbedeckt wie der Held einer Odyssee, da flog ihm, so zu sagen, ihr ganzes Herz entgegen, und so geschah jenes zweite Wunder, daß er die

einzige Tochter einer der adelstolzesten Häuser zur Braut gewann und, wie man es nannte, eine glänzende Partie machte.

„Indeß nannte man es nur so; denn Comteß Adelaide von T. war nicht reich. Gleichwohl wußte Rudolf von M. nicht nur die erforderliche hohe Caution von 15000 Thalern zu stellen, er verstand es auch, seinen künftigen Schwiegervater, den alten unzugänglichen und menschenscheuen Grafen von T. derart zu bezaubern, daß er seine beiden Rittergüter verkaufte und in die kleine Residenz zog, um auf seine alten Tage noch ein Leben in Saus und Braus zu beginnen.

„Sehr begreiflich, daß von dieser Zeit an der Ruin jener altadeligen Familie von T. begann, die sich bis dahin, wenn auch nicht in glänzenden, doch sehr guten Verhältnissen befunden hatte. Andere Calamitäten kamen dazu, um die Zerrüttung zu beschleunigen.

„Der erste dieser Unfälle war, daß die Mutter Adelaidens, Gräfin von T., zuerst über die leichtsinnigen Gutsverkäufe ihres Gatten, mehr noch über den ungewohnten Aufenthalt in der kleinen Residenz, in ein Gemüthsleiden fiel, das sich zuerst in Schwermuth und Tiefsinn zeigte, sich sehr bald aber zu leidenschaftlichsten Ausbrüchen steigerte. Niemand konnte dann die Rasende beschwichtigen, als Rudolf von M., der sie auch in aller Güte in ein Irrenhaus brachte, wo sie eine Zeit lang behandelt wurde. — Dann entließ man sie wieder, wenn auch nicht als geheilt, doch als ungefährlich. Unausrottbar namentlich blieb ihr die fixe Idee, daß sie in einem Luftballon wohne. In Folge davon litt sie an beständigem Schwindel und unerträglicher Todesangst, bei der leisesten Bewegung in die Tiefe zu stürzen.

„Was nun die Ehe des Hauptmanns von M. betraf, so war sie im Wesentlichen eine höchst glückliche. Er that Alles, um seiner Frau, die mit abgöttischer Leidenschaft an ihm hing, zu Liebe zu leben. Sie wurde es gewohnt, daß er ihr heut das Gold mit vollen Händen in den Schooß warf, und daß sie bald darauf nicht so viel besaß, um auch nur das Nothwendigste zu zahlen. Da er sie mit Zartheit und Herzlichkeit behandelte, schmiegte sie sich mit blindem Vertrauen an ihn und sah schließlich auch nicht weiter, als jene zahlreichen Frauen, die in den Tag hineinleben, ohne an die Zukunft zu denken.

„Wie gesagt, Rudolf von M. war eine Zeit lang hochbeglückt, und jener dunkle, unheilvolle Fluch schien auf immer von ihm genommen zu sein. Leider währte diese schöne Zeit nicht lang. Kaum war er völlig in der Stadt eingerichtet und hatte alles gethan, um seinen Schwiegereltern nach vollzogenem Umzuge in die Stadt das Dasein erträglich und behaglich zu machen, da trat abermals die unheimliche Katastrophe ein.

„Mitten im Hoftheater — ich glaube, es wurde an jenem Abend Macbeth gegeben — und der Hauptmann hatte im Zwischenact einige Minuten im Foyer verweilt — da geschah es, daß er bei der Rückkehr seinen Platz im Parquet besetzt fand — besetzt von jener grauen Gestalt, die ihn schon in

Cadix in die Flucht getrieben, von der Gestalt seines erschossenen Freundes, des Oberst von P.

„Mit einem Aufschrei des Entsetzens stürzte der Hauptmann hinweg; alle Welt glaubte damals, es habe ihn ein Schlaganfall getroffen — Andere dachten an ein ähnliches Leiden, wie jenes, wovon die Gräfin befallen worden. Dieser Vorfall wiederholte sich leider in gewissen Zwischenräumen noch einige Male. Der Hauptmann wagte damals keinen seiner Freunde in seinen Zustand einzuweihen, oder nur ein erläuterndes Wort über sein auffallendes Gebahren zu sagen. Wie gejagt von Dämonen stürmte er jedesmal davon und fand keine andere Zuflucht, als den Club im Casino, um dort den Schrecken seines Eindrucks mit Spiel und Wein zu übertäuben. K·in Wnnder, daß er dies letzte Mittel oft bis zur vollkommenen Bewußtlosigkeit steigerte. —

„Von dieser Zeit an datirt der Ruin der gräflichen Familie und nicht blos dieser allein. Man suchte anfangs die sogenannte Welt zu täuschen, indem man den Luxus der dortigen vornehmen Gesellschaftskreise noch überbot, aber auf diese Weise erschöpften sich die verfügbaren Mittel des alten Grafen in sehr kurzer Zeit, und es mußte zu anderen Auskunftsmitteln gegriffen werden. Und hier beginnt ein sehr dunkles Capitel, das ich zur Ehre des Helden lieber übergehen würde, wenn es nicht mit dem letzten Ende in Zusammenhang stände. Rudolfs Schwiegervater besaß noch einen Verwandten, der in glänzenden Verhältnissen lebte, dies Vermögen aber gewissen lichtscheuen Manipulationen zu danken hatte. Die Beweise dafür lagen in einem Briefwechsel mit Rudolfs Schwiegervater, den er, jedoch vergeblich, zu gleichen Fructificationen anzuwerben versucht hatte. Diese gravirenden Briefe fielen in Rudolfs Hand, der keine Bedenken trug, jenes Geheimniß in schonungsloser Weise auszubeuten. Der reiche Banquier mußte als Preis des Schweigens l orrende Summen opfern, doch würde auch diese Hülfsquelle den endlichen Bankerott nicht lange verzögert haben, wenn sich nicht ein hoher Gönner gefunden hätte, der noch einmal alle Schulden tilgte, bis es auch diesem zu viel wurde, zumal da sich plötzlich das Gerücht verbreitete — Hauptmann von M. habe den flüchtigen Polen Mieroslawski eine Nacht in seiner Villa vor dem Thor beherbergt, stehe auch seit Jahren mit Ledru Rollin in Correspondenz. —

„Allerdings neigte Rudolf, sobald er sich in vertrautem Kreise wußte, längst zu liberalen Ansichten, und somit mögen Neider und falsche Freunde jenes Gerücht verbreitet haben, um ihn für immer in der Gunst des Landesherrn zu stürzen. Man befahl allerhöchsten Orts eine strenge Untersuchung, und wenn diese auch nichts Greifbares ergab, reichte sie doch hin, Rudolf von M. für immer unmöglich zu machen. Sein Verderben und sein Untergang wären damals besiegelt gewesen, wenn nicht die Stürme des Jahres 48 einen neuen Umschwung herbeigeführt und sein festgefahrenes Schiff wieder flott gemacht hätten. —

„Rudolf von M. ging nach Schleswig-Holstein, wo er im Jahre 48,

wie auch in den folgenden, an allen Ereignissen Theil nahm. Auch dort bewährte er seinen Todesmuth, wenn auch weniger seine strategischen Kenntnisse. Die ganze elende Kriegsführung, die miserablen Geschütze, der Mangel an Einheit im Felddienst, wie im Commando, reizten seinen Grimm, dem er unverhohlen Luft machte. Die Großmächte wollten eben keinen Krieg, und der deutsche Bund mußte einstweilen seine Sache mit den Dänen allein ausfechten.

„Obwohl Rudolf von M. alle diese hoffnungslosen Zustände einsah, konnte er sich nach dem Abzug der Deutschen aus Schleswig-Holstein doch nicht wieder in das Garnisonsleben finden, abgesehen davon, daß ihm die Rückkehr in die Heimat unmöglich gemacht worden war. Somit trat er nunmehr definitiv in die schleswig-holsteinische Armee ein, wo ihn Willisen in den Generalstab aufnahm, eine ehrenvolle Stellung, die er bis nach dem Fall von Fridericia behauptete.

„Nach dieser Entscheidung war ihm abermals der Boden unter den Füßen geschwunden. So große Anstrengungen er auch machte, irgend eine Anstellung im Civildienst zu erlangen, waren doch alle Bemühungen vergebens. Seine Frau hatte inzwischen mit ihren drei Kindern bei ihren Eltern eine kümmerliche Zuflucht gefunden. Aber diese Familie nun kommen zu lassen, hätte geheißen, sie dem Hungertode preiszugeben. Da, im tiefsten Elend, lächelte ihm abermals das Glück in märchenhafter Weise.

„Um sich selbst über dem Wasser zu erhalten, hatte er, seitdem endlich der Friede wieder herrschte, im auswärtigen Amt eines benachbarten Staates eine kleine Stelle angenommen, deren Jahresgehalt kaum so viel trug, als er oft an einem Abend verspielt hatte. Hier aber fand er Gelegenheit, nicht blos seine Kenntnisse fremder Sprachen zu verwerthen, indem er Depeschen übersetzte, auch die Elemente des diplomatischen Fachs lernte er kennen und benutzte seine Mußestunden außerdem, eine Denkschrift auszuarbeiten, in welcher er die englischen Militärverhältnisse genau beleuchtete und ihre Mißstände sowohl in der Werbung der Soldaten, wie in der Käuflichkeit der Offizierstellen schonungslos klarlegte.

„Diese Arbeit war gleichsam eine nachträgliche Frucht seines Aufenthaltes in Spanien und seiner eigenen Erfahrungen im englischen Dienst. Inzwischen loderte bereits der Krimkrieg in vollen Flammen und Englands schwere Sorgen um den Ersatz seiner gelichteten Truppen waren kein Geheimniß in der diplomatischen Welt geblieben. Rudolf von M. war damals der erste, der plötzlich die geniale Idee faßte, eine Fremdenlegion für England zu errichten — bot ja doch die aufgelöste schleswig-holsteinische Armee alles nöthige Material an Menschen, Waffen und Ausrüstungsgegenständen. Seine Denkschrift in der Tasche, begab er sich sofort nach London und begehrte Audienz beim Kriegsminister.

„Lord Russel empfing den Major von M., der mit englischen Orden geschmückt war, selbstverständlich höchst entgegenkommend; er nahm nicht nur

[illegible] kühne Schrift an, sondern ging auch sofort auf seine weiteren Pläne [illegible] Major von M. wußte nun dem edlen Lord durch seine Sachkenntniß, [illegible]heres Auftreten, dermaßen zu imponiren, daß er ihn sozusagen [illegible] bezauberte und in jedem einzelnen Punkt von der Richtigkeit und [illegible]mäßigkeit seiner Projecte vollkommen überzeugte. Gleichwohl konnte der [illegible] Minister die definitive Entschließung erst nach weiterer Berathung mit den anderen Ministern in Aussicht stellen. So lange sollte der Major in London warten, da jedoch seine Mittel sehr bemessen, bedachte er sich keinen Augenblick, diese Verlegenheit zu bekennen, auch den Umstand geltend zu machen, daß er sich noch im Dienst der Diplomatie befände.

„Darauf hin gewährte ihm der Minister einen offenen Credit in einem bestimmten vornehmen Hotel, wo er bis auf Weiteres warten solle.

„Sofort begab sich Rudolf von M. in jenes Hotel, nicht etwa wie ein bescheidener Deutscher, sondern wie ein Welt- und Menschenkenner, der namentlich die Engländer richtig taxirte. Somit nahm er die ganze Bel-Etage, ließ sich sämmtliche Kronleuchter anzünden, die Equipage des Wirths vorfahren und trat wie ein Lord auf, dem die Einkünfte von Millionen zur Verfügung stehen. Er wollte imponiren und erreichte auch seinen Zweck vollkommen. Frühere Kriegskameraden aus den Feldzügen in Spanien fanden sich ein, andere Häupter der jeunesse dorée, des hohen Adels, wie der Diplomatie schlossen sich auf besondere Einladung an, und der Champagner floß in Strömen bis spät in die Nacht. Kurz, er begann ein Leben im größten Stil so farbenreich, rauschend und überschäumend, wie er es nie zuvor und kaum in den glänzendsten Tagen des Glücks auch nur annähernd geführt hatte. Selbst namhafte baare Vorschüsse konnte der Wirth nicht verweigern, nachdem er sich überzeugt hatte, daß nach wenigen Wochen Alles höchsten Orts wieder gedeckt werden würde.

„Und so geschah es auch. Obschon Lord Russel große Augen gemacht haben soll, als er die bedeutende Rechnung des Hotels in Händen hielt — gab er doch ohne Weiteres Befehl zur Anweisung und nur die einzige Aeußerung entschlüpfte seinen Lippen:

„‚Entweder haben wir es hier mit einem frechen Piraten zu thun oder das ist der rechte Mann, den wir jetzt brauchen können‘ — nämlich in aller Schnelligkeit das Freicorps für die Krim auf die Beine zu bringen.

„Lord Russel hat sich in der Folge weder in dem einen noch anderen Sinne getäuscht; denn Major von M. erfüllte alle seine Zusagen mit bewunderswerther Genialität. Zunächst landete er in Bremen, um wie ein zweiter Wallenstein allerwärts Mannschaften und Offiziere anzuwerben. Und in hellen Haufen strömten sie zu seinen Fahnen. Mit Hülfe der billig erstandenen Waffen, Uniformen und Zelte der früheren schleswig-holsteinischen Armee gelang es ihm wirklich, binnen wenig Wochen ein respectables Corps von fünftausend Mann zusammenzubringen. Einige Wochen später wurde dies Regiment dem Herzog von Cambridge in glänzender Parade vorgeführt

und errang durch Haltung und Disciplin nicht blos die bewundernde Anerkennung der militärischen Autoritäten, sondern auch des Publikums, das nach Tausenden dem interessanten Schauspiel beiwohnte.

„Daß Rudolf von M. bei dieser Gelegenheit den Rang und Titel eines englischen Generals errang und sich nebenbei durch die Werbung der Truppen ein Vermögen auf Lebenszeit erworben — das erschien ebenso verdient als beifallswerth und selbstverständlich; leider sollte auf allen diesen Vortheilen in der Folge kein Segen ruhen.

„Schon dachte der General daran, seine Frau und Kinder nach England kommen zu lassen, um sie mit in den Orient zu nehmen, als unerwartet die Friedensverhandlungen eingeleitet wurden, denen sehr bald der Pariser Congreß und das Ende des Krieges folgte.

„Der kühne Führer des Freicorps, das bereits auf den Schiffen schwamm, stand nun gleichsam wieder in der Luft. Uebrigens war diese Wendung allein noch kein Unglück für ihn. Es handelte sich nunmehr nur um die Frage, was mit den fünftausend Mann werden sollte.

„Englands Sorge war, die Truppen, welche zum größten Theil aus Deutschen bestanden, anderweit zu verwenden. Für Indien konnten sich nur Wenige entscheiden. Dagegen wurde von den Meisten der Angeworbenen der Vorschlag der Regierung angenommen, sie nach dem Cap der guten Hoffnung zu befördern, um dort mit Hülfe der Engländer eine neue Colonie zu gründen.

„Der General von M. wollte anfangs auch davon nichts wissen. Er sehnte sich nach seiner Familie und wäre am liebsten in seine Heimat zurückgekehrt oder wäre auch in England geblieben, um dann dorthin die Seinigen nachkommen zu lassen. War er doch jetzt im Besitz eines bedeutenden Vermögens und somit in der Lage, daheim in der kleinen Residenz oder auch in England, mit Glanz und Ehren aufzutreten. Und dies war stets das höchste Ziel seines Lebens gewesen.

„Aber seltsam, bei jedem Versuch zu landen und das Schiff zu verlassen, wiederholte sich jene unheimliche Erscheinung, die schon zwei Mal so verhängnißvoll in sein Leben eingegriffen hatte. Kaum näherte sich das Boot dem Strande von Greenwich, als sich am Land jene graue Gestalt zeigte mit erhobener Hand, so daß der General von unüberwindlichen Schauer erfaßt, nicht auszusteigen wagte, sondern zum Schiff umzukehren befahl. Dieselbe Erscheinung trat ihm in Bremerhafen entgegen, kurz, das Gespenst ließ den Unglücklichen nicht landen.

„Verzweiflungsvoll sah er sich auf die See gebannt, wie der fliegende Holländer, und so blieb ihm schließlich nichts übrig, als mit dem größten Theil jener fünftausend Mann auf englischen Schiffen in den atlantischen Ocean hinauszusteuern, um nach dem Vorschlag der Regierung jene Expedition nach dem Süden Afrikas zu unternehmen.

„Diese Mission ist denn auch mit vollkommenem Erfolge ausgeführt worden. Besonders die Offiziere, die auf seine Ueberredung hin in die

Fremdenlegion eingetreten waren und nun einer höchst unsicheren Zukunft entgegengingen, haben sich später durch Wort und Schrift dahin geäußert, daß General von M. für sie Alle mehr gethan hat, als wozu er verpflichtet gewesen.

„So trat er unter Anderem dem Gouverneur am Cap energisch entgegen, als dieser auf seine Wünsche zum besten der neuen Colonisten nicht eingehen wollte — er unterstützte auch aus eigenen Mitteln seine Leute, wo es nothwendig erschien und entwickelte in Rath und That unermüdliche Umsicht und Energie, um das Bestehen der neuen Colonie zu sichern. Dieser eine Charakterzug beweist wenigstens, daß Rudolf von M. kein kalter Egoist war, und wenn er früher auch nicht immer die rechten Mittel ergriff, um seine Pläne durchzusetzen und rasch emporzukommen, so kann man hier seine Handlungsweise nur als die eines Ehrenmannes bezeichnen.

„Der Aufenthalt in Capland dauerte beinah anderthalb Jahre. Rudolf von M. hatte sich gleichsam das Wort gegeben, nicht eher zu scheiden, bis alle Schwierigkeiten gehoben waren, die seinem Werke noch entgegenstanden. Viele der Offiziere, die seine Freunde geworden waren, bestürmten ihn, ganz bei ihnen zu bleiben, aber die rastlose Natur ihres Führers fand keinen Frieden. Das Heimweh machte ihn endlich derart gemüthskrank, daß seine Abreise zur Nothwendigkeit wurde.

„Um aber jenes gefürchtete Gespenst, das ihn daheim nicht landen lassen wollte, gleichsam zu täuschen, beschloß er, einen ungeheuren Umweg zu machen, um gewissermaßen seine Spur zu verwischen. Mit dem nächsten englischen Schiff fuhr er nach Ostindien, um von dort aus über Land die Heimat, Europa zu erreichen.

„Aber wie es im Psalm in der Schrift heißt — ‚Und hätte ich die Flügel der Morgenröthe und flöhe bis zum äußersten Meer — siehe, da bist du‘ — auch das mußte er erfahren. Auf den wolkenumschleierten Höhen des Himalaya nahte ihm abermals das Gespenst in Riesengröße und wollte meilenweit nicht von ihm weichen. Wahrscheinlich war dies nur das Bild seines eigenen Schattens auf der Wolkenwand — wie diese Erscheinung auch auf anderen Gebirgen beobachtet wurde. Gleichwohl ergriff ihn der schauerliche Eindruck wieder mit solcher Gewalt, daß er Wochen lang im Fieber zwischen Leben und Sterben lag.

„Als er endlich genesen, war sein Entschluß gefaßt. Zu Fuße pilgerte er durch Persien und Kleinasien nach Palästina, um die heiligen Stätten von Jerusalem aufzusuchen. Es war dies nicht blos eine religiöse Anwandlung.

„Der General war in Folge mancher anderen kleineren und größeren Unglücksfälle völlig dem Bann des Mysticismus oder des Aberglaubens verfallen. Eine seiner mitgenommenen Doggen hatte ihn in die rechte Hand gebissen, so daß er seitdem keine Karte mehr mischen konnte — in einem Palast stürzte der Plafond seines Schlafgemachs ein, das er in jener Nacht

nur deshalb nicht betreten, weil er sich bei einem weissagenden Brahminen verspätet hatte. Drei seiner Diener, die letzten Deutschen, die er aus dem Capland mitgenommen hatte, weil sie gleich ihm an Heimweh litten, ertranken bei der Ueberfahrt über den Ganges — kurz eine unsichtbar drohende Macht schien gleichsam über ihm zu schweben und ihn während der ganzen Reise zu verfolgen.

„Kein Wunder, daß der ohnehin reizbare und reisemüde Pilger unter solchen Eindrücken unvermerkt ein anderer Mensch geworden war. Freilich — ob der früher so blasirte Weltmann nun wirklich im Innersten bekehrt und aus einem Saulus zum Paulus geworden, oder ob die vorübergehenden Schrecknisse seine Einbildungskraft gleichsam ins Bockshorn gejagt hatten — wer kann es sagen. Er wenigstens glaubte unverbrüchlich daran, daß er nicht vergebens das heilige Land berührt, daß er vielmehr im Gebet dort wirklich Buße gethan und Lossprechung seiner Schuld erlangt habe.

„Auch hatte er, wie viele frommen Pilger thun, ein Säckchen heiliger Erde vom Oelberg mitgenommen, das er allnächtlich unter seinem Kopfkissen verbarg. Seitdem meinte er endlich ruhig zu schlafen. Das Gespenst erschien nicht wieder, auch nicht einmal im Traume.

„Und also langte er nach beinah dreijähriger Abwesenheit endlich glücklich wieder in der Heimat an, jetzt ein reicher Mann von Rang und Ansehen und noch in den besten Jahren. Seine sehnlichste Hoffnung, endlich in Ruhe und Frieden ungestört seiner Familie zu leben, wurde nicht getäuscht. Es kamen wirklich noch einige sonnige, glückliche Jahre für ihn.

„Freilich nicht für die Dauer. Zwar das Gespenst blieb auch hier aus — und im Schooß der Familie herrscht Frieden und Freude und Gedeihen.

„Von den dreimalhunderttausend Thalern, die ihm als Errungenschaft des englischen Dienstes geblieben waren, kaufte er ein großes, schön gelegenes Rittergut, das er im Sommer bewirthschaftete, während er den Winter regelmäßig in jener kleinen Residenz zubrachte. Auch dort eröffnete er ein gastliches Haus. Sehr rasch sammelten sich die alten Jugendfreunde um ihn, und das Leben ging bald wieder aus dem Vollen und mit altem Glanze, der auch seinem Familienleben neuen Reiz verlieh. Seine Gemahlin, Gräfin Adelaide stand noch in den besten Jahren, wo Frauenschönheit sich mit zweitem Zauber schmückt, sein Sohn wuchs auf der Kriegsschule zum tüchtigen Offizier heran, seine beiden Töchter entfalteten alle jungfräulichen Reize des Blüthenalters, und so wurde das Haus des Generals von M. bald zum Mittelpunkt der vornehmsten und feinsten, aber auch anspruchvollsten Gesellschaft.

„In schneidendem Contrast mit der lärmenden und ausgelassenen Lebenslust, die im Hause M. wieder in hohen Wogen ging, stand in der ersten Zeit das ernste, düstere in sich gekehrte Wesen des Generals. Versuchte er doch gleich im ersten Winter regelmäßige Andachtsübungen in seiner Familie einzuführen.

„Und als die Seinen solche Neigungen gegen ihren Geschmack fanden, vergrub er sich allein in allerlei mystische Studien, besuchte häufig Klöster und Kirchen, lief in religiöse Conventikel und verbrachte seine Abende in erbaulichen Gesprächen mit Domherren, Geistlichen, wohl auch mit den Mönchen des Stifts von Sanct Benno.

„Daher schrieb sich auch wohl das Gerücht, er sei im Morgenland zum Katholicismus übergetreten. Andere meinten sogar, er sei Buddhist geworden oder Moslim; volle Klarheit hat sich darüber nie erlangen lassen, aber so viel ist gewiß, daß jener Verkehr mit den Stiftsherren in gewisser Hinsicht sein Verhängniß wurde. — Um das Treiben daheim kümmerte sich der General fast gar nicht mehr, hinderte es aber auch nicht, daß die Familie, die sich auf den Gipfel des Glückes sah, allen Capricen die Zügel schießen ließ. Das lustige Leben in Saus und Braus auf dem Rittergut überschritt bald alle Schranken. Die adeligen Familien der Umgegend, die Offiziere der nächsten Garnison fanden dort einen willkommenen Sammelplatz, nicht minder wie allerlei Parasiten und Tagediebe aus der Residenz. Wieder floß der Wein in Strömen — Gastmähler wechselten mit Festen, großen Jagden mit ländlichen Bällen. Und alle diese Verschwendung hätte das Gut noch ertragen, denn das Dominium war ausgedehnt, der Ertrag des fruchtbaren Bodens reichlich und die Verwaltung in ehrlichen Händen.

„Das Verhängniß sollte vielmehr in einer anderen Seite kommen, nämlich von jenen Stiftsherren von St. Benno. Die klugen Herren, welche in nächster Nähe des Ritterguts ein uraltes Stift bewohnten, ihre Hände auch in allerlei Handelsschaft und Besitzwechsel hatten, wußten den General zu veranlassen, zu seinem Dominium immer neue Grundstücke hinzuzukaufen, um sich — wie sie es nannten, zu arrondiren. Auf diese Weise wurden ihm Wiesen und Forsten, Torfgründe und Sumpfland angeschwindelt.

„Natürlich blieben Verstimmungen nicht aus, als der General nachträglich merkte, wie man seine Unkenntniß mißbraucht hatte — höchst empfehlenswerth erschien dann eine Reise nach Helgoland, in die Bäder am Rhein oder auch nach Paris, theils um sich körperlich zu erfrischen, theils um sich zu zerstreuen — im Spiel. Kurz, der alte Dämon hatte binnen wenigen Jahren wieder seine alte Macht gewonnen. —

„Und als ob es an den unausbleiblichen Verlusten nicht genug, die mit solchem Leben verbunden waren, so brach schon im folgenden Jahre eine Ueberschwemmung herein, Mißwachs und Viehsterben folgten, so daß der Ertrag auf Null reducirt wurde. Wie häufig in solchen Fällen geschah es auch jetzt — die Mehrzahl der Hypothekbesitzer, die bisher ihre sicheren Zinsen bezogen hatten, wurde mißtrauisch und kündigte plötzlich sämmtliche Capitalien, so daß der Restbestand des großen Vermögens, über das der General noch vor einigen Jahren verfügen konnte, wie Schnee zusammenschmolz. Noch war das siebente Jahr seit seiner Heimkehr nicht abgelaufen, als seine letzten Hülfsquellen bereits erschöpft waren.

„Gleichwohl hielt man den Schein des Reichthums mit Sorgsamkeit aufrecht. Man gab große Jagden und Feste, so lange der Credit des Hauses sich noch tragfähig erwies.

„In jener Zeit war es, als ich dem General, mit dem mich vor langen Jahren eine Jugendfreundschaft verbunden hatte, wieder näher trat. Wiederholt lud er mich zu Gast auf sein Gut, rasch fanden wir den alten vertrauten Ton wieder, und bald hatte der alternde Mann kein Geheimniß mehr vor mir. Ja, er war mir sogar dankbar, daß er wenigstens Einen gefunden, dem er alle seine geheimen Sorgen und Kümmernisse ohne jeden Rückhalt anvertrauen konnte. Auf weiten Fahrten und Ritten durch die Wälder hat er mir sein wechselvolles, wunderbares Leben erzählt. —

„Er war kein glücklicher Mann mehr und abermals in jenes Stadium gesunken, wo man Betäubung um jeden Preis sucht — — Betäubung, um sich über die Sorgen der Gegenwart und Abgründe der Zukunft hinwegzutäuschen.

„Aber mitten in dies Leben eines trügerischen Luxus traf nun Donnerschlag auf Donnerschlag. Der Erste war, daß eben jener Verwandte seines Schwiegervaters starb, — derselbe nämlich, den er vor Jahren auf Grund seiner Mitwissenschaft gewisser finanzieller Mysterien ausgebeutet hatte. Diese Pression hatte ihm der vornehme Herr nie vergessen, bei seinem Tode zeigte sich, daß er sein ganzes, noch immer kolossales Vermögen, auf das man wie auf einen sicheren Hafen gehofft hatte, ja das die einzige letzte Grundlage des schwindenden Credits geblieben war, fremden Leuten vermacht hatte — und zwar denselben frommen Stiftsherrn von St. Benno, die den General seit Jahren umgarnt hatten.

„Dieser erste Schlag erschütterte den Besitzstand des Generals bis in die Grundfesten, und nun entluden sich die Wetterwolken weiter, Schlag auf Schlag über seine Familie. Noch in demselben Monat starb seine Lieblingstochter, die sich soeben verlobt hatte, in Folge eines Sturzes vom Pferde. Unmittelbar darauf folgte Frau Gräfin Adelaide, der zu Liebe man das rauschende Leben begonnen hatte. Jetzt war Alles zu Ende — die jüngere Schwester wurde zu Verwandten gethan. Ueber das Haus von M. aber brach der volle Ruin herein. Das Rittergut mußte subhastirt werden, ebenso das schöne Hotel in der Residenzstadt.

„General von M. hatte seitdem keinen festen Wohnsitz mehr. Er stand nunmehr ganz allein. Dem Sohn, der noch ein Jahr die Kriegsschule zu besuchen hatte, sicherte fürstliche Huld eine Freistelle. Der letzten Hoffnung, im Stift von St. Benno ein Asyl zu finden, was man ihm auch bereitwillig anbot, entsagte der General selbst. Seine Begeisterung für die frommen Herren war in den grimmigsten Haß umgeschlagen, wie auch seine ganze Geistesrichtung sich jetzt wieder dem weltfeindlichsten Nihilismus zuwandte.

„So zog er denn von Dorf zu Dorf, von Gut zu Gut in der Nachbarschaft, und ohne Widerrede duldete man den einst Gefeierten einige Zeit, um

ihn dann in schonendster Weise unter allerlei Vorwänden weiter zu schaffen; das heißt, der General folgte immer nur ausdrücklichen Einladungen und da er gut und fesselnd aus seinem bewegten Leben zu erzählen verstand, so war der alte Herr auch überall als vortrefflicher Gesellschafter willkommen.

„Ich sagte ‚der alte Herr', das heißt, er war sichtlich frühzeitig gealtert, doch hätte er wohl noch eine lange Reihe von Jahren leben können — aber die Folgen früherer Stürme brachen über ihn herein. Er litt jetzt wieder an furchtbaren Träumen, dabei an Schmerzen in Haupt und Brust, Leiden, die jeder ärztlichen Erkenntniß und Behandlung spotteten. —

„Die Genossen seines Standes übrigens — dies muß man zu ihrer Ehre wiederholen, ließen ihn in keiner Weise Mangel leiden. Noch stand ihm seine Loge im Hoftheater der Residenz zur Verfügung, und auch sein Spielchen konnte er allabendlich im Casino machen, wenngleich er die Obliegenheit des Kartenmischens Anderen überlassen mußte. Leider wurden diese Zerstreuungen in letzter Zeit häufig von unheimlichen Anfällen unterbrochen. Zuletzt meinte er fast allabendlich den grauen Geist auf seinem Stuhl sitzen zu sehen, selbst daheim erblickte er ihn aus dem Fenster schauend — in seinem Bett liegend oder in seinen eigenen Kleidern an der Thür lauernd. Dann verlor er alle Fassung und fiel in Convulsionen zu Boden.

„So verging etwa noch ein Jahr. Eines nebligen Morgens im Spätherbst fand man den alten Herrn erschossen auf dem Kirchhof — erschossen am Grabmals seines Chefs, der einst von seiner Hand gefallen. In seiner Linken hielt er noch die alte, mit Silber eingelegte Pistole, mit welcher er damals das verhängnißvolle Duell bestanden hatte. In seiner Tasche fanden sich noch baare fünfzehn Mark, als der ganze Rest des großen Vermögens, mit dem er kaum acht Jahre vorher aus Afrika heimgekehrt war. Ein unbekannter hoher Gönner ließ die Leiche aufheben und nach jener Residenz bringen, wo er seine letzte Zeit verlebt hatte. Dort folgte auch ein feierliches Begräbniß mit allen militärischen Ehren.

„Derselbe hohe Herr sorgte auch fortan für den Sohn, der, wie sein Vater, ebenfalls bei der Cavallerie eingetreten war. Im letzten großen Feldzug hat er einen ehrenvollen Tod gefunden. Die jüngere Tochter endlich hat als altes Fräulein etwa noch zwanzig Jahre in einem Stift gelebt. So ist mit ihrem Tode die ganze Familie ausgestorben, und das alte grausame Wort der Schrift vom Hause dessen, der keine bleibende Stätte auf Erden findet, hat auch hier wieder Recht behalten.

„Ob nun alle jene Wandlungen eines ruhlosen, verlorenen Lebens wirklich durch jene wiederkehrende Erscheinung oder durch die Charakteranlage des Helden allein herbeigeführt worden sind, — wobei ja immerhin die Erinnerung an eine unheilvolle That den Schuldbewußten irritiren konnte — darüber erlaube ich mir kein Urtheil.

„So viel aber ist Thatsache, das Gespenst erschien ihm jedesmal, sobald

sein Leben in eine bestimmte Bahn einlenken, eine festere Gestaltung annehmen wollte. Er entfloh ihm beinahe dreißig Jahre lang in alle Weltgegenden, aber zuletzt, als alles verloren war, ist er dennoch die Beute desselben geworden. —"

Nachdem der Erzähler eine Weile geschwiegen, Niemand der Zuhörer aber etwas erwiderte, nahm er noch einmal das Wort.

„Sie verstummen, meine Herren, und es ist wahr, der Rest eines solchen Lebensbildes ist Schweigen. Ich hüte mich, irgend eine Folgerung daraus zu ziehen, aber zwei Wahrheiten drängen sich mir doch zuweilen auf:

„Einmal: Wir hängen mit dem, was man das Weltgesetz oder Gott oder sonstwie nennen mag, durchaus nicht etwa durch unsere Intelligenz zusammen, sondern durch das Gewissen. Es kann Jemand durch die Intelligenz sündigen, so viel er Lust hat, z. B. Gott leugnen und höchsten Witz und Aberwitz aufbieten, um zu beweisen, daß wir nichts als Bestien, daß selbst die Seele ein abergläubisches Märchen — sein Gewissen wird dabei vollkommen ruhig sein. Beim geringsten Verbrechen dagegen wird er die Ruhe verlieren und alle himmelstürmende Intelligenz nicht besiegen können.

„Und die zweite Wahrheit scheint mir:

„Alle Riesenkraft der That ist völlig machtlos gegen jene Gewissensstimme: Dieser Mensch, Rudolf von M., der Liebling aller Grazien, der Schützling eines dauernden unerhörten Glückes, kam trotz aller seiner Erfolge, trotz aller seiner Energie und Thatkraft doch immer wieder in Lagen, die ihn zwangen, seine Bahn zu verlassen und etwas Anderes zu ergreifen. Man mag darüber denken, wie man will, aber jene Erscheinung des Gespenstes war Veranlassung, daß sich sein Charakter nach allen denkbaren Seiten hin energisch entwickelte. Er wurde zu einer Art von epischem Helden, der einem Simplicissimus gewiß nichts nachgab, aber bei aller Ausdauer seiner Energie konnte er schließlich dem Untergang doch nicht entrinnen, weil eine sittliche Schuld auf ihm lastete. Es war in gewissem Sinn ein tragischer Fortunat und in anderem Sinn sein eigenes Gespenst. —

Julius Rodenberg.

Von

Ludwig Ziemssen.

— Friedenau. —

Seit ich den Namen, den ich hier niederschreibe, zum ersten Male hörte und las, sind volle vier Jahrzehnte verflossen. Es war eine schwüle, tief bewegte Zeit. Unsere Hoffnungen und Wünsche für Befreiung Schleswig-Holsteins vom Dänenjoch waren zum zweiten Male getäuscht: die Intervention Englands und Rußlands, welche die Herzogthümer lieber in der Gewalt Dänemarks als im Anschluß an Deutschland sahen und der preußischen Regierung beklagenswerthe Schwäche hatten zu dem berüchtigten „Berliner Frieden", später zu der noch verrufeneren „Olmützer Conferenz" geführt, und Schleswig-Holstein, von Allen verlassen, war der brutalen Zwingherrschaft der rachegierigen Dänen schutzlos ausgeliefert! — Ein Schrei der Empörung ging damals durch ganz Deutschland: in Wort und Schrift der Dichter und Politiker hallte derselbe wieder, und jeder deutsche Patriot fühlte sich in dem „verrathenen deutschen Bruderstamm" mit verrathen und tief erniedrigt.

Auch in einem mir vertrauten Kreise lebte man dieser Empfindung; mit jugendlichem Ungestüm fällte man vernichtende Urtheile über die gewissenlose Politik der Großstaaten, fluchte der Diplomatie, die, — im neunzehnten Jahrhundert, — noch immer deutsche Volksstämme „wie Schafheerden behandelte", und las mit ingrimmiger Befriedigung jedes freie, nachdrückliche Wort, das in Poesie oder Prosa über das Schicksal der Herzogthümer laut wurde und der deutschen Schmach Namen gab.

Man mag sich denken, wie willkommen den Zornmüthigen ein Heftchen Sonette kam, die, für Schleswig-Holsteins Recht erglühend, die Schicksale des unglücklichen Volksstammes mit leidenschaftlicher Antheilnahme begleiteten und in schwungvollen Strophen voll hochgesteigertem Pathos die Deutschen zum Kampf für die gute Sache der Brüder und für Deutschlands verpfändete Ehre aufriefen. Das war Sang und Klang nach unserm Herzen, das ein poetisches Empfinden, von dem wir uns hingerissen fühlten, und die volltönende Rhythmik der prächtig abrollenden Verse wollte lange nicht aus unserm Ohr! Daß die poetische Sprache sich in einem gewissen jugendlichen Ueberschwang bewegte, daß der Autor von sich selbst etwas mehr, als unumgänglich nöthig war, sprach, beirrte uns nicht: daran waren wir durch Geibel, mehr noch durch Herwegh gewöhnt, und eine leidenschaftliche Subjectivität schien uns zur Sache zu gehören.

Mit einigem Staunen vernahmen wir, daß der Dichter ein junger Marburger Student sei. Daß wir ihn und seinen Namen nicht so bald wieder vergaßen, dafür sorgte er selbst. Wenige Monate nach jenen Schmerz-Sonetten kam ein Nachklang derselben als „fliegender Sommer“ zu uns — noch immer voll bitterer Klage über Deutschlands Erniedrigung, aber doch schon aus nächtigem Dunkel den rothen Morgen ahnend und aus der welken Vergangenheit den neuen Frühling prophezeiend, den uns „die deutsche Jugend“ bringen werde. Auch das lasen wir voll Genugthuung und Antheilnahme an der Person des jungen Dichters.

Letztere Empfindung steigerte sich, freilich nicht ohne eine Beimischung kopfschüttelnden Staunens, als der jugendliche Sänger, Student noch in den ersten Semestern, kecklich mit einem starken epischen Gedicht „Dornröschen“ hervortrat und selbiges unverzagt in die Hände des großen Sagenforschers und sprachgewaltigen Meisters Jakob Grimm niederlegte, sich ihm fortan zu treuem Dienste widmend! Welche Verwegenheit! — Doch stand die Zuversicht dem jungen Dichter nicht übel an, und die Dichtung selbst gefiel in weiten Kreisen. Zumeist Frauen und Mädchen lasen die Mär von dem ritterlichen Könige Rodegast und dessen kühnen Kämpfen um die schöne verzauberte Jungfrau Rosamund mit Befriedigung, verfolgten mit Antheil das Liebesglück Beider, wohnten im Geiste dem festlichen Tjostieren an des Königs Hoflager bei, und der bösen „Frau Skuld“ häßliche Taufgabe an der Wiege der kleinen Rosalinde mit allen ihren schlimmen Folgen wirkte erregend auf die zarten Gemüther der Leserinnen. Die ganze hübsche klang- und sangreiche Dichtung, gewoben

„Aus Jugendlust und Jugendleid,
Aus süßem Duft der Frühlingszeit
Und seiner Lüfte lauem Fächeln,
Aus sommerlicher Blumen Kranze
Und aus des Herbstes mildem Glanze
Und ros'ger Lippen holdem Lächeln —“

erwarb sich die volle Sympathie der deutschen Frauenwelt, was um so weniger zu verwundern war, als sie unter der Einwirkung eines zarten Verhältnisses entworfen und vollendet worden. Der alte Jakob Grimm mag lächelnd sein graues Haupt geschüttelt haben, als er dicht hinter seiner Widmung das poetische „Präludium an J. M." erblickte; Ja die Jugend! die Jugend! — Sprachforschung und Sagenkunde thun's eben nicht allein!

Die günstige Aufnahme seiner bisherigen Leistungen dürfte auf Rodenbergs Production wesentlich befruchtend gewirkt haben; er blieb wenigstens von jetzt an fast unausgesetzt auf dem Plan, und bald traf man seinen Namen schier überall. Nur daß er fortan neben der gebundenen Form auch eine höchst graziöse Prosa cultivirte. Als Proben hierfür mögen die, später unter dem Titel „Kleine Wanderchronik" vereinigten Skizzen und Novelletten, zu denen er die Stoffe auf Ferienreisen gesammelt zu haben scheint, hier Erwähnung finden. Ein starker Trieb in die Ferne, von ihm selbst später „Der heilige Geist der Wanderlust" genannt, hat ihn sein ganzes ferneres Leben hindurch beherrscht; vor allem die Liebe zum Meere, zu Seefahrten, zu einsam-träumerischem Weilen auf den Inseln der Nordsee, und ein angebornes tiefes Naturempfinden, verbunden mit einer liebevollen Hingabe an Geschichte und Sage, die ihr zart Gespinnst über die von ihm besuchten Oertlichkeiten ausgebreitet, bilden fortan gleichsam den Grundstock seines poetischen Vermögens. So erfüllte sich an ihm, was Gottfr. Kinkel von allen Poeten gesagt haben will:

> „Einsamkeit des Dichters Braut,
> Mutter Natur ihn groß anschaut;
> Geschichte, die Ahnfrau, hebt ihn hinauf
> Ueber des Lebens gemeinen Lauf —
> Da rauscht das Lied aus starkem Busen,
> Die drei, das sind die ächten Musen!"

In jene ersten Jahre poetischen Wirkens gehören jene Lieder, welche er später in Cyklen, wie „Weserthal" — „Aus den Bergen" — „Helgoland" — und „Heimkehr" gruppirt hat, alle von innigem Naturgefühl durchweht und zum Theil auch durch die sich immer mehr klärende Form zum künstlerischen Bewußtsein sprechend. In freundlicher Erinnerung sind mir aus jener Zeit Lieder wie „Morgenfrühe — Beim Veilchensuchen — Böser Frühling — Nachtgruß — Wenn eine Rose fällt — geblieben; das heimatliche Weserthal feierte er in Liedern wie: O frischer Hauch in früher Stund — Stromfahrt — Rinteln —; das hessische Bergland mit den zarten lyrischen Ergüssen Notturno — O, wie lockst Du mich aus dem Zimmer — Heimweh; — die geliebte Insel Helgoland endlich feiert er lieblich und stimmungsvoll in „Morgenstunde — Windstille — Auf dem Holm — Herbst im Meer u. a. Hier spielt auch jene reizende Novellette, die mir durch ihren graziösen Humor unvergeßlich geblieben ist: Die Düne von Helgoland"; und hier schrieb er, im vollen Genuß der gewaltigen Poesie des Meeres, und alter Sagen

gedenkend, das kleine Epos „König Haralds Todtenfeier, metrisch nicht gerade musterhaft, doch schön in seiner hocherregten Sprache und durch den tragischen Untergang der Liebenden am Schluß ergreifend.

In dieselbe Zeit, das ist die erste Hälfte der fünfziger Jahre, gehört die „Lustige Kriegshistorie der Majestäten Felsenbier und Rheinwein", ein, vielleicht durch Otto Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt" angeregter poetischer Schwank, der, ebenso wie jener, sich großen Beifalls zu erfreuen hatte und — irre ich nicht — rasch mehrere Auflagen erlebte.

Des Dichters sorgenloser Wanderlust und reich ausgiebiger Muße setzte das Jahr 1855 für einige Zeit eine Grenze. Er glaubte es sich und den Seinigen schuldig zu sein, seinen juristischen Studien einen formalen Abschluß zu geben, und so schloß er sich, nach einem äußerlich wie innerlich ergebnißvollem Ausfluge nach Paris (geschildert in seinem „Pariser Bilderbuch",) mit Corpus juris, Pandekten und anderen mehr nützlichen als erfreulichen Büchern in sein Zimmer ein, willens das gesteckte Ziel in energischem Anlauf zu erreichen. Wie viel innere Ueberwindung ihm dieser Entschluß kostete, erhellt aus einem drolligen Stimmungsausfluß in den „Liedern".

„Ach Gott, ich bin recht unglückselig;
Die Arbeit will mir nicht gelingen,
Weil draußen wieder hundertkehlig
Die Vögel munt're Lieder singen;
Weil durch die staubigen Gardinen
Die Frühlingssonne neckisch blitzt,
Und drüben mit holdsel'gen Mienen
Die Nachbarin am Fenster sitzt;
Weil aus des Zimmers engen Grenzen
Die Sehnsucht in das Weite fliegt,
Und mir der ganze Duft des Lenzen
Berauschend auf der Seele liegt. ꝛc."

Im Jahre 1856 war das ersehnte Ziel errungen, und nun hielt den jungen „Doctor des römischen und des canonischen Rechtes" nichts mehr zurück, die versäumte Reiselust und poetische Production in wackeren Zügen nachholend zu genießen.

„In volleren Zügen"! Denn nun ging es nach dem Lande, um dessen Küsten seine Phantasie schon lange sehnsuchtsvoll geflattert: nach England und somit dahin, wo hinfort die reichsten, schönsten und werthvollsten Früchte seines Geistes reifen sollten. Seiner mit jedem Jahre und jedem neuen Aufenthalt auf den brittischen Inseln wachsenden Vorliebe für England wird fortan nur durch die Liebe zur deutschen Heimat ein Gegenwicht gehalten, und so tief lebt er sich in englische Sitten und Gewohnheiten ein, so tief in Geschichte und Sage des großen Inselreiches, so warm und innig umfaßt er dessen Natur und Menschenleben, daß lange Jahre hindurch jeder poetische Vorwurf sich ihm in englisches Gewand kleidet und auch jene wissenschaftliche

Arbeit, zu der er sich einst dem Altmeister Jakob Grimm gelobte, ihm nur auf britischem Boden gedeihen will.

Den Herbst des Jahres 1856 verlebte Rodenberg, wie es scheint, theils in London, theils in Wales, in tief befriedigter, mannigfach angeregter und höchst productiver Stimmung: die Ergebnisse derselben liegen in den interessanten und werthvollen Büchern: „Ein Herbst in Wales" und „London im Herbstnebel" vor.

Der Eindruck, den die Weltstadt auf sein Gemüth ausübt, ist fast überwältigend; hierher, meint er, gehört nur ein Mann von außergewöhnlicher Geistesstärke, und ihm klingt Heines Wort „Schickt keinen Dichter nach London, schickt einen Philosophen"! anfangs auf Schritt und Tritt in's Ohr. Doch allgemach acclimatisirt er sich in der ungeheuren, ihm so neuen Welt und allgemach kommt auch der Poet in ihm zu seinem Recht. Auch in Nebel und Regen erschaut das Dichterauge bald das Große und Schöne. Die ungeheuere Fülle des Lebens, die sich täglich und stündlich durch die Adern Londons ergießt, offenbart sich ihm als die wahre erhebende Poesie der Weltstadt und kräftigt seine Seele; aber auch die tragische Seite derselben sollte ihm nicht fremd bleiben: das Gefühl der ungeheueren Einsamkeit, der entsetzlichen Verlassenheit innerhalb einer Welt von Menschen; das Bewußtsein freundlos, allein mitten drin zu stehen, in einer Menge, die von seinem Leben nichts wußte und von seinem Tode nichts merken würde, regte ihn im Tiefsten seiner Seele an. Dazu kamen die schrecklichen Bilder des Lebens Londoner Proletariats; sie prägten sich ihm tief und erschütternd ein; aber sie erfüllten ihn auch mit gesteigerter Liebe für der Menschheit Leid und Wehe. Eine poetische Frucht dieses Empfindens ist u. a. die vortreffliche Skizze „Das Mädchen aus Seven-Dials. Man kann die tragische Geschichte von Annie Pedgraft nicht ohne innerlichste Bewegung lesen. So hebt der Dichter aus dem Straßenschmutz eine Perle auf, die außer ihm Niemand entdeckt haben würde, und die nun mit ihrem thränenfeuchten milden Schimmer uns Allen in's Herz glänzt!

Seine Beobachtungen über Theater, Volksmusik und Straßenpoesie in London sind klarsichtig und scharf; seine Rückschlüsse daraus auf den Charakter des Volkes („etwas Sentimentalität mit viel roher Natürlichkeit") treffend und fein. Anziehend und belehrend ist, was er über die Deutschen in London mittheilt; gut und warm empfunden die Schilderung seiner Besuche bei Kinkel und Freiligrath. Man liest sie noch heute mit Vergnügen. Letzterer entließ ihn mit den liebenswürdigen Versen:

> „Heil ihm, daß in der Heimat er
> Kann für die Heimat singen,
> Und mög ihm jeden Sommer mehr
> Sein fröhlich Lied gelingen!"

Ein Wunsch, der aufs Schönste in Erfüllung gehen sollte.

Den größeren Theil des Herbstes von 1856 verlebte, wie schon an-

gedeutet, Rodenberg in dem schönen, eigenartigen und sagenreichen Fürstenthum Wales. Unfern der herrlichen Meeresstraße, welche die liebliche Insel Anglesea vom Festlande trennt und nahe den Städten Conway und Bangor, der altehrwürdigen Bischofsresidenz, siedelte er sich in der poetischen Einsamkeit einer walisischen Bauernfarm an, „ein lässiger, überglücklicher Wanderer", der Rast macht an einem friedseligen Plätzchen. Hier versenkte er sich mit liebevoller Hingabe ganz in das primitive Leben seiner ländlichen Umgebung; hier berauschte er sich an dem vollen, dunklen Klange der alten Landessprache, deren Aussprache er dem frischen Munde der reizend aufblühenden Tochter des Hauses, Sarah, ablernte; hier lauschte er den volksthümlichen, zum Theil uralten Liedern, die im Gedächtniß der walisischen Mädchen und Frauen fortlebten; hier sammelte er, seines an Jakob Grimm geleisteten Gelöbnisses froh eingedenk, die mehr und mehr schwindenden Reste alt-kymrischen Volksbewußtseins in Sagen, Mythen, Märchen und Volksliedern — hier endlich erstarkte sein Geist unter den Einwirkungen einer ebenso reizvollen wie erhabenen Natur, und seine Schilderung nimmt eine Kraft und Anschaulichkeit, seine Sprache eine Prägnanz und plastische Versinnlichung an, die den Leser, der Rodenbergs Entwickelungsgang aufmerksam verfolgt, mit Staunen erfüllt! So wahr ist es, daß, wie die Natur „lauter große Gedanken denkt", die der Menschen, indem er ihnen nachsinnt, sich ausdehnen und jenen ähnlich werden! Wie er das in „göttlicher Morgenfrühe" fluthende Meer, begrenzt von den Uferhöhen der im Schmuck weißblitzender Villen prangenden Insel Anglesea malt; wie er den erhabenen Pen-Maen-Mawr schildert, in dessen „steinigen Stirnfurchen die Abendsonne glühet", oder den in sanftem Blauduft gekleideten Great-Ormes-Head, die Felswand mit dem stürzenden Wasserfall oder die in zauberischem Farbenschmuck strahlende weite Bergwiese, auf der einst Llewellyns des Guten Palast gestanden: das Alles ist wahrhaft köstlich und bekundet ein künstlerisches Vermögen zu schauen und das im Spiegel der Seele aufgefangene Bild verklärt wieder zugeben, wie ich kaum anderwärts gefunden zu haben mich entsinne! Man taucht, indem man dieses Buch liest, wie in ein wunderkühles Bad, das allen Staub und Schweiß des hastenden Werktaglebens linde erquickend von der Seele spült!

Etwa um dieselbe Zeit wagte der Dichter einige versuchsweise Ausflüge auf das dramatische Gebiet, — vorläufig ohne sonderliches Glück, wie man gestehen muß. Seiner enthusiastischen, von Menschenliebe durchglühten Natur fehlte jenes Ingrediens, dessen Mangel an sich selbst Goethe als Hinderniß voller dramatischer Erfolge beklagte, das „richtige Quantum Galle!"

So athmen auch seine damals zu Tage getretenen „dramatischen Idyllen" und das zweiaktige Melodram: „Waldmüllers Margret" wenig dramatischen Geist. Diesen Mangel verschuldet bei Letzterem beispielsweise nicht nur das musikalische Element, sondern auch die romantisch-lyrische Fabel: da ist als Held ein junger Thronerbe, der der Tochter des regierenden Herrn, seines älteren Bruders, verlobt ist, auf der Jagd aber eine junge

ländliche Schöne, Waldmüllers Margret, in sein Herz geschlossen hat und, um ihren Besitz sich zu sichern, nicht nur auf die Hand der Fürstentochter, sondern auch auf seine Thronfolge verzichten will. Glücklicherweise erweist sich letzteres Mittel als unnöthig. Der Fürst erkennt in Margret rechtzeitig seine natürliche Tochter und erhebt sie in den Fürstenstand; Corinna, die Verlobte, verzichtet zu Gunsten ihrer lieblichen Schwester; der Fürst legt überdies sein Krönlein nieder (nicht ohne zuvor den ehrlichen Waldmüller zum „Grafen von Waldmühl" ernannt zu haben) und Prinz Alfred und Prinzessin Margret besteigen unter allgemeinem Beifall den Thron. Für die Schwäche der Fabel entschädigt den Leser (oder Hörer) die melodische Lyrik in Einzelliedern oder Zwiegesängen, im Dialog eine von Goetheschem Geist durchhauchte rhythmische Sprache, die wie Musik in's Ohr fällt.

Der tief erquickende, innerlichst fördernde und literarisch ergebnißreiche Aufenthalt in Wales hatte in Rodenberg eine unbezwingliche Sehnsucht nach der von Anglesea aus oft mit verlangendem Auge erschauten Küste der „Feeninsel," der „Insel der Heiligen" erweckt: er beschloß, seinen nächsten größeren Ausflug Irland zuzuwenden, und diesen Entschluß führte er nach vorangegangenen eindringlichen Studien über Sprache und Geschichte des Landes im Sommer des Jahres 1858 aus.

Nachdem er, Wales durchziehend, noch einmal die alten Freunde in Farm Wern begrüßt und sich der Erinnerungen an die schöne Zeit seines Aufenthaltes dort ersättigt, in Freude und Leid, fuhr er durch die berühmte Röhrenbrücke über die brausenden Wogen der Menai-Straße dahin, durchkreuzte im Zuge die Insel Anglesea bis zur Hafenstadt Holyhead und bestieg hier das Schiff, das ihn über die irische See nach dem Hafen von Kingstown hinüberführte — eine Fahrt, die uns der Dichter in seinem Vorwort (ich möchte lieber „Vorgesang" sagen) zu dem vortrefflichen Buche „Die Insel der Heiligen" in wahrhaft bezaubernder Weise schildert.

Und nun durchpilgerte er, zum Theil in Begleitung eines ortskundigen Freundes, Studiengenossen aus Heidelberg, des fröhlichen und lebenslustigen Mr. Tupper aus dem Trinity-College, und nachgehends in gelegentlicher freundlicher Berührung eines drolligen Originals, Mr. Macrie, und seiner beiden hübschen Töchter Ellen und Jane sowie eines komischen Verehrers der Letzteren die romantischen Wicklowberge, das Land um die Seen von Killarney, Limerick und die Shannongegend, Galway und die Seeküste Connamara sowie den protestantischen Norden der Insel — Alles mit wachem, scharf betrachtenden Auge in sich aufnehmend, mit den Ergebnissen seiner Studien combinirend, zu bleibenden Resultaten verarbeitend; überall in unmittelbarer Beziehung zum irischen Volke, für das er eine tiefe Sympathie faßt; überall dessen tieferes Leben im Niederschlag ihrer Sagen und Lieder, Märchen und Mythen durchforschend; überall der Bildung ihrer Sprache mit allen ihren Besonderheiten nachgehend und — Alles in Allem — eine außer-

ordentliche Summe geistiger Erträgnisse, poetischer Anregungen, wissenschaftlicher Resultate mit sich davontragend.

Diese letzteren sind, sowie sie Land und Leute betreffen, in dem schon erwähnten, höchst anziehend geschriebenen Buche „Die Insel der Heiligen“ niedergelegt; die Ergebnisse seiner Sagen- und Märchenforschung nebst den Früchten seiner Studien irischen Volksgesanges enthält das werthvolle Büchelchen: Die Harfe von Erin. Märchen und Dichtung in Irland. In geistvoller Weise wird dort der Nachweis geführt, daß es kaum ein zweites Land giebt, wo Märchen und Kirchenglaube inniger verwachsen sind, als Irland, und daß, wo das Volk am Strengsten und Eifrigsten daselbst dem katholischen Glauben anhängt, die wahre Heimat des Märchens ist; daß es dort nicht nur geglaubt und erzählt, sondern auch täglich neu geboren wird. Als Grenze des Märchenreiches wird überall die Sprachgrenze des Alt-Irischen nachgewiesen, auf den politisch-tendenziösen Hintergrund überzeugend hingedeutet. In anziehenden Excursen behandelt Rodenberg dann die ganze irische Märchenlehre, und fügt dieser zwölf Märchen bei, welche tiefe Einblicke in das nationale Sinnen und Denken, Dichten und Trachten des irischen Volkes gestatten.

Die zweite Hälfte des verdienstlichen Buches ist der irischen Lyrik gewidmet, und hier unterscheidet Rodenberg ächt irische Lieder d. h. solche, die in der Vaterlandssprache gedichtet und noch heute dort lebendig sind, wo das Alt-Irische gesprochen wird, — und anglo-irische, d. h. solche welche seit dem Absterben des Alt-Irischen als Schriftsprache, unter der englisch redenden Bevölkerung von Irland entstanden sind und gesungen werden.

Von Beiden hat Rodenberg zahlreiche Proben gesammelt und giebt sie in Uebersetzungen wieder, die beweisen, wie tief er in den Geist des Volkes und seiner Sprache eingedrungen ist. Man kann kaum Schöneres lesen, als die Lieder:

> „Kein Thal in der Welt, das mir so lieblich scheint,
> Als das Thal, wo der Strom mit dem Strom sich vereint.“

oder

> „O hätten ein Eiland wir, sonnig und klein,
> In des Sommermeers Bläue, weitab und allein“.

Es begreift sich, daß wachsende Vertrautheit mit der englischen Welt, zunehmende Beherrschung der Sprache, eingehendes Studium der Geschichte des Landes und die Betrachtung der durch Sage und Historie geweihten Oertlichkeiten Rodenberg mehr und mehr auf die britischen Inseln als Schauplätze auch weiterer Dichtungen und culturhistorischer Arbeiten hinlenkte, freilich ohne Entfremdung vom vaterländischen Boden, deutscher Heimat und patriotischer Empfindung, die für ihn außer Frage stand. Auch wenn, wie in den nächsten Jahren, ihn vorherrschend englische Stoffe beschäftigen, sein Geist vom Studium britischer Verhältnisse und ihrer großen Vergangen-

heit hingenommen ward, vergaß er der fernen Heimat nicht. Wie Kinkel durfte er von sich sagen:

> Was wir in fremdem Lande schaffen,
> Es ward von Deinem Mark genährt.
> Du schmiedest unseres Sieges Waffen
> Auf deinem ewig wachen Herd;
> Uns stärkt zur Abendfeierstunde
> Des deutschen Freundes tiefes Wort.
> Und hell aus ihrer Kinder Munde
> Klingt deutsches Lied uns fort und fort.

Mit deutschem Fleiß und deutscher Hingabe an seine in warmer Liebe erfaßten Aufgaben schrieb er in den Jahren 1859—1864, also in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren, abgesehn von kleineren Arbeiten, die nebenher liefen, eine Reihe Werke von hervorragender Bedeutung und imponirendem Umfange: die tüchtigen, von erworbener sicherer Sachkenntniß zeugenden Bücher „Alltagsleben in London" und „Tag und Nacht in London"; die anziehenden und inhaltsreichen Schilderungen: „Die Insel Thanet", „Stillleben auf Sylt", „Jersey und Guernsey", vor Allem aber die beiden großen Romane: „Die Straßensängerin von London" und „Die neue Sündfluth".

Alle diese Werke ruhn auf erstaunlicher Kenntniß der Realien, sind — namentlich in den Naturschilderungen und der Stimmungsmalerei — von hohem Reiz und erschöpfen ihren Vorwurf durchaus. In den Romanen, sowohl in dem des Liebespaares George Meadows und der schönen Annie Lanrie, als in demjenigen der leichtsinnig-schönen, durch Leid geläuterterten Lady Grace Elliot und des Revolutionshelden Gilbert hat Rodenberg mit jenem „Hinderniß des Reichthums" zu ringen, an welchem sich auch Walter Scott s. Z. abmühte: mit der künstlerischen Bewältigung der übermäßig zuströmenden Fülle von Studien-Ergebnissen, mit der Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, mit der Unterbrechung des epischen Tons durch Einmischung subjectiver Empfindung, Reflexionen über die Vergangenheit im Lichte der Gegenwart, Anführung eigener Erlebnisse am Ort der Romanvorgänge und dergl. mehr.

Empfindet der Leser jener Romane diesen Bruch epischer Objectivität als einen künstlerischen Mangel, so wird er dafür durch eine Fülle culturhistorischer Züge interessanter Art entschädigt, fühlt sich von Blatt zu Blatt heimischer auf dem mit so liebevollem Eifer geschilderten Boden, und die zu Ende gehende Lectüre hinterläßt jenen von Goethe so hoch geschätzten „Reiz stillen Nachdenkens".

In die Zwischenzeit der englischen Arbeiten und Studien fällt die Schöpfung eines Werkes von hervorragender poetischer Schönheit, dem aber durch die Ungunst begleitender Umstände sein volles Recht nicht geworden ist: ich meine die Operndichtung: „Das Mädchen von Korinth."

Rodenberg schrieb dieselbe (irre ich nicht, im Jahre 1862) behufs Composition für die Bühne und vertraute sie dem s. Z. wohlberufenen Musiker Jean Bott, einem Schüler Spohrs und durch mancherlei Compositionen schon bestens bewährt, hoffnungsvoll an. Diese Hoffnung war, soweit sie sein Libretto betraf, wohl berechtigt: es ist eine der glänzendsten und wirksamsten Operndichtungen, die es überhaupt giebt! Die dämonisch großartige Erscheinung Neros auf den Isthmischen Spielen zu Korinth, seine rasch entflammte Leidenschaft für die liebliche Aktaea, die tückische Intrigue Sabina Poppaeas, die tragische Gestalt der kaiserlichen Mutter Agrippina, die der durch Nero getäuschten Aktäa die Binde von den Augen nimmt und deren Herz nun zu tödtlicher Rachsucht gegen den Verführer entflammt; die edle Erscheinung des Verlobten Aktaeas, Agenor, der sich der jungen Christengemeinde angeschlossen hat und auch Aktaea für den neuen Glauben gewinnt — das Alles, zu einer folgerichtigen und überzeugenden dramatischen Handlung verknüpft, die in großartiger Katastrophe ihren Abschluß gewinnt, hätte bei congenialer Composition und guter Darstellung sicheren Erfolg verbürgt, wie solches schon durch das dem Werke wie dem Dichter bewiesene lebhafte Interesse des in solchen Dingen gewiß competentem großen Operncomponisten Meyerbeer bezeugt wird: leider blieben Musik und Aufführung hinter dem poetischen Werth der Oper zurück, und so geschah es — zu des Dichters gerechtem Schmerz — daß dem Werke „sein Recht nicht wurde!" Er selbst erzählt davon in seinen Berliner Bildern mit der ihm eigenen heiteren Anmuth, freilich nicht ohne einen leisen Seufzer wehmüthiger Rückerinnerung an jenes einst mit voller inniger Wärme geschaffene, seitdem zur Wirkungslosigkeit verurtheilte Lieblingswerk. —

Nach dem Abschluß seiner größeren englischen Arbeiten wandte sich Rodenberg, gleichsam mit gesteigerter Vaterlandsliebe, der inzwischen in die Epoche seiner großen Kriege und Siege eingetretenen deutschen Heimath zu, und begleitete die Hauptphasen der Entwicklung des deutschen Reichsgedankens, mit stimmungsvollen, patriotisch-poetischen Zurufen. Zu diesen gehörig dürfen mit besonderem Nachdruck seine „Kriegs- und Friedenslieder" und seine schöne Dichtung „Zur Heimkehr" hier erwähnt werden. Die deutsch-nationale Gesinnung Rodenbergs findet in diesen Dichtungen einen kräftig klaren, künstlerisch schönen Ausdruck, der weit über die Stunde hinaus wirkte!

Der ungestillte Reisetrieb fand von jetzt an vorherrschend auf dem Festlande Sättigung: bald war ihm keine irgendwie anziehende Gegend innerhalb wie außerhalb Deutschlands mehr unbekannt, und alle diese Reisen hinterließen, weil auf allen des Dichters Auge reiche Nahrung fand, nennenswerthe poetische Resultate: so die reizvoll geschriebenen Bücher „Aus aller Herren Ländern," „Ein dänisches Seebad", „Diesseits und jenseits der Alpen", „In deutschen Landen, „Wiener Sommertage" — Muster ihrer Gattung in Behandlung des Stoffes wie in graziöser Formgebung, damals wie heute noch! — Nach dem ihm so theuren England kehrte er

nur noch einigemale zurück, so in den „Studienreisen in England" und den „Ferien in England", ein Büchlein von bezauberndem Reiz in der Naturschilderung wie in der liebevollen Wiedergabe seiner kleinen Erlebnisse im Kreise theurer Freunde und Freundinnen. Ich wüßte ihm, in seiner reizvollen Eigenart, außer Washington Irvings unvergeßlichem „Skizzenbuch" und „Bracebridge-Hall", kaum ein zweites an die Seite zu setzen. — Seine englischen Romane schloß er im Jahre 1870 mit der großartigen Dichtung „Von Gottes Gnaden" ab, einem Werke, das in seiner ganzen Disposition, in seinem künstlerischen Auf- und Ausbau, in seiner verständnißvollen Ineinanderfügung der Begebenheiten, vor Allem in der planvollen Ausbreitung der zu Grunde liegenden bedeutenden Idee und dem trefflich zum Ausdruck gebrachten Wesen und Walten seines Jahrhunderts die hohe Anerkennung, die ihm in England wie in Deutschland geworden ist, vollauf verdient.

Diesem Werke ist, als gleichwerthig in jeder Beziehung, der Berliner Roman „Die Grandidiers" an die Seite zu stellen. Er erschien im Jahre 1878 in erster Auflage (der bald andere folgten) und eröffnet gleichsam die große Reihe von Studien über das alte und neue Berlin, denen sich der Dichter, seit seiner Uebersiedelung in die jetzige Reichshauptstadt, mit fast ausschließender Liebe hingegeben. Dieselben reiften im Laufe der Jahre zu jenen herrlichen Früchten, an deren feinem und tief erquickendem Genusse ein verständnißvoller Leser sich kaum je ersättigt: ich meine die (im Verlage von Gebrüder Paetel erschienenen) köstlichen „Berliner Bilder", mit ihren Fortsetzungen „Unter den Linden" und „Herrn Schellbogens Abenteuer". Durch diese pietätsvollen Schöpfungen hat sich Rodenberg um Berlin ein Verdienst erworben, das mit einer „Bürgerkrone" oder, um mich moderner auszudrücken, mit dem Ehrenbürgerrecht von Berlin nicht zu hoch belohnt sein würde; durch dieselben auch überall, wohin diese Bücher gedrungen, innigste Werthschätzung, Liebe und Bewunderung erworben! — Wie Rührung ergreift es mich immer von Neuem, wenn ich, Rodenberg auf einer Herbstwanderung durch die Straßen Berlins begleitend, jene schönen, aus bewegter Seele aufsteigenden Bekenntnißworte lese: „Wie lieb' ich den Herbst, wenn er mit seinen klaren blauen Tagen und seinem sanften Sonnenscheine naht; wenn der wilde Wein vor meinem Fenster sich purpur färbt und die Laubmasse des Thiergartens in bunter Pracht zu schillern beginnt — wenn man auch in dieser großen Stadt den Abschiedsblick der Natur empfindet, der so schön und so wehmüthig ist, und den über unserem Haupt hinziehenden Wandervögeln mit den Augen folgend, Träume träumt, die auf keine Erfüllung mehr zu rechnen haben. An einem solchen Nachmittage bin ich gern einsam und suche die Gegenden unserer Stadt auf, in denen ich meinen Gedanken nachhängen kann. Im Gewühl ihrer Straßen verläßt mich dieses Herbstgefühl nicht; mir übertönt er nicht, dieser Lärm, das Rollen der Wagen und der hastige Schritt der Menschen, die feierliche Stimme, die vom Werden und Vergehen spricht; ich höre sie überall, hier, in der nimmer rastenden

Stadt, wie ich sie einst draußen gehört habe auf der Haide, wo das große Schweigen nur unterbrochen wird vom Murmeln der Quelle, dem Rauschen des Windes und dem Abendlied der Lerche. Mich stört das Werk von Menschenhand nicht: nur um so nachdrücklicher predigt es mir die große Lehre; mich verletzt nicht Eitelkeit und mich reizt nicht der Triumph eines Tages. Ich habe mein Loos mit der Allgemeinheit geworfen und mir nur das Recht vorbehalten, zuweilen nachdenklich stehen zu bleiben — mir ist in dieser gewaltigen Stadt so wohl, wie in der Heimat! Was ich dort vom Berge herab im Anschauen der lieblichsten Landschaft erfahren, das wiederholt sich hier für mich noch täglich. Daß der Einzelne nur im beseligenden Gefühle des Ganzen Erfüllung findet; und daß es dort die gebundene Natur, hier die rege Fülle des menschlichen Lebens ist, macht dies Gefühl nur stärker, nicht anders. Es ist kein Traum mehr, es ist die Wirklichkeit ergreifender oder erhebender Schicksale, eine lange Kette von Wandlungen, Untergängen und Neubildungen, und indem ich ihnen weit hinaus in die Jahrhunderte folge, von dem beschränkten Platz, an dem ich stehe, werd' ich ein Theil der Geschichte selber, verkehre mit den Personen und den Dingen, die vor mir gewesen und kehre bereichert zu denen zurück, die mit mir sind."

Das ist der ganze Rodenberg, ein Selbstporträt und doch treu und wahr in jedem Strich! Und diese elegische Herbstempfindung des Dichters, der sich noch mit viel schönen Träumen trägt und — angesichts des leis hereindämmernden Abends — auf ihre Erfüllung nicht mehr zu hoffen wagt, wie natürlich ist sie dem Manne, dessen Fuß heute die Schwelle des siebenten Jahrzehntes berührt! Aber — dieses Herbstgefühl ist keine Herbstklage, darf es nicht sein! Dazu hätte unser Dichter am Wenigsten Veranlassung! Denn heute blickt er auf vier Jahrzehnte zurück, die ausschließlich dem Guten und Schönen, dem Großen und Wahren gewidmet waren; zurück auf vierzig Jahre voll treuer, unausgesetzter Arbeit und auf ein reiches volles Maß trefflicher Früchte derselben. Ein viel größeres, als aus diesen Zeiten ersichtlich! Denn wer möchte es versuchen, die Summa eines so triebkräftigen, ergebnißvollen Lebens „auf drei Blättern zu ziehn"!

So hätte auch wohl auf Rodenbergs hochbedeutsame und einflußreiche Wirksamkeit als langjähriger Herausgeber der „Deutschen Rundschau" hingedeutet werden sollen! Aber — wie eine große Revue unter einem mitten im vollen Leben der Gegenwart stehenden Leiter von feinem kritischem Tact, reichem Wissen, umfassender Welt- und Menschenkenntniß und geistvoll anziehender Darstellungsgabe, zu einem hochwichtigen Factor in unserem Geistesleben werden kann, das braucht wohl kaum des Weiteren dargethan werden, am Wenigsten den Lesern von „Nord und Süd! Ihnen liefert jede neue Nummer ihres eigenen Journals hiervon den erfreuendsten Beweis!

Robert Blum im Tagebuche des Grafen von Hübner.

Von

Hans Blum.

— Leipzig. —

Der geborene Herr Hafenbredl, jetzige Graf Alexander von Hübner, hat soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig, unter dem Titel „Ein Jahr meines Lebens, 1848—1849", sein Tagebuch aus dem tollen Jahr herausgegeben. Der Verleger spricht in seinem Reclamezettel die zuversichtliche Erwartung aus: „Dieses neue Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers werde durch die eingehende Schilderung" der darin behandelten geschichtlichen Ereignisse „allgemeine Aufmerksamkeit erregen."

Diese Erwartung des Verlegers wird wohl kaum in Erfüllung gehen. Denn wenn eine geschichtliche Primärquelle — und eine solche will und soll das Tagebuch eines „berühmten Diplomaten" und „geistreichen Schriftstellers" sein — die allgemeine Aufmerksamkeit erregen soll, so muß sie Neues von Bedeutung enthalten, und die Ereignisse, welche sie berichtet, unbefangen darstellen und beurtheilen. Beides fehlt dem Tagebuche des Neugrafen von Hübner vollständig. Das Neue darin ist ebenso unerheblich als unzuverlässig, und das Zuverlässige ebenso unbedeutend als längst bekannt. Dagegen ist merkwürdiger Weise die einzige starke Seite des Buches der sonst so betriebsamen Verlagshandlung ganz entgangen: das Tagebuch des vormaligen Herrn Hafenbredl nimmt nämlich unter den humoristischen Schriften der Gegenwart unbestreitbar eine hervorragende Rolle ein.

Die von Herrn von Hübner bis zur Virtuosität ausgebildete Komik ist die unfreiwillige. Man kann diese Kunstgattung wissenschaftlich auch dem

interessanten Gebiete der „Versuche mit untauglichen Mitteln" zurechnen, insofern als das vergebliche Streben dieser „geistreichen Schriftsteller" und Menschen dahin gerichtet ist, für ernst genommen zu werden.

Hindert sie nun aber auch ihre joviale Natur an der Erreichung dieses Ehrgeizes, so lohnt ihnen dagegen die dankbare Menschheit die köstlichen Leistungen ihrer unfreiwilligen Komik mit unauslöschlicher Heiterkeit. Der Herr Graf von Hübner hat schon als schlichter Baron sich unsterbliche Verdienste auf diesem Gebiete zu erringen verstanden! Denn noch heute lacht das gesammte geschichtskundige Europa so herzhaft, als es vor 32 Jahren lachte, über die Thatsache, daß der Herr Baron von Hübner, „nachdem er kaum zehn Jahre lang der Gesandte Oesterreichs in Paris gewesen, sich am Neujahrsmorgen 1859 durch die Anrede Napoleons III. an ihn in die gespannten Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich einweihen ließ"*), deren dem Herrn von Hübner bis dahin völlig entgangene Ungemüthlichkeit unmittelbar darauf zu dem unglücklichen Kriege Oesterreichs in Oberitalien führte. Ebenso heiter waren die Leistungen dieses „berühmten Diplomaten" als zweimonatlicher Polizeiminister, seine Unthätigkeit als österreichischer Gesandter beim Vatican von 1865 bis Ende 1867, endlich seine Wirksamkeit im österreichischen Herrenhause seit 1879, namentlich seine köstliche Candidatenrede um den Posten des auswärtigen Ministeriums Ende Januar 1880 mit ihren berühmten „zwei schwarzen Punkten am Horizont".

Aber von noch höherem und bleibenderem humoristischen Werthe ist das jetzt veröffentlichte Tagebuch des Herrn Grafen von Hübner. Denn es gewährt den seltenen Genuß, die großen Jahre 1848 und 1849 dargestellt zu sehen vom vormärzlichen Standpunkte eines verflossenen Kanzleigehilfen des Staatskanzlers Metternich; aus dem Gesichtswinkel eines literarischen Lakaien des Fürsten Felix Schwarzenberg, erläutert durch die „Einschaltungen" eines jetzt achtzigjährigen Greises, welcher in den letzten 42 Jahren nichts gelernt und nichts vergessen hat. Auf seinem „Spaziergang um die Welt", „in China, kurz in allen Ländern, die einem Staatsmann von seiner Parteirichtung irgend von Nutzen sein können", mag Herr von Hübner neue Eindrücke gewonnen haben; aber aus der Geschichte Oesterreichs und Deutschlands seit 1849 hat er sich nichts gemerkt. Diese fossile Vormärzlichkeit des vorliegenden Tagebuches ist zwerchfellerschütternd. Und die Spaßhaftigkeit des Standpunktes des Verfassers wird noch erhöht durch den unerschütterlichen Ernst, mit welchem der Verfasser geschichtlich und urkundlich seit 42 Jahren abgethane Münchhausiaden der schwarzen Reaction im Jahre 1891 wieder aufzutischen wagt, ferner durch den denkbar ungeschlachtesten und unfertigsten Stil, und — an Stelle von Gedanken — durch die trivialsten Gemeinplätze, häufig auch Gemeinheiten. Zu den letzteren zählt die im Munde

---

*) D. Spitzer am 1. Februar 1880 „Baron Hübner" in den „Wiener Spaziergängen" Bd. V. S. 97.

eines geborenen Wieners für jeden Menschen von Gefühl empörende Bemerkung des Tagebuches bei Schilderung der furchtbaren Feuersbrünste, welche das Bombardement des Fürsten Windischgrätz am 31. October 1848 in dem unglücklichen Wien hervorrief: „Da mögen die Wiener wohl ihres beliebten Stuvers und seiner weltberühmten Feuerwerke gedenken.“ (S. 268.) Zu den ersteren, zu den Gemeinplätzen abschreckendster Art, gehört in der Tagebuchniederschrift vom nämlichen 31. October die Stelle: „In den ernstesten Krisen des menschlichen Lebens kommt dergleichen“ (— ‚äußerst komische Auftritte‘ an dem für Wien furchtbaren Tage sind gemeint! —) „vor. Erkläre es, wer kann.“ (S. 267.) Wenn solches Geschwätz die Erzählung weltgeschichtlicher Thatsachen durchfließt, so ist das auch ein „äußerst komischer Auftritt.“ Aber wir brauchen nicht zu rufen: „Erkläre es, wer kann.“ Denn die Erklärung des komischen Auftritts mitten im fürchterlichsten Ernste liegt schon in der einfachen Thatsache, daß der Herr Graf von Hübner dieses Tagebuch verfaßt und es herauszugeben sich getraut hat.

Unter den „Uebelgesinnten“, an welchen unser Tagebuchschreiber kein gutes Haar läßt, kommt nun keiner schlechter weg als Robert Blum, der am 9. November 1848 in der Brigittenau standrechtlich erschossene, volksthümliche deutsche Abgeordnete. Sein tragisches Ende und sein muthiger Tod, welchen er erlitt, weil die reactionäre Aera Schwarzenberg das Bedürfniß hatte, dem verhaßten Frankfurter Parlament eine Probe ihrer Macht zu geben, aus keinem anderen Grunde, erzwang dem Andenken Robert Blums schon mitten in den Parteikämpfen des Jahres 1848 die Anerkennung seiner Gegner. Seine ungewöhnliche Begabung, wie die Lauterkeit seines Strebens, ist schon damals auch von seinen Gegnern allgemein zugestanden worden. Seither ist kein Jahr verflossen, welches das geschichtliche Bild des vielbeschrieenen Mannes nicht geläutert und gereinigt hätte. Schon im Jahre 1860 sprach Fürst Windischgrätz, der Urheber seines Todes, in vertrautem Gespräch zu Marienbad, dem hochconservativen Sächsischen Klostervoigt von Posern sein Bedauern über diese That aus, mit anerkennenden Worten über Robert Blum. Im Jahre 1870 bot mir Fürst Bismarck in Worten, welche zweifellos auch zu den bedeutenden Ohren des Herrn Grafen von Hübner gedrungen sind, sein mächtiges Bündniß zu dem Zwecke an, „das Bild meines Vaters rein zu halten vor Verunglimpfungen, das Bild des deutschen Mannes, welcher ‚zwar sehr liberal, aber auch gut national‘ gewesen sei.“ Aber selbst seine unbelehrbaren Gegner mußten unfreiwillig zu seiner Ehrenrettung beitragen. Denn als kurz vor 1870 das Buch des ultramontanen Historiographen des Hauses Windischgrätz, des Herrn Barons von Helfert über die Wiener Octoberrevolution erschien, und zum ersten Male neben den Verhandlungen des Wiener Kriegsgerichts gegen Robert Blum, auch die diesen Verhandlungen vorausgehende geheime Correspondenz der beiden fürstlichen Schwäger Schwarzenberg und Windischgrätz über Blums von ihnen vorausbestimmtes Schicksal enthüllte, da verschwand vor den Augen

aller ehrlich Urtheilenden auch der letzte Glaube an das Märchen, daß das Recht das Schicksal Robert Blums besiegelt habe. Endlich, als 1878 mein großes biographisches Werk über Robert Blum (bei Ernst Keil) erschien, sprachen die bedeutendsten Kenner der deutschen und österreichischen Geschichte des Jahres 1848, Professor Karl Biedermann und Professor Anton Springer, in großen Abhandlungen aus, wieviel mein Werk auf Grund brieflichen und sonstigen urkundlich unleugbaren Materials zur Berichtigung der ungünstigen Beurtheilung Robert Blums beigetragen habe.

Herr Graf von Hübner aber nimmt von diesen Thatsachen in seinem Werke so wenig Kenntniß wie von den übrigen Belehrungen der Geschichte seit 43 Jahren. Er dichtet Robert Blum eine Reihe unwahrer Schandthaten in Wien an, rechtfertigt das gegen ihn ergangene und vollstreckte Urtheil auf Grund neuer unwahrer Unterstellungen, und schließt mit einem ebenso oberflächlichen als unrichtigen Lebensbilde des Hingerichteten die Acten seines Tagebuches. Die unfreiwillige Komik, welche auch hier dem Verfasser des Tagebuches treu bleibt, wird zum Frevel und Ekel, wo es sich um die Verleumdung eines todten Märtyrers handelt, und zwingt uns, auch einem Grafen von Hübner gegenüber, ernst zu werden. Wir verfahren dabei, im Gegensatz zu ihm, chronologisch.

Der Herr Graf verfährt nämlich betreffs Robert Blums nicht chronologisch, sondern er schließt an die Erzählung der letzten Augenblicke Blums das Wenige, was er über das Leben des Todten vor 43 Jahren wußte — und giebt sich den Anschein, als wisse er darüber heute noch nicht mehr. Der Herr Graf sagt darüber weniger, als das dürftigste Conversationslexicon, auch schon 1848, zu berichten wußte. Diese mangelhaften Kenntnisse des Herrn Grafen können aber mit dem Mantel der Liebe bedeckt werden. Nur ein einziger Satz sei mitgetheilt, welcher den wundervollen Stil des „geistreichen Schriftstellers" und „berühmten Diplomaten" kennzeichnet. Er schreibt nämlich: „Obgleich Robert Blums Unterricht ein sehr unvollkommener war, lernte er, als Autodidakt, doch genug um für Blätter des Umsturzes zweiter Kategorie Artikel liefern zu können." Was versteht der Herr Graf Hübner unter einem „Umsturz zweiter Kategorie?"

Der Herr weiß aber über Robert Blum nicht blos weniger, sondern auch wieder mehr als alle Zeitgenossen und Forscher, indem er fortfährt: „Seit 1830 widmete sich Blum dem Cultus der Revolution." Blum war 1830 dreiundzwanzig Jahre alt, völlig bildungslos, mittellos, und dem politischen Leben gegenüber interesselos. Seine allerersten öffentlichen Schritte fallen in das Jahr 1837 und rühren gar nicht an den „Cultus der Revolution", sondern lediglich an die Gustav-Adolf-Feier in Lützen. Den „Cultus der Revolution" hat Blum überhaupt sein Leben lang so wenig betrieben, daß er selbst auf der Höhe seines Einflusses und seiner Macht, als Führer der Linken im Frankfurter Parlament, jede Revolution des tollen Jahres in schneidendster Weise verdammt hat. Die urkundlichen Belege möge der Herr Graf, so schwer ihm das Lernen auch fallen mag, in meiner Bio-

graphie Robert Blums aufschlagen. Sie sind unleugbar und selbst für das größte Uebelwollen überzeugend.

Der Herr Graf behauptet weiter: „Blum habe seiner rednerischen Begabung sowie seinen Verbindungen mit den Leitern der europäischen Revolution die Wahl zum Vorstand des berüchtigten Clubs ‚das deutsche Haus‘ (in Frankfurt) verdankt." Dagegen ist nun blos zu sagen, daß die Verbindungen Blums mit den Leitern der europäischen Revolution nur in der Einbildung unseres Tagebüchlers vorhanden sind. In Blums Leben, Handlungen, Correspondenzen, welche letzteren sich sämmtlich und bis auf den kleinsten Zettel und die intimsten Mittheilungen wohlgeordnet, und bis zu seiner Jugend zurückreichend, bei seinem Tode vorfanden, und noch heute vollständig vorliegen, ebenso in den Erinnerungen seiner in Alles eingeweihten Gattin, findet sich nicht die leiseste Spur von solchen „Verbindungen". Auch nicht seiner Beredsamkeit dankte Blum die Führerrolle in Frankfurt, sondern seiner schon im Vorparlament bekundeten maß- und machtvollen Ruhe, Sicherheit und Klarheit. Endlich war der „berüchtigte Club" des „deutschen Hauses" oder vielmehr „Deutschen Hofes" — in Frankfurt keineswegs ein Nest der Republikaner. Es saßen sehr anständige Männer darin, wie z. B. ein gewisser Ludwig Uhland, und auch sehr gute Oesterreicher, wie z. B. der spätere österreichische Minister Johann Nepomuk Berger. Endlich stand der Club des „Donnersbergs" erheblich weiter links.

Aber der Herr Graf hat nicht nur seine reiche Einbildungskraft zur Hand, wo es gilt, das Bild Robert Blums mit dichterischer Freiheit so zu malen, wie dieses später den Blutrichtern Blums vorgemalt wurde, sondern diese gräfliche Erfindungsgabe schreckt auch nicht zurück vor wissentlichen Entstellungen der Wahrheit, denn eine solche liegt vor, wenn der Herr schreibt: „Wir haben ihn (Robert Blum) am Werke gesehen in Leipzig 1845, in Frankfurt in den Septembertagen, welche Lichnowsky und Auerswald das Leben kosteten." Allerdings war der Herr Baron von Hübner als österreichischer Generalconsul in Leipzig an jenem blutigen 12. August 1845, da auf dem Roßplatz durch eine Militärsalve sechs unschuldige Spaziergänger, darunter ein Polizeidiener, erschossen wurden. Aber wenn Herr von Hübner damals Robert Blum „am Werke gesehen," so muß er sehr erheblich weitsichtiger gewesen sein, als heutzutage, denn Blum war damals in Leipzig gar nicht anwesend. Er erfuhr erst bei seiner Rückkehr am Bahnhof die furchtbare Nachricht des Geschehenen, und begab sich sofort in eine gewaltig gährende Bürgerversammlung im Schützenhause, um diese mit Erfolg zu beschwören, in ihrer Erregung zu keiner ungesetzlichen Handlung sich fortreißen zu lassen. Seinem machtvollen Worte allein dankte Leipzig damals, daß nicht weit mehr Blut floß. Bürger aller Parteien haben ihm das in einer feierlichen Adresse ausgesprochen. So, so allein, muß der Baron von Hübner Robert Blum in Leipzig im Jahre 1845 „am Werke gesehen" haben — wenn er die Wahrheit sagen wollte.

Und in Frankfurt in den Septembertagen 1848, welche Lichnowsky und Auerswald das Leben kosteten?" Auch da will der Graf „Robert Blum am Werke gesehen haben" — an jenem Werke, welches den beiden Abgeordneten das Leben kostete, am Mord jener Unglücklichen. Denn anders ist die Stelle nicht auszulegen. Insoweit sagt jedoch der Herr Graf abermals wissentlich die Unwahrheit. Denn erstens war er damals gar nicht in Frankfurt und zweitens verleumdet er abermals absichtlich einen edlen Todten, wenn er letzteren mit den Opfern der Frankfurter Septembertage in in irgend eine andere Verbindung bringt als die, daß Blum Alles, selbst sein Leben gewagt hat, um die Frankfurter Empörung erst zu verhindern und dann zu dämpfen, nachdem sie ausgebrochen war. Die Thatsachen, welche das beweisen, sind so einfache, daß auch der Herr Graf von Hübner sie damals begriffen haben muß. Er mußte daraus auch erkennen, daß derjenige lügt, welcher, bei Erwähnung der Frankfurter Septembertage von „dem Anarchistenführer Robert Blum" redet.

Diese Septemberunruhen waren nämlich bekanntlich die unmittelbare Folge der Mißstimmung des Volkes darüber, daß das Frankfurter Parlament am 16. September Abends gegen 9 Uhr mit 258 gegen 237 Stimmen den von Preußen mit Dänemark zu Malmö geschlossenen Waffenstillstand genehmigte, welcher, nach Dahlmanns Wort, „gegen die Ehre Deutschlands" ging. Die Linke hatte gegen den Waffenstillstand gestimmt. Noch am Abend desselben Tages beriethen die drei Fractionen der Linken, der Westendhall, des Deutschen Hofes und des Donnersberges, im Deutschen Hof unter Blums Vorsitz über die nun im Parlament zu ergreifenden Schritte. Während dieser Berathungen verlangten die Abgeordneten dreier radicaler Arbeitervereine Gehör, wurden vorgelassen und forderten, die Linke solle sich selbst als Parlament constituiren. Denn nur zu dieser habe das Volk Vertrauen. Die Linke lehnte das, auf Blums und anderer Mahnung, entschieden ab und ließ die Arbeiterführer nicht scheiden, ehe sie gelobt hatten, sich an keinerlei Ordnungsstörung zu betheiligen*).

An der stürmischen Volksversammlung auf der Pfingstweide am Sonntag Nachmittag den 17. September war nicht ein einziges Mitglied aus Blums Club betheiligt. Abermals beriethen die drei Fractionen der Linken am Abend dieses Tages, diesmal unter Carl Vogts Vorsitz. Der Antrag des Donnersbergs, die Linke solle aus dem Parlament austreten und sich als Convent constituiren, wurde auf Blums Widerspruch mit allen gegen neunzehn Stimmen abgelehnt. Und als dann der Führer der Volksmassen der Pfingstweide, Germain Metternich, in der Versammlung erschien, dasselbe von der Linken verlangte und sie gleich den übrigen Parteien für ehrlos erklärte, wenn sie noch ferner im Parlament verharre — und als auch jetzt

*) Reichstagszeitung v. 17., 19. u. 20. Sept. Gegenwart (v. F. A. Brockhaus. 7. Band, S. 328.)

Blum, Vogt und Venedey den Abgeordneten der Gasse das Verbrecherische ihres Unternehmens vorstellten, da wurden die Männer der Linken verhöhnt und für „ehrlos" erklärt.

Während von da ab die Linke kein Wort mehr mit Germain Metternich gewechselt hat, steht dies betreffs des damaligen Frankfurter Reichsministers von Schmerling durchaus nicht fest. Denn Germain Metternich ist am 18. September, dem Tage der Ermordung Lichnowskys und Auerswalds, mehrfach im Palais Schmerlings aus- und eingegangen. Die Aufwiegler, welche am 18. in Frankfurt am heftigsten zur bewaffneten Empörung antrieben, waren übrigens Allen unbekannt und verschwanden sofort nach verrichteter That; gewiß doch ein sehr eigenthümlicher Zug von ihnen. Sie gelten allgemein für angestiftete Sendlinge (agents provocateurs), Gegenwart, Bd. 7, S. 331. Und noch eigenthümlicher ist die Thatsache, daß die 2400 Mann Preußen und Oesterreicher, welche Herr von Schmerling in der Nacht vom 17. zum 18. September von Mainz nach Frankfurt beordert hatte, den ganzen Vormittag des Achtzehnten über, Gewehr bei Fuß, zusahen, wie in den engen Straßen Frankfurts um die Paulskirche fünf Barricaden errichtet wurden, von welchen nur zwei, und auch diese erst Nachmittags nach zwei Uhr im Sturm, mit einem Verlust von zehn Menschenleben auf beiden Seiten, genommen wurden, während am Morgen einige Kolbenstöße genügt hätten, um alle Barricadenbauer — darunter Weiber und Kinder — auseinander zu treiben. Während der Sitzung des Parlaments von früh 9 bis 2 Uhr hatte Herr von Schmerling die Barricaden ungestört aufbauen lassen. Die drei Hauptbarricaden waren aber bei dem Sturm, welcher zehn Menschenopfer gekostet hatte, noch nicht genommen. Um sie anzugreifen, mußte die von Darmstadt per Bahn verschriebene reitende Artillerie abgewartet werden. Inzwischen herrschte Waffenruhe im Innern der Stadt, während in Folge der räthselhaften Unthätigkeit der Truppen während des ganzen Vormittags, selbstverständlich die starken Zuzüge der Empörer auf den Landstraßen und Außenwegen zur Stadt um so zuchtloser und wilder auftraten. Und gerade ihnen sind in dieser Stunde Lichnowsky und Auerswald auf der Bockenheimer Landstraße erlegen, auf welcher die Unglücklichen nach der Parlamentssitzung zu Roß einhersprengten. Wenn irgend wen, außer die unbekannten Mordgesellen, die Mitschuld an dieser Blutscene trifft, so ist dieser Eine sicherlich Herr von Schmerling, welcher die Empörung erst — nach dem alten Recept der Metternich'schen Staatsweisheit recht üppig erstarken ließ — wir sagen, trotz der vorerwähnten Indicien, nicht, selbst groß zog — um nachher ihre Unterdrückung in um so bedeutenderem Lichte zu zeigen und um so besser für seine reactionären Zwecke auszunutzen.

Während der kurzen Waffenruhe im Innern der Stadt — und ohne daß noch irgend wer vom Schicksal der ermordeten beiden Abgeordneten Kenntniß hatte — begab sich Blum, um weiteres Blutvergießen zu verhindern, an der Spitze seiner Freunde, zum Erzherzog Reichsverweser

Johann von Oesterreich und zu Herrn von Schmerling, und beschwor diese, eine friedliche Lösung herbeizuführen. Der Reichsverweser erklärte seine Bereitwilligkeit, Herr von Schmerling aber deutete an, die Lieblinge des Volkes möchten doch selbst einen Versuch der Versöhnung machen. Da schritt Robert Blum mit Ludwig Simon vom Donnersberg und Anderen unbewehrt den Barricaden entgegen, redete zum Frieden, mahnte dringend, von weiterer Empörung abzulassen. Und die zuchtlosen Massen, welche Blum nach den Unterstellungen des Grafen Hübner (S. 216, 290 des Tagebuches) zum Morde gegen Blums beide Parlamentsgenossen gedungen haben soll, hoben Dutzende von Flintenläufen gegen seine Brust. Tobende Verwünschungen gegen ihn erfüllten die Luft. Die Freunde rissen ihn zurück. Er wäre ermordet worden, wenn er sich der Gewalt der Freunde nicht gefügt hätte*).

So hätte der Herr Neugraf von Hübner Robert Blum in den Frankfurter Septembertagen von 1848 „am Werke gesehen", wenn er die Wahrheit sagen und nicht absichtlich einen Todten verleumden wollte.

Ich kehre den giftgetränkten gräflichen Spieß gut gereinigt um, indem ich, in der Erforschung des wirklichen Urhebers dieser blutigen und ruchlosen Empörung, sage: is fecit cui prodest. Das Frankfurter Parlament, und namentlich die Linke, hätten ihre Rolle für immer ausgespielt gehabt mit dem Augenblicke, wo sie der Waffengewalt bedurften, um sich selbst gegen „das Volk" zu schützen.

Diese Thatsache nützte also keinem Abgeordneten und keiner Partei, welche auf das Frankfurter Parlament ihre Hoffnungen setzten. Diese Thatsache nützte dagegen sehr und nützte allein den antideutschen, reactionären Strebungen des Herrn von Schmerling. Und die Frankfurter Septembertage haben diese Thatsache geschaffen.

Wie klar Robert Blum selbst diese Auffassung aussprach, beweisen seine Briefe aus dieser Zeit an die Gattin und an die Freunde, beweisen andererseits die Absagen der Radicalen, welche ihm wegen seiner maßvollen Haltung während eben dieser Septembertage unversöhnlich grollten. — —

Mit dem Erscheinen Robert Blums in Wien, vom 17. October 1848 an, verdicken sich die Verleumdungen des Herrn Neugrafen so, daß die Hinwegräumung derselben eine Geduld des Lesers und einen Raum beanspruchen würde, auf welche ich um so weniger rechnen kann, als es sich nur um Verleumdungen dieses Ursprungs handelt. Ich beschränke mich also auf das Wesentlichste.

Unser Neugraf verschweigt zunächst absichtlich (S. 256), daß es der spätere österreichische Minister Berger war, welcher die Entsendung einer Abordnung der Linken zu Frankfurt nach Wien beantragte. Unser Tagebuch theilt ferner den Beschluß, mit welchem die drei — nicht zwei, wie Hübner

*) Augenzeugen in meiner Biographie S. 445. Gegenwart, Bd. 7 S. 331.

sagt — vereinigten Fractionen der Linken diese Abordnung entsandten, absichtlich nicht im Wortlaut, sondern in schwülstiger Uebertreibung und Aufbauschung, mit. Der Herr Graf vergißt absichtlich, zu erwähnen, daß nicht blos Robert Blum und „der Literat" (vielmehr Professor) „namens Fröbel", daß nicht blos „diese beiden Volksaufwiegler" (S. 257), sondern auch die beiden eingeborenen Oesterreicher, der Dichter Moritz Hartmann und der harmlose Abgeordnete für Weidenau Albert Trampusch, an dieser Abordnung Theil nahmen.

Er sagt aber namentlich wissentlich die Unwahrheit, wenn er fortfährt: „Blum und Fröbel bemühen sich seit dem 17. October in Wien wacker das Feuer zu schüren. Unter ihrem Einflusse gewinnt das anarchische Element sichtlich an Boden. Blum, insbesondere .... fehlt bei keiner revolutionären Versammlung, hält, auf öffentlichen Plätzen, Ansprachen an das Volk, vertheilt Brandschriften, sucht, mit einem Worte, sich der Leitung des Aufstandes zu bemächtigen .... Für den Oberbefehlshaber Messenhauser sind daher die Umtriebe dieses großen und einflußreichen Hauptes der revolutionären Gesinnungsgenossen eine Verlegenheit und eine Gefahr. Er hat auch nicht gezögert den beiden Abgeordneten zu bedeuten, er meine, sie thäten gut, sofort, abzureisen.*) Dieser Rath war ein Befehl. Anfangs geneigt dem Winke Folge zu leisten, dann durch verschiedene Rücksichten zurückgehalten, bald den Einflüsterungen (!) der Klugheit das Ohr leihend, bald auf ihre vermeintlichen parlamentarischen Privilegien pochend, aber immer unfähig einen Entschluß zu fassen, verloren Blum und Fröbel eine, für sie, kostbare Zeit und sehen sich heute" (Tagebuch v. 26. Oct.) „nachdem die Einschließung eine vollzogene Thatsache geworden ist, in ihren eigenen (?) Netzen gefangen."

Die Wahrheit gegenüber diesen stupenden Verleumdungen ist folgende.

Die Frankfurter Deputirten (vier, nicht zwei) sind in Wien am 17. October von allen dort vorhandenen legitimen, nicht revolutionären, Behörden, dem Reichstag, Gemeinderath, Obercommando, begeistert empfangen worden, aber am nämlichen Tage hat Blum der Gattin schon geschrieben, daß er „noch in derselben Woche" (also vor Sonntag, dem 22. October) wieder heimreisen werde. Am 19. October morgens hat er der Gattin seine Ankunft daheim für den 22. October (Sonntag) schon fest angezeigt. Daß er über die in Wien vorgefundenen Zustände sehr enttäuscht war, verrathen dieselben Briefe und giebt sogar Helfert zu. Daß er nicht entfernt daran dachte, „sich der Leitung des Aufstandes zu bemächtigen," wie unser Neugraf unterstellt, das beweisen diese Briefe gleichfalls auf's Klarste. Dasselbe beweist aber auch ein Brief Fröbels an Blums Schwester vom 22. Dezember 1848, der in meinem Besitz ist, welcher ausspricht: „Hätte er gewollt, so wäre die Leitung der Dinge sehr bald in seinen Händen gewesen." Aber er wollte

*) Die falsche Interpunktation überall genau nach Hübner S. 257.

nicht, durchaus nicht, er wollte nach Hause, und deshalb erhob er am Morgen des 20. October seinen Paß zur Heimreise beim sächsischen Gesandten von Könneritz, und wäre am nämlichen Tage auch abgereist, wenn Julius Fröbel (aus Schwarzburg-Rudolstadt, von welchem Blum sich nicht trennen wollte) einen ebenso klaren Reisepaß hätte erhalten können. Da dies aber nicht möglich war, ließen sich die Abgeordneten von Messenhausers Generalstabschef Fenneberg einen Paß „auf drei Tage" ertheilen. Als sie jedoch mit diesem die Stadt verlassen wollten, stellte man ihnen vor, „daß sie mit diesem Paß bei den anrückenden kaiserlichen Truppen nur Unannehmlichkeiten haben würden, ja daß schon österreichische Abgeordnete angehalten worden seien." Diese Behauptung war vollständig unwahr. Denn kein österreichischer Abgeordneter ist vor dem 24. October angehalten worden. Aber Blum und Fröbel glaubten diesen Vorspiegelungen, welche, auch nach Helferts Darstellung der Wiener Ereignisse, nur erfolgten, weil die Leiter der Wiener Bewegung auf das „moralische Gewicht" der deutschen Abgeordneten nicht verzichten mochten.*) Daß Blum (und Fröbel) in der hier fraglichen Zeit, nur ihre Ansprachen in den officiellen Kreisen am 17. October gehalten, und nichts von dem geredet und gethan haben, was unser Neugraf ihnen unterstellt, beweisen die Wiener Zeitungen aus jenen Tagen, welche doch wahrlich keiner Schranke der Preßfreiheit unterlagen, und von denen die allermeisten mit dem größten Behagen davon berichtet haben würden, wenn Blum dem „anarchischen Element" den Boden geebnet, „Brandschriften vertheilt", „bei keiner revolutionären Versammlung gefehlt" hätte u. s. w. Aber alle diese Zeitungen, die „anarchistischen", wie die reactionären oder „gutgesinnten", wissen kein Wort von alledem zu sagen

Also nicht „auf ihre vermeintlichen parlamentarischen Privilegien pochend, aber immer unfähig einen Entschluß zu fassen, verloren Blum und Fröbel eine für sie kostbare Zeit", sondern gezwungen durch die Umstände blieben Beide in Wien, und sahen sich hier auch nicht „in ihren eigenen Netzen gefangen," sondern in dem Netze der Unwahrheit Derer, welche gegen die „anarchischen Elemente" das „moralische Gewicht" der beiden Abgeordneten in Wien erhalten wollten, und deshalb ihnen vorspiegelten, daß sie beim Verlassen Wiens von den anrückenden Kaiserlichen festgehalten werden würden.

Aber endlich hat unser Tagebuchschreiber in Blums Wiener Aufenthalt doch wenigstens eine That entdeckt, welche der Herr Graf scheinbar im guten Glauben so schwarz malen kann, als ihm wünschenswerth erscheint; zumal da diese That zu den wenigen Anklagepunkten zählt, welche das Kriegsgericht später gegen Blum aufstellte, und da endlich Helfert, aus dessen Werk Herr Graf Hübner „die ihm übrigens bekannten (!) Materialien zu der

*) Fröbels Briefe S. 11 fg. Seine Rede in der Paulskirche zu Frankfurt am 18. November 1848 Stenogr. Ber. S. 3419. — Helfert 1 Bd. S. 129.

nachfolgenden Erzählung schöpft, da er sich nicht an Ort und Stelle befand", (S. 276 Note), gleichfalls diese schwarze That Blums gebührend brandmarkt. Es handelt sich um die Rede Blums in der Aula der Universität am 23. October 1848.

Aber dieser gute Glaube des Herrn Grafen ist auch an dieser einzigen Stelle nur ein scheinbarer, denn er vernichtet ihn selbst sofort durch ein Uebermaß von böswilliger Erfindung, in Worten, welche sein böses Gewissen und die unreine Absicht der Verleumdung eines wehrlosen Todten offenbaren. „Am 23. (October)," schreibt er (S. 258) „ging dieser große Tribun auf (!) die Universität. Er trug wie immer einen Calabreserhut, welchen eine kolossale Feder beschattete. In der Aula angelangt, richtete er an die Studenten folgende Worte:*) „Die Frankfurter Abgeordneten sind gekommen mit den Wienern zu siegen oder zu sterben. Die Schwärmer für die Ruhe wollen das Gesetz der Kanonen, die Ordnung sitzend auf den Bajonetten, die Ruhe des Kirchhofes. Als Sclave leben ist nicht leben. Die Anhänger der alten Regierung müssen vertilgt werden. Wenn Wien unterliegt, wird der Geist der Vergeltung seine nach Rache schreienden Flügel (sic) entfalten und die deutschen Fürsten werden im Nichts versinken."

Man braucht nur eine einzige echte Zeile und Rede Robert Blums zu lesen, um gewiß zu sein, daß er solchen Blödsinn nicht gesprochen hat, während dagegen das Tagebuch unseres Grafen zahlreiche Stilblüthen gleicher Art aufweist.

Aber wenn man auch nur die Berichte der Wiener Zeitungen über Blums Rede vom 23. October nachschlägt, so stellt sich schon die volle Ueberzeugung ein, daß unser Graf, weit entfernt von gutem Glauben, auch diesmal mit Wissen die Unwahrheit sagt, um einen Todten zu verleumden — denn die wirklichen „Materialien sind ihm ja übrigens bekannt."

Die glaubhafteste Wiedergabe dieser Rede findet sich in der „Wiener Zeitung" vom 24. October 1848. Dieser Text ist deshalb der glaubhafteste, weil er dem Charakter und Wesen Blums am meisten entspricht, und weil die „Wiener Zeitung", als amtliches Blatt der damaligen Wiener Behörden, das größte Interesse daran hatte, die vielbesprochene Kundgebung eines bedeutenden Mannes so treu als möglich wiederzugeben. In diesem Berichte findet sich nun kein Wort von den Lächerlichkeiten, welche unser Graf berichtet.

Der „Wiener Zeitung" war Blums Rede sogar zu matt. Und auch Ohrenzeugen, Berthold Auerbach sowohl als L. Wittig, einer der Wiener Kämpfer, (dieser im amtlichen Blatte der Sächs. Regierung, dem Dresdener Journal vom 15. November 1848 S. 134 Sp. 1) sagen: „Blums Rede sei eine der ruhigsten und besonnensten gewesen, welche in Wien gehalten wurden."

Zu den „Materialien", aus welchen unser Herr Graf schöpft, zählen amtliche Blätter nicht, wenn diese Blum als maßvollen Redner

*) Die Interpunktation ist abermals echt hübnerisch.

und Politiker darstellen. Da hält er sich lieber an das giftige und erlogene Geschwätz der reactionär-„schwarzgelben" „Wiener Presse" und an die Blum feindselige Färbung der Rede Blums in der „Ostdeutschen Post", welche beide am 25. October ihr Dasein beschlossen, so daß Blum, wie der Herr Graf weiß, da er „die Materialien kennt", die Enten dieser beiden heimgegangenen Blätter nicht mehr berichtigen konnte.

Aber der mit den Materialien so vertraute Herr Graf weiß noch mehr. Er weiß, daß auch das Kriegsgericht die Aula-Rede Blums nach dem Berichte der „Ostdeutschen Post" vor sich hatte*) — natürlich ohne zu prüfen, ob dieser Bericht wahrheitsgetreu sei, vielmehr wurde das als selbstverständlich vorausgesetzt. Und der Herr Graf weiß, daß selbst in diesem Blum feindseligen Blatt und Bericht auch das Kriegsgericht nur einen einzigen Satz zu entdecken vermochte, welchen es, obendrein auch nur mit Hülfe der Goethe'schen Weisheit

Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt Ihr's nicht aus, so legt was unter,

zu einem Verbrechen Blums stempeln konnte. Dieser eine Satz lautet nämlich: „Man möge an die Stelle des früheren Bandes der Gewalt, welches die verschiedenen Nationalitäten des österreichischen Kaiserstaates zusammengehalten, das Band gemeinsamer Freiheit setzen." Das Kriegsgericht verstand darunter die Republik! Genau wie unser Graf, welchem Freiheit, Republik, Anarchie gleichbedeutende Dinge sind. Robert Blum konnte aber in diesem Satze aus sehr triftigen Gründen unter „Freiheit" gar nicht die Republik verstehen. Denn die ganze Wiener Bewegung war durchaus nicht republikanisch, sondern streng monarchisch, sie suchte nur die „Freiheit" zu retten, welche Oesterreich besaß, die constitutionelle Verfassung; zu retten gegen die gesetzlose Willkür eines Fürsten Windischgrätz und Felix Schwarzenberg. Wenn Blum also unter „Freiheit" die Republik gemeint hätte, so hätten ihn seine Zuhörer sammt und sonders ausgelacht. Zudem erläutern die damaligen Wiener Tagesereignisse ebenso deutlich, was er mit diesem Satze hat sagen wollen. Am 21. October Nachmittags war nämlich die bekannte Proclamation des Fürsten Windischgrätz vom 20. October am Gebäude des Kriegsministeriums und einigen Straßenecken angeklebt, aber herabgerissen worden. Erst am 23. ward sie in Wien durch eine an den Fürsten abgesandte Deputation allgemein bekannt: „Ihr werdet in mir den Willen und die Kraft finden, Euch aus einer Handvoll Verbrecher zu befreien." In Wien waren aber bis dahin alle kaiserlichen und bürgerlichen Gewalten: der kaiserliche Minister Kraus, der Reichstag, der Gemeinderath, das Obercommando, völlig legal und ungestört am Ruder gestanden — und die

*) Die Ostdeutsche Post liegt den Acten bei und ist im Verhandlungsprotocoll angeführt.

Proclamation des Fürsten konnte daher gar nicht anders ausgelegt werden, als sie wirklich gemeint war: daß die gesetzlose gewaltsame Säbelherrschaft das Verfassungsrecht Oesterreichs in Scherben schlagen wolle. Dieser brutalen und gesetzlosen Niedertracht gegenüber erinnerte Blum in der Aula daran, daß die österreichische Verfassung — nicht die Republik! — an die Stelle der früher herrschenden Gewalt als völkerverbindendes und -einigendes Band die Freiheit gesetzt habe und ferner setzen solle und werde. Er wiederholte also nur die kaiserlichen Worte, Motive und Verheißungen bei Verkündung der österreichischen Verfassung, er that dasselbe, was nun seit einem Jahrzehnt als die besondere Staatsweisheit des heutigen Ministeriums Taaffe gilt — dafür mußte er aber 1848 den Tod leiden.

Man sieht also auch an diesem Vorgang, wie es um das einzige bischen scheinbar guten Glaubens bei Verdächtigung Robert Blums bei unserem Grafen beschaffen ist, und in welche klägliche Rolle ihn die sieghafte Wahrheit hinabdrückt!

Wir gehen weiter. Am 24. October hatte der k. k. Major a. D. und Chef des Generalstabs der Wiener Nationalgarde, Ernst Haug, zum Schutze der Ruhe und Ordnung der Stadt und Bekämpfung der meisterlosen „anarchistischen" Elemente im Innern derselben zur Bildung eines „Elite-Korps" aufgefordert, dessen Leitung Haug selbst übernahm. Blum, Fröbel und Moritz Hartmann nahmen in diesem Friedens- und Ordnungscorps eine Volontairstelle an, und wurden von der Mannschaft am 26. October zu Hauptleuten gewählt. Bei Blum meldete sich damals als Freiwilliger Eduard Lasker. Schon am nämlichen Tage verfügte jedoch Messenhauser, welcher nach Hübners Unterstellungen (S. 257) angeblich „nur mehr darauf bedacht war jedes Blutvergießen zu vermeiden," bestimmungs- und vertragswidrig über das Corps d'Elite, indem er es in die Gefechtslinie einrücken ließ, Blums Compagnie in die gefahrvollste Stellung an der Sophienbrücke. Blum gehorsamte dem Befehl (ebenso Fröbel), obwohl er sich, wenn er correct handeln wollte, widersetzen konnte und mußte. Er wollte aber lieber den Vorwurf eines falschen Schrittes auf sich laden, als den Vorwurf der Feigheit. Er hat mit größter Ruhe und Kaltblütigkeit 36 Stunden lang, den Kroaten gegenüber, im Feuer gestanden; auch seine Feinde erkennen das an, auch Helfert. Aber die Stadt war gegen die Uebermacht und bessere Führung der fürstlichen Truppen nicht zu halten. Am 29. Morgens fünf Uhr reichten Blum und Fröbel ihre Entlassung ein. Sie wurde angenommen. Von dieser Zeit an sind die Beiden, bis zu ihrer Verhaftung am 4. November früh, aus ihrem Gasthof Stadt London nicht mehr herausgekommen*); Blum nur, um in wirkungsvollster Weise zur Unterwerfung unter die siegreichen Waffen der Belagerer zu mahnen. Das

*) Der bereits angeführte Bericht Fröbels vor dem Frankfurter Parlament und Blums Briefe.

geschah am 29. October Nachmittags in der Stallburg, wo er sagte: „Jeder Versuch, den Kampf länger fortzusetzen, sei Wahnsinn, ja Verbrechen," was alle Ohren- und Augenzeugen der Scene, auch Helfert — die Quelle der dem Grafen Hübner „übrigens" und ohnehin so bekannten „Materialien" — bestätigen! Von da an hat Blum keinen, nicht den geringsten Antheil mehr an den Kampfesscenen gehabt, welche sich in Wien, nach der am 30. abgeschlossenen Capitulation, noch abspielten. Er hat an der Seite Berthold Auerbachs im Stephansthurm an diesem Tage noch die Niederlage der Ungarn an der Schwechat durch das Glas mitangesehen. Daß er aber vom 29. October morgens an nur in der Stallburg sich öffentlich gezeigt, und hier nur zum Frieden gesprochen hat, bestätigen außer Fröbel und L. Wittig (im amtlichen Dresdener Journal) welche ihn Tage lang in Stadt London sahen, auch Berthold Auerbach und der Generalstabschef Messenhausers Fenneberg in ihren Schriften über die Wiener Tage. Der beste Beweis für diese Thatsache sind aber die Acten des Wiener Kriegsgerichts gegen Robert Blum. Denn unter den aus allen Winkeln hervorgezerrten dürftigsten Anklagepunkten dieser Acten findet sich nicht ein Wort des Inhaltes, daß Blum nach dem 29. October noch zu den Waffen gegriffen, daß er wider den Frieden oder wider die Unterwerfung geredet hätte.

Als Herr von Helfert in seinem Werke, ohne einen einzigen Gewährsmann, ohne eine einzige Quelle zu nennen, das Gegentheil zu behaupten wagte, ließ ich in der Gartenlaube und in meiner Biographie Robert Blums (S. 514) in gesperrter Schrift drucken: daß Derjenige wissentlich und in der Absicht, einen Todten zu verleumden, die Unwahrheit sagte, welcher diese Behauptung niederschrieb. Herr von Helfert hat diese Bezeichnung seit dreizehn Jahren auf sich sitzen lassen müssen. Er hat nie gewagt, mich vor Gericht zu fordern oder auch nur einen Scheinbeweis für seine Lügen anzutreten. Ich sage dem Herrn Grafen von Hübner, mit dem Ausdruck der entsprechenden Werthschätzung, heute dasselbe, wenn er, bei Schilderung der Wiener Scenen in der Nacht vom 30. zum 31. October, ohne Nennung eines Gewährsmannes, schreibt: „Volksredner forderten die fratzenhafte Menge auf, die Hofburg anzuzünden, die Nationalbank zu plündern, die Schwarzgelben auszurotten. Robert Blum fehlte natürlich nicht. Er machte sich, wie immer*) durch die Geberden eines Wütherichs, durch sein Geschrei und die Heftigkeit seiner Declamation bemerkbar. In dieser Nacht und an dieser Stelle sprach er das, nicht nur von Aufrührern gehörte, Wort aus: „Zweitausend Menschen müßt Ihr noch latourisiren!"**) Ich stelle dem Herrn

---

*) Hübnersche Interpunktation.

**) Der österreichische Kriegsminister Latour war am 6. October in Wien ermordet worden.

Grafen Hübner zu freien Wahl: entweder vor aller Welt diese Anschuldigung gegen Robert Blum ausreichend zu beweisen, oder vor aller Welt für den Rest seiner Tage als überführter Lügner und wissentlicher Verleumder eines edlen Todten zu gelten!

Es ist nun bekannt, und auch von Herrn von Helfert und Hübner (S. 288) anerkannt, daß Robert Blum und Fröbel nicht etwa „mit den Waffen in der Hand ergriffen", sondern in ihrem Hotel, am 4. November früh gegen sechs Uhr, verhaftet wurden, und zwar durchaus nicht, weil sie etwa unter dem Verdachte standen, irgend ein Verbrechen begangen zu haben, sondern einzig und allein aus dem Grunde, weil sie Tags zuvor angezeigt hatten, daß sie Ausländer seien und eines Passes zur Heimreise bedürften; betreffs solcher Personen aber Seine Durchlaucht, der Fürst Windischgrätz am 23. October zu bestimmen geruht hatte: „Alle Ausländer in der Residenz sind mit legalen Nachweisungen der Ursache ihres Aufenthaltes namhaft zu machen, die Paßlosen zur sofortigen Ausweisung anzuzeigen." Ich habe aus amtlichen Schriftstücken diesen Beweis in meiner Biographie Robert Blums, S. 519—524, geführt. Ebenso S. 524 flg. den weiteren Beweis, daß die damaligen Machthaber Wiens, einschließlich des Fürsten Windischgrätz, bis zum 8. November gegen Blum nicht den Schatten einer Anklage zu finden vermochten.

Das bestätigt uns nun ergötzlicher Weise sogar der Herr Graf v. Hübner, freilich ohne Ahnung, welches Unheil er damit anrichtet. Er schreibt S. 288: „Mittlerweile unterrichtete Fürst Windischgrätz in einem ganz vertraulichen Schreiben, welches in Olmütz am 7. Abends eintraf, den Fürsten Felix" (Schwarzenberg), seinen Schwager, „von der Einziehung (!) der beiden Deputirten" (Blum und Fröbel) „und von seiner Absicht, dieselben, „um Dir etwaige diplomatische Schwierigkeiten zu ersparen —" (nach dem Gedächtnisse citirt) einfach aus Oesterreich ausweisen zu lassen."

Das liefert den vollen Beweis dafür, daß auch Fürst Windischgrätz keine Punkte und Beweise einer Anklage gegen Blum zur Hand hatte. Sonst würde er dem Schwager geschrieben haben, er gedenke Blum nicht auszuweisen, sondern vor ein Kriegsgericht zu stellen. Denn in dem geheimen Briefwechsel der beiden Schwäger und des Fürsten Windischgrätz mit dem Minister Wessenberg aus den Tagen vom 30. October bis 5. November, welchen Herr v. Helfert enthüllt hat, ist auf's Klarste ausgesprochen, daß Windischgrätz von Wessenberg und Schwarzenberg die Erlaubniß verlangte, gegen alle schlechtgesinnten Abgeordneten, welche er in dem bezwungenen Wien in seine Gewalt bringen könnte, standrechtlich zu verfahren. Aber Fürst Schwarzenberg hatte darauf am 3. November geantwortet: „Wenn wir juridische Beweise hätten, wäre es ein Leichtes, die Betreffenden der gewöhnlichen gerichtlichen Behandlung zu überliefern," und am 5.: „von der Mitschuld mancher Reichstagsdeputirten an den Schändlichkeiten der letzten Revolution sei er moralisch überzeugt, allein an die geheiligten

Leiber der Volksvertreter könne man nur durch juridische Beweise gelangen; lägen in dieser Beziehung constatirte Daten vor, so könne viel Ersprießliches geleistet werden." Darauf antwortet nun Windischgrätz am nämlichen Tage, da er diesen Brief empfing, am 6. November, seinem Schwager in dem oben nach Hübner mitgetheilten Briefe, welcher am 7. in Olmütz eintraf, daß er, „um Dir etwaige diplomatische Schwierigkeiten zu ersparen" sich entschlossen habe, Blum und Fröbel an die Grenze zu „spediren," d. h. also klar und deutlich, daß er gegen diese Abgeordneten keine „juridischen" Beweise habe für ihre „Mitschuld an den Schändlichkeiten der letzten Revolution."

Die Antwort auf dieses Schreiben, welche Fürst Schwarzenberg noch am 7. November aufsetzte und absandte, hat Herrn v. Helfert im Wortlaut vorgelegen und er hat aus demselben folgende Stelle mitgetheilt: „er bittet seinen Schwager Windischgrätz „um Schonung für die schlechtesten (!) unserer Reichstagsdeputirten; mit Blum aber möge der Feldmarschall nach Ermessen" (also nicht nach „juridischen Beweisen", sondern nach reiner Willkür!) „vorgehen, er verdiene Alles."

Es blieb dem erleuchteten Grafen Hübner vorbehalten, die Kennzeichnung seiner beiden Helden Schwarzenberg und Windischgrätz und des sogenannten Rechtsverfahrens gegen Robert Blum dadurch zu krönen, daß er uns (Seite 288) auch den von Helfert sorgfältig verschwiegenen Inhalt des Schwarzenberg'schen Schreibens vom 7. Dezember ausplaudert, freilich nur „aus dem Gedächtnisse citirt," aber doch brühwarm nach der Erinnerung und dem Eindrucke jenes Tages in seinem Tagebuch niedergeschrieben, und daher, sowie aus den nachstehend erörterten Gründen, durchaus glaubhaft. Danach also hat Fürst Schwarzenberg am 7. November an Windischgrätz geschrieben: „Blums Privilegien als Mitglied des Frankfurter Reichtags haben keine gesetzliche Kraft in Oesterreich.*) Die Privilegien des Standrechtes sind die einzigen, welche er hierzulande beanspruchen kann." „Er (Schwarzenberg) erkennt" — fährt Graf Hübner fort — „in Robert Blum den hervorragendsten unter den deutschen Anarchisten; er wurde," sagt sich (?) der Fürst, „mit den Waffen in der Hand ergriffen" — auf derselben Seite 288 weist Hübner selbst nach, daß dies eine Lüge ist — „er trug diese Waffen gegen eine zu Recht bestehende regelmäßige Regierung"

*) Blum hatte am 5. November zugleich mit Fröbel aus dem Gefängnisse ein Schreiben an den Präsidenten der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt gerichtet, in welchem er auf Grund des noch unten zu erwähnenden Reichsgesetzes vom 30. September 1848 um Schutz und Freiheit ersuchte. Dieses Schreiben ist nie nach Frankfurt gelangt. Auch bei den Acten des Kriegsgerichts gegen Blum fehlt es. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Windischgrätz dieses Schreiben am 6. November seinem Briefe an seinen Schwager Schwarzenberg beifügte, und daß sich namentlich hierauf seine Worte bezogen: „um Dir etwaige diplomatische Schwierigkeiten zu ersparen." Welche Wirkung Blums Berufung auf dieses Gesetz bei Fürst Schwarzenberg übte, beweist dessen Antwort: die Wirkung eines rothen Tuches auf den Stier.

— durchaus nicht, sondern gegen einen völlig gesetzlos und verfassungswidrig handelnden Feldherrn — „das Gesetz ahnt (!!) derlei Verbrechen mit dem Tode. Er muß die Folgen seiner Handlungen tragen. Wenn er verurtheilt und hingerichtet wird, so werden seine Genossen erfahren*) daß wir uns nicht vor ihnen fürchten. Daher lasse man der Gerechtigkeit (?!) freien Lauf. Ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich. Man muß die großen Verbrecher strafen. Das ist sein Gedankengang. Er verlangte also, daß Blum vor das Kriegsgericht gestellt werde, der Name Fröbels blieb ihm, vielleicht absichtlich, in der Feder" — obwohl dieser in allem genau dasselbe in Wien gethan hatte, wie Blum und politisch erheblich radicaler gesinnt war — um durch die ebenso willkürliche Begnadigung Fröbels als Hinrichtung Blums eben einen Machtbeweis Schwarzenbergs und des durch diesen vertretenen reactionären Oesterreichs zu geben. Das räumt auch Graf Hübner unbewußt ein, indem er S. 292 schreibt: „Am 10. und 11. wurde Fröbel verhört, zum Tode verurtheilt und, weil sein Name in dem oben besprochenen Schreiben des Fürsten Felix an Windischgrätz nicht erscheint, von letzterem begnadigt und einfach als Landstreicher „mittelst Schub" über die Reichsgrenze geschafft."

Daß dieser Brief Schwarzenbergs an Windischgrätz Blums Schicksal entschied, diesen zum Tod, zur Hinrichtung verdammte, darüber sind Helfert und Hübner einig. Hübner schreibt: „Dieser Brief wurde sogleich durch einen Offizier nach Wien gesandt, und dem Feldmarschall am nächsten Morgen (8. Nov.) eingehändigt. Am selben Tage hatte Blum sein erstes und einziges Verhör zu bestehen." Beim Morgengrauen des 9. November wurde er erschossen.

Es ist für jeden Unbefangenen, schon nach dem bisher Dargelegten klar, daß diese Tödtung ein völlig willkürlicher und gesetzloser Gewaltstreich, also ein Mord war, für welchen die Geschichte früher den Fürsten Windischgrätz allein, nach den Enthüllungen Helferts auch den Fürsten Schwarzenberg als Theilnehmer verantwortlich machte, und nach dem Tagebuch Hübners, „den Fürsten Felix" hinfort ganz hauptsächlich und in erster Linie verantwortlich machen wird. „Ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich," schreibt er, und sie gebührt ihm in der That. Vielleicht hat aber auch des Fürsten Felix „rechte Hand", sein „treuer Hübner", einen bescheidenen Antheil an diesem „Akt der Gerechtigkeit, des Muthes und der Politik" (S. 290) gehabt. Warum sollte er „seinem" Fürsten Felix nicht beigestanden haben mit der Erzählung aller der „Schandthaten" des „großen Verbrechers" Robert Blum, welche Hübner in seinem Tagebuche von diesem zu berichten weiß? Daß diese „Schandthaten" von Anfang bis zu Ende erfunden waren, hindert ja selbst heute noch den Grafen Hübner nicht, sie öffentlich zu verbreiten. Was sollte ihn gehindert haben,

*) Hübner'sche Interpunktation.

sie damals „seinem Fürsten Felix" zuzuflüstern, welcher ohnehin bei seinen zahlreichen skandalösen Liebesabenteuern recht wenig Zeit gehabt hatte, sich um Robert Blum zu bekümmern. Einige der Wendungen, welche Hübner dem Monolog des Fürsten vor Abfassung des entscheidenden Briefes vom 7. November in den Worten zuschiebt: — „sagte sich der Fürst" — decken sich so vollständig mit den eigenen oben dargelegten Verleumdungen Hübners gegen Robert Blum, daß unser Tagebüchler wohl richtiger und wahrer geschrieben hätte: „Ich sagte dem Fürsten". Zu diesen echt Hübner'schen Wendungen gehört der Satz: „Er kennt in Robert Blum den hervorragendsten unter den deutschen Anarchisten; er wurde, sagt sich der Fürst, mit den Waffen in der Hand ergriffen." Denn obwohl Hübner (S. 288) selbst berichtet hat, daß Blum in seinem Gasthof am 4. November verhaftet worden sei, also an einem Tage, an welchem, außer den Soldaten des Feldmarschalls, Niemand mehr in Wien Waffen trug, schreibt er schon auf S. 290 zur Rechtfertigung des von „Fürst Felix verlangten" Prozesses gegen Blum, als „eines Actes der Gerechtigkeit, des Muthes und der Politik. — Der Gerechtigkeit: die Gesetzgebungen (?) aller (?) civilisirten Länder verhängen die Todesstrafe (?) über den Rebellen, von welcher Nation er sei, der mit den Waffen in der Hand, ergriffen wird."

Entscheidend für Schwarzenbergs Entschluß, Blum zu tödten, waren gleichwohl keine der angeblichen „Schandthaten" Blums, sondern die Erkenntniß, daß man durch die Hinrichtung eines Frankfurter Abgeordneten, welcher sich auf seine Unverletzlichkeit berief, einen deutlichen Beweis der Macht des reactionär erstarkten Oesterreichs geben könne. Deshalb stellt Schwarzenberg an die Spitze seines Briefes an Windischgrätz den Satz: „Seine Privilegien als Mitglied des Frankfurter Reichstags haben keine gesetzliche Kraft in Oesterreich" und setzt höhnisch hinzu: „Die Privilegien des Standrechts sind die einzigen, welche er hier zu Lande beanspruchen kann." Deshalb betont er so nachdrücklich: „Wenn er verurtheilt und hingerichtet wird, so werden seine Genossen" (im Frankfurter Parlament) „erfahren, daß wir uns nicht vor ihnen fürchten." Daher lasse man der Gerechtigkeit ihren Lauf" — nicht jener sorgfältigen und maßvollen „Gerechtigkeit", welche nach „juridischen" Beweisen vor „gewöhnlichen" Gerichten ihr Amt übt, und welche Schwarzenberg noch in seinen Briefen vom 1. 3. und 5. November gegen „die Deputirten" gefordert hatte, so daß Fürst Windischgrätz, ohne alle „juridischen" Beweise gegen Blum und Fröbel, sich am 6. November schon entschlossen hatte, diese „einfach als Landstreicher per Schub über die Reichsgrenze schaffen" zu lassen — sondern jener Gerechtigkeit mit den „Privilegien des Standrechtes", welche einen Menschen ohne „juridische Beweise" morden konnte, wenn Fürst Schwarzenberg sagte: „Ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich."

Aber selbst dieser unerschrockene Mörder, welchen die schamlosesten

Skandale eines Wüstlingslebens nicht unfähig machten, der Retter des Glaubens und der Monarchie Oesterreichs zu werden — selbst dieser unerschrockene Herr bebte, bei reiflicherer Ueberlegung, doch zurück vor den Folgen der Blutthat, welche er am 7. November angestiftet und verlangt hatte. Am 8. November nämlich schrieb Schwarzenberg seinem Schwager: „Die Reichstagsdeputirten seien nicht standrechtlich zu behandeln, wenn sie nicht in flagranti verhaftet werden könnten, sie sind auf freien Fuß zu lassen, wohl aber alle rechtlichen Anzeigen zu sammeln, damit sie den ordentlichen Gerichten überliefert werden können. Ein anderes Verfahren würde uns die größten Schwierigkeiten bereiten."*) Inzwischen hatte nämlich der im Rechte völlig unbewanderte Fürst sich offenbar nicht blos bei seinem treuen Hübner, sondern auch bei Leuten, welche etwas von Recht verstanden, über das von Blum zu seinem Schutze angerufene Frankfurter Unverletzlichkeitsgesetz erkundigt, von welchem Fürst Felix tags zuvor kurz und frech geschrieben hatte, es „habe keine gesetzliche Kraft in Oesterreich." Und da hatte er denn, offenbar zu seinem namenlosen Erstaunen, erfahren, daß dieses Gesetz vom 30. September 1848, welches verbot, irgend einen Abgeordneten des Frankfurter Parlamentes zu „verhaften oder in strafrechtliche Untersuchung zu ziehen, mit alleiniger Ausnahme der Ergreifung auf frischer That" — „in flagranti" schreibt Schwarzenberg am 8. Nov.! — allerdings in Oesterreich ganz unzweifelhaft gesetzliche Kraft besaß. Denn es war in der amtlichen Wiener Zeitung vom 5. October mit Gesetzeskraft verkündet worden.**)

Dieses Schreiben Schwarzenbergs vom 8. November übt selbst die denkbar schneidendste Kritik an dem gegen Blum beliebten Verfahren. Das Schreiben hätte Blum, als es am Morgen des 9. November früh in Wien eintraf, sofort freigemacht — wenn Blum nicht bereits erschossen gewesen wäre!

Daß Herr Graf von Hübner, obwohl ihm dieses Schreiben Schwarzenbergs mindestens aus Helfert, wahrscheinlich aber schon am 8. November 1848 in der Urschrift bekannt war, trotzdem das Verfahren gegen Blum einen tadellosen „Act der Gerechtigkeit", seine Tödtung „ein Verdienst um Oesterreich und Europa" nennt (S. 292), kann uns nach Allem, was wir aus dem Tagebuche dieses Herrn bereits mitgetheilt haben, nicht Wunder nehmen. Aber der große unfreiwillige Humorist sorgt dafür, daß die frevelhafte Posse des Wiener Kriegsgerichts gegen Blum auch von ihrer possenhaften Seite gezeigt wird. Er berichtet nämlich S. 289: Blum sei angeklagt gewesen „des Verbrechens***) Messenhauser, am 27. October die Präsidentschaft der österreichischen Republik angetragen zu haben. Hinsichtlich dieser Anklage sagte Blum, diese Worte seien ein Scherz gewesen." Nach dem

---

*) Von diesem Briefe schreibt unser Graf — obwohl er ihn aus Helfert kannte, kein Wort in seinem Tagebuche. Ein bezeichnender Beleg für seine Wahrheitsliebe!

**) Weitere amtliche Beweise in meiner Biographie S. 531 bis 533.

***) Hübner'sche Interpunktation.

Protocoll des Kriegsgerichts gegen Blum ist dieses Kaffeehausgeschwätz — „die Präsidentur der Republik" (nicht der österreichischen, wie Graf Hübner wahrheitswidrig behauptet,) soll nämlich Messenhauser von Blum im Kaffeehause „Zum rothen Igel" beim Kaffeetrinken angeboten worden sein — allerdings als ein sehr ernsthafter Anklagepunkt behandelt. Aber das Kriegsgericht, obwohl es größtentheils aus Leuten bestand, welche nicht einmal ihren Namen schreiben konnten, hat diese Worte, auf welche sich Blum wegen ihrer Unbedeutendheit gar nicht mehr zu erinnern vermochte, in der That als einen Scherz betrachtet, denn im Urtheil steht nichts davon. Es blieb Herrn von Hübner vorbehalten, sie als „Verbrechen" Blums zu buchen. Dabei vergißt er aber, daß er selbst S. 257 erzählt hat, Blum habe darnach getrachtet, an Stelle Messenhausers sich selbst „der Leitung des Aufstandes zu bemächtigen." Der Mann, der das erzählt, müßte doch bei Erwähnung dieser Anklage, des „Verbrechens" Blums, „Messenhauser die Präsidentschaft der Republik angetragen zu haben," nothgedrungen ausrufen: „Diese Anklage ist lächerlich, denn Blum trachtete ja selbst nach Messenhausers Stelle!" Aber so logisch ist das Denkvermögen unseres Grafen nicht. Er sagt bei der Schilderung von Blums Person S. 290: „Sein Kopf . . . zeugte von Intelligenz, soweit Fanatiker intelligent sein können." Das ganze Tagebuch Hübners, und insbesondere unsere Stelle betreffs des „Verbrechens" Blums vom 27. October, beweisen, welche tiefen Studien unser Graf zu diesem Ausspruch über Blum an seiner eigenen Natur zu machen Gelegenheit gehabt hat, wie der ultramontane und reactionäre Fanatismus des Herrn Grafen uns erkennen läßt. Ob er überhaupt „intelligent sein kann," läßt uns dagegen dieses Werk nicht errathen.

Der ultramontane Fanatismus unseres Grafen verleitet diesen endlich auch zu der intelligenzlosen Unwahrheit, Blum habe in den letzten „zwei Stunden" seines Lebens, „welche ihm, dem Standrecht gemäß, zugestanden wurden, um seine letzten Bestimmungen zu treffen," vor einem „guten Mönch nach einer kurzen Unterredung, und nachdem er in Thränen ausgebrochen, den Deutsch-Katholicismus abgeschworen, sei in den Schos (!) der" (katholischen) „Kirche zurückgekehrt, in welcher er geboren war und habe die Sacramente mit heißer Andacht empfangen." Diese ganze Bekehrungsgeschichte Blums ist ein von Anderen als dem Grafen Hübner erfundener frecher ultramontaner Schwindel, dessen Ursprung und Haltlosigkeit ich S. 563—568 meiner Biographie eingehend nachgewiesen habe. Dieser Schwindel ist zuerst von den verlogenen „historisch-politischen Blättern", den sogenannten gelben Heften der Familie Görres, und zwar erst 1849 in Scene gesetzt worden. Der Herr Graf Hübner trägt nicht das Geringste dazu bei, ihn glaubhaft zu machen, vielmehr verräth er ebenso wie sein ultramontaner Freund Helfert, daß den beiden Herrn die Hauptschwäche dieser ultramontanen Ente sehr wohl bekannt ist. Denn ganz abgesehen von tausend anderen Einwänden gegen diese Bekehrungslegende, Einwände, welche sich vor Allem auf Robert Blums feste,

muthige, und allen seinen Lebensüberzeugungen unentwegt treue Haltung in seinen letzten Stunden stützen — fehlt es dem „guten Mönch" durchaus an Zeit, den abtrünnigen Deutsch-Katholiken Robert Blum wieder in den „Schooß der Kirche zurückzuführen, in welcher er geboren war." Denn daß diese Bekehrung bei einem Manne von Blums Charakterstärke, und bei seiner in harten äußeren und inneren Lebenskämpfen aus sich selbst errungenen Freiheit und Klarheit seiner Weltanschauung, nicht das Ergebniß „einer kurzen Unterredung" sein konnte, wie Herr Graf Hübner uns glauben machen will, ist für Jeden einleuchtend. Darin ist der Legendenschreiber der Familie Görres und Herr von Helfert viel vorsichtiger, denn beide schildern uns das lange und harte Ringen des „guten Mönches" mit Blums Verstocktheit, wie er „mit Blum über Unsterblichkeit gestritten" — an welche Blum selbst glaubte, — und was der Lügen mehr sind. Aber zu diesem Ringen bedürfen unsere ultramontanen Entenzüchter einer geraumen Zeit — und an dieser fehlt es in Wahrheit. Denn unleugbar ist Blum erst um fünf Uhr früh geweckt, in eine besondere Zelle geführt und ihm hier sein Urtheil von dem Auditeur von Wolferom verlesen worden. An diese Blum im höchsten Maße überraschende und bewegende Mittheilung knüpfte sich eine, wenn auch kurze Unterredung Blums mit dem Auditeur, welchem Blum erklärte, daß er nicht zu fassen vermöge, wie man ihn auf Grund solcher Thatsachen zu verurtheilen und gegen das Unverletzlichkeitsgesetz das Urtheil zu vollstrecken wage. Darauf entgegnete der Auditeur, daß es mit dem Urtheil und der Vollstreckung voller Ernst und letztere auf sechs Uhr angesetzt sei. Das erhellt ganz unzweifelhaft aus Blums letztem Brief an seine Gattin, unter welchem steht: „Wien, 9. Nov. Morgens 5 Uhr, um 6 Uhr habe ich vollendet." Um nun für die Bekehrungslegende die unbedingt erforderliche Zeit herauszuschlagen, hat Herr von Helfert, welcher wahrscheinlich dachte, die Urschrift des letzten Briefes Robert Blums sei während der Länge der Zeit verloren gegangen, zu behaupten gewagt, die Worte „um 6 Uhr habe ich vollendet", könnten nicht unter dem Briefe stehen. Deshalb habe ich diesen Brief, in treuester Nachbildung der Handschrift und mit dem Visum des Auditeurs Wolferom (Wfrm.) am Fuße des Blattes versehen, meiner Biographie beigegeben. Noch ungeschickter als Herr von Helfert, fängt es aber der Herr Graf Hübner an, um seiner Bekehrungsgeschichte die unumgänglich nöthige Zeit zu schaffen. Für den durchaus wahrscheinlichen Fall nämlich, daß die Mehrzahl seiner Leser der Legende nicht glauben würde, daß Robert Blum „nach einer kurzen Unterredung mit dem guten Mönch den Deutschkatholicismus abgeschworen habe" u. s. w., hält der Herr Graf vorsichtigerweise die Zeitspanne von „zwei Stunden" bereit, welche Blum, „dem Standrecht gemäß, zugestanden wurden*) um seine letzten Bestimmungen zu treffen". Herr von Helfert aber, auch ein ergrauter Kenner des Standrechts, weiß

*) Hübner'sche Interpunktation.

seinerseits von einer solchen Minimalfrist der Vollstreckung nichts zu sagen, sondern nur (im Falle Fröbel) von der Maximalfrist von 24 Stunden. Ja, selbst Herr Graf Hübner sagt, wie er S. 272, bei Schilderung eines anderen standrechtlichen Falles beweist, in dieser Beziehung wieder einmal wissentlich die Unwahrheit. Denn dort schreibt er: „Auf frischer That ertappt, werden sie sofort vor die Trommel gestellt, gerichtet, verurtheilt, erschossen werden. Der Auditeur lud mich ein*) mir das summarische Verfahren eines Kriegsgerichtes anzusehen."

Aber auch in der einen Stunde, welche Blum noch zu leben hatte, kann der „gute Mönch" für seine Arbeit nur wenige Minuten übrig behalten haben. Denn Blum schrieb in dieser einen Stunde vier Briefe, welche ihm doch sicherlich nicht leicht aus der Feder flossen, wie die noch heute darauf sichtbaren Thränenspuren und ihr Inhalt bekunden: die letzten Briefe an seine Lieben und an seine Freunde, welchen er die Sorge um seine arme Familie an's Herz legte. Aber der Mann, welcher vor dem geistlichen Zuspruch, Angesichts des Todes, so an die Gattin schreiben konnte, wie er, der bedurfte dieses Zuspruches nicht zu seiner Kraft und Erhebung, und noch weniger brauchte er dieses bischen Trost zu erkaufen durch die Unterwerfung unter eine Kirche, von deren gleißendem Scheine sich Robert Blum in erschütternder Seelennoth und kühnem Wahrheitsringen schon seit frühen Knabenjahren für immer abgewendet hatte!

Die Verleumdungen des Hübner'schen Tagebuches gegen Robert Blum sind so schwere, und, wie dargelegt wurde, so oft wissentliche, daß für mich und meine Geschwister die Frage entstand, ob wir Verfasser und Verleger dieses Buches nicht vor Gericht laden und die gesammte Auflage des Werkes beschlagnahmen lassen sollten, gemäß § 189 des Deutschen Reichsstrafgesetzbuches, welcher bestimmt: „Wer das Andenken eines Verstorbenen dadurch beschimpft, daß er wider besseres Wissen eine unwahre Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben bei seinen Lebzeiten verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet gewesen wäre, wird mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft." Zuständig wäre, auch gegen den Grafen Hübner, zweifellos das Schöffengericht Leipzig gewesen.

Aber der Name und die Ehre Robert Blums bedürfen keines gerichtlichen Schutzes. Ich kann getrost das Urtheil über den Verleumder der öffentlichen Meinung der ganzen gebildeten Welt überlassen, und vielleicht gewinnt aus diesem bis jetzt einmüthigen Urtheil auch die Verlagshandlung die Einsicht, daß das non olet Grenzen hat, welche der Ekel des deutschen Volkes kenntlich macht.

*) Wieder Hübner'sche Interpunktation.

Die Vorbildung der Studirenden.

Von

Lothar Meyer.

— Tübingen. —

Unter den unzählbaren Meinungen über unser Schulwesen, welche in den letzten Jahren an das Licht getreten sind, dürfte wohl die, welche den Bedürfnissen aller Berufsklassen mit einer einzigen Schule gerecht werden will, schwerlich die Mehrheit der sachverständigen Stimmen auf sich vereinigen. Es klingt ja freilich verlockend und besonders sehr menschenfreundlich, wenn in Aussicht gestellt wird, daß diese „allgemeine Einheitsschule“ alle schulpflichtigen Knaben aufnehmen und in Abstufungen entlassen soll: aus den unteren Klassen diejenigen, welche nur der jetzigen Volksbildung bedürfen; aus der folgenden Stufe die, welche ungefähr so viel zu lernen haben, wie unsere jetzigen Real- und Bürgerschulen bieten, und endlich aus der Oberstufe alle diejenigen, welche zu weiteren Studien auf die Hochschulen übergehen.

Die Ausführbarkeit dieses schön ausgedachten Planes scheitert an der unerbittlichen Thatsache, daß durch diese Uniformirung alle drei Klassen von Schülern schwer geschädigt werden würden, da die der einen dienliche Bildung keine geeignete Grundlage für die der anderen abgeben würde und umgekehrt; vielmehr das Ziel jeder einzelnen Art von Ausbildung gleich von vornherein scharf in's Auge gefaßt und verfolgt werden muß, wenn es rechtzeitig sicher erreicht werden soll. Diese Art der „allgemeinen Einheitsschule“, würde keinem ihrer Schüler eine in sich gerundete und abgeschlossene Ausbildung liefern können.

Sehr viel bescheidenere Ziele steckt sich die sogenannte „höhere Einheits-Schule“, welche deutlicher als das „Einheitsgymnasium“ be-

zeichnet wird. Sie stellt sich die Aufgabe, allen denen eine geeignete Vorbildung zu geben, welche nach dem Austritte aus der Schule zu höheren Studien übergehen. Solcher Schulen sind verschiedene Arten in Vorschlag gebracht worden, ganz einheitliche und auch solche mit Gabelung, d. h. einer Trennung der oberen Klassen nach verschiedenen Richtungen. Geraume Zeit schien es, als würden Pläne dieser Art nur in beschränktem Umfange Anklang finden, bis in diesen Tagen fast unerwartet, die viel besprochene in Berlin tagende Schulconferenz einen sehr bemerkenswerthen Schritt auf dem Wege zur Verwirklichung einer solchen höheren Einheitsschule, und zwar der ganz einheitlichen, gethan hat, indem sie von den bestehenden drei Arten von Vorbereitungsschulen, dem humanistischen, dem realen Gymnasium und der sogenannten Oberrealschule (Realanstalt, Industrieschule) die mittlere, das Realgymnasium, für entbehrlich erklärte.

Dieses meiner Ansicht nach vollkommen richtige Gutachten jener glänzenden, viele ausgezeichnete Kenner unseres Unterrichtswesens einschließenden Versammlung erscheint auf den ersten Blick sehr geeignet, den thatsächlich vorhandenen Gegensatz zwischen humanistischer und realistischer Schulung und Bildung noch zu verschärfen, indem es das zwischen beiden vermittelnde Glied entfernt. Aber diese Gefahr ist nur eine scheinbare; in Wirklichkeit wird jener Beschluß, wenn er zur Ausführung gelangt, zum Einheitsgymnasium führen. Es wird dies sogleich deutlich werden, sobald wir die wirklich vorhandenen Bedürfnisse unserer Studirenden einer genauen Betrachtung unterziehen.

Zuvor aber wollen wir die Frage besprechen, ob denn eine solche einheitliche Vorbildung aller Studirenden, sowohl der der Universität wie der der verschiedenen technischen Hochschulen, ihre Möglichkeit vorausgesetzt, wünschenswerth sein würde. Bei dieser Frage wird sogleich jedem um die Berufswahl seiner Söhne besorgten Vater es als eine Erlösung von viel Noth und Qual erscheinen, wenn es genügen soll, die Wahl des Studiums erst beim Abgange von der Schule, also im achtzehnten bis zwanzigsten Lebensjahre zu treffen*). Ueberhaupt wird wohl Niemand bestreiten wollen, daß die Wahl des Berufes durch den erwachsenen jungen Mann dem durch den zehn bis zwölf Jahre alten Jungen so weit vorzuziehen wäre, daß man zur Erreichung dieses außerordentlich großen Vortheils selbst einige kleine Nachtheile in den Kauf nehmen könnte, wenn er ohne diese nicht zu erlangen wäre. Wenn demnach die Aussicht, daß eine solche Hinausschiebung der Berufswahl und damit auch eine Schule, welche sie verstattet, wünschenswerth sei, kaum ernstlichem Widerspruche begegnen wird, so ist dagegen die Behauptung der Möglichkeit einer solchen

*) Während ein einheitliches Gymnasium die Entscheidung, welcher Art von Studium sich der junge Mann widmen will, bis zur Reifeprüfung hinausschieben wird, kann auch die Entschließung, ob er überhaupt studiren soll, durch die jetzt geplante Einrichtung von lateinischen Nebenkursen an lateinlosen Bürgerschulen erheblich hinausgeschoben werden.

Schuleinrichtung nicht unbestritten. Aber ich wage zu sagen, daß der vielfache Widerspruch, den diese Ansicht erfahren hat, zum großen Theil auf vorgefaßten Meinungen und auf Unkenntniß der wirklich vorhandenen Bedürfnisse unserer verschiedenen Studirenden beruht, und daß eine genaue Würdigung dieser Bedürfnisse mit Nothwendigkeit zu der Erkenntniß führt, daß ein Gymnasum, welches sowohl den künftigen Philologen, Theologen und Juristen wie auch den Naturforschern und Medicinern eine wirklich gute, ihren Zwecken entsprechende Vorbildung giebt, auch die Studirenden aller anderen Fächer, also auch der sogenannten technischen, in richtiger Weise vorbilden wird, und daß andererseits ein Gymnasium, von dessen Zöglingen keiner im Stande wäre, mit Erfolg ein technisches Studium zu ergreifen, auch auf das Studium der Naturwissenschaft und der Medicin nicht in geeigneter Weise vorbereitet.

Um uns dies klar zu machen, müssen wir uns zunächst von einigen aus früheren Jahren überlieferten, für die Gegenwart nicht mehr passenden Begriffen und Vorstellungen befreien, besonders von dem vermeintlichen Gegensatze zwischen „technischen" und „Gelehrtenschulen", der uns nicht nur in den verschiedensten Aufsätzen und Gutachten, sondern auch in Erlassen und Verordnungen der Behörden auf Schritt und Tritt begegnet. Diese Entgegenstellung ist ja ohne Zweifel geschichtlich entstanden, indem die ersterk Anfänge unserer technischen Lehranstalten nur Handwerkerschulen waren; aber sachlich begründet ist sie heutigen Tages nicht mehr; denn „technisch" und „gelehrt" sind keine Gegensätze. Es geht dies unzweifelhaft schon daraus hervor, daß wir sowohl hoch gelehrte wie ungelehrte Techniker haben, und daß viele der größten Fortschritte der Technik von richtigen Gelehrten gefunden wurden. Es würde uns im Streite um die Schulen viel Unklarheit und Verwirrung erspart worden sein, wenn die Schiefheit und Verkehrtheit dieses vermeintlichen Gegensatzes rechtzeitig allgemein erkannt worden wäre. Man würde dann alsbald eingesehen haben, daß für die Vorbildung des gelehrten Technikers keine andere Schule erforderlich ist, als für die des gelehrten Arztes oder Richters; und daß der Vorbildung des ungelehrten Technikers dieselben Volks- und Bürgerschulen genügen wie den ungelehrten Gerichts- und Medicinalbeamten.

Bekanntlich haben wir zwei Arten von technischen Bildungsanstalten, die technischen Hochschulen, Gewerbe-Akademien oder Polytechnica und die verschiedenen Gewerbe-, Baugewerks- und Werkmeister-, Weber-, Färber-Schulen u. s. w. Nur erstere erziehen gelehrte Techniker für die höheren Stellen im Staatsdienste und für diesen entsprechende Stellungen in Privatunternehmungen, sowie auch für das Lehrfach und die wissenschaftliche Weiterbildung seiner Grundlagen. Die Scheidung der höheren und niederen technischen Lehranstalten ist insofern keine ganz strenge, als ausnahmsweise wohl auch Schüler der niederen von den höheren aufgenommen werden,

jedoch ohne damit Zutritt zu den Staatsprüfungen für die höhere Laufbahn zu erlangen; ähnlich wie ja auch die Universitäten unter gewissen Umständen ungenügend vorgebildete junge Leute als Hospitanten zulassen. In wie weit eine solche milde Praxis empfehlenswerth ist, soll hier nicht untersucht werden. Uns interessirt im Augenblicke nur die für die höhere Laufbahn erforderliche Vorbildung, zu deren richtiger Beurtheilung wir von den auf den technischen Hochschulen getriebenen Studien eine etwas nähere Kenntniß uns verschaffen müssen, als sie in weiten Kreisen unserer „Gebildeten“ besteht, deren mancher sich nicht ganz klar darüber sein dürfte, was er sich eigentlich unter einem „gelehrten Techniker“ und unter „technischer Gelehrsamkeit“ zu denken habe.

Auf unseren polytechnischen Hochschulen werden außer den die Grundlage des ganzen Studiums bildenden mathemathischen und naturwissenschaftlichen und einigen anderen allgemein bildenden Fächern drei eigentlich technische Hauptfächer gelehrt: Maschinenbau, Ingenieurwesen und Architektur. Dazu kommen meistens noch einige andere, welche auch auf der Universität vertreten sind, so namentlich Chemie nebst Berg- und Hüttenkunde. Forst- und Landwirthschaft werden bald auf dem Polytechnicum, bald an der Universität, in einigen Staaten auch noch auf besonderen Akademien gelehrt. Andererseits finden wir auf dem Polytechnicum auch einige Uebungen, welche, wie Bildhauerei, Modelliren in das Gebiet der Kunstschule hinüberstreifen. Charakteristisch für das Polytechnicum bleiben aber jene drei genannten Hauptfächer auch da, wo man, wie in Preußen, ihre Grenzen gegen einander etwas mehr, als unbedingt nöthig wäre, verwischt hat. Betrachten wir nun einmal diese drei Hauptfächer und untersuchen wir, welche geistige Arbeit und demnach welche Vorbildung das Studium derselben erfordert.

Der wissenschaftlich arbeitende Maschinenbauer ist ein Physiker, der mit mathematischen Methoden die Bedingungen des Gleichgewichtes und der Bewegung starrer, tropfbarflüssiger und luftförmiger Stoffe untersucht und die verschiedenen Naturkräfte so zu leiten bestrebt ist, daß er mit dem geringsten Aufwande von Kraft die größtmögliche Wirkung erzielt und die erzeugte Bewegung diejenigen Formen anzunehmen zwingt, welche seinen Zwecken entsprechen. Die von ihm ausgedachten zur Erreichung seiner Ziele dienenden Apparate, die Maschinen, baut aber der heutige Maschinenbauer nicht mit eigener Hand, sondern er giebt nur die theoretischen Grundlagen ihrer Construction, ihre zweckmäßigen Maße und Formen an, entwirft vielleicht nur eine Skizze, die von praktisch geübten Zeichnern bis ins Einzelne ausgeführt, für jeden Theil bis auf die zur Ausführung kommenden Dimensionen vergrößert und so endlich den Formern, Gießern, Schmieden, Drehern und anderen Holz- und Metallarbeitern zum Zwecke der Ausführung überantwortet wird. Diese Ausführung liegt wesentlich in den Händen der niederen Techniker, der Werkmeister, Monteure u. s. w. und wird von dem geistigen Urheber des Werkes nur beaufsichtigt, und vielleicht dies nicht ein-

mal unmittelbar. Der wissenschaftliche Maschinenbauer ist also weniger unmittelbar praktisch thätig als z. B. der Arzt, der sein zu behandelndes Material, die kranken Menschen, niemals ganz den Händen seiner ungelehrten Gehülfen anvertrauen darf, sondern sehr oft selber Hand anlegen muß.

Aehnlich dem Maschinenbauer ist auch der Ingenieur des Wasser- und Straßenbaues*) ein Vertreter der angewandten Physik und Mathematik. Auch er hat die Bedingungen des Gleichgewichtes für seine Straßen, Eisenbahnen, Brücken, Canäle, Schleusen, Deiche, Häfen, Uferbauten, Stromregulirungen, zu studiren und nach den gewonnenen Kenntnissen seine Constructionen auszuführen. Die meisten seiner Aufgaben löst er mit Hülfe mathematischer Betrachtung, besonders der Probleme der Maxima und Minima, so z. B. beim Brückenbau, wo mit dem geringsten Aufwande an Material die größt mögliche Tragfähigkeit zu erzielen ist. Die Lösung dieser Aufgaben erfordert oft viel Scharfsinn und hohe mathematische Befähigung, selbstverständlich auch gründliche physikalische Kenntnisse. Die Ausführung ruht auch hier in den Händen von praktisch geschulten Gehülfen.

Etwas abseits, gegen die bildenden Künste hingerückt, steht das dritte Hauptfach, das der Architektur, das wir ja auch als Baukunst zu bezeichnen pflegen. Auch der Architekt bedarf der Physik und der Mathematik; denn auch er hat wesentlich Probleme des Gleichgewichtes zu lösen. Aber außer der Zweckmäßigkeit wird auch Schönheit seiner Werke verlangt; und diese beiden Forderungen gerathen bekanntlich nicht selten mit einander in Conflict. Gewöhnlich ist wohl der Architekt selbst mehr geneigt, sich als Künstler zu fühlen und der Stimme der Schönheit vorwiegend Gehör zu geben, und zwar um so mehr, je mehr er befähigt ist, sie zu vernehmen; aber er weiß auch, daß die Schönheit seiner Werke nur auf einer wissenschaftlich begründeten Basis sicher ruht. Besonders aber die, welche die Bauwerke bewohnen und benutzen sollen, pflegen noch mehr Werth, als auf die schöne Außenseite, auf die Zweckmäßigkeit und Sicherheit der Construction, auf eine der Gesundheit zuträgliche Einrichtung und Vertheilung der Räume, zweckmäßige Heizungen und Ventilationsanlagen u. s. w. zu legen. Es dürfte demnach wohl unbestritten bleiben, daß ein ausgezeichneter Baumeister weder ohne Geschmack und geübten Formensinn, noch auch ohne mathematische und physikalische Kenntnisse gedacht werden kann.

Fragen wir nun nach der Vorbildung, welche die Studirenden dieser drei Hauptfächer mitbringen müssen, so ergiebt sich zunächst, daß sie einer guten mathematischen Schulung bedürfen. Es ist aber zu beachten, daß die Forderung an keinem Polytechnicum über die elementare Mathematik hinausgeht, und daß auch für den Fall, daß die Kenntnisse in dieser noch der Ergänzung und Befestigung bedürfen sollten, in der Regel durch be-

*) Der Ingenieur im engeren Sinne; denn auch der Maschinenbauer wird häufig als Ingenieur bezeichnet.

sondere Vorlesungen und Uebungen Vorsorge getroffen ist*). Das Studium der für Ingenieure und Maschinenbauer unentbehrlichen höheren Mathematik wird stets auf dem Polytechnicum selbst begonnen; ihre Kenntniß daher beim Eintritt nicht erfordert.

Zweitens wird eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung gefordert, aber auch diese auf der Hochschule selbst geboten, so daß der neu eintretende Schüler nur die Fähigkeit, die ihn einführenden naturwissenschaftlichen Vorträge zu verstehen, nicht ausgedehnte naturwissenschaftliche Kenntnisse mitzubringen braucht**)

Drittens sollen die Studirenden dieser drei Hauptfächer alle eine gute Uebung im Zeichnen besitzen, und zwar sowohl im mathematischen wie im freihändigen.

Diese drei für die künftigen Techniker unerläßlichen Forderungen: gründliche Schulung in elementarer Mathematik, Verständniß für naturwissenschaftliche Vorträge, Uebung im gebundenen wie im Freihandzeichnen, sind aber genau dieselben, welche jetzt mit solcher wohlberechtigten Entschiedenheit von allen Seiten übereinstimmend auch für die künftigen Mediciner und Naturforscher aufgestellt werden, und deren Erfüllung hoffentlich jetzt ernstlich von den Schulen und Schulbehörden gewährt werden wird. Es besteht also in diesen Dingen eine sehr nahe Uebereinstimmung der Bedürfnisse der jungen Leute, welche man bis jetzt den humanistischen Gymnasien, und derer, welche man den Oberrealschulen glaubte zuweisen zu müssen, jedoch mit der Einschränkung, daß das technische Studium auch schon bisher den Gymnasiasten nicht verschlossen war!

Sind also hier die Erfordernisse die gleichen, so bleibt noch die Frage, ob die für die Mediciner bisher streng geforderte, den Naturforschern aber theilweise oder ganz erlassene Kenntniß der beiden alten Sprachen den Technikern entbehrlich oder wünschenswerth und nützlich oder vielleicht gar nöthig oder unentbehrlich ist. Sucht man diese Frage an der Hand der die Zulassung zu verschiedenen Studien regelnden obrigkeitlichen Bestimmungen zu lösen, so ist man erstaunt über die Inconsequenzen und Widersprüche, welche in diesen

---

*) Die ebenfalls zur elementaren Mathematik gehörende darstellende Geometrie oder Projectionslehre wird auf dem Polytechnicum ausführlich in Vorträgen und Uebungen behandelt. Es wird aber gern gesehen, wenn die Studirenden einige Vorkenntnisse dieser wichtigen Disciplin mitbringen, die nur auf wenigen Schulen und fast nur in Süddeutschland einige Berücksichtigung findet. Da aber dieselbe ganz besonders geeignet ist, das räumliche Vorstellungsvermögen zu üben, so wäre es außerordentlich nützlich, wenn die Elemente der darstellenden Geometrie in engem Zusammenhange mit dem geometrischen Zeichnen in den Unterricht der obersten Gymnasialklassen aufgenommen würden.

**) Es ist sehr beachtenswerth, daß die italienischen Techniker, bevor sie in ihr Fachstudium eintreten, ihre mathematische und naturwissenschaftliche Schulung in einem zweijährigen Universitätsstudium erwerben, eine Einrichtung, die auch für uns empfehlenswerth wäre.

Verordnungen walten. Nur das eine erkennt man deutlich, daß dieselben nicht aus der Initiative einer alle Bedürfnisse klar übersehenden Behörde, sondern aus dem Kampfe der verschiedenen Schularten um Berechtigungen hervorgegangen sind. Dem Drängen der Realschulen hat die Behörde nicht etwa da nachgegeben, wo dies sachlich am ehesten gerechtfertigt gewesen wäre, sondern meistens da, wo sie glaubte, daß der entstehende Schaden von möglichst geringem Umfange und Einflusse sein werde. Für die Studirenden der Medicin hat man die klassische Schulbildung standhaft vertheidigt, für die Naturforscher und Mathematiker und zwar auch für die Lehrer, hat man sie preisgegeben, und selbst für das Studium der neueren Sprachen wird sie in manchen Staaten nicht mehr oder doch nur in sehr geringem Umfange verlangt. Wir sind damit in die sonderbare Lage gelangt, daß an Gymnasien Lehrer, nicht nur der Mathematik und der Naturwissenschaften, sondern auch der neueren Sprachen angestellt werden können und wirklich angestellt werden, welche kein Griechisch, ja sogar solche, die nicht einmal ordentlich Lateinisch verstehen. Es liegt auf der Hand, daß die Stellung dieser Lehrer eine ungemein schwierige ist; denn die Schüler, denen die Kenntniß der alten Sprachen und Schriften als der höchste Gipfel der Bildung täglich gepriesen wird, und die natürlich gewitzigt genug sind, die Unkenntniß dieser Dinge dem Lehrer anzumerken, sind nur zu sehr geneigt, ob dieses Mangels, wenn nicht seine Person, so doch die von ihm vertretenen Fächer gering zu achten und die Lehrer der Mathematik, Naturwissenschaft und der neueren Sprachen den Schreib- und Rechenunterricht ertheilenden Elementarlehrern gleichzustellen. Noch viel schlimmer aber ist es, daß man den Lehrern der französischen Sprache mit der gründlichen lateinischen Schulung die beste Handhabe für den Unterricht der Gymnasiasten entzieht. Ein Lehrer des Französischen, der kein oder nur wenig Latein gelernt hat, ist schon an sich mangelhaft ausgerüstet, an einer durch und durch lateinischen Schule aber ist er vollends verrathen und verkauft.

Eine auch nur flüchtige Betrachtung dieser hoffentlich jetzt dem Untergange geweihten Zustände wird uns die Ueberzeugung geben, daß hier nicht das Bestehende nothwendig auch das Vernünftige ist, daß also auch der Umstand, daß man bisher bestrebt gewesen ist, die „Techniker" auf lateinlose Schulen zu verweisen, uns keine besondere Ehrfurcht vor dem „historisch Gewordenen" einzuflößen braucht; wir vielmehr gut thun werden, selbst zu untersuchen, was unseren verschiedenen Studirenden noththut.

Ueber den Unterricht in den alten Sprachen ist bekanntlich in den letzten Jahren viel gestritten und seine Nützlichkeit aus den verschiedensten Gründen angefochten worden. Wenn gegen denselben angeführt worden ist, die Kenntniß der todten Sprachen sei von keinem praktischen Nutzen, so verdient dieser Einwand noch weniger Beachtung und hat noch weniger Gewicht als die zur Vertheidigung dieses Unterrichtes angeführte Thatsache, daß die Kunstausdrücke fast aller Wissenschaften griechischen und lateinischen Ursprungs sind. Keine dieser Erwägungen ist ausschlaggebend. Die Schule ist nicht dazu da, jeden ihrer Schüler mit den Kenntnissen auszurüsten, die

er künftig in seinem Berufe einmal brauchen wird, sondern leistet dies höchstens nebenher, soweit es mit ihrem eigentlichen Ziele vereinbar ist. Dieses Hauptziel aber ist eine möglichst gleichförmige, allseitige Ausbildung des jungen Mannes und Entwickelung seiner Fähigkeiten. Je vollständiger dieses Ziel erreicht wird, und je mehr der Student befähigt ist, in jedes beliebige Fachstudium auf der Hochschule sich hineinzuarbeiten, desto besser ist seine Schulbildung. Es giebt nun aber kein wirksameres Mittel zur Uebung scharf logischen Denkens, zur Gewinnung von Klarheit und Sicherheit des Gedankens wie des Ausdruckes als ein richtiges Studium der alten Sprachen, des Griechischen und auch des Lateinischen. Die Erkenntniß des innigen Zusammenhanges zwischen den reichen Formen dieser Sprachen und den Beziehungen der durch sie ausgedrückten Gedanken bildet eine Schule der Logik, wie sie kein anderer Unterrichtsgegenstand zu bieten vermag, namentlich keine der lebenden Sprachen. Außerdem weckt eine richtige Beschäftigung mit dem Alterthum den historischen Sinn, und die Schönheit und Gediegenheit der alten Literatur giebt eine ästhetische Anregung von hohem Werthe. Es ist ja unbestritten, daß auch die Literatur unserer Zeiten manches den alten ebenbürtige Werk hervorgebracht hat; aber Niemand wird leugnen wollen, daß gerade die Vergleichung der alten mit der neuen Welt ein äußerst anregendes Moment bildet, und daß, wer beide kennt, einen weiteren und freieren Blick sich erworben hat, als der, dem nur eine zugänglich ist.

Aber während in der Regel kaum bestritten wird, daß der erziehende Werth der alten Sprachen in der durch sie zu erreichenden logischen und aesthetischen Schulung begründet sei, wird von vielen und zwar von sehr beachtenswerthen Seiten behauptet, daß ein des großen Aufwandes an Zeit und Kraft werther Erfolg nach dieser Richtung heutigen Tages kaum noch erzielt werde. Dazu sei der sprachliche Unterricht viel zu sehr untergegangen in philologischen Spitzfindigkeiten und grammatischem Kleinkram. Die heutigen Philologen seien meist so sehr in kleinlicher Einzelforschung befangen, daß sie Interesse und Sinn für die Großartigkeit der alten Sprachen und ihrer Literatur verloren hätten, und daher nicht mehr befähigt seien, jene logische und ästhetische Schulung der Jugend in befriedigender Weise durchzuführen. Es sei daher besser mit diesem alten Kram ganz zu brechen und nach neuen, unserer Zeit näher liegenden Unterrichtsobjecten zu suchen.

Es ist unbestritten und unbestreitbar, daß in diesen Dingen von vielen der philologisch gebildeten Lehrer unserer Gymnasien unendlich viel und schwer gesündigt worden ist, wie dies H. v. Treitschke*) erst kürzlich durch so köstlich ausgewählte Beispiele dargelegt und gegeißelt hat; aber es ist eine alte Regel, daß der Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebt, und wir dürfen hoffen, daß der gerade unter den jüngeren Generationen der früheren Gymnasiasten vielfach verbreitete Widerwille gegen den Unterricht in den alten

*) Die Zukunft des deutschen Gymnasiums, Leipzig 1890, 2. Aufl. S. 20, 21.

Sprachen als eine nutzlose und langweilige Quälerei wieder verschwinden wird, sobald es gelingt den Unterricht in die richtigen Bahnen zurück zu lenken, die glücklicher Weise nicht überall ganz verlassen wurden. Sollte dies wider Erwarten nicht gelingen, so ist sicher vorauszusehen, daß der Widerstand gegen den altklassischen Unterricht mit der Zeit wachsen und schließlich dahin führen würde, daß das humanistische Gymnasium aufhören müßte, die allgemeine Vorschule für die jetzt seinen Schülern offenstehenden Studien zu sein.

Bleibt aber jene segensreiche pädagogische Wirkung der alten Sprachen erhalten, so ist nicht abzusehen, warum nur Geistliche, Richter, Verwaltungsbeamte, Aerzte, Offiziere, Forstbeamte dieser Wohlthat theilhaftig werden sollen, während die Beamten des Baufaches, die Eisenbahnbetriebsbeamten, die Leiter der mechanischen und chemischen Fabriken und Werkstätten ihrer entbehren müßten. Wenn es für ersprießlich erachtet wird, daß der künftige Landrichter oder Regierungsrath und der praktische Arzt an lateinischen und griechischen Schriften seine geistige Turnübung durchmache, warum soll dies dem Baurath oder dem Eisenbahninspector nicht nützlich sein? Hat nicht der Architekt noch weit mehr Beziehungen zum klassischen Alterthum als der Arzt oder der Oberförster? An Zeit fehlt es auf der vorbereitenden Schule den künftigen Technikern nicht mehr und nicht weniger als den anderen Schülern; denn daß sie auf der Vorschule schon ein Stück Fachbildung erwerben sollten, wie es früher auf den preußischen Provinzialgewerbeschulen, den jetzigen Oberrealschulen, geschah, ist von den Professoren der technischen Hochschulen stets als unzweckmäßig abgelehnt und diejenige Arbeitstheilung verlangt worden, nach welcher die Schule die Vorbildung, die Hochschule die Fachbildung zu geben hat. Wenn das Gymnasium jene drei oben besprochenen auch im Interesse der Mediciner u. s. w. zu stellenden Forderungen erfüllt, daß es eine sichere Vertrautheit mit der elementaren Mathematik, ein klares Auffassungsvermögen für naturwissenschaftliche Lehren und Demonstrationen und gute Uebung im Zeichnen gewährt, so wird es auch für die künftigen Studirenden der technischen Fächer die richtige Vorschule sein. Es wird dabei nach wie vor die auch jetzt geltende Regel bestehen bleiben, daß zum Studium der auf angewandter Mathematik ruhenden Fächer des Maschienenbaues und des Ingenieurwesens nur mathematisch gut veranlagte, und zum Studium der Baukunst nur mit natürlichem Zeichentalent begabte junge Leute geeignet sind. Die aber werden auf einem unseren Anforderungen völlig entsprechenden humanistischen Gymnasium auf ihr künftiges Studium und damit auf ihren Lebenslauf besser vorbereitet werden als auf irgend einer lateinlosen Schule.

Wir kommen also zu dem Schlusse, daß die Oberrealschule und ähnliche lateinlose Lehranstalten als Vorbereitungsschulen für technische Hochschulstudien nicht nur entbehrlich, sondern in mancher Hinsicht geradezu schädlich und demnach ebenso wie das Realgymnasium, als Vorschulen für gelehrte Studien aufzugeben sind.

Diesen Schulen wird demnach künftig nur die Aufgabe bleiben, zum

unmittelbaren Eintritt in's praktische Leben und in niedere Fachschulen vorzubereiten, und diese Vereinfachung ihres Zieles kann ihnen selbst nur zum Segen gereichen. Ob es dann zweckmäßig ist, die Dauer ihres Curses auch ferner noch über dieselbe Anzahl Jahre zu erstrecken, wie sie das Gymnasium beansprucht, ist lediglich eine Frage der Praxis. Man wird soweit gehen, wie sich Schüler in genügender Anzahl finden, und das wird wohl nur ausnahmsweise bis zum 18. oder 20. Lebensjahre der Fall sein.

Die nach unseren vorstehenden Erwägungen zukünftig einzuführende Vorbereitung der Studirenden aller gelehrten Fächer auf einem und demselben Gymnasium wird außer der schon besprochenen Möglichkeit der Berufswahl zu richtiger Zeit, noch viele andere Vortheile im Gefolge haben. Die schon weit gediehene Spaltung unserer gebildeten Männerwelt in einen humanistisch und einen realistisch geschulten Theil, die ich an einem anderen Orte*) bereits ausführlich besprochen und beklagt habe, wird verschwinden oder doch sehr gemildert werden. Zwischen Männern, die auf derselben Schulbank gesessen, wird sich nicht leicht ein solcher Kampf entwickeln, wie er z. B. neuerdings in den Tagesblättern um den Vorrang der Juristen oder der Techniker in der preußischen Eisenbahnverwaltung geführt wurde. Es wird auch den Technikern selbst sehr gut thun, wenn sie nicht von vorn herein auf Schulen verwiesen werden, welche vorwiegend auf das für die Praxis des Lebens Erforderliche ihr Streben zu richten genöthigt sind.

Wenn wir aber ein einheitliches, auf alle gelehrten Studien vorbereitendes Gymnasium erstreben und verlangen, so müssen wir uns zugleich klar machen, welche Forderungen wir an dasselbe stellen können und dürfen. Wir leben bekanntlich in einer Zeit der Specialisten, in der fast jeder, der etwas leisten will, sich auf ein möglichst enges Feld beschränken muß, und in welcher derjenige, der unter Verzicht auf einseitiges Virtuosenthum sich einen weiteren Ueberblick zu verschaffen sucht, leicht unter den Schlitten kommt. Diese Tendenz der Zeit spiegelt sich auch in der Fluth von meist unerfüllbaren Forderungen, mit denen unsere Schulen überschüttet werden. Jeder hält das, was ihm am nächsten liegt, für das Wichtigste und wünscht es eingehend auf der Schule gelehrt zu sehen. Der Philologe, der zufrieden sein sollte, wenn die Jungen ein Gefühl für den Geist der alten Sprachen gewinnen und die alten Schriftsteller flott zu lesen verstehen, meint, er müsse ihnen die eingehendste Kenntniß aller Feinheiten der lateinischen und griechischen Grammatik verschaffen, als sollten sie alle Philologen werden. Der geistige Inhalt der alten Schriften verschwindet in der eingehenden Betrachtung der sprachlichen Formen. Mancher Freund moderner Sprachen verlangt andererseits vorzugsweise praktische Gewandtheit in diesen und würde vielleicht sogar nichts dawider haben, wenn von den Gymnasiasten verlangt würde, daß sie fertig

*) Die Zukunft der deutschen Hochschulen und ihrer Vorbildungsanstalten, Breslau 1873.

französisch und englisch zu sprechen und elegante Briefe in diesen Sprachen zu schreiben im Stande sein sollten. Die ganz berechtigte Ansicht, daß die Jungen doch auch ein Auge für die uns umgebende Natur haben sollen, wird aufgebauscht zu der Forderung, daß sämmtliche Naturwissenschaften ausführlich und eingehend auf dem Gymnasium getrieben werden. Der Wunsch, daß der junge Mann über seinen eigenen Organismus einige richtige Vorstellungen gewinne, führt zu dem Anspruche, daß das ganze große naturwissenschaftlich-medicinische Mosaikgemälde, das wir jetzt unter dem Namen der Hygiene zusammenfassen, Gegenstand des Schulunterrichtes werde. Weil es ganz zweckmäßig ist, daß die Schüler auch einige mechanische Fertigkeiten gewinnen, so soll ein ausgedehnter Handfertigkeitsunterricht in die Schule eingeführt werden und, wo möglich, jeder Junge ein Handwerk extra lernen. Da der künftige Staatsbürger politische Thätigkeit zu entfalten hat, so soll schon die Schule ihn über die Geschichte unserer politischen Zustände, die Stellung und Ziele der Parteien unterrichten und ihm wohl gar schon selbst einen Parteistempel aufdrücken.

Solchen wohlgemeinten, aber höchst unpraktischen Forderungen gegenüber ist die äußerste Beschränkung auf das wirklich Nothwendige geboten. Man muß auf das Bestreben verzichten, jedes Winkelchen des jungen Gehirnes mit Weisheit ausstopfen zu wollen, und vor allem dem jungen Menschen Zeit und Kraft lassen, auch noch neben der Schule mit Lust und Liebe Dinge zu treiben, zu denen seine Neigung ihn hinzieht. Dann werden wir es vermeiden, Schablonenmenschen zu erziehen, und eine akademische Jugend gewinnen, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat und nicht todtmüde und vom endlosen Schulkram gelangweilt auf die Hochschule kommt, um sich erst ganz allmählich zu erholen. Fähig zum Studiren und wissensdurstig wünschen wir unsere Studirenden von der Schule zu erhalten. Mit offenen unverdorbenen Augen, gewecktem Verstande und lebhaftem Interesse für die Wissenschaften, die sich ihrem erweiterten Gesichtskreise erschließen, sollen sie die Hochschule beziehen. Wenn die meisten von ihnen mehr zu lernen genöthigt sind, als ihren Vätern und Großvätern oblag, und ihnen dazu die Zeit nicht reichen will, so folgt daraus noch nicht, daß sie auf der Schule stärker belastet werden sollten, sondern höchstens, daß die Studienzeit ausgedehnt werden muß, wenn sie zur Erlangung gründlicher Fachbildung nicht mehr ausreichen will. Ein großer Theil der berechtigten Klagen über unsere Schulzustände rührt daher, daß man der Schule aufzubürden gesucht hat, was der Hochschule gehört, ein anderer freilich auch daher, daß man für Dinge, deren pädagogischer Werth sehr gering ist, Zeit und Kräfte verschwendet, die Schüler zu einseitiger Büchergelehrsamkeit erzogen und die allseitige, gleichförmige Entwickelung ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten vernachlässigt hat. Es ist höchste Zeit, daß hier Wandel geschafft werde.

Ein vergessener Dichter.

Von

Rudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

In einer Literaturepoche wie die unsrige wo jeder Tag neue Berühmtheiten erzeugt und die Jüngsten sich vordrängen und sich beeilen, dem Rathe des Goethe'schen Baccalaureus folgend, die Alten bei Zeiten todtzuschlagen, gerathen leicht schöne Talente in Vergessenheit, die mit Recht bei ihrem ersten Erscheinen großes Aufsehen erregten. Es bedarf heutzutage einer künstlichen Einbalsamirung des Tagesruhms, wenn er sich über den Tag hinaus behaupten soll; dazu gehört die buchhändlerische und literarische Reclame, irgend eine Jüngerschaft, welche die Fahne des Meisters hochhält, ein Verleger, der an die Zukunft des Dichters glaubt und neue Auflagen auf den Markt wirft, ehe die alten ausverkauft sind. Bevorzugt sind dabei die Dramatiker und Lyriker; ist einem Dramatiker ein glücklicher Wurf auch nur mit einem einzelnen Stück gelungen, so erhält sich sein Name dauernd auf dem Repertoire der Bühnen. Aehnlich verhält es sich mit dem Lyriker, dem eines oder mehrere Gedichte so wohlgerathen sind, daß sie aus einer Blüthenlese in die andere wandern; namentlich aber der Spruch- und Sentenzendichter hat den Vorzug, zugleich mit seinen kurzathmigen, aber langlebigen Gedankenkindern in Sammlungen aufbewahrt zu werden. Ist doch die geistige Nahrung, die ein so großer Dichter wie Jean Paul den Zeitgenossen bot, für die Gegenwart nur noch auf derartige literarische Conserven beschränkt.

Wo alle jene Voraussetzungen fehlen, da hat der Dichter höchstens noch Anspruch auf eine Stätte im Erbbegräbniß der Nationalliteratur: Namen und Inschrift werden gelesen, aber seine Werke folgen ihm nach. Doch auch hier ist solcher Zudrang von neuen berühmten Todten, daß auch bald diese Grabstätte beseitigt wird. Oder der ganze alte Kirchhof der Literatur wird geschlossen und unter den Gräbern eines neuen wandelt ein neues Geschlecht.

Zu solchen Betrachtungen regte mich die Erinnerung an einen meiner intimsten Jugendfreunde an, der in einem Alter verstorben ist, das in der Regel noch keine Anwartschaft auf Nachruhm gewährt. Georg von Hauenschild, als Dichter unter dem Namen Max Waldau bekannt, wurde vom Tod hinweggerafft, ehe er das dreißigste Lebensjahr ganz vollendet hatte: dennoch war er am Anfang der Jahre des sechsten Jahrzehnts ein beliebter und in weiten Kreisen anerkannter Dichter und Schriftsteller. Auch ein anderer schlesischer Poet ist so jung gestorben, Moritz Graf Strachwitz, und es ist keine Frage, daß der Nachruhm dieses Lyrikers sich bei weitem frischer erhalten hat, als derjenige Max Waldaus. Strachwitz war in seiner Art fertiger: er hat nur zwei Bände Gedichte hinterlassen, aber unter diesen befinden sich einige von unantastbarer Formenschönheit, wie die Hymne Germania, andere von glühendem Colorit und berauschender Pracht der Schilderung, wie „die Jagd des Mogul" und „Hie Welf" und man überhörte dabei den sporenklirrenden Thatendrang eines nachgeborenen Ritterthums, der in anderen Gedichten sich geltend machte, eine Kampfeslust mit ebenso unklaren Zielen wie diejenige der politischen Sturmlyrik eines Herwegh; man übersah einige Nachblüthen unmöglicher Liebespoesie, in allzu überschwänglichem Ton oder etwas verblühter Färbung. Jene wenigen schönen Gedichte gingen in alle Anthologien über, wurden citirt und deklamirt und hielten so das Angedenken des Dichters wach. Dem Lyriker Max Waldau ist kein einziger so glücklicher Wurf gelungen; seine Lyrik war mehr geistvoll reflectirender Art, hatte einen volksthümlichen Zug, bewegte sich mit Vorliebe in Kunstformen, deren architektonischer Aufbau alles Liederartige und die unmittelbare Wirkung auf das Gemüth ausschloß. Dafür war er ein universeller Kopf, überaus gedankenreich und von solcher Fülle der Bildung, daß Niemand den Verfasser der Romane: „Nach der Natur", und „Aus der Junkernwelt" für einen jungen Mann gehalten hätte, so reich waren die Schätze der Welterfahrung, die Menge der Kenntnisse auf allen Gebieten, die in diesen Romanen niedergelegt waren. Gleichwohl war vieles in seinen Werken noch nicht vollkommen ausgegohren: doch welche glänzenden Versicherungen für die Zukunft! Das deutsche Volk verlor in ihm einen künftigen Klassiker: denn er war aus solchem Holze geschnitzt, wie die großen Dichter unserer Nation, welche umfassende Bildung und Tiefe der Weltanschauung mit ihrem schöpferischen Genius vereinigten. Strachwitz und Waldau — sollte man den schlesischen Dichtern nachsagen, daß ihnen nur ein kurzes Leben beschieden ist? Da

war der Gegenbeweis ja leicht anzutreten. Der Schlesier κατ᾽ ἐξοχήν Carl von Holtei, der volksthümlichste Dichter der Provinz, welcher ihren Dialekt in der Literatur zu Ehren gebracht, hat ein ehrwürdiges Alter erreicht, obschon das Ehrwürdige nie in seinem Naturell gelegen. Der jungdeutsche Stürmer und Dränger Heinrich Laube, später der kurzangebundene Mann des dramalogischen Parolebefehls, ist ebenfalls bis hoch an die Siebenziger vorgedrungen und noch lebt ja Gustav Freytag, der schon seinen siebenzigsten Geburtstag seit einigen Jahren hinter sich hat und keineswegs als ein gebeugter Greis im Schatten der Bäume seines thüringischen Besitzthums in Siebleben oder in den Rebengeländen des Rheingaus in der Nähe der Bäderstadt Wiesbaden weilt, in deren Weichbild er eine stattliche Villa besitzt.

* * *

Georg Spiller von Hauenschild war am 24. März 1825 zu Breslau geboren, studirte in dieser Stadt die Rechte und Cameralia, ein Studium, das er später mit demjenigen der Philosophie und neuen Sprachen vertauschte. Höchst anregend wirkte auf ihn der Aufenthalt in der Neckarstadt Heidelberg, der er in seinen Gedichten und Romanen manches anmuthendes Gedenkblatt gewidmet hat, noch mehr die Reisen nach der Schweiz, nach Frankreich und Italien, die er unternahm. Nach seiner Rückkehr besuchte er die landwirthschaftliche Akademie in Proskau, wo er durch naturwissenschaftliche Studien, welche nicht wenig zur Färbung seiner Romane beitrugen, den Kreis seines vielseitigen Wissens bereicherte. Im Jahre 1848 zog er sich auf sein Familiengut Tscheidt in Oberschlesien zurück, das damals noch seiner Mutter gehörte, verheirathete sich mit einer Rheinländerin und lebte den Musen, in engem brieflichen Verkehr mit hervorragenden Dichtern und Schriftstellern bis zu seinem Tode im Jahre 1855, wo ihn der Typhus hinwegraffte in der Blüthe seiner Jahre, mitten in einem verheißungsvollen Schaffen.

Es war etwa um das Jahr 1850, wo ich seine persönliche Bekanntschaft machte. Als Strebens- und Gesinnungsgenossen lud er mich auf sein Gut Tscheidt ein und holte mich in Ratibor ab, jener schlesischen Stadt, der er in einer satirischen Canzone ein wenig schmeichelhaftes Denkmal gesetzt. Ich fühlte mich von seiner sympathischen Persönlichkeit sogleich in hohem Maße angezogen, und der Eindruck, den ich schon aus seinen Briefen erhalten, daß er selbst bedeutender sei, als alles, was er bisher geschaffen, wurde wesentlich verstärkt. Es war eine Zeit, in welcher alle politischen Hoffnungen wie durch einen Hagelschlag darnieder geschmettert worden waren: gleichwohl glaubten wir beide noch an die Zukunft Deutschlands; aber der Mißmuth über die Lage der Gegenwart schränkte die politischen Gespräche ein. Desto lebhafter war die Unterhaltung über literarische Fragen und die tonangebenden Literaturgrößen des Tages. Georg von Hauenschild machte nicht den Eindruck eines jungen Mannes von einer in der Landluft aufblühenden und gefestigten Gesundheit; seine Gesichtsfarbe war blaß und ein

kränklicher Zug unverkennbar; auch war er nur von mittlerer Größe und einer keineswegs kräftigen Körperbeschaffenheit; aber sein fragendes, forschendes, bisweilen schwärmerisches Auge belebte seine Gesichtszüge in eigenthümlicher Weise, und leichtflüssig, lebendig, in allen Farben des Humors schimmernd, strömte die Rede von seinen Lippen. Eine ungemeine Vielseitigkeit der Interessen und der Bildung, eine seltene Belesenheit, beides bei einem so jungen Manne doppelt anstaunenswerth, gaben dem Verkehr mit ihm einen besonders anregenden Reiz. Und so erinnere ich mich jenes Aufenthaltes in Tscheidt als einer der geistig belebtesten Zeiten meines Lebens. Bisweilen wurde ich durch den allumfassenden Geist des Freundes an meinen Lehrer in der Stadt der reinen Vernunft erinnert, den Hegelianer Karl Rosenkranz, der ebenso geistig beweglich, feingebildet und heimisch auf allen Gebieten der Kunst und des Wissens war. Nicht allzu reizvoll ist die Gegend in der Nähe von Bauerwitz; doch es wechseln Hügel und Felder, Wald und Flur, und auch mancher duftige Fernblick läßt sich erhaschen. Bei einer Treibjagd machte ich als ehemaliger Gardeschütze meinen früheren Lehrmeistern auf der Hasenhaide wenig Ehre; denn es gelang mir nur einen einzigen Hasen zu schießen und das war noch außerdem eine bestrittene Jagdbeute, denn Hauenschild hatte gleichzeitig geschossen und, wie er behauptete, getroffen. Der halbe Hase war daher lange ein Gegenstand lustigen Streites. Auf dem Gebiete der Literatur aber hoffte jeder von uns, seinen Hasen ganz und allein zu schießen. Ein anderes Mal nahm er mich mit zu einer Versammlung der katholischen Landgeistlichen in Bauerwitz: das gesellschaftliche clericale Vergnügen macht dort den Eindruck einer flotten Studentenkneipe; es herrschte sogar ein etwas rüder Ton und die ecclesia militans geberdete sich lärmend genug. Die ketzerische Gesinnung, welche der Dichter in seinen Werken, oft genug bisweilen mit unverkennbarem Ingrimm aussprach, wurde mir erklärlicher durch diese Berührung mit den Seelsorgern der Dörfer.

Im Jahre 1852 war er als Hochzeitsgast bei meiner Trauung in Olbersdorf bei Reichenbach zugegen: er blieb dort längere Zeit und unsere Spaziergänge in dieser Gegend, die an landschaftlichen Reizen die Umgebung von Tscheidt soweit übertrifft, die so malerisch abgeschlossene Bilder, so reizende Aussichten auf die Eule und den Zobten gewährt, gaben unseren Freundschaftsgefühlen noch mehr Wärme, unseren geistigen Beziehungen noch mehr Innigkeit. Großes Gefallen fand meine Schwiegermutter, Freifrau von Seherr-Thoß, eine der geistreichsten Frauen Schlesiens, an dem jugendlichen Dichter, und wie sehr er für sie begeistert war, das beweist wohl, daß er ihr seine Dichtung: „Rahab“ widmete. Auch meiner eigenen Frau war er in Sympathie und Freundschaft verbunden. So besuchte er uns später, so oft er nach Breslau kam. Leider geschah das von Jahr zu Jahr seltener — Hauenschild, der an einem Herzfehler litt, war auch durch andere Leiden bisweilen ans Krankenlager gebannt. Schmerzlich überraschend aber kam die

Kunde seines Todes: der Typhus hatte ihn und damit eine der schönsten Hoffnungen unserer Literatur hinweggerafft. In dem oberschlesischen Weltwinkel war seine Betheiligung an den großen Zeitereignissen stets gleich lebendig geblieben. In den Phantasieen seines Krankenlagers spielte die Belagerung von Sebastopol, die damalige große Tagesbegebenheit, eine Hauptrolle: stundenlang beschäftigte er sich mit den dortigen Kämpfen. Saint-Arnauld und Pelissier waren seine Helden; wir alle standen ja auf Seiten der Verbündeten; denn die Macht Rußlands zu brechen erschien uns als eine der wichtigsten Aufgaben des übrigen Europas, als eine erlösende und für die Zukunft höchst folgenreiche That.

Hauenschild hatte seine Gesundheit durch ungünstige Lebensgewohnheiten erschüttert; er arbeitete immer des Nachts. Wenn alles ringsum zu Bette gegangen, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb bis 3 oder 4 Uhr morgens. Erst um 11 Uhr stand er auf. Nicht blos seine veröffentlichten Werke — vor allem seine Briefe sind Documente seines seltenen Fleißes; er schrieb Briefe an mich von mehr als zwanzig Quartseiten und so auch an seine anderen Freunde, zu denen in erster Linie Leopold Schefer gehörte, dessen damalige Gedichtsammlungen, wie den „Koran der Liebe", er durcharbeitete, um manches Schwerflüssige melodischer zu gestalten; außerdem stand er mit Adolf Stahr und Fanny Lewald in fortwährendem schriftlichen Verkehr, ebenso mit dem Wiener Regierungsrath von Wurzbach, der damals viel Poetisches veröffentlichte, während er später sich durch ein Kunstwerk des Fleißes, das große österreichische Lexikon, das er allein verfaßte und herausgab, einen Namen gemacht hat. Auch mit Dr. Max Kurnik in Breslau, einem höchst achtungswerthen Journalisten und Kritiker, mit jungen Dichtern wie Julius Rodenberg wechselte er Briefe. Und in diesen Briefen lag ein gutes Theil seines geistigen Lebens; mit Bezug darauf war er ein echter Epigone unserer klassischen Zeit. Heutzutage schreiben die meisten Schriftsteller nur Geschäftsbriefe — es würde ihnen leid thun um die ungedruckten Feuilletons, die sie in ihrer Privatcorrespondenz hineingeheimnissen. Wie viele Feuilletons lassen sich aus Hauenschilds Briefen herausschneiden, Feuilletons funkelnd von Geist, noch dazu in einer Epoche, die an Geist zu verarmen drohte unter dem Drucke der politischen Reaction und einer Finsterniß, die sich eintönig über das Licht der begeisternden Idee ausbreitete. Es ist schade, daß jene freudlose Epoche selbst für die Gegenwart so wenig Interesse bietet: sonst würde Hauenschilds Correspondenz, eine Fundgrube von treffenden und glänzenden Gedanken, auch noch heutigen Tages der Veröffentlichung werth sein.

* * *

Wenden wir uns nun zu dem Dichter Max Waldau und seinen Werken, so haben wir uns zuerst mit dem Lyriker, dann mit dem Epiker und zuletzt mit dem Romandichter zu beschäftigen. Große Einschnitte der Entwickelung

kann seine schöpferische Thätigkeit nicht bieten; denn sie geht nur um etwa drei Jahre über ein Lustrum hinaus. Seine erste Sammlung „Blätter im Winde“ (Leipzig 1846), eine Sammlung einzelner zerstreuter Gedichte, blieb im Ganzen ziemlich unbeachtet: sie war locker zusammengeheftet, mehr von anderer Seite als von dem Dichter geordnet und trug keine scharfausgeprägte Physiognomie. In der Vorrede zu seinen „Canzonen“ beklagt es der Dichter selbst, daß seine „Phantasie über unbeliebte Motive“ anfänglich für den Abschnitt „Lug ins Land“ bestimmt, einen selbständigen Charakter erhalten habe, der durch den Platz an der Stirn des Buches noch augenfälliger und bedeutsamer geworden sei. Das Gedicht erscheine so gewissermaßen als der Grundaccord, als der Sockel, auf dem alles andere aufgebaut wird: es eigne sich nicht dazu, es sei ein Bilderconglomerat, ein fleischloses Gerippe, eine Skizze voll Gedankensprüngen und unbegrenzter zügelloser Bilder in zügellosen Versen, und es sei wenig dazu geschaffen, das Glaubensbekenntniß des Dichters auszusprechen. Anstatt jener unfertigen unholden Verwirrung bietet er unter derselben Ueberschrift in den „Canzonen“ ein Gedicht, welches klar sagen soll, was er will, und jenes frühere gänzlich aus dem Gedächtniß der Leser vertilgen möchte. Der Ton des Liedes ist aber überhaupt in den „Blättern im Winde“ nur selten getroffen; ein unausgegohrenes Talent zeigte das Bestreben, die schwierigeren Strophenformen, Canzone und Sonette, zu bewältigen, und durch die strengere Kunstform den überschwellenden Sturm und Drang jugendlich erregter Gefühle zurückzudämmen; denn diese Dichtungen, obgleich sie nur selten eine Taste der Zeitgeschichte anschlugen, waren doch von revolutionärem Geist jener Epoche durchdrungen. In diesem unbestimmten Sturm und Drang mochten sie an die „Gedichte“ des Grafen Moritz von Strachwitz erinnern, wenngleich dieser ritterlicher zu Rosse saß. Den Vergleich mit Herweghs Liedern konnten aber diese „Blätter im Winde“ nicht aushalten; denn die Gesänge des schwäbischen Dichters waren von großer Klarheit und Schlagfertigkeit, meistens ausgereift und formvollendet, während die „Blätter im Winde“ oft Ueberschwängliches und Schwülstiges enthielten bei überraschend schönen Einzelheiten; man wird bisweilen durch die Bilderfülle an die österreichische Lyrik, an Anastasius Grün erinnert: hat er doch diesem sowie Nicolaus Lenau, allerdings auch Freiligrath und Platen Sonette mit begeisterter Anerkennung gewidmet. Gerade unter den Sonetten findet sich manches poetisch duftige, besonders in dem Blumencyklus, in welchem Kamelie und Veilchen, weiße Lilie und Epheu, Nymphaea und Taxus, Akant und Astern besungen werden.

Die Nymphaea verherrlicht der Dichter in dem folgenden Sonett:

Vom Himmel ist ein heller Stern gefallen,
In einem See ist leuchtend er versunken,
Verlodert ist der gold'ne Himmelsfunken,
Und Wellen, leise rauschend, d'rüber wallen.

Doch Blüthen schickt er aus den Flutkrystallen,
Sie blicken still, von süßer Sehnsucht trunken
Nach ihren Brüdern, die im Aether prunken
Und selig wandern durch azurne Hallen.

So sank die Liebe in des Menschen Leben,
Und schmückt es froh mit tausend Blüthensprossen;
Die aus der eignen Brust zu Tage streben.

Sie sehnt sich nach den alten Lichtgenossen;
Doch fühlt sie Heimatklänge um sich schweben,
Wo Herzen sind, von stillem Glück umflossen.

Hin und wieder gelingt dem Dichter auch ein knappes, stimmungsvolles Lied, welches leise an das Heinesche Vorbild anklingt:

Sie steht im Rosenhage
Und weint darüber hin,
Es ziehen vergang'ne Tage
Trübe durch ihren Sinn.

Er starrt in des Meers Getose
Auf ferner Düne Sand
Und eine verwelkte Rose
Zittert in seiner Hand.

Die epischen Dichtungen, die sich nur spärlich in der Sammlung finden, sind etwas zerflossen, und was den Gang der Handlung betrifft, so fehlt die Durchsichtigkeit und damit die Spannung. Schon die nächsten Sammlungen indeß zeigten, wie rasch sich der Dichter in der Lyrik zu harmonischer Form durchgearbeitet hat, und auch als Epiker sollte er sich bald glänzend bewähren.

Die „Canzonen" (Leipzig 1848) erinnern an Anastasius Grün, nur unterscheidet sich Waldau von demselben durch die Vorliebe für strophische Architektonik, vor allem für das Kunstgebäude der Canzone. Von der romantischen Schule, selbst von den Vers- und Strophenkünstlern Platen und Rückert ist die Canzone wenig bevorzugt worden; erst neuerdings hat Albert Möser sie auf sein lyrisches Programm gesetzt und einige gedankenvolle Gedichte in dieser Strophenform abgefaßt. Max Waldau selbst sagt in der Vorrede: „Reime aus Ost, West und Süd, auch alliterirende Verse aus dem hohen Norden haben die Deutschen längst nachgebildet; unsere schöne fügsame Sprache zeigt Muster fast jeden Strophenbaus; vor allem aber sind die zierlichen, italischen Reimverschlingungen bei uns eingebürgert. Sonette und Octaven, sogar gekünstelte Sestinen finden sich in großer Zahl. Nur die Canzone ist auffallend vernachlässigt worden, und doch ist sie von allen südlichen Formen bei weitem die bildsamste und gefälligste. Aus der Provence, wo die Natur den Sänger süße, schmeichelnde Weisen lehrte, kam sie nach Italien; Petrarcas Takt gab ihr eine bestimmte, ebenmäßige Gestalt und noch heute bewundern wir die tiefen, glühenden Gedanken, die er der durch ihn veredelten Strophe

einhauchte. In Deutschland wurde gerade diese Form vernachlässigt und der Grund dafür ist einfach das Kategorisiren und der Dogmatismus. Mathematische Poeten hatten mit ihrer Cirkelweisheit ausgerechnet, daß die Canzone sich nur zur Bearbeitung weicher, elegischer Stoffe eigne — hinc illae lacrymae! Schon das Princip ist unrichtig. Eine Form ist entweder lyrisch oder sie ist es nicht. Bis hierher ist der Satz unumstößlich, alles weitere Bestimmen und Einschachteln aber ist völlig unhaltbar. Wir sehen es am Sonett. Das Sonett sollte durchaus zu nichts Anderem taugen, als zu Liebeständeleien: Rückerts „Geharnischte“ und Herwegh's glockentönige Dissonanzen strafen die Behauptung Lügen, und heute glaubt Niemand mehr, daß nur Liebe Sonette dictirt. Schlegel schrieb seine herrliche Canzone an A. Novalis; diese sollte maßgebend sein und das mystisch bebende Gefühl fächernder Trauer, nebelhafte ahnungsfrohe Hoffnungen einzig und allein die Canzonen beherrschen. Scheu wagte Niemand das neue Dogma zu stürzen; selten fühlte sich ein Dichter gerade zu solchen Träumen gedrängt; eine ganze Reihe von Gedichten dieses Inhalts mußte natürlich ermüden — und die Canzone blieb liegen. Zedlitz, der seine schönen Todtenkränze aus Canzonen wand, raubte ihnen durch Weglassung des zweiten Trimeters eine Eigenthümlichkeit, die eng mit ihrem ganzen Wesen verknüpft ist; aber er trat doch häufig genug dem Wahne der Rechenmeister entgegen. Ich gehe noch weiter. Ich behaupte, daß die Canzone nicht nur ganz besonders größere reflectirende Gedichte, kräftige, baulustige Gedanken darstellen kann, sondern daß gerade sie auch zu kleinen Schildereien, endlich sogar zu humoristischen Capriccios paßt.“

Gegen dies hoch wie Orgelton und Glockenklang tönende Lob der Canzone lassen sich doch begründete Einwendungen erheben. Keine von allen diesen Canzonen namhafter Dichter ist in Deutschland volksthümlich geworden. Und wir sprechen nicht einmal von jener Volksthümlichkeit, welche das Wort und das Lied auf die Lippen des Volkes legt oder gar an das Bänkelsängerische streift: wir meinen nur die Verbreitung in den gebildeten Kreisen, in den höheren Schulen oder auch nur die Vorliebe, mit welcher sinnvolle Gemüther zu einsamem Selbstgenuß sich in die Dichtung vertiefen. Und doch sind die Canzonen von Zedlitz, Max Waldau und Möser zum Theil schöne Gedichte; freilich! nur zum Theil, und das liegt an den Verlockungen, welche der künstliche Strophenbau ausübt. Wohl ist die Strophe im Ganzen schön gegliedert und gleichsam anmuthsvoll gegürtet, schon durch die große Strophencäsur nach der sechsten Zeile und die, wie bei den ottave rime, mit zusammenklingendem Reim abschließenden beiden Endverse; doch der erste sechszeilige Strophentheil, gleichsam der erste Satz, in welchem der Reim der fünften Zeile auf den fast vergessenen der ersten zurückgeht, ladet zu einem verschlungenen Periodenbau ein, und es ist unvermeidlich, daß zur Ausfüllung derselben oft ein allzureichlicher Bilderschmuck verwendet wird oder daß durch das Hinüberziehen der Gedanken von Zeile zu Zeile sich ein schleppender dichterischer Stil erzeugt. Der Einschnitt der Strophe kommt dann zu spät

und das dichterisch schlagende Wort geht oft unter der aufgebauschten sprachlichen Gewandung verloren, welche die Strophenform ihm aufnöthigt. Man vergleiche damit die Architektur des Sonettes: jede der ersten vierzeiligen Strophen kann eine gedankliche Einheit bilden; beide Vierzeiler können wieder im Gegensatze zu einander stehen, Strophe und Antistrophe zu einander bilden und die letzten Sechszeilen, die sich wieder sinnvoll in zwei dreizeilige Gedankenreihen gliedern lassen, sind dann die Epistrophe, der harmonische Abschluß. Wie weit aber ist der Weg durch die Reihe der zum Theil sich lange suchenden und fliehenden Reime der Canzone bis zum Abschluß der letzten zwei Zeilen, die schon eines sehr energisch ausgeprägten Gedankengehalts bedürfen, um solchen Abschluß nachdrücklich und befriedigend zu machen. Trotz der schlanken Gliederung in der Mitte ist es schwer, für die beiden Hälften der Canzonen geistigen Gleichklang und Zusammenklang zu finden.

Die Schwierigkeit schließt aber ein glückliches Gelingen nicht aus und wir sind weit davon entfernt, der Canzone das Bürgerrecht in deutscher Dichtung versagen zu wollen, am wenigsten deshalb, weil sie ursprünglich ein aus Italien stammender Fremdling ist. Wir können mit Bezug hierauf nur Max Waldau beipflichten, wenn er sich gegen den Vorwurf wehrt, etwas Fremdes bei uns einzunisten. Mit Recht entgegnet er, daß die Kunst und ihre Mittel kein Specialvaterländchen haben, daß ihre Heimat die Welt, ihr Besitzer die Menschheit ist.

Auch Max Waldau hat musterhafte Canzonen gedichtet; wir führen hier aus der ersten Sammlung, aus dem „Kaleidoskop", die schön gegliederte Canzone auf Venedig an. Byron hat die Marmorstadt in Spenserstrophen, Platen in Sonetten, Alfred Meißner in kurzathmigen Jamben mit raschaufeinander folgenden Reimen würdig gefeiert; wir glauben, daß Max Waldau mit seiner Canzone sich mit ihnen in eine Reihe stellen kann:

> Sie neigt sich marmorbleich auf der Lagune
> Wie eine große welke Wasserrose;
> San Marko und der Campanile steigen
> Als Staubgefäße aus dem Kelche lose.
> Wie eine ernste halbverwischte Rune
> Steht sie im Buch der Welt, im Völkerreigen,
> Und wenn die Menschen schweigen,
> Hier haben alle Quaderwürfel Zungen:
> Was sie von längstvergang'ner Pracht berichten,
> Verschlingt sich zu Gedichten,
> Und wenn auch sie verwittert und zersprungen
> Die schwanken Schatten, die am Lido schweifen,
> Sie werden stöhnend in die Saiten greifen.

Den Kern der Sammlung bildet der Canzonencyklus „Fantasie über unbeliebte Motive", eine zusammenhängende Kette von Reflexionen über Natur und Menschen, gleichsam ein Hohes Lied der Menschheit, die zur Freiheit erzogen werden soll — eine Aufgabe, die in erster Linie dem Weibe

zufällt. Einzelne Glieder dieser Kette sind schön abgeschlossene Gedichte; andere reichen über sich selbst hinaus; hier und dort verführen die Anforderungen des Strophenbaues, der Reimverschlingungen und der drei Reime in der Mitte der Strophe zu einem weitmaschigen Satzgefüge, dessen Syntax nicht so durchsichtig ist, wie es die Dichtung verlangen muß, oder zu dieser und jener etwas gesuchten Wendung; aber sprachgewaltig ist Max Waldaus Muse immer; einige dieser Canzonen athmen hymnenartigen Schwung und sollten dem Hausschatz deutscher Dichtung nicht verloren gehen. So gleich die erste, welche das Lob der Natur begeistert singt:

Natur! In deine Arme stürzt' ich trunken,
Als ich zuerst mein Träumen mir gesammelt,
In Deine Arme, als die erste Blüthe
Maiselig mir das Duftgebet gestammelt,
In Deine Arme, als der erste Funken
Der Weihe hell auf meinem Scheitel glühte.
Wie eine ernste Mythe
Lagst du vor meinem wißbegier'gen Auge,
Ein Buch dem Lauscher gern entgegenharrend
Ein Buch, von Wundern starrend,
Wie haßt ich da der Thränen herbe Lauge
Weil sie mir oft den raschen Blick verdunkelt,
Wenn du in Deinem Zauberlicht gefunkelt.

Der Geist Lord Byrons durchweht die Verse der dritten Canzone und besonders die zwei prächtigen Schlußzeilen:

Sie wissen's nie, sie können nicht begreifen,
Daß man sich still in deine Pracht versenken
Und schwelgen kann im Schatz von deinen Reizen.
Man soll die Blicke auf Gemachtes lenken,
Den Flaum von jeder Falterschwinge streifen,
Und sich in angelerntem Stolze spreizen.
Nach Fremdem soll man geizen
Sich nie nach eigenst eig'nem Trieb entfalten,
Sein Ich verbergen unter schalen Flammen.
Sie wissen's nie und nimmer,
Daß deine Gluthen ewig nicht erkalten,
Daß gut, was aus dem Chaos du gezogen
Und schlecht nur was wir selbst hineingelogen.

Weiterhin nimmt die Dichtung — man muß den Canzonencyklus als ein Ganzes betrachten — oft einen apokalyptischen Aufschwung; so wenn der Dichter die Königin am Bettelstabe, die Menschheit, personificirt, die wie ein Spuk am eig'nen Grabe umirrt! Da ist Größe der Anschauung und der bildlichen Darstellung; ihrer Wiedergeburt zur Freiheit gilt die Wendung der letzten Canzone und ihre schwunghafte Mahnung. Auch hier könnte man manche dichterische Kleinodien herausholen, wenn sie gleich, aus der Krone herausgebrochen, einen Theil ihres Werthes einbüßten, der in der funkelnden

Gesammtwirkung beruht; wir führen aus den mittleren Canzonen nur die Verse an, in denen Max Waldau den Beruf des Dichters feiert.

Ich aber fluche nicht, die Priesterwürde
Wird durch der Sonne Kunst dem Dichter eigen
Und segnen müssen alle Priesterworte.
Der Dichter ist ein Stamm von alten Zweigen
Muß lockend schimmern eine Freudenbürde,
Er ist ein Wunderstrom voll gold'ner Horte.

Die Canzonen „Am Krater" enthalten Schilderungen des Vesuvs und seines Ausbruchs, durch welche der Dichter mit Opitz und Gregorovius wetteifert: doch für ihn hat alles Sinnbildliche Bedeutung; er sieht sich im Feuer der Schlachten, im Kampfgedränge mit Dolch und Helm, umseufzt von Todeswunden; nicht die Freunde können ihn aus dem Traume rütteln; da sieht er Resina, Neapel, Capri zu seinen Füßen.

Ich steh' auf der Cyklopen Sarkophage
Und wähnte mich am Krater uns'rer Tage!

Bedeutender noch als diese Sammlung sind die Canzonen: „O, diese Zeit." (Hamburg, Hoffmann und Campe 1850); sie sind gedichtet in einer hoffnungslosen Epoche deutscher Geschichte, nach der Sprengung des Parlamentes, nach der Niederwerfung der deutschen Aufstände, nach dem schmachvollen Friedensschluß mit Dänemark, und sie sind ein bleibendes Monument dieser Zeit. Sie gehören in ihren Hauptzügen der politischen Lyrik an; doch wenn Herwegh, Prutz und Dingelstedt, mochten sie nun in die Trompete oder in das Nachtwächterhorn stoßen, ihre kampfmuthigen Vorläufer, wenn Freiligrath mit der Farbengluth eines Victor Hugo malend, ihr Epiker war, so war Max Waldau ihr Elegiker, wenngleich sich in seine Elegie noch ein revolutionärer Sturm und Drang mischte.

Die Canzone: „O diese Zeit" ist Ferdinand Freiligrath in einem schönen Gedicht gewidmet, in welchem Max Waldau bereits den Ton der Klage und der Enttäuschung anschlägt, welcher die ganze Dichtung durchweht:

Von hohen Träumen waren wir durchweht,
Ein Seher Du und ich ein Schwärmer;
Heut sind wir beide, Schwärmer und Poet,
Um manche stolze Hoffnung ärmer.

Die Stimmung ist eine winterliche; es ist Alles todt und öde ringsumher, wie die ganze Zeit:

O diese Zeit, so matt und zwiefach frostig,
Verhüllten Haupts die ew'gen Sterne droben,
Flornebel flattern aus der Erde Kesseln.
Die Rosen sind von Eis und Schnee umstoben,
Die Sänger fern, des Stromes Spiegel rostig,
O alles Holde schlug die Zeit in Fesseln!

Selbst Poesie und Liebe trösten nicht. Eine wohlgelungene Canzone giebt eine winterliche Idylle, die an die Verse des Sängers von Tomi gemahnt:

Wer liebt die Winternacht, die lange, bange,
Die endlos, glanzlos Erd' und Himmel decket?
Wer liebt es, einsam vor sich hinzubrüten,
Wenn Niemand wie sein Hund die Hand ihm lecket?
Wer liebt, die jetzt so überreich im Schwange,
Erfror'ne Herzen und erfror'ne Blüthen?
Wer liebt des Sturmes Wüthen,
Wie's jetzt an meines Fensters Scheiben rüttelt?
Mich fröstelt's an, kommt es so wild geschnoben,
Wie finst'rer Geister Toben
Und scheues Graun hat immer mich geschüttelt,
Sang mir die Windsbraut ihre Schauerweisen
Und ihren Jammer, ihren sterbend leisen.

Und in diesem Schrei der Windsbraut hört er den wimmernden Hülfeschrei des deutschen Geistes, dem er ein begeistertes Loblied singt:

Er ist der deutsche Geist, im All verloren,
Der Geist, der das Gedankenreich beflügelt,
Der uns die Ferne in die Nähe rückte,
Derselbe Geist, der zweimal Rom gezügelt,
Der Geist, der übergroßes oft geboren.
Der überall die erste Blume pflückte;
Sein Gottesathem drückte
Auf alles Hohe der Vollendung Zeichen.
Er ist in Ost und West, in Süd und Norden
Eins mit dem All geworden,
Der deutsche Geist, dem keiner zu vergleichen.

Doch dieser Geist mahnt an die alte Sage von der Königin der Luft, die allen Reiz, nur keinen Leib empfangen:

Ein Leib, ein Leib nur für die deutsche Seele,
Ein Deutschland nur, nicht dreißig deutsche Länder.

Doch das Deutschland von 1848 war ja nicht das auferstandene Deutschlaud; es führte nur ein Scheinleben, das wandelnde Gespenst, das man mit dem heiligen Namen Germania taufte, eine Dirne, die, noch ehe der Jubel verrauscht war, deutsches Land und deutsches Blut verschachert hat; und zwar zu Malmoe, wohin sie zur Messe zog und zwei deutsche Gauen als Waare mitnahm und als sie angstvoll durch die verrathenen Lande zurückflieht, erscheint ihr auf dem Schlachtfelde von Bornhoeved, wo die Dithmarsen im Freiheitskampf dem Dänenkönig unterlagen, ein blutiger, geharnischter Recke, hält ihr den Spiegel ihrer Schmach vor und preist die Kämpfer der Freiheit, auch wenn sie im Kampfe besiegt werden.

Weiterhin aber denkt er mit wehmüthiger Treue der durch die Kriegsgerichte verurtheilten Opfer des Aufstandes in den badischen Gauen: die Canzone:

„Du Neckarthal, du Gau am grünen Rhein,"

ist eine der schönsten und stimmungsvollsten der Dichtung. Auch dem niedergeworfenen Ungarn, der Steppenblume, die der Kosack an der Theiß gebrochen, gilt seine Klage und indem er den jungen Kaiser von Oesterreich, den Karl Beck in einem Loblied gepriesen, für alle die Schrecken der Hinrichtungen, die Geißelung der Frauen verantwortlich macht, richtet er an diesen im Gegensatze zu dem magyarischen Poeten zürnende Verse, die noch von der Aufregung der damaligen Zeit vibriren und nur dadurch uns verständlich bleiben. Doch die von der Menge selbst noch unverstandene Zukunft verbürgt den Sieg des Volkes, oder vielmehr den Sieg der Völker, der Menschheit, die er jetzt noch nicht zu preisen wagt, „wo Schmach und Schande auf den Völkern lasten.“

Das sind die Gedankengänge dieser Canzone, welche jedenfalls das Werk eines bedeutenden Dichters ist. Einzelnes mag man ausscheiden, was auf Rechnung der gährenden Zeit zu setzen ist: das Ganze verdiente den Commentar einer ästhetischen und literarhistorischen Gelehrsamkeit, die leider bei uns nur Altes aus dem Schutte gräbt. Traurig genug, daß wir auch Neues von hohem Werthe aus dem Schutte graben müssen.

(Schluß folgt.)

Carl Gottlieb Svarez*).

Der Vater des preußischen Rechts.

Von

E. Schwartz.

— Pellworm. —

Als Xerxes sein Heer von der Spitze des Athos überschaute, soll er bei dem Gedanken geweint haben, wie Wenige von der ungeheueren Menge nach einigen kurzen Jahren noch am Leben sein würden. Ein ähnliches Gefühl der Wehmuth muß uns beschleichen, wenn wir die fast unabsehbare Reihe derjenigen durchmustern, welche auf den verschiedensten Gebieten der Bethätigung des menschlichen Geistes um das Wohlergehen, die geistige Veredelung, die sittlich-religiöse Bildung sowohl ihrer Zeitgenossen als auch der Nachwelt bemüht gewesen sind. Wie Wenige von Denen, welche einst den Besten ihrer Nation genügten, haben eine kurze Zeit überdauert, wie Viele schon bei ihren Lebzeiten das Grab ihres Ruhmes

---

*) Carl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Adolf Stölzel, Geheimem Oberjustizrathe und vortragendem Rathe im Königl. Preuß. Justizministerium. Mit drei Abbildungen und einer Stammtafel. Berlin 1885. Verlag von Franz Vahlen. XX und 452 S.

Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung dargestellt im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten von Dr. Adolf Stölzel, Präsidenten der Justizprüfungscommission, vortragendem Rathe im Justizministerium, ordentlichem Honorarprofessor an der Universität zu Berlin. 2 Bände: Berlin 1888. Verlag von Franz Vahlen. Band I: LII und 448 Seiten; Band II. 774 Seiten.

Die Geschichte der privatrechtlichen Codificationsbestrebungen in Deutschland und die Entstehungsgeschichte des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. Von Dr. jur. et phil. E. Schwartz, Amtsrichter zu Pellworm. Separatabdruck aus dem Archiv für bürgerliches Recht. Berlin. Carl Heymanns Verlag 1889.

gesehen! Andere wiederum, welche nicht blos für die eigene Zeit Bedeutendes gewirkt haben, sondern auch noch dem gegenwärtigen Geschlechte Führer und Bannerträger sind, scheinen jedenfalls außerhalb enger Fachkreise vergessen zu sein, wie hell immerhin von ihrem verwitterten und versunkenen Grabstein das alte Wort „Immeritus mori“ heraufleuchtet.

Zu ihnen gehörte bis vor Kurzem auch der Mann, dessen Name diesen Blättern zur Ueberschrift dient. Zollten die Juristen Altpreußens ihm als dem Schöpfer ihres Rechts eine wahrhaft mystische Verehrung, so war doch die Kenntniß seiner Person hinter seinem Werke zurückgetreten, hatte sich über seine Lebensgeschicke ein gleich mystischer Schleier gelegt. Die Juristen außerhalb Altpreußens, denen regelmäßig die nähere Geschichte des preußischen Rechts fremd, die geringe darauf bezügliche Literatur unzugänglich war, lasen zwar in der berühmten Savigny'schen Schrift „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ (Seite 83), daß bei der Ausarbeitung des Allgemeinen Landrechts „die Seele des Ganzen der geistreiche Suarez“ gewesen sei; aber wie schon Savigny selbst nicht viel mehr über den von ihm dergestalt belobten Mann gewußt zu haben scheint, so war auch für seine Epigonen jener so fremdartig klingende Name eben nur ein Name. Erst in den letzten Jahren ist die schon vor zwei Menschenaltern erklungene Mahnung, daß die Erinnerung an einen der verdientesten Männer Preußens und Deutschlands von Zeit zu Zeit zurückzurufen eine nationale Pflicht sei, in einer des großen Mannes würdigen Weise erfüllt worden. Wenn den hierauf verwendeten Bemühungen dieser Essay folgt wie der Aehrenleser dem Schnitter, so hat er sich dabei zur Aufgabe gesetzt, nicht so sehr den juristischen, als insbesondere den weiteren Leserkreisen ein kurzes Charakterbild des Vaters allen preußischen Rechts und einen Umriß seines Wirkens vorzuführen, welches auch auf manche die Gegenwart bewegenden Fragen ein helleres Licht zu werfen geeignet ist.

I.

Allerdings klingt der Name, zumal in der bisher üblichen Schreibform „Suarez“, fremdartig, und in der Familie selbst bestand die Tradition spanischer Herkunft. Die Gelehrtengeschichte nennt einen Franz Suarez, welcher 1548 zu Granada geboren wurde, lange Jahre Professor zu Coimbra war und 1617 zu Lissabon starb, ein angesehenes Mitglied des Jesuitenordens und gefeiert unter der Bezeichnung „Papa Metaphysicorum“ und „Anchora Papistarum.“ Nach seinem Tode noch rühmt ihn ein Landsmann mit den Worten: „Suarii auctoritas ita extollenda, ut nesciamus, an aliqua ex nostris hisce temporibus illi sit anteponenda,“ und noch 1861 hat ein deutscher Gelehrter K. Werner ein zweibändiges Werk „Franz Suarez und die Scholastik der letzten Jahrhunderte“ herausgegeben. Als ein eifriger Verfechter der jesuitischen Grundsätze von Recht und Staat lehrte er, daß das Haupt der Kirche, weil diese göttlichen Ursprungs, unabsetzbar

sei, dagegen der Staat auf einem Gesellschaftsvertrage beruhe, und daß daher, wenn der Fürst sich der ihm übertragenen Macht unwürdig erweise, das ihm ertheilte Mandat zurückgenommen werden dürfe. In einer wiederholt aufgelegten, zuerst 1613 veröffentlichten Schrift „Defensio catholicae fidei“ hatte er sogar ausgeführt, wie ein abtrünniger oder ketzerischer König rechtlos und vogelfrei sei, so daß Jeder Hand an ihn legen könne, eine Schrift, welche sieben und fünfzig Jahre nach dem Tode ihres Verfassers, 1674, zu Paris durch den Henker öffentlich verbrannt worden ist.

Der preußische Gesetzgeber war weder mit diesem Jesuiten, noch mit anderen angesehenen spanischen Gelehrten, z. B. den Juristen Rodericus Suarez zu Salamanca aus dem fünfzehnten oder mit Suarez de Mendoza zu Sevilla aus dem siebzehnten Jahrhundert verwandt; die Tradition über seine ausländische Herkunft war überhaupt eine irrige; er stammte vielmehr aus echt deutscher Familie. Im siebzehnten Jahrhundert findet sich nämlich in Pommern eine ganze Anzahl ländlicher Gemeinde-Vorsteher — Lehnschulzen — des Namens Schwartz. In den siebziger Jahren während des brandenburgisch-schwedischen Krieges zog, durch diesen Krieg vertrieben, der Lehnschulze und Schuster Peter Schwartz mit seiner Familie nach Frankfurt a. O., woselbst er als „Betvater“ im St. Georgen-Hospital starb. Sein ältester Sohn Michael Schwartz, 1656 geboren und 1696 als Buchdrucker in Crossen gestorben, ein Mann, der für seinen lutherischen Glauben und für deutsche Denkart thätig war, hinterließ bei seinem frühen Tode einen dreijährigen Sohn Namens Gottfried. Dieser studirte Jurisprudenz und wurde Advocat in Schlesien, zuerst in Hirschberg, seit 1736 in Schweidnitz, woselbst ihn 1741 der von ihm freudig begrüßte neue preußische Landesherr zum Rathsherrn ernannte. Verheirathet war Gottfried Schwartz, dessen in Lebensgröße gehaltenes ansprechendes Oelgemälde noch jetzt auf dem Schweidnitzer Rathhause zu sehen ist, seit 1733 mit Katharina Dorothea Gerhard, dem Mitgliede einer zurück bis 1600 nachweisbaren und bis auf diesen Tag blühenden schlesischen Pastorenfamilie. In Schweidnitz wurde am Sonntag den 27. Februar 1746 als jüngstes Kind der Ehe der Sohn geboren, welcher in der Taufe die Vornamen Carl Gottlieb erhielt. Fragen wir nun nach dem Ursprung des Namens Svarez, so erklärt sich dieser theils aus der Herkunft und den Schicksalen der Familie, theils aus der Latinisirungssucht früherer Zeiten, theils auch wohl aus einer damals nicht seltenen Sorglosigkeit um die Namenschreibung. Auch heute gehen von der Elbe bis zur Oder in denselben Familien die Namen Schwartz, Schwarz, Schwartze, Schwarze durcheinander. Das Wort Schwartz, Schwarz lautet auf Plattdeutsch in Holstein, Mecklenburg und Vorpommern Swārt, aber im Bauernhochdeutsch Swārz, und um die Dehnung des a kenntlich zu machen, ist weiter nach Süden hinunter zu schreiben Schwaretz, Schwarez, Swaretz, Swarez. Der Zuname des Buchdruckers Michael lautete bald Schwartz, bald Schwartze. Sein Sohn Gottfried, der Advocat und Rathsherr, schrieb

sich anfänglich Schwartze, dann in Hirschberg Schwartz, später in Schweidnitz Schwaretz und mit lateinischen Buchstaben Schwarez, aus welcher letzteren Form in Erinnerung an die pommersche Herkunft die Form Svarez, latinisirt Suarezius und zurückverdeutscht Suarez wurde. In Suarez ist das u als v (w), das a lang, das e tonlos, als Dehnungszeichen, das Ganze also wie Swārz zu sprechen. Carl Gottlieb hat seinen Namen stets Svarez geschrieben, während in den ihn betreffenden amtlichen Schriftstücken bis in die achtziger Jahre hinein die Form Schwaretz erscheint, einmal sogar in drei dieselbe Angelegenheit — Svarez' Referendariats-Examen — betreffenden Berichten die Formen Suarez, Suaretz, Schwarez gebraucht werden. So steckt hinter dem spanisch klingenden Suarez oder, wie man jetzt wird schreiben müssen, Svarez der eben nicht ungewöhnliche gutdeutsche Name Schwartz oder Schwarz.

Svarez' Geburtshaus, das gegenwärtige Restaurationsgebäude des Schweidnitzer Volksgartens, 1680 errichtet, ist ein geräumiger einstöckiger Bau aus mächtigem Mauerwerk und mit einer nicht mehr gebräuchlichen Tiefe, belegen in einem großen Garten, außerhalb der eigentlichen Festung, im wechselnden Besitze angesehener Familien, zeitweise auch Absteigequartier fürstlicher Persönlichkeiten. Der Vater gehörte als Advocat und Rathsherr zu den Honoratioren des Ortes, die Mutter war eine Pastorentochter, die vornehmsten Persönlichkeiten hielten den Sohn zur Taufe. Svarez konnte sich somit auf seinem Lebenswege mit dem Bewußtsein ausgestattet fühlen, welches eine tüchtige Lebensstellung wesentlicher erleichtert, als Diejenigen glauben, welche desselben entbehren müssen, nämlich daß er respectabler Leute Kind war. Im Uebrigen genoß er nur während seiner ersten elf Lebensjahre das Glück einer heiteren Kindheit. Bekanntlich wurde während des siebenjährigen Krieges von allen schlesischen Städten am härtesten Schweidnitz heimgesucht. Die Schrecken einer viermaligen Belagerung, wochenlanges Bombardement, explodirende Forts, gesprengte Minen, brennende Straßen, überall verstümmelte Leichen und Schwerverwundete, Erstürmung der Stadt durch die Loudon'schen Truppen und grauenvolle Plünderungsscenen — Alles dies mußte der Knabe über seine Vaterstadt, seine Familie hereinbrechen sehen. Die gesammte fahrende Habe ging verloren. Als das Haus nach Beendigung des Krieges verkauft wurde, betrug der Erlös nur den siebenten Theil der ursprünglichen Kaufsumme. Zudem starb 1756 die älteste, siebzehn Jahre zählende Schwester, und 1758 starb der Vater. Eine staatliche Beihilfe konnte nicht gewährt werden. Da der älteste, bereits dreißig Jahre zählende Bruder und in ihm der berufene Versorger seiner Mutter und seiner jüngeren Geschwister gleichfalls 1764 starb, so wurde die Familie, welche außer Carl Gottlieb noch aus der Mutter und einer Tochter bestand, nur dadurch vor gänzlicher Verarmung bewahrt, daß die Großmutter mütterlicherseits, eine wohlhabende Frau, sich ihrer annahm und nach deren Tode der einzige Miterbe, ein Hamburger Kaufmann Gerhard, zu Gunsten der verwittweten Schwester auf seinen Erbtheil verzichtete.

Unter dem Druck dieser Umstände wuchs der körperlich ohnehin nicht

starke Knabe zu einem, wie ihn später ein Freund geschildert hat, „schüchternen und bedächtigen, äußerst verschlossenen und menschenscheuen“ Mann heran. Dagegen mochte sich seine geistige Begabung schon früh entfalten. Dies läßt sich allerdings nicht durch die Ergebnisse der Maturitätsprüfung belegen, da die Maturitätsprüfung erst 1788 in Preußen eingeführt wurde, geht aber daraus hervor, daß Svarez schon im März 1762, kaum sechszehn Jahre alt, zur Universität entlassen wurde. Der Einfluß der Schule auf seine geistige Richtung kann nur im Allgemeinen angegeben werden. Das Schweidnitzer Lyceum, welches Svarez besuchte, hatte für die Prima einen vierjährigen Cursus mit wöchentlich sechsundzwanzig Unterrichtsstunden. Davon entfielen sechs auf Bibelerklärung, drei auf Dogmatik — nach Baumgarten, sieben auf Latein, zwei auf Griechisch, je eine auf Geschichte und Geographie, zwei auf Mathematik, je Eine auf Logik und Philosophie, die drei letzten Fächer nach Wolf. Das Lyceum stand also unter dem geistigen Einfluße von Christian Wolf und dessen bedeutendstem Schüler Alexander Gottlieb Baumgarten. Wolf war, wie Julian Schmidt ihn einmal genannt hat, der große Schulmeister Deutschlands. Er hatte Leibnitz' einigermaßen zersplitterte Ideen in ein System zusammengestellt und für das Verständniß der Jugend mundgerecht gemacht; die Mehrzahl der Lehrstühle auf den Universitäten war mit seinen Schülern besetzt; die Jugend lernte durch ihn für Alles, was im Himmel und auf Erden vorgeht, den „vernünftigen“ oder „zureichenden Grund“ und den schlagenden Beweis finden. Er lehrte, daß die Welt vernünftig eingerichtet, der Weltlauf ein zweckmäßiger, und es die Pflicht jedes Gebildeten sei, sich demselben anzubequemen. Dogmatisch durch und durch war also seine Lehre gleichwohl dem kirchlichen Dogmatismus der Orthodoxen — allerdings auch der Pietisten — entgegengesetzt und stellte, was spätere Decennien noch weit entschiedener thun sollten, die Freiheit des allgemeinen Wissens und dessen Lehre bereits nicht mehr unter, sondern neben das kirchliche Dogma. Wenn nun nicht blos Svarez, sondern auch der zweite bedeutendste Schüler des Schweidnitzer Lyceums, Freiherr Carl Abraham von Zedlitz, Friedrich des Großen langjähriger Cultusminister, die von Wolf gewiesene Bahn einer besonnenen Aufklärung eingehalten haben, ist die Annahme wohl gestattet, daß sich in dieser Beziehung der für uns sonst nicht mehr erkennbare Einfluß der Schule geltend gemacht hat.

Baumgarten, welcher seit 1740 die philosophische Professur der Universität zu Frankfurt a. O. bekleidete, starb bereits am 27. Mai 1762, kann daher auf den jungen Schweidnitzer, welcher als Schlesier naturgemäß diese Universität erwählte, aber erst am 30. März 1762 immatriculirt wurde, nicht mehr persönlich eingewirkt haben. An seine Stelle trat im Herbst 1763 Joachim Georg Daries. Geboren 1714 zu Güstrow, 1744 bis 1763 Professor zu Jena, 1791 zu Frankfurt a. O. gestorben, woselbst ihm 1795 auf dem Kirchhof der Gertraudenkirche ein Denkmal von Schadow's Meisterhand gesetzt ist, war Daries, der gegenwärtig vollständig vergessen ist,

in verschiedenen Fächern des Wissens: Mathematik, Philosophie, Kameralwissenschaften, Jurisprudenz durch seine zahlreichen Schriften und noch mehr durch seine von dem glänzendsten Vortrage unterstützte Lehrthätigkeit von weitreichendem Einfluß auf den wissenschaftlichen Sinn und den Fleiß der studirenden Jugend. In beiden Beziehungen bedurfte Svarez, der schon als Student auch in dem geselligen Verkehr geistige Nahrung suchte, gewiß keiner Anspornung, aber Daries hat doch unverkennbar nachhaltig auf ihn eingewirkt. Als Philosoph war Daries ein wenn auch gemäßigter Wolfianer, bestärkte also Svarez in der Richtung auf das Verstandesmäßige und in der Abneigung gegen alles Extreme, insbesondere gegen politische Intoleranz. Als Kameralist verfocht er in weitestem Umfange die staatliche Bevormundung des Volkes, was in den beiden Hauptgesetzen Svarez', der Allgemeinen Gerichtsordnung und dem Allgemeinen Landrecht starken Anklang gefunden hat. Als Jurist stand er in beachtenswerther Weise dem römischen Recht mit reformirender Kritik gegenüber. In seinem zuerst 1749, in zweiter Auflage 1766 erschienenen Lehrbuche „Jurisprudentiae rom.-germanicae Institutiones“ erklärte er das Gesetz für die alleinige Rechtsquelle und formulirte die Aufgabe des Gesetzgebers dahin: zuerst die geltenden Sätze des römischen Rechts unter Beseitigung der Controversen festzustellen; sodann dieselben auf die Gründe ihrer Entstehung zu prüfen und die Frage zu erörtern, wie sie sich zu den Principien des deutschen Rechts und zu den Bedürfnissen des modernen Lebens verhalten; endlich auszumerzen, was aus Vernunftgründen nicht mehr brauchbar, und abzuändern, was Abänderung erheische. Derselbe Weg wurde in der That später bei der Ausarbeitung des Allgemeinen Landrechts eingeschlagen, dessen System sich ebenfalls theilweise an Daries anlehnt, wie in einer Vorerinnerung zum Entwurfe des Gesetzbuchs sogar ausdrücklich ausgesprochen ist.

Der alte Reichspublicist Johann Jacob Moser, von 1736—1739 Director der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät, hat in seiner 1768 zuerst erschienenen „Lebensgeschichte“ *) eine wenig erbauliche Schilderung der Professoren der Frankfurter Juristenfacultät gegeben. Von der studentischen Roheit jener Zeit, die in poetischer Form uns in Zachariä's „Renommist“ vorgeführt wird, giebt ebenso ein preußisches Edict vom 9. Mai 1750 ein deutliches Bild. Insbesondere das Treiben der Frankfurter Studenten wird uns wiederum als ein sehr wenig ansprechendes geschildert in den Jugenderinnerungen des Historikers Heinrich Leo **). Es ist gewiß, daß von der die Universitäten erfüllenden und trotz jenes Edictes auch in Frankfurt nicht unterdrückten Roheit eine Persönlichkeit wie die von Svarez nur noch mehr zur arbeitsamen Zurückgezogenheit veranlaßt wurde. Ueber seine Universitätszeit ist daher nicht viel zu berichten. Auch nicht über seinen Verkehr mit anderen Studenten, als mit seinen früheren Schulkameraden und insbesondere

*) 3. Aufl. 1777, Bd. I., S. 156 ff., Bd. IV., S. 35 ff.
**) Leo, Meine Jugendzeit, 1880, S. 116 ff.

mit dem Breslauer Joh. Samuel Ernst Steudener, vielleicht auch mit Steudeners Schulkameraden, nämlich dem durch Baumgarten für die Philosophie gewonnenen späteren feinsinnigen Popularphilosophen Garve. Das Nähere, was uns über jene Zeit bekannt ist, zeigt uns den jungen Studenten wiederum von der wissenschaftlich strebsamen Seite. Eine eigenthümliche Erscheinung in dem Universitätsleben des vorigen Jahrhunderts bilden die sogenannten gelehrten Gesellschaften; erinnert sei an die von Gottsched in Leipzig geleitete bezw. gestiftete „Deutsche Gesellschaft" und „Gesellschaft der freien Künste". In Frankfurt wurde 1764 die „Gelehrte Gesellschaft zum Nutzen der Wissenschaften und Künste" gestiftet, welche sich bis zur Verlegung der Universität im Jahre 1811 erhielt. Zu den Stiftern dieser Gesellschaft gehörte Svarez, welchem das für ihn ausgefertigte Diplom bezeugte, er sei eines der ersten Mitglieder und verbinde mit gründlicher Wissenschaft das beste Herz. Er war Mitglied der historischen, philosophischen und der schönwissenschaftlichen Klasse, wird sich jedoch an den weiteren Arbeiten der Gesellschaft schwerlich betheiligt haben, da dieselbe erst nach seinem Abgang von der Universität in statutengemäße Thätigkeit trat. Seine späteren Berliner Freunde bewunderten seine reichen geschichtlichen und philosophischen Kenntnisse, die letzteren so sehr, daß die Meinung ging, er würde, wenn die gesetzgeberischen Arbeiten nicht alsbald ihn überwiegend in Anspruch genommen, ein eigenes bahnbrechendes System des Naturrechts geschaffen haben. Gewiß geht die Freundesschätzung zu weit; die allgemeinen Erörterungen, die uns aus Svarez' Feder überliefert sind, zeigen weniger ein Vertiefen in die Sache, als daß sie geistreich raisonnirende Betrachtungen sind. Aber Svarez ist doch mehr als ein blos philosophelnder Jurist gewesen, hat sich im Gegentheil zu einem tüchtigen Rechtsphilosophen aus der Schule des älteren Naturrechts herangebildet gehabt. Die neuen Gesetzgebungen in Preußen, Oesterreich und Frankreich sind eben unter dem Einflusse philosophisch gebildeter Männer entstanden: Svarez, Martini und Zeiller, Portalis. Göschel, ein in beiden Sätteln gerechter Mann, der eifrigste Philosoph Hegel'scher Observanz und überzeugteste Verehrer des Allgemeinen Landrechts, behauptet, daß das in dem Landrecht zunächst als äußere Reihenfolge erkennbare System in der neueren Rechtsphilosophie als innere, nothwendige Gliederung des Rechtsbegriffs sich wieder finde, daß insofern die Philosophie des Rechts in ihrer gegenwärtigen Höhe der wesentliche Commentar zu dem Landrechte und dieses nur durch jene wissenschaftlich zu begreifen sei*). Auch dieses mag hier dahingestellt bleiben. So viel jedenfalls ist sicher, daß in den zahlreichen Bestimmungen des Landrechts, welche sich auf „Natur und Billigkeit" gründen und überhaupt in dem durchaus philosophischen, das ganze Staatsleben umfassenden Aufbau des Gesetzbuchs eine entschiedene Hinneigung zu freier philosophischer Behandlung unverkennbar hervortritt.

*) Göschel, Zerstreute Blätter aus den Hand- und Hülfsacten eines Juristen, 1832 ff., Bd. I., S. 549.

Im Herbst 1765 verließ Svarez die Universität und trat, ohne vorgängiges Examen, bei der Oberamtsregierung zu Breslau als Auscultator ein. Am 17. Mai 1766 bestand er das Referendariatsexamen, über dessen Resultat das Zeugniß der Prüfungscommission lautete: „Der Auscultator Suaretz ließ mehrere Fähigkeiten blicken und giebt bei Fortsetzung seines Fleißes gute Hoffnung von sich.“ Am 24. Mai 1769 erhielt er die Beförderung zum Pupillenrath mit 200 Thalern Gehalt. Dem großen Staatsexamen in Berlin unterzog er sich 1771, wurde von der Prüfungscommission für ein „vorzüglich tüchtiges Subjectum zur Bekleidung einer Rathsstelle in Landesjustizcollegien“ erklärt und schon am 10. Mai 1771 „wegen seines zeitherigen Wohlverhaltens, bezeigten Fleißes und Geschicklichkeit“ zum Rath bei der Breslauer Oberamtsregierung, zuerst mit 500, seit 1777 mit 700 Thalern Gehalt ernannt. Seine Mutter starb 1769, das letzte seiner Geschwister 1773. Im Jahre 1774 verheirathete er sich mit Johanna Dorothea Arndt, Tochter eines Oberproviantmeisters Arndt in Breslau, welche, am 25. März 1755 geboren und am 17. Juni 1827, neunundzwanzig Jahre nach ihrem Gatten gestorben, diesem in ihrer kinderlosen Ehe als treue und liebevolle Gefährtin zur Seite stand. Den näheren Umgang in Breslau bildeten von Fachgenossen der 1810 zu Berlin als Obertribunalsrath und vortragender Rath im Justizministerium verstorbene treffliche Criminalist Ernst Ferdinand Klein und, schon von der Universität her, der 1803 als Regierungspräsident zu Posen verstorbene, oben (S. 87) genannte Steudener, beide treue Freunde und Verehrer von Svarez. Klein sollte später der langjährige und bedeutendste Gehülfe Svarez' bei der Ausarbeitung des Allgemeinen Landrechts werden und Steudener war es, durch welchen Svarez bei Carmer eingeführt wurde.

Johann Heinrich Casimir von Carmer war als der Sprößling eines alten normannisch-englischen Geschlechtes am 29. Dezember 1721 zu Kreuznach, damals einer kurpfälzischen Stadt, geboren, 1749 in den preußischen Staatsdienst getreten, 1750 zum Regierungsrath in Oppeln, 1751 zum Director und 1763 zum Präsidenten der Breslauer Oberamtsregierung ernannt worden. Im Jahre 1768 wurde er Minister für Schlesien und trat endlich im Dezember 1779 als Großkanzler an die Spitze der preußischen Justiz. Mit Cocceji, Zedlitz und Herzberg bildet er das glänzende Ministerquartett Friedrich des Großen und an sein Justizministerium knüpft sich die große Reformperiode des preußischen Rechts, so daß sein Name mit dem von Svarez für immer eng verbunden ist. Wie in der äußeren Erscheinung wich er auch in der Charakteranlage von dem ein Vierteljahrhundert jüngeren Svarez ab, aber beide Persönlichkeiten ergänzten sich, wie ein Freund und College des letzteren sie uns geschildert hat, in wunderbarer Weise. Denn das Verdienst des ersten Gedankens zu den verschiedenen Reformen, des rastlosen Eifers bei der Ausführung, der Weltklugheit und des unerschütterlichen Muthes bei Ueberwindung aller Schwierigkeiten gebührt dem Minister,

wogegen Svarez die sorgsame, fleißige Verarbeitung jenes Gedankens, das bedächtige, scharfsinnige Erwägen, die größte Sachkenntniß und Formgewandtheit hinzubrachte. Diese gegenseitige Ergänzung beider Männer giebt sich am schönsten in ihrem persönlichen Verkehr zu erkennen. Auf der einen Seite hatte Carmer bereits in dem jungen Referendar die geschickte Hand und den klugen Kopf zur Ausführung seiner Pläne erkannt, auf der anderen Seite Svarez von vornherein den Plänen seines Chefs sich mit freudiger Bereitwilligkeit hingegeben. Während ihres fast dreißig Jahre dauernden gemeinschaftlichen Arbeitens sollte das fürsorgliche Verhältniß des älteren Mannes zu dem jüngeren, das pietätvolle des jüngeren zu dem älteren nicht die mindeste Trübung erfahren. Wohl mochte sich Svarez mit Dank gegen Carmer erfüllt wissen. Es mag immerhin wahr sein, daß das Genie durch alle Hindernisse hindurch sich selbst Bahn brechen kann, aber eben so gewiß ist es, daß auch das Genie zu seiner lauteren, allseitigen und rechtzeitigen Entfaltung des Glückes bedarf, welches ihm die Schwierigkeiten überwinden hilft und die Bahn ebnet. Svarez war ohne Vermögen, ohne die Empfehlungen reicher und angesehener Verwandten, besaß weder die Fähigkeit noch den Willen zu schmeicheln und sich zu bücken, der sittliche Werth seiner Persönlichkeit konnte nur in näherem Umgang erkannt werden; so schien er dazu bestimmt zu sein, als Richter in einer kleinen Landstadt oder in bäuerlicher Umgebung seine Tage hinzudämmern. Aber jenes Glückes wurde er theilhaftig durch die Verbindung mit Carmer, welcher, ohne ihn als bloße Arbeitsmaschine auszunutzen, seiner Arbeitskraft das richtige Feld anwies, auf welchem er seine Befähigung erproben und zu den größeren Arbeiten späterer Jahre vorbereiten, stählen, ausbilden konnte. Schon 1768 erhielt der Zweiundzwanzigjährige den Auftrag, die Justizverfassung seiner Vaterstadt zu revidiren und eine neue Organisation derselben unter Trennung der Justiz von der Verwaltung auszuarbeiten. Er löste diese Aufgabe in so vortrefflicher Weise, daß ihm zur Belohnung die oben (S. 88) gedachte Ernennung zum Pupillenrath zu Theil wurde. „Ich habe mich," berichtete Carmer bei dieser Gelegenheit nach Berlin, „bisher des Referendarii Suarez mit gutem Erfolge bedient und ihn schon dergestalt abgerichtet, daß ich denselben nicht nur bei meinen Visitationen der Oberamtsregierungen und verschiedenen anderen Geschäften, Untersuchungen und Correspondenzen gebrauchen, sondern ihm auch die Visitationes der Magisträte und Einrichtung der Untergerichte mit Sicherheit anvertrauen kann." Hieran schlossen sich bald umfangreichere Arbeiten.

In Schlesien war in Folge der drei Kriege der allgemeine Wohlstand erheblich zurückgegangen. Carmer war selbst in der Provinz mit größerem Grundbesitze angesessen. Er vermochte daher jenen Rückgang mit besonderer Deutlichkeit zu erkennen und mußte es für eine der justizorganisatorischen Thätigkeit an Wichtigkeit vorgehende Aufgabe erachten, den allgemeinen Wohlstand wieder zu heben. Daneben erheischte die schwierige Regelung des Verhältnisses des Staates zu der in Schlesien herrschend gewesenen katholischen

Kirche, namentlich in Betreff des Schulwesens, einer nachhaltigen Aufmerksamkeit. Für beide Aufgaben war Svarez natürlich durch das juristische Studium in keiner Weise vorgebildet, und bereits practische Erfahrungen gesammelt zu haben war er noch zu jung. Aber er lebte sich auf diesen Gebieten mit einer Schnelligkeit und Gründlichkeit ein, welche es gestatteten, ihm einen Hauptantheil der Arbeit zu überlassen. Mochte es sich um den Aufbau eines Systems handeln, wie dem Credit der schlesischen Grundbesitzer aufzuhelfen sei, oder um die Bildung von Vereinen zur Aufbesserung der Landwirthschaft oder um die Reform des Schulunterrichts, — nach allen diesen Richtungen entfaltete er eine umfassende und erfolgreiche Thätigkeit, wie sie in gleicher Weise wohl noch niemals ein so jugendlicher Beamter aufgewiesen hat.

Unter Pfandbriefen versteht man bekanntlich zinstragende, meist auf den Inhaber lautende Schuldurkunden, welche von größeren Immobiliar-Creditinstituten in Höhe von Beträgen ausgestellt werden, für welche die Institute selbst wiederum hypothekarisch gesicherte Gläubiger sind. Solche Creditinstitute, bis etwa auf die Mitte unseres Jahrhunderts nur Corporationen von Grundbesitzern eines örtlich begrenzten Bezirkes, sind Vermittler zwischen dem capitalbedürftigen Grundeigenthümer und dem zinssuchenden Capitalisten, und ihre große wirthschaftliche Bedeutung beruht darin, daß sie dem letzteren größtmögliche Sicherheit für Capital und Zinsen, dem ersteren billigen Zinsfuß und bequeme Abzahlung verschaffen. So haben sie in kritischen Zeiten segensreich gewirkt, jedenfalls dem grundbesitzenden preußischen Adel seinen Wohlstand begründet bezw. erhalten. Nun ist der älteste dieser „landschaftlichen Creditverbände" oder „Landschaften" die Schlesische Landschaft von 1770, an welche sich alsdann die Kur- und Neumärkische von 1777, die Pommersche von 1781, die Westpreußische von 1787, die Ostpreußische von 1788 als die nächstältesten Nachbildungen anreihen. Für einen eng begrenzten Bezirk, nämlich für den Schweidnitzer Kreis hatte man bereits früher mit den auf Pergament (Schweinsleder) gedruckten sogenannten „ledernen Briefen" eine ähnliche Einrichtung versucht, welche Svarez, dem geborenen Schweidnitzer, bekannt war. So liegt die Vermuthung nahe, daß Carmer durch Svarez auf jene „ledernen Briefe" aufmerksam gemacht, also der erste Gedanke an die Errichtung der Schlesischen Landschaft auf den letzteren zurückzuführen ist. Auch hiervon abgesehen, beschränkte sich Svarez' Verdienst um die Entstehung der Landschaft keineswegs darauf, blos des Ministers Gedanken und Pläne zu formuliren und auszuarbeiten. Zur Belehrung der Landschafts-Deputirten wurde von ihm die — anonym veröffentlichte — Schrift „Gedanken eines Patrioten über den Entwurf zur Wiederherstellung des allgemeinen Credits des schlesischen Adels. Breslau 1770" verfaßt, eine warm gehaltene, sachlich durchaus vortreffliche Schrift. In seiner Hand lag die ganze geschäftliche Leitung der Angelegenheit, namentlich die gesammte Correspondenz mit dem so zahlreichen schlesischen Adel. Aus seiner Feder floß das vom 9./15. Juli 1770 datirende Landschafts-

reglement. Ebenso war er der Verfasser der Statuten einer 1772 von Carmer gestifteten „Patriotischen Gesellschaft", als deren Zweck „die Beförderung und der Flor des gesammten Nahrungsstandes in Schlesien überhaupt, insbesondere aber die Aufnahme und Verbesserung der Landwirthschaft, der Fabriken, der Künste und des Handels" bezeichnet wurden. „Ich habe," schrieb Carmer im Sommer 1770 nach Berlin, „bei meinen vielen Beschäftigungen außer dem p. Svarez keinen Menschen, welcher mich im Geringsten zu soulagiren im Stande wäre." So war der vierundzwanzigjährige Referendar, welcher sich nicht blos als ausgezeichneten Juristen von eiserner Arbeitskraft, sondern zugleich als tiefblickenden, gewandten Politiker erwiesen hatte, dem Minister bereits unentbehrlich geworden. — Nicht minder galt dies von einer anderen Seite der ministeriellen Thätigkeit. Die Stellung der katholischen Kirche Schlesiens zu den Souveränitätsrechten des evangelischen Landesherrn zu fixiren war eine schwierige Aufgabe, zumal die katholischen Schulen von Geistlichen geleitet wurden, der Monarch und sein Minister aber nicht gewillt waren, die ihnen in Beziehung auf das Schulwesen zuständigen Rechte und Pflichten fahren zu lassen. Die Aufhebung des in Schlesien zahlreich vertretenen Jesuitenordens im Jahre 1773 durch die Bulle „Dominus ac redemtor noster" nöthigte, obgleich sie in Preußen nicht anerkannt wurde, zu einer Neuordnung des Gesammtverbandes der preußischen Jesuitencollegien und speziell in Schlesien zu einer Neueinrichtung der katholischen Schulen. Diese letztere war das Werk von Svarez. Wiederum aus seiner Feder flossen, die größte Vertrautheit mit allen Einzelheiten des Unterrichtswesens bis hinein in das Detail der Schulbücher verrathend, das „Schulreglement für die Universität in Breslau und die katholischen Gymnasien in dem Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz," flossen zahlreiche Gutachten, Ausführungsverordnungen und Specialrescripte, welche trotz aller der damaligen Zeit eigenthümlichen geschnörkelten Steifheit durch ihren energischen, von Selbstbewußtsein und Selbstachtung getragenen Curialstyl wohlthuend gegen die schwächliche Haltung abstechen, deren sich die preußische Regierung später in Kirchen- und Schulsachen so manches Mal schuldig gemacht hat. Als 1776 sich die Unhaltbarkeit des Jesuitenordens als solchen auch in Preußen ergab, wurde es wiederum in seine Hand gelegt, das Schulreglement, soweit nöthig, zu modifiziren. Die Jesuiten verwandelten sich in die „Priester des Königlichen Schulinstituts" und Svarez arbeitete als einen Anhang zu dem Schulreglement die „Instruction für die Priester des Schulinstituts in Schlesien" aus. Zur äußeren Anerkennung dieser seiner Thätigkeit wurde er zum „Oberjustitiar bei der Generalschuladministration über sämmtliche Jesuitengüter" ernannt.

Was endlich Svarez' rein juristische Thätigkeit während seiner Breslauer Amtszeit betrifft, so ist, zumal schon vor seiner Ernennung zum Rath Carmer Minister geworden war, kaum anzunehmen, daß er an der Recht-

sprechung, also an der richterlichen Thätigkeit der Oberamtsregierung erheblichen Antheil genommen habe. Vielmehr werden ihm vorzugsweise die laufenden Geschäfte der Justizverwaltung, zu denen auch die Revisionsreisen gehörten, obgelegen haben. Näheres ist hierüber freilich nicht bekannt. Außerdem war er eifrig beschäftigt an einer von Carmer beabsichtigten Reform des Civilprocesses, welche schließlich den Weg zur Reform des gesammten preußischen Rechts bahnen sollte. Endlich veröffentlichte er, auch hier wieder wie überhaupt in seiner litterarischen Thätigkeit anonym, in den Jahren 1771 bis 1773 in drei Quartbänden eine „Sammlung alter und neuer Schlesischer Provinzialgesetze zum täglichen Gebrauch für Richter und Advocaten.“ In der Einleitung zu diesem schätzbaren Werke behandelte er das Verhältniß des Sachsenrechts zu dem römischen Recht in Schlesien und fand im Gegensatz zu der herkömmlichen Lehre von der Omnipotenz des letzteren es unbegreiflich, wie ein Recht, dessen Formular-Jurisprudenz und Subtilität unseren Vorfahren ganz unbekannt und auf die politische Verfassung Roms gegründet sei, einem heimischen Recht vorgehen solle, welches Jahrhunderte lang durchgehends im Gebrauche gewesen. Der künftige Verfasser des preußischen Gesetzbuchs hatte also bereits hier Stellung zu dem recipirten fremden Rechte genommen.

II.

Der Verfasser von „Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung“ rühmt am Schlusse seines Werkes (Bd. II. S. 727, 730), daß man „in Preußen die Justiz fortgesetzt als ‚ein Kleinod aller Lande‘ und als ‚eine Grundfeste des Regententhrones‘ zu behandeln gewohnt gewesen sei; daß fast keiner der Hohenzollern das Scepter ergriffen habe, ohne in den ersten Tagen seiner Regierung den Justizreformen vor Allem seine eifrige Sorge werden zu lassen und dann dieselbe in seltener Treue dauernd festzuhalten; daß kein Fürstengeschlecht des Erdballs sich finden werde, welches wie das Hohenzollernhaus ‚die Fassung des Rechtes‘ als eine seiner höchsten Aufgaben erkannt habe.“ Dieses hohe Lob einzuschränken, dürfte durch den Umstand geboten erscheinen, daß in Preußen seit einem Jahrhundert die Justiz weit hinter Militair und Verwaltung zurückgedrängt, ihrer Bethätigung durch das Institut der Competenzconflicte Fesseln angelegt, ihre Beamten denen der genannten beiden anderen Ressorts an Rang und Gehalt nachgesetzt sind. Ihre Berechtigung haben aber die obigen Worte bezüglich Friedrich Wilhelms I. und noch mehr bezüglich Friedrich des Großen.

Der Erstere, dessen Verdienste um die innere Entwickelung Preußens mehr und mehr gewürdigt werden, schärfte bereits am 4. März 1713, acht Tage nach seiner Thronbesteigung, seinen Räthen die Herstellung einer unparteiischen und schleunigen Justiz ein. Am 1. April befahl er die Abfassung eines allgemeinen Landrechts, „weil die schlimme Justiz gen Himmel schreiet, und wenn ich's nicht remedire, selber die Verantwortung auf mir

lade." Am 21. Juni erließ er eine „Allgemeine Ordnung, die Verbesserung des Justizwesens betreffend." Noch am 1. März 1730 befahl er wiederum, dafür zu sorgen, „daß ein beständges und ewiges Landrecht verfertiget, das confuse und theils auf unsere Lande nicht quadrirende Jus Romanum abgeschaffet und die unzählige Menge von Edicten gedachtem Landrecht einverleibt werden." An diese anhaltenden Bemühungen seines Vaters, welche einen erheblichen Erfolg nicht hatten, knüpfte sogleich Friedrich der Große an. Bei seinem Regierungsantritt lag die Rechtspflege schwer darnieder. Der Rechtsgang war verwickelt, hierdurch eine unerträgliche Verschleppung der Processe ermöglicht, ein zahlreicher Advocatenstand mißbrauchte das unsichere Recht und den schleppenden Proceßgang zum größten Nachtheil der Parteien. Wie sollte nicht dieser Zustand die Unzufriedenheit des pflichttreuen und rastlos fleißigen Königs erwecken! Zudem wurde ihm durch zahlreiche Bittschriften die Ungewißheit des geltenden Rechts vor Augen geführt, während seine naturrechtlichen Studien ihm die wissenschaftliche Ueberzeugung gewährt hatten, wie nur das sichere, gewisse Recht den Beruf erfülle, daß die Gerechtigkeit die Menschen einige und die scharfen Grenzen wahre, innerhalb deren sich die individuelle Sittlichkeit des Lebens frei bewegen kann.

Als Gehülfe stand dem König hierbei zur Seite sein Großkanzler Samuel von Cocceji.

Friedrich selbst hat ihn einen „vindex legum et justitiae" genannt. In der That war Cocceji ein Mann, der mit der strengen Gründlichkeit des gelehrten Juristen die erfahrene Einsicht des ausübenden Richters, mit der massenhaften Kenntnisse der Gesetze die vereinfachende Betrachtung des die Prinzipien suchenden Rechtsphilosophen, mit dem im Leben schaffenden Gedanken eines einrichtenden Staatsmannes den klaren Blick des ordnenden, umfassenden Gesetzgebers verband und noch in hohem Alter seinem um ein volles Menschenalter jüngeren Monarchen an Fleiß und Energie gewachsen blieb. Seine Aufgabe gliederte er nach drei Seiten hin. Zuerst nämlich galt es, das Justizpersonal zu säubern. Sodann das Proceßverfahren und überhaupt den ganzen Geschäftsgang zu vereinfachen und zu beschleunigen. Endlich die Zerrissenheit und Unsicherheit des materiellen Rechts durch ein neues einheitliches Gesetzbuch zu beseitigen. Den ersten Theil der Aufgabe löste er nahezu vollständig. Hierbei sorgte er zugleich für die wissenschaftliche Gediegenheit der Richter, indem er als unweigerliche Vorbedingung für die Zulassung zum Richteramte das Bestehen einer strengen Prüfung festsetzte und eine Pflanzschule von Referendarien anlegte, auch die wahrhaft jämmerlichen Gehaltsverhältnisse aufzubessern sich bemühte. Den Gang des Rechtsverfahrens zu vereinfachen und zu beschleunigen war die Bestimmung einer 1748 publicirten Proceßordnung, welche zu den Principien der Mündlichkeit zurückkehrte und ihren Zweck schon durch ihren Namen zu erkennen gab: „Project des Codicis Fridericiani Marchici oder eine nach von Sr. Königlichen Majestät von Preußen Selbst vorgeschriebenem Plan ent-

worfene Kammergerichts-Ordnung, nach welcher alle Processe in einem Jahr durch drei Instantzen zum Ende gebracht werden sollen und müssen." Endlich dem dritten Theil der Aufgabe war das Corpus juris Friedericiani gewidmet. Der volle Titel dieses Gesetzbuches lautete:

„Project des corporis juris Fridericiani das ist Sr. Königl. Majestät in Preußen in der Vernunft und Landesverfassungen gegründete Landrecht worinnen das Römische Recht in eine natürliche Ordnung, und richtiges Systema, nach denen dreyen objectis juris gebracht: die General-Principia, welche in der Vernunft gegründet sind, bei einem jeden Objecto festgesetzet, und die nöthige Conclusiones, als so viele Gesetze, daraus deducirt: Alle Subtilitäten und Fictiones, nicht weniger was auf den Teutschen Statum nicht applicable ist, ausgelassen: Alle zweifelhafte Jura, welche in denen Römischen Gesetzen vorkommen, oder von denen Doctoribus gemacht worden, decidirt, und solchergestalt Ein jus certum und universale in allen Dero Provintzen statuirt wird."

Dieses schwerfällig geschriebene, inhaltlich auch nicht sehr gelungene, mehr einem Lehr- als einem Gesetzbuch ähnelnde Werk war noch nicht vollendet, als Cocceji, 76 Jahre alt, am 24. October 1755 starb.

Mit Cocceji's Tod kam das Reformwerk zum Stillstande. Die Rechtspflege schien allmählig wieder in einen zögernden, schleppenden Gang zu gerathen, zu dessen Beseitigung der König vergebens anspornte. In Veranlassung des bekannten Müller Arnold'schen Processes erhielt Cocceji's zweiter Nachfolger Freiherr C. J. M. von Fürst und Kupferberg in denkbar gröbster Form am 11. Dezember 1779 seine Entlassung, und Carmer, der längst des Königs Auge auf sich gelenkt hatte, wurde zum Großkanzler und Chef der preußischen Justiz ernannt. Seiner Berufung folgte die von Svarez, welcher schon am 6. Januar 1780 in Berlin seine Thätigkeit begann, um in immer mehr steigendem Ansehen, Einfluß und Verehrung für das auf Recht und Gesetz beruhende Wohl seines Vaterlandes zu arbeiten, bis ein früher Tod ihm die Feder aus der Hand nahm.

Der wichtigste Theil der von Svarez in Berlin entwickelten Thätigkeit, welcher ihm zugleich für alle Zeiten Bewunderung und Verehrung sichert, ist die Neuschöpfung des preußischen Rechts, eine Reform in großartigstem Stil, wie sie in gleicher Weise nur von Justinian und Napoleon I. durchgeführt und in der Gegenwart für das neue Deutsche Reich unternommen ist. Nur in großen Zügen können die wichtigsten der mit dem Namen Svarez verbundenen Gesetze auf diesen Blättern vorgeführt werden.

Im Anschluß an die nothwendig gewordene Neuordnung der Verfassung und des Geschäftsganges der Justizcollegien und auf Grund der reichen Erfahrungen, welche eine 1781 und 1782 von Carmer mit Svarez vorgenommene eingehende Visitation sämmtlicher Obergerichte der Monarchie gebracht hatte, arbeitete Svarez ausführliche Reglements für das Pupillen-, Hypotheken-, Kanzlei-. Registratur-, Sportel-, Kassen- und Depositalwesen aus. Von diesen

sollen die Deposital- und Hypothekenordnung einer besonderen Betrachtung unterzogen werden.

Die Bezeichnung Depositalwesen umfaßt die Summe derjenigen Vorschriften und Anordnungen, welche die Annahme, Verwahrung und Rückgabe der mit den Wirkungen einer gerichtlichen Deposition hinterlegten Gegenstände regeln. Die Depositalordnung vom 15. September 1783, vom ersten bis zum letzten Buchstaben von Svarez' Hand stammend, ist ein kenntnißreiches, ungemein deutliches und präcises Gesetz. Die von ihr gegebenen Garantien für die Sicherheit des Depositums gegenüber einer Fahrlässigkeit oder gar Böswilligkeit der Gerichtsbeamten sind überaus erschöpfend. Sie haben jedoch das Ermessen der stets auf die eigene pecuniäre Haftung für eventuelle Schäden hingewiesenen Beamten stark eingeengt, eine den Interessen der Deponenten entsprechende Verwaltung der hinterlegten Gelder nicht selten gehindert und sind für die Richter, welche sich naturgemäß in dieser Materie wenig heimisch fühlten, durch ihre Complicirtheit lästig gewesen. Die mit dem 1. October 1879 an die Stelle der Depositalordnung getretene Hinterlegungsordnung vom 14. März 1879 hat das Depositalwesen vereinfacht und die Verwahrung der hinterlegten Gelder pp. an besondere zum Finanzressort gehörige Hinterlegungsstellen überwiesen. Durch die letztere, für die Gerichte eine erhebliche Erleichterung gewährende Einrichtung sind jedoch für das Publikum neue Schwierigkeiten geschaffen worden, welche den Werth des neuen Gesetzes gegenüber der alten Depositalordnung zweifelhaft erscheinen zu lassen geeignet sind.

Ueber das Hypothekenrecht war bereits am 28. September 1693 ein das Programm für die künftige Reformgesetzgebung enthaltendes Edict Friedrichs I. für die Residenzstädte Cölln und Berlin ergangen, welches jedoch weder seine tief einschneidenden Sätze im Einzelnen ausführte, noch ein Formular für das neue Grundbuch bot. Demselben folgte für die übrigen Landestheile die Hypotheken- und Concursordnung vom 19. Januar 1723; in derselben, obgleich sie eben nicht für die Residenz bestimmt, war wunderbarer Weise in dem beigegebenen Formular ein Haus Nr. 250 in „Cölln, Roßstraße" mit liegenden Gründen „vor dem Cöpnicker Thore" und „vor Berlin im Pancko'schen Felde" verzeichnet. Diese Ordnung wurde wieder auf Grund der bei den Versuchen, sie zur Ausführung zu bringen, gemachten Erfahrungen in die Hypothekenordnung vom 4. August 1750 umgegossen. Dieses Gesetz war zunächst nur für die Provinz Schlesien bestimmt, wurde aber auch den übrigen Landestheilen mitgetheilt und gab bereits sorgfältige Einzelbestimmungen. Allerdings stand Cocceji dem deutschen Privatrecht, welchem bereits damals durch die Wissenschaft die Gewähr begrifflicher Wahrheit gerettet worden war, feindlich gegenüber, hielt dasselbe für ein „durch die Freyheit einiger Privat-Doctorum aufgebrachtes imaginäres Teutsches Recht." Seine Hypothekenordnung erwies sich daher als das Werk eines

strammen Romanisten, war reich an technischen Ausdrücken der römischen Rechtssprache, ließ sogar in seinem Formular die bekannten Schulnamen Gajus, Mevius und Sempronius auftauchen. Immerhin jedoch war sie ein erheblicher Fortschritt, nur gelang es nicht, sie wirklich überall zur Ausführung zu bringen, da es den Gerichten an dem genügenden Personal mangelte. Die Gesetzgebung war aber nicht unthätig. Zahlreiche ergänzende Gesetze wurden erlassen, und sogar zu einer neuen Hypotheken- und Concursordnung ein vollständiger ausführlicher Entwurf ausgearbeitet. Auf Grund dieser Vorarbeiten und in geschichtlicher Continuität schuf endlich Svarez die Allgemeine Hypothekenordnung vom 20. Dezember 1783. Ausschließlich von ihm verfaßt und durch eine mustergültige Schreibweise ausgezeichnet, übertraf sie sämmtliche vorhergehenden gesetzgeberischen Versuche durch das übersichtliche Formular und ihre alle Einzelnheiten umsichtig berücksichtigenden Vorschriften. Wie von competentester Seite ausgesprochen wird, ist keine der Schöpfungen der damaligen Reformperiode so sehr Svarez' eigenstes Werk als eben diese Hypothekenordnung. Erst durch sie wurden die Principien der Specialität und Publicität, diese beiden Angelpunkte des modernen Hypothekenrechts, wirklich zur Geltung gebracht, und sie wurde Vorbild für die ganze spätere Gesetzgebung. Auch die berühmte preußische Grundbuchordnung vom 5. Mai 1872, in deren Formular sogar die Namen der Personen und Grundstücke aus dem Svarez'schen Formular herübergenommen sind, ist sachlich nur eine neue Redaction der Svarez'schen Allgemeinen Hypothekenordnung und der auf diese bezüglichen Gesetze, welche den Aenderungen des materiellen Rechts und den Bedürfnissen des modernen Verkehrs Rechnung trägt. Auf ihr beruht wieder trotz seiner fragmentarischen Gestalt der kürzlich veröffentlichte Entwurf einer Reichs-Grundbuchordnung. Erlangt dieser Entwurf Gesetzeskraft, so wird der Immobiliarverkehr von ganz Deutschland im Wesentlichen in jenen Geleisen sich zu bewegen haben, welche in den letzten Monaten des Jahres 1783 von Svarez gezogen sind.

Das zweitgrößte Gesetz, welches Preußen Svarez verdankt, ist die Allgemeine Gerichtsordnung vom 6. Juli 1793.

Unter Civilproceßrecht versteht man den Inbegriff der Normen über das in geordneter Weise fortschreitende gerichtliche Verfahren zum Zweck der Anerkennung bestrittener und der Realisirung unbestrittener privatrechtlicher Ansprüche. Um den ersten Zweck zu erreichen, läßt sich ein doppelter Weg denken. Entweder nämlich den Parteien bleibt überlassen, vorzubringen, was sie zur Geltendmachung des eigenen Rechts oder zur Abwehr des gegnerischen Angriffs dienlich erachten; das ist die sogenannte Verhandlungsmaxime. Oder der Richter zieht, ähnlich wie im Strafprocesse, Thatsachen und Beweise auf eigene Hand heran; dann steht der Proceß unter der Herrschaft der sogenannten Untersuchungsmaxime. Carmer glaubte nun das Ziel, nämlich die Vereinigung der besten Gründlichkeit mit der größten Geschwindigkeit

durch die Untersuchungsmaxime zu erreichen. Gestützt auf frühere von ihm in dieser Beziehung gemachte Erfahrungen überreichte er bereits 1774 dem Könige einen von ihm selbst verfaßten, achtzehn geschriebene Folioseiten großen Entwurf zu einer auf der Untersuchungsmaxime basirenden Civilproceßordnung. Dieser Entwurf wurde 1775 von Svarez umgearbeitet und dabei zugleich auf 157 Folioseiten erweitert. Auch dieser zweite Entwurf wurde 1780 von Svarez umgearbeitet, hierbei auf 312 Folioseiten erweitert und 1781 als Gesetz publicirt. Ueber das Gesetz gingen in den nun folgenden Jahren zahlreiche — im Ganzen sieben Actenbände füllende — Erinnerungen und Gutachten von Behörden und Privaten ein, welche von Svarez ausgezogen, beantwortet und eingehend erörtert wurden. Auf Grund dieses Materials arbeitete Svarez, den Umfang des Werkes wiederum verdoppelnd, die vom 6. Juli 1793 datirende „Allgemeine Gerichtsordnung für die Preußischen Staaten" aus. Die gesammten Materialien waren schließlich auf fünfundzwanzig Foliobände angewachsen, darunter sechs aus Svarez' Feder. Der räumliche Inhalt der letzteren Bände ist ein sehr großer, da Svarez' ohnehin niemals geräumige Handschrift mit der Zeit so winzig und zierlich wurde, daß ein Band aus den neunziger Jahren sieben Folianten von Kopistenhand füllt.

Aus der Entstehungsgeschichte geht hervor, daß, wenn auch Carmer das Verdienst der ersten Idee gebührt, doch kein anderer als Svarez der Verfasser der Allgemeinen Gerichtsordnung ist. Diese selbst ist nach dem Allgemeinen Landrecht das umfangreichste Gesetz, welches je in Preußen erlassen ist. Sie zerfällt in drei Theile. Der erste Theil enthält auf 1286 Octavseiten — nach der ersten amtlichen Ausgabe — die Proceßordnung einschließlich des Concurs-, Liquidations- und Subhastationsprocesses. Der zweite Theil handelt auf 114 Seiten „von dem gerichtlichen Verfahren in nicht streitigen Angelegenheiten" und der dritte Theil auf 164 Seiten „von den Pflichten der bei der Justiz angesetzten Personen". Der erste Theil ist im Großen und Ganzen als aufgehoben zu betrachten; nur einzelne Vorschriften sind in Geltung geblieben, weil sie entweder keinen processualischen, sondern civilrechtlichen Inhalt haben oder Gegenstände betreffen, bezüglich deren die Geltung der Landesgesetzgebung reichsgesetzlich ausdrücklich vorbehalten ist. Umgekehrt ist der zweite Theil an sich in Geltung geblieben und nur im Einzelnen durch die neuere Gesetzgebung beeinflußt worden. Die im dritten Theil behandelten Materien haben weder eine umfassende Umgestaltung erfahren, noch sind sie im Allgemeinen, vorbehältlich einzelner Abänderungen, bestehen geblieben; es gilt also eine mühevolle Einzeluntersuchung, welchen Einfluß die neuere Gesetzgebung auf jede Bestimmung des dritten Theils gehabt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hauptstadt Mexico.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

Großstadt oder Krähwinkel? — Mexicanische Mädchen und Frauen. — Straßenphysiognomie. — Verborgene Schönheiten: die Paläste, die Lage. — Die Stadt aus der Vogelschau. — Die Landschaft vor dem Thore. — Tlalpam. — Die beiden „Vulkane" im Sonnenuntergang. — Eine lebhafte Scene.

Die Hauptstadt Mexico gehört zu den Städten, die ihre Eigenthümlichkeiten und Schönheiten durchaus nicht vordringlich zur Schau tragen. Ich gestehe, daß mir der erste Eindruck eine gelinde Enttäuschung bereitet hat. Ich hatte etwas viel Großartigeres und namentlich viel Charakteristischeres erwartet. Charakteristisch ist Mexico eigentlich überhaupt nicht, und es ist sehr schwer, demjenigen, der diese Stadt nicht kennt, eine richtige Vorstellung davon zu geben. Alles, was man über die Hauptstadt sagen kann, ist fast in gleichem Maße zutreffend und falsch.

Wenn man in den Nachmittagsstunden und gegen Abend die Hauptverkehrsstraßen und den Corso der eleganten Welt, den Paseo de la Reforma, durchwandert oder durchfährt, wenn man die zum Theil glänzenden Laden in der Silberschmied- und San Francisco-Straße betrachtet und nur mit Mühe auf dem schmalen Bürgersteige durch die dichten Haufen, die um diese Stunden hier auf und nieder wogen, vorwärts dringt, so wird man denen nicht Unrecht geben, die da behaupten, Mexico habe etwas Weltstädtisches und erinnere in vielen Einzelheiten an die Hauptstädte des europäischen Südens.

Aber schon zwischen acht und neun Uhr erstirbt das Leben der Stadt; auf dem schönen Paseo de la Reforma findet man thatsächlich auch nicht mehr einen einzigen Wagen, die belebtesten Straßen sind menschenöde, und man fühlt sich wiederum versucht, denen zuzustimmen, die Mexico als ein großes Krähwinkel bezeichnen.

Eine große Stadt ist es ja gewiß, Viele aber nehmen Anstand, es als eine eigentliche Großstadt zu bezeichnen, trotz seiner 300 000 Einwohner. Menschen sind ja allerdings genug da beisammen, nach meinem kleinstädtischen Geschmacke mehr als genug, aber auch hier, wie in anderen mexicanischen Städten, darf man seine Gönner nicht in der Nähe besehen. Gewiß ist das Gewoge in den Nachmittagsstunden zwischen fünf und acht in den Hauptstraßen ein ganz ungewöhnlich starkes, indessen sieht man eigentlich doch nur recht zweifelhafte Bassermann'sche Gestalten und verzweifelt wenig Eleganz.

Merkwürdigerweise begegnet man auch unter den Weibern eigentlich nur wenigen gefälligen Erscheinungen, geschweige denn wirklichen Schönheiten. Und doch müßte das Gemisch von spanischem und indianischem Blute von Rechts wegen, wie man glauben sollte, eigentlich originelle und charakteristische Schönheiten hervorbringen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Liebliche Frauen und anmuthige Mädchen gehören hier zu den Seltenheiten, sowohl im Volke, wie in den höheren Ständen.

Eine so allgemein aufgestellte Behauptung kann selbstverständlich nicht vollkommen zutreffend sein und duldet freundliche Ausnahmen. Mit derselben Berechtigung ließe sich der Satz sogar beinahe in sein Gegentheil verkehren, und man könnte sagen, daß die mexikanischen Frauen in Einzelheiten seltene Schönheiten besitzen. Ihre Augen, Zähne und Haare sind in der That fast immer herrlich, und auch der Hautfarbe, die vom matten Topasgelb sich bis zu tiefem Bronzebraun verdunkelt, ist ein ganz sonderbarer Reiz zu eigen. Aber die Gesammterscheinung der Frauen und Mädchen ermangelt gewöhnlich der Anmuth. Die Figuren sind nur selten graziös; sie werden oft durch vorzeitige Fülle verhäßlicht, und die meisten Mexicanerinnen haben eine schlechte Haltung. Und merkwürdig! gerade eine ihrer reizvollsten Schönheiten, die originelle braune Färbung der Haut, machen sie unkluger Weise durch Mißbrauch des Reismehls zu nichte. Sie lassen es sich nicht etwa bei einer schüchternen Aufhellung genügen, es ist ein dreistes unverfrorenes Ueberschütten des Gesichts mit dem kalkigen häßlichen Weiß des Poudres.

Wenn die Mexicanerinnen aber schön sind, dann sind sie auch ganz ungewöhnlich schön. Auf dem Rennplatze habe ich einige wundervolle junge Damen gesehen, die beiden hübschesten mit einem recht deutlichen Anflug von Bart — Anflug ist sogar sehr milde gesagt —, mit selten schönen ausdrucksvollen Augen und mit einer unvergleichlichen Fülle des rabenschwarzen glänzenden weichen Haares in kunstvoller Anordnung. Auch unter den Mädchen aus dem Volke findet man einzelne, deren natürliche Lieblichkeit

sich sieghaft durch die grenzenlose Vernachlässigung der körperlichen Hülle hindurchringt. Im Allgemeinen darf man aber allerdings mit demselben Rechte, mit dem man von den schönen Mädchen in Wien und Budapest spricht, von den Mexicanerinnen sagen; daß sie sich durch auffallende Reize des Körpers nicht gerade hervorthun.

Dagegen ist nach Allem, was man hier allerorten hört, ihre Moral gar nicht hoch genug zu stellen. Die mexikanischen Frauen leben ganz und gar ihrer Häuslichkeit, der Pflege und Erziehung ihrer Kinder. Sobald sie sich verheirathet haben, ziehen sie sich von dem geräuschvollen Leben der Gesellschaft beinahe vollkommen zurück, um erst als reifere Frauen, als Mütter, die ihre heranwachsenden Töchter in die Gesellschaft führen, wieder in das Salonleben einzutreten. Sie sind die respectabelsten Frauen und Mütter, die man sich nur denken kann. Und Scandalgeschichten, wie sie in unseren Hauptstädten den pikantesten Gegenstand des Boudoirklatsches bilden, gehören zu den allergrößten Seltenheiten.

Die Straßen der Hauptstadt sind breit und entschieden besser gehalten, als in den meisten Städten der benachbarten Vereinigten Staaten. Es wird sogar unausgesetzt an ihnen gearbeitet. Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, daß zu gleicher Zeit in so vielen der belebtesten Verkehrswege das Pflaster aufgerissen und durch neues ersetzt werde, wurde mir gesagt, daß das beständige Straßenpflastern zu den chronischen Plagen der Stadt gehöre. Man weiß, daß Mexiko auf einem überschütteten See erbaut worden ist. Daher kommt es, daß sich das Straßenpflaster mit der Zeit sackt und ganz allmählich sinkt. Es muß beständig aufgeschüttet werden. Viele der soliden alten Häuser stehen daher nicht unerheblich tiefer als der Fahrdamm. Man hat es mit allen möglichen Arten der Pflasterung versucht, mit Holz, Eisen und Stein. Die größte Widerstandskraft und Dauerhaftigkeit scheint die Pflasterung mit großen Asphaltblöcken zu besitzen, die jetzt in den Hauptstraßen zur Anwendung kommt.

Trotz ihres verhältnißmäßig guten Zustandes, ihrer Bequemlichkeit und Breite sind die Straßen eigentlich ziemlich reizlos. Man muß genau hinsehen, um inmitten der unschönen, oft in schreienden Farben getünchten Häuser, in der ununterbrochenen Kette von wenig einladenden Menschenherbergen, und noch weniger verlockenden Schänken edlere Baulichkeiten mit reicher kunstvoller Ornamentik in vornehmen Verhältnissen zu erspähen, — jene vielgerühmten Paläste, deren Lob Alexander von Humboldt gesungen hat, und die, wenn jetzt auch zum Theil verwittert und von der Zeit arg mitgenommen, ihre frühere Pracht doch noch erkennen lassen. Anspruchslos und unauffällig stehen sie in Reih und Glied neben den häßlicheren Buden, die sie an Größe oft kaum überragen, und erst bei späteren Wanderungen, wenn man das Einzelne aufmerksamer betrachtet, treten sie gebührlich hervor.

Mexiko hat, wie ich schon sagte, überhaupt die Besonderheit, daß man seine charakteristischen Schönheiten, die sich zunächst zu verkriechen scheinen,

ordentlich aus dem Versteck hervorlocken muß, um ihrer gewahr zu werden. Auch die Pracht der vornehmen Häuser, der früheren Paläste und Klöster, ist selbst bei der genauesten Betrachtung der der Straße zugewandten Fronten oft kaum zu errathen. Erst wenn man in das von außen so unscheinbar und gewöhnlich wirkende Gebäude eingetreten ist, das mitunter zwischen protzenhaftere Neubauten eingeklemmt, ganz erdrückt wird, — erst dann vermögen wir den Bau nach seinem richtigen Werthe zu schätzen. Vor uns liegt in überraschender Großartigkeit der schöne breite Hof, der Patio, von schlanken Marmorsäulen umschlossen, die die hohen gedeckten Galerien tragen. Die ganze Architektur des Patio ist in edelstem Stile gehalten und Alles aus edelstem Stoff gefertigt. Die von kunstvollen und reichen Metallgeländern umfaßten Galerien erhalten durch den reichen farbenprächtigen Blumenschmuck Frische und Freudigkeit. Niemand hat ahnen können, daß sich hinter der schlichten Außenseite soviel heiterer Glanz und Anmuth verberge. Und steigt man die breite Marmortreppe hinan und tritt in die Wohnräume ein, so staunt man über die Größe der architektonischen Anlage, über das wohlgefällige Ebenmaß der herrlichen Gemächer und über deren decorative Vornehmheit.

Diese freudige Ueberraschung hat sich meiner oft bemächtigt. So bei der näheren Bekanntschaft mit den schönen Bauten der Calle Cadena, wie dem vom Präsidenten Porfirio Diaz bewohnten Gebäude und dem benachbarten Hause des Dr. Schmidtlein. Auch das gegenüber der dem heiligen Dominicus geweihten Kirche, in den Sepulcros de Santo Domingo gelegene Gebäude, in dem früher die heilige Inquisition residirt hat, und das jetzt weltmännisch von unserm deutschen Gesandten, Baron von Zedtwitz, bewohnt wird, sowie das alte Kloster, in dem der deutsche Club sein Heim gefunden hat — es ist das schönste Clubhaus der Stadt, in dessen mit einem Ziergarten, mit hohen schattigen Bäumen und mächtigen Bananenstauden bepflanztem Hofe die niedlichen Kolibris nisten — auch diese und viele andere Gebäude lassen, wenn sie sich auch schon durch ihre Größenverhältnisse etwas bemerklicher machen als die Nachbarschaft, das Reizvolle und Großartige des Innern kaum errathen.

Augenfälliger sind die beiden schönen Paläste beim Beginn der San Francisco-Straße, der eine zierlich und sehr ansprechend in seinen bescheidenen Verhältnissen, mit schönen blaugemusterten Kacheln bedeckt — von diesem hat jetzt der Jockey-Club Besitz ergriffen, — und schräg gegenüber der mächtige mit Stuck-Schnörkelwerk in spanisch-maurischem Barockstil überladene Palast Iturbide, der zu einem Hotel umgewandelt worden ist. Leider ist die bedeutende Wirkung dieses stattlichen Baus durch die unschöne geschäftliche Verwerthung des Erdgeschosses, das an den Besitzer eines Kaffeehauses und an einen Schneider vermiethet ist, wesentlich beeinträchtigt worden. Das vornehmste, edelste und harmonischste Gebäude ist die frühere „Mineria“, die Bergwerkschule, jetzt Ministerium der öffentlichen Arbeiten, mit einem wunder-

vollen von Säulen eingeschlossenen Hofe, in dem ein Denkmal Hidalgos steht. Aber auch diesen, wie allen anderen wichtigeren Profanbauten der Hauptstadt, mit fast alleiniger Ausnahme des Iturbide-Palastes, ist eine ganz merkwürdige Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit in der äußern Wirkung zu eigen und man kann oft an ihnen vorübergehen, ohne sie auch nur zu bemerken.

So geht also ein bemerkenswerther Zug von demokratischer Gleichheit durch die ganze architektonische Beschaffenheit der Stadt, und daher kommt es, daß die Straßen von Mexico ziemlich nüchtern und gewöhnlich aussehen. Auch die zahlreichen und meistens sehr hübschen, bisweilen sogar bedeutenden Kirchen vermögen an diesem Gesammteindruck wenig zu ändern. Von der großartigen und imponirenden Plaza mayor abgesehen, erscheinen mir auch die weiten und großen Plätze, deren Ruhm meines Erachtens mit allzu lauter Stimme verkündet worden ist, ziemlich wirkungslos. Kurz und gut, die Stadt, die an die große Zeit der Azteken auf den öffentlichen Wegen und Stegen nicht das geringste Denkmal bewahrt hat, deren Monumente aus der altspanischen Herrschaft sich unansehnlich zwischen den langweiligen und nichtssagenden Baulichkeiten späterer Zeiten verkrümeln, wirkt in ihrer geradlinigen uninteressanten Anlage zunächst fade und reizlos.

Man hat, wenn man im eigentlichen Centrum der Stadt sich befindet, auch keine Vorstellung davon, wie schön Mexico gelegen ist. Das muß Einem erst gesagt werden. Von einigen Straßen aus sieht man allerdings in weiter Ferne die Berge liegen, aber sie üben hier keine rechte Wirkung aus. Schon erheblich schöner wird das Bild, wenn man sich vom verkehrsreichen Mittelpunkt der Stadt entfernt und nach dem Corso, dem Paseo de la Reforma, hinausfährt. Da erblickt man allerdings bei günstigem Wetter die mit ewigem Schnee bedeckten beiden Riesenvulkane, den Popocatepetl und den Ixtaccihuatl*). Selbst diese Kolosse erscheinen indessen bei der ungewöhnlichen Höhenlage der Stadt auf den ersten Anblick weniger imposant, als man sich vorgestellt hatte. Es vergeht einige Zeit, bis man ihrer Größe gewahr wird, und ihre einzige Schönheit lernt man erst bewundern, wenn man das Glück gehabt hat, sie einmal in der zauberhaften Beleuchtung eines feurigen Sonnenuntergangs zu erblicken. In der eigentlichen Stadt aber, in der man den größten Theil des Tages zubringt, sieht man nichts von den Vulkanen, man hat eben nur das Bewußtsein, daß sie in der Nähe sind. Mit den rechten und echten wirklich schön gelegenen Gebirgsstädten, wie Salzburg und Innsbruck, wo man auf Schritt und Tritt von der gewaltigen Größe und Schönheit der Natur gepackt wird, ist die eigentliche Stadt Mexico nicht in einem Athem zu nennen.

---

*) Dem mexicanischen Sprachgebrauche folgend, bezeichne ich die beiden hohen Berge, die immer zusammen genannt werden, als Vulkane, obwohl mir nicht unbekannt ist, daß die vulkanische Natur des Ixtaccihuatl stark angezweifelt und von der neueren Wissenschaft sogar entschieden in Abrede gestellt wird. Die Mexikaner nennen alle mit ewigem Schnee bedeckten Berge „volcanos“.

Wie man in die Häuser eintreten muß, um ihre Herrlichkeit gewahr zu werden, so muß man auf's Dach klettern, um das bezaubernde Städtebild kennen zu lernen, so muß man das Weichbild der Stadt verlassen, um sich von der Mächtigkeit und Herrlichkeit der Lage zu überzeugen. Entfernt man sich nur einige wenige Schritte von dem Treiben der Stadt, so rückt Einem die wundervollste Natur auf den Leib, und der Blick auf die Vulkane und die anderen Berge versöhnt mit Allem. Und steigt man von seiner Wohnung, von deren Balkon aus nicht das geringste Interessante und Charakteristische zu erblicken ist, nur die zwei, drei Stiegen höher, die zum flachen Dach hinaufführen, so wird man von dem Zauber des Anblicks gebannt und überwältigt.

Es ist kaum zu fassen, wie aus der Zusammenfügung des Stückwerks, dessen Unerfreulichkeit im Einzelnen man genau kennen gelernt hat, eine so wundervolle Gesammtheit entstehen kann! Da wirken auf einmal die flachdächerigen Häuser so fröhlich heiter und licht, auf den freundlichen geraden Straßen wimmelt eine buntscheckige Menge, hier und da weichen die Häuser zurück und lassen einem breiten Platze Raum, der in seinem Schmuck der grünen Bäume und Blumen nun ganz entzückend aussieht, und über all den flachen Häusern, die sich unterwürfig zu ducken scheinen, steigen die zahlreichen stolzen und wohlgebildeten Thürme der Kirchen auf, die sich wie steinerne Vasallen um die gebieterische Majestät der Kathedrale schaaren.

Das Schönste, das Ergreifendste und Unvergeßlichste des Bildes aber ist die landschaftliche Umrahmung der Stadt, die wunderschön profilirte Bergkette mit dem mächtigen Ajusco und den noch gewaltigeren beiden Vulkanen, die jetzt, da man sie in ihrem richtigeren Verhältniß zu den umlagernden hohen Bergen erblickt, mit ihren glänzenden und glitzernden dichten Schneemassen, unter dem wolkenlosen blauen Himmel, ihre Größe wenigstens ahnen lassen. Bei diesem Anblick empfindet man, daß auch die begeistertsten Lobredner über die einzig schöne Lage Mexicos hinter der unbeschreiblich schönen Wahrheit zurückbleiben.

Noch zauberhafter, noch eindrucksvoller wird das Bild, wenn man es nach einem goldigen Sonnentage in einer silbernen Mondnacht betrachtet, — wenn ringsherum die tiefste Ruhe herrscht, die nur durch den herrlichen melodischen Schlag der mexicanischen Drossel unterbrochen wird, wenn die ganze Stadt wie in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt im sanften Lichte des Mondes vor uns liegt; wenn dann in der täuschenden Helle der Nacht alle Abstände sich verschieben, hier die Berge bis an die Häuser vorzurücken scheinen und dort in unbestimmter Dämmerung in weite Ferne sich verlieren.

In der Stadt zu unseren Füßen sind alle Lichter längst gelöscht. Die ökonomische Stadtverwaltung hat, weil Mondschein im Kalender steht, die Straßen überhaupt nicht beleuchtet. Und wir wissen ihr Dank dafür, denn das blendende elektrische Licht würde die einheitliche Abtönung nur schädigen. In den Straßen sieht man nur in willkürlichen Entfernungen, wie Glühwürmer, rothe kleine Lichter. Es sind die Laternen der Nachtwächter, die

von diesen mitten auf den Fahrdamm gestellt werden, um den Bewohnern der Stadt die beruhigende Versicherung zu gewähren, daß der nächtliche Hüter in der Nähe ist.

Will man aber die landschaftliche Schönheit Mexicos ganz und voll genießen, so muß man hinaus.

Ein liebenswürdiger Gastfreund, einer der bedeutendsten hier angesessenen Kaufleute — und die deutsche Colonie ist hier zwar nicht numerisch stark, aber in jeder Beziehung ausgezeichnet vertreten; sie zählt im Bankwesen, im Importgeschäft, in der Industrie erste Firmen und in der Wissenschaft erste Namen — ein liebenswürdiger Landsmann also hatte die Freundlichkeit, mich zu einer Landpartie, hier „dia de campo" geheißen, nach dem nahegelegenen Tlalpam einzuladen, wo wir unter dem Schatten einer uralten Rieseneische einen reizend gemüthlichen Nachmittag verbrachten. Da erst sollte ich erfahren, wie wundervoll Mexico gelegen ist, da erst sollte ich den Enthusiasmus begreifen lernen, mit dem man von den Bergriesen, dem Ajusco, und vor Allem von dem Gigantenpaare Popocatepetl und Ixtaccihuatl spricht. Die beiden Schneeberge sind in der That von überwältigender Schönheit.

Der in der Form eines regelmäßigen Kegels aufsteigende Popocatepetl, mit der typischen Gestaltung des Vulkans, und der sich an ihn anlagernde Ixtaccihuatl mit dem schöngebildeten langgestreckten Kamm sind in ihren phantastischen Umrißlinien ganz dazu geeignet, die Einbildungskraft des Volkes zu befruchten. Die „weiße Frau" wird der Ixtaccihuatl im Volke genannt, und man braucht sich in der That nicht besonders anzustrengen, um in den merkwürdigen Conturen des mit ewigem Schnee bedeckten Grates, die sich von dem blauen Himmel scharf abheben, die Gestalt eines lang dahingestreckten Riesenweibes zu erkennen, das, den Kopf nach unten gebeugt, das eine Knie etwas aufgehoben, zu schlummern scheint. Die Vereinigung der beiden Kolosse mit ihren weißen Häuptern ist von erdrückender Wirkung, und diese wird bis ins Unwahrscheinliche gesteigert, wenn an einem schönen Tage bei wolkenlosem Himmel die scheidende Sonne den ewigen Schnee goldig durchglüht und die tiefergelegenen Theile der beiden Berge, wie ihre stolze Umgebung, mit den wundervollsten Farben übergießt, — mit einem durchsichtigen Blau von unbeschreiblicher Zartheit, das in lichtes Rosa übergeht und in tiefstem brennendem Rubinroth abschließt. Es ist das märchenhafteste, zauberhafteste Bild, das ein irdisches Auge erblicken kann. Ueberwältigt von dieser farbigen Pracht und glühenden Größe steht man wie gebannt da. Ganz allmählich wandelt sich das herrliche Farbenspiel. Noch leuchten die schneeigen Höhen in goldigem Glanze, aber das tiefe Roth wird kälter und stumpfer, und die rosigen Töne erlöschen. Ein wunderbares Violet in allen Schattirungen liegt nun über der ganzen Gebirgskette. Endlich schwindet auch der goldige Abglanz im Schnee, das Violet wird einheitlich dunkler, aber der Horizont flammt noch einmal auf, und im hellen Abendhimmel heben sich nun die schwarzen Felsmassen mit den weißen Häuptern in kaltem Tone ab.

Hier in Tlalpam, eine Stunde von der Stadt entfernt, war kaum noch einer der Mestizen, die in der Hauptstadt wohl die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, zu erblicken. Hier waren es wieder die reinen Indianer, die vor ihren Thüren kauernd uns anglotzten, als wir unseres Weges kamen — ich meine die unverfälschten, denn man kann alles Mögliche von ihnen sagen, nur nicht, daß sie rein seien. Es war sogar das verlottertste, schmutzigste, ekelhafteste Gesindel, das ich in diesem an unerfreulichen Menschenkindern allzureich gesegneten Lande überhaupt gesehen habe.

Ehe wir in den Wagen stiegen, der uns nach der Stadt zurückbringen sollte, waren wir noch Zeugen einer kleinen gemüthlichen Auseinandersetzung à la Mexicaine zwischen dem Administrador der Hacienda, die wir besucht hatten, und einem indianischen Arbeiter. Der Indianer hatte jedenfalls wieder einmal gestohlen, denn der Diebstahl im Kleinen gehört nun einmal zu den Gepflogenheiten des Stammes. Er war abgefaßt und gezüchtigt worden. Er hatte einen gehörigen Faustschlag in's Gesicht bekommen, und das Blut des Zahnfleisches röthete die weißen Zähne. Der Missethäter war erbleicht — das Wort stimmt wiederum nicht; er war grün geworden —, aber er benahm sich noch obenein sehr frech. Nachdem er irgend ein Schimpfwort ausgestoßen hatte, suchte er sein Heil in der Flucht. Der Administrador setzte hinter ihm her und hatte sofort den blinkenden Revolver in der Rechten. Er hatte den Flüchtigen gerade eingeholt, als wir vorüberkamen. Die Damen unserer Gesellschaft erschraken natürlich, und ein mit den Bräuchen des Landes wohlvertrauter Herr trat an den Administrador höflich heran und bat ihn, die Auseinandersetzung mit dem Indianer, namentlich wenn sie allzu lebhaft werden sollte, gefälligst einige Minuten auszusetzen, bis unsere Damen vorüber seien. Das leuchtete dem Herrn auch vollkommen ein. Er hatte ja den Frevler fest gepackt und wußte, daß er ihm jetzt nicht mehr entrinnen würde. Und so blieb es denn, so lange wir in der Nähe waren, bei der bloßen Drohung. Der Verwalter bemerkte übrigens dem Herrn unserer Gesellschaft gegenüber, er werde den Elenden nicht erschießen, sondern nur gehörig durchprügeln.

Wir hatten das Intermezzo bald vergessen, denn der Abend war wundervoll, und die Schönheit der Natur, die uns umgab, ließ kein anderes Gefühl aufkommen, als das der Bewunderung und der wonnigsten Behaglichkeit.

Aber so wundervoll, so einzig, so phantastisch malerisch wirkt die Stadt und ihre nächste bergige Umgebung doch nur auf uns, wenn wir sie unter den richtigen Bedingungen vom richtigen Standpunkt aus betrachten. Und dieser Genuß wird uns erst geboten, wenn wir uns schon seit einiger Zeit in Mexico aufhalten. Der erste Eindruck ist ein ganz anderer.

II.

Der erste Eindruck. — Die Hauptverkehrsadern. — Vernachlässigung des Aeußern. — Die elegante Welt. — Der Paseo de la Reforma. — Die Denkmäler: König Karl IV. von Spanien, Christoph Columbus und Quauhtemoc. — Geschichte des letzten Indianerfürsten.

An einem sehr, sehr heißen Vormittage hatte ich meinen Wagen verlassen, von dem ich mich in den letzten Wochen immer nur während der Stunden des Tages entfernt hatte, um Abends dahin zurückzukehren und gewöhnlich nach kürzerer Rast weiterzurollen. Das Bewußtsein, jetzt auf längere Zeit, wenigstens auf ein paar Wochen, ständig an demselben Orte zu bleiben, das Bewußtsein, eine längere Zeit vom Anblick der langweiligen Schienen, von den Stößen der Locomotive, vom Pfeifen der Signalgeber und dem Alarmrufe der Maschinenglocke verschont zu bleiben, wieder festen Boden und Raum zu freierer Bewegung zu gewinnen und in einer wenigstens zeitweilig dauernden unveränderlichen Umgebung zu verharren, hatte für mich etwas sehr Behagliches und Erfrischendes. Mexico sollte für mich nach der langen unsteten Wanderung wieder ein Ruhepunkt und gewissermaßen in der fernen Fremde ein Stückchen Heimat werden. Mit dieser Empfindung hatte ich mich vom Bahnhofe auf den Weg zur Stadt gemacht.

Nun, ich kann es nicht verhehlen: bei dieser ersten Wanderung wurde mir ganz und gar nicht wohl zu Muthe. Es war, wie gesagt, ein drückend heißer Tag. Dabei blies ein scharfer Wind, der die ganze Stadt in dichte gelbe Staubwolken einhüllte. Man konnte thatsächlich nicht fünf Schritt weit sehen. Der trockene Staub dörrte die Kehle aus und verursachte einen harten unangenehmen Husten. Sonnenhitze, Staub und Fliegen, — das war vorläufig das Einzige, was sich mir von den Herrlichkeiten der mexicanischen Hauptstadt darbot!

Des abscheulichen Wetters wegen waren die Straßen ziemlich menschenleer. Die Männer hatten ihre bunte Decke, die Frauen ihr Umschlagetuch über's Gesicht bis an die Nase gezogen, kniffen die Augen zusammen und blinzelten. In dicken Schichten lag der Staub auf den Blättern und erstickte das freudige Grün, das sich in der Frühlingssonne hervorgedrängt hatte. Alles sah graugelb aus, und immer wieder fegte der Wind dichte Wolken oder wirbelnde Säulen auf. Ich muß übrigens gleich hinzufügen, daß dieser erste Tag bei weitem der schlimmste war, den ich in Mexico zugebracht habe.

Mexico gewinnt bei näherer Bekanntschaft, und die Bekanntschaft erfordert nicht allzu viel Zeit. Denn trotz ihrer starken Einwohnerzahl — die Angaben schwanken zwischen drei- und viermalhunderttausend — und trotz ihrer räumlichen Ausdehnung ist die Stadt, in der der Fremde fast ausschließlich verkehrt, eigentlich klein. Das ganze städtische Leben spielt sich mit einer gewissen pedantischen Innehaltung der Zeiteintheilung auf verhältnißmäßig knappem Raume ab. Am Vormittag die Alameda, in den Nachmit-

tagsstunden von halb sechs bis gegen sieben für die vornehme Welt der Paseo de la Reforma, und zu denselben Stunden bis Abends gegen halb neun, neun Uhr für die weniger Begüterten, für die Geschäftsleute und für die, die mit den Geschäftsleuten zu thun haben, die Colonnaden um den Hauptplatz und die Straße, die den Hauptplatz mit der Alameda verbindet, zuerst Calle de Plateros und dann Calle de San Francisco geheißen.

Wenn man also vom Hauptplatz aufbricht, die belebteste Straße, die nach östlicher Richtung führt, einschlägt, — die San Francisco-Straße, wie wir sie auch in ihrem ersten Theile nennen wollen, — und diese bis zu ihrem Ende durchschreitet, so erreicht man die Alameda, die zu rechter Hand liegt. Setzt man alsdann den Weg in gerader Richtung fort, so gelangt man zu einem rondelartigen Platze, von dem nach südöstlicher Richtung in gerader Linie eine breite Allee, der Paseo de la Reforma, auf das Schloß Chapultepec führt, — etwa das Charlottenburg von Mexico, wie denn auch der Paseo de la Reforma mit der Charlottenburger Chaussee eine große Aehnlichkeit hat. Hat man diesen Weg genommen, so kennt man die Hauptverkehrsader der Hauptstadt und hat, wenn man die richtigen Stunden wählt, von dem hauptstädtischen Leben so ungefähr Alles gesehen, was überhaupt zu sehen ist.

Beim Beginn dieser Wanderung, beim Durchschreiten der Colonnaden des Hauptplatzes, der Silberschmied- und der San Francisco-Straße, ist der Fremde überrascht von dem ungewöhnlichen Mangel an Eleganz der Erscheinungen, die ihm begegnen, oder an denen er vorüberkommt. Die Zahl der anständig oder wenigstens ungefähr anständig Gekleideten ist eine verschwindend geringfügige. Die erhebliche Mehrheit der Mexicaner der mittleren und niederen Stände leistet in der Vernachlässigung des Aeußeren in der That das Außerordentliche. Das Gefühl, das bei uns auch den Unbemittelten beherrscht: daß man sich in einem gewissen Aufzuge auf der Straße nicht sehen lassen dürfe, scheint den Völkern des Occidents in demselben Maße zu fehlen wie den Völkern des Orients.

Die Indianer, die unverfälschten und auch die Mischlinge, die im Lande zusammen nahezu achtzig Procent der Bevölkerung ausmachen, und die auch in der Hauptstadt die erdrückende Mehrheit bilden, legen nun auf die äußere Erscheinung am allerwenigsten Werth. Ihre Kleidungsstücke, von der Sandale bis zur Hutspitze der Männer und bis zum Rebojo der Weiber hinauf sind meist in einem schaudererregenden Zustande, von Schmutz starrend und in wahrhaft grotesker Weise zerlumpt. Obwohl ihre Lebensgewohnheiten von denen der Indianer des amerikanischen Nordens grundverschiedene, obwohl sie seßhaft sind und sich seit Jahrhunderten zu den Arbeiten der Kultur bequemt haben, und obwohl sie darauf verzichten, den Schmuck der Wilden anzulegen, sich Gesicht und Körper mit schreienden Farben zu bestreichen, das Haupt mit Adlerfedern zu schmücken, sich mit bunten Glasperlen zu behängen und Schurze von Ledergeflecht um die Lenden

zu schlagen, machen sie in ihrem äußeren Auftreten doch einen gerade so unkultivirten Eindruck wie jene. Man sieht Gruppen über die Straße ziehen oder längs der Häuser kauern, die etwas geradezu rührend Thierisches haben. Unter den Lumpen und Fetzen wird überall das tiefbraune Fleisch sichtbar. Da sieht man Weiber, die einen etwa vierjährigen Jungen, der ein ganz zerrissenes Hemdchen trägt, an der Hand führen, während sie das zweite, etwa zweijährige Kind in ein schmutziges Tuch gebündelt auf dem Rücken schleppen und den Säugling an der Brust stillen. Und auch die Mädchen und Weiber der etwas besseren Klassen sind in ihrer Bekleidung schlampig, unsauber und unordentlich.

So sehen die meisten Leute aus, die beim Nahen des kühlen Abends die Hauptstraßen überfüllen und dichte, in der Ferne sehr malerisch wirkende, in der Nähe indessen höchst unangenehme Knäuel bilden, durch die man nur langsam seinen Weg sich bahnen kann.

Daß man um diese Stunden auf dem Stückchen Erde, auf dem sich das großstädtische Leben Mexicos am lebhaftesten entfaltet, nur sehr wenig vornehmen Leuten begegnet, findet seine Erklärung wohl hauptsächlich darin, daß um dieselbe Zeit sich die elegante und begüterte Gesellschaft auf dem Paseo de la Reforma zum Stelldichein zusammenfindet. Da sieht es denn auch in der sechsten und siebenten Nachmittagsstunde wirklich sehr nobel aus.

Man ist überrascht von der großen Anzahl höchst eleganter Wagen mit trefflicher Bespannung, die da auf- und niederrollen. Außer dem zierlich und kokett gebauten Mexicaner Pferde sieht man namentlich schöne Exemplare der leistungsfähigen und edlen, langgestreckten und breitbrüstigen Pferde aus Kentucky. Für Isabellen, die bei uns ganz aus der Mode gekommen sind, und denen man eigentlich nur noch im Circus begegnet, müssen die Mexicaner eine besondere Vorliebe haben. Ich erinnere mich nicht, jemals soviel isabellenfarbene Pferde zusammen gesehen zu haben, wie auf dem mexicanischen Corso.

Die ganze Gesellschaft scheint sich zu kennen. Man begrüßt sich in der landesüblichen, sonderbaren, aber ungemein freundlich wirkenden Weise, indem man die rechte Hand erhebt und die beiden Mittelfinger schnell hin und her bewegt. Zwischen dem eleganten Fuhrwerk sieht man auch viele Reiter, und auf diesem Nachmittagsspazierritt legen die jungen Stutzer ihre kostbare Nationaltracht an: die enganliegenden, mit Silberknöpfen und silbernen Verschnürungen reichbesetzten Beinkleider und den mit Silber überladenen breitkrämpigen hohen Hut. Besonders kostbar sind die Sättel in getriebener Lederarbeit, mit reichster Ornamentik in Edelmetall. Der am Sattel befestigte Degen in lederner reichgeschmückter Scheide darf nie fehlen. So ein Sattel kostet zwischen zwölf- bis fünfzehnhundert Mark.

Der Paseo de la Reforma beginnt an einem mit einem Denkmal geschmückten Rundplatze und bildet, ehe er sein Ende in Chapultepec erreicht, noch mehrere andere ähnliche Rondels; auf den drei ersten dieser „Glorietas" sind Standbilder errichtet. Der große Spazierweg zerfällt demnach in drei

Haupttheile. Der erste Theil beginnt bei dem Platze mit dem Denkmal Carlos IV. und geht bis zu dem Rundplatze mit dem Denkmal des Columbus, der zweite von da bis zum Denkmal des Indianerkaisers Quauhtemoc und der letzte von da bis zum Schlosse von Chapultepec. Die beiden ersten Theile sind die hauptsächlich besuchten.

Als ein besonderes Glück ist es zu preisen, daß diese drei Standbilder ganz ungewöhnlich gelungen sind und einen wirklich hohen Kunstwerth besitzen. Von den kleineren Bronzestatuen, die die beiden Seiten des Fahrwegs umsäumen — ich weiß nicht, wieviel es sind, ein paar Dutzend werden wohl herauskommen —, läßt sich das nicht behaupten. Diese kleineren Standbilder stellen alle möglichen mexicanischen Größen dar, die dem Fremden nicht geläufig sind. Zum Glück verschwinden sie beinahe ganz. Aber die drei Hauptwerke, die in sehr vortheilhafter Aufstellung eine bedeutende Wirkung ausüben, sind wirklich schön.

Am vornehmsten, einfachsten und imposantesten ist wohl das Reiterstandbild des Königs Carlos IV. von Spanien, das auf einem schlichten vollkommen schmucklosen Sockel steht. Der Fürst sitzt auf einem riesig starken kräftigen Pferde, das im Verhältniß zur menschlichen Figur vielleicht ein bischen zu groß gerathen ist. Aber er sitzt fest darauf, in stolzer gebieterischer Haltung, und durch die einfache Kraft und Schönheit des Kunstwerkes geht, ich möchte sagen, ein Schlüter'scher Zug. Das Denkmal erinnert in der That sehr lebhaft an unsern großen Kurfürsten, und es ist mir vollkommen einleuchtend, daß ernsthafte Kunstkenner diese Statue Carlos IV. den schönsten Reiterstatuen der Welt ebenbürtig an die Seite stellen.

Der Kunstwerth allein ist denn auch dafür entscheidend gewesen, daß die Verwaltung der Stadt in nicht genug zu rühmender Vorurtheilsfreiheit es geduldet hat, daß einer der spanischen Bedrücker in diesem Lande, das unter den spanischen Fürsten so unsagbar zu leiden gehabt hat, durch ein Denkmal geehrt wird. Man hat es übrigens für nöthig erachtet, sich auf dem Denkmal selbst gegen eine irrthümliche Auffassung des Monuments feierlich zu verwahren. Der Sockel enthält die Aufschrift: „Das Denkmal Carlos IV. ist unter dem letzten spanischen Vicekönig, Marques de Branciforte aufgestellt und am 9. December 1803 enthüllt worden. Nur als Kunstwerk bewahrt es die Stadt."

Es darf auch nicht verschwiegen bleiben, daß sich die Stadt zu dieser freien und vernünftigen Auffassung erst mit der Zeit aufgeschwungen hat. Das großartige Werk des spanischen Bildhauers Don Manuel Tolsa, großartig auch in Bezug auf seine Verhältnisse — Roß und Reiter sind beinahe sechzehn Fuß hoch, und es wiegt gegen sechzigtausend Pfund —, hatte unter der spanischen Herrschaft zunächst seinen Standplatz auf dem Hauptmarkte gegenüber der Kathedrale. Im Jahre 1822, als große Erbitterung gegen die Spanier herrschte, wurde es mit einem bretternen Verschlage verhüllt. Aber auch dieser große bretterne, blau angestrichene Kasten erregte noch soviel

Aergerniß, daß man sich dazu entschließen mußte, das Denkmal im Jahre 1824 auf dem innern Hofe der Universität, wo es sich der öffentlichen Beachtung nicht aufdrängte, zu verstecken. Da blieb es denn bis zum Jahre 1852 ziemlich unbeachtet. Inzwischen hatte sich der Groll gegen die Spanier erheblich abgeschwächt, — die Mexicaner sind überhaupt nicht nachtragend — ein neues Geschlecht war herangewachsen, und der künstlerische Geist in der Verwaltung der Stadt war genügend stark, um die Uebersiedlung des schönen Bildwerkes nach dem Platze, den es heute einnimmt, durchzusetzen. Nicht als politische Huldigung, aber als vornehmster und edelster künstlerischer Schmuck steht es jetzt da und erfreut täglich die Tausende, die es beschauen. Der Volkswitz hat das ganze Denkmal und den Platz dazu wegen des ungeheuren Schlachtrosses „caballito“ getauft, und „Pferdchen“ wird es allüberall genannt. Die Bezeichnung hat dabei das Gute, daß der Name des Fürsten und des verhaßten Geschlechts niemals über die Lippen der Mexicaner zu kommen braucht.

Von anmuthigen Anlagen mit mächtigen hohen Beleuchtungskörpern umgeben erhebt sich das Christoph Columbus gesetzte Denkmal. Dieses Werk des französischen Bildhauers Cordier ist sicherlich viel weniger bedeutend, als die beiden anderen, aber es ist von durchaus gefälliger Wirkung und keineswegs zu unterschätzen. Auf dem Sockel sitzen, an die Säule gelehnt, welche die Hauptfigur trägt, die vier Mönche, die in dem schicksalreichen Leben des Entdeckers eine besonders wichtige Rolle gespielt haben, unter diesen natürlich auch Fray Diego Dehesa, der eifrigste Fürsprecher des kühnen Schifffahrers bei Ferdinand und Isabella. Columbus steht in einfacher Stellung da, mit erhobener Rechten, mit der Linken von dem Globus zu seinen Füßen die Hülle abstreifend, so daß das neue Land sichtbar wird.

Das sonderbarste und jedenfalls interessanteste von allen aber ist das Denkmal des letzten Indianerfürsten Quauhtemoc, ein Werk des mexicanischen Indianers Don Francisco Jimenez. Der Künstler hat sich in richtiger Erkenntniß der ihm gestellten Aufgabe im Aufbau des Ganzen, sowie in der Ornamentik im Einzelnen, an die Motive gehalten, die er in den alten Denkmälern der aztekischen Kunst gefunden hat, — selbstverständlich unter Ausscheidung des grotesk Fratzenhaften und ästhetisch Verwerflichen, und ohne sich in der freien Bewegung der modernen Kunst durch sinnlose Alterthümelei irgendwie beengen zu lassen.

Das Denkmal steht auf erhöhtem Grunde, zu dem einige Stufen aufführen, und der von einer niedrigen Umfassungsmauer, die aztekische Fabelwesen bewachen, — Löwen mit hoch aufgerichteter indianischer Kopfschmückung anstatt der Mähne, — umgeben ist. Das sehr hohe Piedestal besteht aus drei sich verjüngenden Stockwerken, die von einander durch breite, mit indianischen Ornamenten versehene Gliederungen getrennt sind. Das größte untere Geschoß trägt auf der Vorderseite die Aufschrift: „Zum Gedächtniß des Quauhtemoc und jener Krieger, die heldenmüthig für die Vertheidigung ihres

Vaterlandes kämpften, 1521" — „A la memoria de Quauhtemoc y de los guerreros que combatieron heroicamente en defensa de su patria, MDXXI." Auf den beiden Seitenfeldern sind plastische Darstellungen aus den letzten Tagen der Indianerherrlichkeit und dem Beginn der blutigen Fremdherrschaft angebracht: Auf der einen Seite die herzliche Begrüßung des Eroberers Cortez von dem allzu vertrauenden Montezuma, auf der andern Seite die Quittung für die Gastfreiheit: die Folterqualen des Quauhtemoc und seines Genossen. Es sind Reliefarbeiten von einer fast kindlich zu nennenden rührenden Einfachheit in der Composition und von tief eindringlicher Wirkung. — Das zweite Geschoß zeigt, von aztekischen Säulen eingeschlossen, in trophäenartiger Anordnung den Waffenschmuck der Wilden. Eine ähnliche, nur einfachere Ornamentik weist das oberste Geschoß auf, das der Figur als Sockel dient.

Die Figur des Helden ist dem Künstler in großartigster Weise gelungen. In stolzer gebietender kriegerischer Haltung steht er da, der gepriesene Held, auf dem scharfgeschnittenen charakteristischen Kopf den Helm mit den majestätisch aufsteigenden hohen Adlerfedern, um den nackten Leib das einfache, nur an den Rändern verzierte, togaartige Gewand geschlungen, mit der mit dem Speer bewaffneten erhobenen Rechten zum Wurfe ausholend. In der That eine Gestalt wie die der Homerischen Helden, mit denen die mexicanischen Dichter den großen Quauhtemoc so oft verglichen haben. Das ganze Bildwerk gehört entschieden zu den eigenartigsten und eindrucksvollsten, die je ein Volk seinen Helden der Vergangenheit errichtet hat.

Vermuthlich werden die meisten meiner Leser dieselbe Frage stellen, die ich an meinen Begleiter richtete, als ich diesem schönen Denkmal zum ersten Mal gegenüberstand: Wer ist Quauhtemoc? Und vielleicht werden auch sie mit mir ein gewisses Gefühl der Beschämung nicht unterdrücken können, wenn sie alsdann vernehmen, daß dieser Wilde in der That den größten Helden der Weltgeschichte an die Seite zu stellen ist, und daß es wahrscheinlich lediglich seinem barbarischen schwer auszusprechenden Namen zur Last fällt, wenn er neben den Edlen, die bis zum letzten Augenblick für das Theuerste, für die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes, gekämpft, in antiker Größe ihren letzten Blutstropfen hingegeben haben, nicht mitgenannt wird.

Die Geschichte der Eroberung von Mexico ist eine der grausamsten, perfidesten, brutalsten und blutigsten, die die Welt gesehen hat. Vertrauend und gastfrei kam Montezuma dem fremden Ankömmling Cortez entgegen. Man weiß, wie dieser ihm gedankt hat! Der Eroberer ließ alle Eingeborenen, die ihm in die Hand fielen, über die Klinge springen. Er zerstörte die Hauptstadt, die damals viel mächtiger und großartiger war, als sie jetzt, fast vierhundert Jahre später, wieder geworden ist, in Grund und Boden. Und das ist ganz wörtlich zu nehmen! Er ließ in Wahrheit nicht einen Stein auf dem andern. Alle Paläste, alle Tempel, alle Zeugen der aztekischen

Kultur, Alles, was an die Macht und den Glauben der Ureinwohner gemahnte, wurde dem Erdboden gleich gemacht, in Trümmer und Asche gelegt. Von der gewaltigen Stadt blieb nichts, auch nichts übrig! Und auf den Trümmern wurden die Wahrzeichen der Ueberlegenheit der civilisirteren Kriegskunst, die ersten spanischen Gebäude, aufgerichtet.

Während also der Fremde mit einer selbst in den Zeiten der Völkerwanderung wohl nie dagewesenen Barbarei im Lande hauste, starb der unglückliche Montezuma. Sein unmittelbarer Nachfolger herrschte nur kurze Zeit, und als letzter Kaiser der Indianer stieg Quauhtemoc zur höchsten Würde auf. Mit unerhörter Energie raffte er noch einmal die letzten, durch die furchtbaren Niederlagen demoralisirten Vertheidiger des eigenen Herdes zu einer erheblichen Streitmacht zusammen und zog mit diesen in den hoffnungslosen Kampf gegen die mit Schußwaffen ausgerüsteten fremden Eroberer. Er wußte, daß sein Schicksal besiegelt war. Aber er wollte lieber im rühmlichen Kampfe fallen, als in der Schande der Fremdherrschaft leben. In bedeutungsvollen Schlachten schlug er die Eroberer zu verschiedenen Malen blutig auf's Haupt, bis endlich seine kleine Schaar todesmuthiger Krieger von dem überlegenen Feinde aufgerieben und er selbst mit seinen Getreusten gefangen genommen wurde. Sechs Monate lang hatte er die Hauptstadt gegen die Fremden vertheidigt. Als alle Hoffnung geschwunden war, die Stadt länger zu behaupten, scharrte Quauhtemoc die unermeßlichen Schätze, die im Palaste des mexicanischen Kaisers geborgen waren, zusammen und versenkte sie in den See, damit sie nicht den Eroberern in die Hände fielen. Die brutale Eroberungswuth ließ es sich nicht bei dem Siege begnügen, nicht bei der Einnahme und Zerstörung der Stadt, nicht bei der Gefangenschaft und Unschädlichmachung des gefürchteten Helden Quauhtemoc; sie wollte auch die Schätze der Indianerfürsten haben. Und Cortez gab den Befehl, daß man Quauhtemoc und seinen Genossen so lange foltere, bis er das Geheimniß, wo die Schätze versenkt seien, offenbare. Die Beiden, der Kaiser und sein Freund, wurden mit festen Stricken gebunden, und unter ihren herabhängenden Füßen wurde ein Holzfeuer angezündet. Der furchtbare Schmerz entriß dem Genossen des Indianerherrschers unwillkürliche Klagelaute. Quauhtemoc verzog keine Miene und wandte sich mit einem Blicke des Vorwurfs an seinen Freund, indem er ihm sagte: „Bin ich vielleicht in einem Bade oder auf Rosen gebettet?" In allen poetischen Verherrlichungen des letzten Indianerfürsten kehrt dieses berühmt gewordene Wort des neuen Mucius Scaevola wieder: „Estoy yo acaso en un baño ó en un lecho de rosas?"

Das ist Quauhtemoc, den das mexicanische Volk durch das schönste Denkmal des Landes geehrt hat.

III.

Ueber den Paseo de la Reforma nach Chapultepec. — Der Park mit den Riesenbäumen. — Erinnerungen an Maximilian. — Der Blick von der Terrasse auf die Stadt und Umgebung. — Der stille Abend — Mangel an Volksbelustigungen.

Von Chapultepec kommend, hat man, wenn man den Paseo de la Reforma zur Stadt herauffährt, in monumentaler Veranschaulichung einen zwar nicht ganz vollständigen, aber doch bedeutungsvollen Abriß der Geschichte dieses Landes: den Entdecker der neuen Welt, den letzten Helden der indianischen Größe und den letzten Schwächling der Fremdherrschaft, dessen Name in der Geschichte dieses Landes hinter dem seines großen Pferdes verschwunden ist. Ob diese Denkmäler die Hunderte, die in den Nachmittagsstunden an ihnen vorüberfahren und vorüberreiten, besonders nachdenklich stimmen, — ich weiß es nicht. Jedenfalls sehen die eleganten Damen und modischen Reiter nicht danach aus.

Der Paseo ist der einzige Ort, an dem das großstädtische Leben Mexicos einen vornehmeren und fröhlicheren Anstrich hat.

Während der Zeit meines mexicanischen Aufenthalts, im März, fiel dieser Corso in die schönsten Stunden des Tages: in die Zeit des Sonnenunterganges. Die untergehende Sonne bringt hier Lichtwirkungen hervor von geradezu unwahrscheinlicher Schönheit. Der ganze Himmel scheint zeitweilig in lodernden Flammen zu stehen. Und wenn das brennende Goldgelb allmählich erblaßt und sanftere Töne die unendliche Wölbung bedecken, erglänzen die beiden mächtigen Berge, die man gerade auf dieser Straße am schönsten sieht, in wundervollen rosigen Reflexen. Dann zeigt sich eine Erscheinung, die ich sehr oft beobachtet habe, ohne sie mir genügend erklären zu können. Sobald nämlich die Sonne gesunken ist, tritt plötzlich tiefe Dämmerung ein, die zunächst allen Farbenglanz erstickt. Nach kurzer Zeit aber nimmt der Horizont im Westen wieder eine intensivere Farbe an, lichtet sich immer mehr, erglüht auf's Neue, und noch lange, lange erglänzt der Abendhimmel in einem wundersam abgedämpften, aber hellleuchtenden goldigen Lichte, das erst im tiefen Dunkel des Abends erlischt. Diese Erscheinung läßt sich am besten durch den Satz ausdrücken, daß man hier zwei ganz verschiedene schnell aufeinanderfolgende Sonnenuntergänge am selben Tage hat.

Das Vergnügen der Corsofahrt dauert übrings nicht lange. Gegen halb sechs Uhr fängt die breite Avenue an sich langsam zu beleben, zwischen sechs und halb sieben Uhr erreicht das elegante Treiben seinen Höhepunkt, und um sieben Uhr ist Alles vorüber. Zuletzt können sich die Vorüberfahrenden kaum noch erkennen.

Aber die bestimmten Stunden werden auch zu Zeiten innegehalten, wo man sich überhaupt nicht sehen kann. Der Corso richtet sich nämlich nicht nach dem Kalender, auch nicht nach der Witterung, sondern nach der Uhr. Wenn der Nachmittag auch noch so schön und kühl ist, kein Mensch läßt sich

um diese Stunde auf dem Paseo blicken, und ist der Tag zu den einmal festgesetzten Stunden auch noch so staubig und heiß, der Paseo ist mit Wagen und Reitern gefüllt. So ist's nun einmal, und dabei bleibt es! Vormittags Spaziergang auf der Alameda, Abends Spazierfahrt auf dem Paseo, — das ist im Sommer wie im Winter die für die vornehme Welt vorgeschriebene Tagesordnung, an der nicht gerüttelt werden darf.

Der Paseo de la Reforma führt, wie ich schon bemerkt habe, vom „caballito“ an den Denkmälern des Columbus und Quauhtemoc vorüber in gerader Richtung zu der Höhe, auf der Chapultepec liegt.

Die Baulichkeiten auf dem dichtbewachsenen, von einem wundervollen Parke umgebenen Hügel dienen jetzt zur Beherbergung der Militairschule, der Sternwarte und zugleich auch zum Sommeraufenthalte des Präsidenten.

Chapultepec, das mit zur Stadt Mexico gerechnet wird, gilt als einer der schönsten Punkte des Landes, Enthusiasten behaupten sogar, der Erde. Der Park ist in der That ganz herrlich, mit uralten kolossalen Riesenbäumen bestanden, hier „ahuehuete“ geheißen, die, wie ich glaube, der Cedernart angehören und den californischen Baumgiganten wenig nachgeben. Soviel schöne, mächtige, ungeheuerlich große Bäume in der unmittelbaren Nähe menschlicher Wohnungen und als Schmuck eines wohlgepflegten Parkes dürften in der That kaum ein zweites Mal in der Welt anzutreffen sein. Auch diese Titanen sind mit dem eigenthümlich poetischen und verderblichen schwebenden Moos behangen, das in dichten Flechten von den starken Zweigen, die selbst den Umfang eines imposanten Baumes haben, wie Wittwenschleier wehmüthig herabwallen. Aber diese Riesen haben fast ohne Ausnahme der Aussaugung ihrer Schmarotzer widerstanden, und noch zeigt sich in den grünen Blättern das Leben, wenn auch bei einigen die ursprüngliche Kraft des Stammes sichtbar gelitten hat. Der Anblick dieser herrlichen Bäume von majestätischer Größe mit den mattgrünlichen, dichtverworrenen, schleierartigen Strähnen ist ganz wunderbar.

Ein gutgeführter, in langsamen Windungen bequem aufsteigender Weg, auf dem die starken Pferde den Wagen hinaufziehen, ohne den leichten Trab zu unterbrechen, bringt uns in kürzester Zeit vor die Thür, die zu dem breiten Vorhofe des Kadettenhauses führt. Auf dem Hofe schlendern in behaglichem Geplauder die jungen Zukunftsgeneräle in ihrer saubern, kleidsamen, dem französischen Muster nachgebildeten Uniform und freuen sich der frischen, klaren, dünnen Luft und der köstlichen Aussicht. Die Militairschüler haben übrigens im September 1847 Chapultepec gegen den amerikanischen General Pillow mit großer Tapferkeit vertheidigt, und viele der hoffnungsvollen jungen Leute sind dabei auf dem Felde der Ehre gefallen. Ein würdiges Denkmal im Parke erinnert an die Heldenthat der gefallenen Jünglinge.

Wir überschreiten den Vorhof der Schule und treten in einen kleinen, auffallend sorgsam gehaltenen Garten ein, der das eigentliche Schloß umgiebt. Auf erhöhten Beeten, die mit üppigem, saftig grünem Rasen belegt sind,

blühen allerhand Blumen, besonders schöne Stiefmütterchen. Dichtbelaubte Bäume, die allerdings mit den Riesen des Parkes da unten nicht zu vergleichen, sind, beschatten die Wege. Hier und da sieht aus dem Grün eine Statue hervor und in der Mitte ist ein Springbrunnen, der allerdings das Plätschern des Wassers eigentlich nur markirt. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß diese und jene Anlage vom „Erzherzog Maximilian von Habsburg", der hier residirt hat, und den man beileibe nicht „Kaiser Maximilian" nennen darf, herrührt.

Auch im Schlosse selbst hat Maximilian manche wichtigere bauliche Veränderung und Ausschmückung vorgenommen. Die Frescomalereien, mit denen die Außenwände bedeckt sind — mehrere allegorische Damen, über deren sinnliche Bedeutung ich mir klar zu werden nicht einmal versucht habe, weil sie mir künstlerisch zu wenig reizvoll erschienen —, sind unter Maximilian entstanden. Man bedauert kaum, daß sie jetzt schon nahezu verwittert sind. Man zeigt uns auch die Gemächer, in denen der arme Kaiser so unglücklich gelebt, und das enge, anspruchslose Stübchen mit dem schlichten Bett, in dem er vergeblich den Schlummer gesucht hat. Jetzt sind da und in den wenigen anderen ungefähr zugänglichen Räumen aus dem ganzen Schloß die Möbel zusammengetragen, denn das Schloß wird abermals umgebaut und, wie es scheint, sehr gründlich. Es sieht also in diesem Augenblicke nicht sehr einladend aus.

Wäre aber auch das Innere noch so schön, es würde uns doch nicht reizen! An großartigen Schlössern und Fürstenpaläften haben wir ja in Europa keinen Mangel. Uns aber treibt es hinaus auf die Terrasse, um das Bild, das bis zu diesem Augenblicke nur flüchtig an uns vorübergehuscht ist, aufmerksamer zu betrachten, — das unvergleichlich herrliche Bild!

Ja, nun theilen wir das Entzücken der Enthusiasten. Der Blick von der Terrasse, die mit richtigem Verständniß für die landschaftliche Schönheit ringsum das Schloß gebaut ist, ist geradezu überwältigend. Ueber die sauberen bunten Gärten und über den großen graugrünen Park blicken wir von unserer beträchtlichen Höhe weit hinweg über das ganze von der Bergkette umschlossene Plateau: in der Ferne, wie aus einer Spielschachtel eben ausgepackt, die große Stadt mit ihren flachen Häusern, die in der dünnen klaren Luft trotz der ziemlich beträchtlichen Entfernung so scharf und deutlich vor uns liegt, daß wir sie mit Händen greifen zu können vermeinen. Wir sehen die eigenthümlichen Thürme der zahlreichen Kirchen, vor Allem den stolzen Prachtbau der Kathedrale, Alles mit sonderlicher Deutlichkeit, nur in starker Verkleinerung, niedlich und schmuck. Alles Unschöne ist durch die Entfernung getilgt, alle Verlotterung geordnet, alle Unsauberkeit gereinigt. So mag das Riesenfräulein von Burg Niedeck die Stadt gesehen haben. Die Wellen der Bergkette schließen das anmuthige Bild ab.

Wir gehen einige Schritte weiter, und nun tritt an die Stelle des Freundlichen und Niedlichen das Erhabene und Gewaltige. Da sind sie

wieder, die beiden Vulkane, an denen sich das Auge nimmer sattsehen kann: die „weiße Frau“ und ihr mächtiger Genosse, mit ihren schneeigen Häuptern die dunklen Wellenlinien des vorgelagerten Höhenzuges majestätisch überragend. Es ist ganz wundervoll! Immer wieder und immer wieder wird unser Blick auf die ruhige Feierlichkeit und vornehme Größe dieser einzig schönen Natur hingelenkt; und ich kenne in der That wenige Punkte der bewohnten Erde, die diesem an die Seite zu stellen wären.

Ja, Chapultepec mit der wundervollen Aussicht auf das grüne Land, auf das Thal, in dem die Heerden weiden, auf die malerische Hauptstadt mit ihren stolzen Thürmen, auf das liebliche Tacubaya und auf die bergige Umschlingung mit dem edelgeformten Ajusco, in dessen Klüften jetzt frischgefallener Schnee glitzert, und den beiden Bergkolossen, die ihre schneeige Hülle niemals abwerfen, ist wirklich bezaubernd. Und man begreift sehr wohl, daß sich hier ein idealer Schwärmer von jenen wundervollen Träumen umgaukeln lassen konnte, die von der brutalen Wirklichkeit so grausam zerstört werden sollten.

Die Sonne stand schon tief, als wir von Chapultepec gerade zur guten Zeit zum Corso auf dem Paseo eintrafen. Und als wir in die Stadt fuhren, wurden die ersten Lichter angezündet.

Der Abend ist hier kurz und merkwürdig ruhig. Ich kenne keine stillere und anspruchslosere Hauptstadt als Mexico. Gegen halb neun Uhr wird Feierabend gemacht. Alle Läden sind geschlossen. Die Leute ziehen sich in ihre Gemächer zurück, und die Straßen sind wie ausgestorben.

Es spricht sehr für die Solidität dieses Volkes, daß von Wirthschafts- und Caféhausleben hier so gut wie nichts zu finden ist. Auch an sonstigen Vergnügungen, wie sie die frivolen Großstädte bieten, ist erstaunlicher Mangel, und der Fremde, der keinen Anhalt an eingesessene Familien hat, weiß kaum, wie er den Abend todtschlagen soll.

Unter den sehr wenigen Theatern ist eigentlich auch nicht eine einzige Bühne, die den Fremden reizt. Eine ständige Oper giebt es nicht. Von Zeit zu Zeit bringt irgend ein Unternehmer hier eine italienische oder amerikanische Gesellschaft her, die dann zu kolossalen Preisen eine Reihe von Vorstellungen giebt; ich habe das Glück gehabt, zufällig eine recht gute Truppe zu sehen, aber im Allgemeinen soll es kein sogenannter Genuß sein, wie Lubowsky sagt.

Spectakel- und Ausstattungsstücke, Feerien und Ballets, — von alledem ist hier gar keine Rede. Jene zwar nicht sehr würdigen, aber unter Umständen doch recht ergötzlichen Kunstanstalten, für die unsere moderne Sprache den freundlichen Ausdruck Tingeltangel gefunden hat, Bühnen mit „Specialitäten“, mit arbeitenden „Artisten“, mit Sängerinnen von Chansonetten und dergleichen, glänzen durch ihre Abwesenheit.

Vergeblich fragt man, wo sich das Volk hier eigentlich amüsirt? Es giebt auch keine Tanzbelustigungen, keine Volksbälle, es giebt auch keine

Cafés, Concerts, geschweige denn ständige Concerthallen, in denen man gute Musik in leiblicher Ausführung hört. Und so könnte ich die Liste von Vergnügungsanstalten, die es nicht giebt, bis in's Unendliche verlängern.

Aber was giebt es denn?

Außer dem National-Theater, in dem, wenn es nicht von der gastirenden Operngesellschaft in Anspruch genommen wird, ziemlich mittelmäßige spanische Schauspieler mittelmäßige Stücke, besonders Uebersetzungen und Bearbeitungen der französischen, aufführen, existirt nur ein allenfalls erwähnenswerthes sogenanntes Rauchtheater, das augenblicklich eine Operettengesellschaft beherbergt, und der unvermeidliche Circus. Ueber diese beiden Quellen, die die nach Kunstgenuß dürstenden Mexicaner speisen, will ich noch einige Worte sagen.

IV.

Oeffentliche Vergnügungen: Der Circus und das Teatro principal. — Die „tandas“. — Wie es im „Haupttheater“ aussieht. — Die Vorstellung. — Das nächtliche Mexico. — Vernünftige und unvernünftige Einrichtungen.

Die Vorstellungen im Circus finden unter beinahe völligem Ausschluß von Pferden statt. Unter den zwanzig Nummern des Programms giebt es etwa drei oder vier, die mit Pferdedressur und Reiterstückchen etwas zu schaffen haben. Im Uebrigen wird der ganze Abend durch die üblichen Turner, Seiltänzer, Akrobaten, Jongleure u. s. w. gefüllt. Ein einziger unglücklicher Clown hat während der ganzen Vorstellung die Kosten des Humors zu bestreiten und für die Belustigung des Publikums zu sorgen. Es ist also so dürftig, wie man es sich nur denken kann. Das Publikum ist gerade so langweilig, wie die Vorstellung. Ich habe etwas Temperamentloseres nie gesehen.

Aber hier ist doch noch das Local ziemlich anständig und sauber. Aber nun erst das Teatro principal!

Da war wieder einmal „Boccaccio“ angekündigt — ich hatte dieselbe Operette erst vor wenigen Wochen von der französischen Gesellschaft in New-Orleans gesehen, und garnicht schlecht. Der Vergleich mit der mexicanisch-spanischen Kunst reizte mich. Und der Director hatte uns eine „herrliche Vorstellung“ verheißen: „magnifica funcion por tandas.“

Diese letzteren Worte erheischen, um in der Uebersetzung verständlich zu werden, eine kleine Auseinandersetzung. Wie in vielen Theatern Spaniens, so besteht auch hier die eigenthümliche Einrichtung, daß dem Publikum die Freiheit gewährt wird, sich nur einen Theil der Vorstellung anzusehen und in diesem Falle auch nur für das Bruchtheil der Vorstellung zu bezahlen. Man kann sich also bei gemischtem Zettel das Stück, das man gerade sehen will, aussuchen, und braucht dann für das Uebrige, auf das man verzichtet, kein Geld auszugeben. Oder wenn nur ein Stück gegeben wird, zahlt man actweise so und soviel. Die „magnifica funcion por tandas“ heißt also:

„herrliche Vorstellung mit Schnittbillets“ oder „mit Benutzung von Theilstrecken.“

Die Vorstellung, der ich beiwohnte, hatte vier „tandas“: eine einactige Operette und drei Acte „Boccaccio.“ Der Eintrittspreis ist höchst bescheiden. Für den ganzen Rummel, also für alle vier „tandas“ zusammen, zahlt man für einen Sitz im Parquet einen Dollar und für eine Loge mit fünf Plätzen vier Dollars fünfzig Centavos, für eine viersitzige kleinere Loge drei Dollars. Ein Schnittbillet aber, eine „tanda“ für Parquet oder Loge, kostet nur fünfundzwanzig Centavos, also etwa achtzig Pfennig, und auf der Galerie sogar nur sechs Centavos, zwanzig Pfennig. Gegen Ende des Zwischenacts geht ein Beamter durch die Reihen des Parquets und der Logen, und die im Hause Verbleibenden haben ihre Berechtigung zu fernerem Aufenthalte durch Vorzeigung des Billets nachzuweisen, oder sie müssen für den nächsten Act ihre fünfundzwanzig Centavos berappen. Es ist gerade wie bei unseren harmlosen Tanzvergnügungen vor dem Thor, wo für jeden einzelnen Tanz gezahlt wird.

Für die bescheidene Summe, die hier für den Kunstgenuß gefordert wird — bei der Verschiedenheit des Geldwerthes zwischen dem unserigen und dem hiesigen ist der Eintrittspreis in der That lächerlich gering: ein Act kostet genau soviel, wie ein Seidel mexicanisches Bier, und für eine halbe Flasche importirtes Bier kann man die ganze Vorstellung sehen, — darf man nicht allzu hohe Ansprüche stellen; und ich muß sagen, die künstlerischen Leistungen Einzelner sind hinter meinen gebührlich herabgespannten Erwartungen kaum zurückgeblieben.

Die Sängerin der Fiametta, die bei der erheblichen Vereinfachung des Personals zugleich alle wichtigeren Nummern der Anderen übernommen hatte, war zwar hochbetagt und recht wenig hübsch, aber man hörte ihrer wehmüthigen Stimme an, daß sie einst bessere Tage gekannt hatte. Die Künstlerin, die den Boccaccio spielte, war sogar ganz niedlich und sang nur manchmal falsch. Am auffallendsten war ihr Kostüm, es war rein, viel reiner als ihre Stimme. Suppés Name war als entbehrlich auf dem Zettel nicht genannt, die „aplaudida zarzuela“ war anonym. Und man darf den Componisten dazu nur beglückwünschen, denn was aus der reizenden Operette hier gemacht wurde, war einfach gräulich!

Von einer solchen Verlüderung, Verschlampung und Verunstaltung des Kunstwerkes kann man sich keinen Begriff machen. Dabei die ergreifende Humorlosigkeit und Steifbeinigkeit der Künstler. Die burleskesten Scherze wurden mit Grabesmiene vorgetragen, und das ganze Werk wurde mit einer geradezu brutal zu nennenden Talentlosigkeit heruntergeflebert, was nur das Zeug halten wollte.

Am eiligsten hatte es der Kapellmeister, der seine vier „tandas“ möglichst schnell abzuklappern, sichtlich beflissen war. Für fünfundzwanzig Centavos „por tanda“ sich auch noch anzustrengen! Und langsame Tempi! Weiter

fehlte nichts! Der Kapellmeister übertrug den witzigen Ausspruch meines Freundes Hugo Lubliner: „Klavier kann man gar nicht schnell genug spielen", auf die Musik im Allgemeinen. In seinem grauen Sommerröckchen saß er da auf dem erhöhten Stuhle und gesticulirte, als ob er einer blasenden und singenden Heerschaar von Tausenden zu gebieten hätte. Er selbst markirte die Einsätze durch kräftige Intonirung und rief mit wohllautender, überall vernehmlicher Stimme dem Orchester und den Künstlern auf der Bühne seine besonderen Wünsche zu: „Fester einsetzen!" „Los!" „Schneller!" „Noch schneller!" Es ging überhaupt recht gemüthlich und zwanglos da zu. Von Zeit zu Zeit sah man irgendwo ein Licht aufblitzen. Irgend ein Señor steckte sich seine aus dem heimischen, stark duftenden Tabak gerollte Cigarette an. Selbstverständlich wurde gehörig gepafft. Es würde mir auch etwas gefehlt haben, wenn hier nicht geraucht worden wäre. Einen Musentempel wie diesen habe ich in der That nie gesehen.

Nicht blos seinem pomphaften Namen nach nimmt das „teatro principal" in der Hierarchie der hiesigen Kunststätten eine der ersten Stellen ein. Der Rang wird ihm höchstens vom „teatro nacional", das zugleich das erste Schauspielhaus und die große Oper ist, streitig gemacht. Auch durch seine räumlichen Verhältnisse hat es durchaus die Prätension einer großen hauptstädtischen Bühne. Das Parquet ist lang und breit. Vier Logenreihen thürmen sich übereinander. Wenn man die Augen halb schließt und auf einen Moment nur die Gesammtheit des Bildes ungefähr auf sich wirken läßt, so kann man beim Betreten des Saales wirklich glauben, daß man sich in einem anständigeren Theater befinde. Aber sieht man dann um sich — gerechter Himmel! Ist das ein Stall! Die wüste Vernachlässigung, die hier das Auge beleidigt, spottet jeder Schilderung!

Die engen harten Sitze des Parquets sind mit rother Wachsleinwand, die in den verwegensten Schattirungen schillert, die immer schmutzig, manchmal geflickt, manchmal zerrissen ist, überzogen. Die sogenannten Logen sind nichts weiter, als viereckige Löcher in der Wand mit einer metallnen Stange, die etwa einen Fuß hoch über dem Boden angebracht ist, und über deren Zweck ich mir den Kopf zerbrochen habe. Sie dient weder als Schutzwehr, noch als Deckung. Man sieht also die Insassen in ganzer Figur. In den Logen stehen Strohstühle der allergemeinsten Qualität, zu fünfundzwanzig Centavos, etwa achtzig Pfennig, das Stück. Das ganze Haus ist mit einem beleidigend gipsigen Weiß befleckst, das zum Glück durch den Tabaksqualm und den Staub stimmungsvoll abgetönt wird. Von der barbarischen Häßlichkeit und Ungemüthlichkeit dieses Raumes, der leider noch ziemlich gut beleuchtet ist, wird es mir schwerlich gelingen, eine richtige Vorstellung zu geben.

Und dabei diese Unsauberkeit! Die Theater gehören bekanntlich zu den schlimmsten Staubfängern, und es bedarf der äußersten Sorgfalt, um sie einigermaßen sauber zu halten. Da man die Mühe und Kosten der Reinigung

scheut, hat man hier kurzen Proceß gemacht und überhaupt darauf verzichtet. Hier ist sicherlich niemals gefegt und gescheuert worden. Man braucht nur einen Blick auf den Fußboden mit seinem tief eingefressenen Staub, den massenhaft eingetretenen Cigarren und Cigarettenstummeln und sonstigen Aufschichtungen unangenehmer Dinge zu werfen, um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen.

Unbegreiflich war es mir, daß auch Damen — unter den ziemlich zahlreichen Insassinnen der Logen schienen mir wenigstens einige Damen zu sein — in diesem Raume und in dieser Temperatur es aushalten konnten. Ich hatte mit meiner „tanda“ für den ersten Act des „Boccaccio“, der gegen zehn Uhr begann, vollauf genug. Auf dem Zettel steht übrigens, wie ich zur Begründung meiner skeptischen Auffassung in Betreff des weiblichen Besuchs hinzufügen muß, folgender Vermerk: „Damen ohne Herrenbegleitung haben im Parquet und in den Logen des ersten Rangs keinen Zutritt.“ Ein Preisunterschied zwischen den verschiedenen Rängen besteht nicht, und gerade in den Logen des zweiten und dritten Rangs war das weibliche Element besonders stark vertreten. Die Damen dieser höheren Regionen gehörten also wohl zu jenen vorurtheilsfreien, die weder Fräulein, weder schön, ganz ungeleitet in's Theater gehn.

Hunde dürfen mitgebracht werden. Im Hauptgang des Parquets lagen zwei schöne große Doggen.

Zu den vielen Unbegreiflichkeiten gehört auch die, daß in Mexico, wo das öffentliche Leben so früh erlischt, die öffentlichen Vergnügungen, oder was man so nennt, so ungewöhnlich spät anfangen. Nach dem Zettel ist der Beginn der Vorstellung in den Theatern und im Circus auf drei Viertel neun angesetzt; aber erst gegen halb zehn kommt die Sache in den rechten Schwung. Die Vorstellungen endigen immer erst nach Mitternacht. Von neun bis zwölf Abends sind auch die Hauptstraßen fast menschenleer. Nach Mitternacht scheint die Stadt dann auf kurze Zeit aus dem Schlafe zu erwachen. Die nachhauseeilenden Theaterbesucher bringen alsdann auf knappe Zeit wieder etwas Leben in die Bude. Dann herrscht wiederum Todtenstille.

Das nächtliche Mexico, das, wie ich schon bemerkte, an den kalendermäßigen Mondscheintagen öffentlich nicht beleuchtet wird, und das mir in diesem poetischen Halblichte ganz besonders gefallen hat, hat übrigens zwei sehr vernünftige Einrichtungen, die andere Großstädte acceptiren sollten. Zunächst die mit den spanischen Städten gemeinsame Einrichtung, daß die Nachtwächter stets mit einer Laterne versehen sind, die sie an den Straßenecken oder in die Mitte des Fahrdamms stellen, sobald sie Rast machen, so daß man auf große Entfernung hin immer sehen kann, wo man den Nachtwächter findet. Die öffentliche Nachtwache ist hier übrigens vortrefflich organisirt und ungewöhnlich stark. An jedem wichtigeren Kreuzungspunkte und in jeder Straße sieht man in geringen Abständen am Boden die röthliche Petroleumflamme, die dem Bürger die Gewißheit giebt, daß das Auge des Gesetzes

wacht. Schwere nächtliche Verbrechen, Einbrüche und dergleichen, kommen hier fast gar nicht vor.

Die klimatischen Verhältnisse und die von der Kultur noch nicht verweichlichte Beschaffenheit der Indianernatur ermöglicht es, daß auch die Häuser besser bewacht werden, als bei uns. Der Fremde, der Abends in's Gasthaus zurückkehrt, braucht nicht, wie so oft bei uns, so und so lange vor der Thür zu stehen, bis der schlaftrunkene Hausknecht ihm öffnet. Bei dem ersten leisen Schlage des Thürklopfers hört er sofort, wie von innen die Kette gelöst wird, und gleich darauf erschließt sich die Thür. Der indianische Hauswächter schläft nämlich nicht im Zimmer, sondern im Hausflur, unmittelbar neben der Eingangsthür. Abends wird da eine Matratze hingelegt, er mummelt sich in seine wollene Decke ein, und beim geringsten Geräusch an der Thür wacht er auf. Auch die anderen Diener des Hauses scheinen keine eigene Stube zu haben und schlafen auf den Gängen des Patio, wo sie allabendlich ihre primitive Ruhestätte bereiten. Da die Nächte in Mexico immer ziemlich frisch sind, und der große viereckige Hof nicht gedeckt ist, so müssen die Leute, die eigentlich im Freien schlafen, gegen Erkältungen gefeit sein. Offenbar sind sie gegen Wind, Wetter und Feuchtigkeit abgehärteter als wir, denn auf dem steinernen Boden, dessen Kälte die dünne harte Matratze kaum genügend abhalten dürfte, schlafen sie, in ihre wollene Decke eingehüllt, wie ich aus eigener Wahrnehmung constatiren kann, recht fest und schnarchen gehörig.

Die andere vernünftige Einrichtung, die der Nachachtung vielleicht zu empfehlen wäre, ist die: Diejenigen Aerzte, die sich des Nachts zur Ausübung ihres Berufs jederzeit willig bereit erklären, haben vor ihrem Fenster nach der Straße hinaus große helle, weithin leuchtende Laternen mit der Aufschrift: „Arzt zu jeder Stunde der Nacht zu sprechen“ — „medico a toda hora de la noche“.

Eine städtische Einrichtung, neuesten Datums dagegen, die das Kopfschütteln jedes Fremden erregen muß, und die auch auf den entschiedensten Widerspruch der Einwohnerschaft gestoßen ist, ist die behördlich decretirte Umtaufung aller Straßen. Diese Willkürmaßregel, die überall sehr schwer durchzuführen wäre, ist gerade in diesem Lande, das sich allen Neuerungen entschieden abhold zeigt und an dem einmal Vorhandenen mit bemerkenswerther Zähigkeit festhält, vollends verwunderlich und räthselhaft. Das Decimalsystem ist im Münzwesen seit langen Jahren hier eingeführt. Und noch heute rechnen die Leute nach ihren Pesetas, Reales, Medios, Cuartillas und Tlacos, gerade wie sie früher gerechnet haben. Die alten Münzen sind längst eingezogen, und die Bezeichnung ist vollkommen antiquirt. Es ist sogar ein gewisses Rechenkunststück erforderlich, um die alten Münzsorten in das neue System zu bringen. Aber die Leute aus dem Volke bringen dies Kunstück mühelos fertig, und im Kleinkram wird trotz aller obrigkeitlichen Verbote noch immer nach dem längst verschwundenen Geldwerthe gerechnet. Aber in diesem Falle

war die Einführung eines neuen und rationellen Modus durchaus berechtigt und für den allgemeinen Weltverkehr von entschiedenem Vortheil. Die Nothwendigkeit aber, oder auch nur das Wünschenswerthe, eines schönen Tages hier die sämmtlichen Straßen ihrer alten ehrlichen Namen berauben und an deren Stelle eine geographisch-algebraische Formel setzen zu wollen, ist schwer zu erkennen.

Ganz ähnlich wie die neuamerikanischen Städte ist auch Mexico nach einem klar angelegten Plane fast durchweg regelmäßig gebaut und in Quadrate eingetheilt. Das hat nun irgend einen strebsamen Communaltyrannen auf den verzweifelt thörichten Gedanken gebracht, auch die amerikanischen Straßenbezeichnungen mit Ziffern und Zahlen und der Himmelslage, ohne individuelle Benennung, hier einführen zu wollen. Er ist dabei gewiß sehr scharfsinnig, jedenfalls sehr methodisch vorgegangen, und wenn man den Schlüssel kennt, findet man sich nach dieser Bezeichnung in der That sehr leicht zurecht. Die Stadt ist in vier Theile zerlegt. Die Längststraßen heißen Ost- und West-Avenuen, die Querstraßen Nord- und Südstraßen. Die einen haben Buchstaben, die anderen Zahlen erhalten. Auf dem Papier macht sich das recht hübsch und klar.

Die geistreiche Verwaltung, die dieses Bezeichnungssystem adoptirt hat, hat nun also mit einem einzigen Striche alle Sondernamen der Straßen wegwischen und durch die Bezeichnungsformel verdrängen wollen. An allen Ecken sind kleine blaue Schilder angebracht, die in deutlicher Schrift diese Hieroglyphen zeigen. Natürlich kümmert sich kein Mensch darum. Daß die überweisen Stadtordner die unglaubliche Thorheit begangen haben, die Macht der Ueberlieferung zu verkennen, ist geradezu unfaßbar. Sie hätten sich doch sagen sollen, daß die alten historischen Namen fest und tief eingewurzelt im Volke sitzen und sich durch ausgeklügelte Spitzfindigkeiten nicht beseitigen lassen. In den neuen Städten Amerikas, in denen Alles eben von Grund auf erst geschaffen wird und kein Hinderniß der Vergangenheit aus dem Wege zu räumen ist, da mag diese nüchterne Bezeichnung durch Buchstaben und Zahlen gewiß sehr praktisch sein; hier aber rennt diese Neueinführung an das feste Bollwerk einer unerschütterlichen Ueberlieferung. Hier heißen die Straßen seit Jahrhunderten so und so, und das Alter hätte respectirt werden sollen.

Die Straßen haben daher auch im Volksmunde und überall ihre auf dem Papier durch administrative Ordnung beseitigten charakteristischen Namen ruhig beibehalten, und die kleinen blauen Schilder an der Ecke dienen nur dazu, irrezuführen. Nicht einmal die Droschkenkutscher wissen Bescheid, wenn man die officiell richtige Adresse angiebt. Es ist auch schwer zu verlangen, daß ein Mexicaner, der sein ganzes Leben durch die Calle San Francisco gegangen ist, auf einmal merken soll, daß der eine Theil jetzt Avenida Poniente 4, der andere Theil Avenida Oriente 4 heißen soll. Den wahren, den alleinigen, den alten Namen der Straßen findet der Fremde nirgends!

Wenn die mexicanische Stadtverwaltung vernünftig sein wollte, so würde sie den Muth haben, einzugestehen, daß sie einen dummen Streich begangen hat, die heillose Verwirrung zwischen der officiellen Bezeichnung und dem wahren Namen beseitigen und die alten Straßenbezeichnungen wieder einführen.

V.

Die deutsche Colonie. — Sprachliche Sonderbarkeit. — Das zweite Geschlecht. — Zum Abschied. — Die Schönheiten der Stadt. — Der südliche Himmel und das Kreuz des Südens.

Mehr als alles Andere spricht die Liebe, die die Deutschen hier zu Lande für ihr neues Vaterland gewonnen haben, ohne der Anhänglichkeit an das alte zu entsagen, und ohne in die Verächtlichkeit des Renegatenthums zu verfallen, für die Gesundung des rührigen und von der Natur so bevorzugten Landes.

Die deutsche Colonie in Mexico zählt unverhältnißmäßig viele tüchtige und hervorragende Leute, Männer der Wissenschaft, des Handels und der Industrie, die sich des festesten Ansehens erfreuen. Obgleich Viele von ihnen schon seit langen Jahrzehnten hier festen Fuß gefaßt haben, sind sie doch so unverfälschte Deutsche geblieben, als hätten sie ihre Heimat nie verlassen. Sie haben sich auch ihre Sprache und die Mundart ihrer engeren Heimat treu bewahrt und sind frei von der Unart des Sprachmischmasches, in die die Deutschen im Auslande so leicht verfallen. Mit Ausnahme des „si“ und „no“, das bei allen seit langer Zeit Ansässigen unser ehrliches „ja“ und „nein“ verdrängt hat — man darf sagen: bei allen, fast ohne Ausnahme, auch bei den Ernsthaftesten und Gebildetsten, denen jede Affectation fernliegt —, ist das Deutsch der Deutsch-Mexicaner vom Spanischen völlig unangetastet geblieben.

Aber eine Sonderbarkeit haben viele Deutsch-Mexicaner angenommen: in ihrer Rede den Abschluß eines jeden Satzes oder auch nur Satztheiles mit einem eigenthümlichen, durch Schriftzeichen schwer wiederzugebenden Laute, der an das französische „hein“ anklingt, zu bezeichnen. Dieses kurze „häh“ wird beständig in die Sätze eingeworfen und schließt fast jede Periode ab. „Sie sollten es nicht versäumen, Guadalajara zu besuchen . . . häh . . . Sie werden dann von dem Zustande der mexicanischen Städte eine freundlichere Vorstellung gewinnen . . . häh.“ Woher das kommt, ist mir unerfindlich, denn bei den Mexicanern selbst habe ich diesen Laut nie gehört. Es ist sehr unschön und macht den Zuhörer ganz nervös. Und dabei scheint es unglaublich ansteckend zu sein. Die Zahl derer, deren Sprache von der Häh-Krankheit verschont geblieben ist, ist eine verschwindend geringe.

Um die zweite Generation ist es in Mexico wie überall bestellt. Die Kinder sprechen lieber die Sprache des Landes, in dem sie aufwachsen, auch wenn sie rein deutscher Abkunft sind, und auch wenn im elterlichen Hause

nur deutsch gesprochen wird. Sie müssen gewaltsam dazu angetrieben werden, die Sprache ihrer Eltern zu sprechen, und das Spanische ist ihre eigentliche Muttersprache. Man darf sich darüber kaum verwundern. In ihrem gewöhnlichen Umgange mit den Dienstboten, den Gespielen, den Mitschülern hören sie eben nur spanisch. Und bei uns ist es ja gerade ebenso, die Kinder der eingewanderten Fremden sprechen in Deutschland auch lieber deutsch, als die Sprache der elterlichen Heimat.

Die Deutsch-Mexicaner bringen große Opfer, um das Deutschthum in den Kindern zu erhalten. Wenn es ihnen ihre Mittel irgendwie erlauben, schicken sie die heranwachsenden Söhne und Töchter nach Deutschland, um sie in den dortigen Bildungsanstalten unterrichten zu lassen. Auf lange Jahre erlegen sie sich oft das Opfer der Trennung von ihren Kindern auf. Bisweilen lohnt der Erfolg, aber es kommt auch vor, daß die aus Deutschland nach Mexico Zurückgekehrten das, was sie drüben gelernt haben, hüben möglichst schnell zu vergessen beflissen sind. Dann werden wohl gute Mexicaner aus ihnen, nützliche Bürger ihrer zweiten Heimat.

Schiffbrüchige, die von den Trümmern einer drüben zerstörten Existenz, hier an's Land geworfen sind, giebt es in Mexico so gut wie gar nicht....

Wenn ich die Acten über meinen Aufenthalt in der Hauptstadt Mexico schließe, so überkommt mich ein Gefühl von Beunruhigung, ob es mir auch gelungen sei, Licht und Schatten richtig zu vertheilen. Gewöhnlich tritt ja in der Schilderung die Verzeichnung des Häßlichen und Abstoßenden schärfer und drastischer hervor, als die des Anmuthigen und Anziehenden. Ich darf mir das Zeugniß ausstellen, daß ich mich bemüht habe, in jeder Einzelheit wahr zu sein — subjectiv wahr —, die Erscheinungen also so zu schildern, wie sie meine Augen erblickt, wie sie auf mich gewirkt haben. Die Prätension, in allen Fällen auch das objectiv Richtige wiedergegeben zu haben, hat mir natürlich fernliegen müssen. Aber selbst in dieser Einschränkung, die ich zu machen mich gedrungen fühle, ist es mir noch immer fraglich, ob die Gesammtwirkung meiner Schilderung meinen Absichten entspricht, und ob das vollständige Bild nicht durch falsche Lichter, die auf Einzelnes zu grell fallen, entstellt wird.

Die Hauptstadt Mexico ist in der That nicht das, was der fremde Ankömmling zunächst von ihr erwartet. Sie ist keineswegs der Inbegriff der mexicanischen Eigenart. Sie ermangelt des eigentlich Charakteristischen. Mexicanisches Wesen lernen wir viel besser in großen und kleineren Städten der Provinz kennen. Die Hauptstadt ist nicht imposant, auch ihre Schönheiten sind, wie verschüchtert von der Fremdherrschaft dreier Jahrhunderte und von den Wirren und Revolutionen, die ein halbes Jahrhundert lang Stadt und Land heimgesucht haben, zurückgewichen. Erst bei näherer Bekanntschaft und erst ganz allmählich entschleiern sie sich. Die niedrigen flachen Häuser, die fast alle gleich hoch sind, unterscheiden sich auf den ersten Blick nur wenig von einander. Die Paläste, die ein edler Kunstsinn mit feinstem Verständniß

für Anmuth und Behaglichkeit geschaffen hat, sehen in ihrer keuschen Anspruchslosigkeit zunächst nicht anders aus, als die meist recht uninteressanten Behausungen, die unter gänzlichem Verzicht auf architektonische Wohlgestalt lediglich gebaut sind, um den Menschen ein Obdach zu gewähren, um die Waaren zu bergen. Die groteske Zerlumptheit und Verschmutztheit der Menge, die an uns vorüberwogt, macht auf den Fremden, der vom Norden her kommt, zunächst einen höchst unangenehmen Eindruck. Der Herrlichkeit und Großartigkeit der natürlichen Lage wird man in der Stadt selbst kaum gewahr. Das Alles ist ohne Zweifel richtig, und es ist daher unausbleiblich, daß man bei der ersten Bekanntschaft eine starke Enttäuschung erfährt, und daß die unter diesem ersten Eindruck niedergeschriebenen Blätter die Verstimmung wiederspiegeln.

Wie schnell aber und wie vollständig ändert sich das Bild, wenn man es länger betrachtet! Wie schwindet da alles Unschöne und Widerwärtige, und wie rückt das Erfreuliche und eigenartig Schöne hervor! Eine sonnig heitere, gemüthliche und freundliche Stadt, umgeben von der gewaltigsten Natur, — eine Stadt mit beachtenswerthen Denkmälern der Kunst, mit behaglichen und reichen Privatgebäuden, mit entgegenkommenden lieben Leuten, eine Stadt, in der wir uns in unsagbar kurzer Zeit einleben und wohlfühlen, — das ist das Mexico, von dem wir scheiden, und von dem uns der Abschied nicht leicht wird.

Täglich hat es uns neue Reize offenbart, und unser geschulteres Auge hat nicht mehr nach dem Interessanten und Werthvollen herumzusuchen brauchen.

Als ob der Nebel gefallen wäre, treten nun die wundervollen Paläste aus ihrer stolzen Zurückhaltung hervor und fordern uns zur Bewunderung ihrer einfachen Vornehmheit heraus. Wir nehmen nicht mehr Anstoß an der Verlotterung der Erscheinungen, wir haben nur noch ein dankbares Auge für das unglaublich Malerische und Farbenreiche, für den wahrhaft einzigen Zauber der Beleuchtung. Was kümmert uns die staubige Zerlumptheit! Wir sehen nur noch das glühende Gold, in das der Sonnenuntergang alle Unsauberkeit und allen Jammer taucht. Wir klagen nicht mehr über die drückende Hitze des Tages, wir erfreuen uns nur der himmlischen Kühle der Abende.

Und diese Mondscheinnächte! Diese in grellem silbernem Lichte glänzenden Flachdächer, die stolzen grauen Thürme, und im nebligen Dunste die verschwommenen Conturen der Riesenberge! Und dann die mondlosen Nächte! Auf dieser Höhe und in dieser reinen dünnen Luft! Ein Geflimmer und Gefunkel der Sterne, wie wir es nur selten und auch nur annähernd so in unseren schönsten eisigen Winternächten erblicken können. Hier aber genießen wir den einzigen Anblick in herrlichster Sommerkühle.

Und zum ersten Male sehen wir das Südliche Kreuz, — hier das tiefst stehende der großen Sternbilder: vier schöne hellleuchtende Sterne, die ein fast regelmäßiges Kreuz bilden, von denen drei ungefähr die gleiche Licht-

stärke besitzen, der vierte am rechten Endpunkt des Querbalkens etwas schwächer leuchtet. Wenn auch die Schönheit dieses Sternkreuzes von den Reisenden sehr übertrieben worden ist — denn mit den herrlichen Bildern unseres nördlichen Himmels, namentlich mit dem Großen Bär und dem Orion, hält es wohl kaum einen Vergleich aus —, so macht es doch durch die Regelmäßigkeit seiner Zeichnung und durch seine vereinsamte Stellung an dem sternenspärlicheren südlichen Firmament einen tiefen Eindruck. Für uns aber ist es das funkelnde Wahrzeichen einer andern Zone; es erinnert uns daran, daß wir den Wendekreis des Krebses überschritten haben.

Von diesem Kreuz des Südens wenden wir den Blick nach der entgegengesetzten Richtung und sehen da den Polarstern in hellstem Lichte glänzen. Und darüber dasselbe strahlende Sternbild des Großen Bären, das wir in jeder sternenhellen Nacht von unserm Fenster gesehen haben, — da drüben in der fernen Heimat. Wir gedenken ihrer mit einer Zärtlichkeit, die durch die Entfernung nur gewonnen hat, aber ohne alle Sentimentalität. Hier ist's ja auch so schön! Hier leben so tüchtige, so wahrhaft liebenswerthe, unermüdlich freundliche Menschen — echte deutsche Landsleute, auf die wir stolz sein dürfen, die unserm Vaterlande zur Ehre gereichen, die unter allen fremden Ansiedlern weitaus die geachtetste Stelle in Mexico einnehmen. Ihnen vor Allem, an ihrer Spitze dem Gesandten des Deutschen Reichs, dem liebenswürdigen und gastfreien Baron von Zedtwitz, hat der Ankömmling aus Deutschland es zu danken, daß er sich über die Entfernung vom Vaterlande froh hinwegtäuscht und sich hier wie von heimatlicher Luft angeweht fühlen darf.

So sagen wir denn der freundlichen und interessanten Stadt mit inniger Dankbarkeit Lebewohl! In überreichem Maße hat sie erfüllt, was wir von ihr erhofft hatten: in der rastlosen Wanderung hat sie uns auf einen Monat Ruhe, Erfrischung und Behagen geboten, und in der Ferne das ersehnte Stückchen Heimat.

Mexico und Tacoma, Washington, im Frühjahr 1891.



Aus: Max Semrau, Donatellos Kanzeln in S. Lorenzo.
Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Illustrirte Bibliographie.

Max Semrau, Donatellos Kanzeln in S. Lorenzo. Ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Plastik im XV. Jahrhundert. Breslau, Druck und Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender 1891. 232 S. mit 4 Lichtdrucktafeln und 14 Zinkätzungen (als zweiter Band der Italienischen Forschungen zur Kunstgeschichte, herausgegeben von August Schmarsow).

Die guten Auspicien, die dem neuen kunstgeschichtlichen Unternehmen der „Italienischen Forschungen“ bei dem Erscheinen des bedeutsamen ersten Bandes, Schmarsows „S. Martin von Lucca“ gestellt wurden, scheinen sich zu erfüllen. Der zweite Band, von dessen demnächstigen Erscheinen die Verlagshandlung uns in Kenntniß setzt, bringt unter obigen Titel eine treffliche, ergebnißreiche Arbeit, die sich würdig anreiht. Ließ sie etwas lange auf ihr Erscheinen warten, so hat sie offenbar an sorgsamer Verarbeitung des zum Theil recht schwierigen Stoffes und an harmonischer Begleichung und Abrundung ihrer Theile gewonnen.

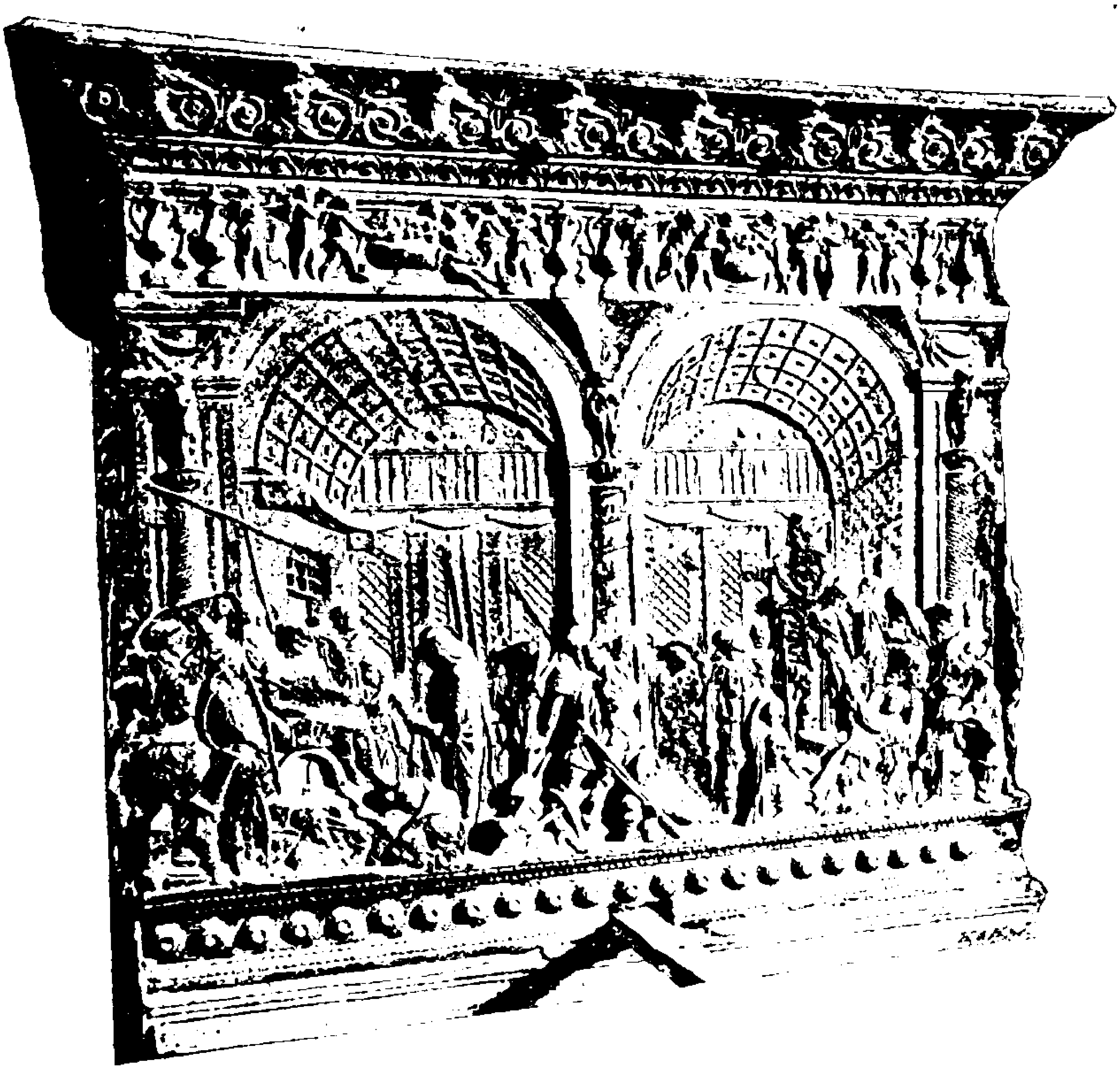
Aehnlich wie in dem „S. Martin von Lucca“ stellt Semrau ein hervorragendes Einzelwerk, diesmal der italienischen Frührenaissance, die beiden Broncekanzeln des Donatello in der Kirche S. Lorenzo in Florenz, in den Mittelpunkt seiner Untersuchung, verknüpft aber mit diesem Special-Thema mit Glück allgemeinere kunstgeschichtliche Fragen und kommt so auf dem methodischen Wege historischer Feststellungen und stilkritischer Vergleiche zu einer Reihe erfreulicher und überzeugender Resultate, die wir an dieser Stelle freilich nur kurz skizziren können.

Donatello hinterließ bei seinem Tode 1466 dieses ihm von Cosimo de Medici aufgetragene letzte Werk seines reichen Lebens unvollendet seinen Schülern, von denen namentlich Bertoldo von Vasari wiederholt als Fertigsteller genannt wird, neben dem aber noch andere Hände in den stilistisch ungleichen Broncereliefs, wie sie auf uns gekommen sind — sie stellen eine zusammenhängende Reihe von Scenen der Passion und das Martyrium des heiligen Laurentius dar, — erkennbar sind. In der Form der beiden von je vier bunten Marmorsäulen getragenen Zwillingskanzeln, in der sie heute dastehen, sind dieselben urkundlich erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts zur Auf-



Aus: Max Semrau, Donatellos Kanzeln in S. Lorenzo.
Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

stellung gelangt; ja Semrau weist nach, daß die letzten Zuthaten, die holzgeschnitzten Verschlußstücke des Zugangs an den Rückseiten erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts angefügt wurden. Der Verfasser, der bei Gelegenheit eines längeren Studienaufenthaltes in Florenz die Kanzeln auch nach ihrer technischen Seite gründlich prüfen und ein reiches Vergleichsmaterial sammeln konnte, legt nun in einer Reihe von klar disponirten Capiteln dar, was daran früher, was später, was Donatellos Eigenwerk ist, wo die Hände der Schüler einsetzen, was jedem derselben zuzuweisen ist. Als solche werden insbesondere Bartolommeo Bellano von Padua und Bertoldo di Giovanni nachgewiesen, und in seiner Stylanalyse, die mit scharfer Beobachtung faktischer Daten

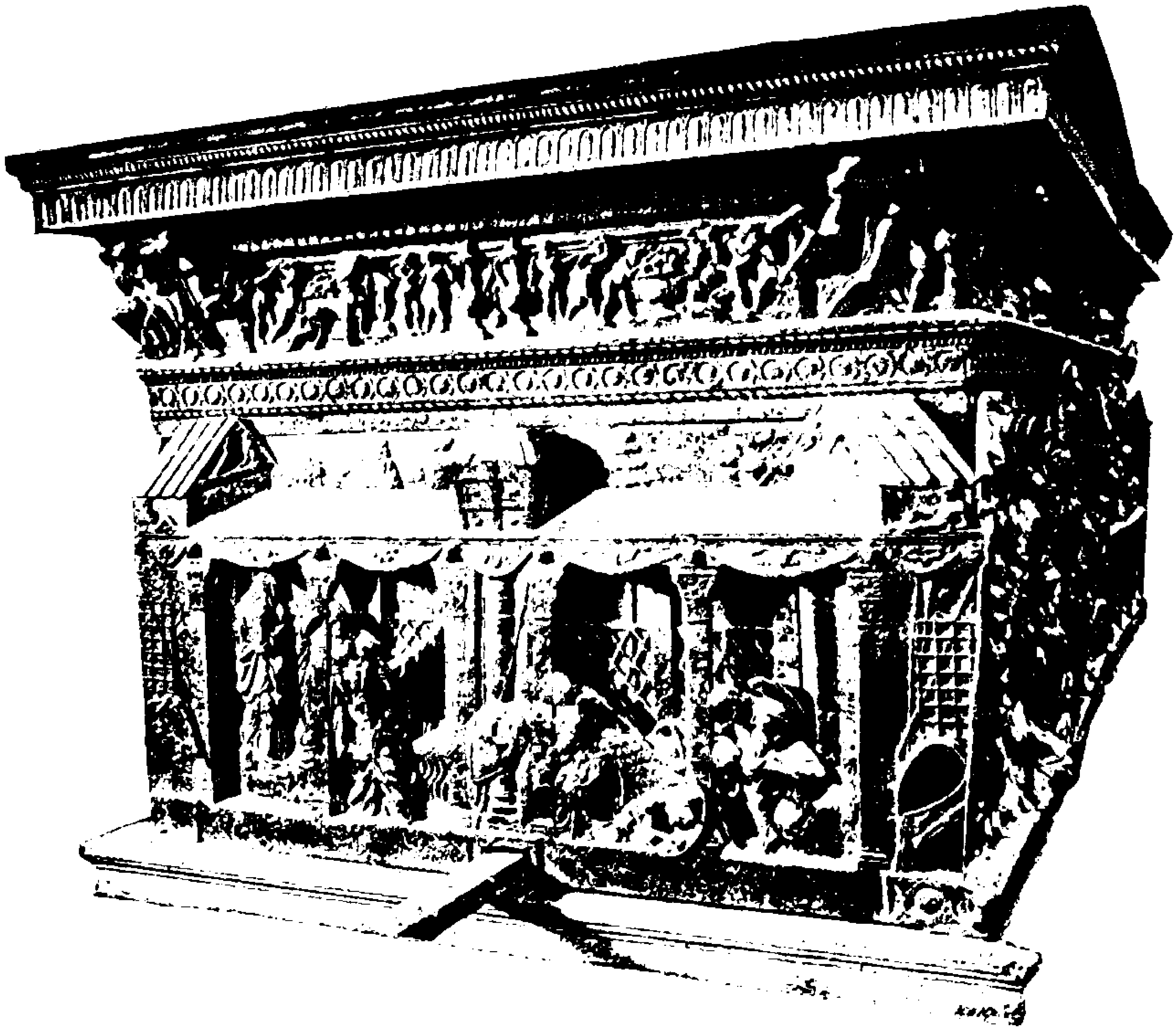


Aus: Max Semrau, Donatellos Kanzeln in S. Lorenzo.
Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

und technischer Aeußerlichkeiten sorgfältige Vergleichung vereinigt, werden gerade diese beiden Schüler des großen Donato, von denen der eine als Lehrer des jungen Michelangelo ein besonderes Interesse beansprucht, in ihrer Künstlerindividualität klar herausgestellt. Auch für Donatellos Kunstweise selbst bringt das IV. Capitel „Donatellos Reliefkunst“ einen schönen Beitrag stilistischer Charakteristik. Im Zusammenhang der Untersuchung werden auch vielfach zum Vergleich herangezogene Denkmäler, wie der bildnerische Schmuck der Sakristei von S. Lorenzo, und die zahlreichen Reliefs und Figuren für den Chor und Altar des Santo in Padua eingehend behandelt; vorzüglich die letzteren, zumeist von Donatellos Schülern in Padua herrührend, werden auf Grund einiger guter Combinationen nach ihren verschiedenen Urhebern neu zu gruppiren gesucht. Interessant ist auch der Nachweis des weitgehenden Einflusses der paduanischen

Kunst, hauptsächlich der Perspective, der Kompositionsweise und Formenauffassung Mantegnas, auf die donatelleske Kunst, wie sie auch einige Reliefs der Kanzeln in S. Lorenzo deutlich aufweisen.

Das sind solide, sauber gearbeitete Bausteine, die ohne gleich Ossa auf Pelion zu



Aus: Max Semrau, Donatellos Kanzeln in S. Lorenzo.
Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

thürmen, der Anerkennung und bleibenden Werthes für die Kunstgeschichte sicher sind. Das Buch macht auch durch eine klare, wohlgeformte Sprache, die namentlich in der Beschreibung und Auslegung der Denkmäler den rechten Ausdruck zu finden weiß, einen angenehmen Eindruck, ebenso ist die Ausstattung von einfacher Vornehmheit und die Abbildungen, die auch ein unveröffentlichtes Madonnenrelief des Bellano im Berliner Museum bringen, kommen dem Leser beim Folgen des Textes sehr zu Hilfe.

A. Winkler. Berlin.

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge von Dr. A. E. Brehm. Mit Illustrationen von R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. A. Stuttgart, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft 1890.

Wer das Glück gehabt hat, den Vorträgen Brehms lauschen zu können, dem wird dieser Genuß eine bleibende, schöne Erinnerung für das Leben hinterlassen haben. Allen diesen wird es eine Freude sein zu hören, daß die Vorträge, welche ja stets frei gehalten wurden, nicht verloren gegangen sind, daß sie sich vielmehr unter den hinterlassenen Papieren gefunden haben und nun vom Sohne des großen Forschers der Veröffentlichung übergeben wurden.

Aber auch den vielen Freunden des „Illustrirten Thierlebens“ wird die Herausgabe der Vorträge eine willkommene Gabe sein, denn sie geben Gelegenheit den Verfasser vielfach von neuen und anziehenden Seiten kennen zu lernen. „Gerade in den Vorträgen meines Vaters,“ sagt der Herausgeber mit Recht, „zeigt sich wie kaum irgend sonst in seinen Werken die Mannigfaltigkeit seiner Erlebnisse und Erfahrungen, die Vielseitigkeit seines Wissens, seine meisterhafte Beobachtungs- und Darstellungsgabe, und nicht zum letzten die seinem tief dichterisch beanlagten Gemüthe eigene Art der Auffassung belebter und unbelebter Natur, wie auch seine sinnige, herzerfreuende Laune.“

War Brehm in seinem Hauptwerke, dem „Illustrirten Thierleben“ gezwungen, die Thiere in der Reihenfolge des Systems zu behandeln, so konnte er sie hier mehr, als es dort möglich war darstellen, in ihren Beziehungen unter einander, zu den Menschen mit welchen und zu den Landschaften, in welchen sie leben. Im „Thierleben“ mußte das einzelne Thier im Mittelpunkte der Betrachtung stehen, hier, in den „Vorträgen“, ist es anders.

Herrliche Landschaftsbilder sind es, welche Brehm uns in mehreren Vorträgen schildert. Bilder von einer Naturwahrheit und Anschaulichkeit, wie sie der Maler mit Hülfe des Pinsels uns nicht besser vorführen könnte. In diese Landschaften fühlen wir uns mitten hinein versetzt und belauschen unter der kundigen Führung des gewiegten Forschers die Thierwelt in ihrem Thun und Treiben. In anderen Vorträgen giebt er uns Gesammtbilder von ganzen Thiergruppen oder von hervorstechenden Lebenserscheinungen, welche sich bei Vertretern der verschiedensten Thierklassen wiederfinden. Zusammenfassungen, wie sie eben nur einem Forscher von dem immensen Wissen des Verfassers des „Thierleben“ und der außergewöhnlichen Darstellungsgabe desselben möglich sein konnten. In beiden Beziehungen können die Vorträge mit Recht als eine Ergänzung seines Hauptwerkes bezeichnet werden.

In wieder anderen Vorträgen lernen wir Brehm von einer ganz neuen Seite kennen; als Schilderer von Land und Leuten; und auch hier zeigt er sich als derselbe scharfe Beobachter, derselbe lebendige Darsteller.

Auf den Inhalt auch nur einzelner Capitel einzugehen, verbietet der Raum, wir können es uns aber nicht versagen. um einen Einblick in die Reichhaltigkeit des Gebotenen zu gewähren, wenigstens die behandelten Themen anzuführen. Es sind dies folgende: 1. „Lapplands Vogelberge“; 2. „Die Tundra und ihre Thierwelt“; 3. „Die asiatische Steppe und ihr Thierleben“; 4. „Wald, Wild- und Waidwerk in Sibirien“; 5. „Die innerafrikanische Steppe und ihre Thierwelt“; 6. „Der Urwald Innerafrikas und seine Thierwelt“; 7. „Wanderungen der Säugethiere“; 8. „Liebe und Ehe der Vögel“; 9. „Die Affen“; 10. „Karawanen und Wüstenreisen“; 11. „Land und Leute zwischen den Stromschnellen des Nil“; 12. „Eine Reise in Sibirien“; 13. „Die heidnischen Ostjaken“; 14. „Wanderhirten und Wanderheerden der Steppe“; 15. „Volks- und Familienleben der Kirgisen“; 16. „Ansiedler und Verbannte in Sibirien“; 17. „Forscherfahrten auf der Donau“.

Die Ausstattung des Werkes ist eine vornehme, die demselben theils im Text, theils auf besonderen Tafeln beigegebenen Abbildungen sind vorzüglich; mit besonderem Danke wird es von den vielen Verehrern des leider so früh verstorbenen Forschers begrüßt werden, daß ein Portrait desselben beigegeben ist. Alles in Allem: Herausgeber und Verleger haben sich ein hohes Verdienst erworben durch die Veröffentlichung der „Vorträge“; möge der Lohn dafür nicht ausbleiben. Möge das Buch überall weite Verbreitung finden, wo der Sinn für sinnige Naturbetrachtung und gutes Schriftthum gepflegt wird; das Buch ist eins von denen, welche überall in den Hausschatz der deutschen Familie aufgenommen werden sollten! Wp.

Bibliographische Notizen.

Die Vor- und Nachtheile der Naturheilmethode. Von Dr. med. Prager. Leipzig, Rauert u. Rocco.

Vorliegende Broschüre stellt die Ansichten der wissenschaftlichen Medizin und der sogen. „Naturheilmethode“ einander gegenüber. Der Verf. widerlegt manche von den abweichenden Ansichten der letzteren und betont andererseits, daß die Aerzte von jeher und bis in die neueste Zeit sich ge-

wisser natürlicher Heilmittel (Wasser, Diät u. s. w.) bedient hätten. Bedauerlich ist nur, daß nicht Alles, was Verf. sagt, richtig ist, so behauptet er auf S. 26: „Die Bouillon besitzt einen hohen Gehalt von Eiweißstoffen und diese müssen vor Allem einem Fiebernden zugeführt werden.“ Gerade das Gegentheil beider Behauptungen ist richtig, wie sich Verf. durch einen Blick in irgend ein Handbuch der Physiologie hätte überzeugen können. St.

Aerztlicher Reisebegleiter und Hausfreund. Von Dr. med. Falkenstein, Oberstabsarzt a. D. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.

„Eine Anleitung zur Verhütung von Krankheiten und Rathschläge zu deren Behandlung bei Mangel an ärztlicher Hülfe“ nennt der Verfasser das handliche in dem Format der bekannten Reisehandbücher gehaltene Buch. Unsicherheit im Erkennen und in der Beurtheilung eines Uebels, noch mehr aber die völlige Unkenntniß der Hülfeleistung in Fällen der Noth, wenn kein Arzt zu erreichen ist, machen sich nicht selten den meisten Menschen einmal fühlbar. Solchem Mangel abgeholfen zu sehen, ist ein berechtigter Wunsch, ihm wirklich abzuhelfen aber ein schwieriges Unternehmen. Nicht mit Unrecht betrachtet der Arzt im Allgemeinen jeden derartigen Versuch mit Mißtrauen; solche Lectüre in den Händen von Laien wird in weitaus den meisten Fällen mehr schaden als nützen. Der vorliegende neue Versuch, die schwierige Aufgabe zu lösen, zeichnet sich vor vielen früheren durch ein weises Maaßhalten in den gegebenen Rathschlägen aus. Das Verdienstvollste an demselben ist, daß der Zweifelnde überall an die Thür des Arztes gewiesen wird. Das Buch wird sich gewiß Freunde erwerben und verdient Empfehlung für die Fälle, denen der Verfasser selbst es vorbehalten wissen will. cht.

Alton Locke, Schneider und Dichter. Eine Autobiographie von Charles Kingsley. Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Ein Werk, welches verdiente, gelesen zu werden und doch fürchten wir, daß ihm nur eine kleine Gemeinde von Verehrern beschieden sein wird, denn das Buch fordert geduldige und ausdauernde Leser und diese sind heut zu Tage nicht gerade häufig vorhanden. Es ist wahr, der Gang der Handlung ist recht schleppend, mit all zu behaglicher Weitschweifigkeit erzählt und des trockenen, lehrhaften Tones wird man bisweilen herzlich satt, aber wer sich hindurchliest, wird von dem Inhalt außerordentlich gefesselt werden; — er behandelt die Lebensgeschichte eines in engsten und kleinlichsten Verhältnissen, in dem traurigsten und düstersten Stadttheil von London Geborenen, eben jenes Locke, dem von der Natur die Begabung zum Dichter und der heiße Durst nach Wissen verliehen ward; — durch beinahe unmenschliche Entbehrungen gelangt er auf autodidaktischem Wege zu Wissen und Bildung, welche ihn weit über seine Standesgenossen hinweghebt, aber sein Herz gehört den Arbeitern, für deren Leiden und Bedrückung er durch eigene traurige Erfahrungen das nächste Verständniß hat, wenn auch seine Neigungen und seine, für die Schönheit der Lebensformen empfänglichen Sinne, ihn zu den bevorzugten Klassen hinziehen, mit denen er durch seine dichterischen Erzeugnisse in Beziehungen tritt und um den Conflict vollständig zu machen, kommt die zwar unerwiderte, aber desto heißere Liebe zu einer vornehmen Dame hinzu. Die Schilderung des Kampfes zwischen Neigung und Pflicht gehört zu den gelungensten des Buches; die Pflicht siegt, Locke wird in die Kämpfe der Chartisten verwickelt, welche im Anfang der vierziger Jahre in England tobten, eine dreijährige Freiheitsstrafe kostet ihn den Rest seiner ohnehin untergrabenen Gesundheit, und als er durch besondere Glücksumstände die Mittel erhält, in der neuen Welt seine Gesundheit wiederzuerlangen und durch neue Lebenseindrücke seine dichterische Phantasie zu befruchten, stirbt er auf der Ueberfahrt. Die Schilderungen des Elends in der englischen Metropole sind mit wahrhaft ergreifender Realistik dargestellt, der pietistisch frömmelnde Ton, der sich daneben etwas breit macht, wird deutsche Leser nicht gerade sympathisch berühren. mz.

Die Lösung des Welträthsels. Ein Aufruf zum Kampf von Wilhelm Pförtner. Leipzig, Carl Reißner.

Der Verfasser der lesenswerthen Schrift sagt selbst im Vorwort, daß dieselbe keinerlei Anspruch auf erschöpfende Behandlung des Themas macht und nur den Zweck hat, dem denkenden Leser ein kritisches Interesse an alten und doch stets neuen Fragen einzuflößen. — Der erste Tehil wendet sich gegen die Offenbarung, der zweite Theil gegen das Christenthum im Gegensatz zum Menschenthum. — Die glücklich gewählte Form des Dialogs trägt viel zur klaren

Darstellung der beiden sich gegenüberstehenden Richtungen bei. Freunden der Aufklärung und des gesunden Menschenverstandes wird das Büchlein willkommen sein. st.

Shakespeare's dramatische Werke. Uebersetzt von A. W. v. Schlegel und Ludwig Tieck. Im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Wilh. Oechelhäuser. Lex.-Octav. Elegant in Leinwand gebunden. Mit Holzschnitt-Portrait als Titelbild. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Unter den Klassikern des Auslandes ist keiner uns Deutschen so vertraut und hat keiner einen so großen Einfluß auf unsere Literatur ausgeübt als Shakespeare. Von der Sturm- und Drangperiode an bis heute ist er jedem deutschen Dramatiker Vorbild und Ideal gewesen, neben den Dramen Goethe's und Schiller's machen die seinen stets die vollsten Häuser, und deutsche Forscher sind es gewesen, welche ihr Verständniß vor Allem gefördert haben. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft jetzt auch dem Aermsten die Erwerbung dieser Uebersetzung möglich zu machen sucht und ihren Präsidenten, Wilhelm Oechelhäuser, beauftragt hat, eine billige Ausgabe zu veranstalten, die mit einer Lebensbeschreibung Shakespeare's als Vorwort und einer besonderen Einleitung zu jedem Drama zu dem überaus billigen Preise von nur 3 Mk. elegant gebunden erschienen ist.

Faust und Brand. Hamlet. Zwei Vorträge von Johannes Petersen. Gotha, Perthes.

Durch die vorliegende posthume Schrift — der Verfasser ist im Jahre 1887 als Kreisschulinspector gestorben — mehrt sich die Zahl der Stimmen, die für eine ruhige Würdigung der Bedeutung Ibsens eintreten. Der nordische Titan läßt sich nicht so leicht in den Tartarus schleudern, als manche Feuilleton-Schreiber und literarische Augenblicks-Photographen uns Glauben machen wollen. Keine Ibsen-Schwärmerei! — Aber auch kein blinder Haß! — Der kenntnißreiche feinsinnige Mann war des Dänischen vollkommen mächtig; so erklärt es sich, daß er schon 1879 — damals ist dieser Vortrag gehalten worden — die Bedeutung Ibsens klar erkannte. Er unternimmt eine Schilderung des Inhalts und der Grundgedanken des herrlichen, formenschönen Dichtwerkes. Die Behandlung ist nicht sehr eingehend, aber der Standpunkt ist der richtige: nur mit „Faust" und ähnlichen himmelstürmenden Dramen der Weltliteratur darf Brand verglichen werden. M.

Gegen Bellamy! Von Dr. Fränkel. Würzburg, A. Stuber's Verlag.

Der Bellamy'sche „Rückblick" hat eine beispiellose Verbreitung, hier und da eine begeisterte Aufnahme gefunden. Dieser Umstand scheint für die Vortrefflichkeit des Werkes zu sprechen. Bei genauerem Zusehen hingegen beweist er nur, daß die Zahl der Oberflächlichen Legion ist, welche sich durch glänzende Darstellung über die innere Haltlosigkeit der Gedanken täuschen lassen. Es ist ja recht angenehm, sich zu berauschen an dem süßen Wahne der ungetrübten menschlichen Glückseligkeit, wie sie nach dem amerikanischen Schriftsteller unseren Urenkeln beschieden ist und alsdann unwillig einzustimmen in das kräftige Pereat, welches der bestehenden Gesellschaftsordnung gebracht wird. Aber dieser Rausch ist gefährlich! Deshalb sei allen Bellamy-Schwärmern das Schriftchen Fränkels empfohlen. Es ist ruhig, sachlich und gediegen; es wird ohne Frage die beste Wirkung thun. M.

Sardou, Ibsen und die Zukunft des deutschen Dramas. Von Eugen Wolff. Kiel, Lipsius und Tischer.

Eine Reihe von „Deutschen Schriften für Literatur und Kunst" wird hier mit einer höchst schneidigen Kritik der bestehenden literarischen Richtungen, speciell mit Beziehung auf die deutsche Bühne, eröffnet. Am Verfasser ist zum mindesten der Muth zu loben, womit er sich in unumwundenem Ausdruck der eigenen Meinung in Gegensatz zu verschiedenen literarischen Machthabern der Gegenwart setzt.

Wir können es uns nicht versagen, aus der kleinen, aber inhaltreichen Schrift, eine Stelle herauszuheben, die ein treffendes Urtheil über Ibsen enthält. „Henrik Ibsen," so schreibt Wolff, „steht uns nicht nur als Germane näher wie ein Sardou, seine ganze geistige Physiognomie ist unvergleichlich wohlthuender, ehrlicher, gesunder. Ja unter den lebenden Dichtern kommt ihm an rein geistiger Größe, d. i.

an Selbständigkeit und Kühnheit seiner Lebensanschauungen, keiner gleich. Dabei versteht er sich ausgezeichnet auf die theatralische Wirkung und feine Charakterzeichnung, bekundet eine ungewöhnliche Schöpferkraft. ... In der That, wenn unsere Bühnendichter an Ibsen Weite des Blickes, Ernst und Ehrlichkeit der Auffassung lernen wollten ... so wäre der nordische Dramatiker als Führer zum Besseren mit Dank zu begrüßen".

Sonst sind wir nicht immer der Meinung des Verfassers; doch erkennen wir gern das Bedeutende seiner Ansichten an. M.

Dem Frühling entgegen! Eine Winterreise nach Kreta. Von A. von Seefeld. Hannover, Schmorl & von Seefeld Nachfolger.

In knapper, anspruchsloser Form, der Stil mitunter gar zu zwanglos, gerade lang genug, um nicht ermüdend zu wirken, giebt der Verfasser vorliegender Reiseschilderungen ein recht anschauliches Bild seiner mehrmonatlichen Orientfahrt, die ihn besonders lange auf der Alten Cyclopeninsel festhält. Wenn auch nicht entfernt zur Bedeutung eines Gregorovius'schen, Schack'schen oder Rumohr'schen Reisebuches heranreichend, ist vorliegendes Werkchen doch sicherlich im Stande, einen gebildeten Leserkreis zu fesseln durch die frischen, den echten Stempel des Selbstgeschauten und Erlebten tragenden Erzählungen aus einem Lande, das noch nicht wie z. B. Italien und andere Culturländer von den Fremden „abgegraft" ist. Von eingehenderen Studien zeugen u. A. diejenigen Capitel, welche der speciellen Geschichte Kreta's gewidmet sind. M. S . . . n.

„Die graue Jette". Roman von August Becker. Jena, Hermann Costenoble.

Vielleicht ist's die letzte Schöpfung August Beckers, die heute vor uns liegt — ein vollklingender Abschluß seines Schaffens aber ist die „graue Jette" nicht! Wir haben viel Schätzenswerthes in August Beckers Schriften gefunden. Mit ihm ist ein deutscher Schriftsteller geschieden, der unbeirrt von den Strömungen der Zeit, an seinen Idealen festgehalten und für sie eingetreten ist, frei und offen und mit einem anmuthenden poetischen Talente. Auch in der „grauen Jette" lesen wir Tüchtiges und Fesselndes hier und dort heraus, im Ganzen aber ermüdet die Einkastelung der ohnehin recht dürftigen und wenig originellen Fabel in die Geschehnisse der Zeit, und diese selbst, die Jahre 1848 und 49, gewährt, in eine ganz lokale Beleuchtung gebracht, nur geringes Interesse. Aber gänzlich verleugnet der alte Sänger des „Jungfriedel" auch hier sich nicht. Es giebt poetische Höhepunkte in dem Buche, die dem Immortellenkranze, der dem frischen Dichtergrabe gebührt, neue Blätter hinzufügen. A. W.

„Passionsblumen" von M. v. Conrad Ramlo. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Von den, in vorliegendem Werkchen enthaltenen vier Novellen sind die beiden ersten, umfangreicheren (betitelt: „Seelenverwandt" und „Warum") von dem einstigen beliebten Mitgliede der Münchner Hofbühne als eine Art Rechtfertigung ihres eigenen Lebens ihren Kindern gegenüber zu betrachten, denen die Verfasserin die Erzählungen widmet. Es liest sich rasch und fließend, darf aber auf höheren ethischen Gehalt keinen Anspruch machen. M. S . . . n.

Professor Sylvans junge Ehe und andere Novellen von Alexandrine von Holmblad. Dresden, E. Pierson.

Nicht gerade jene Novelle, welche dem Buche den Titel gegeben hat, ist die beste der kleinen Sammlung, hier begegnen wir oft verbrauchten Motiven und jener süßlichen Sentimentalität, die wir aus der Novellistik der schriftstellernden Damen nur allzu genau kennen. Recht angesprochen haben uns die beiden anderen Erzählungen „Nataschа" und „das Malchen"; namentlich die letztere ist mit feinster Beobachtungsgabe, voller Lebenswahrheit dargestellt; — ein kleiner Ausschnitt aus dem Leben einer jeden Großstadt, so etwas passirt alle Tage, aber nur wer mit den Augen eines Dichters sieht, vermag es so zu erfassen und mit rührender Einfachheit den Leser so zu ergreifen. mz.

Die Brüder. Volksgeschichte in zwei Büchern von Joseph Joachim. **Erzwungene Sachen.** Von Joseph Joachim. Basel, Benno Schwabe.

Zwei Geschichten aus dem Leben der Schweizer Bauern. Der Verfasser geht mit stark wirkenden Mitteln nicht sparsam um, und manche Unebenheiten des Stiles berühren den gebildeten norddeutschen Leser etwas seltsam; aber im Ganzen erhält man

den Eindruck einer durchweg aus scharfer Beobachtung der Menschen, sowie der wirthschaftlichen und politischen Zustände jenes Landes geschöpften Darstellung. Die erste Erzählung ist ernst gehalten; in zwei Abtheilungen (1. Peter der Lauenwirth. 2. Sylvan der Unchrist) erfahren wir die Erlebnisse zweier lange durch Haß getrennten Brüder, die — am Schlusse ihres Lebens nach schweren Kämpfen wieder zusammengeführt — einem frisch und thatkräftig heranwachsenden jüngeren Geschlechte Platz machen. Die zweite, kürzere Erzählung schildert mit derbem Humor und ohne jede Spur von Sentimentalität, wie eine junge und in den Mitteln des Kampfes nicht wählerische Bauerfrau über die an Klugheit ihr nicht gewachsene Schwiegermutter und den degenerirten Schwächling von Ehemann den vollkommensten Sieg davonträgt. O.

Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen von Hans Hoffmann. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Hans Hoffmann bekundet in seinem novellistischen Schaffen eine ungemeine Vorliebe für den Beruf, dem er in praktischer Beziehung seine Neigung entzogen hat. Er wird nicht müde, den Problemen, welche derselbe bietet, nachzuspüren, und das an komischen resp. tragikomischen, aber auch an ernsten, bedeutsamen Momenten reiche Leben des Lehrers — d. h. nicht des in rührsamen Geschichten so vielfach verwertheten Dorfschullehrers, sondern des Lehrers an höheren Unterrichtsanstalten — von den verschiedensten Seiten zu beleuchten. In dem vorliegenden Bande hat er fünf solcher Novellen vereinigt, von denen die beiden letzten: „Munks Madonna" und „Erfüllter Beruf" den Lesern dieser Zeitschrift wohl bekannt sind. Die erstere steht freilich, streng genommen, mit dem Lehrerberuf in keiner oder doch nur in rein äußerlicher Beziehung, und die derselben zu Grunde liegende Frage: „Was ist Wahrheit?" ist für unseren Geschmack zu sophistisch, wenn auch geistreich, behandelt. In um so innigerem Zusammenhange mit dem Lehrerberufe steht dagegen die zweitgenannte, welche das Geheimniß der Disciplin in zugleich ergötzlicher und mächtig ergreifender Weise erörtert; am nächsten in tiefgehender Wirkung steht dieser meisterhaften Novelle „Publius", worin Hoffmann in vollem Maße seine Kunst bewährt, uns über die Schwächen und Eigenheiten einer merkwürdigen Persönlichkeit lächeln zu machen, ohne uns dieselbe selbst lächerlich erscheinen zu lassen, ohne sie unserer Sympathie zu berauben; er weiß sie unserm Verständniß und unserm Herzen so nahe zu bringen, daß wir sie mit allen ihren Schrullen und Thorheiten lieben und an ihrem Geschick den lebhaftesten Antheil nehmen. Hier quillt ein so frischer erquickender Humor, und zugleich offenbart sich hier eine solche Gemüthstiefe, daß unser Mund lacht, während unser Herz im Innersten bewegt wird. Das unter Thränen lächelnde Antlitz, das der Verfasser in jenen beiden Novellen uns zeigt, gefällt uns weit besser, als sein skeptisch-ironisches Lächeln in „Munks Madonna". — Die Sprache dieser Novellen ist stellenweise, namentlich in der „Reise nach Athen" von berückender Schönheit, von rhythmischer und klanglicher Harmonie. Das Buch wird schon wegen der zwei Erzählungen „Publius" und „Erfüllter Beruf" zahlreiche Freunde finden, und ein Theil des warmen Gefühls, das dieselben im Leser erwecken, wird von demselben wiederum auf den Verfasser übertragen werden.

O. W.

Emil Braun's Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg. Herausgegeben von R. Ehwald. Gotha, F. A. Perthes.

Dr. Emil Braun, der 1835—1856 als Sekretär des archäologischen Institutes in Rom gelebt und durch geistvolle Erklärung antiker Kunstwerke anregend gewirkt hat, hatte sich vor seiner Uebersiedelung nach Italien ernsthaft mit germanistischen Studien beschäftigt. Er trat damals sowohl den beiden Brüdern Grimm persönlich nahe, als auch dem Freiherrn v. Laßberg, der — als Waidmann herangewachsen und bis zum 48. Lebensjahre als Verwalter großer fürstlicher Forsten thätig — im höheren Alter ein eifriger Sammler und Forscher auf dem Gebiete der deutschen Alterthumswissenschaft geworden war. Braun's Briefwechsel mit diesen hervorragenden Männern gewährt manche interessanten Einblicke in die Geschichte der damals frisch aufstrebenden deutschen Philologie. E.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adolf, K., Die Schmugglerstochter von Norderney. Histor. Roman. Zwei Bände. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei.

Andresen, C., Die Entwickelung der Menschen. Studien. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Arent, W., Aus dem Grossstadtbrodem. Mit einem Geleitswort von L. von Prager. Zürich, Verlags-Magazin.

— W., Drei Weiber. (Thanosia-Satanella — Elsa Rediviva.) Mit einer Einführung. Zürich, Verlags-Magazin.

Bamberger, L., Zum Jahrestag der Entlassung Bismarcks. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. No. 490—496. 503—506. 509. Halle, O. Hendel.

Bloomfield, G., Mittheilungen über europäische Höfe und deren Diplomatie seit 1842. Autoris. Uebers. a. d. Englischen von J. Goeken. Berlin, Stuhr'sche Buchh.

Blum, H., Der Kanzler von Florenz. Berlin, Gebr. Paetel.

Cauer, Fr., Hat Aristoteles die Schrift vom Staate der Athener geschrieben? Ihr Ursprung und ihr Werth für die ältere athenische Geschichte. Stuttgart, G. J. Göschen.

Eltz, J. van der. Aus Luxemburgs Vergangenheit und Gegenwart. Historisch-politische Studien. Trier, Fr. Lintz'sche Buchh.

Erman, G., Deutschland im Jahre 2000. (Deutsche Schriften für nationales Leben. I. Reihe Heft 4.) Kiel, Lipsius u. Tischer.

Hauff's Werke, Illustr. Ausgabe. Lieferung 3. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Henckell, K., Trutznachtigall. Stuttgart, J. H. W. Dietz.

Henk von u. E. Niethe. Zur See. Mit Illustr. Lieferung 14—19. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Henne am Rhyn, O., Die nationale Einigung der Deutschen, die Entwickelung und die Aufgaben des Reiches. Hannover, C. Meyer.

Hillern, W. v., Die Geier-Wally. Eine Gesch. aus den Tyroler Alpen. 6. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

Hoernes, M., Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Mit Illustr. Lieferung 2—5. Wien, A. Hartleben.

Hoffmann's von Fallersleben gesammelte Werke. Herausg. von H. Gerstenberg. Band II. Berlin, F. Fontane.

Hofmann, E., Die Raupen der Schmetterlinge Europas. Lieferung 7—9. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagsh.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1890—1891. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausg. von M. Wildermann. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh.

Indicator, Die Entwickelung unserer Staats-Eisenbahnen. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Kreuth, W., Aus den La Plata-Staaten. Eine Reise nach Südamerika. Mit 10 Illustrationen und einer Karte. Wien, A. Hartleben.

Langenhagen, H., Das Lied von dem Herrn von Falkenstein. Dichtung aus der Zeit der Eversteinschen Erbfehde. Leipzig, R. Richter.

Lantzius-Beninga, H., Um's höchste Gut. Eine erzählende Dichtung. Varel, J. W. Acquistapace.

Lautner, M., Wer ist Rembrandt? Grundlagen zu einem Neubau der holländischen Kunstgeschichte. Mit 7 Tafeln in Photogravüre. Breslau, J. U. Kern's Verlag.

Die Libertad, Novelle. Zürich, Verlags-Magazin.

Lübke, W., Lebenserinnerungen. Mit einem Bildniss. Berlin, F. Fontane.

Ludwig, O., gesammelte Schriften. Lieferung 9. 10. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Mauthner, Fr., Zehn Geschichten. Berlin, J. H. Schorer.

Medicus, W., Flora von Deutschland. Illustr. Pflanzen-Buch. Lieferung 1. Kaiserslautern, Aug. Gotthold's Verlagsh.

Pudor, H., Die Kunst im Lichte der Kunst. Zweite Auflage. Dresden, O. Damm.

Pudor, H., Zur Erklärung der Cavalleria rusticana (Sizilianische Bauernehre.) Zweite Auflage. Dresden, O. Damm.

Quieta movere! Ein ernstes Wort in ernstem Augenblick. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Reinwald, L., Die Sozialdemokratie vom Standpunkte des wahren und unverfälschten Christenthums. Ein Mahnwort an Staat und Kirche. Zweite Auflage. Stuttgart, Levy & Müller.

Renzis, F. de, Auf Vorposten und andere Geschichten. Autoris. Uebers. a. d. Italien. von J. Kurz. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. VII. Jahrg. Band 19.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Rosegger, P. K., Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Wien, A. Hartleben.

Saphir, M. G., Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satyre. 5. Volksausg. Mit dem Bildniss des Verfassers. Wien, A. Hartleben.

Schneider, A., Ueber Gebirgs-Eisenbahnen. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg.

Deutsche Schriften für Literatur und Kunst. Herausg. von E. Wolff. I. Reihe Heft 1. 2. Kiel, Lipsius & Tischer.

Deutsche Schriften für nationales Leben. I. Reihe. Heft 2. 3. Kiel, Lipsius & Tischer.

Schroeder, E. A., Zur Reform des Irrenrechtes. Zürich, Orell Füssli.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Tauern-Gold. Eine Geschichte aus dem Knappenleben in den Hochalpen. Wien, A. Hartleben.

Städte-Bilder und Landschaften aus aller Welt. Heft 4. Zürich, J. Laurencic.

Uhle, O., Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche. 2. umgearb. Auflage. Mit Illustrationen Lieferung 1. Braunschweig, O. Salle.

Vortmann, Th., Lyrisch-satyrische Nadelstiche einer verspäteten Jungfrau. Graz, „Leykam".

Watzlawik, F., Raum und Stoff. Das Negative und Positive der Natur zur Grundlage einer Ursachen-Wissenschaft. Berlin, Ch. Claesen & Cie.

Werneckinck, A., Mensch bin ich. Schauspiel in 5 Acten. Trier, Fr. Lintz'sche Buchh.

Wolff, Fr., Theoderich. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, O. Mutze.

Zoozmann, R., Seltsame Geschichten. Ein Liedercyklus. Zürich, Verlags-Magazin.

Zschommler, M., Beiträge zu Julius Mosens Erinnerungen. Plauen, F. E. Neupert.

In Vertretung des Herausgebers verantwortlicher Redacteur: Karl Jaenicke in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Band 58. — Heft 173.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

August 1891.

15. Jahrgang

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

August 1891.

Inhalt.

Seite

Eugen von Jagow in Paris.
Jugendhaft und Ehelast. Novelle 137

Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Ein vergessener Dichter. II. (Schluß) 161

* * *
Dr. Max von Forckenbeck 179

Karl Gjellerup in Kopenhagen.
Beim Tode Moltkes 197

E. Schwartz in Pellworm.
Carl Gottlieb Svarez. Der Vater des preußischen Rechts. II. ... 200

L. Siegfried in Kiel.
Federzeichnungen aus Holstein. II. Die Inseln der Seeligen 217

Bibliographie. 264
Das malerische Schweden. (Mit Illustrationen.) — Otto Ludwigs gesammelte Schriften.

Bibliographische Notizen 270

Hierzu ein Portrait von Dr. Max von Forckenbeck.
Radirung von Louise Stolz in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.
(Italienische Forschungen zur Kunstgeschichte von Prof. Dr. A. Schmarsow. Band II.)

ITALIENISCHE FORSCHUNGEN

ZUR

KUNSTGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

AUGUST SCHMARSOW



Che a te fia bello
Averti fatta parte per te stesso!
Dante.

Die „ITALIENISCHEN FORSCHUNGEN ZUR KUNSTGESCHICHTE“ wollen eine Reihe von Beiträgen, die in zwanglosen Bänden und in beliebigen Zwischenräumen erscheinen, unter einem gemeinsamen Titel zusammenfassen, der zugleich für die wissenschaftliche Gesinnung, die sie alle durchdringt, entschiedenes Zeugnis ablegt. Deshalb greifen sie in dankbarer Erinnerung zu dem wolbekannten Namen zurück, unter dem C. F. v. RUMOHRS grundlegende und wegweisende Abhandlungen 1827—1831 *herausgegeben wurden, — Arbeiten, welche so manchem Nachfolger auf seiner Bahn zum Leitstern und Vorbild geworden, zu dem man immer noch mit Verehrung aufblickt.*

Ward auch das Feld dieser Studien seither auf's Eifrigste angebaut und in den letzten Jahrzehnten besonders mit sichtlichem Gedeihen gesegnet, so scheint es doch wol angebracht eine Auffassung hochzuhalten, welche die Aufgabe der kunstgeschichtlichen Forschung zugleich im aesthetischen wie im historischen Verständnis der Kunstwerke sucht und das Hindurchdringen zur Charakteristik der Erscheinungen als die höchste Leistung betrachtet, der gegenüber alle anderen Zweige der wissenschaftlichen Behandlung sich nur als Mittel zum Zwecke darstellen und somit als Vorstufen unterordnen.

Wie bei Rumohr, soll auch hier der Name in dem umfassenden Sinne genommen werden, welcher der eigensten Ueberzeugung des Herausgebers entspricht. Abhandlungen „zur Theorie und Geschichte neuerer Kunstbestrebungen" sollen auch jetzt die Hauptsache bilden, um so mehr, als archivalische Forschungen neuerdings von den Italienern selbst mit anerkennenswertem Eifer betrieben werden, und unsere deutsche, auf genetische Erklärung und umfassende Vergleichnng gerichtete Methode sich berufen fühlen darf diese Vorarbeiten auf anderem Wege zu verwerten und zu ergänzen.

In der Regel bringt jeder Band ein selbständiges Ganzes. Finden sich jedoch gelegentlich mehrere kürzere Abhandlungen zusammen, die gegenständlich und zeitlich einander näher stehen, so sollen sie in einem Bande vereinigt werden, um so auch Gesinnungsgenossen bequemeren Zutritt zu gewähren. Umfassendere Arbeiten mögen auf mehrere Bände verteilt werden.

Die Verlagsbuchhandlung beabsichtigt, je nach den Anforderungen des Inhalts, diese Publikation mit guten Abbildungen auszustatten, deren Zweck zunächst vornehmlich auf Erleichterung des Verständnisses beim Lesen gerichtet sein soll.

Erschienen ist:

I. SANCT MARTIN VON LUCCA und die Anfänge der toskanischen Skulptur im Mittelalter, von AUG. SCHMARSOW.

Hocheleg. brosch. Mk. 9.—; fein gebunden Mk. 11.—

II. DONATELLOS KANZELN IN S. LORENZO, ein Beitrag zur Geschichte der Plastik im XV. Jahrhundert von MAX SEMRAU.

Hocheleg. brosch. Mk. 8.50; fein gebund. Mk. 10.50.

Unter der Presse befindet sich:

III. SANDRO BOTTICELLI, Erster Teil (bis zum Aufenthalt in Rom 1482) von HERMANN ULMANN.

Weitere Beiträge vom Herausgeber und namhaften Fachgenossen sind in Vorbereitung.

Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

BRESLAU, 1891.

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. SCHOTTLAENDER.



Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LVIII. Band. — August 1891. — Heft 173.

(Mit einem Portrait in Radirung: Max von Forckenbeck.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Jugendhaft und Ehelast.

Novelle.

Von

Eugen von Jagow.

— *Paris.* —

Wir ergingen uns im Pariser Luxembourg-Garten. Ich war schmerzlich überrascht gewesen über die Veränderungen, die seit zehn Jahren mit meinem armen Freunde vorgegangen waren. Seine ohnehin tiefblickenden treuherzigen blauen Augen waren in ihren Höhlen beinahe verschwunden, über denen sich eine freie, von natürlichem Frohsinn zeugende Stirn wölbte. Aber ein unbeschreiblicher Zug in dem von blondem Vollbart umrahmten Gesicht ließ errathen, daß außer dem Tuberkelbacillus noch ein unheimlicherer Parasit in dem verfallenden Körper rastlos thätig sei: der Seelenschmerz, das unbefriedigte, sich selbst verzehrende Sehnen.

Neußner hatte einen seiner Breslauer Pensionäre, dessen Eltern ein Haus bei Paris besaßen, auf der weiten Ferienreise begleitet und sich einen Nachmittag frei gemacht, um sich einmal gründlich mit mir auszuplaudern. Trotzdem er einer meiner ältesten Freunde war, so wußte ich — recht bezeichnend für unsere von dem bunten Wechselspiel des Tages völlig in Anspruch genommene, selten rückwärts schauende Zeit! — doch nur wenig von seiner Vergangenheit und von seinem Familienleben. Es war mir nur bekannt, daß er der Sohn eines niedrigen Hofbeamten war, dessen prinzlicher Herr das frühverwaiste Kind auf seine Kosten hatte erziehen lassen.

Der kleine Heinrich war — ganz nach französischen Mustern — in ein Pensionat geschickt worden, wo er von der Welt, von der Familie und von der Frauennatur offenbar nur eine sehr unklare Vorstellung hatte ge-

winnen können. Da er stets ein Musterknabe war, mit hellem Verstand und gutem Gedächtniß, so ward er bereits in seinem siebzehnten Jahre Student, und die ihm nicht entzogene kleine Gnadenzulage durch einige Privatstunden vermehrend, sein eigener Herr. — Sein eigener Herr! — Als wenn man sich, um dieser so viel mißbrauchten Bezeichnung würdig zu sein, nicht vor Allem selbst beherrschen und kennen muß! —

Reußner hatte sich noch als Student verheirathet, und zwar mit einer drei oder vier Jahre älteren Rheinländerin, war im Lauf der Jahre nicht nur Vater, sondern auch Lehrer und sogar Oberlehrer geworden, hatte auch den Doctortitel erworben, galt für einen tüchtigen Pädagogen, hatte nie wieder mit Geld- und Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt und gehörte somit derjenigen Klasse von Staatsbürgern an, welche man als eine gut situirte, wo nicht glückliche bezeichnet.

Das war so ziemlich Alles, was ich von ihm wußte. Allerdings hatte ich auch wohl seine Frau einige Male gesehen, aber ohne daß sie einen besonderen Eindruck auf mich gemacht hätte, — weder im Guten, noch im Bösen. Nur sagte ich mir damals, — dessen erinnere ich mich noch lebhaft — sie muß mal, wenn auch keine regelmäßige Schönheit, so doch sehr hübsch und gluthäugig gewesen sein, nur etwas schwerfällig wohl auch schon in jungen Jahren!

Und wie wir so, manche gemeinsame Erinnerung auffrischend, ziellos hin- und wiederschritten, lenkte sich das Gespräch auch auf die Ehe, mit der sich Reußners Geist beständig beschäftigen mochte. Aber er sprach nicht gleich von der seinen, sondern er machte nur so ganz im Allgemeinen die Bemerkung, daß nur zu viel Ehen in Deutschland deshalb unglücklich seien, weil die Frau gar zu sehr in der Wirthschaft und in den kleinen Interessen des täglichen Lebens aufgehe.

„Lieber mal einen Teller versalzener Suppe essen oder stehen lassen, als so gar kein Verständniß für unsere geistigen Interessen finden. Ein wahres Elend, daß der öde Klatsch sozusagen die Rolle der Fernsprech-Vermittlungsanstalt zwischen den Gattenseelen spielt und daß sich diese höchstens in der Kinderstube zusammenfinden. In Frankreich wird es ja wohl auch nicht an unglücklichen Ehen fehlen — aber erklären Sie die aus ähnlichen Gründen?“ fragte mein Freund, indem er sein Auge über die herbstliche Pracht der Georginen und des Geraniums schweifen ließ, welche das weite Parterre des Luxembourg-Palastes in gar zu kunstvollen Linien umgrenzen und ihn an eine bessere, duftigere Frühlingszeit erinnerten.

„Nein,“ erwiderte ich, — „ihre Erklärung finde ich eher in der Verbildung der Jugend durch die zahllosen Pensionate, in der geringen Ausbildung des Familiensinnes, in den selten durch die Liebe geschlossenen Ehen . . .“

„Pah, die Liebe!“ unterbrach er mich mit geringschätzigem Ton. „Giebt die eine Gewähr!“

„Wenn sie echt ist, ganz gewiß."

„Wer kann das vorher wissen!"

„Jeder, der seine Empfindungen gewissenhaft überwacht, der sich ehrlich fragt, ob das, was er zu empfinden glaubt, nicht nur seinen Lieblingsdichtern nachempfunden ist, und in den Vorurtheilen der Gesellschaft wurzelt . . . ."

Mein Freund seufzte.

„Sehr wahr, — aber diese Selbstprüfung und diese Menschenkenntniß, — denn es genügt nicht, sich selbst zu kennen! — setzt mehr voraus, als man bei einem blutjungen Menschen erwarten kann."

„Gewiß! und darum sind die blutjungen Ehen im Allgemeinen auch wohl nicht empfehlenswerth. Aber, um auf Ihre Frage zurückzukommen: die Französin besitzt zweifellos ein größeres Anpassungsvermögen, als die Deutsche, sie findet die Zeit, sowohl einem Hausstand vorzustehen, wie auch sich nebenher andauernd geistig zu beschäftigen und so mit größerer Leichtigkeit in dem Ideenkreis des Gatten heimisch zu werden."

Neußner seufzte abermals, und mit dem Fuß die rollenden, welken Blätter fortstoßend, die uns der Wind entgegentrieb, fragte er urplötzlich:

„Haben Sie Tolstoi's Kreuzersonate gelesen?"

„Erst dieser Tage!"

„Daß sein Held mit so unmöglichen Idealen, — denken Sie nur an sein Keuschheitsdogma, welches lediglich eine Variante des Hartmann'schen Ideals von der freiwilligen Selbstvernichtung des Menschengeschlechtes ist, denken Sie an diese wunderliche Sonderung der idealen und sinnlichen Liebe, die spitzfindige Verneinung der Goethe'schen Zweiseelentheorie, — daß Tolstoi's Held, sage ich, nicht glücklich werden konnte, das begreife ich. Aber das Glück, welches mir vorschwebte, war unendlich leichter zu verwirklichen, weit naturgemäßer, — und doch blieb es mir versagt!"

Er vermochte dem Drange, auf seine Herzensverhältnisse einzugehen, nicht länger zu widerstehen.

„Ist es nicht beinahe paradox," fuhr er lebhaft fort, „daß der Dichter sein Evangelium von einem Mörder, einem überspannten, dem Nicotingenuß ergebenen, mehr als nervenkranken Menschen verkünden läßt? Denn daß es sich um seine eigensten Anschauungen handelt, geht aus dem Ganzen klar hervor. Ist es da erstaunlich, daß er, trotz mancher feinen Beobachtung, deren Wahrheit ich nur zu schmerzlich empfinde, beständig übertreibt und das Leben in ganz falschem Lichte erblickt? Wo hat er beispielsweise gesehen, daß die Ehen vorwiegend unglücklich sind? Rings um mich her sehe ich Ehen, in denen das Glück keineswegs nur geheuchelt wird, weil geistige Wahlverwandtschaft sie herbeiführte. Gerade das mehrte meine Qual, macht mich neidisch. Ich fühle mich um so mehr Tantalus, als die lockenden Früchte keine verbotenen sind und ich mich wahrhaftig nicht deshalb verheirathete, um sie vor meinen Augen von anderen glücklichen Ehepaaren verzehren zu

sehen. Ich komme mir vor, wie Jemand, der im feuchten Schatten frösteln und verkümmern muß, während er ringsher Sonnenschein erblickt und immer, immer wieder frage ich mich, ob meine Schuld wirklich so groß war, daß ich sie so hart büßen mußte!"

„Welche Schuld?" fragte ich überrascht.

„Meine Hochzeit!"

Er stieß das Wort höhnischen Tones hervor, mit kurzem Athem und die Hand auf die schmerzende Brust drückend.

„Ein flaumbärtiger Junge, der sich für schlau und überschlau hält, weil er studirt hat und der Hochzeit macht," fuhr er dann wie über sich selbst entrüstet fort — „ist das nicht zum Todtlachen! Und für diesen Dummenjungenstreich, den ich doch nur begangen habe, weil ich allein stand in der Welt, ohne Erfahrung, ohne Rathgeber, übrigens aber aus durchaus ehrenhaften Beweggründen, — dafür so grausam, so für's ganze Leben bestraft zu werden, — nein, das ist nicht gerecht. Nichts kann diese Härte rechtfertigen, — weder Sittengesetz, noch Religion oder wie Sie es nun nennen wollen."

Nach jedem ehelichen Zwist, nach jeder Enttäuschung verbitterte sich der Unglückliche — das war leicht zu errathen — mit ähnlichen Betrachtungen das Leben, lehnte er sich in tiefster Seele grollend gegen die bestehende Gesellschaftsordnung auf. Ich empfand deutlich das Falsche oder wenigstens das Zwecklose einer solchen Auflehnung, zumal bei einem Durchschnittsmenschen, aber es ließ sich schwer in Worte kleiden. Mein Freund erwartete andererseits mehr von mir, als einen banalen Trost, er wollte offenbar, daß ich mich in seine Lage versetzte, um dann zu sehen, ob ich sie in derselben Weise beurtheile, wie er, ob ich ihm zu dem rathen werde, was er selbst schon gethan oder verworfen hatte und ob ich gar ein Auskunftsmittel wisse, auf das er noch nicht verfallen war, was mich allerdings vielleicht noch mehr als ihn selbst überrascht hätte. In derartigen Fällen trifft nämlich fast immer das zu, was Dumas in einer seiner Vorreden den Kunstrichtern erwidert: Eure Einwendungen habe ich mir längst selbst gemacht, der Fehler war indessen nur durch einen größeren zu vermeiden.

Obgleich wir wohl schon Beide Aehnliches erfahren hatten, so hielt das doch weder den Einen ab, ohne Zuversicht zu hoffen, noch den Anderen, ohne Hoffnung seine Freundespflicht zu thun und ziemlich unvorbereitet den Seelenarzt zu spielen.

„Wir sprachen vorhin von Frankreich," bemerkte ich, während wir auf einer Bank Platz nahmen, welche eine freie Aussicht auf den dem Florentiner Palazzo Pitti nachgebildeten Luxembourgpalast gestattete, „dort besteht die Ehescheidung, wie Sie wissen, noch kein Jahrzehnt und doch weist die Statistik bereits an 15 000 Fälle auf."

Mein Freund verstand meine Anspielung.

„Ich habe Kinder," erwiderte er nach kurzem Sinnen.

„Glauben Sie nicht, daß es auch für sie besser ist, ihre Eltern geschieden zu sehen, als beständig Zeugen ihres Zwistes zu sein?"

Reußner nickte schmerzlich.

„O, wir wissen es, daß unser Zwist ihnen die Jugend verbittert und diese Erkenntniß, so sollte man meinen, müsse eine versöhnende Wirkung ausüben, nicht wahr? Aber nein — die elektrische Spannung langverhaltenen Grolles, unausgesprochener Vorwürfe ist noch mächtiger, als die Zärtlichkeit der Mutter und das Mitleid des Vaters. Die Gewitterwolke muß sich mit Naturnothwendigkeit von Zeit zu Zeit entladen. Sie haben übrigens Recht, lieber Freund, die Ehescheidung ist das geringere Uebel, aber — meine Frau will sie nicht."

„Und warum nicht, wenn die Frage nicht unbescheiden ist?"

„Wegen des Kindes, aus Geldrücksichten . . ."

Er stockte, so daß ich leicht errieth, seine Frau habe noch einen weiteren Gegengrund, dessen Bekenntniß indessen nicht recht über seine Lippen wolle. Natürlich versuchte ich nicht, ihm sein Geheimniß abzulocken, sondern bemerkte nur:

„Würden Sie für die schuldlose Frau und für Ihr Kind nach der Scheidung doch selbstverständlich auch fernerhin sorgen!"

„Selbstverständlich! — Aber die Wittwenpension, die ihr wohl in wenigen Jahren sicher ist und, fügte er nach abermaligem Zögern und in einem Tone hinzu, den er vergeblich gleichgiltig zu stimmen suchte, und — wenn ich mich nun wieder verheirathete —?"

Ich sah ihn überrascht an. Der Zusammenhang war übrigens nicht schwer zu errathen. Ein so schwerkranker Mann, der sich noch dazu über seinen Zustand keinen Illusionen hingab, würde auf den Gedanken einer neuen Eheschließung schwerlich verfallen sein, wenn er sich damit nicht seit langer Zeit getragen hätte! Jahrelange innere Kämpfe zwischen der freiheitsdurstigen Lebelust des Liebhabers und zwischen der pflichtbewußten Resignation des Gatten und Vaters, — wie hatten Seele und Körper darunter leiden müssen!"

„Ich verstehe," sagte ich mitleidig.

Reußner brauchte mit der vollen Wahrheit nun nicht länger zurückzuhalten.

„Schon um diese neue Ehe zu verhindern, will Barbara die Scheidung nicht. Außerdem kann, selbst wenn es dazu käme, die Bedingung gestellt werden, daß der Mann die oder die Frau nicht heirathen darf. In meiner gebundenen Stellung würde der Proceß überdies den letzten Rest meiner Gesundheit zerstören, und da heißt es denn vorläufig abwarten und sich des erreichbaren Glückes freuen."

Ich sann einen Augenblick nach.

„Ich fürchte sagte ich dann, daß Sie sich einer Täuschung hingeben, wenn Sie — verzeihen Sie das harte Wort! — im Ehebruch ein erreichbares Glück zu finden wähnen, und Sie thun es auch nicht, wie ich aus dem Wort

„vorläufig“ ersehe, welches die Scheidung ad calendas graecas vertagt und wahrlich nur ein schlechter Trost ist. Das Schlimmste ist, daß Sie dadurch falsche Hoffnungen in sich wach erhalten und das verewigen, was der Franzose eine fausse position nennt. Sie sind eine viel zu tief angelegte Natur, um im Ehebruch Trost und Befriedigung zu finden, Sie müssen aus Ihrer schiefen Stellung hinaus auf diese oder jene Weise.“

„Das ist es gerade: auf welche Weise?“ bemerkte er mit leisem Spott — „Das ist der Stein der Weisen.“

„Sinnen wir nach. Daß Ihre Frau Gemahlin eine neue Ehe zu verhindern sucht, das begreife ich. Eine Mutter kann nicht anders handeln . . .“

„Und ich auch nicht,“ unterbrach er mich beinahe heftig, einen leisen Vorwurf aus meinen Worten heraushörend, „es ist übermenschlich, eine Jugendschuld um der lieben Pflicht willen, die sich so leicht predigen läßt, Zeit seines Lebens freiwillig auf sich zu nehmen und abzubüßen, ich wiederhole es. Aber bevor wir nachsinnen, wie ein armer Ehemann aus der Sackgasse hinausgelangen soll, lassen Sie mich Ihnen zuvor meine Leidensgeschichte wenigstens in aller Kürze erzählen. Das wird mir das Herz erleichtern, denn Sie ahnen nicht, wie diese Heimlichkeit mich drückt, zu der mich Familienstellung und Lehramt verdammen. Gift im Schreibtisch, um meiner Familie die Pension zu sichern, falls mein Verhältniß offenkundig würde und Dienstentlassung drohte, — Gift und Groll im Herzen, und heucheln und immer heucheln vor den Leuten, Ehrbarkeit, Zufriedenheit und Gott weiß was heucheln, — sagen Sie selbst, ist das ein Leben, ein Leben für einen Mann, der zu den Gebildeten der Nation gehört, der die Jugend zur Wahrheit erziehen soll und es nicht vermag, weil er selbst nicht zur Wahrheit erzogen ward! Glauben Sie mir, — daher stammt alles Leid in der Welt seit undenklicher Zeit!“

Er hatte diese langathmige Rede in einem Athem gehalten, und der war bei dem Aermsten nicht im Ueberfluß vorhanden. Seine Brust rang nach Luft.

Vor unseren Füßen spielte die Sonne mit den flackernden Schatten halbentlaubter Bäume, um von Zeit zu Zeit, einem Lebenslicht vergleichbar, urplötzlich zu verlöschen. Gedankenabwesend starrte Reußner längere Zeit auf dies flimmernde Wechselspiel von Licht und Schatten, dann begann er zu erzählen:

„In den ersten Semestern meiner Studentenzeit hatte ich eine Hauslehrerstelle in Florenz angenommen, schon meiner schwachen Lunge wegen. Der Aufenthalt bekam mir in der That so gut, daß auch meine geistige Genußfähigkeit dadurch wesentlich gesteigert ward. Es war mir, als wenn meine Brust sich dehne, um all die herrlichen Eindrücke aufnehmen zu können, die ich unausgesetzt empfing. Sehen Sie, der Luxembourgpalast dort, welcher mich, wie die Naturen rings um uns her, an Rom erinnert, verjüngt mich um zwanzig Jahre. Eine Fülle von Kunstdenkmälern sehe ich vor mir aufsteigen, durchsonnt von jener heiteren Harmonie, von der ich so wenig in

das eigene Herz zu übertragen vermochte. Kurzum, der italienische Aufenthalt hatte meinen kindlichen Optimismus außerordentlich gesteigert, und mit den wunderlichsten Lebenshoffnungen und Vorstellungen bezog ich die Universität Bonn. Ich war so recht in den Jahren, wo man liebt, weil man lieben muß und Gott Amor beinahe beschämt ist über seine leichten Siege. Und diese Anlage zu einem Dummenjungenstreich, — ich weiß keine bessere Bezeichnung dafür — half der Zauber noch entwickeln, den die Burgruinen, die Sagenpoesie des Rheins, die herrlichen Studentenlieder, der goldglitzernde Wein auf mich übten. Auch ich fand mein Seesenheim und bildete mir damals ein — Gott verzeihe es mir, denn er hat es mich hart genug büßen lassen! — klüger, sittlicher, großherziger als Goethe zu sein! Wie oft hatte ich schon in der Prima den Straßburger Studenten mit seiner Friederike vermählt! Dieser Ehe waren zahllose kleine Goethes beiderlei Geschlechtes entsprossen, welche den deutschen Dichterwald aufzuforsten hatten, — kurzum, ich entschloß mich mit unheimlicher Schnelligkeit, die letzten Capitel des unvollendet gebliebenen Liebesromans mit eigenstem Herzblut zu schreiben."

Das mächtige, achteckige Wasserbecken vor dem Senatorenpalast schimmerte, vor dem Feuerblick der Sonne zusammenschauernd, hell auf, als wolle es den ersten Capiteln jenes Romans als Folie dienen.

„Meine Friederike, — wie sie wissen, älter, als ich — hieß Barbara und war die Tochter eines Schulmeisters, dessen Dorf in größter Nähe von Bonn liegt. Der Alte, ein Wittwer, war streng katholisch; die Religion der Tochter war mir ihre Schönheit, blühend wie die Gärten und Weinberge rings um ihr Vaterhaus. Tiefe, schwarze Augen und fast ebenso glänzendes tiefschwarzes Haar, dessen Ueberfülle die etwas niedrige Stirn gänzlich verschattete, ein madonnenhaftes Oval des Gesichtes — doch diese Reminiscenzen an das, was wie falsche Liebe schwindet, interessiren Sie schwerlich," unterbrach sich Reußner und fuhr dann, meiner Aufforderung entsprechend, fort:

„Ich lernte meine zukünftige Frau auf einem Hochzeitsfeste kennen, zu dem ich einen meiner Commilitonen begleitet hatte. Wir waren fünf oder sechs Studenten, und Alle tanzten mit einer Ausdauer, die ich bei ihnen bis dahin nur in der Kneipe beobachtet hatte. Ich aber, — jünger und verliebter als sie, — sah nur Barbara, tanzte nach einer Weile nur mit Barbara und träumte von Barbara, selbst während die anderen Leute in ihrem wunderlichen Dialekt zu mir sprachen. Es war ein herrlicher Frühlingsabend, und der süße Fliederduft, der in den Ballsaal einströmte, schien mir von ihrer Jugendschöne auszugehen, etwas von ihrem eigensten Wesen zu sein und ihr Lächeln huldigend zu umkosen. Von dem Altan aus sah man die glitzernden Wogen des Rheins und dahinter die großen und kleinen Lichter der Dorfschaften, und über alle dem lag ein geheimnißvoll nächtiger Schleier, der mir etwas von jener unendlichen Lebens- und Liebesfülle zu verhüllen schien, die ich selbst in meiner Brust verspürte."

Reußner hielt bewegt und athemlos inne. Ein schwerer Wagen fuhr

an uns vorüber, beladen mit einem Orangenbaum, der aus einer mächtigen, mit Ketten umschlungenen Tonne hervorragte und aus der Herbstlandschaft in die Tropenatmosphäre des Treibhauses übersiedelte.

„Seine Sommerherrlichkeit ist aus, wie mein Liebesfrühling," bemerkte mein Freund mit schwermüthigem Lächeln, — „meine Lunge gehörte wohl auch am Besten in ein Glashaus. Wozu Sie übrigens mit der Schilderung von Empfindungen langweilen, die ich damals für echt reußnerische hielt, aber seitdem in manchem besseren Liebesroman wiedergefunden habe. Die Bemerkung genügt, daß wir uns öfter sahen, trotzdem der Vater diese Begegnungen keineswegs begünstigte, und — daß wir schnell einig wurden. Wie oft habe ich es versucht, unseren damaligen Gemüthszustand, über den sich wohl keiner von uns klar Rechenschaft gab, nachträglich zu analysiren. Trotz meiner Verliebtheit war es mir übrigens nicht entgangen, daß Barbara die nie über Frankfurt oder Köln hinausgekommen war, und ein gewisses, von mir sehr günstig gedeutetes Verlangen trug, etwas mehr von der Welt zu sehen, — für meine Ideale im Großen und Ganzen doch nur wenig Verständniß hatte. So verblendet war der zukünftige Pädagoge doch nicht, um zu übersehen, daß sie nur eine höchst elementare Bildung besaß. Aber diese Erkenntniß wirkte gerade auf ihn eher stimulirend. Das läßt sich nachholen, sagte ich mir, und wer ist zu diesem Liebeswerk mehr berufen, als Gatte und Schulmeister in einer Person? Die herrlichste aller Privatstunden wird die ihr ertheilte sein! mit ihren Kenntnissen wird auch unser Gedankenaustausch wachsen und gleichzeitig werden die Fäden ungesehen fließen, welche zwischen unseren Seelen tausend neue Verbindungen herstellen. Sie sehen, wie verführerisch eine solche Vorstellung für mich war, umsomehr, als ich mir vorredete, Barbara sei ungewöhnlich begabt. Es fehlte ihr in der That auch keineswegs an natürlichem Verstand. Daß gewisse Charakterfehler die Ausbildung der allergünstigsten geistigen Anlagen verhindern können, davon ahnte ich damals so wenig, wie von der Kunst, aus scheinbar unwesentlichen Zügen auf diese Charakterfehler und deren wahrscheinliche Entwicklung einen Schluß zu ziehen. Jetzt freilich sehe ich rückdenkend Manches, was mir die Augen hätte öffnen sollen, wenn meine Erziehung eine minder einseitige, nicht rein wissenschaftliche gewesen wäre."

Nach kurzer Pause fuhr Reußner fort: „Es kommt noch eins hinzu. Barbara war von ihrem Vater streng katholisch erzogen worden. Sie ging regelmäßig in die Messe, sie nahm an allen Processionen Theil. Ein wunderliches Mitleid rief in mir einen ebenso wunderlichen Rettungstrieb wach. Ich wollte die Geliebte nicht nur zur Höhe meiner classischen Weltanschauung emporheben, ihr alle Wissensquellen erschließen, ich wollte sie auch bekehren, — Sie errathen wozu: zum Atheismus. Der zukünftige kleine Schulmeister fühlte sich damals als einen kleinen Luther der Aufklärung, eben der schwache Mann, welcher später am Sarge seines ersten und noch einzigen Kindes den Gottesglauben wiederfand. Ich fühlte mich Hercules genug, um

den Himmel christlicher Weltanschauung auf meinen Schultern fortzutragen und durch deren Schütteln die gläubigen Seelen wie Meteorsteine auf unsere nüchterne Erde herabfallen zu lassen."

„Und gelang Ihnen denn das Bekehrungswerk wenigstens mit Frau Barbara?" fragte ich lächelnd.

„Gerade genug, um die Wahrscheinlichkeit einer unglücklichen Ehe um fünfzig Procent zu erhöhen."

Ich sah ihn verwundert an.

„Sie wissen, lieber Freund, daß die Anschauungsweise der Frau eine ganz andere ist, wie die unserige. Unsere Augen sind durch Ideale, durch Principien, kurzum durch vorgefaßte Meinungen beeinflußt, die der Frau durch die Nerven und durch die sehr practische, ganz und gar nicht schwärmerische Erwägung: welche Beziehung hat das Geschaute zu meinem lieben Ich? Ist es ihm vortheilhaft oder nicht? Eine vorübergehende geputzte Dame beispielsweise erweckt sofort die Gedankenfrage: wie würde mich ihre Tracht kleiden? würde ich darin besser aussehen? Haben Sie es nicht beobachtet oder errathen, daß sich ein Weib für einen beliebigen Vorgang nur dann wahrhaft interessirt, wenn er ihr angenehme oder auch unangenehme Sensationen bereitet? Dies gilt in erster Linie für die Religion, für das Gepränge des katholischen Gottesdienstes. Der gläubige Mann sieht, wenn er ein wenig geistig entwickelt ist, in der Religion den Regulator des Sittlichkeitsgefühls, er läßt sie auf sein Inneres wirken, und da er es thut, gelangt er bewußt oder unbewußt zu dem Schluß, daß man, um ihre heilsame Wirkung zu verspüren, zuvor ihr Wesen erfassen müsse. Und dazu braucht er den Verstand.

„Ich verstehe, vorauf Sie hinaus wollen," unterbrach ich ihn, „bei der Frau verhält es sich umgekehrt, sie — sie läßt die Religion nur auf ihre Nerven, auf ihre Stimmung, auf jene Organe wirken, welche der angeborenen Gefallsucht dienen. Sie sucht lediglich die Hülle und nicht den Kern."

Reußner nickte.

„Ich bilde mir nicht etwa ein," sagte er, „damit eine wunderbare Entdeckung gemacht zu haben. Das ist bereits hundert Mal und viel besser gesagt worden, aber im praktischen Leben kommt es viel weniger auf das Entdecken neuer Wahrheiten an — in den Büchern findet man deren mehr, als ein Menschenleben verdauen kann, — als darauf, diejenigen altbekannten Wahrheiten herauszufinden, die man braucht und die sich auf die eigenen Verhältnisse anwenden lassen. Gemeiniglich geht es einem damit, wie dem Laien, der ein Handbuch der Medicin durchblättert. Die ärztliche Kunst kommt ihm kinderleicht vor, er würde alle Symptome des Scharlachkranken sofort wiedererkennen, wenn man ihm einen solchen vorführte, aber stellt man ihn vor eine Mustersammlung von Hautkranken, so ist es mit seiner Weisheit schnell zu Ende. Doch wie ist der geschwätzige Philologe da abgeschweift

in die Medicin, die ihn gar nichts angeht," unterbrach sich Reußner lachend, um dann ironisch hinzuzusetzen, „und die er auch nichts angeht, denn sie vermag so wenig für ihn zu thun, wie er für sie. Gleichviel! Nach dem eben Gesagten verstehen Sie, daß mein Bekehrungseifer, der sich lediglich der Waffen des Verstandes bediente, nur den kleineren und — besseren Theil von Barbaras Ueberzeugungen vernichten konnte. Ihre Neigung für das Conventionelle blieb intact, ja, entwickelte sich sogar um so mehr, als das sittliche Gegengewicht oder, wenn Sie lieber wollen, die Furcht vor der göttlichen Nemesis schwand. Ich hatte mir den besten Bundesgenossen für die mir bevorstehenden ehelichen Kämpfe vertrieben. Barbara wäre sicherlich fügsamer, empfänglicher für meine Bitten und Ermahnungen gewesen, wenn ich in ihr nicht muthwillig jene Stimme erstickt hätte, welche sie, auf Gott zurückgeführt, beständig zum Gehorsam, zur Ergebung, zum Opfermuth ermahnt haben würde. War es nicht fatalistisch, daß sie sich später meiner eigenen Waffe gegen mich bediente, daß sie für ihre Art zu leben eben dieselbe Freiheit beanspruchte, die ich ihr auf religiösem Gebiet aufgedrungen hatte?

„Erinnern Sie sich", bemerkte Reußner nach kurzem Sinnen und, wie mir schien, ganz vom Thema abspringend, „erinnern Sie sich der Worte Brabantios im Othello:

Sei wachsam, Mohr! Hast Augen Du zu sehen,
Den Vater trog sie, so mag's Dir geschehen!

„Nein, sehen Sie mich nicht so seltsam an. Barbara ist mir nicht minder treu gewesen, als Desdemona dem Mohren und gerade das hat den Widerstreit meiner Empfindungen nur erbitterter gemacht. O, in diesem Punkt kann ich dem Helden der Kreuzersonate völlig nachfühlen: Beinahe möchte ich, daß meine Frau schuldig wäre, so sagt derselbe, damit ich mich mit freierem Muthe rächen kann! Meine, ich kann es nicht anders bezeichnen, meine ideale Thätigkeit, der stete Verkehr mit der noch leidlich unschuldigen Jugend, sehen Sie, das schützt mich vor derartigen Excessen der Einbildungskraft, ich überlasse mich nicht unthätigem, krankhaften Brüten, ich bin nicht blutdürstiger, als meine Primaner, als eine Taube oder ein Lamm, aber ich empfinde das beständige Bedürfniß, meinen Vorwürfen, meiner Klage über ein verlorenes Leben noch mehr Gewicht zu geben, um es dadurch vor meinem Gewissen zu rechtfertigen, daß ich mich in den paar Jahren, die mir in der Oberwelt noch zu bleiben vergönnt sind, für meine Entbehrungen schadlos zu erhalten suche."

„Ich verstehe ihr Shakespeare-Citat noch immer nicht," unterbrach ich ihn. . . .

„Lachen Sie mich nur aus," erwiderte er mit beinahe heiterem Ton, „ich warne meine Schüler jahraus, jahrein vor den traumhaften Sprüngen der Einbildungskraft und jetzt — wo es sich um meine eigenen Verhältnisse handelt — verdiene ich selbst den Ehrenplatz des Ultimus. Mein Citat

also bedeutet, daß sich Barbara von mir entführen ließ, daß sie später ihre Pflicht gegen ihren Gatten vergaß, wie sie die gegen ihren Vater vergessen hatte, ihre Pflicht nämlich, mir, wenn ich so sagen darf, geistig entgegenzukommen."

„Sie entführten Ihre Frau?" wiederholte ich verwundert.

Er nickte.

„Weil der kleine Dorfschulmeister mir, dem zukünftigen Gymnasiallehrer, aus rein religiösen Gründen die Hand seiner Tochter verweigert hatte. War ich nicht Protestant? Sie sehen, auch hier hatte der Teufel wieder leichtes Spiel, hatte er mir doch nur in's Ohr zu flüstern brauchen: Du thust ein gutes Werk, daß Du sie aus ihrer geistigen Umnachtung errettest. Ohne diese Befreiungsthat müssen ja all ihre schönen Anlagen verkümmern. Es ist Deine Pflicht, die Pflicht des stärkeren Mannes, sie vor dem eigenen Vater zu schützen."

„Und Fräulein Barbara ließ sich willig entführen?"

„Nach einigen Kämpfen, — verhältnißmäßig leicht! Mein Gift hatte schon zu wirken begonnen. Ihr Pflichtgefühl war durch meine Schuld schon so erschüttert, wie heute das meine durch ihre Schuld, fügte er düster hinzu. — Ich wunderte mich damals selbst über die Leichtigkeit, mit der sie meinem Dringen nachgab. In meiner blinden Eitelkeit erklärte ich es mir aus ihrer übergroßen Liebe zu mir, statt aus ihrem Charakter. Ihren Stolz, ihren Hang zum Prunk und zum Prunken, welcher durch ihre Erziehung eher verstärkt, als abgeschwächt worden war, konnte sie in einer großen Stadt und in den Gesellschaftskreisen eines Gymnasiallehrers sicherlich viel leichter befriedigen, als in einem halben Dorfe und an der Seite eines Weinbergbesitzers oder Apothekers. Das war von dem drei Jahre älteren Mädchen offenbar klar erkannt worden und auch in der richtigen Beurtheilung meines Charakters bethätigte sich ihr nüchtern praktischer Sinn, denn zweifellos hatte sie sich gesagt: ‚er wird Dich nicht nur entführen, sondern auch heirathen. Er wird sein Versprechen halten.' Zwischen den Flüchtigen ging es übrigens in allen Ehren zu. Ich brachte Barbara, deren kluge Zurückhaltung mich entzückte, bei meiner inzwischen verstorbenen Schwester unter, und da ich mündig und dienstuntauglich war und dicht vor dem letzten Examen stand, so ward bald Hochzeit gefeiert, und zwar in aller Stille und Heimlichkeit, wie es sich für den größten Schnitzer meines Lebens auch geziemte. Uebrigens hat Tolstoi auch darin Unrecht, daß er die Flitterwochen leugnet. Die Unsrigen waren zwar ein wenig getrübt durch die Erinnerung an den zürnenden Vater, aber unsere Selbstsucht ließ sich den Genuß der Gegenwart doch nicht verkümmern, und mit Wonne bissen wir in die verbotene oder wenigstens von dem Alten verweigerte Frucht. Die Studentenehe, die eheliche Studentenwohnung hatten für mich, der ich schon als Secundaner für die Dachstubenliebe geschwärmt hatte, nun überdies einen unbeschreiblich romantischen Reiz, was bei Barbara freilich ganz und gar nicht der Fall war. Sie empfand diesen interimistischen Aufenthalt als eine Art von

Demüthigung, sie wollte höher hinaus. Ohne daß sie es gerade aussprach, errieth ich es doch so halb und halb und das warf den ersten leisen Schatten in das sonnige Zukunftsbild, das ich mir ausgemalt hatte."

Nach kurzem Träumen fuhr Reußner fort:

„Sobald ich Lehrer geworden war, an einem Breslauer Gymnasium, wie Sie wissen, richteten wir uns besser ein, mit der Familie erweiterte sich auch die Wohnung, die wir, höchst bezeichnend für das Unbefriedigtsein unserer Seele, beständig wechselten. Und jedes Mal, wenn das Gehalt stieg, richteten wir uns wiederum besser und immer besser ein, zogen wir vom dritten, zum zweiten Stock und vom zweiten zum ersten herab. Je mehr aber die Zahl der Treppen abnahm, die wir zu erklimmen hatten, je mehr entfremdeten wir uns, und so wurden mir dann die Stufen gleichsam zum Gradmesser unserer Herzenswärme. Je weicher die Treppenläufer wurden, welche den Fußtritt des aus der Schule Heimkehrenden erstickten, je langsamer stieg er hinauf, je stiller und kälter ward es auch in seinem Herzen. Und der Augenblick trat ein, wo mir der bloße Gedanke an das Wiedersehen statt eines freudigen Herzklopfens geradezu ein peinliches Gefühl verursachte. So schnell wie möglich zog ich mich in mein Arbeitszimmer zurück, um in mich hineinzuklagen. Doch da bin ich in meiner Erzählung wieder sprunghaft verfahren, denn ich möchte, daß Sie alle Entwickelungsstufen meines Elends klar vor Augen sehen. Der Hauptgrund zu unserer Entfremdung war — welche Ironie des Schicksals! — eben jene mangelhafte Vorbildung Barbaras, in der ich in meiner Afterweisheit die Quelle herrlicher Geistes- und Herzensanregungen entdeckt zu haben wähnte. Ich erlebte mit Barbara in der That etwas Aehnliches, wie Goethe mit seiner Friederike in Straßburg, Aehnliches und doch auch wieder viel Schlimmeres, da ich's weiter getrieben hatte, als er, und das an mir erleben mußte, wovor ihn sein ahnungsvoller Blick und sein klareres Urtheil bewahrt hatten."

„‚Wie kommt es', fragte ich, ‚daß sie im Verkehr mit einer Gesellschaftsklasse, deren Bildung der ihres dörflichen Umgangs offenbar überlegen war, nicht selbst das Bedürfniß fühlte, ihre Kenntnisse zu erweitern?'"

„O, sie fühlte es wohl, aber es liegt oft ein weiter Weg zwischen dem Wunsch und seiner Erfüllung! Unter den Frauen meiner Amtsbrüder fand sich keine, die nicht mehr von Welt und Wissenschaft wußte als Barbara, und Viele, deren Bildung eine geradezu gediegene war nnd meine Frau entmuthigen mochte. Jedesmal, wenn Barbara ihre Unwissenheit verrieth und etwas Schiefes bemerkte, — was man ihr übrigens in der ersten Zeit um ihres kindlich naiven Tones willen verzieh, — war ich peinlich berührt, und zwar weniger noch um meinet- als um ihretwillen, da sie weit öfter als ich, das spöttische Lächeln der Frau Professorin, das gutmüthige des Herrn Professors entdeckte. Niemals fühlte sie sich heimisch in diesem Kreise, und um so weniger, als sie darin wenn auch nicht die jüngste Frau, so doch die Frau des jüngsten Lehrers gewesen war, Frau Reußner schlechtweg, und nicht

Frau Doctorin, Frau Oberlehrerin, Frau Professorin, Frau Directorin. Und so hatte sie sich denn von Anfang an auch gesellschaftlich als letzte gefühlt, und dieser erste, ihr Selbstgefühl verletzender Eindruck wirkte noch zu einer Zeit nach, wo sie bereits einen Titel und den Vortritt vor Frau X. und Frau Y. hatte. Als sie sich nun gar einmal von der Frau Directorin, die sich kraft ihres Alters und ihrer Stellung dazu berechtigt glauben mochte, eine kleine Zurechtweisung gefallen lassen mußte, da verbarg sie nur mühsam ihre Empfindlichkeit, unter der ich hernach zu leiden hatte. Auch war sie fast jedesmal verletzt, wenn ich sie nach der Gesellschaft in zartester Form auf diesen oder jenen Verstoß aufmerksam machte. ‚Schon wieder!‘ rief sie, oder wohl gar: ‚Das sagst Du nur, um mich zu demüthigen, um mich fühlen zu lassen, wie tief ich unter der Frau Oberlehrerin stehe. Warum hast Du Dir nicht eine ebenso gelehrte und kluge und vollkommene Frau ausgesucht! — ich bin, wie ich bin!“ Wieder ein andermal bildete sie sich ein, oder stellte sie sich wenigstens so, als glaube sie, daß ich ihren Vater und damit ihre Herkunft bemakeln wolle. So sehr sie sonst auch darauf stolz war, die Frau eines Gymnasiallehrers zu sein, so fühlte sie sich in solchen Augenblicken doch sehr lebhaft als Tochter des Dorfschulmeisters, und die Tochterliebe mußte dazu herhalten, um ihre verletzte Eitelkeit zu verkleiden.“

„So gelangte Ihr Lieblingsgedanke, der Lehrer ihrer Frau zu sein, also überhaupt nicht zur Ausführung?“ unterbrach ich Reußner.

„Doch! — eine Zeit lang. Aber Barbara war, trotz ihrer Empfindlichkeit, trotz des plötzlichen Hervorbrechens ihres aufgestauten Grolls, trotz ihrer mit völliger Gleichgiltigkeit oder Verstimmung abwechselnden launischen, allerdings im Lauf der Jahre immer seltener werdenden Zärtlichkeit doch im Grunde genommen eine phlegmatische Natur. Je mehr ihre Körperfülle zunahm und die Fehler ihres Wuchses und ihrer Bewegungen hervortreten ließ, — und es geschah verhältnißmäßig früh, da sie ja älter war als ich, — je mehr erkannte ich es. Anfangs überwand sie ihre Trägheit, und da sie natürlichen Verstand besaß, so überzog sich ihr sehr elementares Wissen mit einer leichten Firnißschicht, ohne daß sie es indessen je zu jener den romanischen Frauen so eigenthümlichen Kunst des sich Anpassens und Repräsentirens gebracht hätte. Und da sie im Grunde genommen kein schlechtes Herz hatte und für mich anfangs eine Art von Liebe empfand, die zwar nie frei von Selbstsucht, aber doch noch nicht mit Haß untermischt war, so erfreute sie mich bisweilen durch ein reges Interesse an meiner Schulthätigkeit, meiner Privatarbeit, meinen Schülern, meinen Studentenerinnerungen, meinen Examinas, stets außerordentlich erfreut, wenn ich mir eine neue Facultas erwarb. Und wenn ich dann mal nach einer Flasche heimatlichen guten Rheinweins ein lustiges Kneiplied anstimmte und für Victor Scheffel schwärmte, so lohnte sie es mir durch ein kameradschaftliches Schmunzeln, das mich für manche Enttäuschung entschädigte. Aber auch diese Lichtblicke wurden immer seltener. Der Unterricht — um auf ihn zurückzukommen, —

gipfelte immer häufiger in ehelichen Scenen, dessen Zeugen zuerst indiscrete Dienstbotenohren, und dann auch die Pensionäre, das Kind wurden. Barbara fand tausend Entschuldigungen für ihre geistige Trägheit: die Wirthschaft, das Kind, sodaß mich diese wenigen Unterrichtsstunden zuletzt mehr angriffen als der ganze Gymnasialunterricht. Und so folgten sie sich denn in immer größeren Abständen, und endlich fügte ich mich in das Unvermeidliche, nachdem ich zuvor noch diesen letzten Versuch gemacht hatte: ‚ich bin vielleicht zu nervös,‘ sagte ich ihr mit möglichst freundlichem Ton, ‚und eben gerade deshalb, weil ich noch viel mehr Interesse für Deine Fortschritte habe, als für die meiner Schüler, — wie wäre es, wenn Dir ein Anderer Unterricht ertheilte?‘“

Vielleicht mochte ich bedenklich den Kopf geschüttelt haben, denn er fuhr fort: „Sie haben es errathen, nicht wahr, daß sie diesen Vorschlag entrüstet zurückwies? Sie, die Frau eines Gymnasiallehrers, eine Frau Doctorin, vielleicht bald Frau Professorin Unterrichtsstunden nehmen? Was würde die Welt dazu sagen! Und das Ende vom Liede, einem recht traurigen Liede, war wieder dies: ich bin was ich bin, Du wirst nun schon vorlieb nehmen müssen mit meiner Dorfschulbildung! Es ist zu spät! — Zu spät! Das ist der selbstbeschönigende Trost träger Naturen! Und ich fügte mich endlich in der That darin, wie ein Lehrer in das Schicksal seines Ultimus, der nicht versetzt werden wird, — nur mit etwas bittereren Gefühlen. Desto schlimmer für sie und — für mich, dachte ich, und Sie werden leicht verstehen, daß mit der Hoffnung auf ein sich Verstehen, mit dem Interesse an ihrer geistigen Entwickelung auch mein Interesse für ihre Person verschwand. Es kamen Augenblicke, wo auch ich zu hassen begann, besonders wenn sie mich für die Entzweiung mit ihrem Vater verantwortlich machte. Beinahe heftig erwiderte ich dann mit ähnlichen, schlecht verhüllten Vorwürfen: Du warst kein Kind, als Du Dich von mir entführen ließest — o, nichts weniger, als ein Kind!“

„Setzen wir uns,“ unterbrach sich Neußner, „das Athmen wird mir schwer beim Gehen.“

Nach kurzer Pause fuhr er fort:

„In solchen Stunden machte ich meinem gepreßten Herzen rücksichtslos Luft, aber ohne weiteren Erfolg, als sie noch gehässiger zu stimmen. Und nun fing sie gar auch an, mich mit ihren anfangs ganz ungerechtfertigten Eifersüchteleien zu plagen, was mich doppelt verbitterte, mich vor mir selbst dreifach zum Märtyrer stempelte, bis ich mir endlich sagte: wozu der nicht mehr geliebten, beständig keifenden, in hysterische Wuthkrämpfe verfallenden Frau Opfer bringen, die sie nicht anerkennt, an die sie nicht einmal glaubt? O, die arme Frau mag vor dem Spiegel und bei jeder Anspielung auf ihr höheres Alter, zu der sie mich doch aber geradezu herausforderte, auch entsetzlich gelitten haben, mag ihr diese Anspielung doch jedesmal als eine Androhung ehelicher Untreue erschienen sein! Und in der That kam es dazu, mußte es dazu kommen!“

Eine Schaar graugekleideter Knaben unter der Aufsicht einiger Priester eilte wetteifernd auf Stelzen an uns vorüber und würde mich zu anderer Zeit vielleicht an die olympischen Spiele oder — an die Hindernißrennen von Auteuil erinnert haben. Aber der Anblick dieser hoffnungsfrohen Stürmer, die sich ihren Platz im Leben erobern und Andere daraus verdrängen zu wollen schienen, gab meinen Gedanken jetzt eine ganz andere Richtung.

„Und ihr Kind?“ fragte ich, „war es Ihnen kein Trost?“

„Gewiß! Es war eine gute Weile ein Bindeglied zwischen den Eltern. Es war mir keineswegs eine Last, wie Tolstoi es als die Regel aufstellt, sondern thatsächlich ein Herzenstrost, die Entschädigung für manches verlorene Ideal, das in ihm wieder hätte aufleben und wenigstens für ihn sich hätte verwirklichen können. Allerdings kann mir der russische Dichter entgegenhalten: Sie traten auch nicht als Libertin in die Ehe, wie mein Kreuzersonatenheld. Aber darauf kann ich ihm zweierlei erwidern. Zunächst dies: trotzdem ich niemals ein Lüstling gewesen bin, war meine Ehe doch nicht glücklich. Alsdann: was Dein Held vor der Hochzeit that, das hole ich jetzt nach, wohlverstanden mit dem schon eben betonten Unterschied, daß ich kein Libertin bin, sondern ein Liebedurstiger. Sein Herz war zu leer, das meine — zu voll. Doch davon nachher, zunächst will ich Ihnen Ihre Frage beantworten. Ja, mein Kind war mir ein Trost, so lange es jung war. Aber dann kam die Zeit, und das hat Tolstoi richtig beobachtet und das ist der Fluch jener unglücklichen Ehen, in welchen die Gemeinschaft der Körper die der Seelen überlebt, es kam die Zeit, wo mein Kind für seine Mutter Partei nahm, zuerst im Herzen und dann auch so, daß ich es immer deutlicher zu erkennen vermochte. In tausenderlei Art bekundete sich das, meist in Kleinigkeiten, welche der väterlichen Eifersucht indessen nicht entgingen und aus denen der mütterliche Einfluß hervorleuchtete. Glauben Sie mir, keine Erinnerung ist mir bitterer, als gerade diese und um so mehr, als ich dagegen beinahe machtlos war, denn jeder Vorwurf, den ich dem Kinde gemacht haben würde, hätte in seinen Augen die Mutter selbst getroffen. Und das wollte ich um keinen Preis. Ich mochte mich nicht derselben Waffen bedienen, wie Barbara, das Kind nicht gegen die aufreizen, die ihm eine treue, wenn auch schwache Mutter war. Es würde den letzten Schein unserer Familiengemeinschaft zerstört und diese völlig entwürdigt haben, wenn ich den heranwachsenden Sohn zum Richter in unserem Ehezwist gemacht hätte. Nein, da zog ich es vor, mich in seinem Herzen ungehört verurtheilen zu lassen und selbst auf das Vaterglück zu verzichten. Es ist nicht die Schuld des armen Jungen, daß auch er sich mir entfremdete, ich weiß es wohl, aber es ist auch nicht die meine, es ist die tragische Folge einer leichtsinnig geschlossenen Ehe, gegen die eine höhere Weisheit — ich weiß selbst nicht welche! — einen schützen sollte. Hatte mein Kind denn ein Urtheil? Mußte es den nicht am Meisten lieben, der ihm am Meisten schmeichelt, der ihm Alles hingehen läßt, der es vor gerechter Züchtigung schützt? Statt uns zu nähern, entzweite es uns

unbewußt noch mehr. Die beständige Meinungsverschiedenheit über die Art, wie es zu erziehen sei, das Bewußtsein, daß ich ihm nichts mehr sei, ließ mich am Tiefsten empfinden, wie verfehlt unsere Ehe ist. Und um mein Mißgeschick vollkommen zu machen, nahm auch Barbaras Vater, mit dem ich mich nicht ohne ernste Opfer meiner Eigenliebe versöhnt hatte, zum Dank dafür Partei gegen mich, sodaß ich mir schließlich verlassener vorkam, als in der Kindeszeit. Selbst meine Amtsbrüder, deren Umgang ich Barbaras wegen wenigstens außerhalb der Schule vermied, standen mir viel ferner, als es sonst der Fall gewesen wäre. Die Gesellschaft aber, die wir, eine Stufe hinabsteigend, aufsuchten, mißfiel mir aus naheliegenden Gründen, und auch Barbaras Ehrgeiz, der die zahlreichen ernsten Versuche zu seiner Befriedigung überlebt hatte, genügte sie nicht. Das Bierhaus ward mir zum Bedürfniß, obgleich ich nie ein großer Trinker gewesen war oder geworden bin, — nicht um des Bieres willen, sondern weil es nicht mein unseliges Heim war. Und meine Frau mochte Aehnliches empfinden, denn sie begleitete mich nach den Streitscenen oder richtiger gesagt, nach den Versöhnungsscenen, welche die Periode des Waffenstillstandes einleiteten, gern in's Wirthshaus, wo die Gegenwart Fremder oder flüchtiger Bekanntschaften die Streitsucht dämpfte. Uebrigens stritten wir uns in den letzten Jahren seltener, weil wir über die Kleinigkeiten hinaus waren und das Sprichwort: ‚was sich liebt, das neckt sich‘, und aus Neckereien entsteht oft Zank! auf uns keine Anwendung mehr fand. Der Niederschlag aus unseren romantischen Anfängen war eitel Prosa.“

„Und fanden Sie denn nicht wenigstens in der Arbeit Trost?“ fragte ich.

Reußners Blick heftete sich schwermüthig an eine Gruppe von Kastanienbäumen, deren braune Blätter bei jedem Windstoß in Todesfurcht zu erbeben und sich an den Mutterzweig anzuklammern schienen.

„Gewiß fand ich auch darin Trost. Ich kann es Ihnen gar nicht schildern, wie ich mich, nach längerem Krankenlager, auf die Schlingelgesichter meiner Secundaner freute, auf dies junge, frische Blut, dem der Himmel noch voll Baßgeigen hängt. Gewiß fand ich auch in der Privatarbeit Trost, aber meine elende Brust gestattete mir ihn ja nur in kleinen, in immer kleineren Dosen, — und dann, — glauben Sie es mir! — man arbeitet noch einmal so leicht und frei, wenn man weiß, für wen man arbeitet.“

Reußner hielt einen Augenblick inne, als wolle er Kraft sammeln zur Schilderung des großen Wendepunktes in seinem Leben.

„Wie Tolstoi in einem entscheidenden Moment seiner Erzählung sagt: ‚der Mann erschien‘, — so sage ich: das Weib erschien, weil es mir erscheinen mußte, weil alles in mir sich nach ihm sehnte, auf seinen Empfang vorbereitet war. Ich hatte, wie Faust, den Zaubertrank im Leibe, sodaß ich in jedem Weibe Helenen sah, die Erretterin, die Trösterin meiner letzten Lebensjahre oder gar Zauberin, die mit meinem wunden Herzen meine wunde

Brust mit Lebensbalsam heilen sollte. Ja, ja — ich hielt diese Heilung für möglich und halte sie vielleicht noch jetzt für möglich, — wenn — und der unbewachte Ausdruck seines Gesichts nahm fast einen verzückten Ausdruck an, — wenn ich frei wäre! —"

Von Neuem kam die bestelzte Kinderschaar an uns vorübergestürmt.

„Als wenn sie nicht schnell genug durch's Leben kommen könnten!" bemerkte Reußner, dessen Gesicht sich schnell wieder verdüstert hatte, mit einem bitteren Lächeln: sie kennen dessen Werth und dessen Beschränkung noch nicht genug."

Ich empfand ein lebhaftes Mitleid mit dem, der schon mit einem Fuß im Grabe, von Liebe und Freiheit träumte. Ja, — die Freiheit sollte ihm bald werden, aber nicht die von ihm ersehnte! —

„Und diese Helene, wie ich sie Ihrem Gleichniß entsprechend nennen will, erwiderte Ihre Liebe?"

Reußners Augen nahmen einen beinahe metallischen Glanz an, als er mit leidenschaftlich bejahender Geberde ausrief:

„Und diesmal täusche ich mich nicht."

„Und sie weiß, daß Sie verheirathet sind?"

Reußner stutzte.

„Sie machen ihr einen Vorwurf daraus?"

„Das werden Sie begreiflich finden, — Sie würden es in anderer Lage auch thun. Einen verheiratheten Mann den Seinen abspenstig machen! —"

„Abspenstig?" wiederholte er beinahe verletzt. „Wie das klingt! — Wer sagt Ihnen denn, daß sie nicht alles gethan hat, um mich fern zu halten! Sie lächeln ungläubig? —"

„Weil ich aus Erfahrung weiß, daß die Frau einen fern halten kann, wenn sie es wirklich will, und daß es sich, wenn es ihr nicht gelingt, meist um ein geheimes Besiegtsein-Wollen handelt, um eine Taktik, welche zweierlei beabsichtigt: dem Mann ihren Besitz begehrenswerther erscheinen zu lassen, und — verzeihen Sie! — seinem Selbstgefühl zu schmeicheln."

Reußner wollte verletzt antworten, aber er bezwang sich.

„Das kenne ich, aber glauben Sie mir, — das trifft hier nicht zu. Beweisen kann ich es Ihnen natürlich nicht, dazu müßte ich Ihnen die Dame vorstellen, und selbst dann —! Kurzum sie ist nicht die, für welche sie von Ihnen gehalten wird, — das müssen Sie mir nun schon auf's Wort glauben. Wenn wir das nicht als zweifellos hinstellen und darauf fußen, so hätte ein weiterer Meinungsaustausch über diese traurige Angelegenheit überhaupt keinen Zweck."

Trotzdem ich lebhaft fühlte, daß bei einer solchen, von, wie mir schien, grundfalscher Voraussetzung ausgehenden Erörterung nicht viel Gescheidtes herauskommen könne, durfte ich doch aus Rücksicht für meinen Freund das Gespräch nicht abbrechen. Auch konnte es ja immerhin möglich sein, daß

sich Reußner in seiner Helena weniger getäuscht hatte, als in Barbara. Und blieb dieser seelische Conflict, der die körperliche Auflösung meines armen Freundes leider unheilvoll beschleunigen mußte, nicht um seiner selbst willen interessant? war dieser Fall doch keineswegs ein vereinzelter.

„Sie thun ihr und selbst mir mit ihrem Argwohn Unrecht," fuhr er erregt fort. „Gegen das, was Goethe so treffend Wahlverwandtschaft genannt hat, kann man wohl ankämpfen, — und das haben wir redlich gethan! — aber wenn man schließlich eingesehen hat, daß es vergeblich ist, dann giebt man den Kampf zögernd auf und tröstet sich vor seinem Gewissen damit, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Ultra posse nemo obligatur. Sie lächeln abermals —?" fragte er, nun selber lächelnd, — „Sie zweifeln an meinem guten Willen, zu siegen, mich selbst zu besiegen?"

„An ihrem guten Willen, — nein! Wohl aber an der Zweckmäßigkeit Ihrer Waffen."

„Was meinen Sie damit?" fragte er überrascht.

„Ich meine damit, daß Sie zu Ihrer Selbstüberredung solche Waffen, solche Argumente wählen, welche gerade für das kämpfen, was Sie bekämpfen wollen. Sie folgern also beispielsweise so: ich könnte glücklich werden. Was hindert mich daran —? Der Widerstand meiner Frau, ferner die Weltmoral, ferner mein durch diese Moral angekränkeltes Gewissen, ferner meine gesellschaftliche Stellung, schließlich meine Eigenschaft als Familienvater. Und dann fragen Sie sich weiter: sind das alles wirkliche Hinderungsgründe? und Ihre Antwort lautet: nein! Den Widerstand der Frau könnten Sie vielleicht brechen oder sich darüber hinwegsetzen. Was ist Moral? — ein wechselnder Begriff und darum zu unkräftig, um Sie zum Opfer Ihrer Liebe zu Gunsten der Ehelüge zu zwingen. Ihr Kind vermag sie so gut zu entbehren, wie Ihre Frau, da Sie für Beide auch nach der Scheidung sorgen würden, und Ihre gesellschaftliche Stellung endlich könnten Sie nöthigenfalls aufgeben, da Sie genügende Kenntnisse besitzen, um sich und die Ihrigen durch Ihre Feder zu ernähren, — sind das nicht ungefähr Ihre Gedanken, mein lieber Freund?"

„Gewiß!" bestätigte Reußner eifrig. „Ich bin neugierig, was Sie dagegen vorzubringen haben."

„Wenig, aber doch etwas!" erwiderte ich. „Zunächst steht es doch noch nicht so fest, daß Sie glücklich werden würden, — nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht und nehmen wir Alles für erwiesen an, was Sie für diese Annahme geltend machen können. Ihre Helena besitzt das feinste Verständniß für Ihre Ideale, sie erwidert Ihre Liebe aufrichtig, an ihr sind nur Vorzüge zu entdecken, — mehr kann ich Ihnen doch wahrhaft nicht entgegenkommen. Und trotzdem behaupte ich, daß das Alles noch keine hinreichende Gewähr giebt?"

„Warum nicht?"

„Weil Sie nicht wissen können, ob die Erinnerung an Ihre Familie nicht doch endlich wie ein Schatten zwischen Sie treten würde."

„Weniger als jetzt," warf Reußner ein.

„Mag sein, mein lieber Freund — und trotzdem ich daran zweifle, nehmen wir an, das Sie auch darin Recht haben, ja, gehen wir sogar noch einen großen Schritt weiter: Sie sollen wirklich mit ihr glücklich werden. Aber besitzen Sie — und das ist mein zweites Bedenken! — besitzen Sie wirklich das sittliche Recht, die Ihrigen Ihrem Glücke zu opfern?"

„Sie haben ja schon selbst darauf geantwortet, als Sie sagten: was ist Moral? und als Sie mir die sehr richtige Bemerkung in den Mund legten: man kann mich sehr gut entbehren!"

„Auf das Thema von der Moral kommen wir noch zurück," erwiderte ich. „Das Andere aber bilden Sie sich gewiß nur ein, wie Sie selbst Ihre Familie vielleicht viel weniger leicht entbehren würden, als Sie wähnen, denn es ist ein Anderes, ob der Tod uns trennt — wo der Ueberlebende sich dann leichter in das Unabänderliche fügt, — oder ob wir, ihm grausam vorgreifend, sein Henkeramt verrichten. Ich kenne Ihr Herz viel zu gut, um nicht zu errathen, daß Sie — trotz Allem — ein liebender Vater sind."

Reußner erwiderte nichts. Er war sichtlich bewegt und ich versuchte, daraus Nutzen zu ziehen.

„Lassen wir alles Philosophiren," rief ich mit Wärme, „und entschließen Sie sich zu dem Allereinfachsten, Allernatürlichsten, gewinnen Sie sich Ihr Kind zurück! Jetzt, wo es mehr Verständniß für Ihre guten Absichten haben muß, kann der Versuch nicht fehlschlagen."

Mein Freund schüttelte traurig den Kopf:

„Es ist zu spät."

„Warum?"

„Weil Kindesliebe nicht plötzlich erwacht, wie — wie jene Andere — und dann? wie lange habe ich denn noch zu leben?"

Sein Husten bestätigte diese Bemerkung unheilvoll und seine Augen schienen die Sonne zu suchen, die hinter den Zwillingsthürmen von Saint-Sulpice bereits verschwunden war.

„Nicht doch, — Sie überschätzen Ihre Krankheit und Sie glauben ja selbst nicht an deren Unheilbarkeit, — der beste Beweis dafür ist Ihre neue Liebe."

„Darin irren Sie nun doch, Verehrtester, die Liebe ist nur — das süßeste Gift."

Ich erschrak ebenso über den Inhalt seiner Worte, wie über die unnatürliche Ruhe, mit der er sie vorbrachte.

„Sie scherzen, so hoffe ich . . .?"

„Keineswegs! Blausäure ist für mich nur die ultima ratio. Nennen Sie es Feigheit, wenn Sie wollen."

„Reußner!" rief ich vorwurfsvoll.

„Es ist auch wirklich keine Feigheit; bedenken Sie, welche — Unannehmlichkeiten so etwas den Meinen bereiten würde, während das Gift, welches ich mir erwählt habe, auf meine Qualen wie eine Morphiumeinspritzung wirkt, wie Aether und Opium mir die Welt verschönt, der narkotischen Mittel herrlichstes!"

„Mein lieber Freund, täuschen Sie sich nicht auch hier über sich selbst? unterbrach ich ihn mit ernster Stimme und ohne auf seinen unheilvollen Humor einzugehen. Dient diese Theorie von der langsamen Selbstvernichtung durch das süße Gift der Liebe nicht lediglich zur Beschönigung Ihrer unglücklichen Leidenschaft?"

Reußner sah mich einen Augenblick forschend an.

„Und wenn das nun der Fall wäre?"

„So bewiese es, daß Ihr Gewissen sie nicht billigt."

„Darüber sind wir ja einer Meinung," antwortete er ungeduldig. „Aber das Gewissen ist nur ein armseliger Spiegel der Moral und diese wechselt, — auch das geben Sie ja zu, — und folglich steht sie nicht über der Kritik und folglich steht mein Verstand über dem Gewissen."

„O, Sophist!" rief ich. „Aber bevor ich darauf antworte, erklären Sie mir zuvor dies: wenn Ihnen Ihre Leidenschaft nur ein langsames Gift ist, das Ihre Leiden verringern, Ihren Lebensrest versüßen soll, warum genügt Ihnen das jetzige Verhältniß nicht, welches die Weltmoral zwar verbietet, aber ihr Verstand billigt, — warum erstreben Sie dann — was Sie allerdings anfangs in Abrede stellten unter Hinweis darauf, daß ein Scheidungsproceß Ihre Gesundheit aufreiben würde, — warum erstreben Sie im Geheimen doch eine neue Ehe?"

Reußner zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Hat man nicht auch Pflichten gegen Die, welche man liebt?"

„Pflichten?" fragte ich überrascht, um nach kurzem Sinnen hinzuzufügen: „Dictirt von Ihrem Gewissen?"

„Sie wollen mich in eine Sackgasse locken," rief er lächelnd, „aber es soll Ihnen nicht gelingen. Ja, dictirt vom Gewissen, das nun einmal in mir ist und sich nicht maßregeln lassen will, aber diesmal bestätigt vom Verstande."

„Also Ihr Verstand sagt Ihnen, daß Sie mehr Pflichten gegen Ihre Dame, als gegen Ihre Familie haben und daß Sie dieser nehmen müssen, was Sie jener geben wollen?"

Reußner stutzte.

„Das klingt paradox, nicht wahr? Das habe ich mir selbst schon gesagt, und mir allerlei ausgedacht, um jenen Widerspruch zu lösen. Aber wozu die Spitzfindigkeiten, da die richtige, die einzig richtige Antwort doch so nahe liegt: die Natur kümmert sich den Teufel um jene inneren Widersprüche, an welchen sich der Verstand wie an einem gordischen Knoten vergeblich abmüht, sie sagt einfach: die liebe ich und die liebe ich nicht, und folglich thue ich der einen Alles zu Liebe und der anderen nichts."

„Und die Moral? — Ja, freilich, — die erkennen Sie ja nicht an.“

„So wenig wie Sie,“ erwiderte er mit leiser Ironie.“

„Verzeihung, — und darauf will ich seit einer Viertel Stunde hinaus! — ich bin im Gegentheil der Ansicht, daß wir kein Recht haben, über sie so ohne Weiteres deshalb hinwegzugehen, weil sie mit den Völkern und mit den Zeiten wechselt, — denn ebensogut könnten wir uns ja auch über das Gesetz stellen unter dem Vorwand, daß es unvollkommen und veränderungsbedürftig ist. Unsere heutige Moral aber — und zwar spreche ich keineswegs von der gemeinen opportunistischen Weltmoral, sondern von derjenigen, welche den edleren Naturen tief ins Herz gegraben ist, — stellt die Pflicht über die Liebe, und leitet aus der Ehe höhere Pflichten her, als aus der Liebe . . .“

„Zugegeben! Aber die Erfüllung dieser höheren Pflichten muß dann wenigstens auf Gegenseitigkeit beruhen,“ wandte Reußner ein.

„So sollte es sein. Aber ist es ein Grund zu fehlen, weil der Andere fehlt? Und ferner: gewährt die Pflichterfüllung nicht einen viel höheren, edleren Genuß, als die Befriedigung des Liebestriebs? — Sehen Sie, — auch daran dachte ich, als ich mir vorhin die Bemerkung gestattete, Sie seien in der Wahl der Waffen zur Bekämpfung Ihrer Leidenschaft vielleicht nicht glücklich gewesen: Sie haben sich im Sturm und Drang Ihrer Leidenschaft jener altbekannten Wahrheit nicht genug erinnert.

Da mein Freund nichts erwiderte, glaubte ich einen Schritt weiter gehen zu können:

„Sie haben das Recht, von mir Offenheit zu verlangen, nicht wahr?“

„Ja, — darum bitte ich sehr.“

„Nun denn, — so wage ich die Frage: sind Sie wirklich fest überzeugt, daß in Ihrer Ehe nur Sie Ihre Pflicht erfüllten, — und daß Sie selbst sie immer erfüllt haben?“

Er zuckte mit den Achseln.

„Ihre Frau,“ so fuhr ich fort, „ist Ihnen treu geblieben, — treuer, als Sie ihr . . .“

Reußner zuckte abermals mit den Achseln.

„Sie war die treue Mutter Ihres Kindes . . .“

„Auch das leugne ich nicht.“

„Sie hat über Ihrer Wirthschaft wie eine gute deutsche Hausfrau gewaltet. Ich weiß wohl,“ bemerkte ich, als Reußner eine Geberde der Geringschätzung machte, — „Sie legen darauf keinen Werth. Aber warum thun Sie es nicht? Die gute Ordnung im Haushalt, ohne welche ein philologisches Phäakenleben ganz undenkbar ist, steht, wenn ich so sagen darf, mit der im geistigen Haushalte in Wechselbeziehung. Warum wählen Sie für Frau Barbaras Vorzüge nicht denselben Maßstab, wie für deren Fehler? Schon dadurch, daß Sie mit so ungleichem Maße messen, — ich spreche gar nicht einmal von dem, welches Sie zur Beurtheilung der beiden Frauen be-

lieben, — schon dadurch verstoßen Sie gegen die eheliche Pflicht. Sie machen es ihr zum Vorwurf, daß sie zu viel Werth auf das Aeußerliche, auf das Conventionelle legt, aber thun Sie es nicht selbst ein wenig, wenn Sie sich der geringen Bildung Ihrer Frau Gemahlin der Leute wegen schämen? Sie wollten Frau Barbara nach Ihrem eigenen Bilde gestalten, wie Gott, als den Sie sich in Ihrer Studentenzeit ein wenig fühlten, und da es Ihnen nicht gelang, so gaben Sie die Unglückliche auf, wie ein entmuthigter Dichter die angefangene Arbeit, und bilden sich ein, daß sie deshalb entwicklungsunfähig sei."

Reußner schüttelte den Kopf.

„Wenn ich anders verfahren, wenn ich so verfahren wäre, wie es Ihnen vorschweben mag, so wäre Barbara auch nicht viel anders geworden, als sie ist, — ich aber wäre verflacht."

„Nicht doch! Gehen Sie nicht auch auf das Fassungsvermögen Ihrer Schüler mit liebevoller Nachsicht ein, ohne daß Sie darum . . ."

„Das ist nicht dasselbe," unterbrach er mich eifrig. „Dieses Zugeständniß zieht den Charakter nicht in Mitleidenschaft. Was in der Schule Pflicht ist, wird dagegen in der Ehe Schwäche — Charakterlosigkeit. Solcher Opfer ist meine Frau nicht werth, — das habe ich in meiner unglücklichen Ehe beständig empfunden. Sie würde es mir nicht einmal danken! —"

„Sie haben mich mißverstanden, lieber Freund. Ich denke nicht im Entferntesten an ein Opfer Ihrer Menschenwürde. Aber lassen Sie mich an Ihre Bemerkung anknüpfen: sie würde es mir nicht einmal danken! Sie wissen so gut, wie ich, daß der tüchtige Mann nicht um des Dankes, nicht um des äußerlichen Lohnes willen das ist, was er ist, und so handelt, wie er handeln muß, sondern weil er nicht anders kann, weil's in ihm liegt, weil er sich andernfalls selbst untreu werden und seine charaktervolle Lebensweisheit verleugnen würde. Doch genug! Ich bin wahrlich beschämt, die Rolle des Moralpredigers zu spielen, die mir garnicht zusteht, und einen Oberlehrer zu belehren. Ich fasse also zusammen, was ich hier im Luxembourggarten in buntem Durcheinander vorgebracht habe, um Sie von gewissen Vorstellungen und Plänen abzubringen, die mir unheilvoll zu sein scheinen, und jetzt, wo ich es thue, erkenne ich, wie wenig ich gesagt habe, nicht, weil meine Sache nicht gut wäre, aber weil ich ganz unvorbereitet vor eine Aufgabe gestellt wurde, der ich mich nicht gewachsen fühlte. Also: Die Ehescheidung ist schon deshalb nicht wünschenswerth, weil Sie das moralische Recht nicht besitzen, sich von ihrer unschuldigen Frau und von einem Kinde zu trennen, das Ihrer noch um so mehr bedarf, je mangelhafter die mütterliche Erziehung war und je weniger die Ihrige ihm bisher zu Theil ward. Sie könnten ja nun freilich Ihr Kind mit in die neue Ehe hinübernehmen, aber das wollen Sie doch gewiß weder ihm, noch seiner armen Mutter anthun. Suchen Sie in der Erfüllung Ihrer Pflicht Trost und Befriedigung

und thuen Sie, was in ihrer Macht steht, um die gelockerten Familienbande wieder fest anzuziehen, dann wird mit der Seele auch der Körper wieder genesen."

Reußner stand, ohne ein Wort zu sagen, auf und wir nahmen langsamen Schrittes unseren Spaziergang wieder auf. Nach längerem Sinnen bemerkte er, wohl um das Gespräch abzubrechen:

„Ich werde darüber nachdenken, aber glauben Sie mir, es ist schwer, eine in knabenhaftem Unverstand begangene Schuld für's ganze Leben zu tragen!" —

Das war der fehlerhafte Kreis, aus dem wir, so fühlte ich lebhaft, niemals hinauskommen würden, waren wir doch so ziemlich wieder am Ausgangspunkt unseres Gespräches angelangt, ohne mit Vernunftschlüssen die praktische Lösung einer Frage gefunden zu haben, welche durch die widersprechendsten Rücksichten und Beweggründe eigenartig verwickelt war.

Hinter uns ertönte ein Trompetensignal, durch welches die Soldatenpatrouille, die den baldigen Schluß des schon verschatteten Luxembourggartes ankündigte und zu dessen Verlassen aufforderte. Es klang mir wehmüthig, wie ein Mahnruf zum ewigen Abschied, und beinahe that es mir jetzt leid, daß ich Reußner und mir die letzten Stunden durch meinen nutzlosen Widerspruch getrübt hatte.

Mein Freund drückte mir, als das vergoldete Gitter des Gartens hinter uns lag und er in die Droschke gestiegen war, noch einmal herzlich die Hand:

„Sie meinen es gut. Ich werde es mir ganz gewiß überlegen."

Ich wußte im Voraus, was das zu bedeuten hatte, denn es ist noch viel aussichtsloser, Jemanden von einer unglücklichen, von einer unseligen Neigung befreien zu wollen, als von den Bacterien der Lungenschwindsucht. Aber ich hatte wenigstens den selbstsüchtigen Trost, meine Freundespflicht erfüllt zu haben.

Auf dem Bahnsteig, wo ich ihn zum letzten Mal in meinem Leben sah, kam er schon wegen seines Zöglings nicht auf den Gegenstand zurück, der mich in diesem Augenblick fast so lebhaft beschäftigte, wie ihn. Er erschien mir heiterer, als Tages zuvor und so, wie ich ihn in jüngeren Jahren gekannt hatte. Es hatte ihm offenbar wohlgethan, sich einmal auszusprechen. Als der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hatte, beugte er sich aus dem Fenster seines Abtheiles zu mir hinab und flüsterte mit bedeutsamen Lächeln:

„Es ist zu spät. Ich kann nicht von ihr lassen."

„Und er hat, wie ich aus seinen Briefen und anderweitig erfahren habe, in der That auch nicht eher von ihr gelassen, als bis ihn die Krankheit ans Bett fesselte und des Trostes in dem Augenblicke beraubte, wo ihm derselbe am meisten von Nöthen war. Dieser durch die Unnatur der Verhältnisse gebotene Vereinsamung mag in dem Sterbenden die Vorstellung der Grabesruhe erweckt haben. Bis zum letzten Augenblicke hatte er sich übrigens, nicht ohne daß von Zeit zu Zeit die Lebenslust und die Hoffnung wieder

aufgeflackert wären, pflichtgetreu in die Schule geschleppt, und auch seine Vaterliebe war ihm wieder lebendiger zum Bewußtsein gekommen. In seinem vorletzten Briefe nämlich schrieb er mir: „Ob ich wohl den Kuckuck noch einmal werde rufen hören? Wenigstens möchte ich noch das neue Jahr erleben, damit ich das volle Jahresgehalt ausgezahlt erhalte, dessen mein armer Junge für sein Staatsexamen sehr nöthig bedarf."

Reußners letztes am Weihnachtstage abgefaßtes, fast unleserliches Schreiben berührte mich noch wehmüthiger, weil es mir als die Zusammenfassung seines verfehlten Lebens erschien. Nach einer Schilderung seiner Athemnoth und Mattigkeit bemerkte der, wie er selbst sagte, zum Skelett Abgemagerte: Ich hoffe ehrlich gesagt, daß es der Anfang vom baldigen Ende sei. Schlechter Schlaf, manchmal trotz Morphium — nuit blanche, Eßlust gewaltsam herbeigeführt, starker Husten bei jeder Bewegung meist mit furchtbarem Stechen im Halse, — das ertrage, wem's gefällt. Außerdem ist dies Ende ja nur die natürliche Folge von der ganz unmäßigen Leidenschaft, der ich mich vor Jahren überlassen habe, blindlings und rücksichtslos gegen alle Anderen, und wahrlich heute „kein süßes Gift" mehr. Ich darf und will mich daher auch nicht beklagen, obgleich ich heute selbstverständlich den „Roman" nicht mehr beginnen würde. Das ist ein schlechter Festesgruß, aber ein Schelm giebt mehr als er hat."

Den Kuckuck sollte der arme Reußner nicht mehr rufen hören, aber sein Wunsch, das neue Jahr zu erleben, ward ihm erfüllt. Er starb am zweiten Januar, ein friedliches Lächeln auf den Lippen, wie versöhnt mit sich und den Seinen, mit deren Zukunft er sich bis zum letzten Augenblick unausgesetzt beschäftigt hatte.

Ein vergessener Dichter.

Von

Rudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

(Schluß.)

Als episch-lyrischer Dichter hat Max Waldau zwei Werke hinterlassen, die Graubündener Sage „Cordula“ (Hamburg, Hoffmann u. Co., 2. Auflage 1855) und die Dichtung „Rahab“, ein Frauenbild aus der Bibel (Hamburg, ebendaselbst 1854). Cordula erlebte bald nach seinem Erscheinen eine neue Auflage, ist aber seitdem in Vergessenheit gerathen. Dies muß bei dem inneren Werthe der Dichtung befremden, besonders wenn man die zahlreichen Auflagen ins Auge faßt, welche die Dichtungen von Scheffel und Wolff erlebten, die ebenfalls mittelalterliche Stoffe behandelten. Wir wollen dem Werth der letzteren, der in einem forschen oft burschikosen Ton, in leichten fließenden Versen, in den eingestreuten sangbaren Liedern besteht, von denen manche volksthümlich geworden, durchaus nicht zu nahe treten; aber die dichterische Bedeutung von „Cordula“ müssen wir höher stellen; sie hat, was jenen fehlt, reichen Gedankeninhalt in schöner Form und dramatisches Leben. Der Erfolg ist kein Werthmesser und doch oft entscheidend für die literarische Zukunft; ja Vortreffliches, was längere Zeit hindurch unbemerkt bei Seite lag, verfällt leicht ruhmloser Vergänglichkeit. Es ist ja selbstverständlich, daß, wer sich an die breite Masse wendet, auch in weiteren Kreisen ein Echo findet; doch in unserer Literatur fehlt das maßgebende ästhetische Tribunal, welches vornehmen Dichtwerken gerecht wird, ihnen ein für allemal auf dem Parnaß den Platz einräumt, der ihnen gebührt, gleichviel ob die Menge nach diesen Werken greift oder sie zunächst wenig beachtet. Wenn sie

ihnen aus dem Wege geht, so muß es mit einer gewissen Ehrfurcht geschehen, die sich auf das nächste Geschlecht fortpflanzt, welches sich dann eben jenen Werken wieder nähert, sie verstehen und sich für sie begeistern lernt. Die Tagespresse aber ist allzu geneigt, dem äußeren Erfolg zu huldigen, sie zieht den Hut vor jeder neuen Auflage einer Dichtung, und am tiefsten, wenn es sich um die fünfzigste oder hundertste handelt. Dadurch gerade hilft sie zu einer weiteren Verbreitung des Werkes und der Sammlung; denn rien ne réussit que le succès. Eine bedeutendere Erscheinung begrüßt sie vielleicht einmal; ihr Lob ist selten ohne nörgelnden Zusatz; sie versäumt es, den rechten Nachdruck auf die Bedeutung des Werkes zu legen, weil ihr Urtheil selbst noch ein unsicheres und schwankendes ist. Ganz anders ist dies bei einer fünfzigsten Auflage — da kann man schon weitgehen in seinem Lobe!

Ohne Schuld ist indeß auch Hauenschild selbst nicht, daß die anfangs so freundlich aufgenommene „Cordula" später beim Publikum auf Gleichgültigkeit stieß und der zweiten Auflage keine dritte folgte. Er hat das Gedicht nicht nur umgearbeitet, sondern ihm einen doppelten, fast dreifachen Umfang gegeben; ja er fürchtet mit Recht in dem Nachwort, „daß das Bild weniger Anklang finden könne als die Skizze". Diese Umarbeitung war seine letzte Arbeit; er legte großen Werth darauf und war empfindlich gegen jeden Zweifel und Tadel. Und doch konnte ich Beides nicht unterdrücken und der Streit über diese Frage spielte in unserer Correspondenz keine geringfügige Rolle. Noch jetzt und zwar jetzt noch mehr als früher bin ich der Ansicht, daß diese Umarbeitung der Dichtung „Cordula" zum Verhängniß wurde: vor allem in Bezug auf äußeren Erfolg beim Publikum, das gegen langathmige Epen eine entschiedene Abneigung hegt; denn auch der Stoff der „Cordula" war nicht dazu angethan, jene Völkergemälde, Cultur- und Schlachtenbilder in sich aufzunehmen, welche die schwere Wucht der Epopöen rechtfertigen oder jene geistigen Symphonien, wie sie in großartigen epischen Gedankendichtungen ertönen. Es ist ein Balladenstoff, für den eine poetische Erzählung vom Umfang der ersten Auflage ein reicheres Colorit gewährt, sodaß diese Skizze wohl schon als ausreichendes Bild betrachtet werden kann; es war kaum angebracht, sie dem Epos zu nähern, eine Annäherung, die schon durch unbequeme Dickleibigkeit sich in einer für das große Publikum unwillkommenen Weise aussprach. Kein Wunder indeß, daß Max Waldau die überaus fleißige Arbeit dieser Neudichtung sich zum Verdienst anrechnete: es sind in dem ausgeführten „Bilde", wie er sie bezeichnet, große Vorzüge des epischen Stiles, welcher homerischer Schilderungsweise nachstrebt, unverkennbar; ebenso eine Fülle von Geist, eine Blumenkette sinnvoller Reflexionen, die sich arabeskenhaft um die epischen Bilder schlingt. Leider! sind diese Schätze zum Theil vergraben — wie anders, wenn er sie in einem neuen Werke zur Schau gestellt hätte. Doch einem nicht von moderner Ungeduld angekränkelten Gemüthe, das für dichterische Weihe, Tiefe und Bedeutung empfänglich ist, bringt auch in ihrer neuen Auflage diese „Cordula" soviel

Schönes entgegen, welches das echte Gepräge dichterischen Talentes birgt, daß damit die nachgeborenen episch-lyrischen Dichtungen der neuesten Minne- und Meistersinger nicht wetteifern können.

Die Graubündener Sage behandelt einen Vorgang, der sich gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts im oberen Engadin abspielte; den Bauernaufstand, der mit der Erstürmung und Zerstörung der Burg von Gardowal abschloß. Heinrich Zschokkes Erzählung dieses Vorganges gab nur die lokalen und historischen Umrisse, die äußeren Züge der Katastrophe und jene Andeutungen für die Charakteristik der Handelnden, die von vornherein den Ausgang motiviren: sonst ist die Dichtung mit allen Mängeln und Vorzügen Waldaus freies Eigenthum. Zunächst lag ihm, wie er im Nachwort sagt, der Wunsch nahe, in geeignetem Rahmen ein freundliches, lebensinniges Bild auszugestalten und statt durch den Prunk des Wortes durch die eigene Poesie der Gestalten, Charaktere, Situationen und Handlungen allein zu wirken. Außerdem schien es bei der herrschenden Neigung für irrende Ritter ohne Datum nicht ganz müßig, ein Stück Kulturwelt aus jenen ganz bestimmten Tagen zum Vorwurf zu nehmen, in denen an die Stelle der glänzenden, conventionell-formulirten Barbarei, die ihre Zeit gehabt hatte, einerseits als Symptom der Fäulniß die Wirthschaft der Vögte, Strolche und Lanzknechte getreten war, andererseits aber das Erwachen der für die neue Gesellschaft bedeutenderen Elemente sich in Handlungen zu manifestiren begann. „Beiden Zwecken entsprach der Stoff vollkommen und wenn sie nicht erreicht sein sollten, so liegt die Schuld am Dichter.“

Die erste Hälfte der Dichtung beschäftigt sich mit der Liebe Cordulas, der Tochter Adamos, eines reichen und durch Bildung über die anderen Dorfgenossen hervorragenden Bauern, zu Volker, einem besitzlosen jungen Manne, der einmal schon dem Kinde Cordula das Leben gerettet, und sie zum zweiten Male feindlicher Macht entzieht, als ein räuberischer Ueberfall von Reisigen eine zum Kloster wallfahrende Procession zersprengt, um sich der Frauen und Mädchen zu bemächtigen. Ein sicher gezielter Schuß Volkers mit der Armbrust macht Cordula frei und er flüchtet sie in den Wald. Diese Waldeinsamkeit der Beiden ist mit großer Zartheit geschildert und hier hat der Dichter einen Strauß duftiger Naturlyrik geflochten:

Als eine Blume, die todesmatt,
Mit bleichem Kranz und welkem Blatt
Dem Blüthenglanz um Frieden entsagt,
Und kaum nur leise zu duften wagt,
Wenn sie ein Sonnenstrahl noch spät
Mit leichtem Gruße wärmend umweht:
So bettet Volker auf weiches Moos
Sie endlich sicher im Waldesschooß.
Dort schnitt in die dämmrig verborg'ne Schlucht
Ein Wiesenstreifen eine Bucht,
Von der die Eichen, soweit sie auch langen,
Nicht alle Abendgluthen fangen.

Ein frischer Quell, krystallenrein
Springt murmelnd hervor aus grauem Gestein.
Durchfeuchtet rings das sammtne Grün
Und macht's von duftigen Blumen blühn;
Daneben winken des Wanderers Lippe
Aus dürrem Laub und Rankengestrippe,
Das kletternd Fels und Baum umschweift,
Rubinen, die an Stielen gereift,
So daß die Stelle geheim zugleich
Doch auch an allen Gaben reich,
Die Volker, so lange das Rasten währt,
Für seinen holden Schützling begehrt.

Den von Volker bewachten Schlaf Cordulas, und die Gedanken, die den Liebenden bewegten, bis er selbst in Schlaf versinkt und zu träumen anfängt, führt uns eine Reihe reizender Bilder vor. Wie zart ist Volkers Neigung und des Mädchens Art und Unschuld geschildert:

Da faßt's ihn wie ein Zauberbann
Und bringt ihm wieder den alten Traum,
Hagröslein umschlingt noch immer den Baum.
Er weiß, das unbefangene Kind
Ist ihm geneigt und hold gesinnt,
Doch liebts noch alle Menschen gleich,
Wird nie beim Grüßen roth und bleich
Und ahnt nicht, daß in seiner Macht
Noch reicher beglückende Farbenpracht,
Als sie ein freundlich Nicken erregt,
Das lächelnd die rosigen Lippen bewegt.
Ihm ist's genug, er fordert nicht mehr,
Obgleich sein Herz von Wünschen schwer.

Die Schilderung der Alpenwelt in ihrer Pracht und Anmuth, in ihrer unwirthlichen Einsamkeit, mit allen ihren Schrecknissen, wie dem Lawinensturz, zieht sich farbenreich, doch ohne Aufdringlichkeit und Ueberladung durch die ganze Dichtung. Es sind Bilder, welche die Handlung umrahmen, und deren Ton nach dem Charakter derselben gestimmt ist. Nur einmal ist solche Schilderung Selbstzweck: wir meinen das prächtige Gemälde des Graubündener Landes, mit welchem die Dichtung beginnt:

Graubünd'ner Land, du Netzgestrick
Von Kamm und Thal, von Grat und Schlucht,
Sehtrunken bestaunt des Pilgers Blick
Der Wellen Frische, der Felsen Wucht,
Der Wasser Blitz in der Klammen Spalt
Und greiser Arven Riesengestalt.
Hoch ragt das Holz in des Thales Schooß
Und gleicht an der Bergwand zartem Moos,
Blaugrün gekräuselt, duftig und lind,
Ein weiches Lager für rauhen Wind.
Doch nur das Auge, vom Schwindel verstimmt,
Die riesigen Massen für Zwerge nimmt,

Wähnt Wachtelnester, wo Adler horsten
Und hält für Halme die stolzen Forsten.
Ihr Gürtel zaubert, ein magischer Kreis,
Hinab die Sonne, hinauf das Eis,
Denn unten ist Alles blüthenschwer,
Und oben alles erfroren und leer.
Die Firnen starr zu Häupten stehn,
Mit ihren Hörnern, schroff und fein
Und ihren gewaltigen Zackenreihn,
Am Morgen rosig angehaucht,
Am Abend in Purpurgold getaucht,
Fast wie Korallen anzusehn,
Wenn leise die Sonne den Schleier lupft.
Doch wie auch winkt und wärmt das Licht:
Lebendig werden die Gletscher nicht.
Nur wenn zu mächtig die Strahlen klopfen,
Beginnen Thränen herunter zu tropfen.
Die von den Auen weithin sagen,
Daß Gletscher fühlen und Sehnsucht tragen,
Daß ihr umfrornes Herz sich regt
Und gar wohl schmerzliche Träume hegt.
Es ist ein Leid, doch wird's zur Lust;
Die Silberfluth aus der Felsenbrust
Schmückt rings das Land als Strom und See,
Und selbst das Eis, und selbst der Schnee
Und öder Zacken todter Glanz
Dicht über des Thales Blüthenkranz
Macht mir die Welt, die unten blieb,
Mit Laub und Blumen zwiefach lieb.
Graubünd'ner Land, wie bist du so reich,
Du hast den Lenz und die Gletscher zugleich.
Wer dich gesehn und dich meiden muß,
Dem wird zur Fabel der Zaubergenuß:
Er denkt zuletzt, wenn ihm die Zeit
Die prächtigen Bilder überschneit,
Daß so viel Schönes auf engstem Raum
Uns nur gedichtet ein Jugendtraum.

In der ersten Auflage der Dichtung heißt es:

Graubünd'ner Land, wie bist du so reich,
Du hast den Lenz und den Winter zugleich.

Ich gab dieser Lesart den Vorzug, wegen des schärferen Gegensatzes. Max Waldau vertheidigte eingehend die neue Wendung. Das nahm in unserer Correspondenz einigen Raum ein, und ich führe dies nur an, um im Gegensatze gegen die neue literarische Richtung, welche die souverainste Gleichgültigkeit gegen Reinheit und Schönheit der Form zur Schau trägt, darauf hinzuweisen, daß in jener Zeit trotz der nach den Stürmen der Revolution noch nachklingenden Erregung der Geister die Dichter die ganze Bedeutung des sprachlichen Ausdrucks wohl erkannten und erwogen. Es ist Mode geworden, die Schönheit der Sprache gering zu achten, als etwas

Wohlfeiles oder gar als einen Vorzug zu betrachten, der mehr einem Fehler gleichkommt. Man vergißt dabei, daß es ohne diesen ἡδυσμένος λόγος des Aristoteles keine großen Dichter, keine unvergänglichen Dichtungen giebt — und dies gilt nicht nur für die Poesie seit gestern, sondern für die Poesie seit Jahrtausenden. Shakespeares Diction würde freilich die Kritik von heute, wenn seine Muse eben frisch aus dem Ei gekrochen wäre, für Schwulst und Wortschwall erklären — aber man nehme Goethe und Schiller, der Iphigenie, dem Tasso, der Jungfrau, der Braut von Messina die schöne Sprache — und man mag sehen, was übrig bleibt. Es handelt sich freilich um die echte schöne Sprache mit der Prägnanz des unvergänglichen Ausdrucks und dem Gepräge des dichterischen Genius, nicht um eine wohlklingende und nichtssagende Phrasenhaftigkeit, doch das Gefühl für den Unterschied zwischen beiden ist der heutigen Kritik abhanden gekommen, abgesehen davon, daß sie mit beiden eine Escamotage zu Partei- und persönlichen Zwecken zu treiben sucht. Max Waldau war ein überaus feinfühliger und sorgsamer Poet — das hinderte zwar nicht, daß er bisweilen zu überwucherndem Bilderschmuck neigte oder hier und da einzelne Worte neu prägte, die sich nicht im Curs zu halten vermochten; doch sein Briefwechsel mit Leopold Schefer würde beweisen, wie er bei der Bearbeitung des „Korans der Liebe" und anderer Gedichte des Muskauer Meisters Vers, Wort und Bild zu erwägen und Alles in schönen, klaren Fluß zu bringen wußte.

Wenn die erste Hälfte der Dichtung: „Cordula" mehr der Liebeslyrik gewidmet ist und der dörflichen Idylle, welcher der Dichter mit epischen Schilderungen wie der Beschreibung von Adamos Haus huldigt, so wird in der zweiten beim Fortgang der Handlung dem Landvogt, seinen Rittern und Helfershelfern das Wort ertheilt, und oft tritt ein ernster Ton an die Stelle des lieblichen und harmlos plaudernden der ersten Hälfte. Zwar sehen wir schon bei dem geschilderten Ueberfall der zum Kloster Wallfahrenden die Landsknechte und Knappen bei der Arbeit. Doch das war nur eine vorbereitende Episode. Vorbereitend war auch der Abschnitt: „Adamo," welcher uns schildert, wie dieser, ein Freier und kein höriger Mann, den schimpflichen Druck des Vogtes empfindet und bereit ist, mit Waffengewalt ihm entgegenzutreten. Einer jener Mönche aus Savonarolas Schule, der flüchtig nach der Schweiz kam, fand bei ihm Aufnahme und Versteck und weihte ihn in die neuen Gedanken ein. Auch hinterließ er ihm ein Buch, in welchem die Chronik aller Zeiten mit Bildern steht und, auf dem Geschick der Virginia haftete Adamos Blick. Sollte er je in die Lage kommen, so seine eigene Tochter zu schützen? Der Landvogt oben hatte große Aehnlichkeit mit dem Decemvir; er gehörte zu jenen Landvögten, wie der Unterwaldner in „Wilhelm Tell", den Baumgartens Axt erschlagen:

> Denn frecher als der Vogt es wagt,
> Trieb keiner noch die Frauenjagd;
> Er macht, wenn ihm ein Weib gefiel,

Mit allem Sträuben leichtes Spiel;
Er nimmt die Braut sich vom Altar,
Und mancher Gatte mußte sogar,
Um nicht des Vogtes Macht zu spüren,
Sein Weib in die Arme des Zwingherrn führen.

Adamo hat eine versteckte Waffenkammer mit Sturmhauben, Streitäxten, Schwertern, Bogen und Morgensternen, eine geheime Rüstung für den Freiheitskampf. Anfangs widerstrebte es ihm, sein Kind dem armen Volker zu geben; ja nicht ohne Spott sagt er:

Und nicht dem Retter gilt das Lob,
Der Mann ist's, den es grüßend erhob —
Hat dir Maria ihm verheißen,
So werd' ich mich zu gehorchen befleißen,
Und wahrlich, nichts kann leichter geschehen:
Er braucht nicht erst von hinnen zu gehen,
Um geistlich zu ordnen Hab und Gut,
Wie vor der Hochzeit ein anderer thut.
Er hat schon all' sein Wesen zur Hand.
Er führt's ja immer mit sich durch's Land.

Doch Cordulas tiefer Schmerz und des Volkes auflodernder Zorn über diese Kränkung lassen den Alten bald sein zu rasch gesprochenes Wort bereuen und er legt die Hände der Liebenden in einander.

Stauffacher und Virginius in einer Gestalt . . so erscheint Adamo in der Dichtung. In seiner Abwesenheit ist der Vogt an seinem Gehöfte vorgeritten und hat Zwiesprach gepflogen mit Cordula, deren Reize ihn bezaubert haben. Doch wagt er nicht, sein freches Gelüste zu bekennen: erst sein wüster Genosse „Rolf", der rothe Wolf, redet, nachdem er fortgeritten, auf ihn ein, lügt ihm vor, daß Cordula ihre Neigung zum Vogt verrathen habe; wenn der Vogt das Mädchen verschmähe, wolle er sich selber seiner bemächtigen. Der Vogt giebt ihm den Auftrag, die Beute herbeizuholen; Rolf sträubt sich anfangs, dann gehorcht er und mit einer wilden Jagd von Reisigen braust er hernieder in's Thal. Unterwegs trifft er Adamo, er macht ihm kein Hehl aus seinem Vorhaben, und dieser weiß keinen anderen Rath, als sein Wort zu geben, daß er am nächsten Morgen selbst dem Vogte das Mädchen zuführen werde. Nun ist der entscheidende Augenblick gekommen; von Haus zu Haus ziehen die nächtigen Boten; alles wird für einen Hauptschlag in der Frühe des nächsten Morgens zugerüstet. Inzwischen spielen sich auf der Burg wüste Scenen ab, die mit Rembrandt'schem Pinsel gemalt sind. Den Vikar von Chur, der mit allem Kirchengeräthe seines Weges zog, um den Gläubigen des Dorfes Segen zu spenden, haben die Schergen des Vogtes gefangen genommen und ihn seiner heiligen Ausrüstung beraubt. Obschon der Bischof von Chur des Landvogts Lehnsherr ist, so hoffen sie doch den Frevel geheim zu halten, auf andere zu schieben und sich als Retter des Mönches zu geberden. Inzwischen treiben sie in einer Orgie

im Burgkeller ihren Spott mit dem Heiligen in einem Carnevalszug und den wild Berauschten fehlt auch zu schnödem Spiel die Mänade nicht, eine der verführten Schönen, die sich in ungeschminkter und herausfordernder Gemeinheit ergeben haben und wie ein Ball von Hand zu Hand der wüsten Trinker fliegen. Oben aber im Burggemach enthüllen sich die Mysterien, welche den Landvogt mit seinem Helfershelfer verknüpfen. Jener ist nicht der berechtigte ritterliche Erbe; er ist der natürliche Sohn, der seinen Bruder einen Doppelgänger, dem er zum Verkennen ähnlich sah, in einer Gondel von Venedig um's Leben brachte und dann seine Rolle spielte; die Burgherrin aber, des echten Erben Mutter, traf der Schlag, als der von Venedig Zurückgekehrte mit ihr allein in ihrem Frauengemach war. Noch wüster aber ist die Geschichte des Rolf, der, einer fahrenden Dirne Sohn, die am Galgen endete, in der Welt herumzigeunerte und als Landsknecht das priviligirte Gewerbe des Raubens und Frauenschändens betrieb, bis er die Verbrechen des Landvogts als Mitwisser und Mithelfer deckte. Das sind Geschichten, die an den Simplicissimus erinnern. Max Waldaus markige Muse, die bisweilen hier derb und grell wird, nimmt wenig Rücksicht auf das Publikum der Lovely-Poesie, welches in der ersten Hälfte der Dichtung durch das reizvoll Liebliche und weiblich Verschämte der Liebesschilderungen gewonnen wird: die Gräuel und Frevel und geschlechtlichen Ausschreitungen, die hier, wenn auch ohne jede üppige Ausmalung, verzeichnet worden, sind nicht auf schönselige Gemüther berechnet; aber trotz ihrer romanhaften Häufung und zum Theil durch dieselbe trugen sie wesentlich dazu bei, den Contrast zwischen dem wilden Leben und Treiben des auf den Burgen hausenden Ritterthums und seines Gefolges und der friedlichen Idylle des Dorfes und der zarten Liebe der Dorfbewohner recht lebendig hervortreten zu lassen. Die entscheidende That, zu welcher die ganze Dichtung hindrängt, die Erstürmung von Gardowall durch die Bauern wird eingeleitet durch das anscheinend herbe Vorgehen Adamos, der, von treuen Genossen begleitet, seinem Versprechen gemäß die eigene Tochter dem Burgvogt zuführt. Doch kaum ist ihm dieser, von Leidenschaft für das Mädchen entbrannt, an den Thoren der Burg entgegengetreten, als Adamo ihm den Dolch in die Brust stößt, ein Virginius, der den Zehntherrn tödtet und nicht die Tochter, und damit das Zeichen zum Sturm auf die Burg giebt. Viele alte deutsche Epen, besonders der zweite Theil der Nibelungen, schließen mit solchen Katastrophen ab. Das Blutbad und der Brand von Gardowall sind von Max Waldau mit großer Anschaulichkeit und in echt epischem Styl geschildert.

Wenn wir die beliebten Epen von Wolff und Scheffel mit Cordula vergleichen, so hat die letztere Dichtung ohne Frage den Vorzug eines einheitlichen Aufbaues und eines bestimmten Ziels, das bei allen epischen Ausweitungen nicht verloren geht. Jene anderen episch-lyrischen Dichtungen haben zum größten Theil etwas Zerfahrenes, in einzelnen Fahrten und Abenteuern Zersplittertes. Auch sind ihre Schilderungen oft chronikartig, während bei Waldau alles im lebhaftesten dichterischen Colorit glüht. Mag man ihre reflexionslose

Schlichtheit ihnen als Verdienst anrechnen, da der streng epische Stil alles über die Erziehung und Schilderung Hinausgreifende und Danebenschweifende ausschließt; diese Gedichte sind ja nicht große Volksepopöen im Stile des Homer; es sind lyrisch-epische Dichtungen, poetische Erzählungen, und diesen darf es an Schmelz und Schwung und sinnvoll geistigem Leben nicht fehlen. Das Kahle, Matte, Gedankenleere, das zum Theil den älteren deutschen epischen Dichtungen eigen ist, zur Freude der Germanisten und eines durch sie gewonnenen, der flüchtigen Tagesmode huldigenden Publikums sollte man in neue Dichtungen nicht mithinübernehmen. Mag man indeß derlei Versificirungen nach alten Mustern ihren Erfolg gönnen, zumal wenn frische Talente sie volksthümlich gestalten: vom Standpunkte moderner Poetik muß man auch diese Dichtungen als archäologische betrachten und für das Recht einer schwunghaften Schilderung und gedankenreichen Behandlung in die Schranken treten. In dieser Hinsicht schließt sich „Cordula" an Dichtungen wie diejenigen von Byron, Lenau, Anastasius Grün und Alfred Meißner an, wenn sie auch nicht Robert Hamerlings Gedankenpomp, hochtragenden Schwung und tiefsattes Colorit erreicht: dazu überwiegt im Stoffe zu sehr die Idylle. Weitausgeführte Vergleichungen, die sich öfters finden, wie z. B. die obenangeführte der ohnmächtigen Cordula mit einer todesmatten Blume entsprechen durchaus den Anforderungen des epischen Stils. Das Gedankennetz aber, mit welchem die ganze Erzählung übersponnen ist, funkelt von allerlei dichterischen Kleinodien, wenn es auch zuweilen etwas zu weitmaschig erscheint. In einzelnen kraftvollen und mannhaften Versen kommt auch die Freiheitsbegeisterung der Zeit zu ihrem Rechte, anknüpfend an den Unabhängigkeitsdrang der Bauern des Engadin. Vor Allem aber zieht sich durch das Ganze eine Liebesdithyrambik, die oft schöne Blüthe treibt:

> Ewig leuchtet das Morgenroth,
> Wenn ganz sich ganze Liebe bot;
> Ihm funkeln die Bäume, das Gras ist feucht
> Die Traumzeit ist nur halb verscheucht,
> Die Nacht wie verklärt und angeglänzt,
> Die Wolken nur mit Flammen bekränzt,
> Und nur das Schimmern der Fluren mahnt,
> Daß rings die Welt die Sonne ahnt.
> In solcher süßen Dämmerstunde
> Steigt blühend empor aus des Herzens Grunde
> An bunter Kette, Perlen gleich,
> Das wundergewaltigste Zauberreich
> Und warm umsprüht vom rosigen Lichte
> Webt sich das Leben zum Jubelgedichte.

Bisweilen verliert sich diese Liebesdithyrambik sogar in eine Liebesmystik, wie sie Leopold Schefers Gedichten eigen ist. Stellen, wie die folgende erinnern an die poetischen Andachten des befreundeten Muskauer Einsiedlers, mit welchem sich ja Max Waldau so oft und viel beschäftigt hat:

> Zum Trotze aller Freudenzerschlisser
> Sind Liebende hoch und heilig geweiht,

Sie sind die einzigen Lebens-Wisser
In trunkener Unwissenheit,
Durch ihre Adern jagen und schießen
Vollmächtig die Ströme des Lebens allein,
Nur sie gewinnen und sie genießen
Und spenden und trinken göttlichen Wein.
Nie kauften Macht und goldene Fülle,
Nie Ruhm, der über die Lande groß,
Noch eines Zornes deckende Hülle,
Noch eine Minute schattenlos.
Doch Liebe vergißt den Gram und die Wunde,
Wenn ihre Sonne die Herzen streift —
Weil sie nur allein den Werth der Stunde,
Den Werth des Augenblicks begreift.
Das jetzt, die gewährende Gegenwart,
Ist einzig der Liebe heilige Zeit.
Wer, recht zu genießen, klagt und harrt,
Der blieb von Weisheit und Liebe weit;
Denn will die Weisheit lebendig sein,
So wird sie's ewig als Liebe allein.

Doch ebenso enthält die Dichtung viele volksthümliche Stellen sowohl im Lieblichen wie im Derben: schon der Stoff und der Hans Sachsische Reimvers geben ihr das Gepräge.

Ganz anders die kleinere Dichtung: „Rahab," ein Frauenbild aus der Bibel, welches durch die reimlosen Anapäste in ein vornehmes Versgewand gekleidet und mehr statuarisch herausgemeißelt ist. Hier herrscht durchweg der erhabene Ton, das Grandiose, das ganze Gedicht, sagt Max Waldau in seinem Nachwort, entspricht so wenig der Geschmacksrichtung des Kreises, der sich zur Zeit leider ausschließlich mit poetischen Producten beschäftigt, daß es wohl kaum auf viele Freunde rechnen kann". Der Geschmack des Tages ist seitdem dem Großartigen in Epos und Drama noch mehr entfremdet worden, gleichwohl hat die Dichtung in ihrer Eigenthümlichkeit einen besonderen Reiz. Rahab ist keine Heldin, welche von der Bibel selbst als solche hingestellt ist wie Judith: sie ist eine Dirne von Jericho, die schnöden Verrath ausübt, indem sie die Spione des die Stadt umlagernden Heeres der Israeliten mittels eines Seiles über die Mauern emporzieht: ein Verrath, der ihr allerdings vom Volke des Herrn eher als Großthat angerechnet wird. Soll diese Gestalt für die Dichtung möglich werden, so muß der Dichter alles hinzu erfinden, eine nur menschliche Erklärung für diesen Verrath suchen: er findet sie in der Rache eines gekränkten Weibes. „Das Weib," sagt er, „ist in seinem Gefühlskreise, eine in seiner Leidenschaft nach allen uns vorliegenden Zeugnissen von jeher — Weib gewesen. Dasselbe Weib würde heute mit anderen Mitteln und unter anderen Formeln dennoch thun, was es vor Jahrtausenden in's Werk setzen mußte." Und so dichtete Max Waldau das Lied von der „wilden Purpurblüthe, die ihm dem Schutte Jerichos entstiegen ist." Mitten im Getümmel der Belagerung sehen wir Rahab stehen, geneigt über des offenen

Daches geschwungene Brüstung, die Rechte gelehnt auf den Knoten, zu dem das Ende eines die Mauer herniederhängenden Seils geschlungen ist. Sie harrt gespannt, die Pause des Kampfes scheint ihr entsetzlich:

> Schon reißt sie die Leinenumhüllung vom Haupte herunter,
> Den Schultern entgleitet die faltige Reisegewandung,
> Und hochaufathmend mit flatterndem Rabengelocke
> Giebt preis die vollendet gereifte Gestalt sich den Lüften.
> Kaum Eine von Jerichos Töchtern und wär' es die schönste
> Darf Rahab zur Seite mit prangender Schönheit sich brüsten.
> Wen lüstet's mit Weiße zu prahlen gegenüber dem Schwane,
> Wer rühmt sich zu leuchten noch neben den Strahlen der Sonne?
> In mächtig gezogenen, leise verschwimmenden Wellen
> Hinflutet die rosige schimmernde Fülle der Glieder
> Vom Scheitel hinab zu der silbernen Spitze des Fußes,
> Der unter den bauschenden Falten des Kleides hervorlauscht,
> Ein athmendes Wunder, wie Bildner es träumen in Sehnsucht,
> Doch nimmer dem Marmor entringen und nimmer dem Erze.

Noch in einer längeren Reihe von Versen schildert uns der Dichter das Medusenbild der schreckhaft schönen Rahab — wir werden an das andere Medusenbild, an das der Nora im „Nach der Natur" erinnert! Die Dichtung beginnt gleichsam mit dem biblischen Titelkupfer. Die Erklärung desselben besteht in der Vorgeschichte der Rahab, in die sie selbst, oben auf der Mauer harrend, sich zurückträumt. Sie hatte den gewaltigen Herrn von Jericho, einen tapferen Krieger, lieben gelernt und ihm ihre Gunst geschenkt: allmählich erkaltete indeß die Leidenschaft desselben; er schien eine Gefangene aus einer eroberten Burgfeste zu begünstigen. Rahab schien vergessen; da, eines Tages, an der Spitze seines gewaffneten Gefolges begrüßt er sie; alle sind von ihrer Schönheit entzückt und er fordert sie auf, noch einmal zu ihm zu kommen. Dieser Liebeshandel ist nur vorbereitender Art; jetzt muß die Erfindung des Dichters zu ihrem Rechte kommen: denn es gilt ein Motiv in die Dichtung aufzunehmen, welches stark genug ist, uns zu erklären, daß sich Rahab nicht blos an einem Einzelnen rächt, sondern an der ganzen Stadt Jericho blutige Rache nimmt. Der Dichter läßt sie also jener Einladung des Geliebten, des Stadtbeherrschers, Folge leisten: doch statt eines traulichen tête-à-tête findet sie einen Kreis von Genossen und geräth in eine Orgie hinein, deren Heldin sie wird, nachdem sie selbst in wüsten Rausch verfallen. Diese gewagte Scene erinnert an die Scene des Burgkellers in „Cordula"; doch sie ist durchaus nicht üppig ausgeführt, sondern nur mit kurzen markigen Strichen angedeutet. Aus ihrem Rausch erwacht Rahab bei den Sclaven, zu denen man sie nackt hinausgestoßen. Und nun begegnet ihr der Spott und die Verachtung der ganzen Stadt, die Frauen speien vor ihr aus, die Männer versetzen ihr Fußtritte, die Kinder zischen und werfen mit Steinen, die Mädchen erzählen rachsüchtig von Rahabs Entlarvung: denn zu aller Schmach war noch ein Unheil gekommen, das die Dirne als Mörderin schlummernder Eltern erscheinen ließ. Schutt, dampfendes Gebälk

begruben den Ort, der die Hütte der Ihrigen getragen und die Gebeine der Eltern zu Asche verbrannt. Sie hatte, als sie sich aus dem Hause fortschlich, die Lampe brennen lassen und diese war entweder umgestürzt, oder ein anderer unglücklicher Zufall hatte ihr Licht zu einer ungeheuren Flamme gemacht. Nur der geliebte Bruder, ein Knabe noch, hatte sich gerettet: doch auch er verwünscht Rahab, als er unbeaufsichtigt beim Pfeilesuchen tödtlich verletzt wird: er verwünscht sie als Mörderin der Eltern. Als dieser letzte Fluch sie trifft, hat sie indeß schon die verfolgten Spione bei sich verborgen und über die Mauer hineingelassen; da tobt schon ringsum der Vernichtungskampf und sie sieht den Stadtgebieter, ihren Verführer, auf den Wällen fallen. Das Verderben bricht über Jericho hinein. Rahab wird mit ihren Mägden hinausgerettet; doch ihr Sinn war gestört:

Sie grüßte wie liebe Bekannte die Dolden und Sterne,
Die freundlich und treu ihr einzig Erinnern geblieben,
Begann, frohlockend, zu sammeln mit mähliger Sorgfalt,
Verband die Gebrochnen mit Halmen zu flockigem Kranze,
Und hauchte beim Winden ein Lied wehmüthigen Klanges.
Ins Haar dann drückte sie leise die duftende Zierde,
Schwieg lächelnd und stützte das Kinn auf die rosigen Finger
Und — schauend mit glänzendem Aug' ersah sie die Welt nicht.
In scheuer Entfernung verharrten die Weiber des Lagers
Und kamen und gingen; denn allen gefiel's zu betrachten
Die prachtvoll schöne Gestalt und das Antlitz, das stille.
Die rührende Blüthenkrone der lebenden Blume,
Auf deren Blättern ein ewig Vergessen geträumt lag.
Fernstehende nahten sich oft, wild drängend und rufend,
Doch starb auf den Lippen das Wort und die Keckſten verstummten.
Ehrfürchtige Schauer empfindend beim Anblicke Rahabs,
Die schweigend, bekränzt und verklärt von der Sonne des Brandes,
Dasaß gegenüber der qualvoll sterbenden Heimat.
Und allen verblieb in der Seele für immer das Bildniß,
Mit heiligem Grauen betrachtet, von keinem geschädigt,
Und, nimmer erweckt aus der glücklichen Nacht des Vergessens,
Verlebte sie Jahre des Friedens in Träumen verloren,
Im Volke der Fremden das einzige glückliche Wesen,
Das Jericho Wiege genannt und entronnen dem Tode.

Wie mit ehernem Griffel sind diese Anapäste hingeschrieben, die Schilderungen der Dichtung oft von großartiger Schönheit; der Gedankenflug erinnert oft an den Schwung der Psalmen. Und so vergeßlich ist die Literaturgeschichte der Gegenwart und das aus ihnen schöpfende Zeitungsfeuilleton der Jungen und Jüngsten, deren Literaturkenntniß nicht um dreißig Jahre zurückreicht, daß niemals der Dichter der „Rahab" und „Cordula" in erster Reihe neben Hamerling und Lingg genannt wird, mit denen er einige Geistesverwandtschaft hat, wenn von den epischen Dichtern der Neuzeit die Rede ist, von Scheffel und Wolff zu schweigen, welche einer anderen

Richtung angehören, die er schon in Bezug auf Formschönheit und geistige Bedeutung um Haupteslänge überragt.

* * *

Größeres Aufsehen als die Dichtungen Max Waldaus machten seine beiden Prosaschriften: „Nach der Natur“. Lebende Bilder aus der Zeit“ (3 Theile, Hamburg, Hoffmann & Co. 1850, 2. Aufl. 1854) und „Aus der Junkerwelt“ (2 Theile, Hamburg, Hoffmann & Co. 1851). Diese Werke in eine der bestehenden Rubriken unterzubringen, ist jedenfalls schwierig: es sind Skizzen, lebende Bilder, glänzende Schilderungen und geistvolle Gespräche am Faden einer romanhaft erfundenen Handlung, und wenn man Jean Pauls „Hesperus“ und „Titan“ Romane nennt, so kann man auch Max Waldaus Werke als solche bezeichnen. „Nach der Natur“ unterschied sich indeß wesentlich dadurch von den Meisterwerken des Bayreuther Humoristen, daß die Ueberfülle der von der Handlung abschweifenden Excurse sich nicht in selbständigen Extrablättern und humoristischen Abhandlungen ablagerte, sondern mehr in der Form von Dialogen, welche die handelnden Personen miteinander führten und welche zum Theil dazu beitrugen, ihr Charakterbild und das Gepräge ihrer Weltanschauung zu vervollständigen. In dem zweiten Werk: „Aus der Junkerwelt“ ist aber die Aehnlichkeit der Darstellungsweise mit derjenigen Jean Pauls weit augenfälliger geworden; denn hier sind ebenfalls selbständige Extrablätter in die Handlung eingeschoben und diese „Prellsteine“ erinnern unmittelbar an die Jean Paul'schen Einschiebsel. Dagegen ist hier eine andere Licenz der Romandichtung verschwunden, die mehr an die Romantiker und ihre romanischen und altbiblischen Vorbilder gemahnt, und von welcher der Dichter in „Nach der Natur“ ausgiebigen Gebrauch gemacht hat: die Einschiebung selbständiger kleiner Geschichten, wie die oberschlesischen Dorfnovellen, durch welche sich die Haupterzählung auf kurze Zeit in eine Rahmenerzählung zu verwandeln scheint.

Der erste Theil von „Nach der Natur“ spielt in Tyrol, der zweite in Oberschlesien, der dritte in Baden. Diese drei Gegenden bieten zunächst der Landschaftsmalerei, zu welchen der Dichter die geeignetsten Farben auf seiner Palette hat, den breitesten Spielraum. Vortrefflich weiß er das Colorit der Gegenden zu treffen: die ganze Pracht der Tyroler Gebirgsgegenden, die aschgraue Stimmung der oberschlesischen Landschaft, die romantischen Reize der den berühmten Badeort umgebenden Berge und Wälder. Der alte Graf Halden hat nicht nur ein schöngelegenes Schloß auf einem Bergvorsprung in Tyrol, er hat auch Besitzungen in Oberschlesien, deren Verwaltung er seinem Erben Felix Halden überlassen hat: durch diese äußerlichen Beziehungen werden die Sprünge der Handlung aus einer Gegend in die andere motivirt. Im Mittelpunkte der Handlung selbst steht die junge Gräfin Marie Wentheim, eine stolze und geistreiche Schönheit, welche von dem Helden des Romans umworben wird. Felix Halden soll nach dem Wunsche des Onkels ihre Hand

erhalten: er liebt sie mit glühender Leidenschaft, brennender Eifersucht, die ihn bis an den Rand des Wahnsinns führt; doch diese Liebe wird von ihr nicht erwidert. Felix ist eine innerlich haltlose Natur, zwischen guten Principien und bösen, ja verbrecherischen Absichten schwankend und für die geistig hochstehende Marie nicht bedeutend genug; der Maler Stein, mit dem er befreundet, ist ihr in geistiger Hinsicht ebenbürtig; sie schenkt ihm vollstes Vertrauen, das dicht an der Grenze der Hingebung eines liebenden Herzens steht; er aber liebt sie mit geheimster Leidenschaft, die erst an der Leiche der Dahingeschiedenen ein Wort des Geständnisses findet. Sie schenkt Herz und Hand einem gewandten, geistreichen Cavalier, von Plessenberg, bis zu ihrem tragischen Untergang, der durch den Wahnsinn von Felix Halden und die Rache der verbrecherischen Nora herbeigeführt wird. Diese Rache hat indeß nichts unmittelbar Ueberzeugendes: denn rächen will sich die heimtückische Italienerin eigentlich an dem Maler Stein, und sie sucht ihn zu treffen in der Geliebten. Sie hat das Geheimniß seines Herzens errathen — es gehört dies indeß zu den gewagten Motiven der Dichtung, und damit erscheint auch die gewaltsame Schlußkatastrophe allzu romantisch und nicht aus einem ganz glaubwürdigen Zusammenhang hervorgehend.

Jean Paul spricht in seiner Vorschule der Aesthetik von der italienischen und niederländischen Schule der Romandichtung. In „Nach der Natur" sind beide vertreten. Die Vorgeschichte, die Stein von seinem Freunde, dem Maler Stauff und Nora erzählt, und die mit einer Klosternovelle beginnt, ist eine glänzende Probe des italienischen Novellenstyls: Max Waldau würde, bei Ausbildung desselben in selbständigen Novellensammlungen jedenfalls später mit Paul Heyse gewetteifert haben; nur würde sein Colorit markiger, seine Darstellung mehr von leidenschaftlicher Gluth erfüllt gewesen sein. Es fehlt nicht an spannenden und schlaghaften Wendungen und das schöne Ungeheuer Nora, die Medusa, mit ihrer angeborenen Bösartigkeit, ihrer unbefangenen Freude am Verbrechen gehört in die Gallerie jener schönen Mörderinnen, die in der Geschichte Italiens eine so große Rolle spielen, und unter denen Lucrezia Borgia trotz der geistvollen Reinigungsversuche von Ferdinand Gregorovius immer noch in erster Linie steht. Der ganze zweite Band des Romans aber gehört der niederländischen Schule an; meisterhaft sind die Schilderungen des oberschlesischen Volkslebens, der überoderischen Schlachzitzenwirthschaft, des Hauswesens, der Jagd und des Gelages bei dem schlesisch-polnischen Rittergutsbesitzer von Zebrzyski — in dieser Schilderung herrscht ein köstlicher Humor, man fühlt sich freilich nach Halbasien zu Franzos und Sacher-Masoch versetzt. Ebensowenig wird irgend Jemand die Wahrheit der Charakterköpfe anzweifeln, die in so prächtigen Contrast gesetzt sind. Die Probe dieser oberschlesischen Niederländerei sind oben die beiden Dorfgeschichten: „der Justizmann" und der „Schmid-Franz": das sind echte Teniers ohne jede Schönfärberei und angekleckste Sentimentalität. Es ist falsche Bescheidenheit des Dichters, wenn er dieselben gegen Auerbachs meisterliche

Dorfnovellen zurückstellt. Mag man zugeben, daß der schwäbische Volksstamm weit mehr Gemüthstiefe hat, als die Mischbevölkerung Oberschlesiens und für die Helden desselben auch gelegentlich ein schwärmerischer Augenaufschlag zulässig ist, so bleiben doch noch manche Schminkpflästerchen eines schönseligen Salontyrolerthums auf den Gesichtern dieser Dorfschönen haften, wovon bei Max Waldau keine Spur ist. In Bezug auf solche ungeschminkte Lebenswahrheit können wir nur die litauischen Dorfgeschichten Ernst Wicherts mit denen Max Waldaus vergleichen. Beiden ist überdies gemein, daß nirgends die Rohheit eines ungeschminkten Realismus ohne Feigenblatt sich geltend macht und daß der durchgängige gesunde Humor vor solchen Verirrungen schützt. Der Justizmann ist der vorzügliche Charakterkopf eines dörflichen Winkeladvocaten: die Schliche und Winkelzüge, womit sie die Bauern umgarnen und einfangen, sind trefflich geschildert. Die Nischka ist eine Dorfschöne, die von ihrer Liebe zu einem stattlichen jungen Mann rasch ohne herzbrechende Zufälle geheilt wird und noch den alten angesehenen Bauern heirathet, der ihrem Vater aus der Klemme hilft. Und die Müllerstochter Flora in der zweiten Erzählung, die ihren verlobten Adjuvanten gegen den vielgewandten und vielgewanderten, wenn auch übelberufenen Schmid-Franz umtauscht und die nächtlichen Besuche des Letzteren mit echt dörflicher Koketterie ermuthigt, hat sowenig wie Nischka mit dem marieenhaften Lorle Auerbachs gemein. Doch dafür findet man die Originale auf den oberschlesischen Dörfern, während man die Lorles in dem schwäbischen gewiß mit der Laterne suchen muß.

Manche Anekdote aus dem Volksleben hat Max Waldau in seinen Dorfgeschichten gleichsam mit aller an den Wurzeln haftender Erde verpflanzt. Wie ergötzlich ist z. B. das folgende Einschiebsel als Erläuterung des Ländlich-Sittlichen: „Es regnete und an Maruschka war die Reihe die Kühe zur Tränke zu treiben. Sie nahm nach der Sitte der Mägde den obersten Rock von blau und weißgedruckter Leinwand über den Kopf und bildete einen Regenschirm daraus, der allerdings, so lange der Guß nicht zu heftig wurde, Gesicht und Nacken schützte. Auf dem solcher Gestalt beraubten Unterrocke von grauer Sackleinwand las man nun in großer Frakturschrift: Dominium . . . und der Name folgte. Ein Uneingeweihter hätte diese Schriftzüge für eine Art Brandmal, für ein Zeichen ausgedehntester Hörigkeit ansehen können; aber der Amtmann, der eben auf seinem Schimmel vom Felde heimkam, wußte den Zusammenhang besser. Wiederholt waren ihm neue Getreidesäcke verloren gegangen und trotz der weithin lesbaren Aufschrift nicht wieder zum Vorschein gekommen. Jetzt erblickte er plötzlich die Reste eines solchen; die Magd gestand vor Schreck des ersten Augenblicks ein, daß sie zwei Säcke gestohlen, um den Unterrock daraus zu verfertigen; und der Amtmann beschloß, ein Beispiel zu geben, das seine Leinwandvorräthe künftig vor Unberufenen sicherte. Der Landrath überließ in solchem Falle die Bestrafung des kleinen gemeinen Diebstahls der Polizeibehörde, hier wie auf dem Lande gewöhnlich

durch den Wirthschaftsbeamten vertreten, und dieser verhängte die berüchtigten „Fünfzehn" von „Polizei wegen". Maruschka erhielt sie ohne weiteres Zögern, nachdem sie erst das amtlich vorgeschriebene peinliche Examen bestanden hatte.

Als „Nach der Natur" erschien, hatten die allgemeinen politischen Betrachtungen und die Behandlung der gesellschaftlichen Fragen ein actuelles Interesse; sie waren aus dem Leben gegriffen und die Portraitmedaillons wie diejenigen eines Fürsten Lichnowsky und Hecker interessirten die Zeitgenossen durch frappante Wahrheit und geistvolle Beleuchtung. Für uns hat die vormärzliche Zeit der beiden ersten Bände und die nachmärzliche des dritten nur noch ein geschichtliches Interesse; doch die geistige Bewegung jener Tage ging tiefer als diejenige der heutigen Zeit; sie war unpraktischer, nicht so auf das Nächste gerichtet, und das Ferne, dem sie zustrebte, mochte zum Theil etwas Nebelhaftes, Verschwimmendes haben. Doch der warme Pulsschlag einer Begeisterung für die Menschheit und die hohen Ziele ihrer Entwickelung, für die geistige Freiheit, war damals viel mehr als heute aus den Gedankengängen der den allgemeinen Interessen zugewendeten Geister herauszufühlen. Der Radicalismus der Gesinnung innerhalb bevorzugter gesellschaftlicher Kreise prägt sich in diesem Roman bedeutsam aus. Es fehlt darin nicht an sehr verunglückten Prophezeiungen für die Zukunft, aber die Tendenz, durch große gesellschaftliche Reformen die zum Theil unfruchtbaren politischen Bestrebungen zu ergänzen, wird von dem Dichter mit Nachdruck vertreten, und so dem Sturm und Drang einer unausgegohrenen Epoche ein zum Theil dauernder Gehalt gegeben.

Die Charakterzeichnung ist vortrefflich: sie ist wie in den Gutzkow'schen Romanen vertieft durch die ganze Eigenart der Weltanschauung, die dem Einzelnen eigen ist. Der Maler Stein, Plessenberg, Felix Halden, der alte Onkel haben scharfgeprägte, durchaus nicht verwaschene Physiognomien; der originellste von Allen ist der rücksichtslos einschneidende und kaum minder hellseherisch schwärmende Weigelsdorf, dessen göttliche Grobheit mit seinen visionären Anwandlungen einen eigenartigen Contrast bildet. Dieser Charakter mit seinem dämonischen Zug spricht mehr als alle andern für Max Waldaus Gestaltungsvermögen. Es ist keine Frage, daß „Nach der Natur" seiner Zeit auch auf die zeitgenössische Production eine unverkennbare Wirkung ausgeübt hat; namentlich erinnern die Helden in Spielhagens „Problematischen Naturen" an diejenigen von Max Waldau, und vor Allem Oldenburg ist aus dem Holze geschnitzt, welches der junge schlesische Dichter für seine Charakterbilder verwendet hat.

Der zweite Roman: „Aus der Junkerwelt" hat nicht gleichen Anklang gefunden wie „Nach der Natur". Die Ursache hiervon ist leicht zu finden. Es sind die dem großen Lesepublikum unbequemen Prellsteine und Extrablätter, die sich in die Erzählung breit einschieben und von Hause aus in ihrer selbständigen Berechtigung angekündigt werden. Der Zusammenhang dieser Prellsteine mit der Handlung selbst ist ein sehr lockerer. Ehe uns die

Anlagen des Schloßparkes von Hehlenried geschildert werden, setzt uns der Dichter eine Geschichte der Architektur vor, die reich ist an geistvollen Aperçus, aber doch sehr abseits liegt von dem Gang der Erzählung: eher hängen damit die Fehdebriefe gegen die sociale Lüge, die Erbsünde der Tradition, die kleinen Essays über Glauben und Ueberzeugung, die conservative und die liberale Partei, über den Sieg der Physiologie über die Orthodoxie der Theologen und Juristen zusammen: in allen diesen Prellsteinen spricht sich die größte Unabhängigkeit der Gesinnung, ein geistiger Radicalismus aus, der im Interesse der Wahrheit, der Menschheit und der Zukunft jedes Feigenblatt der beschönigenden Phrase verschmäht; außerdem aber eine bewundernswerthe Vielseitigkeit der Bildung, welche nirgends die philosophische Schulung verleugnet, und auf den Gebieten der Kunst und ihrer Geschichte, der verschiedensten Naturwissenschaften, der socialen, finanziellen, staatlichen Verhältnisse gleichmäßig zu Hause ist.

Auch den Schilderungen des Verfassers kommt diese Bildung zu Gute; er benützt bei seinen Garten-, Park- und Landschaftsbildern nicht die landesüblichen Pflanzengestalten, nicht die Blumen, die in unserer poetischen Blumistik eingebürgert sind, sondern er läßt seine Blumengeister oft aus seltenen Blüthenkronen aufsteigen und belebt auch dort, wo er Bekannteres verwerthet, die Schilderung durch die Darstellung von Eigenthümlichkeiten des Pflanzenlebens, mit denen er vollkommen vertraut ist.

Diese Extrablätter sind indeß nicht mehr als eine Schrulle des Dichters, von welcher er jedenfalls in seinen nächsten Werken zurückgekommen wäre. Bedauerlich ist der Schein von Ungenießbarkeit und Schwerfälligkeit, den sie gerade seiner zweiten erzählenden Schrift geben, um so mehr als „Aus der Junkerwelt" nach einer andern Seite hin einen Fortschritt gegen „Nach der Natur" bekundet; die eigentliche Geschichte ist weit romanhafter und auch zusammengeraffter, aus einer weitverzweigten Vorgeschichte nach einer Schlußkatastrophe hinstrebend, die uns der Dichter auch nicht schuldig bleibt. Man könnte eher sagen, daß Einiges in der Geschichte zu abenteuerlich sei, und daß die Gestalt des Hauptthelden an französische Vorbilder, an Eugène Sue und Alexander Dumas erinnern; dann dieser Tetarkoff, der frühere Drechslermeister Schneider, der Sohn eines von der Familie verfehmten Grafen Hehlen, erscheint wie Graf Monte-Christo, und sucht mit seinen Millionen ein Werk der Rache zu vollenden, mit welchem eine Art raffinirter Pädagogik verbunden ist. Der Roman ist eigentlich eine Biographie dieses merkwürdigen Mannes, die losen Ringe derselben, die gleichsam anachronistisch verstreut sind, schließen sich gegen den Schluß hin zu einer ineinander greifenden Kette zusammen. Eine beachtenswerthe Gabe der Erfindung zeigt Hauenschild gerade in diesem Roman, das Talent eines Unterhaltungsschriftstellers, der spannend, aber auch in hohem Grade geistvoll und anregend zu schreiben weiß. Und wie anmuthig sind die mit mehr epischem Behagen ausgeführten Schilderungen, wie der Verkehr des Drechslers Hennigs mit der Gräfin Cecile, wie die

rührende Erzählung vom Tode der Frau Gertrud. Sehr viele Geschichten aus der Cavalierperspective sind in die Erzählung verwebt: darunter fehlt auch nicht der gewagte Wettritt, der an die Schlußscene in „Nach der Natur" erinnert. Das Pathos der Geschichte, wenn man von einem solchen sprechen darf, ist gegen das Junkerthum gerichtet; der Haß gegen dasselbe dictirt ja dem Helden seine sogar die eigene Familie zerreißenden Maßregeln, und wird bei seinem böswillig-giftigen Sohn Christian zu einem das ganze Leben erfüllenden und zuletzt aufzehrendem Ferment. Doch fehlt auch nicht das versöhnende Princip. Die kalte Gräfin Cecile hat Geist und Bildung, bei aller Härte, mit der sie ihre sociale Stellung zu behaupten sucht; eine liebliche Mädchenblüthe ist ihre Tochter Luise, und die andere, Clarissa, sympathisch wegen ihrer liebenswürdigen Heiterkeit.

Vor Allem aber ist der schneidige Humorist Curt Freiherr von Craw-Gillen der wiedergeborene Weigelsdorf aus „Nach der Natur". Fast scheint es, als ob der Dichter, nach Jean Paul'schem Vorbild, typische Charaktere unter wechselnder Maske in seinen Romanen einbürgern wollte. Weigelsdorf-Craw erinnert ja an Leibgeber-Schoppe; an die schönsten duftigsten Märchen der romantischen Schule aber dasjenige von Asperula odorata — auch auf diesem Gebiete war Max Waldau Meister.

An die beiden Romane wollte der Dichter einen großen geschichtlichen reihen: der Jongleur; der Plan zu diesem Werke war fertig, als ein früher Tod diesen so reichen schöpferischen Geist der Welt entriß. Hier hätten sich von selbst jene die Theilnahme der Leser beeinträchtigenden Excurse verboten; seine Erfindungs- und Gestaltungskraft hätte hier gewiß im schönsten Lichte gestrahlt. Hatte er doch die Epoche der Troubadours auf das Genaueste studirt; seine formgewandte Uebersetzung der Sirvente des Pierre Cardinali (Hamburg, Hoffmann & Campe 1850), die aus Bruchstücken der Sirventes desselben zusammengestellt ist, giebt uns eine lyrische Probe seiner Studien. Diese Troubadours, die nicht blos Helden bei Damen waren, sondern den mächtigsten Männern ihrer Zeit die Spitze boten, mit ihrer Kraft, ihrem Feuer, ihrem Unabhängigkeitsdrang, der ganzen Fülle der unter dem schönen Himmel der Provence sich abspielenden Abenteuer und Kämpfe — welch ein reicher und glänzender Stoff für ein so glänzendes Talent.

So viele schöne Verheißungen deckt der Grabhügel, in dem die Gebeine des Dichters im fernen Oberschlesien ruhn! Doch wie man auch klagen mag über die zerstörten Hoffnungen, nicht vergessen sollte das deutsche Volk, und vor Allem die oft am Neuesten, so kläglich es sein mag, haftende Tageskritik, daß ein Dichter wie Max Waldau heutzutage noch gepriesen und gelesen zu werden verdient und daß er zu den Zierden unseres Parnasses gehört.

Dr. Max von Forckenbeck.

von

* * *

Der Name Forckenbeck hat sowohl unter den liberalen Parteien Deutschlands, als auch in der Bürgerschaft der zwei größten Städte Preußens einen guten Klang. Er ist mit der Geschichte der ersteren eng verknüpft, denn sein Träger war Mitbegründer der Fortschritts-partei, hat die Bildung der nationalliberalen Partei zu Stande gebracht und förderte die Sezession, aus welcher später die Deutschfreisinnige Partei hervorging. Er leitete außerdem die communale Verwaltung der Stadt Breslau und ist seit dreizehn Jahren Oberbürgermeister von Berlin. Da er überall Hervorragendes geleistet und zum Wohle seiner Zeitgenossen vieles vollbracht hat, so wird diesen ein Lebensbild Forckenbecks willkommen sein; umsomehr, da, einige kurze biographische Skizzen ausgenommen, ein solches zum ersten Male erscheint.

Max von Forckenbeck wurde am 21. October 1821 zu Münster in Westfalen, wo sein Vater Justizbeamter war, geboren. Ueber den letzteren erzählt J. D. H. Temme in seinen „Erinnerungen":

„Die Freiheitskriege waren gekämpft. Die ganze deutsche Jugend hatte daran Theil genommen, selbst Knaben, die sich kräftig genug fühlten, die Waffen zu tragen. Das Jahr 1815 sah Deutschland frei. Im Jahre 1816 waren alle die muthigen Kämpfer zu ihren bürgerlichen Beschäftigungen zurückgekehrt, die Studenten zu ihren Universitäten; wie Mancher noch, der die Schule verlassen hatte, um an den Freiheitskriegen theilzunehmen, zu

seinem Gymnasium! Eine ungewöhnliche Menge dieser Freiheitskämpfer hatte sich gerade in Göttingen eingefunden und eine große Anzahl bestand aus Westfalen.

Mit einem von diesen wurde ich unterwegs bekannt, im Postwagen, Franz von Forckenbeck war sein Name. Er war ein münstersches Kind. Er fuhr mit der Post von Münster nach Göttingen, diese ging über Wiedenbrück, dort war ich eingestiegen. Wir wurden Freunde und blieben es bis zu seinem Tode. Er starb als Vicepräsident des Oberlandesgerichts zu Glogau. Franz von Forckenbeck hatte an den beiden Feldzügen theilgenommen; in dem ersten als freiwilliger Jäger, in dem zweiten als Offizier der Landwehr. Das Soldatenleben sagte ihm nur zu, sofern und solange es um die Freiheit des Vaterlandes sich handelte."

Der patriotische Geist des Vaters ist auf seinen Sohn Max übergegangen, der sowohl in seiner politischen Stellung, als auch in allen Verhältnissen seines Bürgermeisteramtes sich als warmherziger, opferfreudiger Freund des Vaterlandes erprobt hat.

Nachdem er in seiner Vaterstadt das Gymnasium besucht, studirte er, vom Jahre 1839 ab, drei Semester auf der Universität zu Gießen und zog 1841 nach Berlin, wo er seine Studien in Rechts- und Staatswissenschaft fortsetzte. Im Jahre 1842 kam er nach Glogau in Schlesien, um das Auscultatorexamen zu machen; es geschah dies unter den Augen seines Vaters, der dort die Stelle eines Vicepräsidenten am Oberlandesgericht bekleidete. Nachdem er im Jahre 1847 die juristischen Studien vollendet und promovirt worden, wurde er Stadtrichter in Glogau.

Das historische Jahr 1848, das je nach dem Parteistandpunkte seiner Beurtheiler bald das „Völker erlösende" und bald wieder das „tolle" genannt wird, zog auch den siebenundzwanzigjährigen Forckenbeck in die Zauberkreise des politischen Lebens und hielt ihn seitdem darin fest; er schloß sich der Volkspartei, welche den Namen Demokraten führte, an, und trat in den Vorstand des demokratisch-constitutionellen Vereins in Schlesien. Die Frucht dieses Parteilebens, dem er sich mit der Begeisterung und zähen Ausdauer eines echten Westfalen widmete, mag mit Schuld gewesen sein, daß er den Plan, wie sein Vater in den Staatsdienst zu treten, aufgab, und den Beruf eines Rechtsanwalts wählte.

Das Schicksal führte ihn nach Ostpreußen, in das circa 3000 Einwohner zählende Städtchen Mohrungen, wo er im Jahre 1849 eintraf und zehn Jahre lang blieb. Ein Jahr später wählte ihn die Bürgerschaft, unter welcher er bald beliebt wurde, zum Stadtverordneten und sandte ihn im Jahre 1854 als ihren Vertreter in den Kreistag.

Die erste Rede, welche Forckenbeck als Stadtverordneter hielt, begann mit dem Rufe: „Es werde Licht!" Er wollte für eine bessere Beleuchtung der Straßen eintreten und wählte darum dieses nicht gewöhnliche Schlagwort, das insofern zündend wirkte, als sein Antrag genehmigt wurde.

Forckenbeck, der sowohl als Parlamentarier wie auch als Stadtoberhaupt ungezählt oft sprechen mußte, ist ein guter Redner, welcher weder derartige oratorische Wendungen liebt, noch Phrasen gebraucht; sein rasch dahinfließender Vortrag ist schlicht und verräth, daß es ihm einzig daran gelegen ist, klar zu sein. Er gebraucht die einfachsten Ausdrücke, selten ein Bild und spinnt den Faden seiner Rede niemals länger aus, als es nothwendig ist. Seine hohe, gliederkräftige Gestalt, die würdevolle Ruhe, die sich in Mienen und Geberden kundgiebt, und eine weithin tönende Stimme verstärken den günstigen Eindruck, den dieselbe schon durch ihren gehaltvollen Inhalt macht.

Im Jahre 1858 begann Forckenbeck seine Laufbahn als Parlamentarier. Es war eine für die Geschichte Preußens bedeutsame Zeit, denn Prinz Wilhelm, der später Kaiser des neuen deutschen Reiches wurde, hatte an Stelle seines schwer erkrankten Bruders, König Friedrich Wilhelm IV., die Regentschaft übernommen und der sogenannten Reaction ein Ende gemacht.

„Jetzt fängt eine neue Aera an!" ging damals der Ruf durch das Land und das Verschwinden des Ministeriums Manteuffel wurde mit ebenso vielem Jubel begrüßt, wie die Bildung eines neuen, unter dem Vorsitze des Fürsten Hohenzollern-Sigmaringen. Die Liberalen erblickten in demselben ein Zeichen des entschiedensten Systemwechsels. Bei den Wahlen für das Abgeordnetenhaus erhielt Dr. von Forckenbeck ein Mandat, durch welches er den Kreis Mohrungen vertrat, und gesellte sich der liberalen Partei zu, deren Führer Ernst Georg von Vincke war. Die Erwartungen aber, welche dieselbe von dem Prinzregenten hegten, gingen nicht in Erfüllung und schon wenige Tage nach dessen Thronbesteigung, am 2. Januar 1861, äußerte sich diese Unzufriedenheit in der Bildung einer Oppositions-Partei.

Die Mitglieder derselben waren großentheils parlamentarische Neulinge und Männer, welche im Jahre 1848 zu den Demokraten gehört hatten. Ein Ausschuß von vier Abgeordneten, unter denen sich Forckenbeck befand, verfaßte das Programm, dessen Kern in der Forderung steckte: Durchführung der Selbstverwaltung in Gemeinden und Kreisen, und feste Einigung Deutschlands, die ohne eine starke Centralgewalt in der Hand Preußens und ohne Volksvertretung nicht gedacht werden kann. Die neue Fraction erhielt von Vincke den Spottnamen: Junglittauer, und behielt ihn bei, bis sie sich im Juli desselben Jahres mit den entschiedenen Liberalen Preußens, denen u. A. Hoverbeck, Virchow, Mommsen, Schultze-Delitzsch und Delbrück angehörten, vereinigten, und welchen sich alle unabhängigen Männer des Landes anschlossen, die „der Ueberzeugung waren, daß die Begründung eines verfassungsmäßigen Rechtsstaates in Preußen und die große Aufgabe der Einigung Deutschlands auf wirklicher nationaler Grundlage auf dem Wege der bisherigen Majorität des Abgeordnetenhauses nicht zu erwarten sei." Die neue Fraction nannte sich die deutsche Forschrittspartei.

Es war ein merkwürdiger Zufall, daß die hervorragenden Gründer der-

selben, Forckenbeck und Waldeck, ebenso wie Hermann von Mallinkrodt, welcher zehn Jahre später die Centrumspartei in's Leben rief, aus dem Lande der rothen Erde stammten.

Während der Letztere und Waldeck durch ihr packendes Pathos und ihr lavaheißes Wesen Erfolge erzielten, bot Dr. Forckenbeck das Bild eines leidenschaftslosen Redners.

Er war fünfzehn Jahre lang Abgeordneter für den Landtag, in welchem er Anfangs den Wahlkreis Mohrungen, dann die Stadt Elbing in Westpreußen, wohin er im Jahre 1859 als Rechtsanwalt übersiedelte und Stadtverordneter wurde, und Köln am Rhein vertrat. Am 5. August 1866 wurde er mit 154 Stimmen von 331 zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses erwählt und blieb es bis 1872.

Aus seiner Thätigkeit als Landtagsabgeordneter leuchten besonders zwei Reden hervor, welche das beste Zeugniß für seine staatsmännische Begabung bieten.

Bei der Berathung über den Entwurf zum Staatshaushalts-Etats für das Jahr 1865 wurden fünf Referenten, unter denen sich Dr. Forckenbeck befand, gewählt, und dieser sprach am 14. März 1865:

„Unmittelbar vor dem Schlusse des Landtags der Jahre 1863 und 1864, nachdem das Herrenhaus den vom Abgeordnetenhaus bewilligten Etat verworfen, beschloß das Haus der Abgeordneten: 1. der Beschluß des Herrenhauses, durch welchen dasselbe den Budget-Entwurf der königlichen Staatsregierung angenommen hat, verstoße gegen Artikel 62 der Verfassung und ist deshalb null und nichtig; 2. das Herrenhaus hat durch diesen Beschluß das wichtigste Recht des Abgeordnetenhauses verletzt; 3. die königliche Staatsregierung macht sich eines offenen Verfassungsbruches schuldig, wenn sie fortfährt, ohne Zustimmung beider Häuser des Landtags über Mittel des Staates zu verfügen; 4. Jede Anleihe, welche ohne Genehmigung der Landesvertretung für den Staat aufgenommen werden sollte, ist verfassungswidrig und für den preußischen Staat unverbindlich. Die Antwort auf diesen Beschluß des Abgeordnetenhauses ist der Staats-Ministeriumsbeschluß vom 12. Februar 1864 gewesen, in welchem die Staatsregierung trotz des Protestes des Abgeordnetenhauses beschließt, budgetlos, also verfassungswidrig für das ganze Jahr zu regieren. Noch mehr! Im Jahre 1864 schreitet das absolute Regiment in Finanzsachen zu den letzten Consequenzen. Es nimmt die Mittel zum Krieg gegen Dänemark da, wo es sie findet; es durchbricht die gesetzlichen Schranken des Staatsschatzes und nimmt ohne Weiteres aus demselben zehn Millionen Thaler. Noch mehr! Nachdem dieses geschehen, nachdem wir ein budgetloses Regiment für das Jahr 1864 gehabt haben, wird beim Zusammentritt beider Häuser des Landtags der Staatshaushalts-Etat vorgelegt, als wenn nichts passirt wäre. Kein Wort von Indemnität, kein Wort der Entschuldigung für diese verfassungswidrigen Zustände. Unzweifelhaft hat das Haus das Recht zu fordern, daß die Staatsregierung keine Ausgaben leisten darf, als auf

Grund des zum Voraus durch ein Gesetz festgestellten Staatshaushalts-Etats. Es hätte darum das Recht gehabt zu sagen: Wir verweigern die Berathung des Etats so lange, bis uns die verfassungsmäßige Garantie gegeben worden, daß wir Beschlüsse mit verfassungsmäßiger Wirkung fassen. Wenn nun angesichts der bedrohlichen Lage Preußens nach außen und der unseligen Zustände im Innern das Haus nicht von diesem Rechte Gebrauch macht, sondern in die Berathung des Etats eintritt, so thut es den ersten Schritt, den Verfassungsconflict zu beseitigen. Wenn es dann in Beschlüssen, welche die Budgetcommission vorgeschlagen hat, die Bedenken offen und loyal ausspricht, die es in dem vorgelegten Staatshaushalts-Etat gefunden, so thut das Haus den zweiten Schritt zur Beseitigung des Verfassungsconflictes."

Dr. Forckenbeck schloß seine Rede, die großes Aufsehen machte, mit den Worten: „Ist denn die Verfassung in Preußen nur dazu da, um immer mehr Menschen und Geld für den unergründlichen Brunnen des Militär-Etats zu schaffen und zu liefern?"

Als in der nächsten Sitzung von Seite der Regierung über das Referat der Budgetcommission, bei dessen Ausarbeitung er besonders thätig gewesen war, gesagt wurde, daß es agitatorisch sei, erhob er sich und erwiderte: „Unser Bericht ist nicht agitatorisch. Er ist einfach und ruhig geschrieben, so daß er Schatten giebt, wo Schatten zu geben ist und Licht giebt, wo Licht zu geben ist; er hebt Thatsachen hervor. Sind nun diese Thatsachen, z. B. die Thatsache, daß im gegenwärtigen Augenblicke nach glücklich beendetem Kriege die dreijährige Dienstzeit auch bei denjenigen Truppentheilen durchgeführt werden soll, die eben den Krieg durchgemacht haben, sind diese Thatsachen agitatorisch, so agitirt nicht der Bericht, sondern die Thatsache! Den Zweck haben wir allerdings verfolgt, daß man im Lande allmählich anfange, nicht blos allgemeine Principien zu diskutiren, sondern auch in's Gewicht fallende Thatsachen; daß man sich nicht blos mit an die principielle, sondern auch an die sachliche Discussion gewöhne."

Die zweite Rede Forckenbecks war keine politische, sondern warf ein grelles Streiflicht über eine sociale Frage, mit deren Lösung sich seit mehr als einem Jahrhundert die größten Denker beschäftigten. Sie betraf das Duell.

In einer Sitzung, welche am 2. Juni 1865 stattfand, hatte der Abgeordnete Virchow sich geäußert: „Wenn der Herr Minister-Präsident den Bericht gelesen und sagen kann, es seien keine Erklärungen darin, so weiß ich in der That nicht, was ich von seiner Wahrhaftigkeit denken soll?"

Der Minister-Präsident von Bismarck fand in diesen Worten einen persönlichen Angriff auf seine Wahrheitsliebe, während der Vicepräsident des Hauses, Unruh, der bei der Rede Virchows den Vorsitz führte, erklärte: „Ich habe in der Aeußerung desselben eine directe Beschuldigung der Unwahrheit nicht gehört. Ich habe nur gehört, daß er ein Dilemma aufstellte, welches sagt: die Sache ist entweder so oder so; daß er also etwas hypothetisch aufstellte."

Herr von Bismarck verließ den Saal mit dem Ruf: Ich werde abwarten, ob Virchow den Wortlaut vertritt!"

Wenige Tage später brachte die Kölnische Zeitung die Nachricht, daß Bismarck einen Hauptmann von Puttkammer zu Virchow gesendet habe, um von demselben eine Erklärung zu verlangen oder ihn eventuell zum Duell zu fordern. Diese Nachricht, welche von allen Berliner Blättern nachgedruckt wurde, blieb von Seite der Betheiligten unwiderlegt und gab deshalb Forckenbeck Veranlassung, in der nächsten Sitzung das Wort zu nehmen.

„Meine Herren", begann er, „ich habe nicht zu untersuchen, in wie weit ein Mann überhaupt vermöge der Vorurtheile gewisser Gesellschaftsklassen zu einem von dem Gesetze dieses Staates mit Strafe bedrohten, von der Religion, von der Moral und von dem Bewußtsein des bei weitem überwiegenden Theiles aller Gesellschaftsklassen gemißbilligten Duell gezwungen werden kann? Das mag Jeder im gegebenen Falle mit sich selbst ausmachen. So aber liegt die Sache hier nicht. Wer, sei es als Abgeordneter, sei es als Minister in die Räume dieses Hauses eintritt, um über Rechte, Freiheiten und Interessen des Landes zu verhandeln, der hat alle Vorurtheile und die Einwirkung aller Vorurtheile draußen vor der Thüre zu lassen. Die persönliche Ehre des Herrn Minister-Präsidenten unterliegt der Verfassung dieses Landes und der Geschäftsordnung dieses Hauses ebenso, wie die ganze, große Ehre des Landes und der Interessen des Landes, die hier verhandelt werden. Der Abgeordnete Virchow würde meiner Ansicht nach seine Pflicht gegen das Land als Abgeordneter verletzen, wenn er eine Forderung zum Duell annehmen wollte. Der Minister-Präsident aber würde sich des schwersten Attentats gegen die Verfassung, gegen die durch die Verfassung geschützten, zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Freiheit dieses Landes nothwendigen Privilegien dieses Hauses schuldig machen, wenn er von einem Abgeordneten wegen einer parlamentarisch nicht gerügten Aeußerung Rechenschaft durch ein Duell fordern wollte. Das Duell darf nicht stattfinden und kann nicht stattfinden. Sie, Herr Präsident, sind berufen, die Rechte und Freiheiten der Mitglieder dieses Hauses und damit die Rechte und Freiheiten dieses Landes zu wahren. Ich bitte Sie, Herr Präsident, Ihre Schuldigkeit zu thun, und dem, was ich gesagt habe, den geeigneten Ausdruck in diesem Hause zu geben."

Der Präsident Grabow erwiderte: „Ich trete den Ausführungen des Herrn Abgeordneten v. Forckenbeck in allen Punkten bei, setze zuversichtlich voraus, daß das Haus zur Aufrechthaltung seiner Redefreiheit die eben vernommenen Grundsätze durchweg billige und erwarte, daß der Abgeordnete Virchow sich dem Ausspruche des Hauses unbedingt unterwerfe."

Die Abgeordneten aller Parteien, wenige Herren ausgenommen, stimmten dem Präsidenten bei; unter diesen wenigen befand sich der Kriegsminister v. Roon, welcher erregt ausrief: „Wenn das Haus erklärt, daß es dem Abgeordneten Virchow verbiete, die Genugthuung zu geben, die der Herr

Minister-Präsident verlangt, so thut nach meiner Auffassung das Haus etwas, das über seine Befugnisse hinausgeht!"

Nach der Eröffnung des Landtages, im Jahre 1866, zeigte sich im Abgeordnetenhause, wo Dr. Forckenbeck zum ersten Male den Vorsitz als Präsident führte, eine tiefe Spaltung in den Reihen der Fortschrittspartei. Während ein Theil derselben zäh dem Principe der ewigen Opposition, die unter keiner Bedingung davon abweichen wollte, festhielt, suchte die andere in Rücksicht auf die politische Lage und das Wohl des Landes eine Verständigung mit der Regierung, und wurde dabei von ihren Wählern unterstützt. Zu der letzteren zählten zwanzig Abgeordnete, welche im October die Erklärung abgaben: „Wir sind fest entschlossen, die Opposition nicht auf das Gebiet der gebilligten deutschen Politik hinübergreifen zu lassen!" Unter ihnen befand sich Forckenbeck, der einen mächtigen Einfluß auf die Bildung der neuen Fraktion hatte. Sie nannte sich die deutsche, nationalliberale Partei und zählte in der nächsten Legislaturperiode etwa 79 Mitglieder.

Im Jahre 1867 wurde Dr. Forckenbeck von den Wählern des 5. Magdeburger Wahlkreises, Wolmierstedt-Neuhaldensleben, zum Abgeordneten für den Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt, der in diesem Jahre zum ersten Mal zusammentrat. Seitdem ist Forckenbeck, der sich der nationalliberalen Partei angeschlossen hatte, Mitglied desselben und später des deutschen Reichstages geblieben; und im Jahre 1884 übernahm er das Mandat für den zweiten Liegnitzer Wahlkreis, Sagan-Sprottau, das er noch heute besitzt.

Dr. Forckenbeck hielt zum ersten Mal im Norddeutschen Reichstag eine Rede bei der Debatte über eine Petition der im östlichen Preußen lebenden Mennoniten. Diese verlangten, daß die ihnen von König Friedrich II. im Jahre 1780 zugestandene Wehrfreiheit, welche aber durch ein Gesetz 1867 aufgehoben worden war, wieder hergestellt werde. Forckenbeck trat dafür ein, daß die Mennoniten sich der allgemeinen Wehrpflicht unterwerfen sollten. „Vergegenwärtigen Sie sich, meine Herren, die Lage der Weichselgegenden, daß es in dem außerordentlich fruchtbaren Landstriche zwischen der Weichsel und Nogat Dörfer giebt, die zur Hälfte aus mennonitischen Besitzern und zur Hälfte aus nichtmennonitischen Besitzern bestehen, und daß es andere Dörfer giebt, in denen keine Mennoniten wohnen. Denken Sie sich, welche Einwirkung das macht, wenn bei derselben Gemeinde oder im benachbarten Dorfe bei einer Mobilmachung die Söhne des einen Hofes in den Krieg ziehen und die Söhne des andern frei herum gehen. Bei jeder Mobilmachung ist unter diesen Verhältnissen das Gefühl der Gerechtigkeit und Gleichheit in diesen Gegenden tief verletzt und die allerbedenklichste Aufregung hervorgerufen worden." Seine Rede hatte den Erfolg, daß das Haus die Petition ablehnte.

Am 9. Februar 1874 wurde Forckenbeck mit 263 Stimmen von 294 zum Präsidenten des Reichstags gewählt und sprach bei dieser Gelegenheit: „Durch die vollzogene Wahl ist mir das Amt des ersten Präsidenten des

13*

Reichstags übertragen worden. Ich nehme von tiefem Dankgefühl erfüllt, das Amt hiermit an und will alle meine Kräfte für eine gerechte und unparteiische Leitung der Geschäfte aufbieten."

Bei Beginn der Legislaturperiode 1878 geschah auf Antrag des Abgeordneten Windthorst seine Wiederwahl durch Acclamation, und er blieb erster Präsident des Reichstags bis zum Mai 1879. Er legte damals sein Amt plötzlich nieder und that dies unter dem Drucke, den der im Reichstag bewilligte neue Zolltarif und der Verlauf des zu Berlin versammelten Städtetags auf seine Stellung geübt hatten. Er sandte am 20. Mai ein Schreiben an das Haus, das den Wortlaut hatte: „Bei dem Gegensatze, in welchem ich in Bezug auf tiefgreifende Fragen mit der Majorität des Hauses gekommen bin (der Kornzoll), darf ich nicht länger im Interesse der Geschäfte des Reichstags das Amt als Präsident beibehalten. Ich lege hiermit mein Amt nieder."

Ueber die Gründe, die Dr. Forckenbeck dazu bestimmten, sprach er sich offen im October 1881 aus, als er seinen Wählern zu Neuhaldensleben einen Rechenschafts-Bericht ablegte: „Ich habe, ehe die Tarifverhandlungen zu Ende waren und während des Verlaufes derselben mein Amt als Reichstagspräsident niedergelegt. Ich nehme keinen Anstand, die Motive, welche mich dazu geführt, auszusprechen. Ich wurde mit großer Majorität gewählt und nahm die Wahl an. Damals übersah ich noch nicht, daß sich die Mehrheit des Reichstags für die Annahme des neuen wirthschaftlichen Systems aussprechen werde; das trat erst später hervor. Ich mußte mir sagen, daß meine Anschauungen mit denen der Mehrheit nicht übereinstimmten und deshalb die Ueberzeugung gewinnen, daß die Fortführung der Geschäfte durch mich nicht mehr zulässig sei. Jetzt kam gerade in der Sitzung, an dem Tage, an welchem das Essen des Städtetags war, eine Scene vor, die mich daran zweifeln ließ, ob ich noch die zur Erhaltung der Ordnung nöthige Autorität besitze. Einer der Redner (der Socialdemokrat Kayser) wich von der Sache ab. Ich rief ihn wiederholt zur Sache, glaubte aber im Reichstag die Unterstützung nicht zu finden, die zum Antrage auf Wortentziehung nöthig war. So kam ich zum festen Entschluß, das Reichstagspräsidium niederzulegen."

Der Städtetag, welcher für Dr. Forckenbeck die zweite Veranlassung zur Niederlegung des Reichstagspräsidiums gewesen, war am 17. Mai 1879 auf Einladung des Magistrats von Berlin in dieser Stadt zusammengetreten, um „sein Votum über den neuen Zolltarif abzugeben." Es erschienen 117 Abgeordnete, welche 72 Städte vertraten, während von den 250 eingeladenen Städten 168 Städte eine Betheiligung abgelehnt hatten. Dieser Städtetag, der im Rathhaus seine Sitzungen hielt, nahm eine Resolution an, durch welche er „die in der Tarifvorlage beantragten Eingangszölle auf Getreide, Vieh und Fleisch im Interesse der städtischen Bevölkerung, der Leistungsfähigkeit der Arbeitskräfte und der Entwickelung der Handelsthätigkeit als schädlich" bezeichnete.

Am 19. Mai fand im Speisesaal des „Zoologischen Garten" ein Bankett

statt, bei welchem Forckenbeck, als Oberbürgermeister von Berlin, eine Toastrede hielt. „Ich will die Gelegenheit benützen, endlich einmal meinem Herzen Luft zu machen, als freier Mann zu freien Männern reden. Seit wenigen Wochen bin ich als Präsident des Reichstags in eine Stellung gedrängt worden, die es mir zur Pflicht macht, von diesem Posten zu scheiden. Ich habe alles Vertrauen zu den jetzigen Zuständen verloren, so daß ich mich nicht einmal mehr getraue, auch nur wenige Tage voraus zu sagen, welche Gruppirung im deutschen Parlament sein werde? Diesem unseligen Zustande muß ein Ende bereitet werden. Nur die Bildung einer großen, auf wahrhaft liberalen Grundsätzen fußenden Partei kann dem Lande eine Hoffnung auf Rettung geben. Wir müssen uns rühren, damit das Unselige, was jetzt beschlossen worden, binnen wenigen Jahren wieder zerstört und hinweggefegt werde. Was an mir liegt, werde ich thun; daß ich ein liberaler Mann bin, beweist meine Stellung an der Spitze der Stadt Berlin. Aber es bedarf nicht allein der Gesinnung, sondern auch der That! Es ist Zeit, daß das deutsche Bürgerthum sich zusammenfasse und sein volles Gewicht in die Wagschale der Entscheidung lege. Wenn ich mich nicht täusche, so ist die Zeit nahe, in der eine liberale Partei, als Kern in sich das deutsche Bürgerthum fassend, Einfluß gewinnen wird auf die weitere Entwickelung des deutschen Reiches. Dazu gehört, daß wir uns auf verfassungsmäßigem Boden rühren, daß wir innerhalb dieser Grenze alle Kräfte, die uns zu Gebote stehen, eifrig gebrauchen. Mein Toast gilt also dem freien, thatkräftigen deutschen Bürgerthume. Dasselbe lebe hoch!"

Die Vossische Zeitung bemerkte damals über diese Rede: „Der Gesammteindruck derselben war, daß der liberale Theil der nationalliberalen Partei unter der Führung Forckenbecks ihren entschiedenen Bruch mit der neuen Politik des Reichskanzlers bekundet und sich von der Compromißpolitik des Herrn von Bennigsen losgesagt habe."

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, welche vom Reichskanzler als Sprachrohr seiner politischen Ansichten benutzt wurde, schrieb über den Städtetag und dessen Bankett im „Zoologischen Garten":

„Die Thatsache, daß eine Gemeinde, deren erster Beamter zugleich Präsident des Reichstages ist, eine Einladung an sämmtliche Städte erläßt, neben dem Parlament des deutschen Volkes zu tagen und durch Discussion und Beschlüsse einen lokalen Druck auf die Volksvertreter zu üben, hat an sich für unsere politischen Gewohnheiten etwas Befremdliches. Wirthschaftliche Fragen sind vom Städtetag mit seinem selbstgeschaffenen Mandat in politische umgewandelt worden. Anstatt einer nüchternen Besprechung der Zollposition hörte man den Schlachtruf einer revolutionären Agitation über kirchliche und politische Reaction. Wenn man das Gebahren der Herren auf ihrem Bankett betrachtet, so muß man anerkennen, daß die Vorbilder der Pariser Kommune ihren Zukunftshoffnungen vorschweben. Ein regierender Städtetag mit dem Haupte der Residenzgemeinde, der zugleich Präsident des Reichstages ist, an

dessen Spitze. An dem guten Willen, die verfassungsmäßigen Gewalten durch aufgeregte Gemeinde Versammlungen zu ersetzen, scheint es demnach nicht zu fehlen, aber wir glauben nicht, daß diese Drachensaat in Deutschland einen Boden findet, auf welchem sie aufgehen könnte. Unser Vaterland befindet sich glücklicherweise in keiner, republikanischen Sympathien entgegenleitenden Bewegung."

Dr. Forckenbeck fand bald darauf Gelegenheit, im Reichstag den Städtetag und insbesondere den Magistrat von Berlin gegen derartige Angriffe zu vertheidigen, indem er am 11. Juli dem Abgeordneten Kleist-Retzow, welcher den Städtetag eine „Antikornzoll-Liga" genannt hatte, erwiderte:

„Der Magistrat von Berlin hat gehandelt auf Anrufen der Ostseestädte Königsberg, Danzig und Memel, Städte, mit denen wir historisch zu allen Zeiten Leid und Freud getheilt haben; der Magistrat von Berlin hat gehandelt vermöge seines verfassungsmäßigen Rechts, vermöge seiner Pflicht, die realsten Interessen der ihnen anvertrauten Bürger zu schützen. Es stand für uns fest, daß die Befreiung der nothwendigen Lebensmittel die eine Wirkung sicher hätten, eine bessere und nachhaltigere Ernährung der großen Massen der Bevölkerung herbeizuführen. Wollen Sie uns verdenken, wenn diese Ueberzeugung in uns lebendig ist, daß wir mit aller Energie für diese Ueberzeugung zum Schutze der Bevölkerung eintraten? Gerade im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt und damit das Leben in Berlin während der Verdoppelung der Bevölkerung auf gleicher Wohlfeilheit erhalten werde, hatte die Verwaltung in Berlin im Jahre 1874 die Schlachthaussteuer abgeschafft und damit auch eine Einnahme von 4 bis 5 Millionen Mark jährlich aufgegeben. Ich constatire die Zahlen. Im Jahre 1874, dem letzten Jahre der Herrschaft der Schlachthaussteuer betrug der Fleischverbrauch pro Kopf der mittleren Bevölkerung Berlins 52 Kilogramm jährlich, nach Aufhebung der Schlachthaussteuer stieg im Jahre 1875 der Verbrauch pro Kopf der Bevölkerung auf 72 Kilogramm jährlich."

Vor seinen Wählern zu Neuhaldensleben führte Dr. Forckenbeck diese Vertheidigung noch entschiedener, indem er sagte:

„Ueber den Städtetag ist viel gesprochen worden, über die Rede noch viel mehr, welche ich bei einem Diner desselben gehalten habe. Es ist behauptet worden, daß mit dem Städtetag eine Trennung zwischen Stadt und Land beabsichtigt worden sei. Das ist positiv unwahr. Die Resolution desselben beweist gerade, daß gegen diese Trennung protestirt und dieselbe gefürchtet wurde. Sie ist gegen das neue Zollgesetz gefaßt worden und war zum Theil durch das Bedürfniß des flachen Landes gegründet. Was meine Rede im „Zoologischen Garten" anbelangt, so weiß ich ganz bestimmt, daß ich von einer großen liberalen Partei in Stadt und Land gesprochen habe; daß ich zur Einigung der Mittelstände in Stadt und Land aufgefordert habe."

Die Voraussage der Vossischen Zeitung, daß die Toastrede Forckenbecks eine Trennung von der nationalliberalen Partei, deren Führer v. Bennigsen

war, bedeute, ging ein Jahr später in Erfüllung. Am 31. August 1880 erließ ein Theil dieser Partei die Erklärung: „Die Erfahrung der letzten zwei Jahre hat im steigenden Maße die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die nationalliberale Partei gegenüber den wesentlich veränderten Verhältnissen nicht mehr von der Einheit politischer Denkart getragen wird, auf der allein ihre Berechtigung und ihr Einfluß beruhen." In dieser Ueberzeugung erklärten 28 Mitglieder derselben, welche sowohl dem Reichstag als dem Abgeordnetenhause angehörten, ihren Austritt, und so entstand die Secession, welche deren Gegner die „Desertion in's Lager der Fortschrittspartei" nannten. Und nicht mit Unrecht, denn drei Jahre später fand eine Fusion der Secessionisten mit derselben statt, aus welcher die Deutschfreisinnige Partei hervorging.

Dr. Forckenbeck war einer der thätigsten Förderer der Secession und hatte diese bereits im Jahre 1876 angekündigt, wo er in einer Tischrede zu Breslau „von einer Zielverwandtschaft der liberalen Parteien sprach gegenüber denen, die uns, die Nationalliberalen, zur Tafel einladen, die aber unsere Gegner sind und es bleiben werden in alle Zukunft."

In einer Ansprache an seine Wähler äußerte er sich im October 1881 darüber in folgender Weise:

„Ich komme zu meinem Austritte aus der nationalliberalen Partei. Diese wurde 1866 gestiftet und ich gehöre mit zu ihren Gründern. Sie hatte die Aufgabe, mit der Regierung zusammen die neuen Zustände so viel als möglich liberal zu constituiren und der eigentliche Zweck der liberalen Partei war erreicht, als ganz neue Verhältnisse eintraten. Beim Aufbau haben wir uns oft von der Fortschrittspartei getrennt und gegen sie gestimmt. Wir sind oft von ihr heftig angegriffen worden. Anders aber werden die Verhältnisse, wenn die liberale Partei sich in einem Zustande der Abwehr befindet; dann müssen alle liberalen Männer zur Abwehr zusammentreten. In der nationalliberalen Partei waren verschiedene Elemente zusammen; sie schieden zum Theil aus, der Zustand aber blieb, wie er war, darum war zu fürchten, daß die Fractionsstreitigkeiten das einheitliche Zusammenwirken erschweren würden. Wir Ausgetretenen bilden jetzt ein Mittelglied in den liberalen Parteien. Ich betrachte mich lediglich als Mitglied der großen, liberalen Partei und werde weder der nationalliberalen noch der Fortschrittspartei wieder beitreten, sondern werde bald mit dieser und bald mit jener stimmen. Also ausgetreten bin ich, weil unserer Ueberzeugung nach die nationalliberale Partei ihren Zweck erreicht hat und in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht zur Einigung und Herstellung der gesammten liberalen Partei nützen und dienen konnte. Wir erstrebten durch unseren Austritt lediglich die Möglichkeit der Bildung einer großen liberalen Partei, die allerdings nicht von den Abgeordneten geschehen kann, sondern durch das Bedürfniß des Volkes und von unten herauf."

Man hat Dr. Forckenbeck die Wandlungen als Politiker vorgeworfen,

durch welche er, als Fortschrittsmann beginnend, nationalliberal wurde, dann die Secession mitbegründete, welche ihn wie im Kreislaufe wieder in die Reihen seiner früheren Parteigenossen, der Fortschrittler führte, indem er sich mit ihnen in der Partei der Deutschfreisinnigen zusammenfand.

Er hat sich aber gegen diesen Vorwurf selbst vertheidigt, indem er eines Tages seinen Wählern zurief:

„Alles, was sich im Laufe der Jahre an mir geändert hat, war nur die Consequenz meiner politischen Haltung. Nicht ich, sondern die Tendenzen der Regierung haben sich geändert und ebenso die Tendenzen der Parteien; daher ist meine Stellung zu denselben eine andere geworden!"

Seitdem er der Deutschfreisinnigen Partei angehörte, ergriff Forckenbeck selten mehr das Wort im Reichstag und dann nur, um im Redeturnier mit dem Reichskanzler eine Lanze für die Stadt Berlin und deren Verwaltung zu brechen. Er sprach über den Fürsten Bismarck eines Tages das geflügelte Wort, daß „dieser mehr eigensinnig, als einfach stolz auf seinem Weg daherschreite."

Am 4. März 1881 hatte der Reichskanzler bei Berathung des Gesetzentwurfes, betreffend die Besteuerung der Dienstwohnungen der Reichsbeamten die Aeußerung gethan, daß in Berlin, wie weltbekannt, der Fortschritt regiere und die Stadt ein fortschrittlicher Ring beherrsche, der nicht zu durchbrechen sei. Er schloß mit der Bemerkung: Die „Stadt Berlin erhob im Jahre 1876, wo sie eine Million Einwohner hatte, zehn Millionen Miethssteuer, odaß auf den Kopf der Bevölkerung 10 Mark kommen. Denken Sie sich diese Steuer im ganzen deutschen Reich ausgebreitet, so haben Sie eine Besteuerung von 450 Millionen Mark direkter Steuern."

Dr. Forckenbeck erwiderte: „Der Angriff des Herrn Reichskanzlers berührt den Oberbürgermeister von Berlin. Ich spreche es hier öffentlich aus; ich kenne keinen Fortschrittsring in Berlin, ein solcher existirt nicht, ein solcher beeinflußt mich nicht, beeinflußt nicht den Magistrat. Der Bürgermeister hat nicht mit einer Clique von wenigen Personen, sondern mit zwei Collegien, das eine, der Magistrat, bestehend aus 34 selbstständigen und frei entscheidenden Mitgliedern und mit der Stadtverordnetenversammlung, die aus 126 Mitgliedern, besteht und ebenso selbstständig entscheidet, zu rechnen, wenn er die Verwaltung förderlich im Gange erhalten will. Ich habe in der communalen Verwaltung von der Pike auf gedient, ich war Jahre lang Mitglied einer Stadtverordnetenversammlung in einer Stadt gewesen, die bei 2 bis 3000 Einwohnern keine Straßenbeleuchtung und keine Chausseeverbindung hatte. Ich bin Jahre lang Mitglied der Stadtverordneten in einer mittleren Stadt gewesen, war Oberbürgermeister der zweiten Hauptstadt und bin seit einigen Jahren Oberbürgermeister von Berlin. Ich kenne die Natur der städtischen Verwaltung und sage, daß ich keine Verwaltung gefunden habe, in der ein Regiment nach langsam, im Laufe der Jahre gewonnenen festen Verwaltungs-Grundsätzen, so eisern und so ohne alle Rücksicht

festgehalten wurde, als in der Berliner Verwaltung. Das ist die Folge der Zustände der größten centralisirten Lokalverwaltung, die es auf dem Kontinent vielleicht giebt."

Auf die Miethssteuer übergehend äußerte er sich, „daß sie nicht so sehr die Beamten und Rentner drücke, als lästig sei für den mittleren Gewerbetreibenden. Dieselbe bringe sich aber wieder zum Theil durch das Gewerbe selber ein und durch die Art, wie er die Geschäftskosten für das Gewerbe berechnet. Es existire ein Communalbeschluß, vermöge dessen die Miethssteuer-Deputation ermächtigt ist, nach Verhältniß der Bedürftigkeit der Miethssteuer entweder ganz zu erlassen, oder zu vermindern, so daß beiläufig acht Procent der Bevölkerung wegen Bedürftigkeit in Berlin davon befreit seien. Die Miethssteuer sei an und für sich eine richtige Steuer und viel besser, als ein Oktroi oder die städtische Accise. Der Umfang des Weichbildes von Berlin hat eine Länge von 44,7 Kilometer. Sehen Sie sich die Stadt an, die sich wie ein Spinnengewebe mit langen Fühlfäden frei nach allen Seiten hin ausdehnt und fragen Sie sich, ob irgend eine wirksame Bewachung dieser, in jeder Beziehung offenen Grenze zur Erhebung eines Oktroi nur möglich war. Ich halte es außerdem für unmöglich, daß von den nothwendigen Lebensmitteln, die an der Grenze sehr hoch besteuert sind, nochmals in der Hauptstadt, deren Bevölkerung hart arbeiten muß, um zu existiren, ein Zoll erhoben wird."

Ein zweites Mal trat Forckenbeck dem Reichskanzler in einer Debatte am 9. Mai 1884 gegenüber, bei welcher über die Verlängerung des Sozialistengesetzes vom 21. October 1878 verhandelt würde. Fürst Bismarck sagte, daß derjenige, welcher die Armenpflege in Berlin als musterhaft darstelle, eine Beweislast übernehme, der er erliegen müsse. Forckenbeck entgegnete: „Ich constatire, daß der Herr Reichskanzler nur allgemeine Behauptungen ohne specielle Belege aufgestellt hat, daß er unsere Armenpflege schlecht genannt und ferner angeführt, es kommen Selbstmorde in Berlin aus Nahrungssorgen vor. Ich muß dagegen feststellen, daß die in den Zeitungen gebrachten Darstellungen, in Berlin seien Menschen vor Hunger gestorben, gerichtlich als Verleumdungen erklärt worden sind. Die Armenverwaltung in Berlin ist die größte centrale und unmittelbare Armenverwaltung auf dem Kontinent und ihre Aufgabe ist eine schwierige und schwerwiegende. Ich constatire aber, daß Tausende von Männern und Frauen mit wahrem Wohlthätigkeitssinne sich ihrer Aufgabe, der Individualisirung der Armenpflege widmen, daß die Anstalten der Wohlthätigkeit jährlich mit großen Mitteln vermehrt und immer humaner eingerichtet werden."

Als Oberbürgermeister der Städte Breslau und Berlin wurde Forckenbeck zweimal als Vertreter derselben in das Herrenhaus gewählt; das erste Mal erschien er dort im Jahre 1873 und dann im Jahre 1878, nachdem er das Amt eines Stadtoberhauptes von Berlin übernommen hatte. Von den Reden, welche er in der ersten Kammer des Landstags bei Gelegen-

heit einer Debatte über den Entwurf einer Städteordnung und einer Provinzialordnung gehalten, sei hier nur jene über das Dreiklassen-System erwähnt.

„Ich für meine Person," sagte er am 23. Juni 1876, „bekenne mich als Freund des Dreiklassensystems in der Gemeinde und zwar deswegen, weil dasselbe die Möglichkeit giebt, Jedem, der zur Gemeinde zahlt, auch ein Stimmrecht zu gewähren, daß ich ein Gegner des Wahlsystems mit einem bedeutenden Census bin und daß ich das letztere System in der Gegenwart für unhaltbar ansehe, weil es nur zwei Klassen bildet; eine, welche zahlt und alle Rechte hat, und eine Klasse, die zahlt und keine Rechte hat. Ich sehe im Dreiklassensystem ideal ein System, welches namentlich den armen Klassen zu demjenigen Rechte verhilft, welches ihnen ohne Gefahr gegeben werden kann. Sie sollen an der Discussion und Feststellung derjenigen Angelegenheiten, die sie interessiren, lebendigen und legalen Antheil nehmen."

An der Jahreswende von 1877 und 1878 brachte die politische Welt den Namen Forckenbecks mit einer Ministercombination in Verbindung. Herr von Bennigsen theilte darüber in seiner zu Magdeburg gehaltenen Rede mit, daß im December 1877 der Reichskanzler ihn nach Varzin eingeladen und vorgeschlagen habe, daß er das Ministerium des Innern übernehmen wolle. Er erklärte aber, daß er dazu bereit sei, wenn Dr. Forckenbeck, den er für den geeignetsten Minister des Innern hielt, und von Stauffenberg als Chef des Reichsschatzamts mit eintreten würden. Die Verhandlungen zerschlugen sich, nachdem sie einige Monate lang gedauert hatten, und Dr. Forckenbeck enthüllte später selbst die Gründe, warum er nicht Minister geworden ist.

„Vom Jahre 1866 bis 1878 hat die nationalliberale Partei mit der Regierung die Grundlage des neuen deutschen Reiches aufgebaut und diese selbstlos bei diesem Aufbau unterstützt. Während dieser zwölf Jahre ist Niemand von der nationalliberalen Partei Minister gewesen und Niemand von uns hat angestrebt, es zu werden. Als zu Ende des Jahres 1877 Herr von Bennigsen mit dem Reichskanzler, denn dieser hat die Verhandlungen eingeleitet, die Verhandlungen über seinen Eintritt in das Ministerium eröffnete, befand ich mich in Breslau und bin nur auf wiederholte Aufforderung einiger Freunde nach Berlin gekommen. Meine Freunde erkannten es als eine höchst bedenkliche Frage an, ob es zum Heile des Vaterlandes gereichen könne, wenn Männer von unserer Partei bei der damaligen Strömung, die im Volke und oben herrschte, in das Ministerium eintreten, und ob ein derartiges Ministerium die ihm gestellte Aufgabe würde lösen können? Wir sagten uns: Wenn die Verhandlungen eröffnet sind, so ist es ernste Pflicht politischer Männer die Verhandlungen zu führen und zu sehen, ob sie zu einem glücklichen Resultate gelangen können? Bei diesen Verhandlungen war es Herr v. Bennigsen selbst, der ausdrücklich erklärte, daß er ohne seine zwei politischen Freunde nicht in das Ministerium eintreten wolle. Die Verhandlungen schwebten noch, bis die bekannte Sitzung stattfand, in welcher der Reichskanzler das Tabaksmonopol als sein Ideal

erklärte. Ich präsidirte in der Sitzung, und als die Reden vorüber waren, kam Herr von Bennigsen zum Präsidentenstuhl mit den Worten: „Forckenbeck, für das Tabaksmonopol können wir doch nicht mitgehen und wirken. Wenn Sie einverstanden sind, dann gehe ich unmittelbar zum Reichskanzler hin und sage ihm, daß er auf uns nicht zu rechnen habe." Ich sagte ihm, daß ich damit vollständig einverstanden sei; er ging hin und nach einer Stunde erzählte er mir, daß die Verhandlungen mit dem Reichskanzler abgebrochen seien." —

Nachdem diese Skizze Dr. Forckenbeck als Politiker und Parlamentarier geschildert, soll sie sich mit dessen Thätigkeit als Oberbürgermeister der zwei größten Städte in Preußen beschäftigen.

Er wurde von der Stadtverordnetenversammlung zu Breslau im Jahre 1872 zum Oberbürgermeister gewählt und hielt am 2. October bei der Uebernahme seines Amtes folgende Ansprache: Das deutsche Reich ist glorreich wieder errichtet; diese Wiedererrichtung aber des deutschen Reiches, die Pflichten, welche Preußen in demselben übernommen hat, werden nach meiner Ueberzeugung zu einer Erweiterung aller Gebiete der Selbstverwaltung führen müssen; den Gemeinden werden neue Rechte beigelegt, aber auch neue Pflichten auferlegt werden müssen. Die großen Fragen der Gegenwart, an welchen mehr, als je früher alle Schichten des Volkes lebendig Theil nehmen, der gewaltige Aufschwung und Umschwung in den gewerblichen und industriellen Verhältnissen, die Verleihung neuer Rechte individueller Freiheit bereiten namentlich in großen Gemeinden nicht leichte Sorgen. Wenn ich dessen ungeachtet mit festem Muthe mein neues Amt übernehme, so thue ich dies in der sicheren Hoffnung auf die umsichtige und energische Unterstützung meiner Herren Kollegen im Magistrat und in unerschütterlichem Vertrauen auf den bewährten Gemeinsinn der Bürgerschaft Breslaus, eines Gemeinsinns, der in ernstesten Zeiten immer die Pflichten gegen den Staat und gegen das Vaterland vorangestellt hat, eines Gemeinsinns, ich bin dessen sicher, der jetzt und in aller Zukunft den Verlockungen des Materialismus widerstehen wird."

Dr. Forckenbeck hat während der sechs Jahre, die er Oberbürgermeister war, sich die volle Sympathie und Anerkennung der Bewohner von Breslau erworben und davon giebt der Beschluß von Stadtverordneten und Magistrat Zeugniß: „Dr. von Forckenbeck in dankbarer Anerkennung seiner großen Verdienste," wie es im Diplom heißt, zum Ehrenbürger der Stadt Breslau zu ernennen.

Als sich Forckenbeck von der Bürgerschaft verabschiedete, sprach er die bedeutsamen Worte als letzten Gruß, daß er Hilfe für die communalen Aufgaben der Stadt nicht so sehr von der Gesetzgebung, als vielmehr von der bewährten Kraft der Selbstverwaltung erwarte; durch sie werde Breslau die großen Aufgaben, die er unvollendet zurücklassen mußte, zum Heile der Bewohner lösen.

Am 21. November 1878 übernahm Forckenbeck das Amt eines Ober-

bürgermeisters der Haupt- und Residenzstadt Berlin, „der ersten und mächtigsten Gemeinde des Reiches und Staates", wie er in seiner Antrittsrede sagte.

Diese Großstadt hat sich im Laufe weniger Jahrzehnte zu einem Gemeinwesen entwickelt, das nicht seinesgleichen auf dem ganzen Kontinent hat; ihre Verwaltung stellt aber an die Beamten, besonders an den ersten Beamten Anforderungen, die deren volle geistige Thätigkeit und physische Ausdauer beanspruchen. Wenn Forckenbeck während der dreizehn Jahre seiner Amtsführung zu Berlin die Entwickelung und das mächtige Emporblühen der Stadt nicht gehemmt hätte, so würde er schon Anerkennung verdienen, denn es bewiese, daß er tüchtig arbeitete. Wenn es ihm aber gelungen, durch Anregung und lebendige Mithilfe Großes und Gedeihliches für das Wohl der Bevölkerung zu vollbringen, so hat er sich als Meister im Verwaltungsfache bewährt.

Eine kurze Aufzählung der Unternehmungen und Einrichtungen, welche während seiner Amtsführung sowohl zur Linderung der socialen Noth, als auch zur Verbesserung der pädagogischen, sanitären, gewerblichen und industriellen Verhältnisse in's Leben gerufen worden, wird der beredteste Herold der Verdienste Forckenbeck's sein, da ja, wie der Dichter singt, „das Werk den Meister lobt."

Es sei hier vor Allem die Anlage der Kaiser Wilhelmstraße mit der gleichnamigen prächtigen Brücke, deren Herstellung über zehn Millionen Mark kostete, der Plan zum Umbau der Schloßfreiheit, die Verbreiterung des Mühlendammes, genannt. Mit der Ausdehnung der Großstadt, welche 1 453 780 Einwohner zählt und deren Gebiet über 6000 Hektar umfaßt, war auch das Bedürfniß nach Transportmitteln gewachsen; so entstanden die Pferdeeisenbahn, deren Netz 285 648 Meter umspannt, auf welchen 906 Wagen und 5192 Pferde laufen, das Fuhrwerk an Droschken und Omnibussen, mit 5210 Wagen und 9551 Pferden, die Dampfstraßenbahn und die Stadt-, Stadtring- und Vorort-Eisenbahnen, auf welchen nach der letzten Zählung jährlich über 29 Millionen Menschen verkehrten. Zur Beleuchtung der Straßen dienen 18 152 Gasflammen und in der Leipzigerstraße 105 electrische Bogenlampen, während die städtischen Gaswerke, deren Gesammtlänge 696 453 Meter und Gesammtinhalt 37 406 Kubikmeter beträgt, in den Häusern Licht spenden. In diesen Gaswerken werden jährlich 314 264 Tonnen Kohlen verwendet.

Die von Natur gegebenen Straßen, auf denen die Reichthümer der Erde von Volk zu Volk getragen werden, sind die schiffbaren Gewässer. Diese Thatsache hat auch den Plan angeregt, die Spree, welche sich vor den Thoren Berlins in die Ober- und Unterspree theilt, zu reguliren, daß durch sie eine direkte Wasserstraße von der Elbe (Hamburg und Magdeburg), nach der oberen Oder (Breslau und Cosel) gebildet werde. Es handelt sich um die Schiffbarmachung des Hauptarmes der Spree zwischen Mühlen-

damm und Kupfergraben und um eine Vertiefung der Spreesohle innerhalb des Berliner Weichbildes. Dieser Plan fand an dem Oberbürgermeister Dr. v. Forckenbeck den wärmsten Förderer, und seinen Bemühungen ist es zu danken, daß ein Vertrag zwischen der Königl. Staatsregierung und der Stadt geschlossen wurde, in dem sich die Letztere verpflichtet, drei Millionen Beihilfe zu dem auf 6,400,000 Mark veranschlagten Unternehmen zu leisten. Es wurden, um den Verkehr zwischen der durch Spree und Landwehrkanal getrennten Stadttheile zu erleichtern, fünf neue Brücken erbaut, deren Kosten 3½ Millionen Mark betragen.

Die öffentlichen Einrichtungen für Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln umfassen einen Centralviehhof, in welchem 350,500 Thiere untergebracht und wo jährlich 1,731,283 Rinder, Schweine und Hammel aufgetrieben werden, der Schlachthof, in welchem täglich durchschnittlich 6000 und jährlich 1½ Millionen Thiere geschlachtet werden, die Fleischschau und acht Markthallen, deren Bau 8,100,000 gekostet hat.

„Die Gesundheit einer Stadt," sagt ein französischer Hygieniker, „hängt von zwei Dingen ab, von der Eigenschaft des Wassers, welches sie trinkt, und von der Schnelligkeit, mit der sie sich ihrer Unreinigkeiten entledigt." Er hat damit treffend die ersten Vorbedingungen für den Gesundheitszustand der Hauptstadt Berlin bezeichnet, und an der Verwaltung derselben treue Anhänger gefunden.

Berlin wird durch die städtischen Wasserwerke zu Tegel, welche in einem Zeitraum von 24 Stunden 43,000 Kubikmeter Wasser abgeben, durch die Werke im Westen, welche ihre Wasser aus dem Havelbecken oberhalb Spandau's entnehmen und in ca. 24 Stunden 86,400 Kubikmeter durch Sandfilter gereinigtes Wasser spenden und durch das im Bau begriffene Werk am Müggelsee, das 172,800 Kubikmeter pro 24 Stunden liefern wird, versorgt, so daß der Wasserbedarf für 2½ Millionen Bewohner gedeckt ist, da der Verbrauch pro Kopf und Tag jährlich 63 bis 71 Liter Wasser beträgt.

Die Kanalisation, deren jährliche Kosten 1,722,463 Mark betragen, umspannt circa 4000 Hektar Fläche, das ist zwei Dritttheile des ganzen Stadtgebietes, und für die Aufnahme der von dieser Straßenfläche und 18,221 Grundstücken, der Pumpstation und von den Pumpstationen durch Druckröhrenleitungen fortgeleiteten Abwässer stehen 3693 Hektar zu Rieselzwecken geeignetes Land in der Umgegend Berlins zur Verfügung.

Es stehen der Bevölkerung zwei Volksbäder und zwölf große Flußbadeanstalten zur Benützung, in dem letzteren baden jährlich eine halbe Million Menschen. Drei große Krankenhäuser, deren jährlicher Etat 2449860 Mark beträgt, eine Siechenanstalt, Anstalten für Geisteskranke und Epileptische sowie Sanitätswachen, welche in den verschiedenen Stadttheilen errichtet wurden und bei plötzlichen Erkrankungen schnelle Hilfe bringen, sorgen für die erkrankte, und zahlreiche Anstalten der geschlossenen und öffentlichen Armenpflege

für die nothleidende Bevölkerung. Die Kosten der gesammten Armenpflege beziffern sich jährlich auf 5686007 Mark.

In Berlin bestehen 190 Gemeindeschulen mit 3198 Klassen, welche von 175187 Kindern besucht werden und in denen 2849 männliche und weibliche Lehrer unterrichten. Außerdem giebt es fünf höhere Bürgerschulen mit 629 Schülern, 11 Gymnasien mit 7474 Schülern, 7 Realgymnasien mit 5245 Schülern, zwei Oberrealschulen mit 1203 Schülern und fünf höhere Mädchenschulen, die von 4257 Schülerinnen besucht werden. Der Etat für Schulzwecke beziffert sich jährlich auf 11335079 Mark. —

Der große Geschichtsschreiber Leopold von Ranke schildert (Zur eigenen Lebensgeschichte) eine Begegnung, welche er bei Gelegenheit der Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes am 8. August 1885 mit Dr. Forckenbeck hatte. „Der Oberbürgermeister von Forckenbeck, ein hochgewachsener stattlicher Mann vollzog sein Geschäft mit Einsicht und Würde und verweilte dann beinahe zwei Stunden.

Im Gespräch mit ihm gewann ich Einblick in den Gedankenkreis eines Mannes, der in der Abgeordnetenkammer, dann in hohen städtischen Aemtern geübt, jetzt einen Wirkungskreis hat inmitten der laufenden Verhältnisse. Im Gedächtnisse geblieben sind mir etwa folgende Momente:

‚Die Bürgerschaft von Berlin ist regsam und fleißig. Die städtische Gesetzgebung erfordert die Umsicht eines Steuermanns; man muß die Maßregeln nach der jedesmaligen Lage abwägen. Das Unterrichtswesen der Hauptstadt ist überaus umfassend und kostspielig. Würde man aber die Stadt fragen, ob sie derselben entledigt zu sein wünsche, so würde die Antwort verneinend ausfallen. Die Bürger fühlen sich selbständig und wollen es bleiben.‘

Auf meine Frage, wie sich die Ergebenheit der Bürger gegen die Dynastie verhalte, versicherte Forckenbeck: „Der Dynastie hängt man unbedingt und ungetheilt an; selbst die sociale Absonderung neuerer Zeit macht darin keinen Unterschied.“

Ranke schließt mit der, Dr. Forckenbeck ehrenden Bemerkung: „Der Herr Oberbürgermeister denkt nicht gering von seiner Stellung. Sein Geist ist vollkommen mit den städtischen Angelegenheiten beschäftigt.“

Beim Tode Moltkes.*)

Von

Karl Gjellerup.

— Kopenhagen —

Motto: Die Leier dem Schwerte.

Wo geht Ihr hin, Ihr Helden, die Ihr mit Schwert und Rath
Das große Reich gegründet, Männer der deutschen That?
Einer nach dem Andern schleichet Ihr still davon!
Die Welt wird leer und leerer, gefüllt wird Pantheon.

Das neunzehnte Jahrhundert neiget dem Grabe zu
Sein Greisenhaupt, harrend des Müden erster Ruh;
Nicht brennt mehr in den Adern der Jugend Purpur-Fluth,
Die Eisen-Körper schwinden aus seinem kalten Blut! —

Die Kriegs-Trompeten bliesen, als das Kindlein noch schlief;
Jetzt tönt durch sein Requiem des Wiegenlieds Motiv;
Heer-Fürst war es immer, Waffenglanz sein Hort,
Napoleon sein erstes, Moltke sein letztes Wort.

---

*) In dem das Gedicht begleitenden Schreiben an die Redaction sagt der rühmlichst bekannte dänische Dichter: „Zwar zweifle ich nicht daran, daß Moltke von deutschen Dichtern vielfach und vielleicht noch würdiger besungen ist, aber eben eine fremde Dichterstimme und zwar aus Dänemark, wo ihn viele als einen Feind betrachten, und von wo er doch selbst aus seiner Jugendzeit noch sympathische Erinnerungen und Verbindungen hatte — eine Stimme aus diesem Lande, meine ich, möchte in jenem Chore nicht ohne Bedeutung sein.“ Die Redaction.

„Napoleon!" Der Name gewitterdrohend rollt,
Als ob zerstörungs-süchtig ein Natur-Dämon grollt';
„Moltke" — es tönt wie Flattern von sturmgetrag'nen Fahnen,
Ein verheißender Sieges-Ruf der einigen Germanen.

Er wuchs mit dem Jahrhundert, es wuchs mit ihm sein Ruhm,
Langsam und bedächtig als sicheres Eigenthum;
Der Zeitgeist hatte ihm sein Bestes zugesellt:
Kein Träumer, doch ein Denker — kein Schwärmer, doch ein Held.

Wie zog auf sich die Blicke mit zaub'rischer Gewalt
Des Feldherrn-Greises hochragende Gestalt;
Der Thatkraft Donnerwolke, des Wissens helles Licht
Umschwebt ehrfurchtgebietend sein Cäsar-Gesicht.

Er sah schon Viele sterben, die mit gebaut am Reich;
Der aufrecht stand so lange, liegt jetzt im Tode bleich.
Der Gott des Friedens breitet im grabesstillen Haus
Ueber des Krieges Meister die Arme segnend aus.

Jedoch die gute Waffe, in manchem Strauß bewährt,
Geerbt von kühnen Ahnen, das zweischneidige Schwert,
Das selbst er neu geschmiedet und unbesiegt geschwungen,
Liegt nicht im Grab, drum jauchzet nicht zu früh, Ihr Niebelungen!

Nicht Ihr, die Ihr zwergenhaft mit lichtscheuem Eifer
Das Reich unterwühlet, — mit heißem Neides-Geifer
Sprechet Hohn dem Hohen, wehret dem Reich die Wehr',
Ruh'lose Aufruhr-Schmiede, nächt'ges Vernichtungs-Heer!

Ihr auch nicht, die Ihr draußen an dem Seine-Strand
Auf Ritter-Ehre pochend schüret den Rache-Brand,
Spendet dem großen Todten eine Bewunderungs-Zähre,
Flüsternd: ob nicht der Rheinschatz jetzt zu erobern wäre!

Der Held ruht im Grabe, das Schwert ruht in der Scheide;
Doch wich des Sieges-Segen noch nicht von seiner Schneide;
Ob auch der Leib verweset, bei Gott die Seele weilt —
Sein Geist bleibt im Heere, ist von dannen nicht geeilt.

Deutschland, du Reich der Mitte, Europas großes Herz,
Dich hat tief durchdrungen der scharfe Mutterschmerz!
Doch bleibt dein Auge trocken, damit nutzlose Thränen
Den Scharfblick nicht trüben; und Andere schwach dich wähnen.

Denn Feindesauge ruhet lauernd auf dir und späht,
Ob in den Schmerzenszügen sich Furcht auch verräth! —
Du aber drückest fester das Schwertheft und schaust
Die Zukunftsthat gerüstet stehn, wo der Begrab'ne haust.

Carl Gottlieb Svarez.

Der Vater des preußischen Rechts.

Von

E. Schwartz.

— Pellworm. —

(Fortsetzung.)

Die Allgemeine Gerichtsordnung, obgleich von vornherein mit einem letalen Fehler behaftet, genügt für sich allein schon, in der Geschichte der Gesetzgebung ihrem Verfasser einen ehrenvollen Platz zu sichern. Der ihr anhaftende tödtliche Fehler besteht aber darin, daß Svarez an der Carmerschen Idee festhielt. Das Charakteristische im Processe der Allgemeinen Gerichtsordnung ist nämlich die Durchführung der sogenannten Untersuchungsmaxime mit folgerechter Trennung der Functionen des Instruenten, Referenten und Decernenten. Nach den Vorschriften des Gesetzes (§§ 10 ff der Einleitung in die Proceßordnung) beruhen die Pflichten des Richters bei der Instruction eines Processes auf dem wesentlichen Grundsatze, daß er sich bemühen müsse, die Wahrheit der dabei zum Grunde liegenden erheblichen Thatsachen auf dem sichersten und zugleich nächsten Wege zu erforschen und auszumitteln. Durch unerlaubte Handlungen darf Niemand seinen Vortheil befördern. Die Parteien sind also schuldig, die zur Entscheidung ihres Processes gehörenden Thatsachen dem Richter der Wahrheit und ihrer besten Wissenschaft gemäß vorzutragen und vorsätzliche Entstellung oder Verschweigung der Wahrheit wird mit nachdrücklichen Strafen geahndet. Wenn nun eine erhebliche Thatsache geleugnet wird, so hat zwar vornehmlich die auf sie ihren Anspruch gründende Partei dem Richter die Mittel anzuzeigen, durch welche die Wahrheit derselben an den Tag gebracht werden könne. Der Richter ist jedoch an diese Angabe nicht gebunden, sondern hat das Recht und die Pflicht,

auch andere Mittel, die aus dem Vortrage der Parteien und aus dem Zusammenhange ihrer Verhandlungen sich ergeben, zur Erforschung der Wahrheit selbst ohne das ausdrückliche Verlangen der Parteien anzuwenden. „Die große Regel," so vertheidigt Svarez einmal sein Werk gegen die schon gleich damals begonnenen Angriffe, „die große Regel: Suche die Wahrheit auf dem sichersten und nächsten Wege! — diese Regel, die man mit Recht den Inbegriff unserer ganzen Proceßordnung nennen kann, wird doch immer das Grundprincipium einer jeden Proceßform bleiben müssen, die von aufgeklärten Regenten vorgeschrieben und von vernünftigen Richtern befolgt zu werden verdient."

Die Wahrheit auf dem nächsten und sichersten Wege suchen! Die ganze Periode der Aufklärung sehen wir erfüllt von derselben Frage, welche einst ein römischer Richter, der bekannteste Richter der Weltgeschichte, einem von ihm selbst für schuldlos erkannten und gleichwohl verurtheilten Angeklagten entgegen gehalten haben soll. Nicht minder erfüllt von der zweiten und dritten Frage, wo die Wahrheit ist, und wie wir sie zu suchen haben. In denselben Jahren, in welchen Svarez an der Allgemeinen Gerichtsordnung arbeitete, schrieb Bernhardin de St. Pierre, der Verfasser von „Paul et Virginie" seine zweite berühmte Erzählung „La chaumière indienne", in welcher er zu zeigen suchte, daß man die Wahrheit mit einfältigem Herzen suchen müsse und nur in der Natur finden könne. Auch Svarez, als Kind seiner Zeit erfüllt von den Ideen der Aufklärung, suchte auf seinem besonderen Arbeitsgebiete durch Wegräumung der Formen und der Formeln auf einfachem und geradem Wege die Wahrheit zu finden. Aber er vergriff sich in den Mitteln. Denn im Civilprocesse handelt es sich um Privatrechte der Parteien, über welche diese regelmäßig frei verfügen können, bei denen es daher ihnen selbst überlassen bleiben muß, welches Material sie zur Geltendmachung ihres Rechts dem Richter vorlegen wollen. Dem letzteren kann nur je nach dem Bildungsgrade der Parteien gestattet sein, ihnen, falls sie des Anwaltes entbehren, die Zunge zu lösen, ihnen behilflich zu sein, damit sie das von ihnen unklar Gedachte klar ausdenken und aussprechen. Die Untersuchungsmaxime geht aber hierüber weit hinaus und ist deshalb dem Wesen des Civilprocesses durchaus zuwider. Nach der Allgemeinen Gerichtsordnung war der Richter fast unumschränkter Herr des Processes, war gewissermaßen Vormund der Parteien, und der Proceß selbst nahezu aller festen Formen entkleidet. Die Folge hiervon war, daß, wenn von der Untersuchungsmaxime einmal ernstlicher Gebrauch gemacht wurde, der Richter leicht Parteiinteressen verletzte, der Partei durch Irrthümer Schäden und Kosten verursachte, und daß der Streit der Parteien sich vermittelst der sogenannten Beschwerde in einen Streit mit dem Richter verwandelte. Der Gedanke der Proceßordnung konnte nun zwar niemals zu vollständiger, andauernder Ausführung gelangen, auch so jedoch war die Untersuchungsmaxime unpractisch und lästig. Daher wurde 1833 bezw. 1846 die Verhandlungs-

maxime wieder eingeführt. Aber die Freiheit des Richters bei Erhebung der Beweise, die Beseitigung einer Reihe einengender Formen und der Appellabilität des Beweisurtheils, die Ermöglichung einer Proceßführung durch die Parteien selbst ohne Anwaltszwang hatten dem preußischen Proceß gegenüber der Starrheit des gemeinen deutschen Civilprocesses eine Elasticität gegeben, auf welcher wesentlich der gute Ruf der Promptheit und Billigkeit beruhte, dessen sich seit Svarez' Zeit die preußische Rechtspflege zu erfreuen hatte. Gewissermaßen concentrirt wurden diese Vorzüge in einer am 21. Juli 1849 für Neuvorpommern und Ostrhein erlassenen, 1867 mit geringen Aenderungen auf Schleswig-Holstein, Hessen und Nassau erstreckten „Verordnung über das Verfahren in Civilprocessen." Durch diese rein wissenschaftlich betrachtet nur geringes Interesse erweckende Verordnung war ein Proceßverfahren aufgestellt, welches an Einfachheit und practischer Vernünftigkeit als mustergiltig bezeichnet werden konnte. Die gegenwärtige deutsche Civilproceßordnung, die Mutter zahlreicher dickleibiger Bücher, wimmelt von Formvorschriften, macht für die Collegialgerichte die mit einer verschwenderischen Gebührentaxe beschenkten Anwälte zu Herren der Streitsache und scheint es nach ihrer ganzen Structur darauf angelegt zu haben, dem rechtsuchenden Publicum die Gefährlichkeit und Kostspieligkeit eines Processes eindringlich zu Gemüthe zu führen. Wie unendlich gewinnt doch, gegen sie gehalten, das preußische Proceßrecht, welches trotz aller Abänderungen die ihm von Svarez gesetzte Aufgabe, die Wahrheit auf dem nächsten und sichersten Wege zu suchen, in wohlwollender und fürsorglicher Weise bis zuletzt festgehalten hat!

Endlich das bedeutendste, berühmteste und bekannteste Gesetz der Svarez-schen Reformperiode ist das Allgemeine Landrecht.

Carmer hatte von vornherein darüber nicht im Zweifel sein können, auf wessen Schultern vorzugsweise er die schwere Last, ein allgemeines Gesetzbuch zu entwerfen, legen solle. Es war jedoch klar, daß neben seinen zahlreichen anderen Arbeiten auch noch diese Aufgabe zu lösen Svarez allein nicht im Stande war, sondern jedenfalls zur Sammlung des Rohstoffes der Unterstützung bedurfte. Daher wurde zur Ausarbeitung des Gesetzbuchs um ihn ein Kreis von Juristen vereinigt, von denen Klein und Kircheisen, der spätere, 1825 verstorbene würdige Justizminister, besonders zu nennen sind. Zunächst wurde ein Auszug aus dem Corpus juris angefertigt. Dieser wurde dergestalt legislatorisch bearbeitet, daß bei jeder einzelnen Bestimmung bemerkt war, ob sie beizubehalten oder abzuändern sei, daß ferner dasjenige, was die Landesgesetze über die betreffende Materie enthielten, hinzugefügt, und daß unter Berücksichtigung von Präjudicien neue Vorschläge gemacht wurden. Das auf diese Weise erwachsene Material wurde von Klein überarbeitet und formulirt. Sobald ein Haupttheil fertig war, wurde er zuvor noch von einem anderen Mitarbeiter geprüft und dann schließlich von Svarez

revidirt, geprüft, ergänzt und in eine gewisse Form und Ordnung gebracht. So entstand der erste Entwurf, sehr wesentlich abweichend von der Klein=schen Arbeit, welche, so werthvoll und verdienstlich sie auch an sich war, für Svarez nur als eine Vorarbeit, eine Erleichterung bezüglich der Sammlung des Materials diente. Dieser erste Entwurf wurde einer im März 1781 errichteten Gesetzcommission, zu deren Mitgliedern auch Svarez gehörte, und solchen Männern, welche bereits durch öffentliche Schriften sichere Proben ihrer Einsicht in dem Fache der Gesetzgebung abgelegt hatten, zur Eröffnung ihres Gutachtens und ihrer Erinnerungen mitgetheilt. Die eingegangenen Aeußerungen wurden von Svarez geprüft und auf Grund der Revisions=bemerkungen ein neuer Entwurf von ihm ausgearbeitet. Dieser neue Ent=wurf wurde bruchstückweise wie er entstand, von Svarez, Carmer und Klein berathen, endgiltig festgestellt und von 1784 bis 1788 in sechs Abtheilungen unter dem Namen „Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die preußi=schen Staaten“ veröffentlicht.

In einer Vorerinnerung zur ersten Abtheilung war eine allgemeine Auf=forderung an philosophische Rechtsgelehrte und practische Juristen ergangen, den Entwurf zu prüfen und ihre Erinnerungen einzusenden. Außerdem wurden die einzelnen Abtheilungen bei ihrem Erscheinen an berühmte prac=tische und theoretische Juristen, an besondere Sachverständige und an die höheren Gerichte der Monarchie zur Prüfung und Aeußerung versendet. Die Prüfung sollte sich besonders auf die Abweichungen vom römischen Rechte, auf die Ergänzung desselben, wo es sich um dem römischen Rechte unbe=kannte Verhältnisse und Institute handelte, ferner auf die Vollständigkeit des Inhalts und auf die sprachliche Fassung richten. Für die besten Gutachten wurden Preismedaillen mit dem Bilde des Königs und der Aufschrift „Fridericus legislator solvit aenigma“ ausgesetzt. Auch die Stände sämmtlicher Provinzen erhielten Auftrag, ihre Erinnerungen und Bemerkungen nicht blos über das Project überhaupt, sondern vorzugsweise auch über die auf die particularen Statuten und Einrichtungen bezüglichen Bestimmungen mitzutheilen. Endlich wurde über Materien, welche in specielle Zweige der Staatsverwaltung einschlugen, mit den betreffenden Behörden in besondere Verbindung und Berathung getreten. Die durch dies Alles bedingte umfang=reiche Correspondenz und die Concipirung aller Verfügungen bis in das kleinste Detail lag wiederum Svarez ob. Aus den hiernach massenhaft heranströmenden, schließlich achtunddreißig Actenfolianten umfassenden Erinnerungen und Gut=achten wurde nach einer von Svarez aufgestellten Instruction durch fünf Juristen ein Auszug gefertigt. Zu diesen fünf Juristen gehörten Beyme, damals Kammergerichtsassessor, und der 1840 im 101. Lebensjahre ver=storbene spätere Obertribunalspräsident H. D. von Grolmann. Der Auszug selbst füllte noch acht Folianten. Sämmtliche in ihm enthaltene Erinnerungen unterzog Svarez einer begutachtenden Erörterung, welche, in seiner kleinen Handschrift einen starken Folioband umfassend, als das würdigste Denkmal

seines Genies und unglaublichen Fleißes unter dem Namen „Revisio monitorum" in der preußischen Juristenwelt hochberühmt geworden ist. Gleichzeitig mit dem Vorschreiten dieser Revision arbeitete Svarez unter Zuziehung zweier seiner Mitarbeiter den Entwurf um. Hierbei wurden wiederum über mehrere Materien Sachverständige gehört und die Chefs der betreffenden Behörden befragt, auch mehrere Punkte durch Cabinetsordres entschieden. Den neuen Entwurf erhielt sodann die Gesetzcommission zur Prüfung, deren Monita jedoch nur geringe Aenderungen verursachten. Das von Svarez entworfene Publicationspatent wurde vom König Friedrich Wilhelm III. am 20. März 1791 vollzogen. Im Juni desselben Jahres gelangte das Gesetzbuch in 10 000 Exemplaren zur Ausgabe, um am 1. Juni 1792 in Kraft zu treten.

Zunächst trat jedoch ein Stillstand ein. Das Gesetzbuch hatte mehrere Gegner, unter ihnen Wöllner, und denselben gelang es, den König zu bewegen, daß er durch Ordre vom 18. April 1792 das Gesetzbuch bis auf Weiteres suspendirte. Es schien bereits für immer begraben zu sein, als die politischen Verhältnisse, insbesondere die Nothwendigkeit den Rechtszustand der neuen Provinz Südpreußen rasch zu ordnen, es wieder an das Tageslicht führten. Am 17. November bezw. 18. December 1793 wurde eine Revision bezüglich aller das Staatsrecht und die Regierungsform betreffenden Sätze und bezüglich aller neuen, weder aus den bisherigen Gesetzen fließenden noch zu deren näheren Bestimmung und Ergänzung dienenden Vorschriften befohlen, auch ein neuer Name für das Gesetzbuch angeordnet. Diese Arbeit, für welche vom Könige eine Frist von nur sechs Wochen gesetzt war, mußte wiederum auf Svarez fallen, welcher allein das ungeheuere Material genügend beherrschte, um jeden Paragraphen auf die Frage prüfen zu können, ob derselbe im Verhältniß zum bisherigen Recht etwas Neues enthalte. Ebenso lag es ihm ob, über seine Arbeit dem Ministerrathe Vortrag zu halten, wobei seine Vorschläge fast ausnahmslos genehmigt wurden. Durch Patent vom 5. Februar 1794 wurde das Gesetzbuch unter der nunmehrigen Bezeichnung „Allgemeines Landrecht für die Königlich Preußischen Staaten" mit Gesetzeskraft vom 1. Juli 1794 ab publicirt. Die gesammten Materialien waren schließlich auf achtundachtzig Folianten angewachsen.

Eine allgemeine Betrachtung des Gesetzbuches möge gestattet sein.

Derselbe Jurist, dem Frankreich vorzugsweise seinen Code civil verdankt, Jean Etienne Marie Portalis erklärt in der Einleitung zu dem Entwurfe des Code es für die Aufgabe des Gesetzgebers, sich nicht in das Detail zu verlieren, sondern sich mit der Darlegung der allgemeinen Rechtsgrundsätze, mit der Aufstellung folgenreicher Principien zu begnügen und die Sorge für die richtige Anwendung den Rechtsgelehrten wie den Richtern zu überlassen. In Befolgung dieser Warnung ist der Code kurz und präcise gefaßt, hat aber sein Geltungsgebiet weit über Frankreichs Grenzen ausgedehnt. Das Allgemeine Landrecht besteht aus einer Einleitung und zwei Theilen mit 43 Titeln und 19 189 Paragraphen, von denen über 15 000

auf das Privatrecht entfallen, und umfaßt in seiner amtlichen Ausgabe vier Bände von zusammen 2470 Seiten. Diese Zahlen lassen erkennen, wie Recht Friedrich der Große hatte, als er im März 1785 auf das die zweite Abtheilung des Entwurfes überreichende Begleitschreiben die Randbemerkung setzte: „es ist aber Sehr Dicke und gesetze müssen kurtz und nicht Weitläuftig seindt." Das Allgemeine Landrecht verliert sich unleugbar viel zu sehr in's Detail. Seine Entstehung fällt in eine Zeit, in welcher das Gesetz als alleinige Quelle des Rechtes galt, indem man die Geltung des Gewohnheitsrechtes — desjenigen Rechtes, welches thatsächlich geübt wird, ohne vom Staate gesetzt zu sein, — aus einer stillschweigenden Duldung oder Genehmigung seitens des Gesetzgebers folgerte. Denselben Standpunkt nimmt auch das Allgemeine Landrecht ein. Es läßt dem Gewohnheitsrecht nur eine ergänzende Bedeutung und auch diese nur „bis zum Erlaß einer gesetzlichen Bestimmung." Es hegt eine unverkennbare Abneigung gegen die freiere wissenschaftliche Behandlung des Rechtsstoffes, mißtraut aber nicht blos der theoretischen, sondern auch der practischen Richtung der Jurisprudenz, von deren freier Bewegung es ein Umschlagen in Unsicherheit und Willkür fürchtet. Svarez hat sich dieser Richtung, nicht blos die Rechtsbegriffe, sondern auch die daraus abzuleitenden Folgerungen so viel als möglich durch positive Satzung zu bestimmen, mit bewußter Ueberzeugung hingegeben. Aber sein Bestreben, für jede Nuß, wie man es wohl drastisch ausgedrückt hat, sogleich den Knacker zu geben, hat es für den Nichtjuristen unmöglich, für den Juristen schwer gemacht, sich mit dem Gesetzbuche als Ganzem vertraut zu machen. In Folge jenes Bestrebens wird die Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Principien und damit die des Rechtes selbst oft durch Ausnahmen durchbrochen, welche bald einer vermeintlichen Billigkeit, bald einer unmittelbar hervortretenden Nützlichkeit einzelner Fälle Rechnung tragen sollen, aber für das, was sie auf der einen Seite erzielen, auf der anderen nicht selten das Gegentheil bewirken. Aus der gleichen Quelle stammt die Ueberladung des Gesetzbuches mit stofflichem Material, welches die Uebersichtlichkeit stört und theils ohne Nachtheil ganz entbehrt werden könnte, theils nicht in ein Gesetzbuch, sondern in eine Instruction gehört. Ebendaher stammt in vielen Materien die bevormundende Haltung, welche manche Paragraphen nicht ohne verwundertes Kopfschütteln lesen läßt und durch die Macht des rechtlichen Verkehrs zwar abgestumpft, aber nicht völlig beseitigt werden kann. Diese Mängel, insbesondere das die Grundlagen vielfach verdeckende casuistische Detail haben es verschuldet, daß das Landrecht sein Geltungsgebiet über Preußen nicht erweitert, ja nicht einmal die ganze Monarchie sich zu unterwerfen vermocht hat. Sie haben es auch verschuldet, daß die für seine organische Fortbildung unentbehrliche Wissenschaft sich ihm erst spät genähert, und daß es das Schicksal, daß bei uns — in jetzt glücklicherweise vergangenen Zeiten — das Fremde übermäßig geschätzt, das tüchtige Eigene gering geachtet wurde, zwei Menschenalter hindurch zur Ungebühr getheilt hat.

Zur Ungebühr getheilt hat! Denn wenn auch seine Entstehung in eine vor dem Aufschwung der Rechtswissenschaft liegende Zeit fällt, so ist doch die Aufstellung niemals gewagt worden, daß es dem in seinem Geltungsbereiche sich bewegenden rechtlichen Verkehr die Bedingungen lebendiger Entfaltung in einem geringeren Maße gewähre, als das römische Recht. Dieser Gesichtspunkt muß so lange der entscheidende sein, als Gesetzbücher nicht blos für das juristische Studium, sondern an erster Stelle für den rechtlichen Verkehr bestimmt sind. Dieser Aufgabe vermag aber das Landrecht in höherem Grade gerecht zu werden als das römische Recht. Denn wie hoch oder gering das Bedürfniß oder die Fähigkeit des Nichtjuristen sein mag, sich mit dem geltenden Rechte bekannt zu machen, wird dies doch viel leichter da geschehen können, wo der Rechtsstoff in der Landessprache und in durchgearbeiteter, sofort zugänglicher Form geboten wird, zumal das Landrecht sich durch eine edle und reine, auch noch für den heutigen Tag musterhafte Sprache auszeichnet. Außerdem trägt das Landrecht einen Vorzug in sich, dessen sich jedenfalls das Corpus juris nicht rühmen kann. Wie man nämlich bald, auch ohne sich vollständig in dasselbe zu vertiefen, erkennt, ist das Landrecht verfaßt nicht von einem kalten abstracten Juristen, dem vielleicht der büreaukratische Zopf in den Nacken schlug, sondern von einem Manne, der wirklich ein Herz für sein Volk hatte, dem es nicht darum zu thun war ein gesetztes Arbeitspensum herunterzuhaspeln oder sich einen berühmten Namen zu machen, sondern der aus innigster Ueberzeugung für das Glück und den inneren Frieden seines Volkes wirkte. Hierin liegt allerdings ebenfalls ein Grund für die Einhaltung der oben getadelten Richtung. In der Einleitung zum ersten Theil der Allgemeinen Gerichtsordnung weist Svarez darauf hin, wie auch bei der zweckmäßigsten Behandlung Processe wegen ihres nachtheiligen Einflusses nicht nur auf die Vermögensverhältnisse, sondern oft auch auf den sittlichen Charakter der Parteien stets für ein in der bürgerlichen Gesellschaft möglichst zu vermeidendes Uebel zu erachten wären. Diesem Uebel suchte er auf dem Gebiete des materiellen Rechts durch die von ihm erstrebte Vollständigkeit der positiven Bestimmungen vorzubeugen.

Savigny hat in seiner berühmten Schrift „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ das Allgemeine Landrecht schwer getadelt und hierin trotz der Dürftigkeit seiner Gründe seitens der romanistischen Rechtslehrer rege Nachfolge gefunden. Das Landrecht hat, so behauptete man, zwischen sich und der Vergangenheit einen tiefen Schnitt gemacht, entzieht sich der geschichtlichen Behandlung, ist im besten Falle einer zwar schönen, aber vom Stocke geschnittenen Rose zu vergleichen. Nun mögen wir es ruhig dahingestellt sein lassen, ob ein Gesetzbuch deshalb schlecht ist, weil es sich der geschichtlichen Behandlung entzieht, denn der Vorwurf ist an sich unbegründet. Gerade die letzten Jahre haben gezeigt, ein wie großes Material das preußische Recht der geschichtlichen Behandlung bietet und haben jene Tadler auch nur den Versuch gemacht, das Landrecht in den Arbeitskreis

der geschichtlichen Juristenschule hineinzuziehen? Ist denn das eine würdige Behandlung der Sache, wenn z. B. in einer berühmten und vielgebrauchten Rechtsgeschichte der lex Salica vierzehn Seiten, dem Allgemeinen Landrecht anderthalb Zeilen gewidmet werden?*) In unbefangener und würdiger Weise hat dagegen K. F. Eichhorn, der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte, geurtheilt:**)

„Die Bearbeiter haben ohne Zweifel Alles geleistet, was die Zeit, in welcher sie wirkten, hervorzubringen vermochte. Die Klarheit der aufgestellten Bestimmungen und die Reinheit des Ausdrucks übertrifft Alles, was früher in Deutschland in der Gesetzgebung geleistet worden war, und es wird stets anerkannt werden müssen, daß eine neue Epoche der letzteren mit dieser Arbeit anhebt, und daß diese auf das, was seitdem geleistet worden ist, bereits einen sehr günstigen Einfluß gehabt hat. Alle Mängel derselben, welche die Kritik auszumitteln vermocht hat, kann man zugestehen, ohne dem hohen Werth der Verfasser zu nahe zu treten, weil jene in der Zeit lagen und daher unvermeidlich waren.“

Besonders charakteristisch uud schön lautet das Urtheil W. Bornemann's, eines der ausgezeichnetsten preußischen Juristen, dem das Landrecht seine wissenschaftliche Vertiefung zu verdanken hat***)

„Was Friedrich der Große als Bedürfniß seiner Zeit erkannte, was v. Carmer in scharfen Grundzügen andeutete, was die anderen Mitarbeiter sammelten und entwarfen, das wurde von dem festen, geistvollen, seiner Zeit vorausgeeilten und dennoch im höchsten Grade anspruchslosen Svarez mit der treuesten und unermüdlichsten Hingebung, in echt deutschem Sinne, wieder und wieder geprüft, gesichtet und in einer für die damalige Zeit seltenen Reinheit der Sprache festgestellt. So ist das Landrecht eine edle Frucht des in den früheren Jahrhunderten herausgegebenen und gewachsenen deutschen Rechtsbewußtseins geworden. In demselben ist das, was im gemeinen Rechte nur sehr unvollkommen und verhüllt hatte zur Geltung kommen können, vollendeter und zum Theil über die Auffassung der meisten Zeitgenossen hinaus zum Durchbruch gekommen. Die Grundsätze, welche das deutsche Rechtsbewußtsein in dem gemeinen Rechte nur versteckt oder in vereinzelten Erscheinungen herausfördern konnte, sind in dem Landrechte und durch dasselbe — wenn auch noch nicht in der möglichen Vollendung — doch schon in weitem Umfange — lebendige Kräfte geworden, die uns die Herrschaft über den Stoff mindestens erleichtern.“

In der That wird der dem Gebiete des römischen Rechts angehörende Jurist in dem Landrechte zahlreiche Fragen, auf welche das römische Recht

*) Zoepfl, Deutsche Rechtsgeschichte, 4. Auflage, 1871, Bd. I. S. 21—35 und S. 236.

**) K. F. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, 5. Aufl. 1842, Band IV. S. 696.

***) Bornemann, Die Rechtsentwickelung in Deutschland und deren Zukunft Berlin 1856, S. 52.

schweigt, dahin beantwortet finden, wohin noch die heutige gemeinrechtliche Praxis in verzweifelten Constructionen erst zu gelangen sucht. Mit Recht betont Bornemann auch (a. a. O. S. 57), daß das Landrecht seinem innersten Wesen nach kein Recht ungeschichtlicher Willkür ist, sondern ein durch den Gang der Geschichte, insbesondere durch die Ueberdeckung unseres deutschen Rechts durch das römische Recht nothwendiges Erzeugniß des allmählich erstarkten und geläuterten deutschen Rechtsbewußtseins. Der erste große Versuch, das einheimische Recht mit dem römischen zu verschmelzen, ist das Landrecht „in Folge einer nunmehr fast hundertjährigen angestrengten Thätigkeit auf der Basis des größten deutschen Territorialstaates zu der bedeutendsten civilistischen Schöpfung des deutschen Volksgeistes herangewachsen, und wie es für die Gegenwart von höchstem Werthe ist, so liegen in ihm auch die Ausgangspunkte der künftigen Gestaltung unseres Rechts.*)" Svarez' Werk, wie gerechten Tadel immerhin es in mehreren wichtigen Beziehungen verdient, ist einer der glänzendsten Sterne am reichbesetzten Himmel der Gesetzgebungskunst, und mit Fug wählte für die trefflichste Biographie, welche jemals dem Andenken eines Juristen geweiht worden ist, der Verfasser derselben den großen Schöpfer des Allgemeine Lanndrechts zum Vorwurf.

III.

Noch im Jahre 1794 wurde Carmer von einer langwierigen Krankheit befallen, welche ihn im Januar 1795veranlaßte, um seine Entlassung aus dem Amte einzukommen. Sein Nachfolger wurde der bisherige Kammergerichtspräsident und Justizminister für die Provinzen jenseits der Weser, H. J. v. Goldbeck und Reinhart. Dieser war ein Mitglied des Rosenkreuzerordens und ein Satellit Wöllners, stand daher dem Ideen- und Freundeskreise Svarez' zu feindlich gegenüber, als daß sich das Verhältniß zwischen ihm und Svarez gleich freundschaftlich hätte gestalten können, wie es zwischen Letzterem und Carmer bestanden hatte. Aber Svarez war zu sehr die Arbeitskraft in der Großkanzlei, zu sehr der Mittelpunkt der ganzen Justizverwaltung und der Träger des Rechts, als daß Goldbeck den Versuch hätte wagen können, ihn zu entfernen. So bewahrte Svarez seine amtliche Stellung auch unter dem neuen Großkanzler und vermochte bei seinem feinen Tactgefühl zugleich den persönlichen Verkehr befriedigend zu gestalten.

Es waren nicht allein die gesetzgeberischen Arbeiten, welche ihn in Anspruch nahmen, obgleich außer den oben besprochenen noch eine lange Reihe kleinerer Gesetze aus seiner Feder flossen. Vielmehr wurden auch die sämmtlichen Generalien, soweit sie sich auf die Justizverfassung und „Einrichtung, die Dienstbesetzung und Besoldung bezogen, sowie die Aufsicht über die Rechtspflege in Kurmark, Ost- und Westpreußen mit Lauenburg und Bütow, von ihm bearbeitet. Unter Goldbecks Führung war sein Hauptwerk

*) Worte Dernburg's in der Vorrede zum „Lehrbuch des preußischen Privatrechts."

die gleichmäßig in das Gebiet der Gesetzgebung wie der Justizverwaltung einschlagende Gesammtorganisation der Justiz in den durch die dritte Theilung Polens der preußischen Monarchie zugeführten neuen Landen. Ein Theil seiner Bemühungen zielte auf die Emancipation der bäuerlichen Gutsunterthanen ab. C. U. D. Eggers, seit 1785 Professor der Kameralwissenschaften und des Staatsrechts in Kopenhagen, seit 1798 Oberpräsident in Kiel, Conferenzrath und Freiherr, 1813 auf seinem Landgute Saarz am stillen Grubersee in Holstein gestorben, wo auf einer kleinen Anhöhe im Gutspark sein Grab sich befindet, hatte sich zur Aufgabe gesetzt, „der Lieblingsidee unseres Jahrhunderts, der Aufklärung zu dienen und die Begriffe über diejenigen Dinge berichtigen und bestimmen zu helfen, welche für den Menschen die wichtigsten sind.“ Der preußischen Justizreform brachte er ein durch Gutachten, durch Preisschriften und durch ein dreibändiges Lehrbuch bethätigtes, von Svarez voll anerkanntes reges Interesse entgegen. Hierbei hatte er u. A. die Aufhebung der Leibeigenschaft befürwortet, welche in seinem engeren Vaterlande Schleswig-Holstein bereits 1746 begonnen war, um bis zum 1. Januar 1805 ganz durchgeführt zu werden. Svarez hatte diesen Vorschlag in der Gesetzcommission als einen „gewiß vorzüglicher Aufmerksamkeit werthen“ bezeichnet und lebhaft befürwortet, ohne jedoch mit seiner Ansicht durchzudringen. Im Jahre 1796 nahm er für die neuen Landestheile den Gedanken wieder auf. Gerechtigkeit und Menschlichkeit hätten sich, so erklärte er, mit dem wahren Staatsinteresse vereinigt, um dem Bauernstande, dieser bisher so ganz unterdrückten Menschenklasse, zu demjenigen Grade des Wohlstandes zu verhelfen, dessen er schon jetzt fähig wäre. Es sei daher nothwendig, die Gutsherren möglichst bald an den Gedanken zu gewöhnen, daß der Bauer nicht mehr so wie ihr Vieh ihr ganz unbedingtes Eigenthum sei, sondern auch Menschen- und bürgerliche Rechte habe. Seine Bemühungen scheiterten jedoch auch diesmal an der Aengstlichkeit der leitenden Verwaltungsminister. Erst die Schlachten von Jena und Auerstädt ebneten den Boden für diese Reform, freilich ohne daß man sich hierbei des Mannes erinnerte, welcher ein Decennium zuvor bereits seine Stimme für dieselbe erhoben hatte. — Endlich das letzte wichtige Gesetz, dessen Ausarbeitung Svarez begann, war eine Strafproceßordnung. Nach der uns erhaltenen Disposition sollte sie aus neunzehn Abschnitten bestehen, von denen der erste, dritte und vierte ganz, der fünfte und sechste nur zum Theil fertiggestellt wurden, alle übrigen nicht einmal begonnen werden konnten. Die Grundsätze, von denen der Verfasser sich leiten ließ, legte er in einem Gutachten nieder. In demselben werden Accusations- und Inquisitionsverfahren gegen einander abgewogen, und das erstere nur aus dem Grunde nicht empfohlen, weil die Folgen der durch seine Annahme bedingten Umänderung in der Gerichtsorganisation sich nicht übersehen ließen; außerdem wird auf den Werth der Oeffentlichkeit des Verfahrens und der Betheiligung von Laien hingewiesen. Das sind Wünsche und Vorschläge,

welche den damaligen Anschauungen weit voraus waren und erst von einer viel späteren Zeit erfüllt werden sollten.

Es ist kaum glaublich, daß Svarez neben der reichen Fülle amtlicher Obliegenheiten noch hätte Zeit gewinnen können zu schriftstellerischen Arbeiten. Gleichwohl gewann er sie und veröffentlichte von 1780 bis 1796 zehn zum Theil allerdings mit Hilfe von Freunden und Fachgenossen verfaßte Schriften, welche sämmtlich den Zweck hatten, die neuen Gesetze gegen gegnerische Angriffe zu vertheidigen bezw. das Publicum über sie und ihre Anwendung zu unterrichten. Dem letzteren Zwecke sind insbesondere gewidmet der „Unterricht über die Gesetze für die Einwohner der Preußischen Staaten" vom Jahre 1793 und die „Unterweisung für die Parteien zu ihrem Verhalten bei Processen und anderen gerichtlichen Angelegenheiten nach Anleitung der Allgemeinen Gerichtsordnung" von 1796, groß bezw. 282 und 242 Seiten. Diese Schriften sind jetzt verschollen, scheinen auch bei demjenigen Leserkreise, für welchen sie zunächst bestimmt waren, unbeachtet geblieben zu sein, werden aber von zuständiger Seite als überaus sachgemäße und verständliche Uebersichten des bestehenden Rechts gelobt.

Eine nicht unerhebliche geschichtliche Bedeutung kann eine andere neben der amtlichen Thätigkeit hergehende Arbeit in Anspruch nehmen.

Svarez wurde nämlich beauftragt, den damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm III. in die Rechtswissenschaft einzuführen, und unterzog sich dieser Aufgabe in der Zeit vom Januar 1791 bis März 1792. Er zerlegte dabei den umfangreichen Stoff in fünf Abschnitte: Natur- und allgemeines Staatsrecht; allgemeines Völkerrecht; allgemeine Uebersicht des deutschen Reichs- und Staatsrechts und der deutschen Reichs- und Staatsverfassung; Privatfürstenrecht; das gesammte übrige Recht, als Privat-, Vormundschafts- und Hypothekenrecht, Depositalwesen, Strafrecht, Proceßrecht, Lehre über die Kirchen und die geistlichen Gesellschaften, Geschichte der Gesetzgebung. Für jeden Vortrag arbeitete er einen kurzen Leitfaden aus, und die gehaltenen Vorträge schrieb er nachträglich nieder. Diese Niederschriften sind leider nur zum Theil auf uns gekommen, aber auch das Erhaltene läßt uns erkennen, in wie ausgezeichneter Weise Svarez seiner Aufgabe gerecht zu werden verstanden hat. Den Einfluß der Vorträge auf die Entwickelung des Rechtsgefühls in dem Kronprinzen nachzuweisen ist vor drei Jahren bei einer Festlichkeit der Berliner Universität von Professor Dr. Dernburg versucht worden. Natürlich kann auf diesen Blättern jene Seite der Sache nicht betrachtet, sondern lediglich der Werth in's Auge gefaßt werden, den jene Vorträge für die Charakteristik ihres Verfassers haben.

Die Vorträge schließen mit der Versicherung, daß der Vortragende nichts gesagt, als was er bei der sorgfältigsten Prüfung als wahr, richtig und dem großen Zwecke des Unterrichts gemäß erkannt habe. Allerdings habe er mitunter dreiste Wahrheiten gesagt, welche den Ohren der Fürsten selten willkommen seien, aber er habe dies für seine Pflicht gehalten. Denn

es würden Zeiten kommen, in denen der Prinz seine Person und künftig seinen Thron mit Leuten umgeben sehen würde, denen es an Muth oder an Uneigennützigkeit fehle, ihrem Gebieter unangenehme, aber nothwendige Wahrheiten vorzutragen. In solchen Zeiten möge der Prinz sich zuweilen an gewisse Grundsätze erinnern, die ihm ein Mann vorgetragen, der keine anderen Regeln seiner Handlungen kenne als seine Pflicht und die innigste Zuneigung für sein Vaterland und dessen Fürsten. So der Schluß der Vorträge. In der That erweist sich Svarez in ihnen als ein Mann, der nicht .affectirt genug ist, die für den Verkehr mit dem künftigen Thronfolger hergebrachten Formen der Höflichkeit unbeachtet zu lassen, aber auf der anderen Seite von dem byzantinischen Gebahren der Höflinge nicht die geringste Spur zeigt, vielmehr in würdiger Bescheidenheit seines eigenen Werthes sich bewußt bleibt, voll lauterer Humanität und, inmitten der absoluten Zeit, voll constitutionellen Freisinns. Er lehrt religiöse Toleranz, verwirft die Aufstellung unabänderlicher Lehrvorschriften in Glaubenssachen und erklärt Gesetze, welche Denk- und Gewissensfreiheit auf irgend eine Weise verbieten wollen, für bloße Aeußerungen despotischer Willkür. Ebenso ist er für Censurfreiheit und empfiehlt, für die Presse gar keine besonderen Gesetze aufzustellen, vielmehr sie zur Verantwortung und Strafe unter dem allgemeinen Rechte zu belassen. — In der geschichtlichen Darstellung der Civilgesetzgebung ist von Interesse das Urtheil über das Corpus juris. So verschieden die einzelnen Bestandtheile in Ansehung des Zeitalters, dem sie abgeborgt wurden, so verschieden sei der Geist, der in ihnen herrsche, so verschieden sei ihr innerer Werth. In einem Theil dieser Bruchstücke athme der Geist freier Republikaner, die Strenge der stoischen Schule, der Scharfsinn einer durch Künste und Wissenschaften im höchsten Grade aufgeklärten Nation. In anderen Theilen erblicke man die Züge eines künstlichen Despotismus, der selbst in der bürgerlichen Rechtsverfassung Stützen seiner durch Gewalt errungenen Macht suche und seinen willkürlichen Befehlen die äußeren Formen einer republicanischen Verfassung zu geben sich bemühe. Und alles dies stehe in einem bunten Gemisch unter einander da, ohne System, ohne eine dem gemeinen Menschenverstande sichtbare Ordnung. Nach der Reception der fremden Rechte aber sei unser bürgerliches Recht zu einem Chaos geworden, in welchem römisches, kanonisches und altes deutsches Recht, einzelne landesherrliche Constitutionen, Gerichtsobservanzen und Meinungen der Rechtsgelehrten sich in einem unaufhörlichen Wirbel herumtreiben, ohne daß selbst die geübtesten Sachverständigen sich jedesmal herauszufinden wüßten. Daher sei es ein der großen Seele Friedrichs des Einzigen würdiger Entschluß gewesen, sein Volk mit einem in seiner Landessprache abgefaßten, seinen Sitten, Charakter und Verfassung gemäßen, möglichst vollständigen und bestimmten Gesetzbuche zu beglücken und dadurch der bisherigen Ungewißheit des Rechts, diesem für die bürgerliche Gesellschaft so äußerst schädlichen Uebel, ein Ende zu machen. — Wie nicht anders zu erwarten, spricht sich Svarez in den

Vorträgen eingehend über die Pflichten des Landesherrn aus. Nicht das Volk, so führt er aus, ist um des Fürsten, sondern der Fürst um des Volkes willen da, und seine Rechte gründen sich nicht auf eine unmittelbare göttliche Einsetzung, sondern auf seine Pflicht, das Volk glücklich zu machen. Der Fürst hat daher seine Unterthanen nicht als Maschinen, als Sklaven, sondern als freie Bürger zu beherrschen. Die wahre Quelle der französischen Revolution ist nicht in dem Charakter des Volkes, sondern in der schlechten Regierung, in der Verschwendung des Hofes, der Maitressen und Günstlinge, in dem willkürlichen Despotismus der Minister unter der Nachsicht eines schwachen Monarchen zu finden. Ganz besonders wird betont, daß der Landesherr nicht durch rücksichtsloses Vorgehen den geregelten Gang des Rechts stören solle:

> „Machtsprüche wirken weder Rechte noch Verbindlichkeiten. Es kann also weder ein Minister, noch ein Souverain selbst Machtsprüche thun. Diese Sätze sind die Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit eines preußischen Unterthanen. Sie unterscheiden den Bürger der preußischen Monarchie von dem Sklaven eines orientalischen Despoten."

Die mannigfachen Lehren, welche Svarez dem künftigen Monarchen einprägt, faßt er wohl einmal in einem prägnanten Satz zusammen:

> „Die regelmäßigste Ordnung in der ganzen Staatsverwaltung; die strengste Aufsicht auf eine prompte und unparteiische Rechtspflege; die stets wachsame Vorsorge, daß nicht ein Stand, eine Klasse der Nation die Rechte der anderen schmälere, daß der Aermere und Niedere von seinem reicheren und mächtigeren Nachbarn nicht unterdrückt werde; die unermüdliche Sorgfalt für Gründung und Unterstützung gemeinnütziger Anstalten, wodurch der Wohlstand der Particuliers befördert, wodurch der Landbau, Manufacturen und Fabriken in Aufnahme gebracht werden können; die Achtung vor der bürgerlichen Freiheit, vor den Rechten und dem Eigenthum der Unterthanen, endlich die vollkommenste Religions- und Gewissensfreiheit, — dies sind die Grundsäulen des Systems der preußischen Staatsverfassung."

Die so ernst betonte Warnung vor fürstlichen Machtsprüchen führt in die inneren Wirren des damaligen preußischen Staatslebens hinein.

In der absoluten Monarchie ist der Landesherr sowohl oberster Inhaber der richterlichen Gewalt als auch alleiniger Gesetzgeber. Er ist somit formell in keiner Weise gehindert, mit Hinblick auf einen bestimmten einzelnen Fall, eine bestimmte Persönlichkeit das bestehende allgemeine Recht oder einen bereits gefällten Richterspruch aufzuheben oder zu ändern. Die preußischen Monarchen vor der Verfassung vom 31. Januar 1850 haben hieran niemals gezweifelt. Dies zeigen die bekannten Worte Friedrich Wilhelms I.: „Wir sind König und können thun, was wir wollen;" zeigen unter Friedrich II. der Proceß Müller Arnold, unter Friedrich Wilhelm II. der Proceß

Pastor Schulz-Gielsdorf (der sog. Zopfschulz), unter Friedrich Wilhelm III. der Proceß Rietz (Gräfin Lichtenau), unter Friedrich Wilhelm IV. der Proceß Lüning. Aber die Annahme, auf welcher der Absolutismus beruht, nämlich einer ursprünglichen, den Staat zum Object eines eigenen persönlichen Rechts machenden Fürstensouverainität widerspricht dem Begriff des Staates als eines organischen Gemeinwesens mit eigener Rechtspersönlichkeit, ohne daß Phrasen wie „von Gottes Gnaden" oder wie „das göttliche Recht der Obrigkeit" den Widerspruch zu verdecken vermögen. Auf der anderen Seite ist zwar die bekannte, schon von Aristoteles vorgetragene und hauptsächlich von Montesquieu verbreitete Lehre für irrig zu erachten, daß die Staatsgewalt in drei wesentlich verschiedene Bestandtheile: die gesetzgebende, die ausübende, die richterliche Gewalt zerfalle, und daß in jeder freien Verfassung eine völlige Trennung und Uebertragung derselben an physisch verschiedene, von einander unabhängige Personen oder Körperschaften stattfinden müsse. Aber jene Dreitheilung an sich ist wohl begründet, weil die ausübende und die richterliche Gewalt eine sie berechtigende und begrenzende Gewalt, also die gesetzgebende, nothwendig voraussetzen, und weil das Recht für die ausübende Gewalt Schranke, für die richterliche Zweck ist. So hat jene Lehre nach den Stürmen der französischen Revolution die Staaten des europäischen Continents zum Constitutionalismus geführt, und haben Diejenigen, welche, Montesquieu — im Esprit des lois VI. 5 — an der Spitze, für die Unabhängigkeit des Richteramtes und gegen die Eingriffe des absoluten Herrschers in die Rechtspflege kämpften, dem Constitutionalismus den Boden bereitet.

Zu diesen Männern gehört auch Svarez. Die Eingriffe des Fürsten in die Rechtspflege, zu denen er natürlich das Begnadigungsrecht nicht zählte, hielt er für unvereinbar mit jeglicher staatlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Er bestrebte sich daher, das vor dem Kronprinzen ausführlich erörterte Princip der Unzulässigkeit solcher Machtsprüche in dem Allgemeinen Landrecht bestimmt zu formuliren und auf diese Weise, wie er selbst es einmal ausdrückt, „durch die allgemeine Gesetzgebung in einem Staate ohne Grundverfassung die letztere gewissermaßen zu ersetzen." In der Fassung von 1791 fand sich daher als § 6 der Einleitung der Satz: „Durch Machtsprüche soll Niemand an seinen Rechten gekränkt werden." Wegen dieses seines constitutionellen Charakters erhob sich jedoch gegen das neue Gesetzbuch eine Gegnerschaft, durch welche es in den Kampf gegen die angebliche Zügellosigkeit jener Zeit in Glauben und Lehre gezerrt wurde, der die Regierung Friedrich Wilhelms II. zu einer so unerfreulichen macht. Nur gegen jene Zügellosigkeit und zugleich zur Vertheidigung des Königthums gegen das Andrängen der Revolution behaupteten Wöllner und Genossen den Kampf zu führen. Als Mittel diente ihnen das berüchtigte Religions-Edict vom 9. Juli 1788. Als sie an der Justiz eine hemmende Schranke zu finden schienen, die Mitglieder des Kammergerichts unter Kircheisens Vorsitz zeigten,

daß „Menschenfurcht ein Wort sei, das ihrem Eide und ihrer Denkungsart zuwider," da erfolgten in dem Processe gegen den Zopfschulz Machtsprüche, durch welche der König selbst die Ehre der preußischen Justiz prostituirte. Diese Vorgänge richteten sich zugleich gegen Carmer, sowie gegen das Gesetzbuch und führten zu der oben (S. 204) berichteten Suspendirung des letzteren. Svarez stand inmitten dieser Kämpfe und mußte sogar den Schmerz erleben, daß seitens der über das innere Getriebe nicht hinreichend unterrichteten Berliner Richter an der Lauterkeit seines Charakters gezweifelt wurde. Viel weniger schmerzlich war für ihn jedenfalls, daß um dieselbe Zeit seine Ernennung zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften durch Wöllner hintertrieben werden konnte.

Gewiß hatten bereits manche Jünger der Aufklärung eine Bahn eingeschlagen, gegen welche ein ernster Kampf als berechtigt gelten, war insbesondere die Bevölkerung Berlins dem Beispiel Friedrichs II., eines notorischen Atheisten, zu bereitwillig gefolgt, als daß nicht eine Opposition am Platz erscheinen mochte. Nur durfte jener Kampf, jene Opposition nicht von einem Hofe ausgehen, an welchem Wilhelmine Rietz, die Maitresse des Königs, und der Major v. Bischoffwerder, ein Rosenkreuzer und gewaltiger Geisterbanner, um die Herrschaft rangen, und dessen eigene Sitten der anbefohlenen neuen Religiosität Hohn sprachen. Zudem war das Religionsedict reich an stümperhaften Schimpfreden, überhaupt formell ein ganz elendes Gesetz. Wöllner selbst, sein Verfasser, mochte sich innerlich über die Meinung lustig machen, daß durch ein solches Gesetz und durch die sich an dasselbe anschließende polizeilich-theologische Kleinmeisterei wahre Frömmigkeit befördert werden könne. Wie ihm Friedrich Wilhelm III. in einer Cabinets-Ordre vom 11. Januar 1798 entgegenhielt, war umgekehrt vor Erlaß des Religionsedicts weniger Heuchelei und mehr Religion im Lande gewesen als nachher.

Die Persönlichkeit Wöllners charakterisirt schon zur Genüge jene Bestrebungen.

Wöllner war 1732 zu Döberitz bei Spandau geboren, studirte Theologie und wurde 1755 Pastor zu Behnitz, gab aber 1759 seine Stelle auf, wurde erst Gesellschafter, dann Mitpächter, endlich Schwager eines Grafen Itzenplitz und begann sich nun mit Land- und Staatswirthschaft zu beschäftigen. Durch mancherlei Umstände gelang es ihm, sich dem Prinzen Heinrich zu nähern, der ihn 1770 zum Rath seiner Rentekammer ernannte. In dieser Stellung wurde er mit Bischoffwerder, Adjutanten des damaligen Prinzen von Preußen, bekannt und durch diesen bei dem Prinzen selbst eingeführt. Den Prinzen wußte er nun so sehr für sich zu gewinnen, daß er ihn 1782 und 1783 in den Staatswissenschaften unterrichten durfte, 1786 beim Thronwechsel unter Erhebung in den Adelstand zum Geh. Oberfinanzrath und am 3. Juli 1788 zum Cultusminister ernannt wurde. Sechs Tage später erging das Religionsedict.

Besaß Wöllner hiernach unzweifelhaft eine gewisse Geschicklichkeit, Menschen und Verhältnisse zu lenken und auszubeuten, so war doch seine geistige Begabung mittelmäßig, sein moralischer Charakter zweifelhaft, seine Religiosität entweder eine unbegreifliche Selbsttäuschung oder baare Heuchelei. Die — auf unsere Zeit gekommenen — Vorträge, welche er dem späteren König hielt, belegen jenes Urtheil vollauf, lassen es freilich nicht ganz verständlich erscheinen, weshalb ihn sein Schüler nicht einfach weggejagt hat. Z. B. in dem Abschnitt über die Bevölkerung Preußens findet sich der Vorschlag, aus den Juden als bekannten tüchtigen und tapferen Reitern ein Husarenregiment zu bilden, dessen sämmtliche Offiziere bis zum Obersten einschließlich ebenfalls Juden sein müßten, und dergestalt ein christliches Husarenregiment zu ersparen. Als Hauptwerkzeug zum Emporkommen am Hofe und im Staate diente Wöllner der Rosenkreuzerorden. Die Rosenkreuzer führten ihre Geheimlehre auf Moses und Zoroaster zurück, behaupteten, den Stein der Weisen zu besitzen, durch welchen sie Gold machen und das Lebenselixir bereiten könnten, und waren vorzugsweise stark in Geistern und Gespenstern. Nebenbei waren sie sehr fromm. Allerdings hatte ihre Frömmigkeit bisweilen Lücken; mußte doch Wöllner einst seinen Ordensbrüdern einen ernsten Verweis ertheilen, weil sie bezweifelt hatten, daß ihre magistri achten Grades aus gekochten Eiern Hühner brüten könnten; durch die Gnade Gottes sei das sehr wohl möglich. So war Wöllner beschaffen, dessen Bitte um Verleihung des Adels Friedrich der Große mit der Randbemerkung abgelehnt hatte: „der Wöllner ist ein betriegerischer und Intriganter Pfaffe," und dem der preußische Historiograph J. D. E. Preuß bezeugt, daß ihm unter 260 Staatsministern vor ihm kein Einziger an Schuld gleiche. Aber den Nachfolger Friedrich des Großen, einen wohldenkenden, ritterlichen und gütigen, leider jedoch einer mit sinnlicher Schwäche gepaarter Frömmelei ergebenen Herrn, hatte er durch den mystisch-alchimistischen Schwindel und Geisterspuk des Rosenkreuzerordens gänzlich unterjocht. Noch wird in dem Thurm Belvedere am Charlottenburger Schlosse dem Besucher der Saal gezeigt, in welchem Wöllner und Bischoffwerder, unterstützt von H. S. Oswald, einem gewesenen Breslauer Kaufmann, den Wöllner zum Vorleser des Königs, Geheimrath und Mitglied der geistlichen Examinations-Commission gemacht hatte, die Geister von Marc Aurel, Leibnitz und dem großen Kurfürsten aus dem Jenseits citirt haben sollen, um durch ihren Mund den entsetzten Fürsten vor der Rietz zu warnen. Daß dies keine Erdichtung ist, möchte aus Nachstehendem hervorgehen. Ein eifriger Rosenkreuzer war, wie erwähnt, auch Goldbeck, der spätere Großkanzler. Derselbe wurde 1793 vom Könige beauftragt, das Landrecht, dessen Suspension wieder aufgehoben werden sollte, auf seine anstößigen Stellen zu prüfen. Als solche bezeichnete er die auf die Machtsprüche bezüglichen Paragraphen, drei privatrechtliche und aus dem Strafrechte folgende Bestimmung:

„Wer bei sonst ungestörtem Gebrauche seines Verstandes gewisse Re-

ligionshandlungen oder zum Gottesdienst bestimmte Sachen zu vermeintlichen Zaubereien, Gespensterbannen, Citiren der Verstorbenen, Schätzegraben und anderen dergleichen abergläubischen Gaukeleien mißbraucht, soll mit vier- bis achtwöchentlichem Gefängniß in der Frohnveste oder im Zuchthause bestraft werden. Sind dergleichen Gaukeleien betrüglicher Weise oder um damit gewisse Nebenabsichten zu erreichen, vorgenommen worden, so findet gegen den Thäter, außer der durch den Betrug oder Diebstahl an sich verwirkten, annoch Festungs- oder Zuchthausstrafe auf sechs Monat bis zwei Jahre statt."

Diese Bestimmung wurde, wie gesagt, von dem Rosenkreuzer Goldbeck für unzulässig, somit die Fortdauer der Möglichkeit, ungestraft unter dem Deckmantel der Religion den alten Spuck zu treiben, für dem Staatswohl dienlich erklärt.

(Schluß folgt.)

Federzeichnungen aus Holstein.

Von

L. Siegfried.

— Kiel. —

II.

Die Inseln der Seeligen.

Kiel, 15. December 1889.

Das geht nicht an, Josef, da würden Sie das schönste Kopfweh bekommen, Citronenschale ist das reine Gift. Die beste Mischung ist die: Eine Flasche Moselwein — leicht und säuerlich — ein Pfund Zucker, der Saft einer Citrone und eine Flasche Arac. Den Zucker läutern Sie, pressen die Citrone hinein — fischen aber wohl die Kerne heraus, da sie bitter sind — gießen den Moselwein hinzu und, wenn er eben siedet, den Arac; so ist der Punsch fertig und kann, nach Belieben mit heißem Wasser verdünnt, vom Vater mit dem Sohne getrunken werden.

Aber ich habe für Sie einen Vorschlag, Josef. Ich will kommen und Ihnen den Punsch brauen, die Ingredienzien schicke ich voraus, denn wissen Sie, das Fahren auf der Eisenbahn hasse ich und gehe lieber zu Fuß bis ans Ende der Welt, mein Hund Mohr wird mich dorthin begleiten. Hören Sie weiter, Josef, die Sache ist die: Zu Neujahr zieht mein Hauswesen, da kann ich uns Zweien, wie ich es sonst gewohnt bin, unmöglich den Baum anzünden, denn vor ihrem Blick würden die Kerzen, die den Frieden auf Erden verkündigen, verlöschen. Soll ich nun meinerseits um ihretwillen im Dunklen sitzen? Fällt mir gar nicht ein. Aber was mir einfällt, da sitzt ja der wilde Josef auf seiner Hallig, der den Mohr so gern über Weihnachten in Pension nehmen

wollte und, mein guter Josef, Sie können doch unmöglich in den paar Tagen dort schon dermaßen innerhalb der Insulanerfamilien ausgeschlachtet sein, daß Sie nicht mich und den Mohr und den Punsch mit Freuden zum Feste begrüßen würden? Also ich bringe Ihnen den Mohr, und kann ihn ja nach den Feiertagen wieder mitnehmen.

Einer geneigten Antwort entgegensehend zeichne

Hochachtungsvoll

Eisenbart.

Wyk a. Föhr, 20. December 1889.

. . . Leider . . . Ihren so schönen Plänen . . . . — Zwar im ersten Augenblick . . . Aber bei näherer Ueberlegung . . .! Verbindung von hier nach Europa . . . vierundzwanzig Stunden unterbrochen.

Im ersten fröhlichen Zuge . . . gebratenen Dorsch . . . Krickenten aus der Vogelkoje . . . vorzüglichen Regulirosen . . . naßkalten Decembersturmes . . . Strand . . . nach der Fluth von Salzwasser durchtränkt . . . Stiefel naß . . . Füße kalt . . . Schnupfen . . . Influenza . . . Fahrt nach den Halligen . . . Anachronismus . . . belächeln.

Mit vorzüglicher Hochachtung

zeichne

ganz ergebenst

Josef.

21. December 1889.

Er hatte gut abrathen, der wilde Josef, ich war schon unterwegs, als der Brief ankam, und fand ihn bei der Rückkunft auf dem Schreibtische vor. Wer wird auch so lange mit der Antwort zögern? Mittlerweile war die Zeit verronnen, und die Stunde der Entscheidung schlug. Den Koffer brachte ich zur Post und trat mit Mohr den Weg an, in den alten Bergschuhen, und auch sonst angethan wie Einer, der mit Fleiß dem Sturm etwas zu zausen giebt. Den bösen Hunden wirft der Stromer einen Knochen vor, so bleibt er unbehelligt, und der alte Ueberzieher, den ich hervorholte und anzog, kam an dem Tage noch einmal voll und ganz zur Geltung. Voll und ganz, das ist eigentlich doch etwas zu stark aufgetragen, denn ganz ist er zweitens nicht mehr, seit Mohr als Kind die Zähne daran übte und erstens weiß ein Jeder, der sich des einundzwanzigsten December 1889 erinnert, daß es an dem Tage überhaupt nicht voll Tag wurde. Ein Sturm blies aus Südwest, der sich mit jeder Stunde steigerte, der Himmel war bedeckt mit fliehenden Wolkenmassen, die sich in allen vier Ecken der Windrose zu blauen Gebirgen stauten, kurz gesagt, es war das schönste Wetter, um die Menschen, selbst wenn es nicht Frost und Schnee geben sollte, zusammen zu treiben in den Lichtschein des Weihnachtsbaumes.

Darum sah man auch überall nichts Anderes als Vorbereitungen zum

Fest. Die großen und die kleinen Leute waren unterwegs und machten Einkäufe; der Tannenbaum war heute offenbar als Handelswaare am meisten begehrt, denn Niemand ging oder fuhr an dem Morgen, der neben allerhand festlichen Sachen, einem Schaukelpferd, einer Puppenküche, sowie verschiedenen geheimnißvollen Packen in grauem Papier, nicht einen großen oder kleinen Tannenbaum in Händen getragen hätte. Mohr war ganz verrückt, seit er erfahren, es ginge fort, fraß er keinen Bissen mehr, sondern tanzte um seinen Herrn herum und fing auf der Straße mit jedem Köter Händel an, so daß ich zwei Mal den Stock brauchen mußte, ehe ich ihn heil aus dem Weichbilde von Kiel herausbrachte. Noch am Knooper Weg, wo die Kehrichtwagen ausladen, fuhr er bellend zwischen die Naturforscher und Krähen und erst beim Chausseehause, wo rechts der Weg nach Eckernförde geht, kam er zur Einsicht, daß jetzund ein Tagesmarsch begonnen hatte, und stellte das sinnlose Toben ein.

Da setzte ich mich auf einen Steinhaufen, warf einen Blick rückwärts, einen anderen vorwärts und stellte bei mir folgende Betrachtung an:

Eine jede Reise, die der Mensch macht, sie sei groß oder klein, bringt ausnahmslos einen Ortswechsel mit sich und jeder Ortswechsel bedingt eine Veränderung in den äußeren Verhältnissen des Menschen. Diese Veränderung ist es, welche nach der übereinstimmenden Meinung der erfahrensten Reisenden aller Zeiten eben so befruchtend auf den Verstand wie ermunternd auf das Gemüth wirkt, indem sie an Anschauungen und Gefühlen neuen Stoffes die Fülle herbeiführt. In reich angebauten Gegenden ist sie größer als in Wüsteneien, im Sommer größer als im Winter, aber auch die einsamste Landschaft ermangelt ihrer nicht gänzlich, da nicht zwei Orte auf Erden einander völlig gleichen. Um die Staffeln dieser Veränderung von Ort zu Ort wahrzunehmen und mit rechtem Nutzen auf sich wirken zu lassen, ist Nichts besser, als die Augen offen, den Verstand aber ein wenig im Zaum zu halten, weil ihm ja doch mit der Zeit von selbst das zufällt, was die Sinne erfaßt haben, und er sonst leicht über das Ziel hinausschießt. Darum beschloß ich, solches mit Fleiß zu üben, und ging sogleich ans Werk.

Zunächst nahm die Zahl der Fuhrwerke ab, welche den Tannenbaum als Frachtgut mit herausführten und hörte bei Kopperpahl gänzlich auf. Der Verstand an sich hätte hieraus den Schluß gezogen, daß nun bald der Tannenwald in Sicht kommen würde, aus dem die übrige Menschheit ihren Weihnachtsbedarf deckte. Dem war aber nicht so. Der Weg wurde erst weniger schlammig, dann trocken, und wenn Zweie sich fürder begegnen, so boten Sie einander die Tageszeit. Der Erste, mit dem ich den Gruß wechselte, war ein kleiner jüdischer Mann, der eine Kuh zum Schlachten führte. In Suchsdorf fing ein alter Zeitungsträger, der aus meinem gezügelten Verstand Vertrauen schöpfte, ein Gespräch mit mir an. Dergleichen Leute haben meistens ein krummes Knie, oder einen lahmen Fuß, und sind froh, wenn sie Einen, der flinker ist als sie, eine Weile verlangsamen können. So erfuhr

ich hier gratis, was im Tageblatt stand, daß drei Anhänger des grausamen Buschiri hingerichtet, Doctor Peters noch immer verschollen, Emin Pascha auf der Besserung, das deutsche Theater in Pest abgebrannt sei, was Alles ich aus meiner Zeitung schon seit gestern Abend wußte. Fünf Goldammern saßen am Wege in einem verwilderten Garten zwischen Buchsbaum, Goldlack und abständiger Reseda und nahmen von da ihren Flug nach einem struppigen Birnbaum hinter einer baufälligen Kathe. Denkt man sich dieses Alles und noch Etliches mehr quer durchzogen von einer Chaussee, deren Stämme die schönsten Muster in grauen, braunen und grüne Flechten aufweisen, eingespannt in den Rahmen einer mit Hecken durchsetzten holsteinischen Hügellandschaft, an einem Wintertage ohne Schnee und Frost, so weiß ich nicht, was in der Welt ein getreueres Bild von der Eigenart der Gegend zwischen Kiel und Levensau an jenem Morgen zu geben vermöchte.

In Levensau überschritt ich den Eidercanal, und, wie verschiedene Anzeichen zu erkennen gaben, auch das zukünftige Bett des Nordostseecanals. Da stand vor Allem ein ansehnliches Haus am Wege in einem schönen Garten, dem die mit Recht so beliebten Coniferen, Teppichbeete und Steingruppen nicht fehlten. Ueber dem Ganzen lag ein gewisses Etwas, wie ein Parfüm, das nicht hier gewachsen sein mochte, und über der Pforte hing eine Tafel mit der Aufschrift: Kaiserliche Canalbau-Commission, Bauamt IV. Kiel, Abtheilung 8. Dahinter lag die Baracke, in der die Canalarbeiter wohnen. Der Eidercanal, mit schwimmenden Eisschollen bedeckt, bot einen trübsinnigen Anblick und ich machte, daß ich weiterkam.

Bald darnach mußte die Straße wohl beträchtlich gestiegen sein, denn zur Linken dehnte sich eine weite Tiefebene aus, über die der Sturm mit ganzer Gewalt daherbrauste. Neben dem Klingen und Heulen der Telegraphenstangen vernahm das Ohr, wie in der Luft die Drähte zischten gleich siedendem Wasser. Hin und her lag im Chausseegraben noch etwas vom letzten Schnee und Mohr leckte begierig daran. Oefters brachte der Wind einen Wohlgeruch, wie wenn Waldmeister am Knick sproßte, doch konnte in der Jahreszeit davon keine Rede sein. Vielleicht ist es das Ruchgras, von dem er ausgeht, das wächst hier allenthalben; auf Wiesen, wo die Schafe das Moos abgerupft haben, trifft man es am öftesten. Wäre es am Rhein gewesen, ich hätte gemeint, das Eis oder das Zugseil habe die Sträucher am Leinpfad verletzt und die verwundeten Weichselkirschen dufteten. Die wohlriechende Nelkenwurz grünte hier unter den Hecken üppig, doch erinnert ihr Geruch meine Nase weniger an den Waldmeister, als an schimmelig gewordene Gewürznelken.

Die Verbänderung eines Erlenzweiges, der wie ein Krummstab gestaltet war, weckte das Verlangen in mir, sie zu besitzen, und ich stieg in den Chausseegraben hinab. Will ihn das naturhistorische Museum nicht, so soll er in der naturhistorischen Ecke meines Studirzimmers seine Stelle finden, zwischen dem Flügel des schwarzen Storches und dem Wespennest. Mohr wollte die

Pause benutzen zu einer Extratour über Feld, ich rief ihn aber zurück, denn von ferne kamen zwei gefährlich aussehende Kerle des Weges gezogen. Indeß grüßten sie ganz collegialisch, und auf meine Frage, wie weit es noch bis Eckernförde sei, gab der Eine in wohlklingendem Sächsisch zur Antwort: „Des Morgens um Uhre achte sein mir ausgegangen," worauf der Andere hinzusetzte: „Haben aber die Derfer abgeklappert."

Es mochte gegen Mittag sein, als ich Gettorf erreichte, von dem ich für dieses Mal nichts zu sagen weiß, als daß es den Gedanken an jene amerikanischen Städte in mir rege machte, die aus einem Bahnhof und einem Grand Hotel emporwachsen. Dann kamen die großen Güter, kenntlich an den großen Eichen, die einzeln und in geschlossenen Gesellschaften innerhalb ihrer Grenzen stehen. Kein Reh, kein Hase, kein wildes Gethier ließ sich blicken, der Sturm hatte Alles verweht, und Mohr blieb von der Versuchung, zu jagen, verschont. Daß einmal zwei neugierige Tannenmeisen mir im Walde — ich glaube, in den Borghorster Tannen — eine Strecke weit das Geleit gaben, war, als Ereigniß, in zoologischer Hinsicht mindestens ebenso gewichtig wie der Krummstab in botanischer.

Ein größeres stand jedoch bevor. In das Brausen der Wipfel mischte sich der Ton einer Menschenstimme, es ging Jemand hinter den Tannen und sang den Choral: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" mit Kraft und Schwung in den Sturm hinein.

Fünfzig Schritte weiter konnten wir zusammenkommen, indem dort ein Weg mündete, darum hielt ich zurück und sah richtig, wie er kurz vor mir die Straße betrat. Auch er hatte mich gesehen, und brach sein Lied kurz ab, übrigens grüßte er unbefangen und betrachtete mich und meinen Hund, ohne Neugier, Haß, Furcht, Verwunderung oder ähnliche Affecte sogenannter Naturmenschen, in der That aber unterjochter Creaturen, zu äußern. Es war ein junges Blut, und die Jugend hat ja das Vorrecht, nicht bei Allem gleich an das Aeußerste zu denken. Außerdem gehörte er dem Lehrstande an und wanderte in die Ferien, demnach war so er frei, wie ein Mensch in seinen Verhältnissen nur sein kann.

„Und da singen Sie dem Sturm ihre Choräle vor?"

„Es war eigentlich gar kein Choral," meinte er, „es war nur die Melodie davon."

„Wenn das aber der Herr Schulinspector wüßte, daß Sie Ihren profanen Text in geistliches Habit stecken, der würde Ihnen die Flötentöne schon beibringen."

„Oha," meinte er, „die Studisirer, ehe sie Schulinspectoren werden, singen auch weltliche Texte nach geistlichen Melodien und noch von ganz anderer Art."

Ich frug milde: „von welcher denn?" und er fuhr fort:

„Neulich, haben Sie nicht gelesen, wie Herr Ehlers in Afrika auf der Mission am Kilimandscharo oder am Kenia einen Choral von den Somalis

hat singen hören nach der Melodie eines Kneipliedes? Wie er aber die Sache verfolgte, da stellte sich heraus, es war wirklich ein Choral, den nur er als Kneiplied gekannt hatte, und zwar die Melodie: ‚Wer nur den lieben Gott läßt walten,' ins Somalische übersetzt."

„Allerdings," sagte ich, „findet sich im Jenenser Commersbuch ein Reis von der Melodie gepfropft auf den letzten Vers des Liedes: „Crambambuli, das ist der Titel", welcher beginnt:

„Ach wenn die lieben Eltern wüßten
Der armen Söhne große Noth,
Wie sie so flott verkeilen müßten,
Sie weinten sich die Aeuglein roth."

Er. „Auch höre ich auf der Brunswiek am Abend öfters ein Lied nach der Melodie „Lobe den Herrn" in einer Kneipe singen."

Ich. „Das wird der Wingolf sein, der singt Choräle."

Er. „Den giebt's ja garnicht in Kiel."

Ich. „Oder die Congregation vom heiligen Aloisius."

Er. „Die wird doch den Ketzern ihre Lieder nicht nachsingen? Die Seelen nähmen wohl Schaden?"

Ich. „Nicht allemal, manches Mal können sie es recht flott. In Echternach die Procession springt z. B. nach der Melodie „Adam hatte sieben Söhne" oder „Als ich gestern morgens früh," was doch von Natur recht weltliche Lieder sind. Man erlebt in der Beziehung mancherlei, was man von Rechts wegen mehr beherzigen sollte. Als Fuchs auf der Kneipe habe ich öfters Bier getrunken nach einem lateinischen Liede, welches anfing mit den Worten:

Relativum qui, quae, quod.

Und nun denken Sie sich, in Coblenz auf der Castorpfaffengasse, bei der Frohnleichnamsprozession, wer kommt mir entgegen? Mein altes Relativum, den Hut in der Hand, den Rosenkranz und das Brevier in der Andern."

Er. „Das muß ein frohes Wiedersehen gewesen sein."

Ich. „Wie sollte es nicht? Und ein verwundertes dazu, denn wer hätte sich wohl träumen lassen, daß das urfidele Relativum auf seine alten Tage die Tonsur nehmen und geistlich werden würde? Ich war erst starr vor Staunen. „Mensch!" rief ich. „Relativum, wie hast Du Dich verändert!" Es aber schielte über das Buch ein wenig nach mir herüber, senkte die Glatze und sang ruhig weiter:

Qui dat sün wi
Quae dat is he
Quod is de Pot dem he utsupe mot!

Und das stand ihm so natürlich, als wenn es sein Leben lang geistlich gewesen wäre."

Er. „Wenn's nicht in der That so war. Man hat Beispiele, daß von den geistlichen Orden Kundschafter ausgesandt werden, welche mit den Kindern der Welt leben und ihre Schwächen sich zu eigen machen müssen, um sie gelegentlich bei denen zu fassen. Mir scheint es, daß Ihr Relativum schon geistlich war, ehe es Conkneipant von Ihnen wurde."

Ich. „Da wird es in der Proselyse eben keine großen Lorbeeren eingeheimst haben, wenn es auf die Kneipe ging, um Seelen zu fangen, denn die Kneipe, das ist der Ort, wo der ordentliche Mensch den guten Rock zu Hause läßt, wenn er hingeht, und mit dem Rock den Kern seines geistigen Wesens, seine Arbeit. Was er mitbringt, sind Schlacken, die das Bier hinwegspült. Probatum est. — Und darum frage ich, was wird der edle Choral „Lobe den Herren" sagen, wenn er seinem Stiefgeschwister von Ihrer Mache in der Kneipjacke begegnet?"

Er. „Von meiner Mache?"

Ich. „So mußte ich wohl vermuthen, doch da Sie erröthen, ist's nun gewiß. — Auch kann ich Ihnen mittheilen, daß es sich darin vom Zweirade handelt und frage darum ferner. Welches ist es, das Sie soeben besangen, ist es das Hohe oder das Safety?"

Er. „Das Hohe natürlich, Zweiundfünfziger, und ich will auch hinzufügen, ich bedaure Jeden, der es kann, und widmet seine freie Zeit trotzdem nicht diesem edlen Vergnügen. Sie selbst, mein Herr — ja sehen Sie mich nur an, ich bin gelegentlich ein wenig Hellseher — haben erst kürzlich, oder werden demnächst selbst auf dem Zweirade sitzen, Vierundfünfziger mindestens dünkt mich, und eher etwas darüber als darunter."

Er besaß wirklich, wie ich jetzt sah, wie die Hellseher, ein paar Augenbrauen, die über der Nasenwurzel zusammenstießen, auch sind mir derlei Fälle vom zweiten Gesicht hier zu Lande schon öfters vorgekommen."

„Wie anmaßend!" sagte ich, „was wird nur der Herr Schulinspector sagen, wenn er erfährt, daß unter seinen Lämmern eins ist, welches heimlich Rad fährt und weltliche Lieder macht aus geistlichen? Haben Sie doch die Güte, Verehrtester, und theilen mir nun auch den Text, den Sie da sangen, recht unverhohlen mit."

„Thäte ich's nicht ohne dem," gab er zur Antwort, „so würde Ihnen die Drohung mit dem Denunciren wenig helfen, weil Sie — einigermaßen vorbeidenunciren würden."

„Das wäre! Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß ich erstens gar kein Radfahrer bin."

„Und besingen das hohe Zweirad nur platonisch und fahren es nicht?"

„Ich möchte wohl, kann aber noch nicht, das Auf- und Absitzen, da haperts."

„Das wird sich schon geben. Und das Gedicht?"

„Zweitens, das Gedicht ist noch gar nicht fertig, noch ganz ungehobelt.

Der Stoff ist zu gewaltig, die Verse werden zu lang, passen immer nicht in die straffe Melodie hinein."

„So lassen Sie es doch steigen, die Melodie ist stark genug, die Nähte werden nicht gleich platzen, auch wenn ein paar Füße zu viel darin sind. Ich helfe Ihnen hobeln und zum Schluß, wenn die Sangbarkeitsprobe gemacht wird, so bitte ich mir die zweite Stimme aus. Mit dem Kuckuck müßte es ja zugehen, wenn das nicht etwas Ordentliches würde."

Und es wurde. Zwar, ich bin von Natur manches Andere eher als ein Dichter, aber das Wandern in der frischen Winterluft und besonders der Sturm, setzt das Geblüt dermaßen in Schwung, daß Alles, was Einem durch den Sinn geht, von selber glänzt und klingt. Er gab den Text preis und ich hobelte, was auch viel leichter ist, als das leidige Verse reimen, und als wir den schönen Buchenwald betraten, aus dem heraus der Weg sich links zum Föhrde wendet, sangen wir das Lied zu Mohrs großer Verwunderung bereits dreistimmig, indem der Sturm die Gewogenheit hatte, den Basso marcato zu rauschen. Es war ein schönes Lied, und wir sangen es mit hellem hohen Klang, so daß jeder deutsche Radfahrer, der uns belauscht, eitel Lust und Freude dabei empfunden hätte. Doch sonderbar; als ich mich später wiederum seiner entsinnen wollte, war es aus meinem Gedächtniß entschwunden, bis auf den ersten Vers, den habe ich noch leidlich zusammengebracht, Dank der unvergleichlich kurzen und markigen Wendung: „Wer's kann." Es giebt Leute, die können keinen Champagner trinken, das heißt, er schmeckt ihnen wohl, aber wenn der Rausch kommt und noch früher, so gerathen sie in einen zweiten Zustand hinein, von dem hinterher der erste nichts mehr weiß, darum können Sie es aus Vernunft nicht. So müssen auch wir, ohne es zu wissen, berauscht worden sein, der Sturm und der Wald und das Dichten sind Jedes für sich berauschend genug. Hier ist der erste Vers, man kann daraus erkennen, wie schön erst das Ganze gewesen sein muß.

„Schön ist das Zweirad — wer's kann, der kann das nicht verneinen.
Frühe vor Tag fang ich an, wenn die Sterne noch scheinen.
Radle dann zu,
Bis mir am Abend die Ruh'
Winket — und meinen Gebeinen."

Als der Gesang zu Ende war, nahm auch der Wald Abschied, noch eine Strecke gab er uns das Geleit, dann wandte er sich rechter Hand über eine Anhöhe dem Ufer des Meerbusens zu, um ihm den Namen zu geben, denn Eckernförde bedeutet im Niederdeutschen nichts Anderes als einen Fjord, an dem Eicheln wachsen.

Hier verbarg ich meinen Krummstab zwischen Wald und Wiese unter einer Weißdornhecke, um ihn bei gelegener Zeit einmal zu holen. Die Hecke steht vereinzelt am Wege und fängt bei einem hohlen Weidenstamm an, dort liegt er. Der Magister in spe, als er mein Treiben sah, meinte, nun wäre mir die Lust an dem natürlichen Curiosum, welches ich

ihm vorhin mit großen Worten gerühmt, schon vergangen, daß ich es von mir thäte nach Art kleiner Geister, in deren Hirnkasten Kurzweil und Langeweile in Einem fort Kämmerchen vermiethen spielen. Ich aber bewies ihm, daß es von Anfang an nicht eines vernünftigen Menschen Absicht hätte sein können, die Rarität bis Dagebüll zu tragen, da doch unterwegs Raum genug im Herzogthum Schleswig sich fände, sie zu lassen. Das sah er wirklich ein und erbot sich freiwillig, sie gelegentlich, wenn die Wege wieder fahrbar, das Wetter schön und er des Zweirades Meister sein würde, von da zu holen. Für den Radfahrer, sagte er, sei die Strecke Weges zwischen Kiel und Eckernförde nichts weiter, als ein mäßiger Kaffeespaziergang.

Eine gute halbe Stunde führte uns die Straße von da am Strande der Meeresbucht entlang dem Kirchthurm von Eckernförde entgegen, angesichts der über dem Wasser liegenden Landschaft Schwansen. Die Wasserfläche war, da der Wind über Land kam, nur an wenigen Stellen gekräuselt und auf weite Strecken hin spiegelglatt. Die unbestimmte Färbung des Himmels kehrte in ihr weniger lichtstark zwar, aber gleichsam geläutert, in viel bestimmteren Tönen wieder, so daß, was dort heller oder dunkler in einförmigem Grau erschien, hier sich in eine Reihe verschiedener Farbentöne auflöste. Wohl davon zu unterscheiden waren jene eigenfarbigen Stellen, die über dem durchscheinenden Meeresgrunde das lebhafte Grün des Ostseewassers zeigten und unmittelbar daneben Andere, an denen die Contrastfarbe, ein rosigangehauchtes Grau hervortrat. Weiter hinaus aber, wo der zunehmenden Tiefe halber an ein Durchscheinen des Grundes nicht wohl mehr zu denken war, erschienen jene Tinten, deutlich geschieden, und konnten den Umständen nach nur die Folge einer Spiegelung des Wolkenhimmels sein, dessen Gestalten und Farben sich in ihnen, wie in einem Echo, weniger kräftig zwar, aber viel bestimmter wiederholten. Es ist derselbe Läuterungsproceß, dem die Eindrücke sämmtlicher Sinnesorgane bei allmählicher Abnahme des Reizes für unser Empfinden unterworfen sind, und nirgends lassen sich dessen Stufen mit größerer Sicherheit schrittweise verfolgen und durch das Experiment feststellen, als bei den Wahrnehmungen des Ohres. Das Echo, welches den unmittelbaren Sinneseindruck wiederholt und zugleich abgeschwächt zur Wahrnehmung bringt, verleiht für unser persönliches Empfinden dem Ton einen gänzlich veränderten Charakter. Es bringt ihn nicht so, wie er ursprünglich war, zum zweiten Male wieder, sondern in allen seinen Theilen vermindert. Da nun unter diesen Theilen stärkere und schwächere sich befinden, so sinken zuerst die schwächsten unter ihnen unter die Grenze des Wahrnehmbaren hinab, das sind die unharmonischen Obertöne. Was übrig bleibt, der Rest, ist schwächer als der ursprüngliche Ton, aber von einer wahrhaft transcendentalen Reinheit, wie sie unmittelbar auf Erden nicht gefunden wird. Das Posthorn im Walde, der Klang entfernter Kirchenglocken bieten schon, ihrer Läuterung halber, empfindsamen Ohren einen hohen Genuß. Das wundervollste Echo wohnt in den Schluchten des Mettenberges. Wenn auf der

großen Scheideck das Alphorn tönt, und drüben, in den grauen Wänden, da werden Stimmen laut, klagend und wesenlos, wie aus einer anderen Welt, einzeln und im Chore rufen sie einander, der ganze Berg scheint zu leben, so giebt das inmitten der ungeheuren Umgebung von stürzenden Wassern und schiebenden Wolken einen Eindruck auf das Gefühl, welchem andere Gefühle weichen müssen. Ich wenigstens habe immer gern an dieser Stelle den Batzen hervorgeholt und dem freistaatlich concessionirten Raubsystem zum Opfer gebracht.

Mein Magister in spe ließ dergleichen wissenschaftliche Expectorationen mit Geduld über sein Haupt ergehen, und so kamen wir zu der Stätte, von der aus am Gründonnerstag 1849 das dänische Linien-Schiff Christian VIII. in Brand geschossen wurde.

Allenthalben hier zu Lande findet man noch in den Häusern die Merkmale an jenes Ereigniß. Da steht ein Tisch, und ein Messingschild in seiner Platte besagt, daß dieses Eichenholz von Christian VIII. stammt. Da hängt an der Wand ein Bild und man sieht darauf, wie Christian VIII. in die Luft fliegt. Aus dem brennenden Schiffsrumpf schießt eine schwarze Wolke, mit Feuerstrahlen durchsetzt, gen Himmel, Holztheile und allerhand Gegenstände fallen herab auf's Meer und auf die Boote, in denen die Mannschaft sich ans Land rettet. Am Lande sieht man Kriegsgefangene, Verwundete, denen der erste Verband angelegt wird, die Schanzkörbe der Batterie, frohlockende Soldaten, Eckernförder Bürger, welche hinausgewandert sind, um ihren Antheil an dem schrecklich schönen Schauspiel zu genießen. Das Alles findet sich mit spitzem Griffel und nüchternem Pinsel in Steindruck und Wasserfarben dargestellt. Was sich aber nicht darstellen läßt und doch erst dem Bilde das rechte Leben verleihen würde, das sind die unharmonischen Obertöne; das Gewühl und Getümmel am Strande, der Donner der Geschütze, das Krachen der Explosion, der höchste Aufruhr menschlicher Leidenschaften und wüthender Elemente. Ohne Sie ist das Bild nichts als ein wesenloser Nachhall jenes Ereignisses. Das Ereigniß selber, wie es damals die Gemüther der Menschen auf's Tiefste bewegte, steht in den Tafeln der Geschichte eingegraben, und den Ort, wo es stattgefunden hat, bezeichnet ein grauer Stein, außer ihm nichts mehr, und sein Nachhall in der Natur ist erloschen. Wir Menschen, die wir die Krone der Schöpfung sein wollen, sind es gewohnt, überall, wo in der Natur geheime Kräfte sich äußern, in ihrem tiefsten Grunde Wesen unseres Gleichen zu suchen, und so sind jene Naturreligionen entstanden, denen der Berg nicht ohne Oreade, der Quell nicht ohne Nixe, denkbar ist. Wenn solch ein Wesen in der Tiefe des schönen Eckernfjordes wohnte, so müßte es von Angesicht der schönen Melusine gleichen, die das unermeßliche Glück und den unermeßlichen Schmerz eines Menschenherzens durchmißt, um lächelnd wieder in den kühlen Nixenschlummer zurückzusinken.

Der Westwind hatte das Wasser aus der Meeresbucht gedrängt, der Strand lag wohl hundert Schritte weit trocken, er war überdeckt mit den Sandhäufchen,

die der Seewurm über seiner Wohnung auswirft. London und Paris sind kleinliche Colonien gegen diese Massenversammlungen unseres Seewurmes. Mohr, als er uns den Strand betreten sah, sprang voraus, dem Wasser entgegen und forderte mich in seiner Sprache auf, ihn hinein zu schicken. Doch kehrte er bald von selber behutsam um, denn so freudig er in's volle Wasser geht, auf schlammigem Grunde sich die Füße naß zu machen, ist ihm ein Ekel.

In Eckernförde trennte sich der Magister von uns und zog seine Straße auf Kappeln zu weiter. Ich und mein Hund wir kehrten im Hamburger Hof ein, wo wir uns während einer einstündigen Rast durch Speise und Trank für die Weiterreise stärkten.

Als wir dann in der Richtung auf das Norderthor an der Kirche vorbeikamen, flogen über uns ein paar Schiefer- oder Dachsteine im Zickzack durch die Luft und zerschmetterten am Mauerwerk. Daraus zog der Verstand den Schluß, daß die Heftigkeit des Sturmes noch unvermindert sei, und so war es in der That. Hinter Eckernförde, wo sich der Weg um das Windebyer Noor herumwendet gegen Schleswig, packte er uns wüthend an. Das Noor ist ein kreisrundes Gewässer von dunkelgrüner Farbe, dessen Durchmesser eine Viertelmeile betragen mag. Rund herum finden sich Berge und Wälder in größeren Verhältnissen. Wer es zuerst sieht und ist ein Freund des edlen Eissports, der denkt in seinem Verstand: „Hier ist gut im Winter Schlittschuh laufen". Doch ist dem wiederum nicht so. Das Windebyer Noor ist der letzte Ausläufer des Eckernförder Meerbusens selbst, es steigt und fällt, wie er, mit dem Winde und enthält salziges Meerwasser. Dadurch, sowie durch eine Anzahl warmer Quellen in seinem Grunde, heißt es, ist das Eis auf ihm nie sicher, und es geht die Sage, daß er in jedem Winter ein Menschenopfer fordert. Wir gingen den Berg hinan, ich zog den Hut tiefer und schlug den Kragen in die Höhe, Mohr versuchte wohl, gegen das Noor hinab die Koppeln abzustreifen, aber der Sturm fegte zu gewaltig über die breite Wasserfläche daher, und er fand bald, es sei das Klügste, unter den sausenden Pappelbäumen der Chaussee vor seinem Herrn herzutrotten. Nach dem Noor kamen noch zwei kleinere Gewässer ähnlicher Art, über deren Herkunft und Verbleib ich im Vorbeigehen nichts weiter erfahren habe, als daß sie anmuthig zwischen Berg und Wald eingebettet lagen. Das Zweite trug eine dünne Eisdecke, auch am Wege lag Eis, und der Hund fand kein Wasser mehr, den Durst zu löschen. Trotzdem jagte er wieder; als das Land ebener wurde, und ein junger Kiefernbestand zur Linken die Gewalt des Sturmes brach. Es war auf der Höhe eines breiten Bergrückens, am Wege wuchs Haidekraut und Ginster, eine alte Sandgrube war ganz ausgekleidet mit den zierlichen Wedeln des Engelsüß, ein Weißdornbusch daneben hing voller Früchte, die der Frost gedörrt hatte. Ein Streifen Abendroth stand am Himmel, darunter ging der Blick über ein welliges Gelände in die weite

Ferne. Von Rechts wegen hätte hier wohl die Schlei sichtbar sein müssen, doch lag in der Tiefe schon die Dämmerung.

Ueber den letzten Theil jenes Weges hat mit der wachsenden Ermüdung die hereinbrechende Nacht in meiner Erinnerung einen Schleier gebreitet. Es war auch ein starkes Unterfangen mit einem Marsch von nahezu sieben Meilen den Anfang zu machen. Nur ein paar Punkte ragen deutlich hervor. Erstens ein Wegweiser, auf dem steht im Zwielicht zu lesen: Nach Louisenlund 3 Kilometer, und der Blick von da geht über Wälder und Hügel. Links am Wege zieht sich ein Wald von Eichen und Tannen mit Promenadenwegen in eine Thalsenkung hinein. Louisenlund ist ein herzogliches Schloß an der Schlei, wohin am Sonntag Nachmittag zur Sommerszeit die Schleswiger mit dem Dampfboot ausfliegen. Dann ferner ein Dorf mit Lindenbäumen und einem stattlichen Wirthshaus, in dem sich's behaglich wohnen mag, auch eine Meierei war daselbst, worauf eine Gruppe blanker Milchgefäße deutete. Aber ein großer zottiger Neufoundländer wollte meinem Hunde nicht wohl, und wenn ich nicht zum Weitergehen getrieben hätte, so hätten wir wohl noch Streit bekommen.

Die letzte Strecke Weges war die beschwerlichste. Schleswig, das meilenlange Dorf, lag unveränderlich stundenlang mit seinen glänzenden Lichtchen jenseits des schwarzen Wassers, über dem ein noch schwärzerer Himmel gähnte. Auf der anderen Seite des Weges aber lag im Anschluß an die Schlei wieder solch ein Noor, und in ihm war alle Finsterniß der urewigen Nacht zusammengepackt und verdichtet. Man sah gar nichts mehr, man hörte nur darin die Wellen plätschern und die Eisschollen am Ufer klirren. Der Sturm fuhr mit rasender Gewalt über den schmalen Damm, der Gewässer schied, und jagte mir nassen Schnee in's Gesicht, der Hund drängte sich winselnd an mich.

Endlich war es überstanden. Im tiefen Schnee hielten wir unseren Einzug in die Hauptstadt, das Bahnhofshotel bot helle Räume, warme Oefen, gute Küche und einen würdigen Trunk. Auch hielt dort der Bürgerverein eine Sitzung, so kam ich über die Frage, ob die Pferdebahn für Schleswig ein Bedürfniß sei, an dem Abend zugleich ins Reine. Die Vorlesung eines Capitels aus der „Reis' na'n Hamborger Dom" beschloß den officiellen Theil des Abends, dann kam der Scat. Ein Capitel aus der „Reis' na Belligen" wäre mir schon lieber gewesen, doch muß man es auf Reisen nehmen, wie man es trifft, und es ist doch in mancher Hinsicht wieder ein Glück zu nennen, daß der Geschmack der Leute nicht überall derselbe ist.

Mohr wich nicht vom Ofen und bekam doch die Füße nicht warm. Sein linkes Auge war entzündet, das er sich vor Zeiten einmal durch einen Dorn verletzt hat. Ein Tropfen Atropin hat ihn wiederhergestellt, dessen wurde ich aber erst am nächsten Abend in Niebüll habhaft. Während zweier Tage verweigerte er das Fressen. Als ich zu Bette ging, nahm er wie gewöhnlich seinen Platz vor demselben ein, und ich deckte ihn mit meinem

Ueberzieher zu. So schliefen wir traumlos und beschützten einander während der Nacht, als wären wir zu Hause.

22. Dezember 1889.

Der Morgen brachte eine Ueberraschung. Das Unwetter war vorüber, die Luft still, der Schnee verschwunden, die Erde trocken, und alles Buschwerk mit Reif geschmückt. Ein feiner Nebel wandelte durch die Natur und sammelte in seinen Taschen den himmlischen Sonnenschein, um bald da, bald dort eine Handvoll über die Häuser und das Straßenpflaster gleiten zu lassen.

Dieses sah ich beim Erwachen, als ich einen Blick aus dem Fenster warf, um nach dem Wetter Ausschau zu halten; denn nächst dem Zehrpfennig ist beim Reisen auf der Landstraße das Wetter die Hauptsache. Hätte der Schnee einen Fuß hoch gelegen, ich glaube, — ich weiß nicht, was ich gethan hätte.

Nun waren die Aussichten die besten. Mit Muße und Behagen genoß ich den Kaffee, und das soll man, wenn er gut ist, nirgends versäumen, denn der Wanderer, wenn es ihm heute wohl geht, weiß doch nie, ob das Morgen dem Heute gleichen wird.

Dann lockte ich, als die Zeit um war, meinen Hund vom Ofen. Das hielt sehr schwer, der arme Köter war krank, er wies jeden Bissen zurück und leckte nur von meiner Hand ein wenig Wasser.

Schleswig hat von mir kein Loblied verdient. Es heißt freilich eine Stadt, ist aber in Wahrheit nichts als ein unvergleichlich langes Dorf, in dessen einziger Gasse sich Alles aneinander reiht, was die Schlei entlang mit dem Anbau von Grünkohl, Obst und eventuellen Hülsenfrüchten sich beschäftigt. Wie überall in der Welt immer eins das andere nach sich zieht, kommen dazu noch etliche Handwerker und Kaufleute, die, wer nicht ortsbekannt ist, so wenig findet, wie die alten Höfe des holsteinischen Adels, die darinnen liegen sollen, und außerdem noch gewisse gemeinnützige Anstalten, Behörden und Soldaten, eine Irrenanstalt, eine Blindenanstalt und der Dom mit dem Altarwerk von Hans Brüggemann. Diese Alle suchen am Strande der Schlei in einer Bucht oder Wiek, welche vor Zeiten durch die baltische Fluth aus dem festen Lande ausgehöhlt worden ist und deshalb Schleiswiek oder Schleswig genannt wird, in jener endlos langen Gasse Schutz vor dem Tyrannen des Landes, dem Westwind. Sie haben wohl Ursache, sich zu verkriechen, denn wo er herrscht, gedeiht weder Baum noch Strauch, und das ist so ziemlich die ganze Breite des Landrückens zwischen Ost- und Westsee. Die Erdwälle, mit denen nach des Landes Sitte der Acker umfriedigt ist, die in Holstein die lebende Hecke oder das Knick tragen, bleiben hier kahl, nur hin und her giebt ein verkrüppelter Dornbusch Zeugniß, daß ein Versuch zur Anpflanzung gemacht wurde und fehlschlug. Was in seinem Bereich so recht von Herzen gedeiht, das ist die Haide. Zwischen

den knieehohen Besen der dunkelbraunen Calluna siedelt sich gern die graugrüne Erica an, und das Empetrum dehnt seine kräftigen Polster aus, die Sommers und Winters in freudigem Grün prangen. Streckenweise fand ich an dem Tage auf moorigem Grunde auch die gewürzhafte Myrica, einen zierlichen Zwergstrauch aus dem hohen Norden, den die Eiszeit an manchen kaltgründigen Orten zurückgelassen hat. Das heilige Cöln hat dereinst, als die Niederländer keinen Hopfen in die Stadt hineinließen, die Myrica, oder Wachsmyrthe, in den Siegburger Sümpfen gesammelt, hat davon Bier gebraut — und dasselbe getrunken.

Vor allen anderen Wesen aber findet das Moos auf den Dächern der Haidehäuser an dem Westwind sein wahres Behagen, denn es zieht, da es keine Wurzel besitzt, aus der Feuchtigkeit des Windes und des Regens seine Nahrung und hat wie viele niedere Pflanzen die Eigenheit, bei einer Temperatur, die den Gefrierpunkt nur um ein Weniges überschreitet, sich am wohlsten zu fühlen.

Solch ein Haus in der Einöde, ohne Baum, ohne Garten, dem das moosgrüne Strohdach wie ein Kapuzenmantel fast bis zur Erde herabhängt, sieht in seiner Einfalt so selbstzufrieden aus, als müßte es in seinem Innersten einen recht behaglichen Unterschlupf gegen die grausame Witterung des Landstrichs bieten, und sein Anblick ist für das Gemüth ein Trost auf dem einsamen Wege. Doch findet man oft genug, wenn man hineintritt, daß die neumodische Cultur, die Tochter der Steinkohle und des Eisens, hier schon gewesen ist und an die Stelle der wohl gemessenen alten, halb unzureichende neue Einrichtungen gesetzt hat. Den alten Beileger, den Kopenhagener Ofen aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in dessen verschnörkelten Bildwerken die Kunst des Eisengusses noch mit der Zähigkeit des Materials ringt, hat häufig ein ganz unwürdiges alamodisches Fabrikat aus Rendsburg oder Flensburg verdrängt. Der alte Ofen war ein schlichter, länglicher Kasten, der aus der Herdwand heraus in die Stube trat, wie der Hund, wenn er, auf die Vorderbeine gestützt, aus dem Loche schaut. Wollte man ihn heizen, so packte man ihn voll Torf, legte Feuer unter und blies mit einem alten Pfeifenrohr, oder einem Hollunder, vom Heerde aus so lange hinein, bis der Torf in's Glimmen kam. Das dauerte dann Tag und Nacht gleichmäßig fort, so lange der Torf schweelte, so lange war der Ofen warm und oben darauf stand die blanke Ofenstülpe aus Messing, die als Wärmeröhre diente, oder sonst für Allerhand. Ja heute noch backt, wer's recht versteht, wie Mutter Tiemannsch', auf solchem Ofen, wenn er heiß ist, Pfannkuchen; man gießt auf die Platte Oel und giebt den Teig löffelweise darauf, so braten die Pfannkuchen von selber gar und wollen blos gewendet werden. Die Hauptsache war nur, daß der Ofen an den Kanten gut mit Lehm verstrichen war und keinen Rauch hindurchließ, denn ziehen konnte solch ein Ofen von Natur herzlich wenig in einem Hause, das den Schornstein nicht kannte.

Wollte man die Stube noch wärmer haben, so legte man noch mehr Torf bei und blies vom Herde aus mit dem Hollunder fleißig in's Feuer. Ich kenne solcher Oefen hier herum in den alten Kathen noch viele und bin der Meinung, sie dienen ihrem Zweck da, wo Fenster und Wände dicht sind, gut genug. Bei den neumodischen Oefen aber ist Alles auf den Zug abgesehen, kein Falz schließt und es bleibt nicht einmal Raum für die Feuerung. Was man in einem Augenblick hineinlegt, fährt schon im nächsten als Feuer und Rauch wieder zum Schornstein hinaus.

Unmittelbar hinter der Stadt Schleswig, wo das Land gegen Westen ansteigt, fängt auch das Gebiet des Windes an; man tritt, so zu sagen, indem man den Wartesaal des Bahnhofs verläßt, schon mit einem Fuß aus der Cultur hinaus in's Leere. Wenigstens war es so an dem Morgen. Der Nebel schnitt wie eine weiße Wand jede Fernsicht ab. Der Zug lief lautlos ein, und glitt zwei Minuten später lautlos wieder hinaus, und wir mit darinnen. Der Wagen war trefflich geheizt und mit lauter fröhlichen Menschen vollgepackt, wie ein Heringsfaß. Meist waren es Urlauber, die schlechte Cigarren rauchten, blanke Knöpfe und Helmstücke putzten und meinem Hunde freundlichen Zuspruch in seinen Leiden gaben. Wo wäre auch der Hund zu finden, der nicht zu zweierlei Tuch eine natürliche Neigung in seinem Herzen trüge, und wo die Heldenbrust, die nicht an einem treuherzigen Köter ihr Gefallen hätte? Wir zwei, er und ich, sind dergleichen schon gewohnt. Im Wagen wählt er ohne Weiteres den Platz auf der Bank neben mir, und wo er sich zeigt, da strecken sich Hände aus, um sein blankes Fell zu streicheln, denn er ist schön und wird seiner Natur nach allgemein verzogen. Jetzt aber, da er leidend war, that es meinem Herzen doppelt wohl, solches zu sehen.

In Jübeck, der nächsten Station, stiegen wir aus und gingen in die Einöde hinein. Das Wetter blieb den ganzen Tag das gleiche. Der Nebel war keiner von den Undurchsichtigen, aber er verfälschte die Fernsicht und damit das ganze Ansehen der Natur, wie man es gar nicht denken sollte. Anfangs schien es ergötzlich, ein wenig mit der Welt Verstecken darin zu spielen, gegen das Ende kam ich mir ganz hilflos vor. Erschien in weiter Ferne ein Haus, ein Dorf, so war es auch schon da und unversehens wieder dem Auge entrückt. Die meisten Dörfer, die auf der Landkarte stehen, kamen gar nicht, sondern ließen sich durch allerhand schlechte Abbauten vertreten. Mitten in der Haide, wo weit und breit nichts Lebendes zu sehen war, stand am Wege ein Stein, der trug die Inschrift: „Amt Husum, Gemeinde Spinkebüll“. Hier keimte in meiner Seele jener Entschluß, falls ich noch einmal lebendig wieder unter Menschen kommen sollte, Propaganda unter ihnen zu machen für ein hier zu errichtendes Asyl, Sanatorium oder Quisisana zum Heil sämmtlicher an Nerven leidender Mitbürger des neunzehnten Jahrhunderts.

Als die Mittagsstunde vorüber war, wollte der Nebel kein Licht mehr verbreiten. Blaue Schatten schlichen über die Haide und hinter ihnen blieb immer etwas von der Dämmerung hangen; so wurde die Luft im Ganzen dunkler und der Tag nahm ab. Dabei ging der Weg schier ohne Anfang und Ende schnurgerade aus dem Nebel in den Nebel hinein. Zweimal begegnete mir ein Fuhrwerk, dreimal ein Mensch, einmal flog ein Rabe von der Linken zur Rechten über meinen Weg und krächzte etwas Unholdes, das ich nicht verstand. Wäre nicht alle halbe Stunde ein Wegweiser erschienen mit der tröstlichen Inschrift: Nach Bredstedt, ich weiß nicht, ob es nicht am Klügsten gewesen wäre, zu verzagen. Die einzige Creatur, welche öfter in Sicht kam, war das Schaf, es stand truppweise zu fünf und sechs und verwunderte sich über uns mindestens ebenso sehr, wie Mohr über es und seinesgleichen. Hunde sind von Natur abergläubisch, fast so sehr wie Menschen, und wenn der Nebel die Gestalten verzerrt und vergrößert, sind sie es zehnfach. Ich selbst wußte manches Mal nicht, was ich sah: Ein elender Dornbusch am Wege schien eine entfernte Baumreihe zu sein, ein einsamer Thurm oder ein Galgen, den die gute alte Zeit hier vergessen, löste sich auf in drei kniehohe Pfahlstumpfen, die einen Quickborn umstanden, und ein Mann, der durch das Haidekraut einherschritt, glich einem ungeheuren Riesen. Mohr gerieth bei dem Anblick in furchtbare Aufregung, denn so etwas war ihm sein Lebtage nicht vor Augen gekommen. Dem armen Köter ging es nicht gut. In Moor und Haide herumzuspringen, ist sonst seine größte Lust, nun aber, da er nichts gefressen hatte, hatte er auch keine Lust am Leben, zudem schmerzte ihn das Auge, und mit Füßen, die bis an den Leib hinan kalt waren, trabte er langsam vor mir her.

Mir selbst ging es auch nicht nach Wunsch. Ein Nagel in der Schuhsohle, wenn der an unrechter Stelle mit der Spitze sich in den Fuß einbohrt, ist unter Umständen wohl im Stande einem das Streben zu verleiden, und das war mein Fall. Wenn das so fortging, wer weiß, was noch geworden wäre. Da kam bei vorgerückter Dämmerung, von einem tüchtigen Braunen gezogen, ein Wägelchen hinter mir her gerollt, ein Carriol und nahm mich auf. Ein Mann aus Bredstedt saß darin, er war in Geschäften unterwegs, denn zum Vergnügen fährt um die Jahreszeit Niemand hier über Land. Er sah meine Noth und räumte mir willig den Platz ein, so kam ich an seiner Seite noch rechtzeitig nach Bredstedt, um mit Mohr den Zug nach Niebüll zu besteigen. Mohr, als er seinen Herrn hoch zu Wagen sah, vergaß sein Leid und sprang bellend vor dem Braunen her, er ist eben unverbesserlich. Der Mann schalt, der Braune aber, als ein ordentlicher Gaul, war froh über den Gesellen, spitzte die Ohren, wieherte, und begann einen Wettlauf. Als wir so bei der Missionsanstalt in Breklum vorbeifuhren, sangen sie einen Choral, und wieder war es die Melodie „Lobe den Herrn." Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, ich gedachte des jungen Schulmeisters mit den zusammengewachsenen Augenbrauen — was sie ehe-

dem Murziflus oder Retzel hießen — und seiner Prophezeiung, und fiel mit lauter Stimme in den Gesang ein:

„Radle dann zu
Bis mir am Abend die Ruh'
Winket — und meinen Gebeinen!

Was ich da sänge, fragte mein Gefährte.

„Es ist ein Loblied," sagte ich, „auf Sie und unsere Fahrt."

„Daß es ein Lobgesang sei, wüßte er schon aus dem Gesangbuch," meinte er, „verstände aber nicht, welchen Bezug er auf seine Person haben sollte."

Nun sagte ich: „Gestern hat mir Jemand prophezeit, ich würde dieser Tage auf einem Zweirade fahren, während ich doch gar kein Radfahrer bin, und mir vorgenommen hatte, diesen Weg nur zu Fuß zu machen mit Schusters Rappen."

„Das stimmt nun doch nicht," meinte er pfiffig, „das Pferd ist ja ein Brauner."

„Wohl," sagte ich, „unser Carriol aber hat nur zwei Räder und ist demnach ein Zweirad."

„Hilft nichts," sagte er, „es stimmt doch nicht, denn mein Pferd ist ein Brauner und kein Rappe."

„Das seh' ich."

„Und sagten doch, Sie wollten mit Schusters Rappen reisen? — Nun also!"

„Sind Sie denn ein Schuster?"

„Natürlich! — Nun stimmt es. Und Sie?"

„Ich? Ein Doctor."

„Von der Medicin?"

„Natürlich."

„Und auf Reisen?"

„Wie Sie sehen, mit meinem Hund."

„Das ist wohl ein Jagdhund?"

„Nein, ein Schäferhund."

„Also doch nicht Ihr Hund?"

„Doch."

„Ein Schäferhund — Ein Doctor — auf Reisen?"

Hier war etwas, das er nicht begriff. Er schüttelte den Kopf, und ich fühlte einen unheimlichen Blick mich streifen.

„Sie werden wohl Geschäfte hier haben?"

Der Schuster war unerbittlich und im Grunde hatte er auch ein Recht zu wissen, mit wem er fuhr. Aber die Wahrheit durfte ich ihm doch nicht sagen, daß ich auf der Flucht sei, — ja, wovor denn? — Vor dem Weihnachtsbaum, denn die begriff er nimmer und hätte mich eher für einen Schwindler und Durchbrenner gehalten. Also bediente ich mich einer List.

„Geschäfte wohl," sagte ich, „nur sollte noch nicht davon gesprochen werden. Ich suche nämlich den Platz für ein Sanatorium und habe ihn wohl auch schon gefunden, dünkt mich, sodaß ich bald wieder an die Heimreise denken kann."

„Wo soll es denn liegen?"

„Zwischen Husum und Spinkebüll."

„In der Haide?"

„Mitten in der Haide."

„Da kommen Sie ja dem Einsiedler in die Quere."

„Der Einsiedler?" Wer ist das?"

„Der Einsiedler," sagte er, „das ist ein richtiger Einsiedler, der wohnt in der Haide in einer selbstgegrabenen Höhle, ganz allein mit einer Ziege und etlichen Hühnern. — Da kommt er eben selber," und er wies mit dem Peitschenstiel auf einen Mann, der des Weges gegangen kam und die Ziege am Strick führte. Er sah schwärzlich verwittert aus, wie ein Schmied oder Schlosser von Profession, wenn er aus der Werkstatt kommt. — Es ist ein wirklicher Einsiedler. Zwischen Husum und Spinkebüll kennt ihn jedes Kind, und auch weiter herum, in Bredstedt, Niebüll und Dagebüll wußten sie von ihm, ja sogar bis Föhr war sein Ruf gedrungen. Die schwarze Farbe rührt lediglich von der natürlichen Lebensweise her. Er lebt, ich weiß nicht wovon, auch über die innere Einrichtung seiner Häuslichkeit konnte mir Niemand näheren Bescheid geben, nämlich womit er heizt und wie er kocht, und das ist's gerade, was ich um des Quisisana willen gern wissen möchte. Daß er viel Seife verbraucht, glaube ich entschieden nicht. Wenn es wieder Frühling wird, dann sind auch die Menschen in der Marsch weniger zugeknöpft, da läßt sich vielleicht manches nachholen und ergründen.

23. December 1889.

Wälzen vom Wattenmeer
Grau sich die Schatten her,
Regen ist nah.
Hält erst in Dagebüll
Die Equipage still
Tönet Hurrahgebrüll
Hallelujah!"

Woher die Schulmeister alle den entsetzlichen Hang zum Verseschmieden haben, das sollte einmal von Polizei wegen untersucht werden. Die ganzen anderthalb Stunden von Niebüll bis Dagebüll haben wieder Zwei der Art aus Flensburg nichts gethan als reimen, und Vorstehendes ist die reiffste Frucht davon. Ich bin daran so unschuldig wie ein Fisch im Wasser und habe nicht einmal gehobelt, auch finde ich die Verse so schlecht wie möglich. Aber man mag wollen oder nicht, ausweichen ist in dem engen Kasten der „Equipage" unmöglich, und den seminaristischen Jünglingen den Mund verbieten, wäre grausam. Ist es doch die Nähe der insularen Heimat, die

ihnen das Herz bis zum Dichten schwellt, und sie waren auch gut gegen meinen Hund. Zu sehen war so wie so garnichts als Wassergräben, die von einem Ende des Horizonts bis zum anderen reichten, ferner die großen Möven auf den Wiesen und hin und her ein paar Schafe und ein einsames Gehöft auf einem künstlich aufgeworfenen Hügel, den sie hier Werft nennen oder Warf. So haben wir schließlich das schöne Lied gar noch zusammengesungen nach der Melodie „Heil Dir im Siegerkranz," Mohr aber hörte schneidig zu.

Und nun sitze ich hier im Posthause zu Dagebüll bei einer Tasse Kaffe, der ich aus der ewigen Kümmelflasche den landesüblichen Zuschuß habe angedeihen lassen — denn Wasser ohne Alkohol macht Fieber — und warte auf das Schiff, das in einer Stunde kommt und nach erfolgtem Frachtwechsel sofort wieder mit der Ebbe geht, um uns hinüberzubringen nach Föhr.

Aus dem Hurrahgebrüll wurde für dieses Mal nichts, wir waren froh, als wir aus dem Kasten herauskriechen und uns unter dem halben Dutzend Häusern, die sich wie versprengte Schafe den Deich hinandrängen, dasjenige aussuchen durften, welches den besten Schutz gegen die Kälte und den tröpfelnden Regen verhieß.

Auf den Deich bin ich gestiegen und habe nach der Spitze ausgeschaut, zu der noch bei unseren Lebzeiten, wie man mir in Niebüll sagte, von hier herüber ein neuer Deich durch das Meer gezogen werden soll, um einen neuen Koog zu gewinnen. — Nichts als Nebel. Das Wasser stand bis an den Fuß des Außendeichs und schwankte ein wenig hin und her, ganz wie auf unserer Föhrde. Der Deich trägt noch grünen Rasen, ein Flug Staare trieb sich darauf herum, die bleiben fast den ganzen Winter hier, sagt Herr Andersen. Es regnet in den Nebel hinein und der Schmutz ist unermeßlich, das war in Niebüll nicht anders und während des ganzen Weges durch die Marsch ebenso. Darum sage ich: Die Wanderschaft in Ehren, aber wer von Niebüll nach Dagebüll fahren kann und geht trotzdem zu Fuß, der muß entweder ein Gelübde gethan oder einen Sparren im Kopfe haben. — Ich nicht.

Als ich meine Umschau vollendet hatte und wieder hinabstieg, trat mir die Erwägung nahe, daß hier an halber Höhe des Außendeiches unter einem dieser triefenden Dächer mein guter Koffer stehn und meiner warten müsse und ich machte mich daran, ihn zu suchen.

Gefunden hatte ich ihn bald — er stand ganz öffentlich im Gasthause zur Post hinter der Hausthür links, zwischen allerhand Schachteln und Kisten, die offenbar gleich ihm auf Reisen waren — und ich wendete mich an Herrn Andersen, dessen Friesenhaupt die rothgerandete Dienstmütze des Postverwalters trug. „Ich bitte, Herr Andersen," sagte ich, „da steht mein Koffer, den möchte ich gern haben. Er kommt von Kiel und kostet eine Mark und zehn Pfennige Porto und hier ist das Geld."

„Jawohl," sagte er, „wie ist wohl Ihr werther Name?"

„Ich bin der Dr. Eisenbart."

„Schön, aber Sie haben doch eine Legitimation?"

„Gewiß, hier," und ich zog ein paar Briefe hervor, „da, der Medicinalkalender — dort, im Taschentuch das Monogramm — da, ein halbes Dutzend Visitenkarten — hier, auf dem Halsbande des Hundes, wie das Gesetz es will, mein Name — das zusammen wird, denke ich, genügen."

„Ja, das ist Alles wohl gut," meinte er, „und ich will es Ihnen auch glauben, daß Sie der Rechte sind, aber aushändigen kann ich Ihnen den Koffer so doch nicht. Sie müssen Papiere beibringen."

„Das thue ich eben, bitte, hier — lauter Papiere."

„Nicht solche Papiere — ich meine andere Papiere."

„Bitte, was für andere?"

„Zum Beispiel, wenn Sie Student wären, Ihre Legitimationskarte."

„Es thut mir leid, Student bin ich, bitte, schon lange nicht mehr."

„Oder wenn Sie Handwerker wären (ein Compliment, dachte ich, für meinen Ueberzieher), Ihr Wanderbuch."

„Handwerk," sagte ich, „hat goldenen Boden und ich verstehe wohl soviel davon, daß ich mir selbst die schönsten Spazierstöcke schnitze, auch wohl einen Knopf annähen und mich rasiren kann, aber in die Lehre bin ich deswegen weder beim Schneider noch beim Barbier gegangen."

„Haben Sie denn nicht von irgend einer Behörde einen Reiseerlaubnißschein, von der Polizei zum Beispiel einen Paß?"

„Die Polizei ist damit nicht mehr so freigebig wie sonst. Die Pässe werden jetzt von so vielen schlechten Menschen gemißbraucht, daß unsere hohe Behörde beschlossen hat, für das Inland keine solchen mehr auszufertigen."

„Haben Sie hier keinen Bekannten, der Sie legitimiren könnte?"

„Drüben auf der Insel wohl, aber hier in Dagebüll? — Ich? — Nicht Einen. Doch, mein Hund Mohr! Mohr, komm' einmal her! Ich darf Sie wohl bekannt machen, bitte, Herr Andersen — mein Hund Mohr!"

„Ja, wenn der sprechen könnte! Wie machen wir das nun, daß Sie zu Ihrem Koffer kommen?"

„Ganz einfach, da steht er, und ich nehme ihn."

„Unter keinen Umständen! Das geht nicht! Das darf ich nicht leiden, das erlaubt die Behörde nicht."

„So stellen wir einen Antrag an die Behörde, daß Sie es dürfen, ja müssen! Bei der Oberpostdirection, beim Reichstag, beim Reichskanzler, und Ihr Name, Herr Andersen, der muß darunter stehen."

Hier schöpfte er Verdacht, wurde verlegen und sah mich mißtrauisch an. Sein Starrsinn kam in's Wanken.

„Oder ich könnte auch," fuhr ich mit falscher Sanftmuth fort, „wenn ich wieder in Kiel bin, von da aus den Koffer reclamiren."

„Nein, das geht nicht, da könnte Jeder kommen und den Koffer reclamiren wollen. Sie müßten ihn reclamiren *lassen* und durch die Post einen

Laufzettel schicken, dann wüßte man es dort sicher, daß Sie es selbst sind und kein Anderer."

„Das will ich auch gerne thun, wenn ich wieder zu Hause bin," sagte ich, „aber hier im Koffer habe ich meine Leibwäsche und übermorgen ist der erste Feiertag, da pflege ich immer ein reines Hemd anzuziehen."

„Da hätten Sie ja doch noch morgen Zeit, durch einen Bekannten in Wyk sich legitimiren zu lassen und den Koffer zu holen."

„Das wäre sehr weitläufig, bitte, und wer sollte wohl die Kosten tragen von dem Hin- und Herfahren, dem kleinen Koffer zu Liebe? Am Ende bliebe es gar an Ihnen haften. Und wenn Josef nun nichts Schriftliches von sich geben will und kommt selbst, bitte, dann wären ja die Kosten doppelt."

Sein Antlitz wurde immer düsterer.

„Mir fällt übrigens ein Ausweg ein," begann ich wieder, „hier auf dem Koffer, bitte, steht mein Name, von meiner Hand geschrieben. Nun geben Sie mir, bitte, ein Blatt Papier und ich verschreibe Ihnen ein Recept, für welche Krankheit Sie immer wollen, so sehen Sie mit eigenen Augen, daß ich es selbst bin und gar kein Anderer sein kann als ich."

Er zuckte bedeutend die Achseln.

„Von einem Anderen kriegten Sie ihn so nicht, auch bin ich gar nicht krank und noch niemals krank gewesen. Aber ausnahmsweise will ich es wagen. Wie gesagt, ein Anderer thäte das nicht."

Damit schob er mir Papier und Feder zu und ich schrieb. Er rückte die Brille zurecht und besah die Schriftzüge. „Das ist ja Latein, wer kann das lesen?"

„Schicken Sie es meinetwegen dem Herrn Meier in Niebüll, der wird es Ihnen schon verdeutschen, was darauf steht."

„Gegen was hilft es denn, wenn man doch einmal in die Lage käme?"

„Das hilft gegen vielerlei Gebrechen, besonders Alles, was aus dem unlauteren Wesen und bösen Geblüt stammt, nimmt vor ihm Reißaus."

„Gegen das böse Geblüt trinken wir immer Dreiblattthee, meine Frau hat einen Berg davon auf dem Boden."

„Dreiblattthee," sagte ich, „ist ein gutes Hausmittel, ja ein tüchtiges Hausmittel, dieses aber — ist ein Arcanum."

„Hilft es auch gegen das Fieber?"

„Gewisse Arten namentlich, Faulfieber, Gallenfieber und die Sorte."

„Auch gegen die Infulentia?"

„Gegen die gerade. Haben Sie sie noch nicht gehabt? Guter Herr Andersen, brauchen Sie mein Mittel, brauchen Sie es fleißig und Sie werden mich loben!"

„Wie soll ich es denn brauchen?"

„Abends beim Zubettegehen lassen Sie sich, bitte, von Ihrer lieben

Frau längs der Wirbelsäule damit einreiben, so werden Sie die Wirkung bald spüren."

„Danke recht schön. Und was bin ich Ihnen dafür schuldig?"

„Den schönen Dank und weiter nichts. Aber nun bitte ich dringend um meinen Koffer, das Dampfschiff ist schon da."

„Und der Koffer ist hier. Aber ich kann das Recept so nicht annehmen, man könnte sonst eine falsche Meinung von mir kriegen."

„Bei mir hat's damit keine Gefahr, mein lieber Herr Andersen. Wenn Sie aber der Meinung sind, gut, so machen wir's drüben in der Gaststube aus und trinken zusammen einen Kaffeepunsch."

Das Trinken lehnte er für seine Person ab wegen Ueberhäufung mit Geschäften, indessen erschien, während ich meinen Koffer dem Schiffsmann übergab, auf meinem Platz eine Tasse halb voll Kaffee, dazu eine Flasche Rum und eine gefüllte Zuckerdose. Ich that drei Stück Zucker in den Kaffee, goß nach Gutdünken von dem Rum hinzu, kostete und verzog das Gesicht, das Getränk brannte mir im Halse.

„Viel zu wenig Zucker," riefen drei Stimmen auf einmal, „und die Tasse schlicht voll Rum!"

Man hatte mich beobachtet und dem Friesentrank gegenüber als Laien erkannt. Es waren Fremde, die mit dem Stephan von Föhr gekommen waren. Herr Andersen ging ab und zu, ich sah, wie er mein Recept Jemandem vor Augen hielt und wiederholentlich mit dem Finger darauf deutete. Ich trank den Punsch hinunter und noch eine Tasse Kaffee hinterher, dieselbe, in die sich, zum Abgewöhnen, der einsame Kümmel aus der ewigen Flasche verirrte. Herr Andersen kam und legte das Recept vor mich auf den Tisch mit den Worten:

„Das kann ich nicht brauchen, da ist ein Fehler darin."

„Unfehlbar ist Niemand, sagte ich, „aber daß Sie mir das sagen, muß mich Wunder nehmen. In die Medicin hat mir noch Keiner dreingeredet."

„Es ist doch ein Fehler drin. Lesen Sie nur. Steht da nicht. Cineris incombustae? Wenn das heißen soll: Ungebrannte Asche, so kann Ihnen hier jedes Kind sagen, daß

Viele Wörter sind auf is
Masculini generis

und cinis mit darunter, also müßte es mindestens incombusti heißen."

„Schadet nichts," rang sich mir aus der Kehle, „meine Mittel helfen sogar, wenn sie falsch sind, auch dieses hat schon geholfen, denn mein Koffer ist auf dem Schiff. Wie viel kostet der Kaffe, bitte?"

„Der Kaffepunsch dreißig und der Kaffe macht fünfzehn, also zusammen fünfundvierzig Pfennige."

„Und ein Kümmel?"

„Fünf Pfennig, macht zusammen fünfzig."

Er nahm das Geld und ich das Recept. Der eine der Seminaristen sagte: „Von dem Bischen Kümmel brauchten Sie doch nichts zu sagen.“

„Sind Sie von Geburt Friese?“ fragte ich.

„Nein, aber mein Vetter, mit dem ich nach Amrum reise.“

„Gott sei Dank,“ sagte ich, „so lange Herr Andersen auf dem Außendeich die Wacht an der Nordsee hält, ist für die Marsch noch keine Gefahr.“

* * *

Das Wasser war schon zwei Spannen tief an der Landungsbrücke gesunken, als der Stephan die letzten Poststücke an Bord nahm: Nummer neunundneunzig eine Holzkiste, Nummer hundert ein Hase, Nummer hunderteins noch ein Hase. Das war das Letzte und nun ging es fort in die nebelige See. Das Land war verschwunden, wir fuhren durch die blaugraue Fluth wie unter einer flachen Glocke von Milchglas und sahen nichts als Nebel und Wasser. Mohr genoß in der Kajüte mit stillem Behagen die Einrichtung der Dampfheizung. Wo die schillernde Fläche und der Nebel in einander gingen, erschien im Raum ein wagerechter schwarzer Strich, wie nach dem Lineal gezogen, der rechts und links im Nebel verschwand. Es giebt höchst einfältige Dinge in der Welt, vor denen man allemal ein Kreuz schlagen und ein „Alle guten Geister“ steigen lassen sollte, denn wenn sie öfter kommen, laufen Sie Sturm gegen den Verstand. Solch ein Ding war dieses. Hier der Nebel — hier das Wasser, und zwischendurch der schwarze Strich. Wir Neulinge auf dem Weltmeer schützten uns, so lange es ging, durch Stumpfsinn gegen das Fascinirende des Anblicks, bis einer der Seminaristen den alten Stewart fragte, was das sei. Der lachte und sagte: „Das ist ein Eimer voll Sod und Ruß, den haben wir heute Morgen um drei hier ausgeschüttet.“ Das war wohl klar und bündig geantwortet, enthüllte aber doch nicht recht den Kern der Sache, und mehr als er wußte, konnte er uns nicht geben. Die Erklärung blieb er schuldig, warum der Haufen Ruß sich ausgezogen hatte in ein unendlich langes, dünnes Band, anstatt mit der Fluth, die zweimal seither gewechselt hatte, hinauszuschwimmen in die offene See? Wir schnitten mit dem Kiel hindurch und an der Stelle mag wohl ein Knoten geworden sein, oder eine Lücke. Später verlief noch ein ebensolcher Streifen seitab vom Schiff in anderer Richtung. „Dat verdammte Schiet“ lachte der Heizer und bekräftigte den Fluch, indem er ein Stück Kohle über das Wasser danach schießen ließ, ohne ihn zu erreichen. Ein Flug Taucher zog gerade darüber hin, sie senkten ihre Linie ein wenig, da er auch ihnen verwunderlich schien. Sie waren die einzigen lebenden Wesen, die uns auf der Fahrt zu Gesicht kamen.

Das Wetter brach sich. Zwischen wogendem Nebel erschien der glühende Ball der untergehenden Sonne als eine gute Verheißung, dann ward für eine halbe Stunde die Luft im Westen klar und das Ziel der Reise, Wyk, offenbarte sich den Blicken. Ein kühler Himmel, ein graues Meer, ein

weißer Strand, ein Haufe dunkler Häuser, eine Windmühle, glaube ich, oder ein Thurm war auch dabei, ein einsamer Stern funkelte darüber.

Betrachtet man all das zusammen mit Verstand, so läßt sich's vom warmen Ofen aus, bei einem Glase Grogk, allenfalls ohne Schauder genießen; doch etwas frostig bleibt's immer. Ich aber habe es mit Augen gesehen und sage, jetzt erst weiß ich, warum in alten Zeiten die Gefilde der Seeligen immer auf Inseln gesucht wurden. Vielleicht hat auch der Stern daran seinen Antheil. Es soll ja dieses Jahr der Stern des Weisen erscheinen. Wenn er's nun gewesen wäre?

Als die Nacht kam, lag das Schiff im Hafen und wir stiegen an's Land. Der Hausknecht trug den Koffer, ein Zimmer wurde geheizt, die Balconthüre geschlossen, das Licht angezündet. Der Ofen strahlte Wärme, der Hund lag daneben und hielt mich im Auge, während ich den Koffer auspackte und den Dingen ihren Ort anwies. Als ich fertig war, setzte ich mich auf das Sopha nieder und sagte: „Mohr, das wäre vollbracht!"

* * *

Josef stieß einen Ruf der Ueberraschung aus und begrüßte uns mit einer Redewendung, die nicht eben gelinde zu nennen war. Er ist wohl von außen wild, hat aber ein gutes Herz, und Thatsachen bleiben doch Thatsachen. Also machten wir aus der Noth eine Tugend, und haben ihrer all die Zeit über ritterlich gepflegt. Er lobte den Mohr, ich lobte den vorzüglichen Regulirofen, der gerade ausgegangen war. Wir prüften die Stücke seiner Naturaliensammlung: Miesmuscheln, Kammmuscheln, Spindelschnecken, Schneckenlaich, Kieselsteine von besonderen Formen und Farben, Tangbündel, Fruchtstengel von der wilden Vanille, die er für Korallen ausgab, Federn von der Möwe und von der Ente, ein vom Meere geschliffenes Stück blauen Glases, ein dito Stück Steinkohlenschlacke, die sie hier nordische Lava nennen, die vierzipfeligen Eihüllen des Katzenhais und das Skelett eines Dorschkopfes. Dann entwarfen wir gemeinsam eine Zeittafel. Sie ergab sich eigentlich von selbst, ihren Angelpunkt bildete der Weihnachtsabend mit meinem Punsch. Was vorher kam und was nachher folgte, wurde getheilt nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft, nämlich so, daß wir uns wechselseitig bewirtheten. So thaten wir weder uns noch irgend einer Partei im Lande etwas zu Leide. Denn da die Inselfriesen ein freies Volk sind, welches weder dienen noch rauben kann, aber doch leben will, so gehen sie in Zeiten, wo das Meer keinen Erwerb bietet, mit der ihnen eigenen Ausdauer dem Erwerb durch die Fremden nach, bilden unter sich Parteien und machen sich, wie die Möwen, den kleinsten Bissen streitig. Das bringen die Verhältnisse so mit sich, und die Natur des Landes trägt die Schuld daran. Was meine persönlichen Erfahrungen betrifft, so bekenne ich gern, daß ich schon lange keine so freundliche Aufnahme und billige Bewirthung mehr bei einem Volke des Erdkreises genoß, wie bei ihnen.

Nach dem Thee machten wir einen Ausgang und zwar, da es finstere Nacht war und der dreiundzwanzigste December überdies, natürlich auf meinen Antrieb. Zunächst besuchten wir einen Schlachter, in dessen Laden Mohr sich nach allen Strapazen der Reise wieder als Hund fühlen lernte, sodann den Strand, um das Meer rauschen zu hören. Das Meer besitzt eine ausgeprägte Persönlichkeit. Wer in ihren Kreis tritt, thut wohl daran, ihr willig entgegen zu gehen und sich ganz von ihr durchdringen zu lassen, so verliert der Bann am ehesten die beengende Gewalt. Es rauschte nicht, es schauerte nur leise. Wir gingen in seinem Odem dem Strande nach, bis wir den Flecken Wyk und Alles, was dazu gehört, weit hinter uns hatten. Für Mohr war der weiche Sand das höchste Entzücken. Er raste wild umher und überkugelte sich, machte Scheinangriffe auf uns und bellte, daß alle Hunde im Ort in Aufruhr geriethen. Unversehens fing unter seinen Tritten der Sand zu glimmen an, und wie er tanzte und sprang, zog ein grünlicher Feuerstrudel auf seinen Pfaden hinterdrein. Auch uns gelang es, überall da, wo die Fluth den Sand benetzt hatte, durch einen Tritt, durch eine Berührung mit dem Stock, die schöne Erscheinung hervorzurufen, sie gab uns das Geleit bis zur der Stelle zurück, wo wir den Strand zuerst betreten hatten. Als wir in meinem Hotel das Tagewerk mit einem Glase Grogk beschlossen, leistete Josef feierlichen Widerruf gegen die allzu herbe Tonart seines Grußes und seiner legendenhaften Epistel.

24. Dezember 1889.

Wo soll ich hingehen
Für Deinem Geiste,
Und wo soll ich hinfliehen
Für Deinem Angesichte?
Führe ich gen Himmel,
So bist Du da,
Bettete ich mir in die Hölle,
Siehe, so bist Du auch da,
Nähme ich Flügel der Morgenröthe
Und bliebe am äußersten Meer,
So würde mich doch deine Hand
Daselbst führen,
Und Deine Rechte
Mich halten.

Altes Lied.

Wir waren am Strande gewandert, bis nichts mehr um uns war, als Himmel und Wasser und daneben etwas Sand und Haide, und das war bald, denn der Nebel hüllte die Ferne ein. Wir sammelten die verschiedenen Tange und suchten Muscheln unter den Auswürflingen der Fluth und fanden unter ihnen viele Mövengerippe. Was den Thieren das Verderben bereiten mag, ist schwer zu sagen, sie genießen hier den Schutz der Gesetze

und werden geschont. Wenn man an ihnen vorbeigeht, bleiben sie ruhig sitzen, und wenn man ihnen pfeift, fliegen sie herbei. Wir gingen gemächlich auf dem reinen Sande, stritten, ob die Fluth noch stiege, und spähten nach den Halligen hinaus, von denen auch nicht ein Dach sichtbar war. Daß ein Besuch dort in dieser Zeit nicht der Mühe lohnte, darüber waren wir einig. Dann erstiegen wir das niedere Lehmufer und sahen über die öde Fläche der Insel hinweg die alten Kirchen in nebelhafter Ferne liegen. Zwischen Wrixum und Boldixum seitab vom Wege liegt die Sanct Nicolaikirche, ein uralter Dom auf kahler Haide, rings umgeben von aufrecht stehenden Grabsteinen. Bei Nieblum liegt die Sanct Johanniskirche, die größte der Insel, um das Jahr eintausend erbaut, sie enthält achthundert und fünfzig Sitzplätze, während Oevenum, das größte Dorf der Insel nur fünfhundert Einwohner zählt. Es waren andere Zeiten, als jene Kirchen erstanden. Föhr war mit Amrum noch verbunden und von Sylt aus durch einen schmalen Canal getrennt. Sie haben vieles erlebt und schweigen. In der weitesten Ferne sahen wir auch die alte Burg ragen, oder vielmehr den Erdwall, der sie einst umgab, denn von ihr ist keine Spur mehr vorhanden.

Mohr, der früher als wir seine Wißbegier am Strande gestillt und das Ufer erstiegen hatte, ging inzwischen seinen waidmännischen Gelüsten nach, doch war sein schwarzes Haupt oft genug über der Uferkante, uns beobachtend, sichtbar, und wenn man rief, so war er da. Jetzt begriff ich auch die Bedeutung der beiden Packetstücke Numero hundert und hunderteins gestern an Bord des Stephan, es giebt hier nämlich keine Hasen. Wenn Mohr nur eine Hasenspur gefunden hätte, er wäre ihr gefolgt, statt uns zu folgen. Mütterlicherseits stammt er von der berühmten Zucht des Schäfer Jap in Regenharrie, sein Vater aber soll einen Jagdhund zum Onkel gehabt haben, daher hat er die Nase. Einen Flug Lerchen — sie haben die Witterung des Wildes und sind als Gefangene unzähmbar — jagte er ein paar Mal auf, aber wo in der Spur die Methode fehlt, nützt auf die Dauer die beste Nase nichts, er ließ das Jagen bleiben und kühlte seinen Muth an einem alten Filzhut, mit dem er in der Nähe des Herrenbades Fangeball spielte, bis die Fetzen stoben.

Auf dem Heimwege fesselten zwei Dinge unsere Aufmerksamkeit. Die Gehäuse der Spindelschnecke lagen auf der Uferkante zu Hunderten beisammen, offenbar von einem geflügelten Sammler hierhergetragen. Sie waren äußerlich unverletzt und rein ausgehöhlt, wir brauchten nur die Cabinetstücke herauszusuchen. Zum Andern war es ein eichener Balken, in der Nähe der Kinderheilstätte, der offenbar lange im Seewasser gelegen hatte, denn er war ganz durchsetzt von kalkigen Röhren, den Gehäusen des kleinen Bohrwurms, der sich bis in den Kieler Hafen verbreitet findet, wo er die Balken der Landungsbrücken anfrißt. Wir nahmen Einsicht von seiner verdammungswürdigen Thätigkeit und gingen zum Mittagessen nach Hause zurück.

Das von Josef besetzte Hotel dient vorzüglich zur Sommerszeit dem Fremdenverkehr, im Winter nur ausnahmsweise, und man mußte genau Bescheid darin wissen, um zu wohnlichen Räumen hindurchzubringen. Trat man von dem Hausflur in den großen Saal, so blickte man auf ein Manöverfeld von leeren Flaschen hinab, die, theils 'gelb, theils weiß behelmt, je nach der Truppengattung, bataillons- und regimentsweise aufmarschirt standen. Hinter den Flaschen lag ein Faß, welches die Aufschrift trug: „Bordeaux" und beim Anklopfen einen gedämpften Schall von sich gab. Hinter dem Faß war eine Thür; wer die erwählte und ging hindurch, der trat in ein Zimmer, welches Jedem, der gleich uns stundenlang ohne Ueberzieher in der strengen Seeluft umhergewandelt und von der ausgeprägten aber frostigen Persönlichkeit des Meeres durchdrungen war, mit seiner Fülle von strahlender Ofenwärme, Teppichen, Polstern, Spiegeln, Kronleuchtern, Portieren und Goldleisten als der Inbegriff alles Behaglichen erscheinen mußte. Auch ein Tisch stand gedeckt und zwischen funkelndem Silber und weißem Linnen erhob eine Flasche edlen Braunebergers das vornehme Haupt.

Die Suppe kam, — da tönte draußen Trommelschlag. — Die Schuljugend hielt einen festlichen Umzug mit Fahnen und Tannengrün. Wir traten vor die Thür, zu sehen, was es gäbe, und — — — — Oh Du Weihnachtstag!

Der Nachmittag war kurz. Während wir das letzte Glas tranken, wurde Licht gebracht, den Kaffe nahmen wir in Gemeinschaft mit Mohr um den Ofen gruppirt, und gingen dann über die Straße in mein Hotel.

Ein stiller Festesschimmer erfüllte das Haus, auch in meine Stube war er gedrungen. Der Ofen strahlte helle Gluth, durch die offene Balkonthür strömte die Seeluft herein und auf dem Tische brannte eine Lampe. Wir schlossen die Balkonthür, zündeten die Cigarre an, freuten uns der Wärme des Ofens, der Weichheit des Sophas, und genossen den Augenblick mit Bewußtsein. Als die Cigarre halb geraucht war, erschien eine Deputation aus der Küche mit der Anfrage wegen des Abendessens und des in Rede stehenden Punsches, deshalb begaben wir uns in feierlichem Zuge mit den Ingredientien an den Herd des Hauses hinunter, da ich aus gewissen Rücksichten den Punsch stets selber zu bereiten pflege. Er gerieth über die Maßen wohl und sein Duft lockte die Seelen herbei, so kam es, daß gar bald die Häupter der Familie, deren Gäste wir waren, bei uns zu Gaste saßen. Mittlerweile wurde es Zeit für die Mutter, den Kindern den Weihnachtsbaum anzuzünden, und nun wurden wir wiederum von unseren Gästen zu Gaste geladen. Wir saßen mit ihnen um den Baum im Familienzimmer und nahmen an der Freude der Kinder theil. So entwickelte sich der Abend. Der Punsch trat wieder in seine Rechte und Niemand mißgönnte sie ihm. Der Vater öffnete eine Kiste hochfeiner Cigarren, die Mutter eine Solche mit Dresdener Pfefferkuchen, die Zungen waren gelöst

und die Zeit verging wie im Fluge. Die Kinder empfingen Besuch von ihren Gespielen und sangen Weihnachtslieder, weil sie damit nicht ordentlich zu Stande kamen, mußten wir hingehen helfen. Josef mit der Orgelkehle leitete den Gesang, und da klang es herrlich. „Stille Nacht, heilige Nacht" machte den Anfang, dann kam „Vom Himmel hoch da komm' ich her", „O du fröhliche, o du selige". Nach den geistlichen Gesängen kamen die vaterländischen. „Heil Dir im Siegerkranz", „Deutschland, Deutschland über Alles" und zuletzt die „Wacht am Rhein". Die braust immer noch wie Donnerhall und die Föhringer haben unseren Gesang drei Straßen weit gehört.

Als die Lust ein Ende hatte und die kleine Gesellschaft ins Bett geschickt war, reichte der Punsch immer noch weiter, und als der Punsch ein Ende nahm, da war die Lust wieder wach geworden, so wurde denn ein zweiter Punsch gebraut, der Zwillingsbruder des ersten.

Wenn man das bedenkt, so ist es eigentlich ein Wunder zu nennen, daß zwei Parteien zusammenkommen, die einander fremd sind und doch vor lauter Redelust das Ende nicht finden können. Aber es ist Thatsache, wo Deutsche sich zusammenfinden, finden sich auch gemeinsame Bekannte, über die sie herziehen können — denn worüber sollte man sonst wohl reden? Ganz so war es hier freilich nicht. Wir fanden Einen, doch war es ein gemeinsamer Freund, der uns zusammenführte und mit einander bekannt machte, und wir mußten ihn loben. Sein Name ist Quickborn. Nur einen Tadel haben wir an ihm gefunden, und ich kann damit hier nicht hinter dem Berge halten, denn solange die Hand seines Vaters noch über ihm ist, solange ist es noch Zeit für ihn, den begangenen Fehler einzusehen und wieder gut zu machen.

Wir lasen zusammen das Gedicht „de Floth". Da wird erzählt, wie zwei Jäger von der Ostsee nach Büsum kommen und auf's trockene Watt hinausgehen, wie dann die Fluth sie ereilt und wie sie nach stundenlangem Kampf mit dem Tode den Heimweg doch wieder finden. Das Gedicht rechne ich zu den besten, die im Quickborn stehen; es liest sich, als habe der Dichter das Ereigniß unmittelbar aus dem Munde Eines der Betheiligten empfangen, darum ist ein so starker Naturlaut darin, wie er in dem Buche zum zweiten Mal kaum wieder gefunden wird. Doppelt wirksam macht ihn der Kunstgriff, daß er als das Echo eines einfältigen Gemüthes in Schmierstiefeln einhergeht. Elementare Ereignisse im Spiegel einer schlichten Seele betrachtet, wirken auf uns Culturmenschen unwiderstehlich.

Die Hausfrau hatte das Buch hervorgeholt und Josef las das Gedicht vor, sodaß wir Alle zitterten und nach Luft rangen.

In Angsten? . . . Ringst Du mit den Dod
Wat gift denn noch vern grötre Noth?
Denken? . . . Du snappst man na den Wind.

Und wie sie endlich nach Büsum kommen:

> In Büsum leeven, as wie keem'
> De Junges weg doer Slick un Lehm
> Wie weern ok', as wie uns betrachten,
> En Paar ton Weenn un ton Belachen.
> Doch harrn wie lehrt, vun Floth un Welln
> Is dat am besten in Drögen vertelln."

Worauf er das Buch zuklappte. Es war in rothen Callico gebunden, mit Goldschnitt. In meinem alten Quickborn aber, dem blauen, mit Bildern von Otto Speckter, folgen dann noch die Worte:

> „Awer de Hund! wo bleeb de Hund?"
> De Hund? — — de verdrunk. —

Mohr, das wollen wir uns nicht gefallen lassen! Einer von Deinesgleichen, der seinen Herrn in der höchsten Noth nicht verläßt, darf nicht klanglos todtgeschwiegen werden. Und warum auch? Wohl schließt das Gedicht mit einem Mißklang, denn der ertrunkene Hund ist ein Mißklang, sogar der Reim geht verloren und die Kunst steht still. Aber das Gedicht ist auch kein Schäferspiel, sondern ein Schlachtgesang aus dem grimmigen Kampfe um's Dasein und die Nordsee ist kein zahmes Schooshündchen, sondern ein böses, wildes Thier. Wer das dem verehrten Publikum zur Schau stellen will, der mache nur das Gitter recht stark, so leidet Niemand Schaden. Ein ohnmächtiges Biest aber, dem die Reißzähne ausgebrochen und die Krallen abgezwickt sind, wer mag das ansehen?

Als die Sitzung geschlossen war und die Bowle leer, zogen wir hinab zum Strande, um das Meeresleuchten zu bewundern, aber es war nicht vorhanden.

25. December 1889.

> Der Seemann waget viel das liebe theure Leben
> Dem ungestümen Meer auf Brettern hinzugeben.
> Der Christ wagt's recht, wann er das Hertz das beste Gut
> Aufopfert dem, der es erkauft mit seinem Blut.

Allhier ruhen die Gebeine
Dirk Cramers
des weyland wohlachtbaren
westindischem Capitains aus Nieblum
gebohren den 26. August 1725 in Boldixum
der in seinem Leben mit Gott viel gewagt,
aber auch
unter seiner Leitung viel Glück gehabt;
er wagete es,
von 17 Jahr an sein Leben der wilden See anzuvertrauen,
unter vielen Proben der göttlichen Hülfe
von 1744—1762 ein Schiff nach 3 Theilen der Welt zu führen
und es ward
eine jede Fahrt in VI Jahren mit Segen gecrönet,

er wagete es,
auf göttlichem Wink sich abwesend zu verbinden
mit der tugendsamen Eycke Jensen aus Nieblum
ob er sie gleich nie gesehen
und siehe, es gelang ihm,
Denn er führte vom 1. Nov. 1762 fast 7 Jahr in Ruhe die
zärtlichste Ehe,
er wagete es endlich hoffnungsvoll
6 August 1769 über das schwartze Meer des Todes zu schiffen,
Und siehe, er kam glücklich hinüber und ankerte
nach einer 44 Jährigen Lebensfahrt in den sichern Hafen
der seeligen Ewigkeit.

* * *

Ich. „Josef, Josef, was ist das menschliche Leben! Wie lange wird es dauern und sie betten uns unter einen Stein, gleich diesem!"

Er. „Uns? Nie und nimmer!"

Ich. „Wie?"

Er. „Nie sage ich. Für meine Camilla wenigstens, da bin ich gut dafür, daß die wird nie ihrem Zukünftigen einen solchen Reisepaß mitgeben in die Ewigkeit, die ‚seelige Ewigkeit'."

Ich. „Die Zukunft, mein lieber Josef, ist uns verborgen."

Er. „Wer weiß? Je nachdem man's nimmt. Einige meinen, die Zukunft sei in ihren Anfängen jetzt schon da, ja in ihnen recht eigentlich von Anbeginn der Zeit schon da gewesen. Sie sei, gleich der Vergangenheit, nichts als ein entlegeneres Stück der Gegenwart und die sehen wir doch, meine ich, mit Augen vor uns, da wir mitten darin stehen, wofern wir nicht geistig blind sind oder schlafen."

Ich. „Und was, mein Josef, sehen Sie also in der Gegenwart, das Sie hindert, in der Zukunft unter einem Stein wie Dirk Cramer zu liegen?"

Er. „Was? Alles! Zum Beispiel meine treue Camilla, welche nie einwilligen wird, mit mir — und wenn es morgen sein sollte — auf göttlichem Wink sich abwesend zu verbinden. Nein, sage ich, meine Hochzeit muß eine ordentliche Hochzeit sein, eine Kirchenhochzeit oder gar keine! — Voran der Platzmeister mit bunten Bändern und dem Blumenstrauß, dann die Brautführer und Brautjungfern, vier auf jeder Seite, dann wir, dann die Uebrigen. Was denken Sie wohl, wie sollte es anders sein?"

Ich. „Ich denke, wenn nun der eine oder der andere Theil verhindert wäre, persönlich zu erscheinen?"

Er. „Wie? Ach so! Schön! Oder beide Theile? Es kann ja vorkommen. Also ich meinetwegen in Wrixum, meine treue Camilla in Boldixum und der Pastor, da, wo die Hochzeit von Rechts wegen sein sollte, in Nieblum. Alle Theile sind sich einig und morgen Nachmittag Punkt drei wird getraut; wer nicht zur Stelle ist, gilt als einverstanden. Punktum. Die Stunde schlägt und die Sache ist abgemacht. Nachher kommt dann die

Welt: ‚Wie war es,‘ heißt es da, ‚wie hat sie ausgesehen? War sie sehr gerührt?‘ ‚Ach nein, das ging eben nicht an, die sieben Ferkelchen waren ausgebrochen, da war sie hinterdrein und jagte sie aus dem Grünkohl hinaus.‘ ‚Aber er, er machte sich wohl recht stattlich?‘ ‚Das thut er immer. Er saß gerade in der Holzkammer und nähte sich auf den linken Stiefel einen Rester.‘“

Ich. „Sie sind wild, Josef. Erzählen Sie nur weiter: Ob er sie gleich nie gesehen?“

Er. „Das wenigstens ist bei uns nun nicht mehr möglich, denn wir Zwei, Camilla und ich, wir haben uns nicht nur gesehen, nein auch von Herzen gefunden. Das hätte ihr auch Einer zumuthen sollen, einem Unbekannten sich zu verbinden, mit Leib und Seele, für Zeit und Ewigkeit, sie, Camilla Pfotenhauer, christliche Lehrerstochter aus Lurup! Potz Wetter, die hätte ich sehen mögen!“

Ich. „Nicht für Zeit und Ewigkeit, Josef, sondern nur für die Zeit allein, bis daß der Tod sie scheidet.“

Er. „Ja doch, also blos auf Zeit, das ist freilich ganz etwas Anderes. Wie gut, wenn man logisch zu denken gelernt hat. Lassen Sie doch sehen. Also hier die Gegenwart, voran die Zukunft, hinten die Vergangenheit. Das ist also die Zeit. Gut! Vor der Zeit, also hinter der Vergangenheit die Ewigkeit, hinter der Zeit also hinter der Zukunft vorneweg wieder die Ewigkeit, die aschgraue Ewigkeit. Das ist ganz leicht zu denken, gar nichts Schwieriges dabei. Da hat es mit dem bischen Zeit am Ende gar nicht so viel auf sich, selbst wenn die Sache schief gehen sollte. Aber ein etwas ängstliches Gefühl bleibt es immer; meinen Sie nicht? Wenn Sie sie vorher nicht kannten und auch zur Hochzeit nicht kommen konnten, ‚weil Sie etwan in dem zweyten oder dritten Theile der Welt ein Schiff führeten.‘ Also schrieben Sie Ihrer Auserwählten einen Brief, vermeldend, es sei Ihnen platterdings unmöglich, zu der Hochzeit sich einzustellen und sie möchte, nach gelungener Trauung, inzwischen von Ihrer wohlbestallten Häuslichkeit nach Gebühr Besitz ergreifen. Und siehe, es gelang. Gut. Sie kommen also nach Hause, ein paar Monate sind natürlich verflossen, oder ein Jahr, und rennen gegen Dunkelwerden in Wrixum mit einem starkknochigen Frauenzimmer zusammen, das eben von Thurke Arfften, der Putzmacherin, herkommt, bei jedem Schritte wippt, daß die ganze Takelage vorn und hinten wackelt und sagt, sie sei die tugendsame Eycke, Ihre angetraute Frau. Immer besser! Also sie kommen nach Hause und nehmen schon von ferne eine Veränderung wahr. Was ist geschehen? Wo ist der Kastanienbaum?“

„Er mußte fort, er machte das Haus feucht. Ausgang Winters, wo das Holz den meisten Brennwerth hat, ist er gefallen.“

„Ha die schönen Blüthen, wie hatte ich mich darauf gefreut! — Wo ist denn der Steinhaufen geblieben mit meinen Farrnkräutern?“

„Die Steine hat der Mauermann gekauft, er wollte sie so gern haben,

und hier waren sie ja unnütz."

„Und die Farrne?"

„Das alte Kram das steckt Alles im Mist."

Nun treten Sie ins Haus.

„Was hängt denn hier?"

„Das ist dem dicken großen Kater sein Pelz, der giebt, wenn er gegerbt ist, einen feinen Magenwärmer ab."

„Mein treuer Mahdi? — Wie ist er denn zu Tode gekommen?"

„Er naschte so gräßlich und war gerade so schön im Rauchwerk, da hab' ich ihn aufgehangen hinter dem Holzstall. Den Flohsack den Mohr, das Vieh, das habe ich — — — — — — — — — —

„Mensch — — —!!!"

Ein furchtbarer Augenblick: Ich hielt ihn bei der Gurgel gepackt.

Ein derber Stoß in den Rücken brachte mich zur Besinnung. Mohr, der es nicht leiden kann, wenn sein Herr aus den Grenzen gemessener Würde hinaustritt, war mit allen Vieren zugleich gegen mich angesprungen.

„Josef," sagte ich und trocknete die Stirn. „Verzeihe Ihnen der Himmel, Sie malen mit Blut und Beinschwarz. — Und danken Sie es diesem Vieh, daß Sie noch am Leben sind; ich war außer mir. — Außerdem, die Sache mit dem Kastanienbaum ist falsch. Ich bin mir nicht bewußt, in den Dörfern, die wir durchwandert haben, auch nur die Spur von einem solchen gesehen zu haben. Hier gedeiht außer den paar Fruchtbäumen neben der Ulme und dem Ahorn höchstens die Linde."

Es war auf dem Kirchhofe von Nieblum, wo wir einander in eben bemeldeter Weise nahe traten, zwischen Moos und Epheu, bei dem Grabstein Dirk Cramers, des westindischen Capitains, den wir zusammen lasen und explicirten. Rings umher ragten andere, ihm ähnlich an Form und Inhalt. Weiße Steintafeln, fünf Fuß hoch, drei breit, deren jede in einem Schwall prunkhafter Worte das dünne Echo eines verschwundenen Menschenlebens gespenstisch wiederholt. Mancher Stein trägt auch der Inschriften zwei, die eine auf der Vorder-, die andere auf der Rückseite, doch ist dann nur die eine gültig, die andere ist, weil vielleicht der Auftraggeber vor der Ablieferung des fertigen Steines gestorben, oder anderen Sinnes geworden, oder verarmt, oder vielleicht der Todtgeglaubte, in fremden Theilen der Welt Verschollene wiedergekehrt ist, inzwischen ungültig geworden und vom Künstler der weder sein eigen Werk vernichten, noch den Stein ungenutzt lassen wollte, bis auf Weiteres mit Cement überzogen, bis der Zahn der Zeit das Doppelwesen enthüllt und die zweite Inschrift so frisch, als wäre sie eben erst vollendet, zu Tage fördert. Solch ein Stein hat gewiß keinen geringen Werth hier zu Lande, wo er nicht wächst, sondern von weit her gebracht wird, von England, Schottland oder Norwegen. Dazu kommen dann noch die Kosten für das Bearbeiten, die vielen, vielen Worte und die Bilder. Ganze Familien sieht man vom Meißel des Künstlers in flach erhabener

Arbeit dargestellt, die Eltern mit den Kindern, und es muß einen eigenen Reiz haben, wenn man einen nahen Angehörigen hier ruhen hat und geht etwa des Sonntags nach der Kirche her, um das Grab mit einem neuen Kranz zu schmücken, in der Grabschrift des Vaters oder der Mutter den eigenen Namen unter den trauernden Hinterbliebenen zu lesen und das eigene Bildniß oder das der nächsten Angehörigen in Stein gehauen zu betrachten.

Die Menschen, die hier bildlich dargestellt sind, schlafen wohl lange schon den Schlaf der Ewigkeit, denn nirgends findet man bei den Frauen die heutige Föhringer Tracht, desto öfter den Reifrock und dem entsprechend bei den Männern den Rock mit weit abstehenden Schößen. Was die Inschriften besagen, sind im Grunde nur karge Bruchstücke aus den eintönigen Lebensschicksalen der darunter Liegenden: Geburt, Heirath und Tod, die Zahl der Reisen, die er gemacht, der Schiffe, die er geführt, der Frauen, die er geehlicht, der Kinder, die er gezeugt, der Walfische, die er erlegt hat. Aber die Steine selbst reden eine eigene Sprache und erzählen alle zusammen eine Geschichte von dem Volk, welches die Schicksale einzelner Bürger ihnen eingegraben hat. Ein starkes Geschlecht, im Kampfe mit dem Meere groß geworden fortdauernd zäh mit ihm um sein Dasein ringend, hart gegen sich selbst, stolz die Genüsse der Anderen verachtend, in der Liebe zur Heimat den besten Lebensgenuß, im Nachruhm bei den Seinigen den besten Lohn für die gethane Arbeit suchend, das sind jene Friesen, von denen die Steine erzählen, und wenn es heute dort wieder Sitte wird, den Hinterbliebenen ähnliche Tafeln aufzurichten, so muß auch der Inhalt wieder ein ähnlicher sein, denn wie die Natur des Landes, so ist auch die Lebensweise der Bewohner — abgesehen von den großen Badeorten — nahezu dieselbe geblieben, wie vor hundert Jahren. Die Natur der Insel ist unendlich eintönig, erst im Juni kommt der Frühling, darum sind es auch die Gemüther der Menschen. Die Kinder spielen ernsthafte Spiele, die Hausgenossen bedürfen der Rede kaum, sich untereinander zu verständigen. Der Fremde vernimmt nur ein paar Laute und siehe, das Hauswesen geht seinen Gang so sicher wie die alte Wanduhr. Noch eintöniger sind die Menschen auf den Halligen. Die Jünglinge aus der Stadt erster Classe Husum, wenn sie Sonntags nach der Pohnshallig segeln oder nach Nordstrandischmoor, treffen dort Menschen, die ihnen wie blödsinnig erscheinen. So schlimm ist es nun gerade nicht bestellt, denn eintönig ist nicht blödsinnig, doch ist das eintönige Wesen schwer zu begreifen, für den, der seiner nicht gewohnt ist, und manchmal verbirgt sich in der That Geisteskrankheit, wenn sie da ist, lange Zeit dahinter, ehe sie sich offenbart. Ich will gern glauben, daß Dirk Cramer mit seiner Eycke in Ruhe und Zärtlichkeit gelebt hat — wenn Josef nur seine Fratzen nicht in die Skizze hineingetragen hätte, — denn eintönig müssen Beide gewesen sein, sie als Kind der eintönigen Insel, er als westindischer Capitain. Es ist unglaublich, wie eintönig das Leben des Seecapitains verläuft, sein Schiff ist seine Welt und von ihm aus läßt er aller

Herren Länder und ihre Gestalten an seinem leiblichen Auge vorüberziehen, ungefähr mit derselben Theilnahme und Vertiefung, wie meine Nachbarin die Gemüsefrau in ihrem Keller die Gestalten der Louise Mühlbach und der Marlitt an ihrem geistigen, während sie Zwiebeln und Carotten verkauft. Geht er in Calcutta seinem Vergnügen nach, so sucht er mit seinen Collegen eine Kneipe auf und trinkt einen Grogk. In Frankreich weiß er den Rothen, da wo er wächst, wohl zu schätzen, in Bordó-auks, das hat er mir selbst erzählt, und sicherlich ist Dirk Cramer ein Schiffscapitain und ein Föhringer vom reinsten Wasser gewesen. Sein Beispiel steht nicht vereinzelt da. In Wyk wurde mir der Mann gezeigt, der neulich seine Gattin, ohne sie je zuvor gesehen zu haben, in die Ehe geführt hat! Und wenn sie, was unsereinem schwer begreiflich dünkt, nichts als das Nothwendige miteinander sprechen, wenn von einem Meinungsaustausch in unserem Sinne, einem Verkehr, einer geistigen Gemeinschaft zwischen ihnen nie die Rede ist, wenn sie nebeneinander hinbrüten, ihr Leben lang, der Mann besorgt das Aeußere, die Frau den Haushalt, der Adebahr die Kinder, dann soll auch ihnen, wenn ihre Stunde schlägt, die Nachwelt mit Fug und Recht einen solchen Stein aufs Grab setzen — und uns nicht, Josef!

26. Dezember 1889.

Das war ein grausamer Morgen. Um sieben Uhr war heute die Abfahrtszeit des Amrumer Dampfschiffes — sie wechselt jeden Tag mit der Fluth — und um halb sechs wurde aufgestanden. Bei der Kälte im Dunkeln das warme Bett zu verlassen, kommt manchem hart an, besonders wer dem ersten Feiertagsabend sein gerüttelt Maß hat zukommen lassen. Man weiß schon, wie es thut, und richtet sich wohl darnach ein, aber unversehens geht es einem doch an die Knochen. Die Lena, als sie den Kaffee auf den Tisch gestellt hatte, wandte sich ab und sank in Ohnmacht. Ein Glück, daß gerade ein Sopha da stand, auf das sie sinken konnte, die Sorge für das Weitere übergab ich dem Friedrich und stürzte davon.

Den wilden Josef hatte ich auch erst wecken müssen, und das war nicht leicht, da er von der Straße abgewandt und als „Butenminsch" hinter verschlossener Hausthür wohnte. Jetzt erschien er und lallte, es sei noch vollauf Zeit, obwohl der Stephan schon läutete. Daß sein guter Kaffe, den ich extra für ihn bestellt, nun ungetrunken vor der halb entseelten Lena stehen, er aber nüchtern in das wilde Meer hinaus sollte, machte seine Morgenstimmung nicht rosig. Von Mohr ist garnicht zu reden. Wenn der nicht ausgeschlafen hat, benimmt er sich störrisch und weinerlich und findet erst nach einem ordentlichen Fußtritt die Freude am Dasein wieder. So standen die Gestirne und ich war froh, als ich uns drei richtig im Lampenschimmer der Stephanskajüte beisammen hatte. Durch die Gunst des alten Stewart erlangte Josef auch noch eine Tasse Kaffe, und während der Tag graute, löste sich der Stephan vom Bollwerk und stach in See.

Doch nur eine kurze Strecke ging es mit Dampf vorwärts, dann rasselte die Ankerkette und wir lagen still. Warum? Die Luft ist noch zu dunkel, der Besen noch unsichtbar, der den Weg durch die Norderaue nach Amrum bezeichnet. Ein stürmischer Südost wühlte das Meer bis in den Grund auf, das Wasser war grau, die Luft war grau. Der Stephan an seiner Kette rollte, stampfte, schlingerte und wie die Teufelskünste weiter heißen mögen. Ich suchte mir in der Cajüte ein Lager und stemmte den Kopf bis auf Weiteres fest in die Kissen, Josef that desgleichen, mir zu Häupten lag Mohr. Mir kam in den Sinn, wie ich einst in Gemeinschaft mit hundertundzwanzig Sachsen mich in ähnlicher Lage befand, auf einer Fahrt von Venedig nach Triest, da zwang uns, im Begriff, die Lagunen zu verlassen, die Bora, sechs lange Stunden vor Anker zu gehen, und der Naturfreund hatte Gelegenheit, die sächsische Seekrankheit einhundertundzwanzig Mal sechs Stunden hindurch zu beobachten. Im Angedenken an die Freuden und Leiden jener Zeit ging die halbe Stunde Wartens schnell vorüber, mittlerweile hatte die Ebbe eingesetzt, und das Meer floß ab. Das nahm man an den Seezeichen wahr, die kamen und verschwanden in der dicken Luft, man wußte nicht wie, und das machte sich auf der Meeresfluth selber bemerklich, in der es wogte, zitterte, brodelte, brandete, quoll, je nach den Geheimnissen des Untergrundes, zwischen denen hindurch wir mit der Schnelligkeit eines Vogels getragen wurden.

Der Boden des Wattenmeeres ist ein ertrunkenes Land. Als die Nordsee hereinbrach und es verschlang, flüchtete sich, was konnte, und zog gesammelt landeinwärts, ein ganzes Volk, um neue Wohnsitze zu suchen. Wehrhafte Männer müssen es gewesen sein, nach ihren Ueberresten zu schließen, die heute die Inseln bewohnen. Ihr Zug ging nach Süden. Die Noth machte sie zu Räubern, sie waren ein Schrecken, wo sie erschienen. Natürliche Hindernisse kannten sie nicht, auf ihren Schilden fuhren sie die Schneegefilde der Alpen hinunter und überflutheten Italien, bis sie, es sind gerade zweitausend Jahre bis jetzt darüber hinweggegangen, an den Legionen des Marius zerschellten. Damals hießen sie Cimbern und das Naturereigniß, welches sie aus seßhaften Mannen zu Elenden machte, nennt man die cimbrische Fluth. Ihr verdankt die Westküste Holsteins ihre Gestalt, gleich wie die Ostküste noch jetzt die Spuren der baltischen Fluth trägt. Zieht heute die Ebbe das Bahrtuch von dem ertrunkenen Lande hinweg, so liegt es nackt in seiner gräßlichen Oede zu Tage. Glitzernde Schlammflächen dehnen sich aus, so weit das Auge reicht, dazwischen tröpfelt, sickert, rinnt und plätschert es allenthalben, wie auf der Fläche eines Gletschers am heißen Sommertage, sammelt sich in Furchen, schießt in tiefen Rinnen daher, um endlich in wüthenden Strömen der offenen See zuzujagen. Das ist das Watt zur Ebbezeit. Zu Millionen liegt das Seegevögel auf den öden Flächen und sucht im Schlamme seine Nahrung, kommt die Fluth heran, so steigt es in grauen Wolken in die Luft. Die tiefen Wattströme

kennt der Schiffer und benutzt sie zur Fahrt; wer den Grund des Wattenmeeres nicht kennt, den nimmt es Wunder, warum die Fahrt nach einem gewissen Punkte immerfort die Richtung wechselt, und weite Umwege scheinbar ohne Zweck gemacht werden. Die Inseln Föhr und Amrum liegen im Grunde des Meeres auf demselben Postament, und wer den Weg kennt, kann bei tiefer Ebbe heute noch trockenen Fußes von Föhr nach der Nordspitze von Amrum hinübergehen. Von der Südspitze von Amrum zieht sich das ertrunkene Vorland auf dem Meeresgrunde zur Südostspitze von Föhr, an ihm entlang ging durch die Norderaue — so heißt der Wattstrom — unsere Fahrt. Wir erreichten Amrum daher von Süden und drangen in einer Rinne, die sich längs der Küste hinzieht, bis zum Landungsplatz Steenodde vor. Kurz vor der Landungsbrücke ging uns das Wasser aus, wir staken im Schlick, und Mohr mußte es leiden, wie ein Frachtstück vom Schiffe hinab in's Boot gereicht zu werden. Der Südost schnob, des Boot schaukelte, rings im Nebel schrieen auf den Watten die Rottgänse. Mit einem großen Satze sprang der Hund an's Land, dann folgten wir und erreichten über nasses Steingeröll, schlüpferigen Tang und kantige Miesmuscheln den festen Grund der Insel.

Eine Reihe von vier oder fünf kleinen Gehöften den Strand entlang, jedes mit einem Stall, einer Scheune und einem kleinen Vorgarten, in welchem Grünkohl und Petersilie gedeihen, und ein paar Obstbäume ihr Leben fristen, das ist, womit Amrum uns empfing, das ist Steenodde. Dazu kamen noch verschiedene Eisentheile, wie sie beim Bau von Schiffen und Hotels auf Actien verwandt werden, Schraubenflügel, Anker, Schienen und Träger, theils einzeln, theils in Gruppen auf einer kleinen Wiese gelagert, und ein großer Haufe von Steinen verschiedener Größe, jeder mit einem Loch in der Mitte, dazu bestimmt, die Bäumchen, Reisbesen und Strohwische fest zu ankern, die im Wattenmeer dem Schiffer den Weg weisen. Das Wichtigste in Steenodde aber ist das letzte Haus in der Reihe, genannt Hotel zum lustigen Seehund. Aeußerlich thut es sich nicht vor den andern hervor, es wird vielmehr an Jugend und Schönheit von manchem übertroffen. Die Spiräenhecke des Gartens gleicht einer Reihe von Besen, einer Sammlung von Modellen für die Seezeichen, die Apfelbäume kümmern, struppig und vermooft. Durch die Hausthüre, wenn sie geschlossen ist, heult der Sturm, durch die undichten Rahmen der Fenster pfeift der Wind. Der Ofen des Gastzimmers ist einer von denen, die wenig kosten und wenig bringen, der Ofen des Logirzimmers ist überhaupt nicht vorhanden. Eine rechtsdrehende Wendeltreppe von Eisen leitet den Fremdling in höhere Sphären empor, sie selbst ist eine Fremde, eine zu groß angelegte Natur, und paßt nicht recht in ihre Umgebung. Wer sie besteigen will, muß zuvor an ihr vorbei in den dunkelsten Winkel sich schmiegen, sonst findet er den rechten Aufgang nicht. Bei Tage findet man ihn überhaupt nicht, des Abends mit Licht und Nachdenken allmählich. Aber man braucht ihn auch

nicht zu finden, denn die Sprossen des Geländers stehen weitläufig genug, um einen Menschen von gewöhnlichem Leibesumfang und Militairmaß hindurchschlüpfen zu lassen. Darum ist es auch wieder gut, daß die Treppe nicht höher hinanführt, als bis unter's Dach, sie möchte bei schwachen Naturen sonst leicht Schwindel erregen. Ihre Berührung, wenn es draußen friert und stürmt, macht auch Starke schaudern.

Aber der Seehund, wie die Naturgeschichte lehrt, ist gegen die Unbilden der Witterung unempfindlich. Ausgangs Januar wirft er seine niedlichen Jungen in die Kammern der Eisberge, die im Meere herumschwimmen und polstert ihnen die Kinderstube mit dem feinsten Dunenschnee. Wer frostiger Natur ist, soll nicht beim Seehund zu Gaste gehn, so bleibt er warm, wer aber zu ihm kommt, der soll mit dem vorlieb nehmen, was er findet. Auch der Storch hat beim Fuchse vorlieb genommen. Wen führt auch sein Weg von Rechts wegen zur Winterszeit auf dieses Eiland? Außer mir, Mohr und Josef war nur noch Herr Hummel da, aus dem Lande Wursten, von Stande ein Lehrer, der in Sachen einer Hamburger Zeitung für das aufgehende Gestirn des Weltbades Amrum Reclame zu schreiben kam. Wir fanden ihn auf dem Dampfschiff und die Reisedecke in Bielefelder imitirtem Tigerfell mit scharlachroth fesselte unsere Sinne. „Buschiri," hatte Josef gemurmelt, denn Herr Hummel war feist und schwarzbärtig um Kinn und Wangen. Man schießt mit bloßen Vermuthungen allenthalben leicht über das Ziel hinaus. Erst von dem alten Stewart erfuhr Josef seine wahre Begangenschaft. Wer zur Winterszeit jenen Theil der Welt betritt, der thäte am Besten, er heftete an jeden Theil seines Ich einen sichtbaren Zettel mit seinem Namen, Stand und Wohnung, dadurch sparte er den Leuten viel Kopfzerbrechen. Wie haben sie meinen Hund geliebkost und bewundert, blos um meinen Namen auf dem Halsband zu entziffern! Erfahren hätten sie ihn ja doch. Der Hausknecht liest ihn im Fremdenbuch und theilt ihn auf dem Schiff dem alten Stewart mit, der wieder dem nächsten Hausknecht und so wandelt, wohin er sich auch wenden mag, ungesehen und allmächtig, Frau Fama vor ihm her und verkündet: „Herr Hummel aus dem Lande Wursten ist angekommen."

Wäre es nicht mir selbst passirt, ich würde es nicht für möglich halten. In den Dünen auf Amrum sind die wilden Kaninchen so häufig, daß man fast auf sie tritt, besonders am Abend, wenn sie aus ihren Höhlen hervorkommen, denn am Tage liegen sie still und man sieht kaum Eins. Mohr jagte den ganzen Tag ihren Spuren nach und hätte das Eine fast erwischt. Das Thier kam in seiner Verblüffung geradeswegs auf mich los, sodaß ich mit dem Stock danach schlagen mußte, um nicht überrannt zu werden. Da schrie es auf, schlug einen Haken und war im Haidekraut verschwunden. Josef behauptete, es hätte ganz deutlich die Worte „Herr Doctor" geschrien, und das wäre auch gar nicht wunderbar, daß die Mär von unserer Ankunft

bis zu den Kaninchen gedrungen sein sollte. Nur geht es doch nicht recht an, daß das Thier wirklich sollte wie ein Mensch gesprochen haben. Es wird damit wohl gewesen sein, wie mit dem Esel des Bileam, welcher sich auch deuten läßt. Als das Kaninchen mir zu Leibe ging, war es fast Nacht, die Dünen gleißten hell, die sumpfigen Haideflächen dazwischen waren tief schwarz, sodaß man sie vor dem Betreten für Moorgründe hielt. Den ganzen Tag waren wir in den Dünen herumgestiegen und am Strande gegangen, in der strengen Luft ohne Speise und Trank und machten bei anbrechender Nacht die Entdeckung, daß wir verirrt seien. Wohin wir uns auch wandten, immer wieder lagen Dünen vor uns, regellos, ohne sichtbares Princip, das uns einen Fingerzeig geben konnte, durcheinander geschoben und dazwischen immer neue, immer schwärzere Abgründe. Die Dünen sind im Ganzen nicht hoch, dreißig bis vierzig Fuß höchstens, schätze ich, und die Sümpfe nicht gefährlich; an einer einzigen Stelle nur, wo es keinen Sumpf gab, sondern Triebsand, versank der Stock widerstandslos darin bis zum Griff; aber wenn es nicht geht, wie es müßte und alle Berechnung im Stich läßt, da geräth auch der Ruhigste in eine verhaltene Aufregung und nichts ist dann häufiger, als derlei Sinnestäuschungen, auf Latein genannt Illusionen. Eine Sinnestäuschung anderer Art nahm ich an mir wahr. Als wir endlich das Licht des Leuchtthurmes entdeckt und danach die einzuschlagende Richtung bestimmt, auch aus den Dünen uns herausgewickelt und die Landstraße gewonnen hatten, konnte ich mich lange des Eindrucks nicht entschlagen, als sei das Hellere über den Dünen nicht der Himmel, sondern das Meer und als ginge ich auf einem hohen Berge und sähe auf die Dünenkette und den Leuchtthurm von oben hinab. Die Schätzung der Horizontalen war mir abhanden gekommen, ich trug offenbar den Kopf zu hoch. Man weiß eben, wenn die Kraft nachläßt und die Schwäche eintritt, nie genau vorher, an welcher Stelle ihr erstes Zeichen erscheinen wird.

Von dem zukünftigen Weltbade auf Amrum bekamen wir an jenem Morgen außer Herrn Hummel nur noch zwei Gegenstände zu Gesicht, Hotels am Südende der Insel, die wie ein Spuk im Nebel standen, unbewohnt natürlich und das eine gar von Eisen! Wie erwärmend war dagegen der Anblick des brennenden Ofens, als wir in die Gaststube des lustigen Seehundes traten! An die Gaststube stieß, durch einen Jutevorhang getrennt, ein Hinterzimmer, an das Hinterzimmer die Waschküche, an die Waschküche die große Küche, an die große Küche wieder die Hausflur. Ich ging rund herum, Alles war kalt, öde und leer. Niemand ließ sich blicken, das Feuer im Ofen brannte auf eigene Hand. Ich machte nochmals die Runde, da ließ sich ein lustiges Lachen vernehmen und neben der Küche that sich die Thüre zu einem Gemach auf, das etwas Anderes als mit Dunenschnee gepolstert war. Das war Er. Seit zehn Tagen verheirathet, hielt er hier mit Frau und Schwiegermutter zusammen Haus und kam, als er Besuch witterte, hervor. Ein kalter Imbiß und ein heißer Grogk stärkte die Lebens-

geister, dann gingen wir, um Amrum zu erforschen, vom Strande weg, den im Nebel ragenden Hügelkuppen entgegen.

Wir fanden ein großes Hünengrab, um welches im Kreise herum kleinere Grabhügel lagen, alle schon von beutegierigen Händen durchwühlt. Ein paar Schafe rannten bei unserem Nahen bestürzt davon. Weiter ging es durch Haidekraut und Gräser hinab, über Brachäcker, dann kam ein Weg, der uns in ein Dorf brachte, Süddorf, welches im Süden der Insel liegt, wie Norddorf im Norden. Nimmt man dazu die Ortschaften Steenodde — welches Steinspitze bedeutet — und Nebel, und beglückt sie Alle mit einander mit den Segnungen, die das zukünftige Weltbad im Gefolge hat, so bleibt der Mann auf dem Leuchtthurm der einzige Bewohner von Amrum, der nicht darauf gewiesen ist, das Handwerk eines Trockenpiraten zu treiben.

Wir hatten die Absicht, uns den Dünen zuzuwenden und durch sie hindurch das offene Meer zu gewinnen, und fragten, da der Nebel jede Aussicht benahm, eine Frau über die einzuschlagende Richtung. Aus der Antwort jedoch war nicht klug zu werden. „Dort liegen die Dünen, also müssen wir dahinter das Meer finden." — „Nein," sagte sie, „das Meer fänden wir in jener Richtung nicht, sondern den Sand," und wies uns mit der Hand für das Meer eine andere Richtung. Wir wendeten uns immerhin fürs Erste den Dünen zu. Sie konnten nicht fern sein, denn unter ihrem Schutz gediehen die Obstbäume in den Dorfgärten zu einer ziemlichen Höhe, das ganze Dorf sah sauber aus und hinter den meisten Fenstern blühte oder grünte etwas. Der Nebel roch so rein und kräftig, als wäre er eben frisch aus der See gestiegen. Wir gingen über einen Brachacker und standen auf einem Streif magersten Haidebodens, der an Farbenpracht einem persischen Teppich nicht nachstand. Das weißliche Rennthiermoos und eine schwärzliche Flechte bildeten im Verein mit der dunkelbraunen Calluna den Grund, in welchen hinein die grauliche Sumpfhaide mit dem Empetrum und dem Judasmoos ihre Muster zeichneten. Das Judasmoos steht freilich nicht in der Synopsis, Josef hat es also benannt seines leuchtenden, falschen Grüns wegen, und ich finde den Namen ganz zutreffend. Mit deutschen Namen kann ja in der Botanik ein Jeder schalten, wie es ihm beliebt, und Josef auch. War es der magere Boden, oder der Zahn des wilden Kaninchens, dessen Domäne wir hier betraten, das Ganze bildete ein so ebenmäßiges Polster, daß Keins das Andere überragte. Die zarten Farbentöne lagen in größter Mannigfaltigkeit neben einander und steigerten sich gegenseitig, es nahm Einen schließlich Wunder, wenn man suchte, und fand hinter dem lebhaften Farbenspiel immer nur dieselben wenigen Elemente. Die Düne stand mit ihrem Fuß recht eigentlich im Haideland drin, und in ihrem Bereich trat eine ähnliche Farbenwirkung hervor, nur bildete hier den Untergrund der reine Sand, welcher in seiner zart bräunlichen Tönung alles Farbige, das sich auf ihn hinauswagt, die wenigen Haidekräuter und Sandgräser, ein paar Moose und die zwerghaften Weiden-

arten mit rother, blauer und goldgelber Rinde, selbstlos hegt und auf's schönste zur Schau stellt.

Wir schritten von Düne zu Düne, nahmen die Gipfel im Sturm, gingen die Kämme entlang, stiegen in den Grund der Thäler und fanden, daß überall unscheinbare Pflanzenwesen es waren, welche den Grund zum Aufbau der weißen Gebirge legten, ja man sah den Vorgang noch überall sich vollziehen und konnte ihn in allen seinen Theilen verfolgen. Die kleinen Sträucher sind es, das Empetrum und der Thymian und die Weidenarten, sie fangen den wehenden Sand auf und sammeln ihn unter ihrem Schirm, so entstehen runde Kuppen von Maulwurfshügelsgröße bis zu Manneshöhe, welche aussehen, als habe eine Kinderhand einen weißen Sandberg über und über mit Knospen und Zweigen gespickt. Unter günstigen Umständen vereinigen sich mehrere Pflanzen verschiedener Gattung und gründen gemeinsam eine kleine Düne auf Actien, das hat dann, so lange es gut geht, und keiner der Gründer den andern drängt, einen um so größeren Erfolg, denn die ganze Kunst, einen Sandberg festzulegen, besteht darin, ihn arbeiten zu lassen, ihn gleichmäßig zu bepflanzen, damit der Wind keinen schwachen Punkt findet. Nun aber kommen die Unzukömmlichkeiten. Ein Zweig verwelkt, weil sein Nachbar zu schnell gewachsen ist oder weil das Kaninchen ihn entrindete, der Wind greift in die Lücke und entführt den Sand, die Wurzeln hängen frei in der Luft und verdorren, der ganze Strauch stirbt ab, und der ganze Hügel, der den innern Halt verlor, fängt an zu wandern. Das ist die Vorgeschichte der Düne, nun fängt ihre Geschichte an. Der Sturm wühlt in den Sandhaufen, in denen das Material aufgespeichert liegt, aus ihren Seiten ergießen sich Ströme fliegenden Sandes, die Oberfläche hält zur Noth noch das dürre Wurzelwerk mit Hilfe des Regens zusammen. So bleiben Gebilde von Pudding- oder Pilzform übrig, deren Herkunft dem Neuling in der Dünenwelt zu rathen giebt. Es mag regnen oder frieren, immer findet sich an ihren Flächen und unterhölten Rändern trockenen Sandes die Fülle welcher vom Winde fortgetrieben, bei jedem Hindernisse sich auf's Neue sammelt, und stets geneigt, den Vorgang der Hügelbildung kraft seiner Masse in größerem Maßstabe zu wiederholen, am Ende auch ohne höheren Schutz und Schirm, mittelst ihrer, selbständige Gipfel auferbaut. So sieht die Zeit in ihrem Verlauf, wie das Sandkorn mit dem Sandkorn zu Gebirgen sich verbindet.

In diesen Gebirgen tritt das Gesetz ihrer Entstehung in Folge des Ringens elementarer Gewalten unverhüllt der Anschauung gegenüber, deshalb wirkt ihr Anblick, wie jedes Ding, welches den Verstand anspricht, ohne ihn sofort zu befriedigen, zunächst auf das Gefühl. Man ist wohl geneigt, etwas, wie verkörperte Musik in ihnen zu finden, und nicht ohne Grund. Gerade in der vornehmsten Musik, bei Beethoven und bei Bach verdeckt nur ein dünner Nebel das zwingende Gesetz, nach welchem sie so wurde, wie sie ist, und nicht anders werden konnte, und sie spricht, indem sie auf den

Verstand zielt, zunächst mächtig das Gefühl an. Wohlverstanden, das Gefühl des Laien; denn ist erst der Kenner fertig, hat der Verstand erst den Nebel durchdrungen, jeden einzelnen Ton contrapunctisch classificirt und das Gesetz erfaßt, dann kann das heimatlose Gefühl betteln gehen — bei der Zukunftsmusik.

Hier in der Dünenwelt kommt, um den Eindruck zu steigern, noch das vollständige Fehlen alles dessen hinzu, was sich in dem einen Worte „Alltagstreiben" zusammenfassen läßt, und was hier den Sinnen ebenso fern liegt, wie in den Schneegefilden der Alpen, deren edle Linien diese reinen Gipfel, diese kühn und sanft geschwungenen Joche wiederholen. Man vergißt völlig, wie groß oder wie klein sie sind. Hinter dem dünnen Nebel, der um ihre Kuppen zieht, steht das schaffende Princip selber. Das Menschenwerk findet, wo die Naturkräfte ringen, keine Stätte. Ein einziges Zeichen war da, ein Echo aus verschollenen Jahrtausenden, im Grunde eines Thalkessels ein Haufen von Findlingsblöcken, welcher auf der Specialkarte die Bezeichnung trägt: „Prähistorische Opferstätte". Die Steine hat der Flugsand polirt, inmitten der fahlen Einöde glänzen sie in lebhaften Farben. Ein Adlerpaar, das der Jagd in den Dünen obgelegen, umflog uns beobachtend, um sich dann auf einer entfernteren Kuppe niederzulassen.

Von den Steinen kamen wir in ein Thal, dessen Boden eine besondere Färbung zeigte. Man nimmt oft von der Höhe einer Düne herab verschiedene Färbungen des Sandes im Grunde der Thäler und an den Abhängen wahr und ist nicht im Stande anzugeben, wer die Wahl getroffen, und dieses Thal röthlich, ein anderes gelb, den einen Abhang grau, den anderen grün grundirt habe. Hier war der Künstler wiederum der Wind gewesen. Alles, was leicht war, hatte er hinweggefegt, und nur die schweren blanken Quarzkörner von einer gewissen Größe bis auf Weiteres zurückgelassen. Kommt er im März wieder als Sturm, um seine Dünen dem Weltbade zu Ehren neu zu schmücken, so langt er hier nur zu und wirft ein paar Fäuste voll über die nächste Kante, dann entsteht sicher auf dem Abhange dahinter eine lange, bernsteinfarbene Linie, von der wieder kein Mensch weiß, wie sie entstanden ist.

Am westlichen Abhang, wo die Gewalt des Windes am stärksten ist, gedeihen die Sandgräser am üppigsten. Da kann man sehen, wie bei der Entstehung der Arten Manches, was scheinbar unvermittelt, wie durch einen selbständigen Schöpfungsact hervortritt, doch in seinen Bedingungen schon früher vorhanden war und nur der Gelegenheit harrte, um öffentlich zu erscheinen. Fast jede Strandhaferpflanze besitzt unter ihren zu Spießen eingerollten Blättern ein paar geometrische Talente, die im Winde um sich schlagen und den sonst in der sogenannten Natur verpönten vollkommenen Kreisbogen auf die einfachste Weise von der Welt um sich herum in den Sand zeichnen. Wer sie nicht bei der Arbeit sieht, der kann lange rathen, wessen Hand alle jene Kreise so fein gezirkelt hat.

Wir überschritten die Dünen, kamen an den Strand und fanden dort, die Frau hatte Recht gehabt, das Meer war nicht vorhanden. Statt seiner dehnte sich, soweit der Blick reichte, nichts als eine graue Fläche feuchten Sandes aus, deren Oberfläche in seichten Furchungen und Rillen die Spuren des Seeganges trug. Den Horizont deckte der Nebel zu. Aus weiter Ferne drang ein unbestimmtes Rauschen herüber. Wir betraten vom Strande aus die Fläche, anfangs zögernd und tastend, um nicht unversehens in Triebsand zu gerathen, dann wurden wir dreister und gingen hin und her, den einzelnen Gegenständen nach, die schon von weitem sichtbar waren. Viel gab es nicht, ein paar Muschelschalen und losgerissene Tangbüschel waren die einzigen Zeichen organischen Lebens auf der todten Fläche. In den grauen Sand drang der Stock nur ein paar Zoll tief ein, darunter lag blauer Ton oder schwärzlicher Moder. Dem Hunde ging es nicht anders als uns, er sah das Watt an, dann uns, dann betrat er es vorsichtig wie junges Eis, doch als wir weiter hinausgingen und eine bestimmte Richtung einhielten, war er uns bald weit voraus. In der Ferne lag ein größerer Gegenstand, der einzige auf der sichtbaren Fläche. Wir gingen hin und fanden eine leere Fischkiste, wie sie die Engländer hier häufig verlieren, von weitem gesehen, hätte es ebenso gut ein Haus sein können. Die Spitze eines Stockes war frisch in den Schlamm gedrückt, der ihren Boden bedeckte, die Spur eines Menschenfußes war daneben sichtbar, es war also Jemand vor uns hier gewesen und wieder ans Land gegangen, ringsum wenigstens war keine Spur mehr von ihm zu sehen, und weiter hinaus sich zu wagen in den Nebel, der die Ferne deckte, was sollte ihn wohl dazu getrieben haben? Aber wie, wenn jetzt die Fluth käme? Dort hebt sich der Nebel etwas und die weißen Köpfe der Brandung werden sichtbar. Eine unermeßliche Schaar von Rottgänsen schwebt schreiend darüber, immer mehr — noch mehr. Wir hatten hier nichts weiter zu suchen, wir wandten aus dem Lande zu und betraten wieder den sicheren Strand. Hinter uns aber — lag die graue Fläche noch stundenlang, so lange wir sie sahen, in ihrer Nacktheit da.

Am Strande fortgehend, sammelten wir, was die See ausgeworfen hatte. Die Tangarten waren dieselben wie auf Föhr. Jeder von uns fand einen versteinerten Seeigel, meiner aber war größer. Josef fand einen skelettirten Dorschkopf von ungewöhnlicher Schönheit und einen lebendigen Taschenkrebs, ich ein Stück Bernstein, so groß wie eine Kartoffel, wir Beide zusammen einen morschen Baumstumpf, durchsetzt mit hunderten von Bohrmuscheln. Der Stumpf mochte schon weit auf dem Meere herumgeschwommen und lange hier gelegen sein, die Muschelschalen waren so bröckelig wie Kreide. Diese hier gehörten der großen Bohrmuschel an, einer Bewohnerin wärmerer Meere, welche über Antwerpen hinaus noch nicht nach Osten gedrungen ist. Woher der Baumstumpf kommen mochte, konnte weder ich noch Josef sagen, die Meeresströmungen ziehen weit herum um den Erdball und tragen oft die Gegenstände nach entlegenen Küsten. Indem wir uns hier

bemühten, mit Hilfe des Taschenmessers eine der Muscheln unversehrt heraus zu bringen, was uns nicht gelingen wollte, trieb auf der anderen Seite der Insel in Steenodde ein leeres Boot ans Land, welches die Aufschrift trug „Leerdamm.“ Die Leerdamm, ein niederländisches Auswandererschiff, war vor zehn Tagen im Canal mit einem anderen Schiff zusammengestoßen und gesunken, die Besatzung, lauter Hindus und Chinesen, hatte der französische Dampfer „Emma“, Capitain Basroger, aufgenommen und in Hamburg gelandet. Die Zeitungen hatten von der Noth der armen Leute erzählt und von den mitleidigen Seelen in Hamburg, und nun lag, als wir am anderen Morgen Steenodde wieder verließen, das Boot, das dabei gewesen, ruhig am Strande.

In den Schlick kam eine Veränderung, er war nicht mehr so ebenmäßig geriffelt wie vorhin, sondern glich von fern einem frisch gepflügten Ackerfelde, das ein Platzregen beschlagen hat und enthielt größere Tümpel und kleine Seen, an denen trübsinnige Möven vereinzelt weideten. In der Nähe gesehen waren es wieder die Colonien des Seewurmes, die den Boden uneben machten, doch hier in viel größerem Maßstabe, als in der Bucht von Eckernförde.

Wir wandten uns dem Lande zu und durchschritten die Dünen der Quere nach, um nach dem Dorfe Nebel zu kommen. Auf der Höhe sandten wir noch einen Blick auf das Meer. Der Nebel war gestiegen, wir übersahen den ganzen Sand, der an Ausdehnung der Insel selbst nicht viel nachstehen mag. Jenseits des Sandes sprangen die weißen Wellen in die Höhe und wir hörten ihr Rauschen. Ueber dem Meere nordwärts erschienen die Dünen von Sylt.

Das Dorf Nebel erreichten wir an seinem nördlichen Ende, und um den kurzen Tag auszunutzen, schlugen wir sogleich den Weg nach Norddorf ein, der uns an einem Paar durchwühlter Hünengräber und einem im Graben kauernden wilden Rosenbusch vorbeiführte. Zuvor jedoch bescheerte das Glück meinem Hunde dafür, daß er rastlos dem edlen Waidewerk obgelegen, eine Beute. Ein verendetes Karnickel war es, er fand es zwischen Haide und Brachland in einer Furche, es mochte in einer Schlinge sein Leben gelassen, oder, was nachher glaublich wurde, an allzuvielem Haidekraut sich zu Tode gefressen haben, darum durfte auch dem redlichen Finder Niemand den erlaubten Genuß streitig machen, und er bereitete und verspeiste es vor unseren Augen. Vorerst nahm er es zwischen seine weißbeschuhten Vorderpfoten, rupfte es, zog ihm den Balg ab und schnitt das Gekröse heraus, dann begann die Mahlzeit. Die edlen Theile, Herz, Lunge, Leber, machten den Anfang, dann folgte der Rücken mit den Vorderläufen, zuletzt kam der Hals mit einem Zipfel des Pelzes und der ganze Kopf mitsammt den Ohren. Mich hat lange nichts so gefreut, wie das tief innige Behagen, mit dem der Hund nach all den überstandenen Strapazen dem Fraße oblag, dem wilden Josef aber trieb der Anblick das Wasser im Munde zusammen. „Oh pfui,“ sagte er, „ich könnte die Bestie jetzt todtschießen!“

„Vergessen Sie nicht, mein Josef," sagte ich, „wir sind Menschen und der Hund ist ein Thier. Heben Sie die Augen auf und sehen Sie, wo wir sind. Die Dünen — die Haide — das Hünengrab — das Meer! Wollten Sie es jetzt unternehmen, hier, bei einem Grad unter Null, den Empfindungen Ihres liebenden Herzens Folge zu geben und zum süßen Klange der Guitarre das Lob Ihrer werthgeschätzten Camilla zu singen? Nein, nein und drei Mal nein! Mohr, sage ich, befindet sich auf der Höhe der Situation."

Als Mohr dieses hörte, erhob er sich, trug das Hintertheil das Kaninchens, in das Fell gewickelt, ein Stück feldeinwärts und verscharrte es an einem kühlen Ort, welchen außer uns dreien keine lebende Seele weiter kennt.

Norddorf freute sich des zweiten Feiertages. Die junge Welt stand vor den Thüren und zwischen den Zäunen und rüstete sich, nach Nebel auf den Ball zu ziehen, der heute dort stattfand, die verwitterten Häuser unter ihren Caputzen von Rohr sahen nicht unfreundlich drein. Um uns, als wir hindurchzogen, kümmerte sich anscheinend Niemand, hätte Mohr nicht kräftig gebellt, Niemand hätte uns einen Blick geschenkt. Neugier zu zeigen, gehört in Norddorf nicht zum guten Ton. Was hilft's Dir auch, liebe Seele, die Du hier sitzest und bist neugierig? Die Welt kommt nicht zu Dir und Du nicht zu ihr, also tröste Dich und sei stark im Verhalten. Die Jugend ist in der Beziehung unbefangener. Am anderen Ende des Dorfes spielten die Jungen auf einer Wiese ein ernsthaftes Spiel, bei dem wenig gelärmt, wenig gelaufen und nur ein klein wenig über Gräben gesprungen wurde. Am Grabenrand wuchs die wilde Vanille, ich wies Josef zwischen den trockenen Blättern die dürren Blüthenstengel, die in seiner Sammlung als Korallen paradirten und fragte einen der Jungen nach dem Namen der Pflanze. Natürlich fiel die Antwort friesisch aus und mochte, so weit ich mich auf die Sprache verstehe, im Deutschen etwa „blaue Ohren" — bla oier — bedeuten. Die friesischen Vocale sind, gleich den englischen, den unsrigen durch eine Lautverschiebung entfremdet und für ein ungeübtes Ohr schwer zu deuten. Dann aber — und das war die Hauptsache — schloß die ganze Gesellschaft sich uns an und gab uns das Geleit, bis wir zweifellos uns wieder der Dünenwildniß zuwandten.

Die nördlichste Spitze der Insel blieb von uns unbesucht, denn der Abend brach herein. Wir gewannen hinter den Dünen den Strand und das offene Meer, sahen gegenüber den letzten Ausläufer des Sandes, Kniepsand genannt, gleich dem Daumen einer Hummerscheere in's Meer ragen und unterschieden deutlicher als zuvor am Horizonte die Insel Sylt. Dann wandten wir uns zum Rückwege und verirrten uns in den Dünen, erreichten den Telegraphen, die Landstraße und das Dorf Nebel, welches kein Ende nehmen wollte und waren endlich froh, als wir in tiefer Dunkelheit, dem brausenden Südost zum Trotz, den lustigen Seehund wiedergewannen, dem wir uns nun auf Gnade und Ungnade ergaben.

Josef spielt nicht nur die Guitarre, nein, er kocht auch, wenn es kein Anderer thut, meisterhaft, und gab, während ich auf dem wärmsten Platz beim Ofen mich hinter dem Glase Grogk verschanzt hielt, in der Küche der Frau und der Schwiegermutter die Verhaltungsmaßregeln an, für einen Risotto, der zu dem Besten zählte, was ich von ihm kenne. Daneben erschienen gebratene Krickenten aus der Vogelkoje. Wir nickten einander bedeutungsvoll zu und gestanden hinterher, noch nie ein köstlicheres Mahl genossen zu haben. Mohr seinerseits dankte für Alles und wußte auch warum. Den Grogk aber, welcher während und nach der Mahlzeit mehrfältig getrunken worden sein soll, mag der lustige Seehund vor seinem Gewissen verantworten; bezahlt ist er.

* * *

27. December 1889.

Ein Streifen Morgenroth glühte im Osten und warf einen bräunlichen Schein über die Insel. Der Sturm fuhr vor ihm her und peitschte die graue Meeresfluth, daß sie hoch aufsprang und in weißen Kämmen sich überwarf. Wir saßen wieder beim Schein der Lampe auf dem Platz am Ofen, tranken schweigend unseren Kaffee und lauschten dem Wettgesang des Sturmes und des Meeres. Ab und zu stand Einer von uns auf, nahm eine gewärmte Münze von der Ofenkante und thaute damit in das Eis der Fensterscheibe eine runde Oeffnung, um nachzusehen, ob die Laterne des Stephan noch nicht in Sicht käme. Wie das Licht des Tages stieg, entbrannte das halbe Himmelsgewölbe in düsterer Gluth und auf dem schwärzlichen Wasser lagen die Halligen, hier ein Dach und dort ein Dach und wieder ein Dach, unmittelbar aus der wilden See tauchend. Wie muß es dort sein, wenn der Tag aufgeht und der Sturm braust um's Haus, wie er die ganze Nacht gebraust hat. Rings herum kein Baum, kein Feld, kein Mensch, nur ein paar Schritte breit Grasland und dann das wüste, wilde Meer. Ist es Ebbe, so tritt das Meer zurück und das ertrunkene Land liegt in schrecklicher Nacktheit da, kommt die Fluth, so werfen die Wellen ihren Schaum gegen die Fenster und schleudern ihn über's Dach. Es kann auch sein, es kommt eine Fluth, die steigt höher, als die vorigen, sie tritt in's Haus und verkündet, die letzte Stunde sei angebrochen. Ist sie abgelaufen, dann ist das alte Haus verschwunden und die Warf, auf der es stand, bis auf einen breiten Schlammhaufen hinweggespült. Welchem Menschen dann diese Stunde schlug, und er hat die Jahre seines Lebens ausgehalten, wie es der Brauch des Landes mit sich bringt, jung auf See, in mittleren Jahren mit der Gefährtin vereint, die er zum Weibe erkoren, ob er sie gleich nie gesehen, weil sie ihm gleich war, an Abstammung und Vermögen, die ihm die Kinder gebar und den Haushalt führte, bis der unerbittliche Tod sie vor ihm hinwegnahm, und er im Alter einsam war: Was soll man solchem Menschen wünschen? Wenn ihn die See verschlang, soll man sein Geschick preisen oder soll man es beklagen?

Das Beste wird sein, man wählt den Mittelweg und giebt zuvörderst dem Leibe die Bestattung, die ihm von Standes wegen gebührt. Den ertrunkenen Leichnam zu finden, ist nicht schwierig, denn zweimal in vierundzwanzig Stunden wechselt die Fluth mit der Ebbe, dann sieht man auf Meilen in der Runde jeden Gegenstand auf dem Watt, der größer ist als eines Mannes Faust. Jener blaugraue Packen dort, halbwegs zum Horizont, wo der Meeresstreifen flimmert, das wird er sein, bis dahin vorzudringen, durch Schlick und Schlamm, und ihn zu holen, ist schwieriger, doch es läßt sich machen. Den schweren Körper bindet man dort auf eine Leiter, die an der Stelle verankert wird, und legt dabei eine Boje aus, einen dürren Ast, den ein angebundener Stein aufrecht schwimmend erhält, so schwimmt auch der Leichnam, wenn die Fluth kommt, sichtlich oben und wird gelandet und begraben bei der Kirche, zu der er bei Lebzeiten an allen hohen Festtagen, wofern das Meer nicht vereist war, zu kommen pflegte, an der Seite seiner in die selige Ewigkeit vorangegangenen Gefährtin.

Dann setzt man ihm einen Stein auf's Grab, fünf und einen halben Fuß hoch, vom Erdboden gemessen, auf welchem in zierlicher Steinmetzarbeit zu sehen ist, wie die Selige in einer Wolke herabschwebt und ihn mit einer Handbewegung einlädt, mit einzusteigen. Rechts stehen die vier Söhne, lauter Schiffscapitäne in fremden Theilen der Welt, links die vier großen Töchter, lauter ansehnliche Kaufmannsfrauen in Deezbüll, Schobüll, Klanxbüll und Emmelsbüll — wovon Zweie bereits verwittwet — welche in ihren schmerzhaften Geberden den Hintritt des Elternpaares bedauern, das Jüngste aber, das gleich bei seinem Erscheinen der Welt wieder Valet gegeben und die Ursache ward des vorzeitigen Hinscheidens der Mutter, hält sie selber auf dem Arm. Darunter steht dann in erhabenen Lettern jene Inschrift zu lesen, welche alles Dieses besagt und noch Unterschiedliches mehr; den Hinterbliebenen ein Trost, dem Seligen, wenn er auf der langen Pilgerschaft in's Jenseits einen Blick zurückwirft, ein Vorschmack der Seligkeiten, die seiner drüben warten, uns aber, die wir als Fremdlinge den Stein betrachten, ein Ausblick in die Welt, in der wir leben — wie durch ein enges Cajütenfenster.

Da geht die Sonne auf über dem grauen Meer und der Stephan nähert sich dem Lande. Als wir von dem Boote aus an Bord kletterten, fielen hinter uns ein paar Schüsse, der lustige Seehund feuerte unter die Rottgänse und das Trompetengeschmetter des auffsteigenden Schwarmes war unser Abschiedssignal.

Herrn Hummel trafen wir nicht wieder, er hatte gestern nach genommener Einsicht, mit demselben Schiff, das ihn gebracht, die Rückfahrt angetreten. Als ich einmal die warme Cajüte verließ, um auf dem Verdeck Umschau zu halten, nahm mir der Sturm meinen Hut und hätte ihn in's Meer geweht, wenn ich mich nicht auf ihn geworfen und ihn noch am Geländer ergriffen hätte. Im Begriff, mich wieder aufzurichten, sah ich in Mohrs braunes

Augenpaar. Er kennt meinen Schritt und kam, als er mich stürzen hörte, zu meinem Beistand aus der Cajüte hervorgeschossen.

Noch einmal sah uns das trauliche Gemach in Josefs Hotel bei einer blank behelmten Flasche vereinigt, dann läutete wieder der Stephan und wir zwei landfremde Reisende stiegen zum letzten Male in's Boot und verließen die Insel. Es war auch nichts mehr dort zu holen. Der Sturm pfiff durch die Fenster und zog durch alle Wände, der Hafen lag bis auf einen widerlichen Schlammgraben trocken, den gefrorenen Strand hinan rollten ganze Bündel dürren Seegrases durch die Straßen, ausgekämmte Haarwickel, von des alten Meergreises Nereus Fräulein Töchtern, Seespinnen und anderes Ungeziefer streckte die erstorbenen Beine daraus hervor. Eine mitleidlose Sonne sah verächtlich herab auf all den Unfug.

Am Abend desselben Tages, in Niebüll, fühlte ich es wie Vorzeichen der Influenza gegen mich andringen, am nächsten Abend war ich zu Hause. Die letzte Mittagsstation hatte ich im Bahnhofshotel zu Flensburg gemacht, dort traf ich einen alten Bekannten wieder, den römischen Generalfeldobristen Marius, denselben, der unsere alten Cimbern bei Aquä Sextiä vor zweitausend Jahren so grausam in die Pfanne gehauen hat. Schade, daß Josef nicht da war, der hätte seine Freude an dem Wiedersehen gehabt, denn sein Vaterland liebt er mit nicht minderer Gluth der Seele wie seine Camilla. „Seht einmal den an," so hätte er gerufen, „den hat's aber erwischt! Sitzt er nicht da, wie ein armer Schächer? Halbnackt, auf dem bloßen Stein. Und das schwarze Mohrengesicht, was hat er mit dem?" „Wir wollen lesen, Josef," hätte ich gesagt, „was unter dem Bilde steht: Marius auf den Trümmern Karthajos." — Und dann noch: „Wenn du den Lucilius siehst, Sklave, so sage ihm, du habest den Marius auf den Trümmern Karthajens weinen gesehen."

In meinem Zimmer auf dem Tisch lagen zwei Briefe und ein Krummstab, also muß — so sagte ich mir — das Erlernen des Auf- und Absitzens doch keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten. Der eine der Briefe zeigte Josefs geschätzte Handschrift und enthielt die inzwischen hinfällig gewordene Absage vom zwanzigsten d. M. Der Andere zeigte dieselbe Handschrift und war datirt: Wyk a. Föhr, 27. December 1889. An seinem Inhalt war das Wort „Weltbad" das Wesentlichste, es kam ungefähr sieben Mal darin vor. Und dann der Schlußsatz, der lautete: — statt Amrum künftig zu schreiben Imrum?"

Da müßte denn doch aber erst noch die neue Orthographie mit zu Rathe gezogen werden.

Illustrirte Bibliographie.

Das malerische Schweden. Eine Schilderung in Wort und Bild. Mit 160 Illustrationen. Uebersetzt von Dr. Otto Hoppe. Zweite Subscription. Erste Lieferung. (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.)

In Heft 163 (October 1890) dieser Zeitschrift haben wir dieses werthvolle Werk bei seinem ersten Erscheinen eingehend gewürdigt. Unsere Prophezeiung, daß dasselbe in kurzer Zeit zahlreiche Freunde finden werde — was freilich nicht schwer vorauszusehen war — hat sich voll erfüllt, so daß die Verlagshandlung, den Wünschen weiter Kreise entgegenkommend, eine zweite Subscriptions-Ausgabe zu veranstalten sich bewogen fühlt. Der bildliche wie der textliche Theil, zu deren Herstellung sich die bedeutendsten künstlerischen und literarischen Kräfte Schwedens vereinigt haben, gewähren uns einen lehrreichen Maßstab für die hohe Leistungsfähigkeit des nordischen Landes auf den betreffenden Gebieten. Von der Trefflichkeit des Illustrationsmaterials haben wir den Lesern dieser Zeitschrift voriges Mal durch ein paar Proben eine Anschauung gegeben, denen wir hier ein paar andere folgen lassen. Was den Text anbetrifft, so muß man anerkennen, daß die Schwierigkeiten, die derselbe gerade bei einem Prachtwerke wie das vorliegende bietet, glücklich überwunden worden sind.

Alles Doctrinäre, trocken Wissenschaftliche soll vermieden werden, Alles soll in einer anregenden, fesselnden, unterhaltenden Form vorgetragen werden, ohne daß die zu einer nutzbringenden Beschreibung von Land und Leuten nothwendigen wissenschaftlichen Grundlagen, wichtige statistische, geographische, volkswirthschaftliche u. s. w. Einzelheiten, unberücksichtigt gelassen werden. Dabei hindert auch die Rücksicht auf das Bildermaterial die freie Beweglichkeit des Schriftstellers. Diese vorhandenen Schwierigkeiten wurden in diesem Falle noch dadurch vermehrt, daß der Text aus den Beiträgen verschiedener Schriftsteller zusammengesetzt worden ist, so daß die Einheitlichkeit der Darstellung leicht gefährdet werden konnte. Diese Gefahr ist aber mit großem Geschick vermieden worden. Die Abweichung zwischen den einzelnen Schilderungen ist nicht so groß, daß der einheitliche Eindruck des Werkes darunter leidet, sondern nur gerade so stark, um als angenehme Abwechselung empfunden zu werden, und daß es der Treue und Genauigkeit der einzelnen Darstellungen nur zu Gute kommen mußte, wenn für jede

nach des Tages Last und Hitze gegolten hat und noch gilt, für immer versperrt blieb, oder doch zu spät eröffnet wurde.

Schiller wird im besten Mannesalter, mit großen dramatischen Plänen beschäftigt, vom Tode ereilt; Heinrich von Kleist, vielleicht der größte dramatische Genius, den Deutschland je besessen, wird aus Verzweiflung über die jammervolle Lage des Vaterlandes und vor Allem aus Mangel an jeglicher Anerkennung, die für den Dichter nun einmal so nothwendig ist wie der Sonnenschein für die Pflanze, mit 35 Jahren zum Selbstmord getrieben, Grabbe erliegt in demselben Alter und zum Theil aus denselben Gründen einem ausschweifenden, regellosen Treiben; Hebbel kann sich bei seiner hohen Begabung von der Vorliebe für das Seltsame und Widerwärtige erst spät frei machen; Grillparzer zieht sich, durch die Gleichgiltigkeit, mit der man ihm im eigenen Vaterlande begegnet, verletzt, vollständig von der Bühne zurück, und Otto Ludwig endlich wird, nachdem es ihm mit unsäglicher Mühe gelungen, auf der Bühne Erfolge zu erringen, von ununterbrochener Krankheit und allzupeinlicher Selbstkritik an der Vollendung seiner mächtigen Entwürfe gehindert.

Unter allen, die nicht wurden, was sie wollten, sagt Georg Brandes, leidet Niemand so furchtbar wie der hochstrebende Geist, der sich durch sein ganzes Sein, durch eine unwiderstehliche innere Stimme in einen bestimmten Beruf, und nur in diesen, getrieben fühlt und dessen Kräfte aus irgend welchen Gründen nicht zu voller Entwickelung gelangen. Solche Naturen gleichen einem herrlichen, großgedachtem Gemälde, das irgendwo an auffälliger Stelle durch eine Lücke, eine widrige Verzeichnung verunstaltet wird, sie besitzen Alles, was den unsterblichen Meister bildet, bis auf jenen kleinen Punkt über dem i, der den Buchstaben fertig macht. — Diese Worte kann man mit vollem Rechte auf Otto Ludwig anwenden.

Wahrhaft Vollendetes hat er wenig hinterlassen trotz seiner angestrengten Thätigkeit, und doch trägt Alles, was wir von ihm besitzen, den Stempel des echten Genius, dem nur ein widriges Geschick die volle Reife versagt hat. Mit welcher Bescheidenheit sagt der Dichter von seinem eigenen Streben; „Wir geben unsere besten Kräfte freudig an das Suchen eines Weges, den dann eine gewaltigere und nicht in diesem mühseligen Suchen verkümmerte Kraft wandeln wird, wir füllen mit unseren Leichen den Graben, über den der Sieger für die Sache der echten Kunst mit geschonten Kräften einst zum Siege fliegen kann."

Noch hat Deutschland diesen Sieger nicht hervorgebracht; daß aber der Weg, den Otto Ludwig eingeschlagen hat, der richtige ist, wird Niemand bezweifeln, der seine zahlreichen Fragmente mit Ernst studirt und namentlich seinen ästhetischen Studien die gebührende Aufmerksamkeit widmet.

Ueberblickt man die großartige Reihe theils vollendeter, theils unvollendeter Charactere, die sich in seinen Dramenfragmenten und Plänen vorfinden, so hat man die Empfindung, als wandle man in dem Riesenatelier eines großen Künstlers, der unablässig an seinen Gestalten gefeilt und geändert hat und sich niemals genug thun konnte, so daß er vor übergroßer Bescheidenheit keine seiner herrlichen Figuren das Licht der Oeffentlichkeit erblicken ließ, bis endlich der grausame Tod ihm mitten unter seinen Geschöpfen den Meißel aus der Hand riß und der Nachwelt den Blick in diese, in ihrer Art einzige Werkstatt öffnete.

Da gewahren wir die schöne Frauengestalt der Agnes Bernauer in sieben völlig verschiedenen Auffassungen, die den Dichter vom Anfang seiner dramatischen Laufbahn bis an sein Lebensende beschäftigt; dort sehen wir die ernste Gestalt König Alfreds von England, dort das Bild der keuschen Genoveva, den interessanten Greis Marino Falieri, die ideale Jünglingsgestalt des Tiberius Gracchus; den „alten Fritz" mit seinen großen Augen, die Alles zu durchdringen scheinen, den charakteristischen Kopf Wallensteins und viele Andere. Und welche Fülle von Leben, von echt dramatischer Bewegung, von feinster Charakteristik in allen denjenigen Figuren, die um die Hauptperson sich gruppiren! Bewunderung und Wehmuth kämpfen in unserem Innern bei solchem Anblick und wir fragen uns seufzend: warum mußte uns Deutschen diese edle Kraft verkümmern.

Der Franzose Chamfort hat gewiß Recht, wenn er sagt, um in der Literatur ein großer Mann zu werden oder eine bedeutende Revolution in ihr hervorzurufen, müsse man ebenso wie in der Politik Alles vorbereitet und für seine Zwecke vorhanden finden. Das war nun keineswegs für den Dramatiker der Fall zu Ludwigs Zeit, in der Alles gährte und wogte, um die großen politischen Ereignisse von 1864/66 und 70 zu er-

möglichen. „Unsere Dramen“ schreibt Otto Ludwig in seinen Studienheften, „sind jetzt meist Versuche einer Uebergangszeit, die schwerlich im Volke, wenn auch in der Literaturgeschichte fortleben werden. Die meisten jetzigen Dichter sind eigentlich Volksredner, Politiker, wie der Schnupfen sich auf die Poesie werfend, weil sie im Staate sich nicht ausleben können.“ Leider paßt diese Charakteristik auch zum großen Theil noch auf unsere Zeit.

Wie ernst der Dichter seinen Beruf nahm — man könnte fast sagen, zu ernst — geht aus seinen Studienheften, besonders aus seinen Shakespeare-Studien hervor. Als Berthold Auerbach sie gelesen hatte, schrieb er an seinen Freund Jakob Auerbach: „Es ist mir eine Erweckung von tausenderlei Gesprächen und Ludwig hat eine Physiologie der Poesie in aphoristischer Form gegeben, wie sie noch nie auch nur versucht wurde. Ich sehe aber auch immer deutlicher, wie er damit seine Production ruinirte. Es geht nicht, daß man so in's Wissen vom Phantasiren sich eingräbt und dabei noch in freier Atmosphäre wirklich die Phantasie walten lassen kann. Ludwig hat sich als Opfer dargebracht, und dies Buch ist von der umfassendsten Bedeutung, aber natürlich nur für Wenige.“

Diese Wenigen sollten in erster Reihe unsere Kritiker und unsere jungen Dichter sein, um zu erkennen, wie der Dichter seine Aufgabe zu nehmen hat, wenn er den Gipfel der Vollendung erreichen will. Wen möchten jene Worte nicht erschüttern, die Ludwig kurz vor seinem Tode niederschrieb, als er noch auf die Wiederherstellung seiner Gesundheit hoffte: „Ich habe Grund überzeugt zu sein, daß ich nun nach gewissenhaften Studien weiß, was zu einem gesunden und tüchtigen Drama gehört, und auch des Könnens, nicht allein des Wissens sicher zu sein. Nur ein Blick auf zwei oder drei Jahre völliger Sorglosigkeit und einige Tragödien sollten sich aufbauen, deren sich meine Nation und Zeit nicht zu schämen haben sollte. Ich sehe eine ganze Welt von Erfindung und Gestalten, die ich zwingen könnte, wenn ich, von dem niederhaltenden Gewicht befreit, wieder in den Flug käme. Ich glaube, es wäre noch nicht zu spät.“ Es war leider zu spät. „Meine Uebel“, schreibt er an den Schauspieler Lewinsky, „sind, einzeln genommen, alle nicht von bedenklicher oder gefährlicher Natur, nur schmerzhaft und selten pausirend; ich bin ein Pferd, das nicht ein Löwe, sondern eine Schaar Bremsen hetzt, die immer wieder von einer anderen Schaar abgelöst werden. So, stets absorbirt und entkräftet vom Kampfe mit unermüdlichen kleinen Peinigern, schmerzt mich nicht, daß ich den Genuß, sondern nur, daß ich den Zweck und den Gebrauch meines Lebens verliere.“

Aber wenn er auch nicht das erreicht hat, was er nach seinen reichen Gaben hätte erreichen können, so bleibt für uns doch noch des Großen, Guten und Schönen, das er geschaffen, genug, um ihn mit unseren besten Dichtern auf gleiche Stufe stellen zu können.

So begrüßen wir die neue Ausgabe seiner Werke, geleitet von zwei Männern, die sichere Gewähr leisten für geschmackvolle Anordnung und sorgfältigste Sichtung des außerordentlich großen Materials, mit aufrichtiger Freude. Wir werden zu dem bisher Bekannten manche neue werthvolle Gabe aus der reichen Hinterlassenschaft des Dichters ans Tageslicht gefördert sehen; zahlreiche lyrische Gedichte, dazu Novellen, Dramen und weitere Mittheilungen aus dem schier unerschöpflichen Borne der dramaturgischen Studienhefte. Sobald der ganze Schatz gehoben sein wird, kommen wir darauf zurück.

e.

Bibliographische Notizen.

Gesetze über das Urheberrecht im In- und Auslande nebst den internationalen Literaturverträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. Leipzig, Verlag von G. Hebeler.

Zum ersten Male finden wir hier in diesem Werke alle gesetzlichen Bestimmungen über das Urheberrecht im In- und Auslande und das Verlagsrecht vereinigt. Für Autoren wie Verleger dürfte diese übersichtlich angeordnete und geschmackvoll ausgestattete Zusammenstellung unentbehrlich sein.

e.

Capital und Arbeit. Ein Beitrag zur Kritik der Weltwirthschaft von Josef Doimo Beckmann. Wien, Carl Konegen.

Das ist einer von Denen, welche sich berufen fühlen, die schwierigsten ökonomi-

schen Probleme durch Hilfsmittel zu lösen, welche sie aus den Tiefen des eigenen Gemüthes hervorholen. Er geht davon aus, daß nicht etwa der Besitz, die Habe den Unterschied von Arm und Reich mache, sondern lediglich das Geld. Ursprünglich nur — so meint er — zum Tauschmittel bestimmt, habe es diese wohlthätige Function dadurch eingebüßt, daß es als Eigenwerth gleiche Geltung gewonnen habe, wie der reale Besitz und sogar verzinst werde, also Lohn ohne Arbeit gewähre. Daß ebendies auch bei anderem Besitz der Fall ist, leugnet er und sucht die naheliegende Analogie von Miethe und Pacht durch haltlose Gründe zu beseitigen. Da das böse Capital der Arbeit einen Theil des Lohnes entziehe, gelte es, dasselbe zu vernichten und dieser Zweck könne nur mit Hilfe des allmächtigen Staates dadurch erreicht werden, daß das Geld jedes realen Werthes entkleidet werde. An die Stelle des Hartgeldes müsse ein an sich werthloses Papiergeld treten, welches der Staat als „Bescheinigung über geleistete Arbeit“ ausgeben und welches einen Anspruch auf Gewährung der vom Staat aufgehäuften Güter gewähren soll. Dieser allein wird Allerweltskäufer und Verkäufer, und der Außenhandel — bei dem Mangel an Hartgeld nur in Form directen Güteraustausches möglich — wird von ihm vollständig monopolisirt. An die Stelle des Handels tritt der Staat, der durch seine wackeren, unparteiischen und scharfsinnigen Beamten den Verkehr weit schöner reguliren wird, als der egoistische Kaufmannsstand. Wer schlecht genug ist, die Richtigkeit dieses Gedankenganges zu leugnen, ist eben nicht „Kind der neuen, in Morgenrothferne herüberblickenden Zeit“. Durch die Schrift geht ein warmer Ton ehrlicher Ueberzeugung; diese ist anzuerkennen, wenn wir auch sonst zu ihren Ausführungen bedenklich den Kopf schütteln.

F.

Die Socialreform und der Kaufmannsstand. Von Dr. Georg Adler, Prof. der Nationalökonomie. Separat-Abdruck aus den „Annalen des Deutschen Reiches 1891“ München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Die Leiden der Handlungsgehilfen werden in anschaulicher Weise dargelegt, besonders der übermäßige Umfang der Arbeitszeit, die Unsicherheit der Stellung, die Ueberfüllung des Berufes und der karge Lohn. Bisherige Versuche, die Lage dieses Standes zu heben, werden mitgetheilt, aber auch das geringe Interesse, welches gerade der bessere Theil der Berufsgenossen diesen Bestrebungen entgegenbringt; denn dieser denkt sich mehr in die Stellung des künftigen Principals hinein. Die Vorschläge des Verfassers zur Abhilfe bewegen sich in denjenigen Bahnen, welche die derzeitige Social-Gesetzgebung geht: gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit und der Sonntagsarbeit; es ist ihm als Verdienst anzurechnen, daß er empfiehlt, von diesen Mitteln einen maßvollen Gebrauch zu machen und im übrigen auf die Selbsthilfe, insbesondere Herstellung starker Standesorganisationen verweist.

F.

Die Invaliditäts- und Altersversicherung. Von Landrath von Borries-Einbeck. Hannover, Carl Meyer.

Ein dürftiger Leitfaden durch das Klebegesetz, zum Schluß mit Verhimmelung in officieller Manier verbrämt.

Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Wer sich von der Entwickelung unserer Reichshauptstadt in der Zeit von Kaiser Wilhelms I. Geburt bis zu dessen Tode einen Begriff machen will, der greife zu dem vorliegenden anmuthigen Büchlein, von dem in kurzer Frist bereits eine zweite Auflage nothwendig geworden ist. Der Verfasser schildert in seiner ersten Skizze das Berlin des Jahres 1797 und in der letzten das Berlin des Todesjahres Kaiser Wilhelms, dazwischen erhalten wir die farbenreichsten Bilder des Berliner Lebens in seinen hervorragendsten Erscheinungen. Es giebt wohl kaum in der ganzen Welt eine Stadt, die in verhältnißmäßig so kurzer Zeit so ungeheure historische und wirthschaftliche Umwälzungen durchgemacht hat wie Berlin. Und kaum erscheint ein anderer Schriftsteller so berufen, uns mit allen Einzelheiten dieser Entwickelung vertraut zu machen wie Paul Lindenberg, der durch seine zahlreichen, die Stadt Berlin und deren Umgebung betreffenden Schriften aufs glänzendste dargethan hat, wie innig vertraut er mit dem Gegenstande seiner Schilderungen ist. Der frische, gelegentlich durch liebenswürdigen Humor gewürzte Plauderton, in dem diese Skizzen gehalten sind, wird zu ihrer wohlverdienten Verbreitung wesentlich beitragen.

e.

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Perthes.

Gutgemeint mögen diese Betrachtungen eines religiös gestimmten alten Mannes sein; ihrem Inhalte nach erhebt sich keine über die Mittelmäßigkeit, und viele bleiben noch erheblich darunter. dr.

Akademische Festrede zu Grillparzers hundertstem Geburtstage von August Sauer, Universitätsprofessor. Prag, J. G. Calve.

Warme und beredte Würdigung der Verdienste des großen österreichischen Dichters. dr.

Illustrirter Führer durch die Beskiden und die angrenzenden Landschaften. (Von der Betschwa bis zum Dunajetz; von Breslau zur Tatra; von Prerau bis Krakau-Wieliczka; die Städtebahn von Kojetein bis Kalwarya; Führer in Gebirge: zum Radhost, zur Lissa, zu den Weichselquellen, zur Babiagura; die Arva; die Hohe Tatra. — Curorte.) Mit 5 Karten, 3 Rundsicht und 69 Illustrationen. Herausgegeben von Josef Matzura. K. K. Professor in Teschen. Verlag von Eduard Feitzinger in Teschen.

Die westkarpathischen Landschaften, die man gewöhnlich unter dem Namen Beskiden zusammenfaßt, sind dem reisenden Publikum meist nur insoweit bekannt, als sie sich aus den Fenstern der Eisenbahncoupés betrachten lassen, sagt der Verfasser des Büchleins mit Recht in seiner Vorrede. Und doch verdienen diese, in landschaftlicher wie historischer Beziehung außerordentlich interessanten Ländertheile, welche auf preußischem, russischem und österreichischem Gebiete liegen, die volle Beachtung des reisenden Publikums. Der vorliegende, äußerlich sehr gut ausgestattete „Führer" reiht sich den bekannten Reisehandbüchern von Bädecker, Meyer, Gsell-Fels ebenbürtig an. n.

Berliner Autoren. Von Ernst Wechsler. Leipzig, W. Friedrich.

Anziehend schildert der Verfasser im Eingange des Buches die Eindrücke, welche er, der Wiener Schriftsteller, von der Uebersiedelung nach Berlin an bis zum völligen Einleben in die literarischen und gesellschaftlichen Zustände der norddeutschen Kaiserstadt empfangen hat. Wiener und Berliner werden dieses Capitel mit Vergnügen und vielleicht auch beide nicht ohne Nutzen lesen. Die Umschau über Berliner Schriftsteller, welche den Hauptinhalt des Buches ausmacht, ist lückenhaft oder doch sehr ungleichmäßig ausgeführt: 76 Autoren werden (laut Register) berührt oder wenigstens genannt, aber nur acht von diesen Sechsundsiebzig hat der Verfasser einer eingehenden Besprechung gewürdigt. Der Abschnitt über Karl Frenzel, sowie die kürzere, aber wohlgelungene Charakteristik von Heinrich Seidel sind dem Referenten besonders sympathisch gewesen. Zwei weitere Bände stellt der Verfasser als Ergänzung des vorliegenden in Aussicht. dr.

Eduard's Traum. Von Wilhelm Busch. München, Fr. Bassermann.

Das phantastisch tolle Büchlein, welches die Erlebnisse eines Traumes zum Inhalt hat, ist eine geistreiche Persiflage auf wissenschaftliche Forschungen, philosophische Lehrsätze und das Leben überhaupt; — der beliebte Verfasser, der zu den liebenswürdigsten Humoristen gehört, bewährt sich hier als eben so geistvoller Satyriker; wer das Genre liebt, wird der Lectüre desselben eine Stunde angenehmster Unterhaltung verdanken. mz.

P. K. Rosegger's Ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit 900 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. Complett in 115 Lieferungen à 50 Pf. Auch in sechs Originalbänden à 50 Pf. zu beziehen. Wien, A. Hartleben.

Die Ausgabe, welche die bedeutendsten und zur Illustration am besten geeigneten Werke Roseggers enthält, liegt jetzt vollständig vor. Die Ausstattung ist bis zum Schlusse auf der gleichen Höhe geblieben; die orts- und volksgemäßen Illustrationen dienen, wie der Verfasser in seinem Nachwort ausdrücklich anerkennt, dem Dichterwerke zum Schmucke und zur Zierde, aber so, daß weder Bild noch Text in ihrer Selbständigkeit beeinflußt werden. O.

Eine Reichstagsrede. Roman von O. Elster. Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachf. (Br. Winckler).

Das moderne politische Parteitreiben und seine Einwirkungen auf den Charakter, das gesellschaftliche und Familienleben der in dasselbe verwickelten Personen wäre gewiß ein lohnender Vorwurf für einen zeitgenössischen Romancier. Dieses Agitiren, Wühlen, Intriguiren und Verleumden, der im Verborgenen geführte Kampf

und das offene Aufeinanderplatzen der Geister, dieses tausendfache Spiel und Gegenspiel der Kräfte, diese Fülle edler und gemeiner Motive und Leidenschaften — dies Alles zu einem gewaltigen Gesammtbilde zusammenzufassen, wäre eine Aufgabe für einen Zola. Eine so gewaltige Aufgabe hat sich der Verfasser des vorliegenden Romanes in weiser Erkenntniß seiner Kräfte nicht gestellt; statt eines mächtigen modernen Epos hat er nur eine Idylle mit einem dramatisch zugespitzten Höhepunkte liefern wollen; und dieser Selbstbeschränkung des Autors verdanken wir es, daß wir durch kein Mißverhältniß zwischen Wollen und Vollbringen im Genusse des Werkes gestört werden. Der Verfasser ist sich über das, was er will und vermag, völlig klar, und wenn er sich enge Grenzen gezogen hat, so bewegt er sich doch innerhalb derselben mit um so größerer Sicherheit; die Erzählung ist fließend und gewandt, die Charaktere der handelnden Personen klar geschildert und folgerichtig entwickelt; wenn auch die Conflicte nicht in voller Schärfe erfaßt sind und ihre Lösung in etwas herkömmlicher Weise erfolgt. Einen gewissen pikanten Reiz erhält das Werk durch die Anlehnung an bestimmte politische Tagesereignisse und bekannte Persönlichkeiten unseres Parlamentes. Wen der Verfasser in dem Helden seines Romanes hat schildern wollen, wird der Leser leicht errathen. Wenn Elsters Roman auch kein mächtiges Dichterwerk ist, das die Tiefen unserer Seele aufwühlt, so bildet es doch eine unterhaltende, fesselnde und stellenweise interessante Lectüre. O. W.

Das Geld. Roman von Emile Zola. 2 Bde. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Wir haben in dieser Zeitschrift bereits eine ausführliche kritische Besprechung des letzten Zolaschen Romanes gebracht. Die vorliegende deutsche Uebersetzung ist vorzüglich, die buchhändlerische Ausstattung sehr geschmackvoll.

Tauern-Gold. Eine Geschichte aus dem Knappenleben in den Hochalpen. Von Amand Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Der Verfasser, uns bisher vorwiegend als Reiseschriftsteller und Autor vieler populär-wissenschaftlicher Werke bekannt, überrascht seine Verehrer diesmal mit einem Buche rein erzählenden Genres und bewährt sich auch hierin in überraschender Weise. Sein „Tauern-Gold" wird überall lebhaftes Interesse finden, ganz besonders aber bei Denen, welche das Thal der Rauris und den Goldberggletscher — den Schauplatz dieser Geschichte aus dem Knappenleben — besucht haben und angenehme Erinnerungen an dieselben bewahren.

Eine räthselhafte Katastrophe. Novelle von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhard) Gotha, Friedrich Andreas Perthes. Zweite Auflage.

Die räthselhafte Katastrophe gehört in das Gebiet spiritistischer Erscheinungen, der Verfasser hat ein wissenschaftliches Problem in ein episches Gewand gekleidet und in Form einer Novelle zu einer Frage Stellung genommen, die im Jahre 1879, als das Buch zum ersten Mal erschien, die Gemüther noch mehr erregte als heut, wo von den Gelehrten doch schon etwas mehr Licht in das Dunkel gebracht worden ist, obgleich auch jetzt noch manch dichter Schleier zu heben übrig bleibt und dadurch dem Humbug und Betrug noch immer ein weites Feld geöffnet ist.

Für uns hat das Buch nur Interesse, soweit sein literarischer Werth in Betracht kommt. Wir bekennen, daß wir es stets für eine sehr heikele Sache halten, eine naturwissenschaftliche Frage belletristisch zu behandeln; was in das Gebiet der exacten Wissenschaft gehört, dient nur dazu, das Laienpublicum zu verwirren, sobald dichterische Phantasie willkürlichen Gebrauch davon macht. Gerhard von Amyntor ist nicht der Einzige, der dies gethan hat, namentlich französische Autoren haben Hypnotismus und Suggestion vielfach zum Ausgangspunkt ihrer Erzählungen gemacht und wir bestreiten durchaus, daß sie damit aufklärend gewirkt haben.

Abgesehen von diesen Einwendungen ist die Novelle flott und spannend geschrieben, und kann Freunden der Unterhaltungslectüre empfohlen werden. mz.

Der alte Praktikant. Eine bayrische Dorfgeschichte. Von Hans Hopfen. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Pätel.

Dem Referenten ist diese schon vor einer Reihe von Jahren zum ersten Male erschienene Erzählung leider erst jetzt bekannt geworden; vielleicht ist auch für manche Leser dieser Zeitschrift ein ausdrücklicher Hinweis auf das anmuthige Buch

nicht überflüssig. Neben seinem herzerfreuenden und gesunden Humor bewährt der Verfasser auch in diesem Werke seine Meisterschaft in der Darstellung des oberbayrischen Bauernlebens wie der mit ihm in Berührung tretenden Münchener Gesellschaft und Cultur, in der Zeichnung ernster männlicher wie zarter weiblicher Charaktere. Die Handlung der Novelle ist fein entworfen und bis zu ihrem Abschlusse — der durch ein den Leser überraschendes aber dennoch vom Autor geschickt vorbereitetes Mißverständniß noch ein wenig verzögert wird — fesselnd erzählt. O.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Bahr, H., Die Ueberwindung des Naturalismus. Als zweite Reihe von „Zur Kritik der Moderne". Dresden, E. Pierson.

Becker, J. H., Saga III. Die Zwillingssage als Schlüssel zur Deutung urzeitlicher Ueberlieferung. Leipzig, G. Fock.

Binder-Krieglstein, C., Geschichten zum Nachdenken. Dresden, E. Pierson.

Bonne, G., Kampfgesänge und Friedensklänge. Zeitgemässe Dichtungen. Würzburg, G. Hertz.

Dingelstedt, Fr., Blätter aus seinem Nachlass. Mit Randbemerkungen von J. Rodenberg. Berlin, Gebr. Paetel.

Friedmann, A., Schnell reich! Berlin, Rosenbaum & Hart.

Gesetze über das Urheberrecht im In- und Ausland nebst internationalen Literaturverträgen und den Bestimmungnn über das Verlagsrecht. III. Leipzig, G. Hedeler.

Groller, B., Wenn man jung ist —! Dresden, E. Pierson.

Halpert D., Schneeflocken des Schicksals. Novellen. Breslau, V. Zimmer.

Hartleben's Universal - Handatlas. 93 Hauptkarten und 100 Nebenkarten auf 126 Kartenseiten nebst begleitendem Texte. Lieferung 1. Wien, A. Hartleben.

Henk von u. E. Niethe. Zur See. Lieferung 20—22. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Hensen, V., Die Plankton-Expedition u. Haeckels Darwinismus. Kiel, Lipsius & Tischer.

Himmel und Erde. Illustr. naturw. Monatsschrift. III. Jahrg. Heft 9. Berlin, H. Paetel.

Hirth, G., Aufgaben der Kunstphysiologie. Zwei Bände. München, G. Hirth.

Hörmann, L. v., Grabschriften und Marterlen Leipzig, A. G. Liebeskind.

Kretzer, M., Der Millionenbauer. Roman. Zwei Bände. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

Kretzschmar, Fr.. Lob der Parlamente. Eine Scherzrede für Wähler und Gewählte. Döbeln, H. Schmidt.

Lothar, R., Der verschleierte König. Ein Bühnenmärchen in drei Aufzügen. Dresden, E. Pierson.

Ludwig, O., gesammelte Schriften. Lieferung 11.-12. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Matzura, J., Illustrirter Führer durch die Beskiden und angrenzenden Landschaften. Mit Karten und Plänen. Teschen, E. Feitzinger.

Newton, J. N., Christus als Erzieher. Sieben Briefe an eine Dame. Dresden, H. Minden.

Pudor, H., Kaiser Wilhelm II. und Rembrandt als Erzieher. Zweite verm. Auflage. Dresden, O. Damm.

Roeder, E., Junges Leben. Gedichte. Dritte Auflage. Dresden, E. Pierson.

Rudow, W., Um die Erde. Eine Auswahl der schönsten und kennzeichnendsten Dichtungen der wichtigsten Kultursprachen. Wernigerode, W. Rudow.

Schütt'le Dich, Germania. Geharnischte Bismarcksonette von einem Freimüthigen. Düsseldorf, Felix Bagel.

Schwetschke, E., Das Bismarck-Lied. Zweite Auflage nebst Geburtstagsgrüssen und einem Willkommengruss an Fürst Bismarck als Mitglied des deutschen Reichstages. Berlin, A. Reinecke.

Seidlitz, W. v., Raphaels Jugendwerke. Zugleich eine Antwort an Herrn Dr. W. Koopmann. München, Verlagsanstalt für Kunst u. Wissenschaft vorm. Friedr. Bruckmann.

Stauffenburg, D. v., Unter dem schwarzgelben Banner. Erzählungen aus dem österr.-ungar. Offiziersleben. Dresden. E. Pierson.

Stern, M. R. v., Aus dem Tagebuch eines Entschlafenen. Aphorismen über die Alkoholfrage. Dresden. E. Pierson.

Strehlke, Fr., Paralipomena zu Goethes Faust. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

— Wörterbuch zu Goethes Faust. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Tinseau, L. de, Versiegelte Lippen. Roman. Autoris. Uebers. aus dem Französischen von D. Paul. Zwei Bände. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. VII. Jahrg. Band 21). Stuttgart, J. Engelhorn.

Tolstoj's L. N., gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Lieferung 5—8. Berlin, R. Wilhelmi.

Trojan, J., Scherzgedichte. Zweite neu bearbeitete Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Türck, H., Fr. Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. Dresden, Druckerei Glöss.

Wiener Volkstheater. Unter Mitwirkung hervorragender Dramatiker herausg. von der Redaction des „Wiener Humor." Band I. II. Wien, C. Daberkow.

Wild-Queisner, R., Eine Jungfrau. Zwei Novellen. Berlin, R. Ecksteins Nachfolger.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 25. Band. Heft 6. Berlin, D. Reimer.

Zola, E., Das Geld. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Zoeller, H., Deutsch-Neuguinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges. Mit 4 Karten, 21 Vollbildern, 2 Panoramen, dem Portrait des Verfassers und 5 in den Text eingedruckten Skizzen. Stuttgart, Union, Deutsche Verlags-Gesellschaft.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Band 58. — Heft 174.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1891.

Jahrgang

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173

zum Preise von M. 2. – pro Heft.

Einbanddecke zu Band LVIII. (Juli bis September 1891)

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: .... Name: ....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LVIII. Band. — September 1891. — Heft 174.

(Mit einem Portrait in Radirung: Porfirio Diaz.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Eine Liebesgeschichte.

Von

Henrik Pontoppidan.*)

— Kopenhagen. —

Mitten in der stillen, schmelzenden Mittagshitze, während man, soweit das Auge reichte, nicht den geringsten Schatten noch die kleinste Wolke entdecken konnte, flog ein großer Vogel mit breiten, stillen Flügelschlägen hoch über große, flache, vollreife Felder dahin.

Gerade über dem Dorfe angelangt, hielt er inne, ruhte auf seinen Flügeln und sah nach unten; — aber nur einen Augenblick. Dann hob er sich wieder durch eine kleine Bewegung — gleichsam durch ein Achselzucken — und segelte darauf unter dem blauen Himmel ruhig weiter, hoch über den braunen Moorstrecken gegen Osten hin nach den großen, bläulichen Hügeln dort in weiter, weiter Ferne.

Da war nichts zu sehen, keine Bewegung zu spüren gewesen, die des Aufhaltens werth war. Alles still und schwül; — denn Alles schlief.

Das Essen schwer im Magen, lagen sie dort unten in Häusern und Höfen und schwitzten im Schlafe — Männer, Weiber und Kinder, in Betten oder in den Scheunen auf Stroh. Und hinaus über den kleinen, rings umbauten Dorfteich drang ein gleichmäßiges, mehrstimmiges Schnarchen, das sich mit dem vom Vieh aus den Ställen vermischte.

An kühlen Stellen lag mit ausgebreiteten Flügeln das Federvieh; die Katze streckte sich schläfrig auf der Treppenstufe und die Luft lag schwer und todt über dem Allen.

---

*) Aus dem Dänischen übersetzt von G. Haarmann und J. Magnussen, Kopenhagen.

Selbst der Wald schlummerte ohne Leben in den Blättern, und die ährenschweren Halme in den reifen Kornfeldern hatten sich müde gegen einander gelegt, wie um zu schlafen. Nur die Sonne saß hoch am Himmel mit vollständig wachem Auge und lachte laut hin über die Welt, in der man träumt.

Auch Pastor Rude war in seinem großen, nach Norden gerichteten Lehnstuhle eingeschlummert, die Brille auf die Stirn hinaufgeschoben und den Kopf etwas zur Seite gelehnt. Ein mildes, friedliches Lächeln lag auf seinem Munde, eine große Zeitung über seinen Knieen; und durch das offene Fenster schwirrten muntere Fliegen aus und ein, die sich ungeniert auf seinen Kahlkopf setzten und ihn an der Nase kitzelten.

Doch unten in dem großen, schattigen Garten saß seine junge, schöne Tochter unter einem fein duftenden Lindenbaume und las gedankenvoll in einem Buche.

Hie und da, wenn es über ihrem Kopfe schwach im Laube säuselte, sah sie auf und dachte nach. — Sie war weiß und fein und trug das dunkle, weiche Haar mit einem Band zu einem Doppelknoten aufgebunden.

Aber während sie so dachte, schoß ein schwaches Erröthen in ihre Wangen, ihre Augen wurden etwas feucht, und um ihren Mund spielte ein schwaches, träumerisches Lächeln, welches sich wie ein starker Glaube in ihr etwas zaghaftes Gesicht legte. Dann beugte sie ihren Kopf wieder langsam auf das Buch herab und las weiter. Es waren Gedichte — über Liebe.

Plötzlich wurde im Dorfe mit großer Vorsicht der oberste Theil einer Stallthür geöffnet, die auf den Dorfteich ging. Ein wunderlich großer Kopf kam heraus, grinste mit weißen Zähnen zur Sonne hin und spähte vorsichtig nach allen Seiten. Ein allzukleiner runder Arm wurde sichtbar und löste den Haken an dem unteren Theil der Thüre, und nun erschien eine kleine, schnurrige Person, die auf weißen Strümpfen und mit den Holzschuhen unter dem Arme sich an den Wänden vorbeischlich, bis sie den Landweg erreichte, wo das Pflaster aufhörte. Hier zog sie vorsichtig ihre Holzschuhe wieder an und spähte von Neuem umher.

Keine Fliege rührte sich. — Da lachte sie wieder, besah sich von oben bis unten, knipste etwas von dem einen Rockärmel fort und ging vorsichtig dem Wege nach.

Aber gerade als sie im besten Glauben die Heckenthüre des Pfarrhofes erreicht hatte, machte ein plötzlich vom Dorfe her schallendes Frauenzimmergelächter sie zusammenfahren.

Ein paar Vögel in den nächsten Bäumen wurden aufgeschreckt und flogen stille fort. Doch wie einer, der an so etwas gewöhnt ist, duckte der kleine Mann nur den Kopf zwischen die Schultern und schritt, mit seinen kleinen, runden Beinen so schnell er konnte, auf dem Wege weiter — beständig verfolgt von dem lustigen Spottgelächter und von schreienden Krähen, die von den am Wege stehenden Bäumen emporflogen.

Jenes Spottgelächter rührte von zwei Mägden her, die aufgestanden waren und nun an einem offen stehenden Fenster auf der Rückseite eines etwas zurückliegenden Bauernhauses standen und sich wuschen. Eine dritte, die nur mit Hemd und Unterrock bekleidet war und die Hälfte des Haares über das Gesicht herabgekämmt hatte, guckte halb todt vom Lachen hinter der Küchenthür hervor, bis der kleine Mann endlich den Wallgraben erreichte, wo der Weg sich wandte.

Aber drinnen im Pfarrgarten war das junge Fräulein aufmerksam geworden und sah sich zurücklehnend über die Gartenthür, sodaß sie gerade den letzten Schimmer von dem kleinen Morten Pers auffing, der im runden Hute und dem langen Schoßrocke dahinschritt.

So wenig das auch war, wurde das junge Fräulein doch plötzlich unruhig. Das Lächeln verschwand von den Wangen, sie legte das Buch fort und zog mit einer fröstelnden Bewegung den kleinen, blauen Shawl fester um sich, als ob plötzlich eine Wolke vor die Sonne gezogen wäre. — —

Dicht vor dem Dorfe lag der Wald. Dieser war groß und alt und streckte sich weit um das Moor herum bis zu den fernen Hügeln hin.

Gerade vor der Einzäunung nach dem Dorfe zu befand sich des Waldhüters Hütte, klein und traulich, umgeben von niedrigen Haufen würzigen Waldheues.

Auch hier war es stille; aber düster stille gegenüber dem hellen Tage da draußen.

Drinnen in der Stube war es kühl und beinahe dunkel, obwohl sich nach beiden Seiten hin Fenster befanden. Aber diese waren klein und saßen hoch oben unter der Balkendecke; und der Wald schattete über denselben. Dazu kam noch der schwere, feuchte Waldduft, der durch ein paar Schiebfenster strich und gleichsam einen bläulichen Nebel über Alles dadrinnen legte.

Doch war es da auch ärmlich, so war es nichtsdestoweniger so rein und blank, ohne Flecken oder Fehler, daß es förmlich glänzte — von den kleinen, gestärkten Gardinen an den Fenstern und am Betthimmel, von den okergelben Wänden und dem lehmgestampften Fußboden bis zu der kleinen, drallen Frau, die vorm Ofen hockte und eine Hand voll Waldreisig unter dem Wasserkessel anfachte. Ihr graues Haar saß blank wie Stahl unter der Haube, das Kopfleinen strahlte im Halbdunkel, und es war eine ruhige Bestimmtheit in der Weise, wie sie da saß, Zweige brach und sie in's Feuer steckte.

Der Mann lag auf dem Bette mit den Armen unter dem Kopfe; seine Pantoffeln standen davor und warteten. Und dort unter dem einen Fenster saß ein junges Mädchen mit gelbem Haar und nähte gedankenvoll.

Doch keiner von ihnen sprach.

. . . . . Hin und wieder hoben sich die Blätter draußen; es wurde etwas heller in der Stube, — und ein leises, gleichmäßiges Säuseln ging durch den Wald. Dann hob auch das junge Mädchen seine großen, kind-

lichen Augen und sah einen Augenblick ruhig in die Luft, bis sich das Säuseln in der Ferne verlor. — Sie hatte eine weiße Hautfarbe, die nicht von der Sonne verbrannt war; das glatte, hellgelbe Haar war mit einem Bande in einen Doppelknoten aufgebunden und hatte vom Kämmen mit Wasser vorne und über den Ohren einen röthlichen Schimmer bekommen.

Ihre Gestalt hatte nicht wenig von der Mutter glatten, weichen Formen. Und doch war etwas an ihr — etwas Fremdes, Feines und Zartes, das gleichsam nicht aus dieser Stube stammte.

Aber es paßte zu dem zurückgezogenen Winkel, wo sie für sich selbst saß; und es schmolz mit dem einzelnen, scheuen Blick zusammen, womit sie einmal als die Mutter sich räusperte, ihr Auge auf jene richtete und es gleich wieder niederschlug.

Auch war etwas wie von einer fremden Welt in dem Winkel selbst, der mit kleinen Nippgegenständen und Ausschnittbildern in Rahmen von Strohblumen geschmückt war. Auf der Wand hinter ihr hing ein kleines Regal mit hübsch eingebundenen Büchern: Ingemann's Heldenromane, die Bibel und mehrere Bände Gedichte — über Liebe.

— — Auf einmal erhoben sich draußen auf dem Wege die Krähen mit einem Höllenspectakel und zogen mit klatschenden Flügelschlägen und mit Schreien und Gekrächze über das Haus in den Wald hinein. Der Hund fuhr an seiner Kette heraus und bellte, und das alte, morsche Waldthor knirschte in seinen Gehängen.

Das junge Mädchen schaute hastig auf; und da der Hund gleich wieder verstummte, so erhob auch der Mann in dem Bette den Kopf und sah fragend in die Stube; — denn das mußten also bekannte Leute sein.

Die Tochter aber blickte schnell zur Mutter hin, welche in derselben Weise vor dem Ofen sitzen blieb und gerade so wunderlich geschäftig in's Feuer blies, als wenn nichts geschehen wäre. — Anfangs war ihr die Sache nicht klar; aber als die Schritte näher kamen, sodaß man ihren Takt hören konnte, fuhr plötzlich eine nervöse Angst über ihr Gesicht, sie wurde dunkel unter den Augen und sammelte das Nähzeug in ihrem Schoße zusammen, wie wenn sie flüchten wollte.

In demselben Augenblicke wurden im Gange Schritte laut, ein paar Holzschuhe wurden zur Seite gesetzt, die Thürklinke vorsichtig geöffnet, und ein kleiner hohlbeiniger Mann mit rundem Hute und langem Schoßrocke trat herein.

„Guten Tag zusammen," sagte er und nahm den Hut ab.

Nun erst erhob sich die Frau, ging rasch durch das Zimmer und streckte jenem ihren kurzen, drallen Arm entgegen mit einem kräftigen: „Guten Tag und willkommen, Morten Pers!" — sie warf den Kopf in den Nacken und drückte ihm fest die Hand, aber sah nicht nach den anderen hin.

Von diesen war der Mann inzwischen aufgestanden und saß auf dem Bettrande, alt und zerzaust, das dünne graue Haar in Strähnen über der

in Schweiß gebadeten Stirne — und stierte den Eintretenden an, als ob er seinen eigenen Augen nicht trauen wolle oder seine alten Gedanken nicht sammeln könne.

Endlich kriegte er die Füße in die Pantoffeln, wischte sich mit dem einen Lederärmel über die Stirn, stand auf und reichte die Hand. Aber er konnte vor Aufregung kein Wort hervorbringen, und seine kleinen, farblosen Augen suchten unruhig von dem Fremden nach dem Winkel zur Tochter hin, die unbeweglich vornübergebeugt mit abgewandtem Angesichte dasaß.

„Morten ist da — Grethe!" sagte die Mutter ganz mild; und Grethe stand auf und reichte jenem die Hand, aber sie sah nicht auf und setzte sich schwerfällig wieder hin, als wenn es ihr vor den Augen schwindelte.

Einen Augenblick herrschte dumpfe Stille. Morten Pers, dem dies nichts Neues war, verzog seinen breiten Mund zu einem Grinsen, aber bekam doch kein Wort heraus, und als er gleichzeitig den Vater ansah, schlug dieser die Augen hurtig nieder.

Aber die Mutter that, als sei nichts vorgefallen, band sich mit einem festen Rucke eine Schürze um den drallen Leib und sagte unnatürlich laut, indem sie geschäftig in der Stube auf und ab zu gehen begann:

„Wenn's gefällig ist — Morten Pers! — nimm Platz." Aber es war ein leises Zittern in der Stimme, und der blanke Schweiß brach an ihrer Stirn aus. „Wenn's gefällig ist — nimm Platz!" wiederholte sie.

Morten, der mitten im Zimmer gestanden und mit beiden Händen seinen Hut rund gedreht hatte, hängte denselben vorsichtig an einen Nagel neben der Thür und nahm darauf auf der Längsbank unter der einen Fensterreihe Platz, jedoch so, daß er nach Grethe hinsehen konnte, die an der anderen Wand saß. Der alte Vater ertappte sich dabei, daß er in Gedanken gefallen war, und schlich sich darauf nach dem einen Tischende hin, wo er sich setzte. Die Mutter dagegen beschäftigte sich mit dem Kessel, der an's Kochen gekommen war, und machte Kaffe.

Der starke, säuerliche Duft durchdrang bald die ganze Stube. Aber es schien als ob keiner so recht den Mund offen bekommen könne, und es verging eine lange Zeit in drückender Stille.

Die Mutter strich mit der Rückseite der Hand über die Stirn und brachte über die Lippen, daß es warm sei; Morten antwortete, das wäre es auch, und der Vater wiederholte mechanisch dasselbe, indem seine Augen sich gleichsam in den Winkel zur Tochter hinstahlen.

Darauf sagte die Mutter, im Dorfe wäre wohl nichts Neues passirt; und als Morten nach einiger Zeit seine Augen von Grethe losreißen konnte, antwortete er, er habe nichts Neues gehört.

Doch nun wandte sie sich jäh ab vom Ofen, an welchem sie gestanden hatte, erhob ihre Stimme und fragte, wie es mit der Ernte stehe; und darauf erwiederte Morten gleich ohne Bedenken, daß die Ernte in circa vier-

zehn Tagen eingefahren sein werde, wenn das Wetter sich hielte, jedenfalls da, wo man leichteres Land habe.

Die Antwort lautete, daß es schlimm genug mit dem Roggen werden könne, wenn es Regen gäbe, da dieser so schwer sei, daß die Halme ihn kaum tragen könnten. Doch nun erzählte Morten, er habe in einer Zeitung gelesen, daß so ein leichter Regen vor der Ernte gut wäre, um die Kerne zu befestigen, und daran könne wohl auch etwas Wahres sein.

Hierüber sprach man einige Zeit hin und her.

Endlich sagte die Frau, wenn unser Herrgott eine gute Ernte gegeben habe, so würde er wohl auch dafür sorgen, daß sie gut einkäme; und hierauf wurde das Gespräch nach und nach von beiden Seiten so lebhaft, daß auch der alte Vater mit seiner kleinen, gebrechlichen Stimme herauskam.

Er könne sich nämlich aus seiner Kindheit eines Jahres erinnern, da der Roggen nicht höher geworden sei, als daß er gerade über die Holzschuhe emporgeragt habe, sagte er; und mit vielen überflüssigen Worten erzählte er, wie seine Mutter in der Thüre gestanden und geweint habe, da die Mägde denselben als Streu zusammen harkten, ohne ihn in Garben zu binden. Morten hatte schon früher etwas von der Sache gehört, und indeß sie nun darüber sprachen, wie viel die Welt doch in dem letzten, halben Jahrhundert fortgeschritten sei, geriethen sie bald in ein Gespräch über das Mergeln; bei diesem Wendepunkte nun zog die Frau sich nach dem Ofen zurück, um den Kaffe zu trichtern, während die Männer zusammenrückten und ganz eifrig wurden.

Unterdessen war Grethe unbemerkt von den anderen in die Küche geschlichen; und als die Mutter kurz nachher dort hinkam, um Tassen zu holen, sprang sie vom Torfkasten auf, wo sie gesessen und geweint hatte.

„Mutter!"

Aber ohne zur Seite zu sehen streifte die Mutter ruhig ihre engen Aermel über das weiße, kräftige Armgelenk, hob den Deckel des Ausgußsteines ab und goß Wasser in ein Faß, welches da stand.

„Mutter!" bat sie wieder, „Mutter! ich will nicht — hörst Du? — ich will nicht."

Oben an der Wand war eine Tellerreihe angebracht. Die Mutter sah dorthin, nahm ruhig vier herunter, legte sie in das Faß und nahm ein Abputztuch von dem Fensterhaken.

„Mutter! — liebe Mutter! — Du darfst es nicht thun — denn ich will es nicht — hörst Du? Mutter, Mutter! . . . ich — sage es dem Pastor, Mutter! — ich . . . springe ins Wasser," schluchzte sie in äußerster Verzweiflung und schlug die Hände vor's Gesicht. Drinnen in der Stube sprachen sie nun ganz laut. Die Mutter aber trocknete die Hände, setzte sich auf den Küchenstuhl, zog Grethe behutsam nieder und schloß sie in ihre Arme, indem sie sich über sie beugte.

„Nun will ich Dir was sagen, Grethe. Du bist ganz verstört, das

bist Du. Du sprichst ja vollständig irre, Kind. Was sagst Du? — Du willst in's Wasser springen?"

Sie nahm ihr die Hände vom Gesichte; aber Grethe verbarg es an ihrer Brust und klammerte sich in ihrer Angst an sie fest.

„Sage mir einmal, habe ich Dir jemals etwas zu Leide gethan, habe ich? Na. Glaubst Du denn, daß ich, Deine Mutter, Dich in's Unglück bringen will? Na. Oder Morten vielleicht? — Ich will Dir was sagen, Grethe! — Morten ist ein honetter und redlicher Mensch, der seine Arbeit ordentlich besorgt und zusammenhält, was er hat. Dein Vater und Deine Mutter können daher versichert sein, daß er nicht hingeht und Dummheiten mit Dir macht, so daß Du zuletzt dahin kommst, wo man nicht lacht, Du . . .

„Aber, liebe Mutter" — schluchzte sie kindlich, und sah mit ihren hübschen, verweinten Augen auf. „Ich bin ihm ja doch gar nicht gut; ich — liebe ihn doch nun nicht."

„Schnick — Schnack, Grethe! Lieben? Das ist dummes Zeug, womit man Dich im Pfarrhofe vollgepfropft hat; das paßt sich nicht für uns. Morten ist ein Mann, der weder trinkt noch spielt und gegen Frau und Kinder gut sein wird und das ist etwas, worauf man sich verlassen kann . . . Trockne nun Deine Augen, Grethe! — und danke unserem Herrgott. Morten Pers ist der Mann, um ein armes Mädchen, wie Dich, glücklich zu machen — glaube Du Deiner Mutter!"

Aus dem Innern der Stube hörte man des Vaters pfeifende Stimme stottern und stammeln, als wenn er sehr bewegt sei, während er gleichzeitig mit den Knöcheln leicht auf die Tischplatte schlug:

„Ja so ist es, wie Du sagst, Morten! das kommt vom Mergeln, und davon; — denn in alten Tagen — ja püt, das ging nicht so — da mußten die guten Bauern auf die Schillinge passen. Ja, ja das müssen wir Alten wohl wissen, die wir dabei gewesen sind." — —

II.

Schon denselben Abend wußte man ringsum im Dorfe, daß Morten Pers mit des Waldhüters Tochter verlobt war.

Es gab wohl hie und dort einige junge Mädchen, die im Geheimen über diese Verlobung kicherten, aber im Allgemeinen fand man, daß sie recht gut zu einander paßten. Morten hatte ja des Schneiders Haus gekauft, und eine Frau mußte er im Hause haben.

Außerdem wußte man, daß Morten sich in seiner langen Dienstzeit nicht so wenig zurückgelegt hatte und in seiner Truhe sowohl reichlich Leinewand als auch Wollenstoffe besaß, so daß Grethe, die ein armes Mädchen war, doch eigentlich nur das gethan hatte, was ihr am besten diente.

Zum Pfarrhofe kam die Nachricht gerade in dem Augenblicke, als eine kleine muntere Gesellschaft von Herren und Damen sich eben um einen

festlichen Theetisch niedergelassen hatte, der im Garten unter ein paar großen Kastanienbäumen gedeckt stand. Hier aber machte dieselbe gleich einen tiefen und schmerzlichen Eindruck.

Pastor Rude legte Messer und Gabel zur Seite; es war ihm einen Augenblick ganz schlecht zu Muthe; und in der ersten Bitterkeit ließ er sich zu Ausbrüchen hinreißen, die sonst nicht über seine Lippen kamen.

Die kleine Grethe vom Walde hatte ja so zu sagen ihr zweites Heim hier im Pfarrhofe gehabt. Schon zu jener Zeit, als sie, ein siebenjähriges Mädchen, mit den Gänsen auf den Stoppelfeldern umherlief, hatte der milde und freundliche Pfarrer dieses außergewöhnliche hübsche Kind bemerkt, mit ihrem frischen, keцken Gesichte, den großen, blauen Augen und dem gelben Haare, das im Winde flatterte; und wenn er in jenen Tagen der Trauer auf seinen einsamen Wanderungen über die Felder sie mitten in der Sonne dastehen sah, die bloßen Beine in den Stoppeln, den kleinen runden Bauch vorgestreckt und die Hände mit der Gänsepeitsche auf dem Rücken, mußte er unwillkürlich zu ihr hin, um ihr das weiche, feinflaumige Kinn zu streicheln.

Grethe sagte dann nichts, sondern wischte sich nur mit der Rückseite ihrer kleinen, dicken braunen Hand ihr schwarzes Stumpfnäschen, indem sie schnaufend den Kopf zur Seite wandte und in die Luft sah.

Eines Tages jedoch nahm er sie an der Hand und führte sie heim zu seiner eigenen, kleinen, mutterlosen Ellen-Lisbeth, die von ihren Puppen umgeben dasaß. Und von dem Tag an wuchsen diese beiden zusammen auf, unzertrennlich in Freud und Leid, und in einer sich mehr und mehr innerlich und aufrichtig gestaltenden Freundschaft, die nie und nimmer gebrochen worden war.

Und wenn Pastor Rude nun auf seine alten Tage von dem großen, gegen Norden gerichteten Lehnstuhl aus sah, wie die zwei Freundinnen einander treu umschlingend in Wald und Feld hinauseilten, oder wie sie im Garten auf einer Bank saßen, tief in dasselbe Buch vertieft, so konnte er vor sich hin nicken und sich im Stillen darüber freuen, daß es ihm geglückt war, das Kind von einem geistigen Tod zu einem reichen und edlen Gefühlsleben emporzuheben, mit Verständniß sowohl für des Lebens große, tragende Kräfte, als auch für die stillen, grünenden Pfade, „wo die Palmen wachsen."

Und alle diese Hoffnungen und Träume waren nun mit einem Schlage brutal vernichtet, hoffnungslos zerschmettert an dieser harten, unzerbrechlichen Schale, welche er aus hundert früheren Fällen kannte. Er wußte es: Da war aller Appell fruchtlos; und man konnte nur zu Gott beten, daß er doch einmal diese kalten Steinherzen aufthauen möchte, damit sie sehen könnten, welch reiche Gnadengaben uns zur Veredelung und Verschönerung des Menschenlebens verliehen sind . . .

Als die erste Erbitterung vorüber war, griff Pastor Rude doch wieder

zu Messer und Gabel, und je mehr die Mahlzeit vorschritt, desto ruhiger sprach er.

Aber auch über den übrigen Theil der vorher so vergnügten Gesellschaft hatte sich eine Stimmung von bitterer Trauer gelegt; denn Alle kannten ja Grethe und waren ihr gut.

Zwei ältere Damen von benachbarten Gutshöfen sprachen über die empörende Thatsache mit einer würdigen, zurückgedrängten Entrüstung; und die eine, die etwas wissenschaftlich angelegt war, meinte in diesem und ähnlichen Fällen den letzten, thierischen Rest von dem alten Sklavengeiste zu sehen, welcher jetzt in anderen Beziehungen glücklicherweise beinahe ausgewischt sei.

Selbst der etwas feuchte Meiereipächter, der heimlich mit seiner Haushälterin zusammenlebte, mischte seine Stimme in die allgemeine wehmüthige Klage über den in dieser Hinsicht traurig tiefen Standpunkt der Bauern.

Doch ein junger, begeisterter Seminarlehrer aus der Nachbargemeinde, der das Haar in einen blaßrothen Hahnenkamm über die Stirn gekämmt und zwei Flaumbüschel an der Spitze des Kinns hatte, nahm die Sache gleich vom Standpunkte des höheren Gefühlslebens und entwickelte in einem längeren Vortrage, er lebe der Hoffnung, daß die allgemeine Aufklärung auch auf diesem Gebiete veredelnd auf den dänischen Bauern einwirken werde.

Hierüber sprach man nun, während der Thee herumgereicht wurde, lauter und lauter; und als der Theepunsch circulirt hatte, wurde die Stimmung wieder einigermaßen lebhaft.

In Ellen-Lisbeths jungem, bleichen Angesichte lag jedoch eine wirkliche und tiefe Erregung, die sich ihrer mehr und mehr bemächtigte. Ihr ganzer Körper kam ins Zittern; Thräne auf Thräne rann — trotz Kampf — über ihre Wangen herunter.

Endlich konnte sie es nicht mehr länger ertragen und warf sich gegen die Stuhllehne zurück, indem sie in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach.

Es war nicht Trauer. Sie war empört, — gekränkt in ihrer innersten, verschämtesten Seele; und Alles, was der Vater und die beiden älteren Damen zu ihrer Beruhigung versuchten, führte zu nichts. Sie weinte nur stärker, krampfhafter, mit einem wilden hysterischen Weinen, das gleichsam ihren Körper auseinander zerrte und auf Alle einen merkwürdig unheimlichen Eindruck machte.

Der Vater erhob sich und sprach streng zu ihr; aber es half Alles nichts; es war, als ob eine lange zurückgedrängte Leidenschaft sich plötzlich Luft schaffte.

Nun aber begann es dem Pastor klar zu werden, daß etwas dahinter stecken müsse; denn das war nicht natürlich. Und als er sich rathlos über sie herabbeugte, fiel es ihm plötzlich ein, wie wunderlich geistesabwesend sie in der letzten Zeit gewesen war, wie krank und leidend sie ausgesehen hatte, ohne daß er sich das hatte erklären können.

An der anderen Seite des Tisches jedoch saß ein junger, stiller Mann mit einem warmen Blicke und einem gelblichen, krausen Barte. Heimlich hatten seine Augen die ganze Zeit an dem jungen Mädchen gehangen, und nun, da sie in Thränen ausbrach, konnte er seine Erregung nicht länger verbergen.

Da fiel der Blick des Pastors auf den jungen Mann; und beinahe gleichzeitig bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft eine merkwürdig feierliche Stille. Eine Zeit lang konnte Niemand Worte finden. Und selbst der etwas feuchte Meiereipächter bekam einen leichten Thau in die Augen.

Der Pastor hob stillschweigend die Tafel auf, und die Gesellschaft zerstreute sich schnell zu zweit nach den vier Ecken des Gartens. Als er aber in's Zimmer gekommen war, breitete er seine Arme vor der Tochter aus, die sich erröthend um seinen Hals warf, während er gleichzeitig die Hand ausstreckte nach dem jungen Manne, der sich schnell näherte.

„Gott segne Euch", sagte er mit bewegter Stimme und schloß sie beide in seine Arme. — —

Nur der junge Seminarlehrer aus der Nachbargemeinde stand noch ganz verdutzt auf dem Wahlplatze und konnte nicht verstehen, was da vorgegangen war.

* * *

Aber draußen in des Waldhüters dunkler Stube saß Grethe matt und schwerfällig und hielt den wüsten Kopf mit den Händen. Ein etwas röthliches Abendlicht stahl sich durch des Waldes Stämme hinein und es säuselte leise im Laube.

Die Thüre wurde geöffnet, und der Vater schlich sich hinein. Und als er sah, daß sie allein war, stellte er sich an's Fenster zu ihr hin und begann, wie in Gedanken, ihr Haar mit der Hand zu streicheln, während er durch die Fensterscheiben sah.

Grethe ergriff seine Hand und brach wieder in Weinen aus, indeß sie dieselbe an ihre Wange preßte.

Als sie aber die Mutter in die Küche kommen hörte, ließ sie los; und der Vater machte sich schleunigst zum Eckschranke hin, wo er sich geschäftig mit alten Bindfäden zu thun machte, welche da durcheinander lagen.

III.

Morten Pers hatte des Schneiders Haus am Ende des Dorfes gekauft.

Es war ein nettes, kleines Haus mit einem kleinen, eingezäunten Gemüsegarten, einem Wippbrunnen und einem Ententeiche. Aber der Schneider war ein alter Trunkenbold gewesen, der Alles verfallen ließ; und kaum war die Ernte vorbei, als Morten schon zu Mauerkelle und Pinsel greifen mußte.

Da war vieles zu thun, und Morten wollte es in jeder Beziehung fein und vollständig haben. Die Mauern sollten berappt, die Fenster nachgesehen und blau angestrichen werden. Das Dach, welches von Ratten halb aufgefressen war, sollte mit frischem Stroh vollständig neu gedeckt werden, nicht zu reden von einem splinterneuen Satze Schräghölzer auf dem Dachrücken.

Drinnen in den kleinen, niedrigen Stuben sah es zum Verzweifeln aus. Aber der kleine Morten gab sich an alles dieses und arbeitete fleißig in den kurzen, dunklen Tagen, die man nun hatte; und niemals hatte man sein schwitzendes Vollmond-Gesicht so lustig und zufrieden leuchten sehen, als in dieser Zeit, wenn er so richtig drauf los wurzelte, daß der Schweiß in Strömen herabfloß.

Nun ließ es sich nicht leugnen, daß Morten Pers sich außer bei den Waldhüterleuten auch an anderen Stellen versucht hatte — nur mit weniger Glück. Aber nun freute es ihn auch doppelt zu wissen, daß mehr als einer von des Dorfes jungen und hübschesten Männern ihm heimlich seine Grethe neidete; und in seiner Freude und seinem Stolze hierüber gelobte er sich selbst, nichts zu sparen, um es so gut zu machen, daß Grethe die Wahl, die sie getroffen, nicht bereuen sollte.

Und so groß war seine Freude und sein Glück, indeß seine Hütte sich nach und nach in erneutem Glanze erhob, daß er nichts von der Mißstimmung bemerkte, die hie und da im Dorfe über ihn laut zu werden begann, und die ihren Ursprung von keiner weniger erhabenen Stelle als dem Pfarrhofe selbst hatte.

Man munkelte darüber, daß Pastor Rude die Nachricht von der beabsichtigten Verbindung mit Entrüstung aufgenommen, und daß seine junge Tochter Grethe's Mutter mit den heftigsten Ausdrücken angegriffen — ja mit Thränen in den Augen geradezu verlangt habe, daß man gegen die brutale Gewalt einschreiten solle, die gegen ihre Freundin angewandt worden sei.

Aber daraus mußte doch wohl nichts geworden sein, und besonders ging es ganz spurlos hin über das Haupt des frohen Morten Pers, der den ganzen Tag an nichts Anderes dachte, als für seine kleine Grethe zu kleistern und Alles gemüthlich zu machen, damit sie in dem feierlichen Augenblicke, da sie in seine Stube einzog, um ihn nicht mehr zu verlassen, vergnügt lächeln solle. Auch hatten nächtliche Wanderer, die da vorbei kamen, ihn in der Küche bei Licht putzen und weißen sehen bis lange nach Mitternacht.

Doch mit des Pastors junger Tochter war etwas vorgegangen, das sicher viel zu der mißlichen Veränderung der allgemeinen Stimmung beigetragen hatte.

Fräulein Ellen-Lisbeth hatte sich verlobt. Und nun sah manches junge Mädchen und manche junge Frau mit Schamerröthen, daß sie die wahre,

erhebende Liebe, worüber so viel gesprochen und gesungen war, nie auf diese Weise besessen hatten.

Fräulein Ellen-Lisbeth aber war dadurch auch gleichsam ganz verwandelt worden. Ihre Wangen hatten eine frischere Farbe, ihre großen, brennenden Augen einen jubelnden Glanz bekommen; — ja, selbst die Stimme erhielt einen ergreifenden, einschmeichelnden Klang, daß Viele, die sie aus der Entfernung hörten, stille standen, nur um zu lauschen.

Jeden Nachmittag zwischen drei und vier — lange, lange bevor die Post vernünftigerweise erwartet werden konnte — sah man sie ungeduldig hinter der Gartenthür auf und ab gehen und jeden Augenblick nach dem Wege hin spähen mit allen Zeichen einer nervösen Unruhe, bereit hinauszustürzen bei dem kleinsten Schimmer eines bestaubten Rockes auf dem Hügelrücken. Und nächtliche Wanderer, die am Pfarrhofe vorbeikamen, konnten stets, selbst lange nach Mitternacht, hinter der Gardine eines bestimmten Mansardenfensters Licht sehen — und den Schatten von Jemand, der dort saß und schrieb.

Aber am Samstag, wenn der Vater nach Mittag schlief oder an seiner Predigt schrieb, huschte Ellen-Lisbeth ganz aus der Gartenthür hinaus und schlich sich auf einem Fußwege um das Dorf herum nach Osten zu, wo sie den Sandweg betrat, der über die Hügel führte, — ihre Eile immer mehr beschleunigend trotz der starken Steigungen, die Augen steif in die Ferne gerichtet, bis sie plötzlich auf der Spitze einer Höhe begann, Taschentuch und Sonnenschirm zu schwenken und nach einem kleinen, grauen Punkte hinzuwinken, der sich dort über die Moorzüge bewegte, — immer wieder winkte und winkte sie, schwellend roth im Gesicht, indeß ihr Herz sichtbar gegen das Kleid schlug.

Der kleine graue Punkt aber schritt schnell vorwärts und wurde ein großer, grauer Mann mit hellgelbem, krausem Barte, der mit offenen Armen ihr entgegeneilte. Unter einem schützenden Baume schloß er sie in seine Arme in einer flammenden Begegnung, mit einem langen, betäubenden Kusse, mit Worten ohne Zusammenhang, Fragen ohne Antwort, Umarmen und Erröthen ohne Ende.

Er ergriff ihre Hände, tastete über ihr Haar und sah ihr in die großen, feuerigen Augen. Sie nahm seinen Hut, trocknete ihm den Schweiß von der Stirn und drückte sich fest an ihn. Dann lachten sie wieder und küßten sich und waren außer sich vor Freude und Glückseligkeit. Endlich rissen sie sich los und gingen über die großen, dürren Felder heim — sie an ihn gelehnt, er über sie gebeugt mit dem Arm um ihren Leib, in einer berauschenden Einsamkeit, entfernt von aller Welt Lärm — hier, wo nur Sonne und Vögel ihr Liebesglück über das ganze Land hinausjubelten.

Wenn sie dann aber auf dem letzten Hügelabhange in der Ferne ein kleines Haus mit Ententeich und Wippbrunnen sahen und einen kleinen, häßlichen Mann, der dort stand und schwitzend mit einem gewaltigen Pinsel eine

häßliche, brandgelbe Mauer anstrich — da verdunkelte sich Ellen=Lisbeths hübsches Gesicht mit einem Male; und in dem Gefühle des eigenen überströmenden Glückes warf sie sich an seinen Hals und verbarg sich schluchzend unter dem gelblichen, krausen Barte.

„Arme — arme Grethe!“

Nun, — das war wahr; mit Grethe hatte es eine traurige Wendung genommen.

Stumpf und schwer, ohne einen Funken von Hoffnung oder Gedanken, saß sie zu Hause in der dunkelen Stube und nähte mechanisch große Haufen von Zeug — Tücher, Hemden und schwere Ueberzüge — welche die Mutter ihr in die Hände gab.

Jeden Abend kam Morten, setzte sich ihr zur Seite und beobachtete stille und glücklich jeden Stich, den sie machte, und lachte sie an, wenn sie sich unbedachtsam stach.

Ueber seine großen Vorbereitungen und Einkäufe für ihr neues Heim sprach er nie. Das war sein großes, theures Geheimniß, welches sich erst zu ihrem Erstaunen an jenem Abend offenbaren sollte, wenn sie dort einzog, um bei ihm zu bleiben.

Dagegen entrollte er vor ihr, wie herrlich sie es in ihrer kleinen Stube haben sollten, — „wie erbärmlich und kümmerlich sie auch sein würde,“ fügte er immer mit einem schlauen Lächeln hinzu — wenn sie ganz sein werden würde; wie sie an den langen Winterabenden in des Pastors Büchern lesen wollten, ehe sie in's Nest kröchen,“ und wie sie schon mit Sparsamkeit und redlicher Lebensweise würden auskommen können, selbst wenn sie einen Haufen Kinder bekämen.

Zunächst sollten sie natürlicherweise ein Schwein haben, das war klar. Aber außerdem hätte er sich gedacht, wollten sie circa zwanzig Hühner halten, was vortheilhaft sei für einen, der — wie er — für einen geringen Lohn arbeiten müsse; dann könne Grethe mit den Eiern zur Stadt gehen, während er auf Arbeit sei. Aber besonders weitläufig verbreitete er sich darüber, was aus dem Gemüsegarten und dem kleinen Stücke Land, das zum Hause gehöre, herauszubringen sei, wenn beides richtig umgegraben und von der Menge Queckwurzeln gereinigt würde, die das alte Schwein von einem Schneider in der Erde habe aufkommen lassen.

Grethe hörte kaum ein Wort von Allem, was er da erzählte. Und sie war so an ihn gewöhnt und so stumpf für Alles geworden, daß sie, als er endlich eines Tags seinen Arm um ihren Hals legte, um zu erzählen, nun sei sowohl das Aufgebot als auch die Hochzeit beim Pastor bestellt, sich nur langsam frei machte und matt antwortete:

„Schon.“

Doch die Hochzeit war auf einen der Tage vor Weihnachten festgesetzt und sollte mit großer Festlichkeit und vielen Gästen gefeiert werden.

Dieses Letztere war der Mutter Wille. Und jemehr die Mißstimmung

und das Geschwätz im Dorfe um sich griff, desto größere Vorbereitungen traf sie im Stillen zur Feier des Tages. Grethe hieß Alles ohne Einwendung gut; und der Vater war in der letzten Zeit so sehr abgefallen und so merkwürdig geworden, daß er gar nicht gefragt wurde.

... Drei Tage vor Weihnachten in schönem, strahlendem Wetter, unter einem wolkenfreien Frosthimmel, zog denn des Waldhüters festliche Hochzeitsschaar in drei Wagen aus dem Wald heraus.

Die Krähen — der Braut erste Kindheitskameraden — erhoben sich von den am Wege stehenden Bäumen und begrüßten sie vorbedeutungsvoll, indeß die Wagen weiterfuhren. In dem ersten Wagen saß das Brautpaar. Grethe ruhig und gefaßt, aber bleicher und bleicher, je mehr sie sich der Kirche näherten.

Auf dem Kopfe trug sie einen Schleier, der hinter ihr im Winde wogte, und einen frischen Myrthenkranz, den Ellen-Lisbeth — einem alten Versprechen gemäß — ihr heimlich unter manchen Thränen gesandt hatte. Die Hände hatte sie fest um ein glänzendes Gesangbuch gefaltet, das die Mutter ihr am Morgen mit einem Kusse gegeben hatte.

An ihrer Seite glänzte Morten mit einem schwindelnd hohen Cylinderhute. Indem der Wagen in das Dorf hineinschwenkte, fing er über den Feldern einen Schimmer von einem Wippbrunnen und einem brandgelben Hause auf; und mit einem geheimnißvollen Lächeln, das sich über sein ganzes Gesicht verbreitete, schielte er zur Seite.

Aber Grethe sah ihn nicht an; sie stierte unverwandt und mit unnatürlich wachen Augen gerade aus über die dampfenden Pferde hin.

Drinnen im Dorfe standen die Leute in Thüren und Fenstern, als der Brautzug vorbeikam. Bei dem zweiten Wagen richten sich alle Blicke auf die Mutter, die allein auf dem Rücksitz saß, steif und blank, ohne zur Seite zu sehen, und mit einer Haltung, an der alle stechenden Blicke abprallten. Der Rand ihrer Haube glänzte herausfordernd in der Sonne, und die bunten Nackenbänder flatterten im Winde hinter ihr her mit leichtem, höhnischem Klatschen.

Zu beiden Seiten der Kirchhofsthür bis weithin zwischen den Gräbern wartete eine dichte Menge von Weibern und Kindern. In einiger Entfernung nach dem Dorfe zu standen die Knechte mit langen Pfeifen, — die Männer ganz zurück in den Stallthüren, indem sie die Arme auf den untersten Theil der Thür stützten.

Als die Wagen hielten, schwieg die Menge, und man drängte sich zusammen, um zu sehen. Drinnen im Dorfe schoß ein wohlwollender Knecht im Garten ein Gewehr ab; aber bei der ringsum herrschenden drückenden Stille empfand man das mehr als einen Hohn denn als einen Gruß. Einige von den Knechten begannen auch zu lachen, und die Hochzeitsgäste verließen stille die Wagen und begannen ihre Kleider abzubürsten, ohne sich umzusehen.

Als man aber die Braut aus dem ersten Wagen hinaushob, so daß

Alle ihr Gesicht sahen, das leichenblaß war, durchdrang die Menge eine heftige Erbitterung. Junge Mädchen standen da vor Entrüstung bleich und mit Thränen in den Augen, und ein altes Weib aus dem Armenhause, die auf die Kirchhofsmauer geklettert war, fing an, laut einige gemeine Worte über „Waldhüters Else" zu rufen, so daß die Leute sich umwandten und Schweigen gebieten mußten.

Auf dem Wege durch das Dorf hatte Grethe gerade Sammlung genug gehabt, um zu bemerken, daß keines der Häuser beflaggt war, und das hatte sie geschmerzt. Aber als sie nun ihrer Mutter Namen von der Menge nennen hörte, fühlte sie plötzlich das Gesangbuch in ihren Händen brennen, und indem sie Mortens Arm ergriff, sah sie rasch auf und das Blut fuhr ihr in die Wangen.

In demselben Augenblicke begannen die Glocken im Thurme zu summen; die Brautschaar ordnete sich, und ein kleiner weißhaariger Küster öffnete die Kirchenthür.

Drinnen in der Kirche hatte sich durch eine Seitenthür schon eine große Schaar sowohl Männer als auch Frauen versammelt, die sich erhoben, als das Gefolge in die Kirche trat und zum Altare ging, wo Pastor Rude dasselbe empfing. Hier theilte es sich nach des kleinen Küsters Anweisung gleichmäßig nach Männern und Frauen; aber Morten, der nun einmal Grethes Hand erfaßt hatte, wollte diese nicht los lassen und setzte sich zu ihr.

Unten in der Kirche herrschte augenscheinlich eine große Spannung. Das Gerücht hatte nämlich erzählt, daß Pastor Rude, der gerade in eine andere Gemeinde berufen worden war und einen der Tage fortziehen sollte, diese letzte kirchliche Handlung, die er aller Wahrscheinlichkeit nach an diesem Orte zu verrichten hatte, dazu benutzen wolle, seiner alten Gemeinde ein ernstliches Wort zu sagen, das ihm lange auf dem Herzen gelegen habe. Und da er sich nun nach beendigtem Gesange vom Altar umwandte, sah er auch so streng über die Brautschaar hin und putzte seine Nase so ungewöhnlich viele Male, und mit einer solchen Kraft, daß Alle drunten in der Kirche sich verstohlen anblickten und verstanden, daß das Gerücht die Wahrheit gesagt haben würde.

Grethe, die fühlte, daß aller Augen sie beobachteten, ließ Morten ihre Hand behalten und hielt sich im Kampfe so rank, wie sie konnte. Und wenn nun gleichwohl — beinahe ohne daß sie es selbst wußte — Thräne auf Thräne in ihren Schoß rollte, so kam das nicht von den Worten des Pastors, die wie ein Donner über ihr Haupt hinwegpolterten, sondern davon, daß sie wußte, Ellen-Lisbeth säße irgendwo in der Kirche verborgen und weine mit ihr.

Morten war glücklich über die Hand und lächelte stille und geheimnißvoll vor sich hin. Auch er hörte kein Wort von der langen Rede des Pastors; er war weit fort — zu Hause in seinen kleinen gemüthlichen Zimmern, wo Alles nun zum Empfange fertig war.

In Gedanken durchlief er die Reihe von neuen Möbeln, die er mit so großer Heimlichkeit angeschafft, und berechnete die überraschende Wirkung, die jedes einzelne auf Grethe machen würde, wenn sie dieselben am Abende endlich zu sehen bekäme — den grünen Tisch, den Kleiderschrank und namentlich den Waschtisch, welchen Sie sich stets gewünscht hatte, wie er wußte.

Er sah Alles in den Stuben genau nach, konnte aber nicht entdecken, daß etwas zu einem glücklichen Heim fehle. In der Küche hatte er sorgsam Wasser in den Wassereimer gegossen, damit Grethe sich nicht am selben Abend noch mit dem Brunnen abzumühen brauche; und an der Wand beim Heerde hatte er einen zierlichen, kleinen Stabel von kurz gehauenem Tannenholze angebracht, damit sie am nächsten Morgen gleich das Nöthige zum Feueranmachen vorfinden solle.

Aber außerdem hatte er sowohl Wohn- als auch Schlafzimmer mit kleinen Tannenzweigen geschmückt, die er im Walde abgeschnitten hatte. Den ganzen gestrigen Abend hatte er damit zugebracht, dieses auf das Festlichste zu arrangiren, und er war davon so erfüllt gewesen, daß er die Nacht fast nicht hatte schlafen können; als er aber am Morgen erwachte — es war erst drei Uhr — ging er gleich im bloßen Hemde mit dem Licht in der Hand in den Stuben umher, um zu sehen, ob noch Alles in derselben Ordnung dastehe.

Und nun saß er da unter des Pastors rollendem Donner und freute sich in Gedanken über das Gesicht, welches Grethe machen würde, wenn sie heute Abend über die Thürschwelle trat, und er selbst Licht anzündete für sie . . .

Pastor Rude sprach von der Liebe, der schönsten Blume des Lebens, der lieblichsten Gnadengabe, die uns verliehen sei, von welcher alles Große und Gute seinen Ursprung habe, — ja die zu guter Letzt das einzige Tragende im Leben sei.

Nach dieser Einleitung ging er natürlich und ruhig zur Ehe über, deren Grundlage die Liebe sei.

Hieran anknüpfend sagte er dann, daß er sein ernstlichstes Bedauern nicht zurückhalten könne über die trauerige — er müsse sagen Brutalität, die man leider sehr oft — und nicht zum Wenigsten auf dem Lande — anträfe, wie Männer und Weiber ohne Schamgefühl sich durch die heiligen Bande der Ehe vereinigen ließen, ohne überhaupt zu wissen, was wahre und tiefe Liebe bedeute. Er wolle es nicht verbergen, daß seine Seele sich jedesmal krümme, wenn er kraft seines heiligen Amtes diese Handlung gegenüber einem solchen Paare verrichten müsse. Denn das wäre das traurigste Zeichen von — er müsse sagen: seelischer Rohheit, von der sich jeder fühlende Mensch mit Abscheu fortwenden müsse.

Er wurde mehr und mehr warm und endete in voller Extase:

Das sei — rief er ihnen zu — eine Kränkung der schönsten und

edelsten Gefühle der Seele, ein Verbrechen gegen das Beste, ja im Grunde eine Unsittlichkeit, die, wie offenbare Unzucht, ein Greuel sei vor dem Herrn und seiner Gemeinde. — Daher wolle er in diesem, wie in allen Fällen, inständiglich Jedem besonders zurufen, zuerst ernstlich sein Herz zu prüfen; und, nachdem er noch drei Mal seine Nase sehr stark geschneuzt hatte, fuhr er fort, er wolle von ganzem Herzen unseren lieben Herrgott bitten, daß er die Gemeinde, die er nun verlasse, bewahren und ihre Seelen aus dem alten Sklavenjoche erheben wolle zum Lichte und Leben, zu den grünenden Auen, „wo die Palmen wachsen."

Als er schloß, war er in Schweiß gebadet und ganz bleich vor innerer Erregung. Doch Morten ging, nachdem er geopfert hatte, vertrauensvoll zu ihm hin und dankte ihm für die „schönen Worte".

Drunten in der Kirche saß man dagegen noch ganz stille vor Beklemmung. Und als das Gefolge die Kirche verließ, richteten sich alle Augen furchtsam auf Else. Diese ging mit stolz erhobenem Haupte, noch einmal so gerade und freudig hinter ihrer Tochter her, ohne eine Miene zu verziehen.

IV.

Im Laufe des Nachmittags sah man mehrere geputzte Gäste vom Dorfe nach dem Hochzeitshause ziehen. Und gegen Abend war es beinahe voll in des Waldhüters enger Stube, aus welcher das Bett und der große Eichenschrank entfernt waren, um Platz zu machen, und wo die Wände mit Tannenguirlanden und kleinen Danebrog-Fahnen geziert waren.

Unter der einen Fensterreihe stand ein langer, festlicher Tisch gedeckt, der durch drei Stearinlichter erleuchtet war, voll besetzt mit guten, fetten Sachen: Schinken, Sülze, geräuchertem Hammelfleisch und warmen gebratenen Heringen, die man im ganzen Zimmer riechen konnte. Der Waldhüter selbst stand an dem einen Tischende, die Branntweinflasche in seinen zitternden Händen und forderte die Leute auf, sich zu setzen, während Else aus der Küche eilfertig aus- und einging mit Kaffee für die Gäste, deren sich mehr und mehr einfanden, sodaß man sich zuletzt kaum rühren konnte.

Gleichwohl waren Manche zu Hause geblieben, obgleich sie eingeladen waren. Besonders hatten die Familien der Hofbesitzer sich zurückgehalten, sodaß die Gesellschaft meist aus Häuslern und Käthnern mit ihren Frauen und Kindern bestand, die einen guten Bissen nicht an sich vorbeigehen lassen wollten, wenn dazu Gelegenheit geboten wurde. Gegen Abend kamen auch die Knechte und die muntersten Mägde des Dorfes, die Lust zum Tanzen hatten. Da mußte man aber alle Thüren und Fenster sperrweit aufmachen, um Luft zu bekommen.

Und als nun alle gegessen hatten, wurden Tisch, Stühle und alles überflüssige Geräth ohne Weiteres hinausgeworfen, zwei Musikanten auf einer Tonne in Grethes Winkel angebracht und alle älteren Leute mit einer Laterne auf den Boden versetzt, um Napoleon zu spielen; denn nun sollte

die Lustigkeit erst recht losgehen und die Braut sollte schwitzend aus der Mädchenschaft herausgetanzt werden. Doch vorher bahnte Else sich einen Weg durch die Menge mit einer dampfenden Punschbowle auf dem Kopfe; und während der blöde Kresten und Per Aeg im Winkel ihre Violinen stimmten, brachte ein Knecht, mit einem schon etwas rothen Kopfe ein donnerndes „das Brautpaar lebe hoch" aus, welches mit gewaltigem Hurrarufen beantwortet wurde, das sich durch die engen Fenster gleichsam hinauspreßte weit hinein in die stille, sternenklare Mitternacht.

Drinnen im Dorfe war Alles schon längst zur Ruhe gegangen, und die Lichter waren in Haus und Hof ausgelöscht. — Ein leichter Mondschein ruhte über der Gegend. Vom Moore und den mit Reif bedeckten Feldern glitzerte es schwach. Der Wald, der sich allmählich über die Hügel hinstreckte, lag da wie mit einem Schleier von Silberbrocat überzogen, der hie und da in breiten Streifen im Mondscheine glänzte wie fließendes Wasser. Der Himmel war wolkenfrei, aber die Sterne waren groß und matt und schienen gerade über dem Dorfe halb ausgelöscht zu sein, wo der Nebel durch den weißlichen Dunst verstärkt wurde, der aus den warmen Ställen in die kalte Nacht hinauszog.

Hinter einem halb offenen Mansardenfenster im Pfarrhofe saß Ellen-Lisbeth, in ein dickes Tuch eingehüllt, und horchte auf den fernen Lärm vom Walde.

Vom Weinen und vor Verzweiflung aufgerieben, konnte sie nicht fassen, daß es wirklich geschehen sei; sie durfte nicht daran denken. Und jedesmal wenn die Scene in der Kirche und Grethes schreckliche, todesähnliche Ruhe sich ihr so lebendig vergegenwärtigte, mußte sie mit den Händen am Kopfe ihr hervorbrechendes Schluchzen unterdrücken, damit der Vater unten nicht dadurch geweckt würde.

Weiter in der Nacht wurde der Lärm und die Lustigkeit noch stärker, während der Mond ruhig über den Wald hin segelte, dessen aufgescheuchte Thiere und Vögel sich weiter und weiter in das Dickicht zurückzogen.

Nur ein alter, neugieriger Fuchs, der den Bratenduft gerochen hatte, schlich sich hie und da an der Steinmauer vorbei und stand stille, um nach dem rothen, staubgefüllten Lichtschimmer zu sehen, der zwischen den Stämmen hindurch fiel, und nach den Schatten, die sich unablässig durch denselben bewegten.

Das Innere der Stube war ein Staub und eine Hitze, die an den Wänden hinunterstrich. Die halb ausgebrannten Lichter flackerten im Winde, sodaß es zu Zeiten beinahe dunkel war. Man tanzte abwechselnd verschiedene Bauerntänze nach den lustigen Klimpertönen vom blöden Kresten und Per Aeg, obleich da kaum Platz war, um sich auf dem Boden zu rühren. Die Mädchen schrieen, und die halbbetrunkenen Knechte drängten nach, um vorwärts zu kommen, und oben in den Fensterbänken saßen die alten Männer, die vom Boden heruntergekommen waren und Tabak rauchten und lachten.

Jeden Augenblick aber wurde eine neue dampfende Bowle über den Häuptern der Tanzenden hinweg hereingetragen; und draußen in der Küche saßen die Frauen in einem Kreise um den Kaffekessel versammelt, der auf dem Heerde stand.

Grethe kroch in einem Winkel der Stube zusammen, wo sie unbemerkt war. Bisher hatte sie sich aus Trotz und durch Anspannung aller ihrer Kräfte so stramm gehalten, wie sie konnte; aber jetzt, da die Lustigkeit so große Fortschritte gemacht hatte, daß man keine Notiz mehr von ihr nahm, sank sie ganz zusammen.

Sie versuchte sich zu sammeln und an Ellen-Lisbeth zu denken, aber es lief Alles rund vor ihren Augen. Sie kam sich selbst ganz fremd vor und war von den letzten, schlaflosen Nächten so müde und wirr, daß sie kaum den Kopf gerade halten konnte.

Morten setzte sich zu ihr und nahm — gewiß zum zwanzigsten Male — ihre Hand. Er hatte sie seit einiger Zeit so merkwürdig stille und beklemmt umkreist und begann nun ihre Hand besonders weich zu streicheln.

Sie zog dieselbe nicht zurück; aber er glaubte zu bemerken, daß sie zitterte; und eine Zeit lang saßen sie schweigend da, während der Spectakel um sie her wuchs.

Endlich beugte er sich zu ihr hinüber und fragte leise, ob sie nun nicht nach Hause gehen sollten.

Erst antwortete sie nicht. Aber als er es wiederholte, stand sie auf und ging mit ihm.

Draußen bei der Hausthür nahm sie kurz Abschied von der Mutter, die ihr die Stirne küßte. Als sie aber den Vater in die Küche kommen hörte, eilte sie hurtig fort — zum Walde hinaus und über den Weg dahin, sodaß Morten, der Grethens Zeug in Bündeln unter den Armen trug, ihr kaum folgen konnte.

Der Mond war gerade hinter dem Walde untergegangen. Der Himmel war dadurch scheinbar höher geworden — tief blau, mit stechenden, goldenen Sternen — und es war beißend kalt. Von dem fernen schwarzen Moore, welches im Schatten der Hügel lag, schimmerte das Eis auf den gerade gezogenen Torfgräben mit einem Glanze wie von tauigem Silber; und es funkelte und glitzerte auf den großen Feldern zu beiden Seiten des Weges, wo Morten und Grethe schweigend neben einander hergingen.

Morten fühlte sich etwas beklommen. Jetzt, da es so nahe war, erschien es ihm ganz wunderlich, daß dieses junge, hübsche Mädchen mit ihm heim gehen sollte in seine Stuben, daß sie in seinem Bette liegen und ihn nie verlassen sollte . . . Es wurde ihm auf einmal ganz heiß im Kopfe, und er wagte es kaum sie anzusehen; und als er in der Ferne seinen brandgelben Schornstein und den Wippbrunnen über den Feldern zum Vorschein kommen sah, begann sein Herz heftig zu schlagen. Als er aber endlich mit ihr in dem kleinen, dunkelen Hausflur stand und die Thür hinter sich abge-

schlossen hatte, ergriff er ihre beiden Hände und sagte aus vollem Herzen: „Nun danke ich Dir herzlich und heiße Dich willkommen, Grethe!"

Grethe fühlte sich ganz schwindelig, als sie die Thür hinter sich abschließen hörte, und mußte sich an der Wand halten. Aber Mortens Worte lauteten so ehrlich und aufrichtig, und sein Händedruck war so innerlich und treu, daß es ihr ins Herz schnitt, und sie konnte nichts erwidern. Erst als er sie losgelassen hatte, sagte sie leise und bewegt: „Danke", aber da war er schon im Zimmer und suchte nach Streichhölzern.

Drinnen empfing sie eine wohlthuende Wärme von einem munteren Feuer im Ofen, welches die Nachbarsfrau Mortens Auftrag gemäß unterhalten hatte, damit Alles complett sein sollte. Die Gardinen waren vor den Fenstern herabgelassen; auf dem Tische stand ein Teller mit frischen Topfblumen. Alles war auf dem richtigen Platze, glänzte neu und bot Willkommen; und die Luft war so rein und traulich.

Morten drehte sich rund, indem er das Licht hoch hielt, damit Grethe Alles richtig betrachten könnte. Er selbst war ganz eingenommen von dem Eindrucke, den es machte, und sah rings umher wie in einem glückseligen Rausche, und als wenn er eine Ewigkeit davon getrennt gewesen wäre. Die Kommode, die Stühle, der bläuliche Spiegel über der Bank, die tickende Uhr im Winkel — er lief von Einem zum Anderen, um es ihr zu zeigen.

Grethe blieb an der Thüre stehen; sie fühlte Alles vor ihren Augen wanken. Doch in seiner überströmenden Freude zog Morten sie mit sich in das Schlafzimmer und hielt die Kerze hoch in die Höhe, indem er triumphirend umhersah.

Hier stand das große, zurechtgemachte, zweischläferige Bett mit dicken, aufgethürmten Federbetten, ein splinterneuer Kleiderschrank und jener Waschtisch mit dem Blechbecken, den Grethe sich immer gewünscht hatte. — In der frisch gekalkten Küche glänzte das Kupferzeug blank von den Wänden herunter; die Wassereimer auf einer kleinen, neuen Holzbank und gerade darüber die Scheppe an einem Nagel, der Kehrbesen, der Herd und der kleine, zierliche Stabel von gespaltenem Tannenholz — Alles stand bereit und wartete bloß auf sie. Die Tonne mit gesalzenem Fleische, der Aufnehmer und die lange Reihe weißer Teller über der Küchen-Anrichte schimmerten so einladend von ihren Regalen hernieder, als ob sie sagen wollten: komm und nimm mich!

„Na?" lächelte Morten und sah sie an.

Aber in demselben Augenblicke wandte sie sich schnell von ihm ab, verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, sank stille auf einen Stuhl nieder und begann bitter zu schluchzen. Morten stierte sie lange an und setzte langsam die Kerze auf den Tisch. Er verstand das gar nicht; aber sein Gesicht veränderte sich vollständig.

„Gefällt . . . . gefällt es Dir nicht — Grethe?" fragte er endlich langsam und unsicher.

Sie antwortete nicht; sie schluchzte blos stärker und verbarg ihr Gesicht.

Doch als er sich nun ganz unglücklich über sie niederbeugte, sah sie schnell mit Thränen in den Augen auf, schlang die Arme um seinen Hals und sprach schnell und ängstlich ihm grade ins Gesicht:

„Du willst ja gut zu mir sein, Morten? Ich werde es auch Dir gegenüber sein — das will ich Dir versprechen — denn Du willst es ja zu mir sein, willst Du nicht? — nicht wahr?"

„Ei, ja doch, Grethe! aber . . .?"

„Ja, ja, ja — ich weiß es wohl, ich bin nicht so, wie ich sein sollte; aber es wird schon kommen — denn da ist ja so viel — und dann . . . Oh Gott! Oh Gott . . . aber wenn Du nur warten willst — und dann gut zu mir sein — und das willst Du ja, das willst Du ja?" wiederholte sie in ihrer Angst und drückte sich fester an ihn.

Morten verstand das noch gar nicht, aber er hatte beinahe selbst Thränen in den Augen. Er hielt seinen Arm um diesen schönen, zitternden Leib, der sich an ihn klammerte; und indeß nur ihr Kopf stille auf seine Schulter sank, konnte er mit der Hand fühlen, wie ihr Herz unter dem Kleide gewaltsam klopfte.

„Aber Grethe! — liebe Grethe doch!" sagte er, — er konnte nicht mehr herausbekommen.

Etwas später sah Ellen-Lisbeth, die das Fenster im Auge behalten hatte, daß das Licht im Hause der Neuvermählten ausgemacht wurde. Sie stand auf, schloß das Fenster und wankte nach dem Bette hin. Dort warf sie sich auf das Kopfkissen und lag lange ganz still, die Hände fest vor das Gesicht gepreßt.

Am nächsten Morgen reiste sie nach des Vaters neuem Berufsorte, um nicht wiederzukehren.

V.

Es vergingen fünf Jahre.

Da geschah es an einem Sommertage, daß eine elegant gekleidete Dame zu Aller Erstaunen im Dorfe umherspazierte und Alles so wunderlich bekannt ansah — die Kirche, den Pfarrhof und den Garten mit den Kastanien.

Namentlich verweilte sie draußen beim Walde und auf dem steilen Sandwege, der über die Hügel und um das Moor führt, wo sie gedankenvoll über die öden, dürren Felder auf und ab wanderte, bis sie sich am Rande des Weges unter einem schattigen Baume niedersetzte mit dem Kopfe in den Händen, wie wenn sie auf den Vogelgesang lauschte, der jubelnd über den Ländereien erschallte.

Schließlich entdeckte man, daß es die Tochter des alten Pastor Rude sein müsse, die sich — wie man wußte — vor ein paar Jahren verheirathet hatte. Man hatte auch gerüchtweise von der großen, schönen Hochzeit gehört, von welcher die beiden älteren Damen von den Gutshöfen ganz gehoben und bewegt zurückgekommen waren.

Und sie war es auch. Es war Ellen-Lisbeth — Frau Lunding.

Sie hatte sich in diesen Jahren sehr verändert. Sie war voller ge-

worden, aber auch bleicher. Sie ging etwas schwerfällig; die Gluth in den feurigen Augen war erloschen; und das leichte, klare Lächeln, das früher wie ein starker Glaube in dem auch damals etwas zaghaften Gesichte geleuchtet hatte — es war verschwunden.

Doch sie war jetzt nicht weniger schön. Das Kinn rundete sich kräftiger, der Blick sah tiefer, und wenn sie ab und zu im Schatten stille stand, um in langen Zügen die kühlende, Sommerluft einzuathmen, konnte ihr das Blut auf einmal so brennend heiß in die Wangen strömen und ihr Körper in einer so reifen Fülle schwellen, als wollte er die leichte, helle Sommertracht sprengen.

Als sie die bekannten, heimischen Stellen rings umher betrachtet hatte, wandte sie sich wieder dem Dorfe zu. Sie wollte Grethe besuchen.

Das Haus fand sie leicht: es lag noch gerade so da mit seinem Wippbrunnen und seinem Ententeiche und war sich in allen diesen Jahren gleich geblieben — sogar bis auf die brandgelbe Farbe, die in der Sonne einen schreienden Charakter hatte. In dem eingezäunten Garten wuchsen Kohl und Kartoffeln in geraden Linien; und auf dem kleinen Felde hinter dem Teiche stand eine bunte Kuh bis an die Kniee in so rothem und duftendem Klee, wie man ihn nur auf einem dreifach umgegrabenen Stück Land finden kann.

Als Ellen-Lisbeth in einiger Entfernung das Haus erblickte, begann ihr Herz heftig zu schlagen; und sie mußte einen Augenblick mit den Händen an der Stirne stille stehen.

Wie mochte es ihr wohl ergangen sein?

In der ersten Zeit nach der Trennung hatten die zwei Freundinnen mehrere Briefe gewechselt. Aber es war so, als ob sie sich nicht mehr vollständig gegen einander aussprechen konnten; das Neue, das zwischen sie gekommen war, hielt gleichsam die Worte zurück, und sie fühlten sich gegenseitig fremd. Die Briefe wurden stets kürzer und dunkler. Zuletzt erstarb jede Verbindung. Später hatte Frau Lunding nichts von ihr gehört, wenn sie auch oft in Gedanken bei den Erinnerungen jener ihrer glücklichen, träumerischen Jugendjahre verweilt und sich selbst mit Thränen in den Augen gefragt hatte, wie es wohl ihrer armen, kleinen Jugendfreundin gehen möge.

Doch als sie nun dem Hause näher kam, stutzte sie, da ihr aus dem Innern Lachen und lachende Kinderstimmen entgegenklangen, und als sie nun nach kurzem Zögern die Thüre zur Stube öffnete, schlug ihr gleich ein wohlthuender Duft von frisch gebranntem Kaffee entgegen, und sie sah an dem mit einem groben weißen Tuche gedeckten Tisch, auf welchen die Sonne schien, einen traulichen Familienkreis versammelt.

Man hatte ihr Klopfen überhört.

Morten machte sich — strahlend vor Vergnügen — am Ende des Tisches breit und hatte einen prächtigen Vollmondjungen auf jedem Knie. Die Großmutter saß mit aufgelöstem Haubenbande etwas mehr zurück und trällerte dem Kleinsten, der gerade an diesem Tage getauft worden war, ein Liedchen

vor. Und dort hinten am Fenster kramte der alte Großvater — gebeugt, aber lächelnd — mit einem Tabakskasten und einer Pfeife.

Man hatte gerade gegessen. Auf dem Tische standen die Ueberreste der Mahlzeit: Eier, gekochte Häringe, Stockfisch und eine Schüssel mit Kartoffeln, die mitten in der Sonne noch ein wenig dampften, ein Krug mit Bier und eine leere Branntweinkaraffe.

Auf der Fensterbank standen blühende Topfpflanzen; mitten zwischen denselben saß eine Katze und leckte ihre Pfoten. Alles sah rein und gemüthlich aus. Die Thür zum Schlafzimmer stand offen, so daß man das große, zugedeckte Bett mit seinen aufgehäuften Federbetten sehen konnte. Der bläuliche Spiegel hing an seiner alten Stelle über der Bank und die Uhr tickte gemüthlich aus dem Winkel heraus.

Was Grethe aber prächtig geworden war! Breit und ansehnlich, wie die Mutter, mit rundem Kinn und schlankem Hals, mit glänzenden Augen — und einem Lachen, das sie gerade gegen die Zimmerdecke erschallen ließ, so oft Morten, der einen Kleinen weg hatte, hinten am Tischende versuchte, den Jungens etwas vorzusingen. Sie stand nämlich am Ofen und trichterte den Kaffee; und Morten hatte eine Stimme, wie ein heiserer Rabe.

Grethes gelbes Haar war vielleicht vorne noch etwas mehr röthlich geworden von dem vielen Kämmen mit Wasser; aber es war auch größer und prächtiger geworden mit dichten Büscheln über der schwitzenden Stirn. Das wollene, geblümte Tuch, welches sie über demselben trug, wenn sie in die Küche ging, hatte sie in den Nacken geschoben, sodaß es wie eine Kapuze herunterhing. Denn das Essen mit jenem starken Appetit, den das Stillen von Kindern giebt, hatte sie warm gemacht; und sowohl Kleid als auch Untertaille hatte sie ganz aufgeknöpft und das Hemd nach unten gesteckt, um im gegebenen Falle gleich mit der Brust bereit zu sein, die — groß und mit Milch gefüllt — durch die warme, wollene Unterjacke zum Vorschein kam.

Frau Lunding mußte einen Augenblick dastehen, ohne bemerkt zu werden; doch als man sie endlich entdeckte, wurde es ganz still.

Grethe war erstaunt, doch auch erfreut, sie zu sehen und sagte ihr wiederholt, daß sie willkommen sei; auch die Anderen erhoben sich, begrüßten sie und fragten, wie es ihr ginge. Sie möchte sich doch ja setzen und mit dem vorlieb nehmen, was sie bieten könnten.

Frau Lunding setzte sich auch und trank die Tasse Kaffee, die Grethe ihr einschenkte. Aber sie war ganz verwirrt und mußte sich mit Macht soweit sammeln, daß sie die Fragen beantworten konnte, die an sie gerichtet wurden, und daß sie selbst nach dem fragen konnte, was sie eigentlich schon zum Voraus wußte.

Auch Grethe fühlte sich nach und nach etwas bedrückt und setzte sich auf die Bank neben Morten. Es war offenbar, sie konnten nicht recht dazu kommen, mit einander zu sprechen; es lagen zu viele Jahre dazwischen. Morten war daher bald der einzige, der fragte und antwortete; denn Else,

die Großmutter, welche — wie der alte Vater Waldhüter sagte — sonst „ein gutes Mundwerk habe", hatte die Geschichte von vor fünf Jahren nicht ganz vergessen und zog sich etwas zurück.

Später, als die Männer und die Kinder hinausgingen, um nach dem Schweine zu sehen und die Großmutter in die Küche ging, setzte Frau Lunding sich jedoch neben Grethe.

Aber auch dann sprachen sie leise und mit langem Zwischenraume zwischen jeder Frage und Antwort. Frau Lunding sah selten auf, sie zeichnete beständig mit dem Sonnenschirm auf dem Fußboden.

„Und nun bist Du wirklich glücklich, Grethe?"

„Ja," sagte diese offen und lachte.

„Aber — aber —" sie zögerte — „nun, Dein Mann?"

„Morten?"

„Ja — ich meine — liebst Du ihn jetzt?"

Jetzt war es an Grethe, sich vorzubeugen und zu Boden zu sehen. Aber da sie merkte, daß jener Augen auf ihr weilten, antwortete sie leise und mit einer etwas tiefen Stimme:

„Ich glaube, wir machten zu viel Wesens davon — damals — mit diesem Reden über Liebe — und dann — wohl zu verstehen, so wie wir darüber lasen . . . ich meine . . ."

Sie wurde roth und stotterte. Frau Lunding schlug schnell die Augen nieder und zeichnete wieder.

„Und Du? — Du bist ja verheirathet?"

Sie nickte.

„Und Du bist wohl ganz besonders glücklich, Du?"

Aber da jene nicht darauf antwortete, begann Grethe die Sachlage zu verstehen und fragte nicht mehr.

Frau Lunding aber fühlte eine Hand auf ihrer Schulter, und da sie aufsah, stand die Großmutter vor ihr, die aus der Küche hereingekommen war und Alles gehört hatte.

„Sehen Sie, beste Frau!" sagte sie langsam und mit einem etwas siegesgewissen Lächeln. „Früher waren Sie einmal böse auf mich — ich weiß es wohl; aber da waren Sie so jung und unerfahren. Aber jetzt haben Sie etwas von der Welt gesehen und wohl auch das Ihrige erfahren, wie ich mir wohl denken kann; — und sehen Sie: wir altmodischen Bauern, wir haben andere Gewohnheiten; denn wenn das Eine ein junger Mann und das Andere ein Mädchen ist, und sie sonst ehrbar und ordentlich sind und gut zu einander sein wollen, so ist ja doch Alles da, was dazu gehört; und später kommen ja die Kinder, und dann so ein Leben in gemeinschaftlicher Arbeit und Beschäftigung; glauben Sie mir — beste Frau! — Das ist etwas Anderes als jene Confusion, die man Liebe nennt!"

Porfirio Diaz.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

Der Fremde, der sich zum ersten Mal auf mexicanischem Boden aufhält und von den Schicksalen des merkwürdigen Landes bisher nur durch gelegentliche, unzusammenhängende Mittheilungen dies und das vernommen hat, fühlt sich bei einem etwas längeren Aufenthalte angenehm überrascht, wenn er wahrnimmt, wie hier überall und in allen Schichten der Bevölkerung sich allmählich der Geist der Ordnung befestigt, wie wohlthätig die zwar verhältnißmäßig noch immer kurze, aber doch nun schon seit anderthalb Jahrzehnten währende Zeit der Ruhe und Kräftigung gewirkt hat, wie stark und wie allgemein das Bedürfniß der weiteren Ruhe empfunden wird, und wie tiefe Wurzeln das Vertrauen zu einer kräftigen, die allgemeine Sicherheit verbürgenden Regierung geschlagen hat. Von jenem Mexico, das bis zur Mitte der siebziger Jahre die Aufmerksamkeit der Welt in unliebsamer Weise auf sich zog, von dem die lebenden Geschlechter bis dahin kaum etwas Anderes wußten, als daß es bis über die Ohren in Schulden stak und sich seiner Verbindlichkeiten auf die einfachste Weise, nämlich durch unumwundene Erklärung der Nichtbezahlung, zu entledigen suchte, das den gloirebedürftigen Napoleon zu einer abenteuerlichen Expedition gereizt und einen ihm aufgedrängten Kaiser erschossen hatte — von jenem Mexico, in dem die Anarchie zur ständigen Regierungsform erhoben zu sein schien, in dem ein ehrgeiziger Dictator durch einen kühnen Handstreich den andern beseitigte, um alsbald von einem dritten verdrängt zu werden, wird man heutzutage kaum noch eine Spur entdecken können. Der Unkundige, der sich

bei einem Landeingesessenen oder Eingeborenen darüber zu unterrichten sucht, wohin sich denn die Unzufriedenen auf einmal verkrochen haben, und der die naheliegende Vermuthung ausspricht, daß in diesem vom wildesten Parteihader durchwühlten Lande die Möglichkeit eines wiederausbrechenden Putsches doch offenbar vorhanden sein müsse, erhält von Jedermann denselben Bescheid: Das Land ist in den letzten fünfzehn Jahren mit blutiger Energie und Consequenz von den gefährlichen Ruhestörern gesäubert worden, die gefürchtetsten Feinde der Ordnung sind entweder beseitigt oder versöhnt, und so lange Porfirio Diaz am Ruder ist, ist eine ernsthafte Gefährdung der Ordnung kaum zu befürchten.

Immer wieder ist es der Name Porfirio Diaz, der in seinem Vaterlande den stolzen Titel des Regenerators Mexicos führt, der als sicherste Bürgschaft für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit genannt wird.

Porfirio Diaz hat sich auf dem in Mexico nicht ungewöhnlichen Wege der Gewalt den Weg zur leitenden Stelle des Staates gebahnt. Während der ganzen Dauer des durch Juarez gegen die fremde Invasion organisirten Widerstandes war er einer der treuesten und erfolgreichsten Vertreter der nationalen Sache, einer der gefürchtetsten Feinde der Maximilianischen Herrschaft gewesen, der Sieger in den bedeutungsvollsten Schlachten, welche den Sturz der Maximilianischen Herrschaft zur Folge hatten. Nachdem er am 2. April 1867 nach fünfundzwanzigtägiger Belagerung Puebla genommen und am 11. April den Maximilianischen General Marquez bei San Lorenzo geschlagen hatte, war er auf die Hauptstadt losmarschirt und hatte die regelmäßige Belagerung eingeleitet. Inzwischen hatte sein Kamerad Escobedo Queretaro belagert und genommen, und Maximilian war in die Hände der Nationalen gefallen. Am 19. Juni 1867 wurde der unglückliche Kaiser mit den Generalen Mejia und Miramon in Queretaro nach kriegsrechtlicher Verurtheilung erschossen. Zwei Tage darauf mußte die Hauptstadt Mexico Perfirio Diaz, der den letzten Widerstand der Maximilianischen Generale Marquez und O'Horan gebrochen hatte, die Thore öffnen.

Der jetzige Präsident erzählt selbst, in welchem Zustande sich seine Leute befanden. Von einer regulären Armee des Juarez konnte überhaupt kaum die Rede sein. Jedenfalls bildeten diejenigen, die schon früher unter Juarez Militärdienste geleistet hatten, oder die von Maximilian abgefallen waren, in den wilden, kriegstüchtigen Haufen, die Porfirio Diaz für die Sache des Vaterlandes geworben hatte, die Minderheit. Die indianischen Freischärler, die als Landsturm hinzugezogen worden waren, waren im jämmerlichsten Zustande, durch die furchtbaren Strapazen des Feldzugs aufs Aeußerste abgespannt, abgehungert und zerfetzt. Die Begünstigten hatten durchgelaufene Sandalen, die Meisten waren barfuß, und die große Mehrheit hatte keine andere Bekleidung, als die unter den Indianern üblichen weiten Pluderhosen, die „calzones“, und die wollene Decke, die Sarape. Ihre Bewaffnung war eine rein willkürliche und meistens sehr mangelhafte. Diese schmutzige,

zersetzte, schlecht bewaffnete Horde aber hatte die kolossalsten Strapazen, tagelange Märsche im Sonnenbrand und Wüstensand, über Fels und Geröll, mit bewundernswerther Ausdauer ertragen und sich gerade so heldenhaft geschlagen, wie die Sansculottes der französischen Revolution.

Als Mexico dieser von Porfirio Diaz befehligten Bande die Thore öffnen mußte, befiel die Einwohner ein gelinder Schrecken, der nur zu begreiflich war. Durch die langjährige Gewöhnung des Sengens und Brennens, des Mordens und Plünderns war die mexicanische Soldateska arg verwildert, und die Bewohner der Hauptstadt befürchteten das Schlimmste. Der General trat sogleich nach seinem Einzuge mit einigen der Notabeln, die vorzugsweise auch der deutschen Nationalität angehörten, in Verbindung und erklärte, daß, wenn man ihn in den Stand setzen würde, den rückständigen Sold zu zahlen, er für die Aufrechterhaltung der Ordnung die unbedingte Bürgschaft übernehmen werde. Die von ihm als nöthig bezeichnete Summe wurde aufgebracht, und Porfirio Diaz hielt Wort. Es kam in der großen Stadt auch nicht zur geringsten Gewaltthätigkeit, und nach wenigen Tagen war die kriegerische Horde aus der Hauptstadt bis auf den letzten Mann verschwunden. Wie er dies Kunststück fertig gebracht hat, ist bis auf den heutigen Tag ein Geheimniß geblieben. Das aber hat ihm die Hauptstadt nie vergessen. Von diesem Tage an datirt eigentlich die große und allgemeine Popularität, deren sich General Diaz, der sich als Soldat und Patriot längst großen Ruhm erworben hatte, zu erfreuen hat. Die Art und Weise, wie er die Truppen geworben, und wie er sie, nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan hatten, wieder aufgelöst hat, bekundete in der That ein organisatorisches Talent allerersten Ranges.

Nachdem Juarez am 15. Juli wieder in der Hauptstadt von der Gewalt Besitz ergriffen hatte, verschwand Porfirio Diaz auf einige Zeit von der Oberfläche. Von seinem Gute La Noria aus, auf das er sich zurückgezogen hatte, verfolgte er mit langsam anwachsendem Groll die Schritte, die Juarez seit seiner Wiedereinsetzung und Wiederwahl als Präsident unternahm; und mit der Regierung desselben Juarez, mit dem er sich zur Vertheidigung der nationalen Sache auf's Innigste vereinigt hatte, dessen zuverlässigste Stütze und bester Soldat er gewesen war, war er nun so wenig einverstanden, daß er sich in seinem patriotischen Gewissen gedrungen fühlte, in offenem Widerstande gegen seinen alten Freund und Bundesgenossen aufzutreten. Schon hatte Porfirio Diaz als Widersacher des Juarez zahlreiche Freunde für sich gewonnen, schon war die Gährung in verschiedenen Staaten eine so starke, daß der Ausbruch eines neuen blutigen Bürgerkrieges zwischen den Anhängern des Juarez und des Porfirio Diaz jeden Augenblick bevorzustehen schien, als mitten in dieser bedrohlichen Bewegung Juarez am 19. Juli 1872 starb. Das verhängnißvolle Ereigniß wand denen, die im Begriff gestanden hatten, die Schwerter wieder zu kreuzen, die Waffen aus der Hand. Nach der Bestimmung der Verfassung ergriff der Präsident

des höchsten Gerichtshofs, Sebastian Lerdo, die Zügel der Regierung, und am 16. November desselben Jahres wurde Lerdo definitiv zum Präsidenten der Republik erwählt. Die Anhänger des Porfirio Diaz hatten sich der Abstimmung enthalten, und die Wahl Lerdos erfolgte nahezu einstimmig.

Lerdo, dem es an persönlichen Eigenschaften nicht fehlte, war kein guter Präsident. Er war kleinlich und unbedeutend, zeigte sich der ihm gestellten Aufgabe in keiner Weise gewachsen und besaß für die wahren Bedürfnisse des Landes kein Verständniß. Engherzig verschloß er sich namentlich den von allen Freunden des Fortschritts dringend geforderten Verbesserungen und Vervielfältigungen der Communicationswege. Als sich die Anzeichen mehrten, daß Lerdo im Geheimen mit allen Mitteln seine Wiederwahl betrieb, erhoben sich die Porfiristen, wie man die Anhänger des Porfirio Diaz nannte, zu offenem Widerstande. Bis dahin hatten sie sich im Hintergrunde gehalten, Diaz selbst hatte sich nach den Vereinigten Staaten zurückgezogen.

Am 15. Januar 1876 brach in Oaxaca ein Aufstand aus, der bald große Verhältnisse annahm. Porfirio Diaz eilte nun auf mexicanischen Boden zurück, stellte sich an die Spitze der Bewegung, bemächtigte sich des Hafens Matamoros und rückte dann südlich vor. Am 16. November desselben Jahres schlug er in der Entscheidungsschlacht von Tecoac die Armee des Lerdo vollkommen auf's Haupt und jagte die Feinde in wilder Flucht davon. Acht Tage darauf zog der Sieger von Tecoac wiederum in Mexico ein. Inzwischen hatte die Wiederwahl Lerdo's allerdings stattgefunden, aber es versteht sich, daß sie nun als null und nichtig erklärt wurde. Gleichzeitig war auch ein Gegen-Präsident, Iglesias, in Guanajuato gewählt worden, und auch mit diesem hatte sich Porfirio Diaz gewaltsam abzufinden. Die Anhänger des Iglesias wurden ebenfalls geschlagen. Iglesias wie Lerdo flüchteten über die Grenze nach den Vereinigten Staaten, und bei den nun veranstalteten Neuwahlen wurde Porfirio Diaz einstimmig zum Präsidenten der Republik erwählt.

Mit dieser Wahl hat die Aera der Bürgerkriege, der Putsche und Pronunciamientos ihr eigentliches Ende erreicht. Zwar rumorte es in den ersten Zeiten noch hier und dort, in ernsthafter Weise wurde die Ruhe jedoch nicht mehr gestört. Während dieser ersten Präsidentschaft bewährte sich Porfirio Diaz, der seinen Ruhm bisher vornehmlich seinen Eigenschaften als tapferer General und Patriot verdankte, als Staatsmann und Organisator im höchsten Grade. Mit rücksichtsloser Consequenz unternahm er vor Allem das Werk der Säuberung. Mit einer Energie, die vor keinem Mittel zurückschreckte, wußte er die gefährlichen Elemente, die das unglückliche Land zu einem ewig lodernden Herde der Vernichtung und Verwüstung gemacht hatten, zu unterdrücken. Besonders hoch wurde es ihm angeschlagen, daß er mit einer Großartigkeit der Auffassung, die an der leitenden Stelle bisher nicht geherrscht hatte, über alle persönliche Feindschaft hinwegsah und

dadurch Persönlichkeiten, die als seine erbittertsten Feinde gegolten hatten, im gemeinsamen Dienste des Vaterlandes sich zu versöhnen wußte. Sogleich zeigte er das ernsthafteste Bestreben, die nationale Arbeit und damit den nationalen Wohlstand und den stark erschütterten Credit des Landes zu heben und vor Allem neue Verkehrswege zu erschließen. Mit tiefem Bedauern sah man den hervorragenden, thatkräftigen und umsichtigen Mann von der Leitung der Staatsgeschäfte scheiden, nachdem die verfassungsmäßige Frist, die damals für die Wirksamkeit des Präsidenten festgesetzt war, ihr Ende erreicht hatte.

Im Jahre 1880 bestieg der General Manuel Gonzales, der als politischer und persönlicher Freund Porfirios galt, den Präsidentenstuhl. Während der ersten drei Jahre entsprach Gonzales auch den Erwartungen, die man an ihn gestellt hatte. Ruhe und Ordnung herrschten im Lande. Es wurde fleißig an dem Wiederaufbau weitergearbeitet, und die von Diaz gelegten Keime der Entwickelung und des Gedeihens trieben weiter. Erst im letzten Jahre erregte die Präsidentschaft des Gonzales starken Unwillen und berechtigten Widerspruch.

Nach Ablauf der Präsidialzeit des Gonzales wurde Porfirio Diaz im Jahre 1884 zum zweiten Mal zum Präsidenten der Republik gewählt, und da sich unter seiner zweiten Regierung wiederum die Zustände in erfreulichster Weise gebessert, da Handel und Gewerbe einen ungeahnten Aufschwung genommen hatten und das Vertrauen zur Stärke der Regierung immer tiefer in das Volk eingedrungen war, da aber diese erfreulichen Erscheinungen ganz ausschließlich auf die kraftvolle Persönlichkeit des Präsidenten zurückgeführt werden mußten, so entschlossen sich die Vertreter des mexicanischen Volkes, die Verfassung, die die Wiederwahl des Präsidenten unmöglich gemacht hatte, dahin abzuändern, daß Porfirio Diaz nach Ablauf seiner zweiten Präsidialperiode im Jahre 1888 wiederum auf vier Jahre, also bis zum Jahre 1892, im Besitz der leitenden Macht belassen werden konnte. Die „Mexicanische Finanz-Revue“ begrüßte dieses Votum mit den Worten: „Man kann dem mexicanischen Volke zu diesem Entschluß nur Glück wünschen, denn die während der gegenwärtigen Verwaltung erreichten Fortschritte bilden einen zu günstigen Contrast mit den früheren Zeiten, von denen man am besten schweigt. Friede und Ordnung herrschen im ganzen Lande. Die persönliche Prosperität hat einen Anfang gemacht und wird eine bisher ungeahnte Höhe erreichen. Mexico wird nach vielen Jahren politischer und finanzieller Kämpfe sich in der Welt denjenigen Platz erringen, zu welchem es infolge seiner zahllosen natürlichen Anlagen berechtigt ist. Die Frage, den Präsidenten Diaz und die hervorragenden Männer, die er zum Wohle Mexikos um sich vereinigt hat, auch ferner im Amte zu behalten, war daher von der größten Bedeutung für das ganze Land, und die friedliche Art und Weise, in welcher es erreicht worden ist, daß diese Männer

noch auf Jahre hinaus die Geschicke Mexicos leiten sollen, ist der sicherste Weg zu fernerer Ruhe und fernerem Gedeihen."

In demselben Sinne äußern sich alle Stimmen über Porfirio Diaz, und man kann es kaum fassen, wo diejenigen, die nach ihrer Vergangenheit die Feinde der jetzigen Regierung sein müßten, eigentlich geblieben sind. Es würde in der That sehr schwer werden, auch nur eine einzige oppositionelle Stimme gegen den jetzigen Leiter der mexicanischen Republik anzuführen. Selbst diejenigen, von denen nach ihrer ganzen Vergangenheit vorauszusetzen ist, daß sie der jetzigen Regierung unmöglich hold gesinnt sein können, stimmen mit den unbedingten Anhängern des Präsidenten darin überein, daß Porfirio Diaz der befähigtste Präsident ist, den Mexico je besessen hat, der Mann, der Land und Leute besser kennt, als irgend ein Anderer, der die Zustände mit unfehlbarer Richtigkeit beurtheilt und zur Durchführung der Maßregeln, die er als nöthig anerkennt, eine beispiellose Energie bethätigt; — daß er mit einem Worte der Mann ist, den Mexico jetzt braucht.

II.

Die Persönlichkeit des Präsidenten deckt sich vollkommen mit dessen Bedeutung als Staatsmann und General.

Porfirio Diaz bewohnt ein einfaches Haus in der Calle Cadena, das in Reih und Glied mit allen anderen steht und sich weder äußerlich noch innerlich von den übrigen vornehmen und gutgehaltenen Privathäusern irgendwie unterscheidet. Durch einen anständigen, aber keineswegs übermäßig glänzenden Eingang gelangt man auf den geräumigen, wie in allen besseren spanischen und mexicanischen Häusern mit besonderer Sorgfalt gehaltenen Binnenhof, den „Patio", dessen Galerien mit herrlichen blühenden Blumen reich geschmückt sind. Eine breite mit Teppichen belegte Marmortreppe führt zum ersten Stock hinauf.

Diese Treppe selbst, das Vorzimmer und der Empfangssalon sind mit werth- und geschmackvollen Gegenständen aus aller Herren Ländern angefüllt — mit Geräthschaften und Kunstwerken aller Art, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie der Ausdruck der Verehrung sind, deren sich Porfirio Diaz allüberall zu erfreuen hat. Schon auf der Treppe fallen uns zwei mächtige Bronzen in Ueberlebensgröße in die Augen, die uns sonderbar heimatlich anmuthen. Es sind Cherusker im altgermanischen Waffenschmuck

Das Mobiliar ist sehr reich und schön, und in dem Gewirr künstlerischer Kostbarkeiten herrscht die anmuthigste Harmonie. Da sieht man prachtvolle chinesische und japanische Vasen, italienische Mosaik, kunstfertige indianische Arbeiten u. s. w. Schon durch die Fülle schöner Sachen, die mit feinem Verständniß in dem großen Raume vertheilt sind und deren Anordnung und Aufstellung man anmerkt, daß hier die Hausfrau mit feingebildetem Geschmack ihres Amtes waltet, wirkt der geräumige Empfangssalon sehr behaglich. Er ist leider, namentlich im Vergleich zu dem hellbeleuchteten Vorzimmer, absicht-

lich etwas dunkel gehalten, so daß sich unser Auge erst an den Dämmerschein gewöhnen muß, bis es uns gelingt, den interessanten Mann, dem wir gegenüberstehen, genauer zu betrachten.

Es ist eine imposante Erscheinung. Die stattliche Gestalt ist kräftig, breitschultrig, wohlgebaut, übermittelgroß. In seinen Bewegungen hat Porfirio Diaz die Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Anmuth der Südländer. Das ziemlich kurzgeschorene Haar ist ergraut, der Kopf ist groß und stark und zeigt die eigenthümliche Bildung des mexicanisch-indianischen Stammes. Die unteren Gesichtstheile, namentlich Kinn und Kinnlade, sind stark entwickelt und treten hervor. Die Nase ist gutgeschnitten. Unter der breiten stark ausgearbeiteten Stirn blicken die Augen klug und feurig hervor. Die nicht übermäßig dunkle Gesichtsfarbe ist frisch und gesund. Porfirio Diaz, der das sechzigste Lebensjahr bereits überschritten hat, sieht wenigstens zehn Jahre jünger aus als er ist. In seiner Physiognomie spricht sich vor Allem männliche Festigkeit, starker Wille, unbeugsame Thatkraft, ruhige Entschlossenheit aus. Mit einem Worte: die Erscheinung entspricht durchaus dem Charakter des hervorragenden Mannes, den seine Verehrer als den Regenerator seines Vaterlandes preisen, und dessen ungewöhnliche Veranlagung und Qualification für den schwierigen Posten, den er einnimmt, selbst von seinen Gegnern, wenn auch widerstrebend, im vollen Maße anerkannt wird. Man empfängt vom Präsidenten sogleich den Eindruck eines ungewöhnlich bedeutenden, interessanten und energischen Mannes.

Er benimmt sich sehr frei und dem Fremden gegenüber in zuvorkommendster Weise als Weltmann von angeborener Vornehmheit. Er bildet in dieser Hinsicht den denkbar stärksten Gegensatz zum Präsidenten der benachbarten großen Republik der Vereinigten Staaten, zu Harrison, dessen bescheidene kleinbürgerliche Anspruchslosigkeit in der Art und Weise, wie er sich giebt, kaum auf das Staatsoberhaupt eines mächtigen Reiches schließen läßt. Porfirio Diaz merkt man dagegen auf den ersten Blick an, daß er das ruhige Bewußtsein seiner selbsterworbenen Würde besitzt. Er „repräsentirt" im eigentlichen Sinne des Wortes. Und er repräsentirt, ohne sich Mühe zu geben, wie ein geborener Herrscher. Auch das boshafteste Auge würde vergeblich nach einer linkischen Unart des Emporkömmlings fahnden. Er ist vollkommen natürlich, ruhig, sehr entgegenkommend, ungemein artig und dienstfertig, aber er hat dabei zugleich jene geheimnißvolle, gewissen Naturen angeborene Kunst, um sich einen Kreis zu ziehen, den zu überschreiten man wenig Lust verspürt. Er besitzt „jene Würde, jene Höhe, die die Vertraulichkeit entfernt". Dabei ist er jedoch keineswegs steif und zugeknöpft, im Gegentheil, er benimmt sich mit großer Ungezwungenheit, spricht viel und gut und versteht sogar zu plaudern.

Ein jeder Fremde, der es nicht absichtlich darauf abgesehen hat, die Mexicaner vor den Kopf zu stoßen, ist in Mexico des freundlichsten Empfangs überall sicher. Auch in dieser Beziehung geht der Präsident seinen Lands-

leuten mit gutem Beispiel voran. Er sprach noch keine fünf Minuten mit mir, da hatte er mir schon alle denkbaren Freundlichkeiten zugesagt, die es mir ermöglichen sollten, den Aufenthalt in der Hauptstadt und die Reise durch das Land unter den angenehmsten Bedingungen und so bequem und lohnend wie möglich zu machen. Er hatte mir Empfehlungen und Begleitungen aller Art freundlich zugesagt. Und er hat alle Versprechungen im vollsten Maße erfüllt.

Während unserer Unterhaltung, die etwa eine Stunde währte, berührte der Präsident die verschiedensten Fragen und behandelte sie mit einer Schärfe, Sachlichkeit und Offenheit, die Jedermann im hohen Grade imponiren mußten. Da es mir durchaus widerstrebt, den gefürchteten Interviewern ins Handwerk zu pfuschen, will ich auf Einzelheiten nicht eingehen und nur ganz im Allgemeinen erwähnen, daß mich die Mittheilungen des Präsidenten über die klimatischen und Bodenverhältnisse des Landes, über die inneren Zustände, die sich nicht nach der Schablone beurtheilen und noch weniger nach der Schablone behandeln und regeln ließen, über die Leistungsfähigkeit der anspruchslosen und dauerhaften mexicanischen Soldaten ungemein gefesselt und mir in der knappen Stunde reichlichste Belehrung gewährt haben. In seiner Unterhaltung gehört Porfirio Diaz ganz unbedingt zu den Staatsmännern der neuen, der Bismarck-Schule, die im Gegensatz zu dem Vertuschelungs- und Vermummungssysteme der alten, die den Grundsatz aufgestellt hatte, daß dem Menschen das Wort gegeben sei, um seine Gedanken zu verheimlichen, mit geradezu verwegener Offenheit von allen Dingen und Persönlichkeiten spricht, so daß dem Zuhörer manchmal ganz unheimlich dabei zu Muthe wird.

Auch in der Ausübung seines amtlichen Berufs zeigt Porfirio Diaz dieselbe zugleich unbefangene und würdevolle Haltung, wie im Verkehr mit Privaten. Der Zufall machte mich zum Zeugen einer Staatsaction, die der Präsident bei Empfang des neuernannten brasilianischen Gesandten im Regierungs-Gebäude vorzunehmen hatte. Auch bei diesem Anlaß machte Porfirio Diaz, der von seinen Ministern umgeben war, einen vortrefflichen Eindruck. Das läßt sich von seiner Umgebung weniger sagen. Die unförmig lange „Gesandtenhalle", in der der ziemlich schäbige Thronsessel steht, ist in sehr vernachlässigtem Zustande. Die Draperien und Möbelstoffe sind verschossen und verstaubt. Der größte Theil der ebenfalls sehr reparaturbedürftigen Wandflächen ist zum Glück durch die Bilder verdeckt, die den Fenstern gegenüber an der Langseite der Galerie angebracht sind. Es sind meistens Bilder der Präsidenten und hervorragender mexicanischer Patrioten. Durch welchen Zufall sich das Bildniß von George Washington in diese Gesellschaft verirrt hat, ist mir unbekannt geblieben.

Unter den Portraits der Patrioten fallen vor Allem die der beiden Priester Hidalgo und Morelos, der eigentlichen Begründer der mexicanischen Unabhängigkeit, in die Augen. Das Bildniß des Morelos ist auch als Kunstwerk sehr beachtenswerth. Unter den Leitern des Staates sehen wir

die Bilder des Kaisers Iturbide und der beiden hervorragendsten Präsidenten der neuesten Zeit, Juarez und Porfirio Diaz. Juarez erinnert in seiner auffallend kleinen Gestalt einigermaßen an Thiers und Windthorst. Seiner Gesichtsbildung sieht man den Vollblutindianer auf den ersten Blick an. Das ungemein pfiffige, kluge, listige Gesicht hat etwas Spitzmausartiges. Das Bild von Porfirio Diaz ist nicht sehr gelungen. Die Generalsuniform ist von dem Künstler mit allzu großer Sorgfalt behandelt worden, und dem Gesichte, das hier viel zu gewöhnlich aussieht, fehlt das Charakteristische und Bedeutende des Originals.

Die Empfangsfeierlichkeit zeichnete sich durch die völlige Verneinung würdevoller Steifheit aus. Da in der demokratischen Republik Jedermann freien Zutritt zu solchen Festen hat, so war der weite Raum der langen Halle mit neugierigen Straßenbummlern ganz gefüllt; und wenn man die mexicanischen Straßencostüme einigermaßen kennt, so kann man sich vorstellen, daß die Ansammlung keinen besonders eleganten Anblick darbot. In meiner nächsten Nähe stand ein Vogelhändler, der sein hohes Gestell mit Käfigen lebender Vögel gemüthlich neben sich gesetzt hatte. Auch der Briefträger mit seinem schmutzigen Drillichanzug wollte sich den Brasilianer ansehen und blieb eine halbe Stunde da. Die Leute, die auf Briefe warteten, mußten sich eben eine halbe Stunde gedulden. Vom Eingang bis zu dem an der gegenüberliegenden Schmalseite des Saales aufgestellten Thronsessel bildeten Offiziere Chaine, um für den neu ernannten Gesandten eine Gasse freizulassen. Die meisten rauchten und nahmen auch während des feierlichen Actes selbst, als der Gesandte sein Beglaubigungsschreiben vorlas, und Porfirio Diaz antwortete, die Cigarette nicht aus dem Munde. Das Würdevollste, ja das einzig Würdevolle bei dieser Haupt- und Staatsaction war auch hier die Persönlichkeit des Präsidenten, dessen Bekanntschaft ich zu den mir besonders werthvollen Erinnerungen an den Aufenthalt in Mexico zähle.

Carl Gottlieb Svarez.

Der Vater des preußischen Rechts.

Von

E. Schwartz.

— Pellworm. —

(Schluß.)

IV.

Svarez war 1781 zum Mitglied der Gesetzcommission mit dem Titel Geheimrath und einer jährlichen Gehaltszulage von 800, 1787 zum Geheimen Oberjustizrath mit einer Zulage von 500, und noch in demselben Jahre, unter Entbindung von den Geschäften eines solchen, zum Geheimen Obertribunalsrath mit einer Zulage von 1600 Thalern ernannt. Er bezog somit schließlich das zumal für die damalige Zeit hohe Gehalt von 3600 Thalern oder 10800 Mark.

Die Wohnung hatte er gemeinsam mit dem Großkanzler.

Das Justizministerium befindet sich gegenwärtig in dem einst dem Prinzen Ferdinand gehörigen Palais Wilhelmstraße Nr. 65 und befand sich vorher, aber erst seit 1799, in dem gegenüberliegenden jetzigen Dienstgebäude des Reichskanzleramts. Vor 1799 besaß es ein eigenes Dienstgebäude nicht. Carmer miethete daher bei seiner Uebersiedlung nach Berlin das noch jetzt in wenig verändertem Zustande existirende Haus Nr. 70 am Alexanderplatz, das Eckhaus der beiden Parallelstraßen Königsgraben und Alexanderstraße. Carmer selbst hatte den an der Straßenseite siebenzehn Fenster zählenden ersten Stock inne; im zweiten Stock befanden sich die Geschäftsräume und die Wohnung des Büreauvorstehers; im Erdgeschoß wohnten Svarez und von 1786 bis 1791 auch Klein. In diesen Räumen entstanden die oben (Heft 172, S. 94) besprochenen großen Gesetze. Carmer besaß außerdem seit

1784 das Rittergut Steglitz, jetzt als Station der Berlin-Potsdamer Eisenbahn zu einem über 9000 Einwohner zählenden Orte herangewachsen, damals in der Einsamkeit des märkischen Sandes gelegen. Auf seinen Spazierfahrten nach dort ließ Carmer sich gern von seinen Räthen begleiten, so daß manche Paragraphen des Landrechts in dem jetzt als zahlreich besuchten Restaurationsgarten dienenden Schloßpark durchberathen sein mögen. Als Goldbeck Großkanzler geworden, gaben er und Svarez wegen der Unannehmlichkeit der räumlichen Trennung 1796 ihre bisherigen Wohnungen auf und bezogen ein am Pariser Platz belegenes Haus, das sogenannte Rohdich'sche Legatenhaus, in welchem zuvor die bekannte Oberhofmeisterin Gräfin Voß gewohnt hatte und später lange Jahre der Generalfeldmarschall Graf Wrangel lebte. Svarez bewohnte auch hier das Erdgeschoß.

An Rang, Gehalt und Wohnung den hohen Beamtenkreisen angehörend, lebte Svarez doch ungemein zurückgezogen. Morgens stand er um fünf Uhr auf, hatte also eine schon mehrstündige Arbeit hinter sich, wenn um neun Uhr die gewöhnlich bis Eins dauernden Vorträge bei dem Großkanzler begannen. Die Zeit nach dem einfachen Mittagsmahl war wiederum der Berufsarbeit gewidmet. Der Abend von sieben Uhr an gehörte der Lectüre bemerkenswerther philosophischer, schönwissenschaftlicher und geschichtlicher Schriften, der Unterhaltung mit der ganz in ihrem Lebensgefährten aufgehenden Gattin und dem spärlichen gesellschaftlichen Verkehr. Um zehn Uhr wurde der Tag geschlossen.

Dem gesellschaftlichen Leben wich Svarez möglichst aus, fühlte sich gewiß auch nur in einem einzigen Zirkel wohl, nämlich in der wahrscheinlich von ihm selbst gestifteten „Mittwochsgesellschaft." Diese Gesellschaft, welche 1783 entstand und 1800, um der polizeilichen Prüfung und Genehmigung auszubiegen, von den Mitgliedern freiwillig aufgelöst wurde, bestand aus zwanzig Mitgliedern, in deren Privatwohnungen die Zusammenkünfte abgehalten wurden. Sie bezweckte gegenseitige Belehrung und Unterhaltung, indem selbstverfaßte Aufsätze über Gegenstände der Staats- und Finanzververwaltung, der Gesetzgebung u. a. vorgelesen und kritisirt wurden. So geheim gehalten, daß ihre Existenz erst 1820 durch eine Schrift des Dichters von Goeckingk bekannt wurde, zählte sie zu ihren Mitgliedern außer Svarez noch Klein, Nicolai, Engel, Biester, die Oberconsistorialräthe Spalding, Dietrich, Teller, Zöllner und Gedicke, Mendelssohn (als Ehrenmitglied) u. A. Diese Männer bildeten nach Kleins Zeugniß „eine Gesellschaft, die vielleicht nie ihres Gleichen gehabt hat, noch haben wird." Unter ihnen zeichnete sich Svarez durch seine überraschenden Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten des Wissens eben so sehr aus, wie in diesem vertrauten Freundeskreise durch seine muntere Laune. Unter seinen im Justizministerium aufbewahrten Manuscripten befinden sich noch drei von ihm in der Mittwochsgesellschaft vorgetragene Aufsätze, welche, in der Weise der damaligen Popularphilosophen gehalten, das allezeit lebendige Interesse ihres Verfassers

für das Gemeinwesen bekunden. Dieses Interesse bethätigte Svarez auch noch auf anderen Gebieten. So hielt er sich nicht zu gut, zu der von Nicolai 1786 in drei Bänden veröffentlichten, im Laufe der Zeit zu einem wahren Quellenwerk gediehenen „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam" Beiträge zu liefern. Mit Dank mußte das Publikum die Gefälligkeit anerkennen, mit welcher er, obgleich von Arbeit überhäuft, die ihm vorgetragenen Beschwerden anhörte, untersuchte, schlichtete, und die Bereitwilligkeit, mit welcher er gemeinnützige Unternehmungen förderte. Noch in seinem Testamente vermachte er der Berliner Industrieschule eine namhafte Summe.

Die ersten Jahre des Aufenthaltes in der Hauptstadt waren allerdings nicht angenehm. Carmer und seine schlesischen Begleiter waren ohne nähere Verbindung mit den hohen juristischen Kreisen Berlins; diese konnten nicht ohne Besorgniß die Gestaltung ihrer amtlichen Zukunft in den Händen der fremden Eindringlinge sehen; zumal die Anhänger des früheren Großkanzlers Fürst waren von vornherein entschiedene Gegner. Das Mißbehagen wendete sich insbesondere gegen Svarez, den man bald als die rechte Hand des Großkanzlers erkannte. Auch sein Aeußeres sprach zuerst gegen ihn. Von kleiner Statur und zartem Körperbau, ohne Leichtigkeit im Umgange, bedächtig und vorsichtig, war er durch das Bewußtsein der öffentlichen Meinung noch mehr zurückhaltend gemacht; er zeigte sich wenigen Menschen und war gegen alle äußerst verschlossen. Mehrere Jahre mußten vergehen, ein näherer Verkehr erst angebahnt sein, ehe die Mißstimmung der Achtung wich, welche später in Zuneigung und schließlich in ungetheilte, wahrhaft rührende Verehrung überging.

Diese Verehrung richtete sich zwar zunächst auf die hohe geistige Begabung des Mannes. Es möge gestattet sein, hier die Worte Kleins mitzutheilen:

> „Was meinen Freund in seiner ganzen Art zu denken und zu handeln von jeher auszeichnete, war Herrschaft der Vernunft und ordnender Verstand. Die Gegenstände des menschlichen Wissens waren ihm gleich. Keine Materie widerstand seiner Bearbeitung; er konnte sie hart finden, aber nicht spröde, und wenn es schien, als ob alle Geisteskräfte erschöpft wären, setzte er den hartnäckigsten Hindernissen seine nie zu ermüdende Geduld entgegen. Eine Ausführlichkeit, die keine Mühe scheute und scheinbare Kleinigkeiten mit unablässiger Aufmerksamkeit verfolgte; eine vorsichtige Sorgfalt, welche den Weg reinigt, ehe sie ihn betritt; eine feste Hand, die den Faden, an welchem sich die Gedanken reihten, nie fahren ließ; alles dies war es, was ihn bei allen seinen Unternehmungen auszeichnete und aus ihm einen der ersten Geschäftsmänner seiner Zeit bildete. Der Grund seiner vorzüglichen Brauchbarkeit lag in dem unverwandten Blicke, welcher nie von seinem Ziele abschweifte, in der Sorgfalt, mit welcher er Alles erforschte, und in der Leichtigkeit, mit welcher er alle seine Gedanken ordnete."

In wie geradezu übertriebenem Maße Svarez' rastloser Fleiß und Sorgsamkeit sich bethätigten, bezeugt die Mittheilung eines anderen Freundes und Mitarbeiters:

„Freilich hat Svarez Gehilfen gehabt, aber nur zu den minder wichtigen Arbeiten, und nie hat er von ihnen den Gebrauch gemacht, welchen er zur Schonung seiner übermäßig angestrengten Kräfte selbst nach dem öfteren Wunsche des Großkanzlers hätte machen sollen. Es ging ihm wie allen großen Köpfen: er wollte Alles, was er für sehr erheblich hielt, selbst thun, und die Arbeiten Anderer waren ihm selten ganz befriedigend. Dies trieb er so weit, daß er sogar viele mechanische Arbeiten, besonders die Anfertigung der Handschriften des allgemeinen Gesetzbuches und die Correcturen selbst übernahm. Dies ist vielleicht der einzige Fehler, welcher ihm zum Vorwurf gereicht."

Von gleicher Verehrung ist der noch jetzt erhaltene Briefwechsel getragen, in welchem Kircheisen mit ihm stand. Dieser Briefwechsel läßt nach den aus ihm gemachten Mittheilungen auch erkennen, welche liebenswürdige Urbanität der Verstandesschärfe bei Svarez als Folie diente. Eine gleiche Verehrung athmeten die Stimmen der Oeffentlichkeit. In der Spener'schen Zeitung wurde dem Verstorbenen nachgerühmt, daß sein unermüdlicher Fleiß, sein patriotischer Eifer, seine hohen Verdienste im Fache der Justiz und Gesetzgebung, seine tiefen und ausgebreiteten Kenntnisse, seine Bereitwilligkeit zu jedem Geschäfte den meisten Bewohnern der Monarchie bekannt seien. Wer ihn in der Nähe beobachtet habe, müsse auch noch die große Freiheit seiner Denkart, die helle Ordnung seiner Begriffe, das seltene Talent seines Vortrages, seine Unparteilichkeit, seine Uneigennützigkeit und überhaupt das Edle seines Charakters bewundern. Die Vossische Zeitung brachte den Nachruf, daß so viel Kraft und Willen, Aufklärung und Humanität, Liebe zur Ordnung und Gerechtigkeit, Thätigkeit und Gemeinnützigkeit sich selten in gleichem Maße vereinigt fänden wie bei ihm. —

Es erübrigt noch die Beantwortung der Frage, welche Stellung Svarez zu den Grundwahrheiten der christlichen Religion eingenommen hat.

Die Vorstellung von einem persönlichen Eingreifen der Gottheit in den natürlichen Verlauf der Begebenheiten, also der Wunderbegriff, ist mit dem Gottesbegriff eng verknüpft. Somit schließt die Beziehung des Bewußtseins auf das Göttliche, d. h. es schließt die Religion das Wunder in sich. Die Religion muß, nach Sohms treffendem Ausdruck*), in dem Unbegreiflichen endigen. Ihre das Gemüth befriedigende und von dem Drang des Irdischen befreiende, gerade ihre eigenthümliche, das Leben der Einzelnen wie das der Nation ausfüllende Kraft empfängt sie nur durch Das, was in ihr unbe-

*) Sohm, Kirchengeschichte im Grundriß, 3. Aufl. 1889, S. 152. — Lecky, Sittengeschichte Europas, übersetzt von Jolowicz. 1870, Bd. I., S. 311 ff.

greiflich ist, was jenseits des menschlichen Denkens und Verstehens liegt. Dagegen läßt die sogenannte Aufklärung, ihrem subjectivistischen Charakter getreu, als Richter in göttlichen Dingen zunächst duch und schließlich nur die menschliche Vernunft und das Denkvermögen gelten. Sie verwirft daher den Wunderbegriff, verwirft mit diesem zugleich die Unterscheidungslehren der verschiedenen Religionen, also auch den positiven Inhalt des Christenthums, und setzt, indem ihr die verschiedenen Religionen nur als gleichwerthige Provinzen in unseres himmlischen Vaters Reiche erscheinen, an die Stelle jeder Religion die Ideentrias Gott, Tugend, Unsterblichkeit. Daß dieser religiöse Indifferentismus, welchem die Erkenntniß der Wahrheit als das Erste, die Heiligung in der Wahrheit aber noch lange nicht als das Zweite gilt, Jeden nach seiner Façon glauben und selig werden läßt, ist selbstverständlich. So dürfen die Juden glauben und ungehindert öffentlich beweisen, daß der Messias erst noch zu erwarten ist; die Katholiken, daß der Papst der Lehnsherr aller Fürsten und Seelenbeherrscher aller Getauften; die Protestanten, daß er das Thier der Offenbarung und das Weib zu Babylon ist; die Türken, daß Mohammed ein größerer Prophet als Moses und Jesus, und endlich die ganz Ungläubigen, daß es überhaupt niemals einen Propheten gegeben hat. Ebenso klar ist, daß für die Aufklärer die religiösen Lehren zu einer am letzten Ende ziemlich platten Moral, der persönliche Gott zu einem bloßen Begriff sich verflüchtet. Aber hierbei wird der die gesammte Erkenntniß der belebten und unbelebten Natur tragende und ermöglichende Zweckbegriff verkannt. Nur als verwirklichte Gedanken einer nach Zwecken wirkenden Ursache, also als die beabsichtigten Werke eines persönlichen Gottes hören die Naturkräfte auf, ein Spiegelbild menschlicher Vorstellungen zu sein, werden sie schöpferische, lebendige Mächte, deren Erzeugnisse wahre Kunstwerke sind und in deren Verständniß der Menschengeist nur deshalb eindringen kann, weil er in seiner eigenen zweckmäßigen Wirksamkeit ein schwaches Nachbild jener göttlichen erblickt. Diese göttliche Persönlichkeit kann vermöge ihrer Allmacht hemmend und beschleunigend, verstärkend und umgestaltend, durchkreuzend und aufhebend auf die Naturkräfte einwirken, d. h. kann, unmittelbar oder mittelbar durch erwählte Werkzeuge, Wunder thun. Bestehen bleibt freilich der Lessing'sche Satz, daß ein Anderes Wunder sind, die wir selbst erleben und selbst zu prüfen Gelegenheit haben, ein Anderes Wunder, von denen wir nur historisch wissen, daß sie Andere wollen gesehen und geprüft haben. Die letzteren Wunder sind also Object der historischen Kritik und schließlich des subjectiven Glaubens, welcher natürlich nicht der dumpfe Köhlerglaube bornirter Orthodoxen sein soll. Jedoch die Möglichkeit des Wunders leugnen, den Wunderbegriff bestreiten, ist ein Bestreiten der persönlichen Gottheit selbst, mit deren Wegfall auch Tugend und Unsterblichkeit zu wesenlosen Begriffen werden. Die Aufklärung glaubt im Deismus zu stecken, aber ihr Weg führt, wenn consequent eingehalten, durch den Pantheismus zum Atheismus. Ihre Ansicht von der Natur ist die rein mechanische, welche lieber den Geist verleugnen,

als seine schöpferischen Thaten in der Natur anerkennen will, weil so etwas der Hoffart eines vermeintlichen Verstandes entgegen ist —

> Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr
> Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
> Die entgötterte Natur.

Welche Stellung nahm nun Svarez ein?

Es ist oben (Heft 172, S. 85) mitgetheilt, daß er bereits auf der Schule in die rationalistische Philosophie Wolfs eingeführt und während der Universitätsjahre in dieser Richtung noch bestärkt wurde. Als die Kant'sche Kritik der reinen Vernunft ihren unbarmherzigen Strich durch die Wolf'sche Metaphysik zog und die Grenzen der Vernunfterkenntniß nachwies, war es dem mit amtlichen Arbeiten überbürdeten Manne schwerlich noch möglich, sich in die neue Lehre zu vertiefen. Wir wissen auch gar nicht, ob er derselben irgendwie näher getreten ist, müssen sogar das Gegentheil davon annehmen, da sich keine Spur davon findet, und die Berliner Philosophen, Mendelssohn an der Spitze, nach Kants spöttischen Worten*) fortfuhren, „in der Metaphysik auf mancherlei Weise herumzupfuschen, ohne eben zu besorgen, daß man auf Unwahrheiten werde betreten werden." Die Mitglieder der Mittwochsgesellschaft (oben S. 309) waren sämmtlich Anhänger der Aufklärung, nicht am wenigsten die ihr angehörigen Oberconsistorialräthe. „Teller und Spalding sind," so sagt eine zeitgenössische Stimme, „die unchristlichsten Priester, die ich kenne; keine Seele auf Gottes Erdboden ist in Gefahr, von ihnen verdammt zu werden; ihre Religion ist praktische und theoretische Philosophie. Zöller, dieser moralisch gute und vortreffliche Mensch, ist auch ein sehr guter Prediger. Er vereinigt in sich alle Gaben eines guten Redners, besonders besitzt er ein vortreffliches Organ. Eine jede seiner Predigten kann zugleich als eine moralische Abhandlung betrachtet werden; Begriffe und Bilder wechseln gehörig darin ab, so daß weder der Verstand noch die Bildungskraft leer ausgehen." Teller erklärte öffentlich, die Juden auf ihren Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit als echte Christen anerkennen zu wollen, worauf Mendelssohn die Sache mit der Gegenerklärung umdrehte, dieses Christenthum unterscheide sich gar nicht von seinem Judenthum. Hiernach klang es noch recht gemäßigt, wenn Biester, glücklicher Weise weder christlicher Prediger noch Oberconsistorialrath, den öffentlichen Ausspruch that, nach zwanzig Jahren müsse der Name Jesus im polizirten Europa nirgend mehr im religiösen Sinne genannt werden.

Svarez blieb durch das Maßvolle seines ganzen Wesens vor solchen Ueberschwänglichkeiten bewahrt, war auch als exacter Jurist schwerlich darnach angethan, den positiven Begriff des Christenthums in einen allgemeinen Humanitätsbrei aufzulösen. Jedoch als Gesetzgeber und für das staatliche

*) Kant, Prolegomena zu einer künftigen Metaphysik, 1783, § 52 b.

Gebiet folgte er mit vollem Bewußtsein der Fahne der Aufklärung. Dies zeigt sich nach einer doppelten Richtung.

In seiner Abhandlung „Sur la superstition et sur la réligion“ äußert Friedrich der Große einmal:

„Alle Religionen weichen in Ansehung der moralischen Pflichten nicht weit von einander ab, können daher dem Staate alle gleichgiltig sein, und dieser muß Jedem die Freiheit lassen, auf welchem Wege er in den Himmel kommen will. Er sei ein guter Bürger, das ist Alles, was man von ihm verlangen kann.“

Svarez, als er in seinen Vorträgen vor dem Kronprinzen (Heft 172, S. 210) auf das Verhältniß zwischen Staat und Kirche zu sprechen kommt, citirt diesen Ausspruch und fährt dann fort:

„Heiden, Muhammedaner, Katholiken und Protestanten, Deisten und selbst Gottesleugner lehren einmüthig, daß der Mensch schuldig sei, seinen Nebenmenschen nicht zu beleidigen, einem Jeden das Seine zu lassen, seine Verträge zu erfüllen, Betrug in Handel und Wandel zu vermeiden, den Gesetzen zu gehorchen und der Obrigkeit Folge zu leisten. Freilich sind die Motive, welche diese verschiedenen Religionsparteien aus ihren Lehrsystemen zur Erfüllung dieser Pflichten herleiten, in ihrem Werth und Gewicht sehr verschieden, und es ist nicht zu leugnen, daß eine Religion viel geschickter sei als die andere, ihre Anhänger nicht blos zu den Pflichten der Gerechtigkeit, sondern auch zu den Tugenden des Wohlwollens zu vermögen, folglich Menschen aus ihnen zu bilden, durch welche auch die bürgerliche Freiheit und bürgerliche Glückseligkeit in einem vorzüglichen Grade befördert werden kann. Aber daraus folgt weiter nichts, als daß der Staat wünschen muß, eine Religion, von welcher er eine vollkommenere Erreichung seiner Zwecke zu erwarten hat, unter seinen Bürgern so weit als möglich verbreitet zu sehen. Diesen Wunsch kann er aber nur durch Unterricht und Belehrung, nie durch Gesetze oder Strafen erreichen.“

Gleichwohl vermag Svarez sich den Staat keineswegs als einen völlig confessionslosen zu denken und setzt den preußischen Staat kurzer Hand als einen christlichen Staat, allerdings als einen christlichen Staat mit weitgehendster Toleranz. Dem einzelnen christlichen Geistlichen ist es durchaus verboten, auf der Kanzel Lehren zu verkünden, die im Widerspruche stehen mit den Grundwahrheiten der christlichen Religion, aber der Symbolzwang wird mit Entschiedenheit verworfen.

„Denn über Meinungen und Gesinnungen kann keine Macht in der Welt, folglich auch der Staat nicht, sich einer Macht anmaßen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die inneren Handlungen der menschlichen Seele durch äußeren Zwang unmöglich bestimmt werden können. Darin besteht eben der große Vorzug des Menschen als eines vernünftigen Geschöpfes, daß er frei ist, d. h. sein Wille nur durch die Einsichten seines

Verstandes bestimmt werden, daß er unmöglich etwas glauben kann, was er für falsch, noch etwas wollen, was er für böse hält. Es kann also auch im preußischen Staat, der seine Unterthanen als vernünftige Menschen behandelt, keine Gesetze geben, welche vorschreiben, was Jemand glauben, für wahr halten oder verlangen und wünschen solle. Nur Aeußerungen des Willens, die in wirkliche Handlungen ausbrechen, können ein Gegenstand der Gesetze sein. Gesetze, welche Denk- und Gewissensfreiheit auf irgend eine Art verbieten, sind also keine wirklichen Gesetze, sondern bloße Aeußerungen despotischer Willkür."

Die Staatsgewalt soll also wie in die Rechtsprechung, so auch in die Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht eingreifen. Es ist überhaupt

„ein ausgemachter und durch die Erfahrung aller Jahrhunderte bestätigter Satz, daß die Wahrheit nicht anders als gewinnen könne, wenn sie geprüft und angegriffen wird."

Die Consequenzen der Aufklärung werden jedoch auch nach einer zweiten Richtung gezogen. Mit dem religiösen Indifferentismus der Aufklärer verbindet sich nämlich die Vorstellung von der Entstehung der Staatsgewalt durch einen Gesellschaftsvertrag. Die Staatsgewalt beruht hiernach auf einem Vertrage der einzelnen Individuen, welche sich zu Gunsten des Staates, nicht zu Gunsten irgend einer anderen Gewalt, z. B. der Kirche, ihrer natürlichen Freiheit entäußert haben. Somit ist alle Gewalt bei dem Staate, und jede andere Gewalt ist nur ein Ausfluß, eine stets widerrufliche Leihe der Staatsgewalt. Der Staat hat die Gebote der allgemeinen Vernunft zu realisiren. Alle anderen Kreise menschlichen Zusammenlebens sind ihm untergeordnet und Objecte seiner vernunftgemäßen Thätigkeit.

Svarez hat sich zu diesem Rousseau'schen Grundsatz des contrat social — dessen Irrigkeit hier wohl nicht erst dargelegt zu werden braucht — nur allmählich bekannt. Noch 1785 erachtete er ihn für geschichtlich falsch, wenn auch für eine sehr bequeme Hypothese, um daraus die Rechte und Pflichten zwischen Regenten und Unterthanen zu erklären. Im Januar 1791 — in dem dritten seiner Vorträge für die Mittwochsgesellschaft — setzt er den contrat social „als ausgemacht voraus, da es unnütz ist, die Gründe für seine Existenz wiederholen oder verstärken zu wollen." Somit steht für ihn fest, daß der Staat von seiner Gewalt nur einen vernünftigen Gebrauch machen soll, eine vernunftgemäße Grenze aber nur, wie auf der einen Seite an der Rechtsprechung, so auf der anderen an der Freiheit des Glaubens und Denkens findet. Im Uebrigen ist der Staat omnipotent. Das Joch dieser staatlichen Allgewalt lastet auch auf der Kirche, deren rechtliche Stellung Svarez in dem berühmten Titel 11 Buch II. des Allgemeinen Landrechts geregelt hat („Von den Rechten und Pflichten der Kirchen und geistlichen Gesellschaften," 1232 §§). Hier wird zunächst scharf geschieden das, was Gottes ist, von dem, was des Kaisers ist:

„§ 1. Die Begriffe der Einwohner des Staats von Gott und göttlichen Dingen, der Glaube und der innere Gottesdienst können kein Gegenstand von Zwangsgesetzen sein.

§ 2. Jedem Einwohner im Staat muß eine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit gestattet werden.

§ 3. Niemand ist schuldig, über seine Privatmeinungen in Religionssachen Vorschriften vom Staat anzunehmen."

Bezüglich der interna corporis bleibt den christlichen Confessionen eine gewisse Selbständigkeit gewahrt:

„§ 66. Die besonderen Rechte und Pflichten eines katholischen Priesters in Ansehung seiner geistlichen Amtsverrichtung sind durch die Vorschriften des kanonischen Rechts, der protestantischen Geistlichen aber durch die Consistorial- und Kirchenordnungen bestimmt.

§ 67. In ihren Amtsvorträgen und bei dem öffentlichen Unterricht" — d. h. demjenigen, welchen der Geistliche vermöge seines Amtes in den öffentlichen Versammlungen seiner Gemeinde ertheilt, — „müssen die Geistlichen zum Anstoß der Gemeine nichts einmischen, was den Grundbegriffen ihrer Religionspartei widerspricht."

In allen übrigen Materien des Kirchenrechts und des Kirchen-Staatsrechts ist der Wille der Staatsgewalt maßgebend:

„§ 13. Jede Kirchengesellschaft ist verpflichtet, ihren Mitgliedern Ehrfurcht gegen die Gottheit, Gehorsam gegen die Gesetze, Treue gegen den Staat und sittlich gute Gesinnungen gegen ihre Mitbürger einzuflößen.

§ 14. Religionsgrundsätze, welche diesem zuwider sind, sollen im Staat nicht gelehrt und weder mündlich noch in Volksschriften ausgebreitet werden."

§ 15. Nur der Staat hat das Recht, dergleichen Grundsätze, nach angestellter Prüfung, zu verwerfen und deren Ausbreitung zu untersagen."

In gleich gebietender Weise fortschreitend ordnet das Gesetz das Verhältniß zwischen Staat und Kirche mit einer fürsorglichen Umsicht und Geschicklichkeit, welche auf diesem schwierigen Gebiete nahezu beispiellos sind. Aber der Begriff der Kirche ist dabei vollständig aus dem Gesetzbuch verbannt. Das Allgemeine Landrecht kennt — trotz der Ueberschrift des Titel 11 — das Wort Kirche nur im Sinne eines Kirchengebäudes, aber nicht in dem Sinne der Gemeinschaft der Bekenner des Christenthums. Durch die Vereinigung mehrerer Einwohner des Staates zu Religionsübungen entsteht eine Religionsgesellschaft. Religionsgesellschaften, welche sich zur öffentlichen Feier des Gottesdienstes verbunden haben, heißen Kirchengesellschaften (oder Kirchengemeinden). Mehrere Kirchengesellschaften, welche denselben Glauben haben, bilden eine Religionspartei, stehen aber dadurch unter sich nicht in einer nothwendigen Verbindung, indem die Vereinigung mehrerer Kirchengesellschaften unter einem Consistorium bezw. Bischof eine auf der Verfassung der einzelnen Gesellschaften beruhende rein thatsächliche Einrichtung ist. Alle Geistlichen

sind dem Staat zum Gehorsam verpflichtet, und kein auswärtiger Bischof oder anderer geistlicher Obere darf sich in Kirchensachen eine gesetzgebende Gewalt anmaßen oder eine andere Gewalt, Direction oder Gerichtsbarkeit ohne ausdrückliche Einwilligung des Staates ausüben (§§ 10, 11, 36, 134, 135, 136). So löst das Allgemeine Landrecht der Kirche, statt sie als einen dem Staate coordinirten Organismus anzuerkennen, in eine Reihe von Ortsgemeinden auf und drückt sie herab zu einer Art polizeilichen Anstalt zur Beförderung von Sittlichkeit und bürgerlichem Gehorsam, so daß auf sie Anwendung finden mag der schmerzliche Ausruf des zweiten Jesaias über den Knecht Jehovahs: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne."

Das hieraus zu ziehende Resultat für Svarez' religiöse Stellung ist dieses. Die Kirche als äußere Anstalt unterstellt er vollständig, bis zur Auflösung, Atomisirung ihres Begriffes der Staatsgewalt, wogegen er das Gebiet des Glaubens, also das eigentliche religiöse Gebiet mit Entschiedenheit der staatlichen Gewalt entrückt. Den Atheismus weist er ab (oben S. 314: „selbst Gottesleugner"). Die verschiedenen Religionen sind ihm keineswegs gleichwerthig (oben S. 314). Die allein für den Staat maßgebende Religion ist ihm die christliche. Er selbst ist Mitglied der evangelisch-lutherischen Kirche, ist der Sproß einer alten evangelisch-lutherischen Theologenfamilie und ist geboren und groß geworden in einer Stadt, in welcher bis neun Jahre vor Svarez' Geburt fünfunddreißig Jahre lang der liederreiche Mund Benjamin Schmolke's allsonntäglich das Evangelium gepredigt hatte. Seiner freiheitlichen Richtung gemäß ist er Gegner der starren Orthodoxie, verwirft er den Symbolzwang, nimmt er einen so freisinnigen Standpunkt ein, daß er, wie hier noch erwähnt werden kann, die Kirche, an welcher Teller predigte, die St. Petrikirche zur Parochialkirche wählte. Aber davon, daß er Tellers und Biesters Absurditäten mitbegeht, daß sie seinen Beifall, seine Zustimmung erhalten, ist Nichts bekannt. Im Gegentheil ist, um die oben (S. 313) gebrauchten Worte zu wiederholen, anzunehmen, daß das Maßvolle seines Wesens und Charakters ihn davor bewahrt habe, daß er jedenfalls als exacter Jurist nicht darnach angethan gewesen ist, sein Christenthum mit religiösem Indifferentismus zu vertauschen oder den positiven Begriff des Christenthums in einen allgemeinen Humanitätsbrei aufzulösen. Ein bestimmt formulirtes Bekenntniß seiner religiösen Ueberzeugung ist nicht überliefert; wir wissen auch nicht, ob ein solches von ihm nach seiner Confirmation jemals abgelegt worden ist. Was wir aber sicher wissen, ist, daß er diejenigen Tugenden bethätigt hat, deren Bethätigung die christliche Religion von ihren Bekennern verlangt, und so hat gewiß auch ihm, dem Freunde der vernünftigen Aufklärung, jener Friede, welcher höher ist denn alle Vernunft, Herz und Sinne bewahrt. —

Für den zartgebauten Mann war die Regelmäßigkeit und Vorsichtigkeit der Lebensweise, die ohnehin seinem einfachen und zurückhaltenden Wesen

entsprach, durchaus nothwendig. Gleichwohl versagten häufig seine Kräfte den Dienst, ergriff ihn oft während der langen legislativen Sitzungen eine kaum zu überwindende Müdigkeit. In den letzten Jahren seines Lebens entwickelte sich aus der Jahrzehnte langen rast- und ruhelosen Thätigkeit ein Unterleibsleiden. Von einem heftigen Anfall im Frühjahr 1797 genas er noch einmal. Im Jahre darauf befiel ihn ein zweiter Anfall, von dem er sich nicht wieder aufraffen sollte. Am 6. Mai wandte er sich an den König, seinen früheren Schüler, mit der Bitte, die Existenz seiner Gattin sicher zu stellen. Friedrich Wilhelm III., der ihn kurz zuvor zum Directorialmitglied der neu organisirten Akademie der Wissenschaften ernannt hatte, antwortete am 8. Mai durch folgende, von Beyme entworfene Kabinets-Ordre:

„An den Geheimen Oberjustizrath Suarez."

„Rath, besonders lieber Getreuer. Mit dem größten Leidwesen habe Ich aus Eurer Vorstellung vom 6. d. M. ersehen, daß Eure Krankheit, die anfänglich nur vorübergehend geschienen, eine so ernste Wendung genommen hat, daß Ihr am Ende Eurer irdischen Laufbahn zu stehen besorget. Ich kenne den ganzen Umfang Eurer Verdienste um den Staat, für den allein Ihr 33 Dienstjahre gelebt und in denselben mit einer beispiellosen Anstrengung Eure seltenen Talente und allumfassenden Kenntnisse lediglich dazu angewendet habt, Meinen Staaten die Segnungen einer so vollkommenen Justizverwaltung zu verschaffen, als solche noch nie ein Staat besessen hat. Ohne Euch würde weder die neue Gerichtsordnung noch das Allgemeine Landrecht, welches bis dahin als ein unauflösliches Problem betrachtet wurde, je zu Stande gekommen sein, und Ihr, den Ich als den Schöpfer dieser unvergänglichen Denkmale der Weisheit und der Gerechtigkeit meiner Vorfahren in der Regierung betrachte, werdet in diesen Euren Werken noch für die späteste Nachkommenschaft leben, die Euer Andenken im Genuß der wohlthätigen Folgen derselben segnen wird. Ich fühle es ganz, was Ich Euch in dieser Hinsicht zu verdanken habe, und da Ich weiß, wie schwer es halten wird, einen eines solchen Vorgängers würdigen Nachfolger zu finden, so kann Ich Mich noch nicht an den Gedanken Eures Verlustes gewöhnen, der doch als eine Folge einer so vieljährigen, fast unglaublichen Aufopferung Eurer Lebenskräfte wohl nicht zu vermeiden sein wird. Nächstdem bedaure Ich es, daß Mir dieser so frühzeitige Verlust die Gelegenheit raube, Euch noch in Eurem Leben so zu belohnen, als Ihr es in dieser Rücksicht verdienet und es bisher selbst mit der größten Uneigennützigkeit vermieden habt, finde aber auch Nichts gerechter, als Eure letzte Bitte, das Schicksal Euer hinterbleibenden Gattin zu sichern. In dieser Hinsicht bewillige Ich derselben, Eurem Wunsche gemäß die zu ihrem anständigen Unterhalt erforderliche Pension von Achthundert Thalern und habe dato dem Großkanzler von Goldbeck

befohlen, derselben solche auf Euren Todesfall aus den Justizbeiträgen der neuen Provinzen zu versichern, bis sich eine Gelegenheit findet, solche auf andere Kassen anzuweisen. Indem Ich Euch auf solche Weise für das künftige Schicksal Eurer Gattin beruhige und Euch dadurch beweise, daß Ich Eure außerordentlichen Verdienste mit aufrichtigem Dank erkenne, wünsche Ich doch nichts so sehr, als daß die gegenwärtige Gefahr Eures Lebens vorübergehen und Ich dadurch in den Stand gesetzt werden möge, Euch selbst zu beweisen, wie sehr Ich bin Euer gnädiger König

Friedrich Wilhelm."

In dem erwähnten Auftrage an den Großkanzler hatte der König betont, daß Svarez

„in seinen außerordentlichen Verdiensten um den Staat noch bis in die späteste Nachwelt leben werde und auch schon in seinem Leben eine außerordentliche Belohnung verdient hätte."

Sechs Tage später, am Montag, den 14. Mai 1798, Mittags 12 Uhr, verschied Svarez, 52 Jahre und 11 Wochen alt, somit erst in die reiferen Jahre der Männlichkeit eingerückt. Aber, wie sein Freund Klein ihm nachrief, „mißt man das Leben nicht nach dem Glockenschlage, welcher auch die leeren Stunden bemerkt, sondern nach der Größe seiner Wirksamkeit, so haben wenig Menschen so lange gelebt als er." Am 19. Mai wurde er an der von ihm selbst auserwählten Grabstätte auf dem Luisenstädtischen Kirchhof beerdigt. Wenn man die Leipziger Straße östlich entlang geht, zieht sich das Geleise der Pferdebahn an dem Abgeordnetenhause vorüber und um die Südseite des Spittelmarktes herum durch die Seydelstraße in die Alte Jakobstraße. Die letztere Straße bildet hier mit der Alexandrinen-, Stallschreiber- und Sebastianstraße einen Häuserblock in Gestalt eines länglichen Vierecks. Zwischen den Häusern Nr. 54 und 56 der Alten Jakobstraße, einem Postamte gegenüber, befindet sich eine Lücke, durch welche man in das Innere des Häuserblockes tritt und nun nach wenigen Schritten vor dem Portal der Luisenstädtschen Kirche steht. An die Kirche schließt sich ein großer Garten an, welcher von dem Kirchplatze durch ein eisernes Gitter getrennt ist, nur auf einer kurzen Strecke, wiederum durch ein Gitter eingefriedigt, unmittelbar an die Sebastianstraße stößt und im Uebrigen von den Hinterhäusern der genannten vier Straßen bezw. den Höfen derselben umschlossen wird. Mit alten Linden, Ebereschen und Kastanienbäumen besetzt und durch die hohen Häuser vor dem Tosen des weltstädtischen Verkehrs geschützt, wird dieser Garten gegen eine geringe Jahresmiethe von den Bewohnern der benachbarten Straßen als Erholungs- und Spielplatz benutzt. An sonnigen Nachmittagen der guten Jahreszeit spielen auf den von Jasmin, Syringen und Flieder eingehegten Wegen Kinder, sitzen auf den Bänken Kindermädchen und in den von Waldrebe und Gaisblatt beschatteten Lauben ehrsame Bürger- und Beamtenfrauen. Mehrere hohe Grabsteine unter ehr-

würdigen Trauerweiden, ein von einem verfallenden Holzstacket eingehegter und von Epheu übersponnener Grabhügel, mehrere alte Erbbegräbnisse an der Mauer der Südostseite zeigen uns, daß wir uns auf einem alten Kirchhofe befinden. Ungefähr in der Mitte dieser Mauer ist eine schwarze Eisenplatte eingelassen, welche ein Relief in Goldbronce trägt, ein männliches Brustbild, von Eichenlaub umrahmt, darunter die Inschrift. Das Bild hat kurzes, welliges Haar und ein mit seinem ruhigen Ausdruck entfernt an Uhland erinnerndes feingeschnittenes, bartloses Antlitz. Die Inschrift lautet:

„Dem Gedächtniß des ruhmreichen Mannes Svarez, welcher den Gedanken des großen Königs, seinen Landen ein Allgemeines Landrecht zu geben, mit schöpferischer Kraft ausführte, weiht dieses Denkmal die Juristische Gesellschaft zu Berlin. 1876."

Bereits in seinem Todesjahre wurde geklagt, daß es nicht möglich sei, eine Biographie und ein Bild von Svarez zu veröffentlichen, weil, so anspruchslos wie er gewesen, er weder Nachrichten von seinem Leben noch sein Bildniß hinterlassen habe. Klein, seit 1791 Professor und Director der Universität Halle, zu deren Jubelfeier im August 1798 die Ehrenpromotion von Svarez war in Aussicht genommen worden, widmete im Jahrgang 1798 Band III. der „Jahrbücher der preußischen Monarchie" seinem großen Freunde einen warm empfundenen Nachruf, und ein anderer Freund und Mitarbeiter am Allgemeinen Landrecht, Goßler, veröffentlichte in seinen „Juridischen Miscellen" eine kurze Biographie; aus beiden sind hier mehrfache Aussprüche mitgetheilt. Die Goßler'sche Biographie wurde von Kamptz im 41. Bande der „Jahrbücher für die Preußische Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung" in dankenswerther Weise erneuert und ergänzt. Im Jahre 1875 veröffentlichte der damalige Unterstaatssecretair im Justizministerium und spätere preußische Justizminister Dr. Friedberg in den „Deutschen Monatsheften" die auch besonders erschienene Abhandlung „Svarez, Bornemann und Koch, die drei Männer des preußischen Rechts," die jedoch in stofflicher Beziehung nur in geringem Maße der bevorzugten Stellung ihres Verfassers entsprach, wenn sie auch von der Pietät desselben vor Svarez' Andenken Zeugniß ablegte. Ein größeres Verdienst erwarb sich Friedberg jedenfalls dadurch, daß er den vortragenden Rath im preußischen Justizministerium und gegenwärtigen Präsidenten der Justizprüfungscommission, Geheimen Oberjustizrath Dr. Adolf Stölzel bewog, an die Arbeit heranzutreten. Stölzel lieferte in seinem 1885 erschienenen Werke „Carl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts" nicht blos „die trefflichste Biographie, welche jemals dem Andenken eines Juristen geweiht worden ist" (Heft 173, S. 208), sondern zugleich ein über den Rahmen einer Biographie weit hinausgreifendes, auf den eingehendsten Studien beruhendes und vortrefflich geschriebenes rechts- und culturhistorisches Zeitbild. In einem zweiten, auf dem umfassendsten

urkundlichen Material beruhenden, zwei starke Bände großen Werke „Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, 1888" bahnte Stölzel der deutschen Rechtsgeschichte neue Wege und fixirte Svarez' Stellung als den Mittel- und Kernpunkt der ganzen bisherigen preußischen Rechtsgeschichte, deren Wissenschaft er zugleich durch dieses Werk mit einem Schlage begründete.

Steudener, der Freund von der Universitätszeit her (Heft 172, S. 87 u. 88), ließ 1803 auf seinem Gute Chyby bei Posen im Gutspark Svarez eine Marmorbüste setzen, nach der Ueberlieferung „eine männliche Figur auf einem Sockel, mit entblößtem Haupte, die Brust mit Orden geschmückt." Gewiß hätte diese Büste uns Svarez' Erscheinung am Besten veranschaulicht, aber sie wurde leider in den 1840er Jahren von muthwilligen Knaben zerstört. Goßler gab seiner Biographie als Titelvignette einen Schattenriß mit, den Svarez' Gattin besonders gelungen nannte und nach welchem alle späteren Abbildungen gefertigt sind. Kircheisen ließ, als er Justizminister geworden war, in dem Garten des damaligen Justizministeriums, des jetzigen Reichskanzleramtes, einen Denkstein setzen, einen am Wasserrand stehenden und von Bäumen beschatteten Würfel, auf welchem eine mit Eichenlaub bekränzte Urne ruhte. Die Urne trug den Namen ‚SVAREZ', der Würfel die Zahl ‚MDCCCXI' und die einer horazischen Strophe nachgebildete Inschrift*):

‚TVI MEMOREM SEPVLCRO SCALPO QVERELAM.'

Eine in Kupfer gestochene Abbildung dieses Steines stiftete Kircheisen 1820 den „Jahrbüchern für die preußische Gesetzgebung pp." mit der Ermahnung, daß die Erinnerung an Svarez von Zeit zu Zeit zurückzurufen eine nationale Pflicht sei. Eine fernere Abbildung dieses Denkmals ist enthalten in Band III. S. 161 der „Deutschen Monatshefte" und auf dem Umschlage des Sonderabdrucks der Friedberg'schen Schrift. In Schweidnitz wurde durch die städtischen Behörden am 1. Juni 1854 am Rathhause — das Geburtshaus hatte damals nicht ermittelt werden können — eine marmorne Gedenktafel angebracht, welche, 2½ Fuß hoch und 3½ Fuß breit, in goldenen Buchstaben die Inschrift trägt:

„Zum Andenken an Karl Gottlieb Suarez, am 27. Februar 1746 in Schweidnitz geboren, berühmt und hochverdient um Preußens Gesetzgebung, gestorben zu Berlin am 14. Mai 1798 als Geheimer Ober-Justiz- und Tribunals-Rath."

Die Bürgerschaft Berlins ließ 1874 von Melchior von Straßen, dem jetzigen Professor am Leipziger Gewerbe-Museum, nach dem erwähnten

*) Hor. carm. III. 11 letzte Strophe:

I, pedes quo te rapiunt et aurae,
dum favet nox et Venus, i secundo
omine et nostri memorem sepulcro
scalpe querelam.

Schattenriß ein prächtiges Medaillon-Portrait anfertigen und schmückte mit demselben den Bibliotheksaal im neuen Rathhaus, woselbst es mit dem Medaillon von Savigny dem von Bismarck zur Seite hängt. Von der Hand desselben Künstlers ist die Broncebüste, durch welche die Urne ersetzt wurde, als Friedberg 1875 das Denkmal aus dem Garten des Reichskanzleramtes in den des Justizministeriums überführen ließ. An Svarez Sterbehaus am Pariser Platz wurde 1887 durch die Berliner Bürgerschaft am Erdgeschoß eine Gedenktafel mit der Inschrift angebracht:

„Hier wohnte vom Jahre 1796 bis zu seinem am 14. Mai 1798 erfolgten Tode der Schöpfer des Allgemeinen Preuß. Landrechts, Carl Gottlieb Svarez. Seinem Andenken die Stadt Berlin."

Als Kaiser Friedrich, wie einst sein Großvater von Svarez, in jungen Jahren von Friedberg in die Rechtswissenschaft eingeführt wurde, versprach er seinem Lehrer, dereinst dem Justizministerium ein Andenken an Svarez zu stiften. In den wenigen Schmerzenswochen seiner Regierung löste er dies Versprechen ein, indem er dem Justizministerium eine nach dem obigen Schattenriß modellirte große Marmorbüste schenkte, deren Aufstellung zu erleben ihm selbst nicht vergönnt sein sollte. Diese Büste ist bisher die einzige dem Andenken Svarez' gewidmete Gabe von Königshand. An öffentlichen Gedenkzeichen für Svarez sind nur zu nennen die Grabplatte auf dem Luisenstädtschen Kirchhof und die beiden Tafeln auf dem Pariser Platz und am Schweidnitzer Rathhause, jene erste von einer Privatgesellschaft, diese beiden von einer Stadtgemeinde gestiftet. Berlin, welches 1798 nicht 160000 Einwohner zählte, wuchs im Laufe der Decennien zur Weltstadt heran, deren Plätze mehr und mehr mit den Standbildern der großen Männer aus Preußens Geschichte geschmückt wurden. Aber zu einem Standbilde für Svarez, der nicht als General seine Mitmenschen zur Schlachtbank geführt hatte, sondern Jurist, dazu nicht einmal Minister gewesen war, fand sich auf den Straßen und Plätzen der Hauptstadt, fand sich selbst auf dem Rauch'schen Denkmal Friedrichs des Großen kein Raum.

Der römische Dichter Ennius rühmte von sich, daß um ihn Niemand werde zu trauern brauchen, weil er im Munde der Nachwelt unsterblich leben würde. Aehnlich verhieß Friedrich Wilhelm III., daß Svarez in seinen Werken noch für die späteste Nachkommenschaft leben, diese sein Andenken segnen werde, und in einer von einem Verwandten Svarez' gedichteten Trauerode ermahnte hierzu die Schlußstrophe mit den feierlichen Worten:

„Bau seinem Ruhm ein bleibendes Denkmal auf
in Deinem Herzen, Nachwelt! Laß nie den Kranz,
den Themis ihrem Liebling reichte,
an der verwitternden Urne welken!"

Aber wie befolgte die Nachwelt diese Ermahnung? Das Andenken an Svarez, in den engen Fachkreisen pietätvoll bewahrt, war im Uebrigen verschollen. In Schweidnitz wurde das Geburtshaus erst durch Stölzel

wieder entdeckt. In Frankfurt a. O. und in Breslau war und ist eine Erinnerung an Svarez' langjährigen Aufenthalt daselbst nicht mehr zu finden. Am Berliner Alexanderplatz wußte man bis auf Stölzel in dem Hause Nr. 70 wohl, daß hier einmal ein Ministerium gewesen sei, auch in dem ersten Stock eine berühmte Sängerin — Henriette Sontag — gewohnt habe, aber weiter wußte man über die früheren Bewohner nichts. Das Haus am Pariser Platz war allerdings jedem echten Berliner wohl bekannt als das Wohn- und Sterbehaus Wrangel's, aber erst Stölzel mußte wieder in das Gedächtniß zurückrufen, daß neunundsiebzig Jahre vor dem alten Krieger der Verfasser des Allgemeinen Landrechts aus diesem Hause zur letzten Ruhe war hinausgetragen worden. Nach dem schmerzlichen Abschluß ihrer kinderlosen Ehe war Svarez' Wittwe nach der bei der Inselbrücke belegenen Häuserreihe Neu-Cölln am Wasser in das erste Stockhaus des Eckhauses an der Inselstraße gezogen und hatte hier bis zu ihrem Ableben länger als neunundzwanzig Jahre gewohnt, aber in demselben Hause war schon damals der Name, geschweige die Bedeutung seines Trägers, kaum bekannt; man wußte nur, daß sie eine verwittwete Geheimräthin war. Svarez' Grabhügel war versunken, die Ruhestätte war vergessen, nur nach längerem, mühevollen Suchen gelang es im Jahre 1876 sie aufzufinden. Wie viele Berliner kennen jenen versteckten Ort? wie viele selbst von der nächsten Nachbarschaft den Namen des Mannes, dessen Gebeine dort ruhen? Als der Verfasser dieser Zeilen im Sommer 1887 den Luisenstädtschen Kirchhof besuchte und das hinter Syringenbüschen versteckte Grab nicht sogleich finden konnte, fragte er lange bei den auf dem Kirchhof weilenden Personen herum; keine derselben kannte den Namen oder wußte, daß hier ein berühmter Mann bestattet sei, und dem Verfasser wurde die erbetene Auskunft erst dann, als er das vergoldete Brustbild erwähnte. Diese Unkenntniß ist bisher außerhalb der Fachkreise eine allgemeine. So zeigten, als im Sommer 1888 das Geschenk Kaiser Friedrichs bekannt wurde, selbst die angesehensten unserer Tagesblätter durch die Namen Juarez, Sparez, Sparey u. ä., wie unbekannt ihnen der Schöpfer des preußischen Rechts war. In den bisherigen großen Conversationslexicis von Meyer, Pierer, Brockhaus, in den Weltgeschichten von Schlosser, Leo, Weber, in den zahlreichen Bänden von Häusser's „Deutscher Geschichte," von Pertz über Stein, von Ranke über Hardenberg wird man den Namen vergebens suchen. Hierfür bietet der Umstand ganz gewiß keinen genügenden Erklärungsgrund, daß die Thätigkeit der Juristen regelmäßig abseits der großen Straße von Krieg und Politik liegt, daß ein Gesetz regelmäßig ohne den Namen seines Verfassers vor die Welt tritt. Eher ließe sich der Umstand anführen, daß keine Wissenschaft außerhalb der Fachkreise so unbekannt ist, so fremdartig anmuthet, als die gleichwohl das ganze Leben umspannende Rechtswissenschaft. Aber auch dies ist noch kein genügender Entschuldigungsgrund gegenüber einem Manne von Svarez' Bedeutung. Vergleicht man diesen z. B. mit

Stein, so besaß allerdings der schüchterne Schweidnitzer Advocatensohn nicht die agitatorische, kampfesfreudige Energie des erb- und grundgesessenen Reichsfreiherrn, bedurfte derselben allerdings auch nicht für sein Lebenswerk. Aber bereits lange vor Stein hatte er begonnen, durch seine großen Gesetzeswerke den strengen Rechtssinn, die sittliche Energie, den großartigen Gemeingeist zu stählen, durch welche das preußische Volk schließlich an die Spitze des geeinten Deutschlands geführt worden ist. An uneigennützigem Patriotismus ihm gleich, an durchdringender, allseitiger Kenntniß des Rechts- und Staatslebens ihm weit überlegen, übertrifft er Stein ganz besonders an Umfang seiner reformatorischen Thätigkeit. Ebenso an Vielseitigkeit der geistigen Begabung. Stein, ein meisterlicher Verwaltungsbeamter, würde versagt haben, wenn er an Svarez' Arbeit hätte herantreten sollen, während dieser, der sich schon in Jünglingsjahren als ausgezeichneter Verwaltungsbeamter erwiesen hatte, die Gesetze, mit denen Stein's staatsmännischer Ruhm verknüpft ist, mit spielender Hand würde gefertigt haben. Aber während Stein's mit dem Kampf gegen die Fremdherrschaft verknüpfter Name weltgeschichtlichen Klang hat, ist der Name Svarez bisher selbst in dem eigenen Vaterlande nur den Fachgenossen bekannt gewesen.

Hier Bahn gebrochen und Wandel geschaffen, einen solchen Undank für die Zukunft unmöglich gemacht zu haben, ist Stölzels Verdienst, der Preußens literarische Ehrenschuld gegen den Schöpfer seines Rechts endlich einlöste, den Schleier zerriß, den neun Decennien um Svarez' Persönlichkeit gewoben hatten, und in dem mit den edelsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens geschmückten Mann den Juristen Preußens und Deutschlands für alle Zeiten ein glänzendes Vorbild vorführte. Zugleich ein Spiegelbild für die gegenwärtige Reformperiode des preußischen und deutschen Rechts. Wie sehr dies immer mehr anerkannt wird, möge folgender Passus aus der Rectoratsrede zeigen, in welcher vor zwei Jahren der Berliner Professor Dr. Hinschius beim Rectoratswechsel den Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich einer — hier nicht weiter zu erörternden — Kritik unterzog:

„Daß der Entwurf, das Ergebniß einer mühevollen Arbeit von dreizehn Jahren, der Volksthümlichkeit entbehrt, wird kaum von irgend einer Seite bestritten. Im Uebrigen gehen die Meinungen über seine Vorzüge und Mängel weit auseinander, ja auch darüber, ob er überhaupt ohne eine wesentliche Umschmelzung der Verwirklichung des erstrebten Zieles zu dienen geeignet ist. Unser unvergeßlicher College Beseler, der einst das preußische Landrecht als eine für seine Zeit bewundernswürdige Leistung bezeichnete, hat noch kurz vor seinem Tode über den neuen Entwurf mit zitternder Hand das herbe, aber kaum ungerechte Urtheil niedergeschrieben: ‚Verneint das selbständige deutschrechtliche Studium seit Conring und ignorirt eine weltgeschichtliche Culturarbeit von fünfundsiebzig Jahren'. Es war im Jahre 1880, als Beseler in seiner Rectoratsrede unserer zukünftigen deutschen

Gesetzgebung das hohe Ziel steckte: ‚Sie soll den vorhandenen Rechtsstoff in seinem Umfang sicher beherrschend, die Lebensverhältnisse in ihrer sittlichen, politischen, wirthschaftlichen Gestalt klar überschauend, ein monumentales Werk nationaler Rechtsbildung darstellen. Sie darf der schöpferischen Kraft nicht entbehren und ist nicht an den historisch gegebenen Rechtsstoff gebunden. So weit es nöthig ist, soll sie neues Erz zu dem alten in den Tiegel werfen und das Ganze im künstlerischen Ebenmaße gestalten‘. Diesem idealen Ziel ist das Landrecht in seiner Zeit näher gekommen, als das Werk, welches in den Tagen der Blüthe und der Macht des deutschen Vaterlandes die Einheit unseres Rechts verwirklichen soll. Ein Svarez würde die Kraft haben, selbst den vorliegenden Entwurf zu einem in Sprache, Geist und Recht wahrhaft deutschen Gesetzbuch umzugestalten.“ —

Wenn man in der Berliner Wilhelmstraße das Palais des Justizministeriums betritt, steht man zunächst auf der schmalen Vordiele vor einem Denkmal, welches, an das Lessing-Denkmal auf dem Hamburger Gänsemarkt erinnernd, einen älteren bartlosen Mann in der vornehmen Tracht des vorigen Jahrhunderts zeigt; es ist der Großkanzler von Carmer. Geht man die Treppe hinauf, so kommt man in die Wohnung des Justizministers und, noch eine Treppe höher, zu den Arbeitszimmern der vortragenden Räthe. In diesem zweiten Stock liegt nach der Straßenseite das Sitzungszimmer für die Plenarberathungen, in welchem auch die große juristische Staatsprüfung abgehalten wird, ein hoher und heller Raum, in der Mitte ein großer, mit Büchern belegter Tisch, das Ganze behäbig und wohlthuend ausgestattet. An den Wänden hängen zahlreiche Bilder von Männern aus verschiedenen Zeiten, größtentheils in vorgerückterem Lebensalter; es sind die Bilder der bisherigen preußischen Justizminister. Inmitten dieser hat Svarez' von Kaiser Friedrich geschenkte Marmorbüste ihren Platz gefunden. Wenn die Räthe des Ministeriums unter ihrem Chef die Entwürfe zu neuen Gesetzen berathen; wenn unter Stölzels Präsidium die schwülen Stunden hingleiten, in welchen Preußens künftige Richter, Staats- und Rechtsanwälte ihr Wissen und Können erweisen sollen: dann wird das feine Antlitz mit den ruhigen, milden Augen auf sie niederblicken und daran erinnern, daß, wenn auch einst das Allgemeine Landrecht der Geschichte übergeben werden sollte, wir doch niemals untreu werden dürfen:

„dem Gedächtniß des ruhmreichen Mannes Svarez“.

Socialismus und Darwinismus.

Von

R. Koßmann.

— Göttingen. —

Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß die großartigste Bewegung, welche die Naturwissenschaft seit Jahrhunderten erfahren hat, ihren Anstoß aus der Volkswirthschaftslehre erhielt, und daß nunmehr jene von der höheren Stufe, die sie erklommen hat, die eigene Lehrerin zu lenken, vor Irrwegen zu warnen, sich vermessen kann.

In der That hatte Malthus', des Nationalökonomen, Werk Darwin gelehrt, daß die natürliche Fruchtbarkeit zur Uebervölkerung, diese zu einem vernichtenden Kampf um's Dasein führe. Während aber Malthus aus seiner Erkenntniß, Angesichts des entsetzlichen Elends, den dieser Kampf über die Unterliegenden verhängt, die Folgerung zog, es sei das Heil der Menschheit in der Unterdrückung der natürlichen Fruchtbarkeit zu suchen, hat gerade Darwin's Lehre gezeigt, daß dieser Kampf um's Dasein die nothwendige Bedingung, die Ursache aller fortschreitenden Entwickelung der Lebewelt ist, daß wir ohne ihn nicht geworden wären, was wir sind, und ohne ihn bald genug dem Untergange verfallen müßten.

Von dem Standpunkte Darwin's aus dürfen wir sonach einen nicht nur aufklärenden, sondern zugleich versöhnenden Blick in ein Gebiet erwarten, auf welchem die Natur selbst so besonders hart und grausam zu walten scheint, daß sie das Herz der edelsten, der göttlichsten Menschenfreunde von jeher mit Erbarmen erfüllte und oft genug im Jammer über ihre Ohnmacht brechen ließ.

Ohnmächtig — darüber werden wir uns bei solcher Prüfung nicht täuschen — sind gegen die Schrecken des Kampfes um's Dasein auch jene

Gedanken und Lehren, mit welchen der moderne Socialismus sie zu mildern, ja zu beseitigen hofft. Aber mag er auch irren und mögen auch Unwürdige seine Irrthümer zu verwerflicher Mißleitung Urtheilsloser mißbrauchen, so sollten wir doch nicht vergessen, daß Ehre den Männern gebührt, die in diesen trügerischen Träumereien nichts gesucht haben, als die Beschwichtigung des grimmigen Wehs, welches das Elend ihre Brüder ihnen verursachte.

Trügerische Träumereien — wenn man diese Bezeichnung auf die socialistischen Theorien anwendet, so hat man auch schon ausgedrückt, worin eine Hauptschwierigkeit ihrer Prüfung liegt. Es sind viele socialistische Programme und sonstige Verlautbarungen so unklar, daß nicht ganz leicht festzustellen ist, was wir als die eigentliche Grundlage des Socialismus anzusehen haben.

Der Socialismus im weiteren Sinne des Wortes lehrt wohl eigentlich nur, was wir Alle gern bestätigen: daß nämlich durch Zusammenfassung vieler individueller Kräfte zu einem Ganzen, welches nach einheitlichen Antrieben wirkt, eine vollkommenere Wirkung erzielt wird, und daß diese Vervollkommung selbst wiederum den Individuen zu Gute kommt.

In diesem Sinne freilich ist jede Staatenbildung ein socialistisches Unternehmen, und ein Streit kann sich wohl nicht um die Sache selbst, sondern nur um ein Zuviel oder Zuwenig drehen. Daß z. B. Kriegswesen, Rechtspflege in des Staates Händen ruhen, billigt wohl Jeder; ob auch das Verkehrswesen und Versicherungswesen eine reine Staatsangelegenheit sein sollte, darüber weichen die Ansichten vielfach auseinander. Dennoch kann man für eine ungemein weitgehende Entreprise des Staates eintreten, ohne, nach dem heutigen eingeschränkteren Gebrauch des Wortes, als Socialist zu gelten. Ein Socialist im engeren Sinne des Wortes wird man erst, wenn man mit Karl Marx und seinen Vorgängern und Nachfolgern für die Verstaatlichung der Production eintritt; wenn man also diejenige Thätigkeit, durch welche Gegenstände des Lebensbedarfs aus dem rohen Material hergestellt werden, der Willkür des Einzelnen entziehen, und in ähnlicher Weise, wie die vorhin erwähnten unproductiven Thätigkeiten, ausschließlich den Händen des Staates anvertrauen will.

Man sollte meinen, dies sei eine Frage, über welche sich die Gelehrten und Ungelehrten streiten könnten, ohne daß eine allzu heftige Erregung oder gar blutige Köpfe zu befürchten wären. Ist doch z. B. in der Verstaatlichung des Verkehrsbetriebes ein sehr weitgehender Schritt erst in den allerneuesten Zeiten bei uns gemacht worden, ohne daß das Gemeinwesen dadurch erschüttert worden wäre.

Hier liegt aber die Sache etwas anders. Mit dem Begriff der Production verbindet sich unauflöslich der Begriff des Capitals. Angesammelte Gütermengen, so groß sie auch seien, sind keine Capitalien, sie regeneriren sich nicht aus sich selber, wenn sie nicht der Production neuer Güter dienstbar gemacht werden können. Behält sich daher der Staat die Production vor,

so ist er auch der alleinige Inhaber allen Capitals. Mag das Individuum alsdann noch so große Schätze besitzen, in kürzerer oder längerer Frist sind sie verbraucht oder verdorben, und dann ist ihr bisheriger Eigenthümer, um sein Leben zu erhalten, auf Leistungen des Staates angewiesen, die dieser natürlich nur für Gegenleistungen in Form von Arbeit gewähren wird. Es ist begreiflich, daß unseren Privatcapitalisten diese Aussicht nicht allzu ver-lockend erscheint; andererseits erhoffen ja die heutigen Arbeiter aus der Zer-trümmerung oder Aufsaugung der Privatcapitalien durch den Staat eine Besserung ihrer eigenen Lebenslage: und so erklärt sich denn die Erbitterung, mit welcher man über diese Frage streitet, aus der Furcht der besitzenden und der Begehrlichkeit der besitzlosen Klasse.

Damit aber sind wir von der theoretischen Grundlage, auf welcher die Socialdemokratie fußt, zu der lockenden Frucht gekommen, nach der sie trachtet: sie erhofft von der Verstaatlichung des Capitals, wie das Programm der Partei ausdrücklich ausspricht, die Zerbrechung des ehernen Lohngesetzes.

Ricardo's Lohngesetz, das eherne, wie es Lassalle genannt hat, läßt sich in Kürze so formuliren, daß der natürliche Arbeitslohn nicht mehr beträgt, als zur Lebensfristung der für die Production erforderlichen Arbeiterziffer nothwendig ist, daß er unter dieses Maß des Nothwendigen sinkt, sobald die Arbeiterziffer über die erforderliche steigt, und daß er über das Maß des Nothwendigen erst steigt, wenn die Arbeiterziffer unter den erforderlichen Betrag sinkt.

Daß nun die Giltigkeit dieses Gesetzes von der Verstaatlichung des Capitals irgend abhängig sein sollte, kann nicht zugegeben werden.

Das ist ja freilich nicht zu leugnen, daß der socialistische Staat will-kürlich den Lohn des Individuums weit über dem erforderlichen Mindestmaß festsetzen und somit die materielle Lage der Arbeitenden erheblich verbessern könnte. Ein Irrthum wäre es aber, zu meinen, daß eine andere Staats-ordnung solch ein Experiment nicht ebenfalls machen könnte. Wir haben schon in dem römischen Weltreiche gesehen, wie, ohne die Spur einer socialistischen Staatsordnung, dem Volke Brot, Schauspiele und Bäder un-entgeltlich geboten wurden, und bei uns selbst haben wir soeben erst erlebt, daß ein freilich noch schüchterner Versuch nach dieser Richtung mit dem Altersversicherungszwange gemacht wurde. Nichts hindert uns, auf diesem Wege fortzuschreiten, beispielsweise den Arbeitgebern die Lieferung von Wohnung, von Kleidung, von Beköstigung u. s. w. gesetzlich zur Pflicht zu machen, und die Qualität dieser Lieferungen unter staatliche Controle zu stellen. Die Verstaatlichung des Productionscapitals ist für solche Maß-regeln durchaus keine nöthige Vorbedingung.

Während nun solcher Gestalt jeder Staat, nicht nur der socialdemokratische, im Stande ist, das eherne Lohngesetz **zeitweilig** außer Wirkung zu setzen, so erscheinen allerdings die Maßregeln, die ihm zu Gebote stehen, als rein palliative, und es kann die Frage entstehen, ob der socialdemokratische

Staat etwa an ihrer Stelle andere Mittel bieten würde: solche, welche wirklich „das Lohngesetz," wie in Aussicht gestellt wird, „zerbrechen."

Es ist nicht abzusehen, wie dies sollte geschehen können. Es wird behauptet, daß die verstaatlichte Production an sich eine wohlfeilere sein werde. Bedenkt man freilich, daß die Gewinnsucht ein mächtiges Förderungsmittel der Production ist, welches bei der heutigen Productionsweise keineswegs nur durch Herabdrücken der Löhne, sondern auch auf tausend anderen Wegen unaufhörlich an der Minderung der Herstellungskosten arbeitet; erwägt man ferner, daß die Concurrenz noch mächtiger als die Gewinnsucht auf das gleiche Ziel hinwirkt; erinnert man sich endlich der thatsächlichen Erfahrungen, die bisher mit staatlichen Productionsbetrieben gemacht worden sind, etwa den Domänen, den Bergwerken oder gar der Tabaksmanufactur, wo doch der Sporn der Concurrenz keineswegs mangelte, und dennoch kaum wohlfeiler producirt wurde: so wird man gegenüber den Verheißungen in dieser Hinsicht sich wohl etwas skeptisch verhalten. Aber nehmen wir wirklich an, sie seien berechtigt, es werde nicht nur der Gewinn, der heute in die Taschen der Privatunternehmer fließt, sondern das Doppelte, das Dreifache von dem Staate erzielt werden: wie dürfen wir schließen, daß dadurch das „eherne Lohngesetz" zerbrochen werden würde?

Die Schlußfolgerung der Socialdemokratie ist diese: wenn der Staat producirt, so wird der Gewinn größer sein; dieser Gewinn aber fällt nicht dem Unternehmer zu, sondern er wird unter die Arbeiter vertheilt; folglich werden die Arbeiter mehr erhalten.

Aber in dieser Schlußfolgerung fehlt eine Ueberlegung. Sobald nämlich in dieser Weise die Lebenshaltung der Arbeiter sich verbessert, nimmt die Bevölkerungsziffer zu. Für diese Bevölkerungszunahme liegt in der menschlichen Natur keine Grenze. Wenn also die Production nicht unbegrenzt mit gleichem Gewinn in demselben Verhältniß vermehrt werden kann, in welchem die Bevölkerung zunimmt, so muß früher oder später der Moment kommen, wo die Zahl der Bewerber um den Gewinnantheil größer ist, als die Zahl der Arbeiter. Dann sind wir gerade so weit, als wir heute sind. Die Arbeitslosen werden die Arbeitenden aus dem Genuß zu verdrängen suchen, und die Herabsetzung des Lohnes auf das zur Lebensfristung erforderliche Mindestmaß wird alsdann, auch für den socialdemokratischen Staat, immer noch der menschlichste Ausweg sein, den er wählen kann.

Dies gilt freilich, wie gesagt, nicht, wenn man voraussetzt, daß die Production unbegrenzt mit der Zunahme der Arbeitsuchenden gesteigert werden kann. Das socialdemokratische Programm ist kühn genug, diese Voraussetzung zu machen. Es behauptet: „die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums." Wäre das wahr, dann allerdings würde es heißen: je mehr Arbeiter, um so mehr Reichthum; die Quote, der Lohn, bliebe derselbe, ob die Production unter 50 Millionen oder unter 100 Millionen zu vertheilen ist.

Aber der Socialdemokraten eigener Prophet, Karl Marx selbst, hat

wohl gewußt und ausgesprochen, daß diese These falsch ist, und es ist kaum zu verstehen, wenn Männer von lauterem Charakter diese offenbar unrichtige Behauptung dennoch in das Parteiprogramm aufgenommen haben. Jedes Kind weiß, daß sie falsch ist. Die Arbeit ist eine der Quellen, aber die Natur ist eine andere, die ältere und vielleicht die wichtigere Quelle alles Reichthums. Was hilft uns die Vermehrung der Bergleute, wenn sich die Kohlenminen nicht vermehren, was die Zunahme der Feldarbeiter, wenn die Bodenfläche nicht wächst? So ist es denn also immer die Natur selbst, die, mit einer Hand durch die Vervielfältigung der Bevölkerung, mit der anderen durch die Bemessung ihrer frei gespendeten Gaben der Erhöhung des Arbeitslohnes unerbittlich eine Grenze zieht.

Freilich, darüber waren sich schon Malthus und Ricardo klar: wenn man den einen dieser beiden natürlichen Factoren, die Volksvermehrung, dem Walten der Natur entzieht und dem menschlichen Willenseinflusse unterwirft, dann gewinnt man die Möglichkeit, den Lohnsatz zu steigern. Und zwar kann dies in doppelter Weise geschehen: entweder, indem wir den Ueberschuß der Erzeugten zu Grunde gehen lassen, oder indem wir die Erzeugung selbst behindern.

Der erste dieser Wege ist der, den die Weltgeschichte gegangen; der zweite der, den Malthus und seine zahlreichen Nachfolger vorgeschlagen haben.

In der That, es würde nicht schwer sein, Malthus Rath zu befolgen. Wenn auch sein Appell an die Enthaltsamkeit eine merkwürdige Verkennung der Macht animalischer Instinkte beweist und nur eines Achselzuckens werth ist, so giebt es ja genug der Wege, sich ohne allzu große Enthaltsamkeit vor Kindersegen zu bewahren, und genug Schaufenster, in denen sich Schriftchen eifriger Aerzte als Führer auf diesem Wege „zur Lösung der socialen Frage" anbieten. Finden diese Anweisungen von populärer Form ihren Weg in diejenige Klasse des Volkes, die man bisher als das „Proletariat", als die kinderzeugende Klasse, bezeichnet hat, dann wird es mit der Bevölkerungszunahme von innen heraus bald zu Ende sein.

Was hülfe dies freilich, so lange fremder Einwanderung die Grenzen des Staates geöffnet sind? Würde diese weiter geduldet, indeß wir verschmähen, uns zu vermehren, so ginge unsere Nation zu Grunde, unser Land fiele einer friedlichen Eroberung anheim, ohne daß die Lage der Individuen dadurch gebessert würde.

Aber denken wir uns nun einmal alle diese Schwierigkeiten fortgeräumt. Malen wir uns ein Bellamy'sches Paradies aus. Die erste unumgänglichste Vorbedingung wäre die, daß bei Berathung des Budgets die Zahl der im Etatsjahre zulässigen Geburten festgestellt würde; daß durch Verloosung oder sonst durch eine unparteiische Behörde diejenigen Ehepaare bezeichnet würden, welchen die Erzeugung der im Etat normirten Nachkommenschaft obläge, daß unerlaubte Fortpflanzung bestraft und bei hartnäckigen Rückfälligen durch chirurgischen Eingriff verhindert würde. In dieser Weise

allerdings, aber auch nur in dieser Weise, würde es möglich sein, das Maß des materiellen Genusses für jedes arbeitende Individuum so festzustellen, daß sein Dasein ein nach unseren heutigen Begriffen behagliches wäre.

Bis hierher schließt sich, wie man sieht, die darwinistische Anschauungsweise eng an Malthus und Ricardo an. In der That, Alles, was man gegen die streng logischen Schlüsse dieser beiden großen Nationalöconomen hat einwenden wollen, ist hinfällig. Daß es neben dem ehernen Lohngesetz noch andere Naturgesetze giebt, die bei Beurtheilung des einzelnen Falles in Betracht gezogen werden müssen, haben jene Männer wahrlich gewußt. Will man ihnen aus einzelnen Fällen die Unrichtigkeit ihres Gesetzes beweisen, so zeigt man nur seinen eigenen Unverstand.

Das Auskunftsmittel aber, das diese großen Männer vorgeschlagen haben, die Eheerschwerung, die Ricardo wollte, oder die Enthaltsamkeit, die Malthus predigte, das ist nun freilich, nach der Ueberzeugung des Darwinisten, ein überaus unglückliches.

Es mag vielleicht scheinen, als habe diese Frage eigentlich nichts mit dem Socialismus zu thun. Und dennoch muß gerade sie am eingehendsten geprüft werden. Die „Zerbrechung" des ehernen Lohngesetzes ist ja das Ziel der Socialdemokratie; dieses Ziel ist, mag sich die Partei auch darüber täuschen, nur zu erreichen durch die willkürliche Beschränkung der Fruchtbarkeit. Deshalb muß untersucht werden, welche weiteren Folgen dieser Eingriff in das Walten der Natur haben würde. Was würde, so fragen wir uns, aus der Bevölkerung eines solches Staates mit bemessener Fortpflanzung werden?

Und da giebt uns denn der Darwinismus die Antwort, daß dieselbe rettungslos einem schnellen Untergange geweiht sein würde. Der menschliche Organismus ist keineswegs, wie eine blinde Teleologie uns glauben machen will, ein vollkommenes Kunstwerk; er ist ein äußerst gebrechliches Ding, schon bei der Geburt meist mit vielen Mängeln behaftet, zu denen während des ferneren Lebens noch manche Beschädigungen hinzutreten. Aber selbst den mäßigen Grad von Tauglichkeit, den er ursprünglich auf die Welt mitbrachte, vermag er nicht mit Sicherheit seinen Nachkommen zu hinterlassen. Erstlich vererbt er auf sie nur zu oft auch jene Schädigungen, die er während seines Lebens erst erlitten hat, so daß der Sohn des Vaters Unvollkommenheiten, der Enkel schon die Mängel Beider, der Urenkel diejenigen aller Drei in sich vereinigt. Sodann aber bedingt auch die Mitwirkung zweier getrennten Individuen bei der Fortpflanzung eine Mischung der Eigenschaften beider Eltern, so daß bei manchen Nachkommen auch eine Summirung der Mängel beider Eltern eintritt. Denken wir nur z. B. an die Kurzsichtigkeit, welche sich sowohl durch die Schädigungen, die zu der angeborenen Disposition hinzukommen, als auch durch Heirath zweier kurzsichtiger Individuen von Generation zu Generation steigern kann.

So ist also nothwendig im Menschengeschlechte, wie bei jeder Thierrasse,

ein Bruchtheil der Nachkommenschaft stets minder tauglich, minder vortheilhaft organisirt, als die Eltern es waren. Wird diesem minder tauglichen Bruchtheil durch staatliche Einrichtungen, wie die oben geschilderte, die Möglichkeit der Fortpflanzung gesichert, so wird bei einem Theil seiner Nachkommenschaft die Untauglichkeit noch gesteigert, indeß auch unter den Abkömmlingen der übrigen Bevölkerung neuerdings Mängel aufzutreten beginnen. Dies führt staffelweise einen immer größeren Theil der Rasse zur Arbeitsunfähigkeit, ja endlich zur Lebensunfähigkeit. Man kann das Experiment mit jedem beliebigen Hausthiere machen. Wollte der Besitzer einer Schafheerde z. B. je ein männliches und ein weibliches Thier paaren, nach Erzielung des zweiten Lammes aber eine weitere Paarung verhindern, so würde er schon in der zweiten, sicher in der dritten Generation eine auffällige Verschlechterung der Rasse nicht mehr verkennen können.

Er unterläßt demnach ein so nachtheiliges Verfahren, ja er überläßt die Paarung nicht einmal dem Zufalle, sondern übt eine sorgfältige Zuchtwahl aus.

Daß auch die Natur selbst, wo der Mensch sich nicht mit seiner Willkür einmengt, eine Zuchtwahl ausübe, das gezeigt zu haben ist bekanntlich das Verdienst Darwins. Eben jene von Malthus und Ricardo so beklagte Vermehrungstendenz, eben die daraus nothwendig entstehende Uebervölkerung ruft den Kampf ums Dasein hervor, und dieser vernichtet unaufhörlich die minder tauglichen, diejenigen Individuen, deren Organisation, wie Möbius es trefflich bezeichnet, minder „erhaltungsmäßig“ ist.

Daraus folgt denn unzweifelhaft, daß der Staat, wenn er die Verschlechterung der Rasse hintanhalten, dem Kampf ums Dasein aber durch Beschränkung der Fruchtbarkeit vorbeugen will, keinen anderen Ausweg hat, als zur künstlichen Zuchtwahl zu schreiten. Er darf also nicht, wie dies oben hypothetisch angenommen wurde, dem Loose oder einer beliebigen unparteiischen Behörde die Bestimmung überlassen, welchen Eltern die Erzeugung von Nachkommenschaft gestattet werden soll, sondern er muß die Anordnung der vorzunehmenden Paarungen nach streng züchterischen Grundsätzen treffen. Die große Mehrzahl der männlichen Individuen müßte von einer erfolgreichen Paarung überhaupt ausgeschlossen werden, von den weiblichen aber würde man jährlich die im Etat festgestellte Zahl, nach sorgfältigster Prüfung ihrer gesammten Organisation, zur Paarung auswählen müssen.

Das wäre die nothwendige Folgerung des Malthusianismus; die einzige Bedingung, unter welcher ein dem Malthusianismus fröhnendes Volk auf die Dauer bestehen könnte.

Behagliche Wohnung, reichliches Essen, Freiheit von Sorgen aller Art; mäßige Arbeit, von Anderen ausgewählt und zugemessen; und für denjenigen, dessen Organisation eine besonders günstige ist, alljährlich soundsoviel vorgeschriebene Paarungen mit den dafür ausgewählten weiblichen Individuen. Das wäre das glückliche Dasein eines solchen malthusianischen Staatsbürgers!

Bedenkt man aber, wieviel edle Hausthierrassen bereits durch verkehrte Zuchtwahl zu Grunde gerichtet sind, so werden wir uns nicht verhehlen, daß irgend eine falsche Theorie, von der Oberzuchtbehörde eines solchen Staates angewandt, denselben im Handumdrehen ruiniren könnte.

Indessen schon hat sich vielleicht mancher meiner Leser von diesem Bilde voll Ekel abgewandt. Und in der That, was bleibt uns angesichts desselben, wenn wir nicht etwa wohlgehaltenes Vieh um ihr Dasein beneiden wollen, übrig, als uns mit der natürlichen Zuchtwahl zu versöhnen?

Die natürliche Zuchtwahl ist allerdings ohne eine starke Fruchtbarkeit nicht möglich. Haben wir oben gezeigt, daß ein Bruchtheil der Nachkommenschaft an Tauglichkeit unter den Eltern steht, so folgt daraus die Nothwendigkeit, daß dieser niedriger beanlagte Bruchtheil garnicht oder nur in geringem Maße zur Fortpflanzung gelangen darf. Dies wird eben dadurch bewirkt, daß die Gesammtsumme der Individuen zu groß wird, als daß sie alle ihren Existenzbedarf finden könnten. In der Concurrenz, die hierdurch entsteht — sie ist das, was Malthus und Darwin als struggle for life bezeichneten und was wir gewöhnlich „Kampf um's Dasein," klarer „Wettbewerb um den Lebensbedarf" nennen — gehen die Schwächeren selbst zu Grunde oder sind wenigstens nicht im Stande, ihre Nachkommenschaft durchzubringen. Theils, weil sie in gefährlichere Berufsarten gedrängt werden, theils weil sie den Krankheiten geringeren Widerstand leisten, theils weil sie als Kinder ungenügend ernährt und bewahrt werden, mäht der Tod in ihren Reihen ganze Schwaden nieder, indessen er unter den siegreich Emporstrebenden gleichsam die Halme einzeln auszieht. So groß die Ungerechtigkeiten im Einzelnen sind, die dabei unterlaufen, wer nach Menge und Zeit mit größeren Zahlen rechnet, erkennt, daß in diesem Wettbewerb auf die Dauer doch nur das wirklich Tauglichere bestehen bleibt. Ja, noch mehr, dieser Wettbewerb ist sogar die Ursache einer stetigen Vervollkommnung.

Wir sahen nämlich vorhin nur, wie ein Bruchtheil der Nachkommenschaft durch Summirung elterlicher Mängel hinter den Eltern an Tauglichkeit zurückbleibt. Genau ebenso übertrifft dieselben ein anderer Bruchtheil durch Summirung von Vorzügen, die er von verschiedenen Vorfahren ererbt oder neu erwirbt. Es ist nun klar, daß je größer die Fruchtbarkeit, also je größer die Gesammtziffer einer bestimmten Generation, desto größer auch die Zahl der in dem Wettbewerb zu Grunde gehenden Individuen ist. Bei einer sehr großen Fruchtbarkeit wird also fast oder völlig nur derjenige Bruchtheil der Nachkommenschaft überleben, welcher seine Vorfahren an Vollkommenheit übertrifft. Demnach muß durch Steigerung der Fruchtbarkeit der Vervollkommnungsgang der Organisation beschleunigt werden.

So sehen wir denn, daß eben jener herzzerreißende „Kampf um's Dasein," der unaufhörlich vor unseren Augen Tausende unserer Brüder

durch Elend, Gefahr, Hunger, Seuchen hinrafft, nothwendig ist für den Fortschritt der Menschheit. Hätte er nicht gewüthet von Anbeginn aller thierischen Existenz, so gäbe es heute keine Menschen; und eben Diejenigen, welche als die erbarmungslos Unterdrückten am lautesten klagen und drohen, sind doch selbst die Söhne einer unendlich langen Reihe von Siegern in diesem Kampfe, und sind auch selber Sieger über zahlreiche Völkerstämme, die rings um uns rettungslos zu Grunde gehen, weil uns die Zukunft gehört.

Dieser Gedanke darf uns trösten, aber er darf uns nicht blind machen gegen die nutzlosen oder gar dem Zwecke zuwiderlaufenden Grausamkeiten in diesem Kampfe. Und wollen wir uns ein Urtheil darüber bilden, welche denn nutzlos sind und welche nothwendig, so ertheilt uns wiederum der Darwinismus eine klare Antwort.

Um es kurz auszudrücken: nutzlos ist es, wenn Individuen in diesen Kampf gesandt werden, welche überhaupt keine Aussicht auf Sieg haben; zweckwidrig ist es, wenn unverständige Staatseinrichtungen oder brutale Willkür derart in den Kampf eingreifen, daß wider den Gang der Natur Untüchtige den Sieg erlangen und Tüchtige unterliegen.

Ich will auf den ersten Satz nur kurz eingehen; es handelt sich dabei um die Frage, in wie weit der Staat durch Eheverbote in bestimmten Fällen die Erzeugung voraussichtlich untüchtiger Nachkommenschaft verhindern soll, und es liegt auf der Hand, daß die Entscheidung dieser Frage sehr durch die Schwierigkeit eines untrüglichen Urtheils im Einzelfalle erschwert wird. Im Allgemeinen wird man wohl sagen dürfen, daß etwas mehr in dieser Hinsicht geschehen könnte, als geschieht. Die Verehelichung von Individuen mit unheilbar durchseuchtem Körper könnte vielleicht direct verhindert, mindestens aber mit Strafe bedroht werden.

Viel wichtiger ist der zweite Satz; es ist eine Forderung der Humanität, wie des Staatsinteresses, daß für jedes Individuum die Chancen des Sieges im Kampfe um's Dasein nur von dem Grade seiner Tüchtigkeit abhängen sollten.

Eine Forderung der Humanität nenne ich dies; denn in der That, wenn Jeder, auch der in tiefster Armuth und Niedrigkeit Geborene, das Bewußtsein hat, daß es nur von seiner eigenen Tüchtigkeit und von dem unberechenbaren, menschlicher Einwirkung entzogenen Zufall abhängt, ob er im Wettbewerb um den Lebensbedarf siegen oder untergehen werde, so wird dieser Wettbewerb, dieser Kampf viel von seinen Schrecknissen verlieren. Wo wir sehen, daß wir durch eigene Schwäche unterliegen, stellt sich meist eine gewisse Resignation ein, die immerhin auch ein Trost ist. Der wilde Grimm, die rebellische Auflehnung gegen die Ordnung der Dinge, die unsägliche Qual im Herzen findet sich meist nur da, wo der bessere Mann nicht durch blindes Ungefähr, sondern durch ränkevolle Willkür oder die Uebermacht einer ungerechten Gesellschaftsordnung dem schlechteren Nebenbuhler unterliegt.

Daß aber das Staatsinteresse mit dieser richtig verstandenen Humanität den gleichen Weg geht, folgt schon aus dem früher Gesagten: die Widerstandskraft und die Leistungsfähigkeit der Rasse ist nur dadurch zu erhalten und zu erhöhen, daß die minder tüchtigen Individuen zu Grunde gehen und die tüchtigeren eine möglichst zahlreiche Nachkommenschaft erzeugen.

So decken sich denn also auch hier wieder die Forderungen der Humanität und des Staatsinteresses mit einander; beide aber zugleich mit der eines Instinctes, welcher der Menschheit unausrottbar eingepflanzt zu sein scheint. Kein Wunder! Denn auch sonst beobachten wir in der lebendigen Welt überall, daß Triebe und Neigungen, die der Erhaltung und Vervollkommnung der Rasse dienlich sind, zu charakteristischen Instincten werden. Das erste Auftreten solcher Triebe kann ein rein zufälliges sein; sind sie im Kampfe um's Dasein nützlich, so vererben sie sich, verstärken sich von Generation zu Generation und werden zu unüberwindlichen Instincten, die weder durch den eigenen, noch durch fremden Willen unterdrückt werden können. So wie sich eine Blume der Sonne zukehrt, sowie das eben ausgeschlüpfte Küchlein nach den Hirsekörnern pickt, sowie der Selbstmörder im Wasser die verzweifeltsten Schwimmbewegungen ausführt, um kaum gerettet wieder in's Wasser zu springen: so wohnt dem Menschengeschlechte der Instinct der Freiheitsliebe inne. Und dieser ist es, um den es sich hier handelt. Denn so vielfach mit dem Worte „Freiheit" Mißbrauch getrieben worden ist; so wenig oft jene Menschen selber, die als Märtyrer für sie gestorben, diesen Begriff deutlich definiren konnten: die Weltgeschichte bestätigt, was uns die theoretische Betrachtung lehrt, daß dieser instinctive Freiheitsdrang aller Völker und Zeiten nichts Anderes ist, als *das Verlangen nach gleichen Kampfbedingungen in dem Wettbewerb um den Lebensbedarf.*

Ob diese Erklärung des Freiheitssinnes wirklich zutrifft, darüber läßt sich natürlich streiten, und nur eine eingehende historische Untersuchung könnte den Streit entscheiden. Doch würde man bei einer solchen, wie ich glaube, finden, daß fast alle freiheitlichen Bewegungen sich gegen Privilegien gerichtet haben, durch welche minder Tüchtige bevorzugt und den Leistungsfähigeren das Emporkommen erschwert wurde, daß aber andererseits nach Vernichtung solcher anstößigen Privilegien das Volk sich stets bereitwillig Staatsformen gefügt hat, in welchen die *Willensfreiheit* des Einzelnen nicht minder beschränkt war, als zuvor. Nicht als ein Beweis, aber als ein Beispiel kann die Geschichte Napoleons des Ersten gelten: Hatte ihm ein allgemeines Bedürfniß nach Ruhe auf den Thron geholfen, so täuschte er die auf ihn gesetzten Hoffnungen gründlich; an autoritativer Willkür aber übertraf er noch die kaum erst verjagten Bourbons. Dennoch war seine Herrschaft erträglich, sogar populär, weil er dem Volke diejenigen Erfolge der Revolution erhielt, auf die es diesem hauptsächlich ankam: die Privilegienwirthschaft der Bourbons blieb beseitigt, auch dem niedrigst Geborenen stand der Weg zu Ehre und Macht offen, jeder Soldat trug den Marschallsstab im Tornister.

Es ist also, wie ich meine, ein scharfer Unterschied zu machen zwischen den Forderungen, welche von den Führern großer politischer Bewegungen formulirt werden, und den treibenden Ursachen, die die große Masse thatsächlich in Bewegung setzten. In der Masse wohnt ein dunkles Sehnen nach der Freiheit des Wettbewerbes, nach der Gleichheit der Waffen für den Kampf ums Dasein. Wenn diesen Bedürfnissen gar zu frevelhaft Hohn gesprochen wird, wenn unvernünftige Einrichtungen, erschlichene Gewalten dem schlechteren Manne und seinen Söhnen ein Schmarotzerleben gestatten, indeß der Tüchtige, an Entfaltung seiner Kräfte behindert, erstickt, dann empört sich der Instinkt der Masse, es beginnt in ihr zu gähren, sie erhebt sich. Doch sie weiß nicht, sondern sie fühlt nur unklar, was ihr fehlt, wunderliche Schwärmer, raffinirte Agitatoren bemächtigen sich des Wortes für sie, überreden sie, daß sie Dies oder Jenes wolle, erfinden Schlagworte, fabriciren Programme, geberden sich als ihre Führer. Aber Alles das ist nicht viel anders, als wenn man einem austretenden Gebirgsstrom durch einen Wegweiser die Bahn vorzeichnen wollte. Er braust mit elementarer Gewalt dahin, wie die Naturgesetze ihn führen, zerstört, vernichtet, was schwach und morsch ist, gräbt sich dabei ein neues Bette und fügt sich dann so geduldig in dessen Ufer, als er vordem zwischen den alten dahinschlich.

Auch bei den Freiheitsbewegungen der Menschheit also handelt es sich, wie ich glaube, um ganz elementare Vorgänge, deren Bedingungen nicht aus jenen Wegweisern — um in dem Bilde zu bleiben — sondern lediglich aus der Richtung des neuen Bettes, das sie sich gegraben, beurtheilt werden dürfen. Und in diesem Sinne sage ich: von jenen bekannten drei Forderungen der französischen Revolution entsprach und entspricht dem instinctiven Bedürfnisse des Volkes die Freiheit nur, soweit es eine Freiheit der Concurrenz; die Gleichheit nur, soweit es eine Gleichheit der Waffen ist; und die Brüderlichkeit überhaupt ganz und gar nicht.

Schon zweimal nannte ich dieses Bedürfniß ein instinctives, und es ist für meine Absicht wichtig, diese Bezeichnung auch besonders zu begründen.

Unter Instinct versteht der Darwinist eine erbliche psychische Disposition (Neigung oder Abneigung), welche in einer Reihe von Generationen als charakteristische Eigenschaft aller (oder fast aller) Individuen auftritt. Die Entstehung eines Instinctes denkt man sich genau, wie die einer erblichen Besonderheit der Körperform, nämlich als Folge der Zuchtwahl. Finden wir z. B. bei einem Hausthiere irgend eine psychische Eigenheit, die der Rasse bisher nicht zukam; achten wir darauf, welcher Nachkomme jenes Individuums dieselbe Eigenheit besitzt; züchten wir von diesem Nachkommen weiter, und wählen unter dessen Nachkommen wieder diejenigen aus, die dieselbe Eigenschaft besonders deutlich zeigen: so werden wir, in dieser Weise von Generation zu Generation fortfahrend, sehr bald dahin gelangen, daß die psychische Eigenheit zu einer absolut sicher vererblichen und überaus mächtigen wird. Der Mensch wird bei Hausthieren selbstverständlich nur solche Instincte

erzeugen, die ihm selber nützlich sind, wie etwa den besonderen Jagdtrieb des Hühnerhundes u. a. Die natürliche Zuchtwahl kann aber nur solche Instincte hervorbringen, welche die Erhaltung der Rasse begünstigen, welche „erhaltungsmäßig" sind; sie bewirkt dies, indem die Individuen mit den „erhaltungsmäßigsten" psychischen Eigenheiten in dem Wettbewerb um den Lebensbedarf die Uebrigen besiegen, überleben. Aber damit nicht genug. Nicht nur zwischen Individuen derselben Rasse, auch zwischen zwei verschiedenen Rassen als Gesammtheiten findet ein steter Wettbewerb statt; und es kann daher sehr leicht eine psychische Eigenschaft zum charakteristischen Instinct einer Rasse werden, wenn sie nicht für das Individuum, sondern nur für die Gesammtheit erhaltungsmäßig ist. Beispiele solcher Instincte sind die aufopfernde Elternliebe solcher Thiere, welche da, wo sie auf Kosten der Nachkommenschaft leicht entfliehen könnten, sich zu deren Schutze äußerster Gefahr aussetzen; ebendahin gehört auch die Kampflust, mit welcher die Individuen staatenbildender Thierarten sich für die Vertheidigung des Staatswesens opfern, u. a. m.

Es führt zwar ein wenig von meinem Thema ab, aber ich möchte doch die Gelegenheit benutzen, darauf hinzuweisen, daß auch das, was wir Sittlichkeit, Moral, Sittengesetz, kategorischen Imperativ, Gewissen u. s. w. nennen, nach darwinistischer Anschauungsweise zweifellos ein solcher erhaltungsmäßiger Instinct der Menschheit ist. Diejenigen Individuen, welche diesen Instinct in unvollkommener Ausbildung besitzen, so daß er ihre Entschlüsse nicht beherrscht, erzielen dadurch gelegentlich für sich selbst Vortheile. Sie verletzen damit aber offenbar die Gleichheit der Waffen und Kampfbedingungen, und somit wendet sich gegen sie nicht nur das Gesetz, sondern auch jener Instinct der Gesammtheit, von dem wir eben handeln, und der sich in diesem Falle als Abscheu, Verachtung, Haß äußert. Abgesehen aber davon, daß dies dauernde Erfolge selbst für das einzelne Individuum sehr erschwert, sind die Chancen für eine Erhaltung der Nachkommenschaft solcher Individuen mit mangelnden oder aberranten Instincten äußerst gering. Dies zeigt die Erfahrung in der Thierwelt, und es folgt auch theoretisch aus dem Begriff des Instinctes selbst. Wenn minder gründliche Kenner der Darwin'schen Theorie, zumal die französischen Erfinder des schönen Wortes: „struggleforlifisme" einen mit instinctwidrigen, speciell mit unmoralischen Mitteln geführten Kampf um's Dasein als naturgemäß oder siegversprechend im Sinne des Darwinismus ausgeben, so sind sie durchaus im Irrthum. Gerade der Darwinismus zeigt, daß und warum instinctwidriges Verhalten im Kampf um's Dasein zum Untergange des Individuums oder mindestens zu früherem Unterliegen seiner Nachkommenschaft führen muß.

Ist es also — um den Faden wieder aufzunehmen — ein Kennzeichen eines Instinctes, daß bei dem einzelnen Wesen eine gewisse Gelegenheitsursache mit Nothwendigkeit und ohne Vermittelung der Ueberlegung gewisse Entschlüsse auslöst; handelt es sich um den Menschen, so wird er zwar in

der Regel sich selbst oder Anderen die Mitwirkung seiner Ueberlegung vorzutäuschen suchen, bei Einsichtigeren aber kaum Erfolg damit haben. Treten diese Zwangsentschlüsse nun ferner unter gleichen Bedingungen bei einer großen Anzahl von Individuen auf; sind sie für den Einzelnen entschieden nicht erhaltungsmäßig; und fehlen dabei andererseits — man denke an die Flagellanten — die Merkmale einer epidemischen Geisteskrankheit: dann dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß es sich um einen für die menschliche Rasse erhaltungsmäßigen Instinct handelt. Dies Alles scheint mir nun zuzutreffen hinsichtlich des der Menschheit innewohnenden Triebes nach gleichen Kampfbedingungen für ihren Wettbewerb; und wenn dieser Trieb demnach als ein Instinct anzusehen ist, so ist damit auch schon bewiesen, daß er berechtigt und seine Befriedigung der Menschheit nützlich ist. Worin der Nutzen besteht, geht ja aus dem früher Gesagten ohne Weiteres hervor; daß dieser Nutzen aber auch alle dabei unvermeidlichen Nachtheile überwiegt, ist naturwissenschaftlich eigentlich erst sichergestellt durch den Nachweis, daß wir es mit einem Instinct zu thun haben

In unserer Zeit ist es zweifellos in erster Linie, man darf fast sagen ausschließlich, der ererbte Capitalbesitz, welcher in zahllosen, oft sehr in die Augen springenden Fällen Menschen, die wegen ihrer individuellen Kräfte nicht den mindesten Anspruch auf Sieg im Kampfe um's Dasein hätten, dennoch auf Kosten wahrhaft tüchtiger Männer zu Siegern macht. Die Thatsache ist unzweifelhaft; und sie würde auch zu schnellem Ruin des Gemeinwesens führen, wenn nicht glücklicherweise dieser Capitalbesitz den Untüchtigen meist zu einer Lebensweise verführte, welche der Ueberhandnahme seiner voraussichtlich geringwerthigen Nachkommenschaft vorbeugt. Aber dieses automatische Sicherheitsventil fehlt da, wo der Capitalbesitz durch Erbschaft in die Hände leidlich ordentlicher Durchschnittsmenschen gelangt, und hier vermehrt er die Chancen im Kampf um's Dasein gegenüber besser beanlagten Mitbewerbern ohne Capitalbesitz außerordentlich. Es ist also begreiflich genug, daß sich gegen dieses Verhältniß die Instincte des Volkes zu regen beginnen. Sehr verkehrt aber wäre es, wenn man über der verfehlten Ausdrucksweise, in der diese Regungen auftreten, vergäße, daß sie selbst berechtigt und begründet sind. Eine weitausschauende Staatsklugheit, welche die Erhaltung und Hebung der Lebensenergie des Volks als ihre wichtigste Aufgabe ansieht, muß selbstständig danach forschen, welche unerkannten Ursachen solchen instinctiven Bewegungen zu Grunde liegen.

Nun sind aber diejenigen Formen, in denen sich heutzutage die Unzufriedenheit der vergeblich ringenden Volksmassen vorzugsweise äußert, der Antisemitismus und die Socialdemokratie. Des Antisemitismus will ich hier nur kurz in soweit Erwähnung thun, als er sich gegen die capitalistische Uebermacht unserer israelitischen Mitbürger, gegen die Mittel, mit welchen dieselbe in vielen bedauerlichen Fällen gewonnen oder vergrößert wird, und zum Theil auch gegen ihre Verwendung richtet. Dieser wirthschaftliche

Antisemitismus übersieht, daß eine Ausrottung dieser Rasse das Uebel in keiner Weise dauernd vermindern könnte, da es in den Einrichtungen begründet ist. An Stelle der capitalkräftigen Juden würden capitalkräftige Christen treten, und selbst wenn man zugeben wollte — was ich nicht zugebe — daß die Semiten eine besondere Veranlagung zum Mißbrauche der Capitalkraft besitzen, so wird doch kein Bekenner darwinistischer Grundsätze bezweifeln, daß sich in den Reihen der Christen durch Anpassung in kurzer Zeit eine Bevölkerungsklasse herausbilden würde, welche die gemeinschädlichen Einrichtungen, die den Juden begünstigten, ebenso gut und von Generation zu Generation besser und besser für sich auszunützen wissen würde.

Die Socialdemokratie vermeidet den Fehler, die Personen statt der Einrichtungen anzugreifen. Sie weiß und spricht es aus, daß der Angriff, wenn er dauernden Erfolg haben soll, nicht gegen die zeitigen Besitzer des Capitals, sondern gegen die Einrichtungen selbst gerichtet werden müsse. Ihr Irrthum liegt darin, daß sie mit Uebertragung des Capitals an den Staat dem Schaden abzuhelfen wähnen.

Dem gegenüber kann die Forderung des Darwinismus nur die sein, daß dem Capital die Möglichkeit entzogen werden sollte, in dem Kampf um's Dasein minder taugliche oder minder „erhaltungsmäßig" organisirte Individuen vor den tauglichen zu begünstigen; d. h. mit anderen Worten: das Capital darf wohl *ein Preis* des Kampfes, aber nicht *eine Waffe* in diesem Kampfe sein.

Mit einer hierauf abzielenden Staatsordnung ist das Bestehen von Privatcapital völlig vereinbar, sofern dasselbe von dem Individuum selbst erworben werden muß und sofern der Staat durch gute Gesetze möglichst verhindert, daß es mittels gemeinschädlicher Handlungen erworben werden kann. Und daß dann solche Privatcapitalien, sei es im Einzelnen, sei es unter den mannigfaltigsten Formen der Association, im Dienste der Production Verwendung finden, würde gegenüber der socialistischen Productionsweise große Vorzüge haben. Es würde vor Allem eine Concurrenz der 'producirenden Factoren ermöglichen, die ja bei der socialistischen Productionsweise fortfiele und die Concurrenz an sich, unter der Voraussetzung staatlicher Einrichtungen, die gewisse zur Zeit anstößige Mißbräuche verhüten, ist der sicherste, ja der einzige Weg zum Fortschritt.

Wenn nun aber Privatcapital nur soweit zuläßig sein soll, als es von dem Individuum selbst erworben ist, so ist diese Forderung gleichbedeutend mit der einer Aufhebung des Erbrechtes.

Der Zweck dieser Erörterung ist nicht der, praktisch-politische Vorschläge zu alsbaldiger Ausführung zu empfehlen, sondern der socialistischen Wirthschaftstheorie eine darwinistische gegenüberzustellen.

Daß eine Aufhebung des Erbrechtes zur Zeit nicht durchführbar ist, vor allen Dingen nicht, so lange einzelne Staaten sich von dieser Maßregel ausschließen, so daß auch der außerhalb ihres Gebietes Wohnende in demselben

seine Capitalien anlegen und so für seine Nachkommenschaft erhalten kann, das liegt ja auf der Hand. Dennoch ist es nützlich, auszusprechen, was aus theoretischen Gründen als Ziel der staatlichen Entwickelnng anzusehen sei. Geschieht dies oft und von vielen Seiten, so gewöhnt die Menschheit sich an solche Anschauungen; die Staaten können hie und da, gleichsam tastend, vorbereitende Schritte gegen dieses Ziel thun und in Jahrhunderten oder Jahrtausenden ist dasselbe dann doch vielleicht erreicht, ohne daß eine Umwälzung in der öffentlichen Ordnung oder auch nur in den Gemüthern bemerklich geworden wäre.

In diesem Sinne mag es vergönnt sein, hier weiter davon zu sprechen, welche Bedeutung die Aufhebung des Erbrechtes haben würde.

Dieselbe würde selbstverständlich zur Folge haben, daß alle erworbenen Güter mit dem Tode des Besitzers an den Staat fielen.

Da es nicht wünschenswerth ist, daß die Wittwe und die minderjährigen Kinder durch den vorzeitigen Tod des Besitzers ihrer Subsistenzmittel beraubt, letztere also gegenüber gleich beanlagten Kindern, deren Vater länger leben geblieben, benachtheiligt werden, so würde der Staat die Erhaltung derselben, der Hinterlassenschaft entsprechend, übernehmen. Auch der Versorgung arbeitsunfähiger Söhne und unverheiratheter Töchter nach den Forderungen der Menschlichkeit und, bei reicher Hinterlassenschaft, noch darüber hinaus, stünde nichts im Wege, sofern die dafür verwendeten Mittel nicht etwa doch zur Gründung einer neuen Familie benutzt werden. Arbeitsfähige, großjährige Descendenten dagegen und alle Seitenverwandten wären von jedem Anrecht auf die Hinterlassenschaft auszuschließen. Daß Schenkungen unter Lebenden, welche die Umgehung solcher Bestimmungen bezwecken, verboten sein müßten, ist wohl selbstverständlich.

Andererseits mag noch darauf hingewiesen werden, daß der Staat nicht etwa die Verwaltung der durch Erbschaft an ihn gelangenden Grundstücke, Mobilien, Geschäftsantheile, Actien u. dgl. übernehmen dürfte, sondern dieselben ausnahmslos veräußern müßte. Andernfalls würde das Productivcapital ja in kürzester Zeit verstaatlicht und der unhaltbare Zustand, den die Socialdemokratie erstrebt, gerade auf diesem Wege herbeigeführt sein.

Was die Verwendung der dem Staate anfallenden Mittel anbetrifft, so würde er neben den auch jetzt als gemeinnützig geltenden Ausgaben vor allen Dingen diejenigen zu bestreiten haben, welche erforderlich wären, um jedem Individuum eine unentgeltliche Ausbildung seiner natürlichen Anlagen und Kräfte zu ermöglichen. Der Unterricht im weitesten Sinne des Wortes müßte ein unentgeltlicher sein und die erforderlichen, von Stufe zu Stufe sich verengenden Einschränkungen müßten strenge an das Maß individueller Begabung, nicht etwa an Vermögens- oder Standesunterschiede der Eltern gebunden sein. Es ist wohl unzweifelhaft, daß eine solche Staatsordnung in höchstem Grade dazu beitragen würde, den unvermeidlichen Kampf um's Dasein nicht nur nutzbringender, sondern auch erträglicher zu machen. Der

Unterschied zwischen Reich und Arm würde freilich kaum geringer werden, als er heute ist; fällt auch die Vermögensanhäufung durch Erbschaften fort, so bleibt doch die Möglichkeit, große Capitalien zu verdienen, bestehen, solange die Privatproduction besteht; große Erfinder, hervorragende organisatorische Talente würden nach wie vor großartige Einnahmen haben, und der Staat würde, um nicht mit dem minderwerthigen Menschenmaterial für seine Beamtenposten und seine Lehrstühle vorlieb nehmen zu müssen, zur Bewilligung hoher Besoldungen für die verantwortlicheren Posten genöthigt sein. Aber die Unzufriedenheit der Aermeren und ganz Armen würde durch Vieles beschwichtigt werden. Bei Einigen dadurch, daß sie die beneidenswerthe Lage des Reicheren in den allermeisten Fällen als Lohn wirklicher Vorzüge, höherer Leistungsfähigkeit anerkennen müßten. Anderen würde die Hoffnung tröstlich sein, daß einer oder mehrere Söhne durch die Unentgeltlichkeit des Mittel- und Hochschulunterrichtes in einträglichere Stellungen gelangen und die Eltern in höherem Alter unterstützen können; so daß der heute meist so gefürchtete Kindersegen vielleicht wieder als Reichthum würde angesehen werden können.

Für die Wohlhabenden selbst würde die Aufhebung des Erbrechts zwar einigermaßen unangenehm sein, aber durch die Unentgeltlichkeit des Unterrichts im weitesten Sinne doch viel von ihren Schrecken verlieren. Der Mann, der durch eigene Tüchtigkeit zu Wohlstand gelangt ist, wird selten für seine Kinder die Lebensbedingungen fürchten, welchen er selbst seine Erfolge verdankt.

Die mancherlei Uebelstände, die durch Wegfall des Erbrechts beseitigt, die Vortheile, die dadurch für den Staat erzielt werden würden, ausführlicher zu schildern, habe ich hier ebenso wenig Veranlassung, als allen denkbaren Einwendungen im Voraus entgegenzutreten. Die Rechtfertigung der Theorie liegt auch nicht in solchen ins Einzelne gehenden Prüfungen, sondern in einer rein logischen Operation. Dies ist, kurz nochmals zusammengefaßt, die folgende: die Erblichkeit des Capitals begünstigt im Kampf ums Dasein zahlreiche Individuen vor anderen, welche erhaltungsmäßiger organisirt sind; dadurch stellt sie sich als eine Störung der natürlichen Zuchtwahl dar. Jede Störung der natürlichen Zuchtwahl hält die fortschreitende Entwickelung der Rasse auf, oder bewirkt sogar deren Degeneration. Folglich ist die Erblichkeit des Capitals ein Hinderniß für die Entwickelung der menschlichen Rasse.

Schließlich jedoch will ich nochmals betonen, daß ich selbst weit entfernt bin, zu empfehlen, daß irgend ein Staat vereinzelt, unter den heute bestehenden sonstigen wirthschaftlichen Verhältnissen eine so gewaltige Umwälzung vornähme, wie es die Abschaffung des Erbrechts wäre. Große Umwälzungen ziehen große Reactionen nach sich, und der Fortschritt, der dadurch gewonnen wird, gleicht dem des Wanderers, welcher drei hastige Schritte vorwärts und zwei rückwärts macht, um doch nur einen voran zu kommen.

Besser fährt, wer in derselben Frist nur den einen bedächtigen Schritt vorwärts gethan.

Aber ein offenes Auge für das Ziel sollte freilich nicht fehlen, und auf dieses Ziel, dem die Menschheit zustrebt, habe ich hinweisen wollen. Unzweifelhaft wird sie sich ihm schrittweise nähern, indem bald dieser, bald jener Staat die Besteuerung der Erbschaften einführt, auf die Erbfolge der directen Descendenten ausdehnt, größere Erbschaften stärker heranzieht und endlich, wie die Verhältnisse es gestatten, die Steuerquote Stufe für Stufe erhöht. Welcher Staat hiermit beginnt, ist von geringer Wichtigkeit; vollziehen wird sich dieser Entwickelungsvorgang so sicher und unaufhaltsam, wie irgend ein anderes Naturereigniß, ungeachtet alles Widerstandes des Capitalismus und aller Faseleien des Socialismus; und diejenigen unserer Nachkommen, an denen seine segensreiche Wirkung sich offenbaren wird, werden das heutige Menschengeschlecht als eine physisch und psychisch veredelte Race hoch überragen.

Der letzte Napoleonide und sein Ende.

Ein Gedenkblatt

von

Gebhard Zernin.

— Darmstadt. —

Am 5. Mai 1891 waren 70 Jahre verflossen, seit Napoleon I. auf St. Helena durch ein, wie man erzählte, in seiner Familie erbliches krebsartiges Leiden diesem Leben entrückt wurde. Er starb, fern von der Heimat, die er so sehr geliebt, in der Verbannung.

Auch sein einziger Sohn, der Herzog von Reichstadt, der Sohn der Erzherzogin Marie Louise und Enkel des Kaisers Franz I. von Oesterreich, welcher nach der Entthronung seines Vaters aus Frankreich verbannt worden war, fand, getrennt von seinem Geburtslande, schon im Jünglingsalter sein Ende: er starb am 22. Juli 1832 zu Schönbrunn.

Und auch der Neffe des berühmten Oheims, Kaiser Louis Napoleon III., der Gefangene von Ham und Wilhelmshöhe, welcher sich fast zwei Jahrzehnte als Inhaber des französischen Kaiserthrons zu behaupten vermocht hatte — er sollte als ein Geächteter seines Vaterlandes auf fremder Erde seine letzte Ruhestätte finden: am 9. Januar 1873 legte er, ein armer kranker Mann von 64 Jahren, zu Chiselhurst bei London sein müdes Haupt zur Ruhe.

Wiederum verflossen 6 Jahre, und auch der einzige Sohn Napoleon's III., der 23jährige Prinz Louis Napoleon, wurde von einem tragischen Schicksale ereilt: an der westafrikanischen Südküste, im Zululande, nur wenige Breitegrade von der Todesstätte des großen Soldatenkaisers Napoleon I. entfernt, mußte der Sohn des Neffen des Letzteren und der schönen

Kaiserin Eugenie, ein liebenswürdiger, in der schönsten Jünglingskraft stehender Prinz, der vielleicht noch einmal — wer kann es bestreiten? — als Kaiser Napoleon IV. den französischen Thron bestiegen haben würde, sein junges Leben lassen. Er starb eines gewaltsamen Todes, von zahlreichen Speeren durchbohrt und ruht in der Kapelle von Chiselhurst an der Seite seines ihm im Tode vorausgegangenen Vaters. Der Prinz hatte ein nur um zwei Jahre längeres Lebensalter als der Herzog von Reichstadt erreicht, doch während dieser ähnlich wie sein Vater durch ein schweres körperliches Leiden dahingerafft wurde, mußte er ein gewaltsames Ende durch die Speere einer wilden Völkerschaft finden.

Ein wahrhaft tragisches Geschick hat demnach die Napoleoniden erreicht! Und das tragischste, in seiner Art ganz eigenthümliche Geschick ist dasjenige, welches den letzten Sprossen der Napoleon'schen Familie am 2. Juni 1879 im Caplande ereilte, und wodurch es gekommen ist, daß heute das Buch der Geschichte der Napoleoniden als beendet angesehen werden kann.

Da nun aber die Einzelheiten der Katastrophe auf afrikanischem Boden bisher erst wenig bekannt geworden sind, so haben wir es unternommen, auf Grund verschiedener zuverlässiger Mittheilungen hier ein zusammenfassendes Bild jener Ereignisse zu entwerfen. Der Leser wird aus demselben die Ueberzeugung schöpfen, daß es nur eine ganz eigenthümliche und leicht zu vermeidende Kette von Umständen und Einzelhandlungen war, durch welche das junge und zu den besten Hoffnungen berechtigende Leben des französischen Prinzen so jäh beendet worden ist. Er wird es sicher beklagen, daß der Thatendurst des letzten Napoleoniden auf eine so seltsame, wenngleich nicht unrühmliche Weise sein Ende finden mußte und wird gewiß gern dem Dichterwort beipflichten, wenn es empfiehlt:

„Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Todtenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig — den blüthenvollen!"

Und einen solchen kleinen Blüthenzweig mit Erinnerungen an die kurze Laufbahn des letzten Napoleoniden möchten wir heute hier niederlegen.

* * *

Es war am 19. Juni 1879, als der englische Kriegssecretair sich in der Sitzung des Unterhauses zu London erhob und folgende Worte sprach:

„Ich erhebe mich mit Gefühlen tiefen Bedauerns, die sicher von dem gesammten Hause getheilt werden, um ein Telegramm zu verlesen, welches ich soeben vom General Lord Chelmsford erhalten habe, und das heute über Madeira hier angekommen ist. Es ist aus dem 7 Meilen jenseits des Blutflusses am Keletzi-Berge gelegenen Lager vom 2. Juni datirt und lautet wie folgt:

‚Der kaiserliche Prinz nahm in Gemäßheit von Befehlen des Hilfs-

Generalquartiermeisters vom 1. Juni eine Recognoscirung vor und ritt am 2. Juni, begleitet vom Lieutenant Carrey vom 98. Regiment, 6 Weißen und einem friedlich gesinnten Zulu, nach dem Lager zurück. Sämmtliche Berittene machten ungefähr zehn Meilen von diesem Lager entfernt auf der Straße Halt und saßen ab. In dem Augenblicke, als der Prinz den Befehl zum Wiederaufsitzen gab, wurde aus dem langen Grase zwischen den Krals eine Salve abgefeuert. Der kaiserliche Prinz und zwei Reiter wurden vermißt. Lieutenant Carrey entkam jedoch und langte im Lager nach Einbruch der Dunkelheit an. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Prinz getödtet wurde. Die 17. Lanciers und die Ambulanz gehen jetzt ab, um die Leiche zu bergen. Ich selber wußte nicht, daß der Prinz für diesen Dienst commandirt worden war.'

„Ich habe die traurige Genugthuung" — so fuhr der Kriegssecretair fort — „hinzufügen zu können, daß ein späteres Telegramm, welches mein sehr ehrenwerther Freund, der Colonialminister, seitdem erhalten hat, die Meldung bringt, daß die Leiche des gefallenen Prinzen gefunden worden ist."

Das englische Unterhaus nahm diese Botschaft mit lebhafter aufrichtiger Theilnahme entgegen. Aber auch in Frankreich, dem republikanischen Frankreich, dessen Regierung sich am 4. September 1870 mit unverkennbarer Abneigung von dem Napoleonismus losgesagt hatte, gab sich eine lebhafte Bewegung bei dem Eintreffen der ersten Nachrichten vom Tode des jugendlichen Prinzen kund, welche von ehrlicher Trauer nicht weit entfernt war. Man beklagte ganz offen sein Ende, und nicht blos Paul von Cassagnac sprach aus, daß „Jugend, Muth, Intelligenz und Zukunft unter dem Grinsen einiger Wilden im Schilf niedergestreckt" worden sei, sondern selbst politische Widersacher der Napoleoniden widmeten aufrichtiges Beileid einem so tragischen Schicksal. Nicht wenig trug zu dieser Auffassung der Dinge die Thatsache bei, daß der junge Prinz sein Leben bis zum letzten Athemzug muthig vertheidigt hatte.

Bevor wir uns den Einzelheiten dieses Todeskampfes und seiner vorausgegangenen Umstände zuwenden, glauben wir hier erst noch einen Rückblick auf die irdische Laufbahn des Prinzen in Frankreich und England werfen zu sollen.

* * *

Prinz Eugen Ludwig Johann Joseph Napoleon wurde am 16. März 1856 in den Tuilerien zu Paris geboren, nachdem sein Vater Kaiser Napoleon III. sich bereits drei Jahre vorher — am 29. Januar 1853 — mit der Gräfin Eugenie von Montijo vermählt hatte. Er entwickelte sich körperlich sehr gut und geistig recht vortheilhaft, so daß er die Herzensfreude seines Vaters wurde*).

*) Aus der Feder des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke besitzen wir hierüber ein sehr anziehendes Zeugniß. Derselbe begleitete nämlich im Jahre 1856 den

Als voraussichtlicher Erbe des französischen Kaiserthrones erhielt der Prinz Napoleon eine sehr sorgfältige Erziehung und Ausbildung, sein Gouverneur war der General Fleury.*

Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges vor 1870 hatte er das 14. Lebensjahr zurückgelegt. Kaiser Napoleon III. ließ es sich sehr angelegen sein, die nicht blos im französischen Volke, sondern auch bei der Armee stark abgeblaßte Napoleonische Legende nach Möglichkeit aufzufrischen und nahm den Prinzen mit in sein Hauptquartier nach Metz. In dem bekannten Gefecht vom 2. August bei Saarbrücken, welches man etwas grausam „Lulus Feuertaufe" genannt hat, feuerte Prinz Napoleon eigenhändig eine Mitrailleuse ab, auch hob er, wie Napoleon III. an die Kaiserin Eugenie in einem Telegramm bemerken zu müssen glaubte, auf dem Schlachtfelde einige feindliche Geschosse vom Boden auf. Der jähe Verlauf der kriegerischen Ereignisse ließ den kaiserlichen Prinzen keine weiteren kriegerischen Lorbeeren pflücken; er flüchtete mit seinem Vater von Metz nach Châlons. Bei dem Vormarsche der Armee des Herzogs von Magenta nach Sedan wurde der Prinz von seinem Vater getrennt und trat, während der Kaiser als Kriegsgefangener nach Schloß Wilhelmshöhe gebracht wurde, am 3. September nach Belgien über. Hiermit war der Napoleonischen Regierung in Frankreich das Ende bereitet.

An demselben 3. September gestand Palikao im gesetzgebenden Körper zu Paris das Unglück von Sedan ein und Jules Favre beantragte sofort die Absetzung des Kaisers und seiner Dynastie. Als nun am folgenden Tage dieser Antrag zur Berathung gelangen sollte und mit zwei anderen Anträgen, welche einerseits Palikao, andererseits Thiers gestellt hatte, an die Commissionen verwiesen wurde, drang eine unruhige Volksmenge unaufhaltsam in das Sitzungsgebäude ein und verlangte stürmisch die Absetzung. Der von Jules Favre gestellte Antrag ist thatsächlich damals gar nicht erledigt worden. Es constituirte sich vielmehr eine „provisorische Regierung der nationalen Vertheidigung" ohne Weiteres und die Napoleonische Dynastie galt als thatsächlich abgesetzt.

---

damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen auf seiner Reise nach London und Paris und berichtet in seinem bekannten „Wanderbuch" (Berlin, Gebr. Paetel) über seine Pariser Eindrücke u. a. Folgendes:

„Gegen Ende der Parade war l'enfant impérial von einer Spazierfahrt zurückgekehrt. Die achtmonatliche kaiserliche Hoheit geruhte dann aus ihren mit blauer Seide wattirten Fenstern im Erdgeschoß einen Blick auf die Truppen zu werfen. Wir ritten mit dem Kaiser heran, dem die Freude aus dem Gesicht strahlte, und es ist wahr, es ist ein prächtiger, kleiner Bursche!"

*) Wir selbst hatten Gelegenheit, bei einem Besuche, den wir im Sommer des Jahres 1867 dem Schlosse und Parke von St. Cloud machten, den damals 11jährigen Prinzen mit seinem Erzieher zu sehen. Der Eindruck, welchen wir von dem jungen Kaiserssohn gewannen, war ein recht günstiger. Prinz Napoleon erschien uns als ein hübscher aufgeweckter Knabe, dessen ehrliche offene Züge und etwas gebräunte Gesichtsfarbe viel Einnehmendes besaßen.

Nach Beendigung des Krieges nahm die kaiserliche Familie ihre Residenz in Chiselhurst, auch die Kaiserin Eugenie war nach einer höchst abenteuerlichen Flucht aus Paris über das Meer nach England gekommen, und dort starb Kaiser Napoleon III. am 9. Januar 1873. Nunmehr war Prinz Napoleon das Haupt der Napoleonischen Dynastie geworden und wurde nach erlangter Großjährigkeit — nach dem Hausgesetze seiner Familie trat eine solche mit dem vollendeten 18. Lebensjahre, also am 16. März 1874 ein — von der imperialistischen Partei feierlich als Napoleon IV. zu ihrem Chef und Prätendenten erklärt. Als solcher hat der Prinz noch 5 Jahre lang seine Rolle gespielt.

Von Belgien begab sich Prinz Napoleon schon zu Anfang September 1870 nach England. Er traf seine Mutter in Hastings und blieb zunächst bei derselben. Als Kaiser Napoleon III. Schloß Wilhelmshöhe verlassen hatte, kam auch er nach Chiselhurst, wo nunmehr wieder eine kleine Hofhaltung eingesetzt wurde. Es ist eine heute nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache, daß der Kaiser niemals den Gedanken an die Rückkehr auf den französischen Thron aufgab. Er soll damals folgenden Ausspruch gethan haben: „Ich weiß sehr wohl, daß das Kaiserreich in Frankreich 50 Procent von seinem militärischen Ansehen eingebüßt hat, allein es bleiben immer noch 50 Procent übrig, und diese werden in Anbetracht des Unvermögens, welches die republikanischen und orleanistischen Parteien aufweisen, hinreichen, um es wieder herzustellen."

Für den jungen Prinzen begann jetzt eine sehr ernste Lehrzeit. Das Schicksal hatte ihn frühzeitig mit dem Wechsel des menschlichen Lebens bekannt gemacht, er begriff sehr wohl, daß er sich geschickt machen müsse, den kommenden Ereignissen gewachsen zu sein, und handelte hiernach; Menschenkenntniß und Beurtheilungsvermögen gewann er bald in hohem Grade. Sein Vater ließ es sich besonders angelegen sein, der Lehrer seines Sohnes zu werden; er unterrichtete ihn vornehmlich in Geschichte, erklärte deren Lehren und zog den Prinzen frühzeitig in sein Vertrauen. Es ist nicht ohne Einfluß auf die geistige Entwickelung des jugendlichen Geistes geblieben, daß ein deutscher Professor, Lennheim, zu seiner Ausbildung mit herangezogen wurde; der Prinz war von Morgens 7 bis Abends 7 Uhr mit kurzen Unterbrechungen stets mit Lernen und Arbeiten beschäftigt und legte schnell den Grund zu reichen Kenntnissen.

Kaiser Napoleon sah jedoch ein, daß die planmäßige Ausbildung einer angesehenen Militärbildungsanstalt das beste Mittel zur Heranbildung seines Sohnes sei und beschloß denselben auf die königliche Militär-Akademie zu Woolwich zu bringen. Königin Victoria gewährte gern seine desfalls ausgesprochene Bitte und wollte sogar, daß von einer Aufnahmeprüfung abgesehen würde, allein der Prinz leistete selbst auf eine solche Gunst Verzicht und unterzog sich der Prüfung, welche er im October 1871 recht gut bestand.

Nach dem Tode des Kaisers verdoppelte Prinz Napoleon wo möglich

noch seinen Fleiß und Lerneifer. Er bestand die Offiziersprüfung mit bestem Erfolge, doch gelang es ihm nicht, ein Patent im englischen Heere zu erlangen. Die Verhältnisse in seinem Heimatlande behielt er stets sehr genau im Auge, doch vermochte er sich der Wahrnehmung nicht zu verschließen, daß die Aussichten für die Neubegründung der Napoleonischen Dynastie stets unsicherer wurden. Er ging nun mehrfach auf Reisen, hielt sich namentlich auch in dem seiner Familie gehörigen Schlößchen*) Areneberg am Bodensee auf und wartete auf das, was ihm die Zukunft bringen würde. Sehr viel machte damals ein Heirathsplan von sich reden, der seinen Namen mit dem der Prinzessin Thyra, der jüngsten Tochter des Königs von Dänemark, in Verbindung brachte, als er im Juli des Jahres 1878 sich am dänischen und schwedischen Hofe vorstellte; dieser Plan zerschlug sich jedoch, wenn er überhaupt bestanden hat, denn Genaueres ist darüber nicht bekannt geworden.

Im Februar des Jahres 1879, nachdem die Engländer im Zulukriege eine schwere Niederlage am Jugela-Flusse erlitten hatten, sollten neue Verstärkungen aus dem Mutterlande nach Afrika abgehen.

Da schien auch dem Prinzen der Augenblick gekommen zu sein, um aus der Rolle eines unthätigen Zuschauers, in welcher er sich schon seit längerer Zeit nicht mehr gefiel, auf den Schauplatz öffentlicher Wirksamkeit hinauszutreten. Er beschloß, nach dem Caplande zu gehen und an dem bevorstehenden Feldzuge persönlich theilzunehmen. Seinem Wunsche, in den Reihen des englischen Heeres zu kämpfen, brachte allerdings die Regierung der Königin Victoria nur sehr geringes Verständniß und gar keine Förderung entgegen. Jedoch der Prinz wußte alle Hindernisse zu beseitigen und verstand sich dazu, als Freiwilliger und ohne eine bestimmte militärische Stellung einzunehmen, sich den englischen Verstärkungstruppen anzuschließen. Vor seiner Abreise richtete er an Herrn Rouher, das bekannte Oberhaupt der imperialistischen Partei in Frankreich, ein sehr bemerkenswerthes Schreiben, worin er gewissermaßen sein politisches Testament niederlegte. Nachdem er Herrn Rouher mitgetheilt hatte, daß er an den Operationen der Engländer gegen die Zulus theilnehme, begründet er diesen seinen Entschluß in folgender Art: „. . Man wird in Frankreich, wo der Parteigeist Gott sei Dank noch nicht den militärischen Sinn ertödtet hat, begreifen, daß ich nicht den Anstrengungen und Gefahren jener Truppen fern bleiben will, bei denen ich so viele gute Kameraden habe, und die Zeit, die ich der Anwesenheit bei diesem Kampfe zwischen der Civilisation und Barbarei widmen will, wird für mich nicht verloren sein." Der Prinz fügt noch hinzu, seine Gedanken würden stets nach

---

*) Es ist eigentlich nur ein recht einfaches Landhaus, im Canton Thurgau malerisch auf einer Höhe gelegen. In demselben wohnte längere Zeit die Königin Hortense von Holland (geb. Beauharnais) nach ihrer Verbannung im Jahre 1815 aus Frankreich. Louis Napoleon hat dort gleichfalls als Knabe und Jüngling mehrere Jahre zugebracht und dabei den Unterricht des eidgenössischen Oberstlieutenants Dufour in den Kriegswissenschaften genossen.

Frankreich gerichtet sein; er rechne darauf, daß während seiner Abwesenheit die Anhänger der kaiserlichen Sache vereint bleiben und sich auch fernerhin dem Lande als eine Partei zeigen würden, welche getreu ihren Grundsätzen stets von glühendem Patriotismus beseelt bleibe.

Völlig aufgeklärt ist allerdings noch nicht, weshalb der Prinz sich zu einem solchen Schritte entschloß und England verließ, nachdem er 8 Jahre dessen Gast gewesen war und seine Ausbildung dort empfangen hatte. Man hat geglaubt, annehmen zu dürfen, daß das Gefühl großer Abhängigkeit, in welcher der junge Prinz von seiner Mutter, der Kaiserin Eugenie, gehalten worden sei, auf die Dauer sich ihm sehr drückend empfindlich gemacht habe, und will hierin einen sehr wesentlichen Grund zu seinem Entschlusse, England zu verlassen, erkennen. Nach unserer Ansicht ist es jedoch gar nicht nothwendig, das Bestehen einer solchen Ursache als vorhanden anzunehmen, die ja möglicherweise mitgewirkt haben mag; es scheint uns völlig genügend zu sein, an den Thatendurst des jungen Napoleoniden zu denken, um seine große Neigung, in die Welt zu ziehen, ganz natürlich zu finden.

Wir können in dieser Beziehung noch einen sehr bezeichnenden Charakterzug mittheilen, der von dem Prinzen aus England berichtet worden ist. Eines Tages soll nämlich der Prinz Napoleon zum General Simmons gekommen sein und demselben nicht ohne Aufregung erzählt haben, daß er soeben in der Geschichtstunde gekränkt worden sei. Sein Lehrer habe vom deutsch-französischen Kriege von 1870/71 gesprochen und dabei sehr betont, daß die Franzosen deshalb so vollständig geschlagen worden wären, weil sie sich nicht zu wehren verstanden hätten. „Nun wohl," — setzte der Prinz hinzu — „bei dem nächsten Feldzug, den England unternehmen wird, werde ich aufmerken, wie man es machen muß, eine solche Klippe zu vermeiden." Die Gelegenheit hierzu kam im Jahre 1879: am 27. Februar dieses Jahres schiffte sich der Prinz zu Southampton nach dem Cap der guten Hoffnung ein und stieg am 9. April in Port Natal an's Land. Seine Wünsche waren in Erfüllung gegangen, jedoch sollte sich sein Schicksal bald erfüllen und er selbst lebend nicht mehr den afrikanischen Boden verlassen.

* * *

Prinz Napoleon wurde dem Stabe des Generals Chelmsford beigegeben. Er trug die Uniform der englischen Artillerie und bemühte sich, die freiwillig übernommenen Pflichten eines Feldoffizieres gewissenhaft zu erfüllen. Von ruhiger Würde, bescheiden und schlicht erschien sein Auftreten; er wollte lernen und sich ausbilden, gedachte aber keiner Gefahr aus dem Wege zu gehen. Stets hielt er sich gegenwärtig, daß man in seinem Heimatlande sehr aufmerksam seine Haltung beobachten werde; eine Blöße wollte und durfte er sich nicht geben.

In den ersten Wochen seines Aufenthaltes im Caplande herrschte verhältnißmäßige Ruhe in den kriegerischen Handlungen. Durch die Niederlage

bei Isandula waren die Operationen etwas in's Stocken gerathen, und es dauerte einige Zeit, bis die Vorbereitungen zu einem neuen Vormarsch getroffen werden konnten. Um die Mitte April ging der Prinz zu den Vortruppen ab und hoffte nun dort bald etwas vom Gegner zu sehen. Bei allen Gelegenheiten suchte er sich hervorzuthun; er war ein verwegener Reiter und legte eine überraschende Kühnheit und Unerschrockenheit an den Tag. Auf diese Weise vergingen einige Wochen.

Am 1. Juni 1879 fand nun jener Streifzug auf das Gebiet der Zulukaffern statt, bei welchem der Prinz sein plötzliches Ende finden sollte. Wir werden bei den Schilderungen der Einzelheiten den Angaben folgen, die wir in einem unlängst erschienenen Werke des Grafen Hérisson — des bekannten Militärschriftstellers und früheren französischen Ordonnanz-Offiziers — finden, welches derselbe zum Andenken des Prinzen Napoleon im Druck herausgegeben hat und von dem bereits in kurzer Zeit zahlreiche Auflagen erschienen sind.*)

In diesem Buch sind die verschiedenen Protocollaussagen von den Leuten wiedergegeben, welche die Umgebung des Prinzen bei seiner letzten Recognoscirung bildeten und die wir möglichst wortgetreu übersetzt haben. Wir beginnen mit der Aussage des Lieutenants Carrey:**)

„Nachdem ich erfahren hatte, daß der Prinz einen vor der Colonne gelegenen Landstrich aufklären sollte, um dort eine Stelle für das neue Lager auszuwählen, beantragte ich, daß ich zu seiner Begleitung mitgegeben werde, weil ich jene Gegend bereits zu Pferde besichtigt hatte. Meine Bitte wurde genehmigt, jedoch bemerkte mir Oberst Harrison, daß ich in keiner Weise das Verhalten des Prinzen beeinflussen dürfe, weil er ihm das ganze Verdienst der Bestimmung des neuen Lagers zu lassen wünschte.

Kurz vor unserem Aufbruch wandte ich mich, da ich keine Begleitung vorbereitet fand, an die Cavallerie-Brigade, und um 9 Uhr 15 Minuten erschienen 6 Mann von dem Cavalleriecorps Bettington, und stellten sich vor dem Hauptquartier in einem Gliede auf.

Mit diesen Leuten und einem befreundeten Zulu traten wir den Vormarsch an. Ferner hatten 6 Basutos von dem Lager von Shepstone den Befehl erhalten, sich uns anzuschließen.

Bevor wir den Bloodfluß überschritten, schickten wir zu ihnen; der Bote kehrte mit der Meldung zurück, daß sie auf den Bergen zwischen Incanzi und Palzi zu uns stoßen würden. Wir bemerkten in diesem Augenblick rechts und links starke Truppen von Basutos und stiegen am Fuß eines Hügels von den Pferden.

---

*) Das Buch führt den Titel: „Le prince impérial (Napoléon IV.) par le comte Hérisson. 16ème édition. Paris, 1890, Paul Ollendorf, éditeur.

**) Lieutenant Carrey vom 98. Regiment war Adjutant des Generalquartiermeisters. Er starb, am 1. April 1879 zum Capitän befördert, zu Kurrachee, Bombay, am 22. Februar 1888.

Oberst Harrison erreichte uns nun im Galopp und theilte uns mit, daß die Cavallerie des Generals Marshall unterwegs sei. Ich legte dem Prinzen den Gedanken nahe, den Rest der Begleitung abzuwarten, allein er entgegnete mir: „O nein, wir sind stark genug!"

Wir ritten auf den felsigen Abhang hinauf, welcher den Fluß Ilotozi beherrscht, worauf ich den Vorschlag machte, dort absitzen zu lassen; der Prinz zög jedoch vor, dies in größerer Nähe des Flusses zu thun. Wir hielten uns dabei eine halbe Stunde auf, um Skizzen von der Umgebung aufzunehmen, die wir mit unseren Feldstechern übersahen. Da wir nichts Verdächtiges wahrnahmen, stiegen wir zum Kral ins Thal hinunter und sattelten ab. Besondere Vorsichtsmaßregeln wurden nicht getroffen, weil eine Anwesenheit von Zulus sich durch nichts verrieth und daher auch nicht angenommen wurde.

Der Prinz war müde und legte sich außerhalb der Hütte nieder; die Leute bereiteten Kaffee, und ich blickte durch mein Fernglas umher. Um 3 Uhr 35 Minuten schlug ich vor, die Pferde satteln zu lassen. Der Prinz sagte mir, daß ich noch 10 Minuten damit warten solle, doch gab er nach 5 Minuten selbst den Befehl hierzu. Ich hatte bereits gesattelt und saß zu Pferde, als man einen verdächtigen Lärm hörte. Der Prinz befahl, daß man sich vorbereiten solle, die Pferde zu besteigen.

Ich blickte um mich her und sah den Prinzen, wie er den Fuß in den Steigbügel setzte. In demselben Augenblick hörte ich den Befehl, zu Pferde zu steigen, und als die Leute auffaßen, erblickte ich in der Entfernung von 20 Yards*) die Zulus, die sich auf uns stürzten. Sie gaben Feuer, während wir die Pferde in Galopp setzten. Ich glaubte, daß alle Leute zu Pferde gestiegen seien und hielt es, da ich wußte, daß ihre Carabiner nicht geladen waren, für das Beste, wenn wir längs des hohen Grases uns entfernten, bevor wir Halt machten.

Da ich die Ungeschicktheit der Zulus im Schießen kannte, so nahm ich nicht an, daß Jemand von uns getroffen wäre. Als wir uns der Donga näherten, mußten wir eine halbe Wendung machen, um den Rückweg zu überblicken. Beim Umdrehen sah ich einen Haufen von Zulus, die uns verfolgten, um den Versuch zu machen, uns jenseits des Hügels den Rückweg zu verlegen. Nachdem wir unter heftigem Feuer durch die Donga gekommen waren, sagte ein Mann zu mir: „Ich fürchte, daß der Prinz getödtet worden ist." Ich hielt an, und als ich das Pferd des Prinzen sah, welches an der anderen Seite der Donga galoppirte, überlegte ich, ob es zweckmäßig sei, umzukehren.

Die Zulus hatten bereits den Platz hinter sich, auf welchem der Prinz gefallen war. Ich wartete das Eintreffen meiner Leute ab und schlug Galopp ein, um den Fluß zu durchreiten."

*) Ein Yard — englische Elle — ist etwa gleich 0,9 Meter.

Diese Aussage des Lieutenants Carrey enthält sehr befremdende Einzelheiten, die wir in Kürze hier prüfen wollen. Da der Prinz Napoleon wohl einen Lagerplatz aussuchen sollte, jedoch im Uebrigen kein Commando bei den englischen Truppen führte, so muß der Lieutenant Carrey als der Befehlshaber des kleinen Streifcorps angesehen werden. Als solcher hat er offenbar die ihm obliegenden einfachsten Pflichten nicht erfüllt. Zunächst hat er seinen Leuten nicht den Befehl ertheilt, ihre Carabiner zu laden, welche Vorsichtsmaßregeln bei einem Streifzuge im feindlichen Lande doch wohl seine nächste Sorge hätte sein müssen. Sodann hat er keine Vorsichtsmaßregeln bei der Lagerung getroffen: er mußte, als er absatteln ließ, selbstverständlich Posten ausstellen. Endlich hat er, nachdem der Ueberfall erfolgt war, sich nicht darüber Gewißheit verschafft, ob der Prinz mit zu Pferde gestiegen sei und ist sofort mit nur einem Theile seiner Truppe davon geritten. Ja, man muß aus seinem eigenen Bericht den traurigen Schluß ziehen, daß er Hals über Kopf in schimpflicher Weise die Flucht ergriffen hat.

* * *

Wenden wir uns jetzt zu den Aussagen weiterer Augenzeugen.

Aussage des Sergeanten Willis, als des ersten Zeugen:

„Ich gehörte zum Corps des Majors Bettington. Wir verließen heute früh das Lager mit 5 anderen Leuten unseres Corps unter dem Lieutenant Carrey und einem Kaffer als Führer, wir bildeten die Begleitung des königlichen Prinzen. Wir verfolgten dieselbe Straße wie früher, als damals auf den Prinzen geschossen wurde. Von 9 Uhr bis 12 Uhr 30 Min. blieben wir zu Pferde, sodann stiegen wir auf eine halbe Stunde ab.

Bis 3 Uhr setzten wir unseren Ritt fort, hierauf gelangten wir von einem Hügel abwärts zu einem Kral, der etwa hundert Meter vom Fluß Imbanam entfernt war. Dieser Kral umfaßte 4 bis 5 Hütten; die Gegend lag klar vor uns, aber in der ganzen Umgebung erhoben sich an den Seiten hohe Rasenflächen und aufgeschichtete Erntefrüchte. Wir bekamen vom Prinzen den Befehl, abzusatteln und unsere Pferde grasen zu lassen.

Außerhalb der Hütten legten wir uns nieder und tranken Kaffee, während der Kaffer sich damit abgab, die Pferde zu tränken. Um 3 Uhr 50 Minuten sagte der Prinz: ‚Lassen wir den Pferden noch 10 Minuten Zeit.' Der Kaffer brachte die Pferde wieder zur Stelle, und um 4 Uhr bekamen wir Befehl zu satteln. Der Kaffer sagte, er habe gesehen, wie jenseits des Flusses ein Zulu die gegenüberliegende Höhe erstiegen habe. Wir sattelten so schnell wie möglich. Der Prinz gab dann den Befehl zum Aufsitzen, den wir Alle befolgten, mit Ausnahme des Soldaten Rogers, welcher sich Mühe gab, das von ihm geführte Pferd zu ergreifen. In diesem Augenblicke wurde plötzlich eine Salve von Gewehrschüssen abgefeuert, und wir verließen in aller Eile den Platz mit Ausnahme von Rogers, den ich nach der Hütte zu laufen sah."

Frage. Sahen Sie den Prinzen?

Antwort. Ich kann es nicht sagen. Ich sah zwei Mann von den Pferden fallen, allein da ich galoppirte, konnte ich nicht bemerken, wer sie waren. Ungefähr 50 Meter davon entfernt war eine Art von Donga, und als wir wieder den Lieutenant Carrey erreichten, wurde uns gesagt, daß befohlen worden sei, das Lager des Oberst Wood zu erreichen. Die Zulus setzten ihr Feuer auf uns auf 200 Meter fort. Wir kamen dann Alle zusammen etwa um 7 Uhr im Lager an.

Frage. Wie weit war davon der Kral entfernt?

Antwort. Etwa 12 oder 15 Meilen vom Fluß Blood.

Frage. Wie groß war die Zahl der Zulus?

Antwort. Aus den abgegebenen Schüssen schließe ich auf 50. Der Corporal Grub nahm das Pferd des Prinzen und ritt es, indem er sein eigenes an der Hand führte. Ich habe den Prinzen nicht mehr gesehen."

Wir reihen hieran die Aussagen des Corporals Grub, des zweiten Zeugen:

„Bevor wir zum Kral kamen, stieg der Prinz mit dem Lieutenant Carrey auf die Spitze des Hügels, um Skizzen aufzunehmen. Wir stießen auf einen zweiten Kral, welcher eine steinerne Umfassung für Thiere hatte, allein wir fanden dort 2 oder 3 Hunde, sowie frische Spuren von der Anwesenheit der Zulus. Das Gras in unserer Nähe hatte eine Höhe von 6 Fuß. Als der Prinz in den Sattel stieg, wurde eine Salve von Gewehrschüssen etwa auf 20 Meter abgegeben. Die Zulus riefen: „Usutis! Feige Engländer!" Ich drehte mich um, erblickte die Zulus und setzte dem Pferde die Sporen in die Seite. Ich sah Rogers, der nicht aufsteigen konnte, hinter eine Hütte sich flüchten und rief ihm zu, herbeizukommen. Da sah ich ihn einen Zulu aufs Korn nehmen und ritt mit Abel im Galopp davon."

Frage. Wer commandirte damals?

Antwort. Der Lieutenant Carrey und Cochrane. Einige Meter vom Kral traf eine Kugel Abel in den Rücken. Er befand sich eine halbe Pferdelänge vor mir. Als ich die Flintenschüsse hörte, duckte ich mich auf mein Pferd. Letoga kam an mir vorbei und sagte: „Sporne Dein Pferd, der Prinz liegt an der Erde!" Ich blickte hinter mich und sah den Prinzen, wie er einige Pferdelängen von mir sich an die Steigbügel und den Sattel seines Pferdes klammerte und dann zur Erde fiel. Sein Pferd trat ihn, soweit ich das wahrnehmen konnte, mit den Hufen. Ich ergriff meinen Carabiner, um auf die Zulus zu schießen, allein in demselben Augenblick tauchte mein Pferd in die Donga, und ich fiel auf seinen Hals, wobei ich meinen geladenen Carabiner verlor.

Als ich mich wieder aufrichtete, sah ich neben mir das Pferd des Prinzen. Ich konnte mich desselben nicht bemächtigen, und setzte neben ihm meinen Weg fort bis zu dem Augenblick, als ich wieder mit dem Lieutenant Carrey zusammentraf. Der Lieutenant sagte: „Sie müssen das Pferd des Prinzen

greifen!" Hierauf stieg ich von meinem Pferde und setzte mich auf das des Prinzen, welches ich in das Lager brachte. Die Zulus griffen uns an, allein wir entkamen ihnen. Sie setzten ihre Verfolgung und ihr Schießen fort, bis wir ganz aus ihrem Schußbereich uns befanden.

Wir eilten nun nach dem Orte, wo wir den General Wood, den Oberst Butler und 2 Mann berittener Infanterie antrafen. Wir machten unsere Meldung, und diese Herren erblickten durch ihre Fernstecher noch sechs Zulus, welche unsere Pferde fortführten; den Prinzen habe ich nicht mehr gesehen."

Frage. Welches war der zuletzt ertheilte Befehl?

Antwort. Der Prinz befahl: aufgesessen! Einen anderen Befehl habe ich später nicht mehr gehört, aber bei dem Knall der Gewehre blickte ich auf den Lieutenant Carrey; wir spornten alle Beide unsere Pferde und eilten im Galopp davon.

Frage. Wieviel Zulus waren es?

Antwort. Ich kann sagen, daß es ungefähr 40—50 waren.

Frage. Mit welchen Gewehren schossen die Zulus?

Antwort. Aus der Schußwunde, welche Abel erhielt, erkannte ich, daß es Martini-Henri-Gewehre waren.

Frage. Wie waret Ihr geordnet, ehe Ihr zu Pferde stiegt?

Antwort. Wir traten in Linie an, der Prinz stand uns gegenüber, wir hatten den Kral im Rücken.

Hieran schließen wir noch die Aussage des vorhin genannten Cochrane, des dritten Zeugen.

„Wir hatten etwa 20 Meilen jenseits des Flusses zurückgelegt, als wir gegen 10 Uhr auf den Oberst Wood stießen, der an der Spitze seiner Truppen von dem Hügel herunterkam. Hierauf machten wir eine halbe Wendung nach rechts und nahmen die Richtung nach einem Kral, um zu sehen, ob dort Jemand sei; er war verlassen und wir ritten dann noch fünf Meilen in der oberen Gegend vor.

Der Prinz befahl nun abzuzäumen und die Pferde eine Viertelstunde grasen zu lassen.

Wir begaben uns sodann zu einem Kral zwischen dem Hügel und dem Fluß.

Der Prinz gab uns den Befehl, abzusatteln. Eine Stunde später befahl der Prinz, die Pferde wieder zu satteln. Als das geschehen war, bemerkte der Lieutenant Carrey, daß es 3½ Uhr sei, worauf der Erstere den Befehl gab, sich zum Aufsitzen bereit zu machen und dann aufzusitzen.

Ich befand mich in der Nähe des Prinzen. Wir setzten uns in den Sattel, ich sah ihn jedoch nicht dasselbe thun. Er suchte erst etwas in Ordnung zu bringen, ich glaube, es war am Zaumzeug. Plötzlich knallte ein Gewehrfeuer unter uns, und die Zulus stießen ein furchtbares Geschrei aus. —

Die Pferde wurden erschreckt, so daß wir mit Mühe sie bändigen konnten, einige gingen durch. Als ich bei der Donga vorbeigekommen war, etwa 50 Yards vom Kral entfernt, sah ich den Prinzen zu Fuß; ich folgte dem Lieutenant, letzterer gab keinen Befehl. Eine Viertelstunde stießen Grub und Willis wieder zu uns und sagten uns, daß Abel, Rogers und der Kaffer todt seien."

Frage. Nach welcher Richtung lief der Prinz?

Antwort. Er lief hinter uns her.

Frage. Wie groß war die Zahl der Zulus, welche verfolgten?

Antwort. Ungefähr ein Dutzend, wie ich denke.

Frage. Wie weit waren sie von ihm entfernt?

Antwort. Etwa drei Meter, sie führten sämmtlich Gewehre und Spieße.

Frage. Wurden Versuche gemacht, Euch zu sammeln und Halt machen zu lassen oder um den Prinzen zu retten?

Antwort. Nein, wir hatten auch im Ganzen nur 3 Carabiner.

Frage. Wie weit seid Ihr im Galopp geritten?

Antwort. Ungefähr 2 Meilen, ohne anzuhalten.

Frage. Hat Jemand sich um den Prinzen gekümmert?

Antwort. Nein, wir waren vereinzelt."

Doch genug jetzt von den Aussagen der Augenzeugen. Aus dieser traurigen Erzählung geht, wenn auch die Zeugen sich in einigen Einzelheiten widersprechen, wohl zur Genüge hervor, daß Prinz Napoleon von seinen Waffengefährten schmählich im Stich gelassen und in geradezu unverantwortlicher Weise geopfert worden ist. Man hat später seinen, aus zahlreichen Wunden blutenden Körper gefunden und nach England übergeführt, wo seine irdischen Reste neben denen seines Vaters in der stillen Capelle von Chislehurst beigesetzt wurde. Dort ruht er als jüngster Sproß seines Geschlechtes und wird als solcher wohl stets bleiben der letzte der Napoleoniden.

Die Jesuiten.

Von

G. Diercks.

— Groß-Lichterfelde — Berlin. —

Seitdem vor 350 Jahren die Gesellschaft Jesu gegründet worden, ist die Jesuitenfrage in der europäischen Welt eigentlich dauernd auf der Tagesordnung gewesen. Anderthalb Jahrzehnte nach der Bestätigung der Ordensverfassung durch Papst Paul III. begannen bereits die Verfolgungen und anderweitigen Maßnahmen gegen die Jesuiten und seitdem sind die letzteren bald aus diesem, bald aus jenem Lande vertrieben, von den Päpsten bald in der Ausübung ihrer Arbeiten gestört, bald mit neuen Rechten und Privilegien versehen worden. Doch wie oft sie auch ausgewiesen wurden, sie sind immer wieder zurückgekehrt. Trotz seiner Aufhebung durch Papst Clemens XIV. hat der Orden nichts von seiner Macht eingebüßt, und die Frage, ob das Wirken desselben für die Staaten und für die fortschreitende Culturentwickelung schädigend gewesen oder nicht, ist zwar tausend und abertausend Male erörtert, aber nie entschieden worden. Für und wider die Jesuiten sind die mächtigsten und einflußreichsten Stimmen laut geworden.

Auch in Deutschland, das durch Gesetz vom 4. Juli 1872 die Jesuiten und die ihnen verwandten Orden von seinem Boden verbannt hatte, taucht die Jesuitenfrage von Neuem auf und die Möglichkeit der Aufhebung des Ausnahmegesetzes beginnt die Geister in allen Theilen des Reiches zu erregen. Die alten seit Jahrhunderten gegen die Mitglieder der Gesellschaft Jesu erhobenen schweren Anklagen werden erneuert, und wie immer in solchem Falle, erstehen zahlreiche Vertheidiger, welche diese Anschuldigungen für falsch und unbegründet erklären.

Es ist in der That überraschend, daß in unserer Zeit, in der die Geschichtwissenschaft zu einem sehr hohen Grade der Entwicklung gelangt ist, helles Licht über die fernsten Zeiten des Alterthums verbreitet und uns selbst mit untergeordneten Einzelheiten der ägyptischen, babylonischen und anderer uralter Culturen bekannt macht, die Möglichkeit ausgeschlossen scheint, zu einem zuverlässigen endgiltigen Urtheil über den Werth des Wesens und Wirkens eines in seiner geschichtlichen Entwickelung völlig bekannten ungemein mächtigen Factors zu gelangen. Die Ansichten über die Gesellschaft Jesu und ihrer Mitglieder weichen indessen heute noch so weit von einander ab, schließen einander heute noch so vollständig aus, stehen sich heute noch so diametral gegenüber, wie vor 100 Jahren und früher.

Es ist dies eine für den Culturhistoriker und Völker-Psychologen interessante Erscheinung die die Aufmerksamkeit Derjenigen, welche sich mit der Jesuitenfrage beschäftigen, nicht minder in Anspruch nimmt, wie die letztere selbst, ihren Grund aber wohl im Charakter dieser Streitfrage hat und wahrscheinlich nicht eher verschwinden wird, als bis der Jesuitenorden aufgehört haben wird, zu existiren. Wenn der Schreiber dieser Zeilen im Folgenden den Versuch machen will, innerhalb des beschränkten und jedes erschöpfende Eingehen auf den reichhaltigen Stoff ausschließenden Raumes eines kurzen Aufsatzes, die Ursachen dieser Erscheinung und des Entstehens des Ordens wie das Wirken desselben zu beleuchten, so liegt es ihm selbstverständlich fern, wie dies durch den Charakter dieser Zeitschrift bedingt ist, hiermit eine Streitschrift abzufassen, für oder wider die Jesuiten seine Stimme zu erheben. Es kommt ihm vielmehr nur darauf an, von seinem bekannten objectiven culturgeschichtlichen Standpunkte aus durch gerechte Würdigung der Leistungen des Ordens die Erkenntniß über die von demselben heute drohenden Gefahren und die dagegen anzuwendenden Schutzmaßregeln zu vermitteln.

Die natürliche Ursache dafür, daß die Erörterung der Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Jesuitenordens noch die Gefahr der Entfachung der politischen und religiösen Leidenschaften heraufzubeschwören droht, ist darin zu suchen, daß dieser Orden, allen gegentheiligen Ansichten zum Trotz, heute noch eine außerordentliche Macht besitzt, die die Protestanten fürchten, die Katholiken aber auf das höchste schätzen und für die Erhaltung ihrer Kirche als nothwendig erachten. Gerade dieser letzte Umstand muß allerdings befremden, da die Thatsache feststeht, daß es die katholischen Völker und Regierungen gewesen sind, die immer und immer wieder die Jesuiten aus ihren Ländern vertrieben, ihre Schädlichkeit erkannt und auf Papst Clemens XIV. einen so starken Druck ausgeübt haben, daß dieser ihrem Begehren willfahren und 1773 den Orden aufheben mußte. Es giebt kein katholisches Land, das nicht mehrmals die Jesuiten verbannt, ihre Güter mit Beschlag belegt, sie zur gerichtlichen Verantwortung gezogen hat. Es steht dagegen die nicht minder merkwürdige Thatsache fest, daß ein so erleuchteter pro-

testantischer Fürst wie der preußische König Friedrich II. den Jesuiten sein höchstes Wohlwollen bekundet, ihr Wirken als segensreich anerkannt, ihnen nach der gegen sie von Clemens XIV. gerichteten Maßregel in Schlesien eine Zufluchtsstätte gewährt und versprochen hat, seinen Einfluß geltend zu machen, um die Aufhebung der päpstlichen Verfügung zu erwirken. Zahlreiche katholische Schriftsteller haben gegen die Jesuiten geschrieben, und viele protestantische haben auf Grund ihrer eingehenden Studien die Anklagen widerlegt, welche gegen den Orden erhoben worden sind.

Wer hat denn da nun überhaupt Recht? was sind denn überhaupt die Jesuiten? weshalb ereifern sich die Theologen, die Politiker so über sie? weshalb suchen sie jetzt das deutsche Volk für und gegen die Gesellschaft Jesu und ihre Glieder aufzuregen, einen neuen Culturkampf heraufzubeschwören? Ist es denn wirklich völlig unmöglich, zu einer sicheren objectiven Anschauung über das Wirken der Jesuiten zu gelangen und ein für alle Male festzustellen, ob sie staatsgefährlich sind oder nicht, ob sie vertilgt werden müssen oder nicht?

Die jesuitische und die antijesuitische Literatur, die Masse der Streitschriften, welche im Laufe der Jahrhunderte über die Jesuitenfrage geschrieben worden, sind allerdings so umfangreich, daß ein Menschenleben kaum ausreichen würde, dieses Chaos durchzuarbeiten, aber das ist in Wirklichkeit auch nicht nothwendig, denn wenn man nur einen kleinen Theil dieser Schriften gelesen hat, so weiß man, daß die Anklagen wie die Vertheidigungen sich immer nur um eine nicht allzu große Zahl von Streitpunkten drehen, und daß nur die Gesichtspunkte, von denen aus dieselben behandelt werden, mehr oder minder verschieden sind.

Es würde nun nahe liegen, und das ist das Verfahren, welches doch sonst bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen eingeschlagen wird, die Quellenschriften zu studiren, festzustellen, was der Orden Jesu war, was er wollte, wie er sich entwickelte, wie er thatsächlich wirkte und dann daraufhin ein kritisches Urtheil zu gründen. Nach dieser Richtung hin ist aber nicht nur in neuerer und neuester Zeit, sondern noch viel mehr in früheren Jahrhunderten gefehlt worden. Die Gesellschaft Jesu war seit ihrem Entstehen eine Großmacht, die einen ungeheuren Einfluß ausübte, ihre Opfer fascinirte, abergläubischen Schrecken erregte, wo sie nicht Entgegenkommen und Liebe fand und dies war der Grund, weshalb sich so frühzeitig gewichtige Stimmen gegen sie erhoben, Stimmen der Päpste, der katholischen Kirchenfürsten, der Geistlichen, der weltlichen Fürsten, gelehrter Körperschaften, der Parlamente, großer Gemeinschaften und Stände, die das höchste Ansehen genossen.

Diese Anfeindungen und förmlichen Anklagen, welche zum großen Theil gerade von denen ausgingen, für deren Wohl die Jesuiten zu wirken vorgaben, erlangten allgemach historischen Werth, wurden von Geschlecht auf Geschlecht übertragen und sind zu Traditionen geworden, an deren Richtigkeit kein Gegner des Ordens zweifelt, selbst die Freunde desselben kaum zu

zweifeln wagen. Prüft man aber diese Anklagen genauer, ohne sich durch die Widerlegungen der Jesuiten selbst irgendwie beeinflussen zu lassen, so gelangt man zunächst bald zu der überraschenden Erkenntniß, daß die schweren Beschuldigungen, die gegen die Jesuiten gerichtet werden, zum großen Theil mit gleichem Recht, ja in manchen Punkten womöglich mit noch größerem gegen zahlreiche andere Orden erhoben werden könnten. Die beanstandeten Satzungen und die Verfassung des Jesuitenordens sind im Wesentlichen denen anderer älterer Orden nachgebildet worden. Wenn nun der Unwille eines großen Theiles der Menschheit in diesen vergangenen drei Jahrhunderten sich in besonderer Weise gegen die Gesellschaft Jesu, ihre Verfassung, ihre Organisation, ihr Wirken gerichtet hat, so erklärt sich dies leicht aus der ungleich größeren Macht, die dieser Orden seit seiner Gründung vor anderen erlangt und bewahrt hat; aus der ungewöhnlich strengen Disciplin, die unter seinen Mitgliedern immer geherrscht hat; aus der ungleich genaueren Beobachtung seiner Satzungen, dann aber auch aus anderen Gründen, die wir im Folgenden erwähnen werden.

Das sorgfältige Studium der Quellenschriften und der erwiesenen geschichtlichen Thatsachen läßt uns ferner erkennen, daß die von den Jesuiten in Gemäßheit mit ihren Ordenssatzungen beobachtete unerbittliche Rücksichtslosigkeit des Verfahrens und der Anwendung ihrer Grundlehren die Sonderinteressen anderer Individuen und Genossenschaften, geistlicher und weltlicher Fürsten, unausgesetzt schädigten und verletzten und dadurch selbst bei den Freunden des Ordens große Verstimmung, Haß und Feindschaft erzeugten. Daraus resultirten dann viele der zahllosen furchtbaren Anklagen, die von allen Seiten gegen den Orden und jedes seiner Glieder erhoben wurden. Die neuere Zeit hat dann aber alle diese Beschuldigungen gläubig und ohne Prüfung hingenommen, viele unbewiesene und selbst grundlose Gerüchte und Ueberlieferungen als Thatsachen dem Sündenregister der Jesuiten einverleibt, weil Tausende und Abertausende dieselben früher ausgesprochen und wiederholt haben. Wir verurtheilen blindlings die Verfassung des Ordens und alle seine Einrichtungen, ohne je die Grundlagen desselben, die „Institutionen" eingesehen zu haben, weil wir uns daran gewöhnt haben, die Jesuiten als professionelle Lügner und Heuchler zu betrachten, und keiner ihrer Versicherungen also auch nicht der, daß außer diesen Institutionen keine Geheimlehren bestehen, Glauben schenken.

In vollem Widerspruch zu dem Grundzuge aller Zweige der heutigen Geschichtswissenschaft vergessen wir bei der leidenschaftlichen Erregung, in die uns die leidige Streitfrage immer versetzt, sobald sie auf die Tagesordnung gelangt, den ursächlichen Zusammenhang aller großen geschichtlichen und culturgeschichtlichen Ereignisse und Einrichtungen; wir vergessen, daß die Zeitverhältnisse und die Weltanschauung sich in den 350 Jahren vollständig geändert haben; wir vergessen, das Wirken der Gesellschaft Jesu mit dem aller übrigen Factoren des Mittelalters zu vergleichen, nach den Ursachen seines Entstehens,

seiner Organisation, der Ausbildung jener übel berufenen Morallehre zu fragen. Wir glauben in unserer zum Theil recht wohlbegründeten Voreingenommenheit gegen die Jesuiten unverbrüchlich, daß das, was im 16. Jahrhundert zeitgemäß war, den damaligen Culturzuständen entsprach, noch für die heutigen Jesuiten unbedingt maßgebend, für ihr heutiges Denken und Wirken bestimmend ist.

Die Culturgeschichte belehrt uns darüber, daß Vieles, was heute zweifellos als unsittlich, verwerflich, verbrecherisch betrachtet werden muß, in früheren Perioden, namentlich in der Geistesnacht des Mittelalters, in den Zeiten des Faustrechts, des kirchlichen und staatlichen Despotismus, der Inquisition, als hochverdienstlich, völlig berechtigt und statthaft galt.

Sollten die Jesuiten, deren Macht zum Theil darin begründet ist, daß sie sich den veränderten Zeitverhältnissen immer so geschickt anzupassen verstanden haben, daß sie so ungemein weltklug gewesen sind, wirklich so kurzsichtig, so thöricht sein, zur Richtschnur ihres Handelns heute noch die verrufenen Morallehren zu nehmen, welche sich in den Werken La's, Sanchez', Cardenas' Fillucius', Moya's und vieler anderer Schriftsteller finden und ihren Gegnern das wichtigste Rüstzeug zu ihrer Bekämpfung geliefert haben? Es ist kaum denkbar, es widerspricht dem Wesen ihrer praktischen Anschauungs- und Handlungsweise und sie stellen dies denn auch mit größtem Nachdruck in Abrede. Ihre Gegner behaupten es jedoch mit gleicher Bestimmtheit und bringen sogar Beweise dafür bei, wenngleich sie sich heute nicht mehr auf das in der Mitte des 17. Jahrhunderts erschienene Buch über die Geheimen Gesetze berufen können, da dasselbe von der modernen wissenschaftlichen Kritik als eine Fälschung erwiesen worden ist. Das hindert jedoch nicht, den Jesuiten vorzuwerfen, daß sie von jeher nach mündlichen Ueberlieferungen gehandelt haben und jetzt noch fortfahren zu handeln, nach Ueberlieferungen die dem Inhalt der berüchtigten Geheimgesetze in allen Punkten mindestens entsprechen, sie in vielen Fällen möglicherweise an Verwerflichkeit noch übertreffen. Wenn die Jesuiten ferner gelegentlich behauptet haben, daß für die in den Schriften der oben erwähnten Männer enthaltenen bekannten, verderblichen Lehren der Orden und die Gesammtheit der Jesuiten nicht verantwortlich, daß sie der Ausdruck der individuellen Meinungen der betreffenden Verfasser seien, so sind diese Beschönigungen allerdings nicht stichhaltig, da den Verfassungsbestimmungen des Ordens gemäß zu keiner Zeit etwas geschrieben und gedruckt werden durfte, was nicht die Billigung der obersten Censurbehörden und der Leiter des Ordens gefunden hätte. Doch auch hierauf bleiben manche Jesuiten die Antwort nicht schuldig, indem sie behaupten, daß der Maßstab für die Censur von dem jeweiligen Grade der allgemeinen Bildung und Cultur, von der Weltanschauung der verschiedenen Zeitalter und von verschiedenen andern Umständen abhing.

Daß der Orden Jesu nun von seinem ersten Erscheinen in der Weltgeschichte an eine so bedeutende Rolle spielte, ein so großes Ansehen genoß,

einen so tiefgreifenden Einfluß ausübte, so viel gehaßt und so wenig geliebt wurde, das lag in den Umständen, unter denen er gegründet wurde, in den Aufgaben, die er sich stellte, in der Art, wie er von vorn herein auftrat, in der Haltung, die er der Kirche und dem Staat gegenüber beobachtete.

Das Ansehen des Papstthums war während des Mittelalters allmählich gesunken und aus zwei Gründen hauptsächlich der Art geschmälert, daß die wahrhaft kirchlich und religiös Gesinnten von größter Besorgniß für seinen Fortbestand erfüllt waren. Das Papstthum war innerlich zerrüttet; es standen sich innerhalb seines Schoßes, des Cardinalscollegiums und des hohen Clerus Parteien gegenüber, die sich auf das Heftigste bekämpften; Gegenpäpste stritten mit einander um die weltliche und geistliche Herrschaft der Welt. Die wahre christliche Lehre war unter dem riesigen Dogmenbau des Mittelalters verschwunden, bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Die zunehmende Entartung und Verweltlichung des Papstthums hatte seit Jahrhunderten schon Veranlassung zu Bestrebungen gegeben, die darauf abzielten, dem Proceß des Verfalls ein Ziel zu setzen, die Kirche wieder zu läutern, den Grundlehren des wahren Christenthums wieder zu Ansehen und Macht zu verhelfen, dem schmachvollen Handel mit hohen kirchlichen Aemtern, mit Reliquien, mit den Sühnemitteln für das Diesseits und das Jenseits und allen den übrigen Schäden und Auswüchsen, die der Kirche anhafteten, ein Ende zu machen. Ueberall in der Christlichen Welt erhoben sich Proteste gegen die Zerrüttung der Kirche. Es entstand die Inquisition, deren Aufgabe ursprünglich nicht ausschließlich die war, diese Aeußerungen des Protestes zu unterdrücken, der Ketzerei zu steuern, sondern vielmehr auch: den Priesterstand zu überwachen, zu heben und zu läutern.

Trotzdem zahllose Versuche gemacht wurden, die sinkende Kirche vor dem vollständigen Verfall zu bewahren, konnte doch den Bemühungen nicht wirksam gesteuert werden, das Christenthum wieder in seinen ältesten Formen herzustellen. Der Geist des Protestes gegen die Verweltlichung des Papstthums erhob sich immer mächtiger und triumphirte endlich in Luther. Die Kirche war durch den Sieg des Protestantismus auf das Höchste gefährdet und wenn die Inquisition und zahlreiche Orden auch die größte Thätigkeit entfalteten, um sie vor dem Sturz zu bewahren, so blieb ihre Lage doch höchst bedenklich.

Solcher Art waren die Verhältnisse, als der Ritter Inigo Lopez de Recalde de Loyola, dessen Stammschloß in den baskischen Provinzen stand, durch eine bei der Vertheidigung Pamplonas 1521 erlittene schwere Verwundung veranlaßt wurde, dem Kriegsdienst und den Freuden dieser Welt zu entsagen, über die Vergänglichkeit des Bestehenden nachzudenken, und in der Religion Ersatz zu suchen für Alles, was er aufgeben mußte. Diese Betrachtungen führten ihn zur Erkenntniß der Gefahr, in welcher sich die Kirche befand und zu dem Entschluß, sich ihrer kräftigsten Unterstützung zu widmen.

Es ist nicht möglich, in dem engen Rahmen dieser Arbeit eine Geschichte

der Gesellschaft Jesu zu geben, die bezüglichen Daten sind allbekannt und einem Jeden mühelos zugänglich, wir haben uns hier nur über die Ursachen klar zu werden, weshalb es diesem einen Manne und seinen wenigen Genossen gelang, eine Institution zu schaffen, deren Macht schon nach wenigen Jahren eine ungeheure war.

Mönchsorden und geistliche Ritterorden gab es genug; so viele, daß die Päpste und die Cardinalscollegien sich schon der Bildung neuer mit aller Energie widersetzten. Diese Genossenschaften arbeiteten auch — zum Theil wenigstens — mit großem Eifer, waren aber doch mehr oder minder von der allgemeinen Corruption erfaßt; es fehlte ihnen meist die Strenge der Disciplin, die Lauterkeit des Glaubens und der Absichten. Ein neuer Orden mußte mit größerer Strenge darüber wachen, daß seine Mitglieder den gesteckten hohen idealen Zielen zustrebten. Es genügte nicht, die bekannten Ordensgelübde abzulegen, sondern es mußte wirklich nach denselben gelebt werden.

Die seelischen Kämpfe, welche Loyola auf seinem langen schweren Krankenlager durchgemacht, hatten seine Willens- und Körperkraft nicht erschlafft, seinen Ehrgeiz nicht erstickt, hatten aber die Gläubigkeit zum Fanatismus gesteigert. Was er, gezwungen durch körperliche Leiden, durchgemacht, das sollte Jeder, der sich ihm anschloß, mit eigener Willenskraft durchmachen: sein eigenes Selbst vollständig ertödten, sich läutern, sich ausschließlich dem höheren Zweck des Dienstes der Religion Christi, der Kräftigung und Ausbreitung des Papstthums widmen. Daher wurde den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams noch das vierte der unbedingten Unterwerfung unter den Willen des Papstes hinzugefügt. Vom katholischen Standpunkte aus betrachtet war, was Loyola wollte, höchst bedeutsam, und das Beispiel, welches er selbst und in der Folge seine ersten sechs Anhänger gaben, zeugt von einer Beherrschung der Leidenschaften, von einer Concentration des Willens und einer Energie, die ihres Gleichen in der Menschheitsgeschichte suchen. Was er von sich verlangte, das forderte er auch mit unerbittlicher Strenge von Denen, die ihm nachfolgten: völlige Ueberwindung des Selbstgefühles, Lostrennung von allen Banden der Familie, unbedingte Unterwerfung unter die Ordensgesetze, unter den Willen des Leiters der Gesellschaft und unter den des Papstes. Diese Concentration aller geistigen und körperlichen Fähigkeiten, aller menschlichen Willenskraft auf den einen Punkt, den Zweck des Ordens, die unvergleichliche Disciplin aller Glieder derselben, die sorgfältige Auswahl und Vorbereitung der Ordensbrüder für ihre Aufgaben, erhoben die militärisch geordnete Gesellschaft Jesu von Anfang an weit über alle anderen Orden.

Widerstrebend gab Paul III. seine Erlaubniß zur Bildung derselben, bald aber erkannte er die Macht des Geistes, die ihn beseelte und schon 1543 hob er die beschränkende Bestimmung auf, nach welcher die Zahl der Professen 60 nicht überschreiten sollte. Bei dem zielbewußten unentwegten

Streben der Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die Kirche an Haupt und Gliedern zu bessern, von ihren Schäden zu befreien, konnte es nicht ausbleiben, daß sie, indem sie die ihnen vom Papst verliehene Macht benutzten, dem Clerus, und zwar nicht blos der niederen Geistlichkeit, sondern auch den Prälaten bald und in der Folge sehr häufig höchst unbequem wurden. Selbst die Inquisition wurde gelegentlich gegen sie aufgeboten, Loyola hatte sich persönlich vor derselben zu verantworten, ging jedoch aus der Untersuchung unbeschadet hervor.

Um das Papstthum zu läutern, waren sie päpstlicher als viele Päpste, scheuten sich nicht, auch diesen gegenüber ihre Rechte zu gebrauchen, und die Folge davon war, daß sie bald dahin strebten, das Verhältniß, in dem sie zu dem Oberhaupt der Kirche standen, umzukehren, sich aus den gehorsamen Dienern derselben — unter Wahrung des Scheines des Abhängigkeitsverhältnisses — thatsächlich in seine Herren umzuwandeln, die Päpste nach ihrem Willen zu lenken, die Herrschaft über die ganze katholische Welt an sich zu reißen. Das anstößige Leben vieler Päpste und des römischen Clerus bot ihnen Anlaß in Fülle, ihre ehrgeizigen Ziele zu verfolgen. Den Prälaten konnte dieses Streben indessen nicht entgehen, und der Vatikan wurde nun der Schauplatz der fortdauernden Interessenkämpfe zwischen den Jesuiten und den aus der katholischen Geistlichkeit hervorgegangenen Berathern der Päpste. Diese Kämpfe wurden mit wechselndem Glück geführt und Jahrhunderte vergingen, ehe es den Jesuiten gelang, das unermüdlich verfolgte Ziel zu erreichen und unter Pius IX. thatsächlich die unbedingte Herrschaft über den päpstlichen Stuhl zu erringen. Mit ihrem wachsenden Einfluß steigerte sich auch ihre Herrschbegierde; und der Zwiespalt, den sie innerhalb der katholischen Kirche durch die Dogmen der unbefleckten Empfängniß und der Unfehlbarkeit des Papstes erzeugten, sollte nach dem Grundsatz divide et impera nur dem Zwecke dienen, ihre Herrschaft über die katholische Kirche und Welt zu befestigen und dauernd zu sichern.

Diese kurzen Ausführungen erklären hinlänglich die geschichtliche Thatsache der häufigen Anfeindungen, welche die Jesuiten von dem katholischen Clerus, von den katholischen Völkern und den Päpsten erfuhren; sie erklären die geheimen Intriguen und offenen Kämpfe der zwei mächtigsten Elemente der katholischen Kirche gegen einander. Dieser Widerstreit könnte unvereinbar scheinen mit der seitens der Jesuiten aufgestellten Behauptung, daß ihre Zwecke und Ziele denen der katholischen Kirche völlig gleich waren und sind und ebenso ferner mit dem Umstande, daß die deutschen Katholiken die Jesuiten in Deutschland jetzt für unentbehrlich halten, sie somit sicher nicht als ihre Feinde betrachten. Der Streit um die Herrschaft über den päpstlichen Stuhl und die katholische Welt drehte sich indessen nur um die materielle Machtfrage, nicht um die Lehrmeinungen. Und für die Propaganda des katholischen Glaubens, für die Kräftigung und Unterstützung der Sache des Papstthums, der katholischen Kirche und ihrer weltlichen Macht ist zweifellos

Niemand geeigneter und schätzbarer als der Jesuitenorden. Er ist, vollends in der Zeit der Noth und des Niederganges der Macht der katholischen Kirche, ein für diese und ihr Oberhaupt unentbehrlicher Bundesgenosse gegen die Andersgläubigen und gegen die offenen Feinde Roms.

Als die Hauptzwecke der Thätigkeit der Gesellschaft Jesu wurden dagegen nach außen hin der Kampf gegen die Ketzerei und ferner die Verbreitung des Christenthums bezeichnet, und es lag in der Natur der Sache, daß der Orden sich von vornherein in erster Linie Deutschland als Arbeitsfeld erwählte, weil hier der Geist des Protestes kühner als irgendwo sonst sein Haupt erhoben hatte und auf Kosten der in ihren Grundfesten erschütterten römischen Kirche schnelle Fortschritte machte. Doch auch in allen anderen Ländern, wo die Schüler Luthers oder andere Protestanten sich zeigten, erschienen die Jesuiten, um jede gegen die katholische Kirche gerichtete Regung im Keime zu ersticken. 1551 war in Rom das Collegium Romanum zur Ausbildung von Jesuiten gegründet worden und schon im folgenden Jahre wurde daselbst das Collegium Germanicum eingerichtet, das ausschließlich dem Zwecke diente, Kräfte heranzubilden, die in Deutschland für den Orden und die katholische Kirche wirken sollten. Im Laufe der nächsten neun Jahre wurden dann in Wien, Köln, Ingolstadt, Prag, München, Trier und Mainz weitere Seminare geschaffen, deren Zöglinge bald das ganze deutsche Reich überschwemmten. Es konnte nun nicht ausbleiben, daß die Jesuiten sich auch den weltlichen Fürsten und Großen zu nähern, als Beichtvater, Lehrer und Diplomaten ihren Einfluß auf alle Höfe auszudehnen suchten. Und dies geschah natürlich nicht ausschließlich in Deutschland, sondern in allen europäischen Ländern, überall, wohin die Jesuiten ihren Fuß setzten. Die Mittel, deren sie sich bedienten, um ihre Zwecke zu erreichen, die zweideutige Rolle, die sie spielten, die Intriguen, die sie anzettelten, machten sie indessen den Regierungen bald verdächtig und verhaßt und forderten letztere zu den Maßnahmen heraus, die uns die Geschichte mittheilt. Frankreich, Spanien, Portugal, die italienischen Staaten vertrieben sie nach einander und zogen ihre reichen Besitzungen ein. Es trugen jedoch zu diesen Verfolgungen nicht ausschließlich ihr rücksichtsloses Streben nach Macht in der Kirche und in den Staaten, sondern auch der Geist bei, der den Orden beseelte, die Lehren, die er predigte, die Grundsätze, welche er befolgte.

Die Gründer der Gesellschaft Jesu waren unzweifelhaft, dafür haben wir die Beweise in ihren Schriften und Briefen, sowie in der Verfassung und den ältesten Lehrbüchern, von den besten und edelsten Absichten erfüllt — selbstverständlich allerdings nur im Sinne, im Interesse und im Dienste des Papstthums und der katholischen Kirche, die zu läutern, deren schwindende Macht zu stützen und über die ganze Erde auszudehnen sie sich zur Aufgabe gestellt hatten. Durch die Protestbewegung überhaupt auf die Weltbühne berufen, war es die heilige Pflicht jedes einzelnen Jesuiten wie ihrer

Gesammtheit, „zur höheren Ehre Gottes" mit allen verfügbaren Mitteln Alles zu bekämpfen, was sich gegen die katholische Kirche und das Papstthum richtete. Wir finden in den ersten Aeußerungen Loyola's und seiner Genossen, sowie in der Ordensverfassung kaum etwas, das wir von dem objectiven Gesichtspunkt des geschichtlichen Beobachters und Kritikers als unvereinbar mit den Grundsätzen der katholischen Kirche und Moral beanstanden müßten, vollends wenn wir den Geist, die Weltanschauung, die Verwilderung der Sitten jener Zeiten nur einigermaßen berücksichtigen. Selbst der den Jesuiten zum größten Verbrechen gemachte Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel" findet sich nicht direct ausgesprochen. Und man sollte auch nicht vergessen, daß dieser unmoralische Grundsatz leider keineswegs den Jesuiten allein eigen war. Wollte man den Kampf um's Dasein der einzelnen Menschen, der Stämme, Völker und Rassen im Laufe der Zeiten, wollte man die ganze Jahrtausende lange Menschheitsgeschichte unter diesem Gesichtspunkte durchforschen, so würde man finden, daß dieser Grundsatz das menschliche Handeln und Denken in erschreckend hohem Grade beherrscht und beeinflußt hat — und dies nicht zum Wenigsten heute thut. Das macht diesen Satz darum aber keineswegs weniger unmoralisch, und es ist andererseits nicht zu bezweifeln, daß, wenn auch nicht der Orden als solcher, doch einzelne Glieder desselben ihn in ausgedehntem Maße zur Richtschnur ihres Handels machten.

Die Gründe hierfür, wie überhaupt das schnelle Sinken der sittlichen Grundsätze des Ordens sind nicht schwer zu erkennen. Das wunderbar rasche Wachsthum seiner Macht und seines Einflusses, sowie der damit verbundene Erwerb ungeheurer Besitzungen und Reichthümer, der überraschende Erfolg der praktischen Grundsätze seines Handelns berauschten und blendeten viele Mitglieder des Ordens, machten sie übermüthig und bewogen sie, die strengen Gesetze ihrer Regel zu übertreten, nach steter Erweiterung ihrer Macht im eigenen und im kirchlichen Interesse zu streben und bei der Wahl der Mittel hierfür nicht allzu peinlich zu verfahren. Die unaufhörlichen Verfolgungen, denen die Jesuiten in Folge dessen ausgesetzt waren, die im Allgemeinen niedrige geistige und moralische Bildung der zeitgenössischen Menschheit, die Rohheit und Rücksichtslosigkeit der herrschenden Kampfart, die Nothwendigkeit, im Interesse der Kirche den Einfluß auf die Glaubensgenossen wie die Glaubensfeinde durch geistige und geistliche Kampfmittel zu erhalten und zu erweitern; der Umstand, daß dieser geistliche Orden zu seinem Schutze, zur Verfolgung seiner Ziele sich keiner weltlichen Waffen bedienen durfte, wirkten zusammen, jene furchtbaren Morallehren zu erzeugen, die wir in den jesuitischen Schriftstellern der Blütheperiode des Ordens entwickelt finden und gegen die sich zu allen Zeiten der Unwille der Gegner der Gesellschaft Jesu gerichtet hat.

Das System der Erziehung der Jesuiten, die Richtung desselben auf einen ausgeprägten Formalismus; die strenge Disciplin, der nur die des modernen Militärdienstes, in manchen Punkten die des deutschen Beamten-

wesens vergleichungsweise an die Seite gesetzt werden können; der „Cadavergehorsam,“ welcher jede Spur von Selbstbestimmung des Individuums ausschloß, das letztere zum willenlosen Werkzeug in der Hand seiner Vorgesetzten machte; das Prinzip der Ueberwachung Aller durch Alle, das dadurch erzeugte Mißtrauen Aller gegen Alle, und die daraus resultirende Neigung zur Angeberei, zur Verleumdung, zum Verrath; die Verquickung geistiger und materieller, religiöser und politischer Interessen trugen dazu bei, die berüchtigte „Jesuitenmoral“ zur Entwicklung zu bringen. Intrigue, Lüge, Heuchelei gelangten in ihre Rechte, die verwerflichen Lehren des Probabilismus, des inneren Vorbehaltes, der Lenkung der Absicht, der Amphibologie, des Utilismus, Clandestinismus, Quietismus 2c. wurden ausgebildet und nach den Gesetzen scholastischer, spitzfindiger Dialektik zur Anwendung gebracht.

Diese Schilderung des Entstehens der Jesuitenmoral soll dieselbe natürlich nicht beschönigen, denn, wenn es auch ungerecht wäre, zu glauben, daß sie dauernd maßgebend für das Denken und Handeln der Hunderttausende von Mitgliedern gewesen ist, die der Orden seit seinem Entstehen gehabt hat; wenn auch viele falsche, unbegründete und übertriebene Anklagen gegen die Jesuiten im Laufe der Jahrhunderte erhoben worden sind, so ist doch sicher nicht zu leugnen, daß ein beträchtlicher Procentsatz derselben sich zur Förderung seiner Interessen dieser geistigen Kampfmittel bedient hat, die in ihren äußersten Consequenzen den Meineid, den Diebstahl, den Mord, den Krieg, die grausamste Verfolgungswuth nach sich zogen und unter Umständen als zweckdienliche Mittel sanctionirten.

Die katholische Kirche wurde durch die Thätigkeit der Jesuiten freilich vor dem Sturz bewahrt, zu einer neuen Aera der Macht geführt, dem Protestantismus wurden durch sie große Gebiete entrissen, weite Arbeitsfelder dauernd entzogen; die Gegenreformation war ihr Werk, ebenso auch die Vernichtung der Waldenser, die Pariser Bluthochzeit, der 30jährige Krieg und viele andere Religionskriege neuerer Zeit. Sie haben gestaltend in die Weltgeschichte eingegriffen, ihr eine neue Richtung gegeben und zwar im Allgemeinen nicht im Sinne und Interesse der Aufklärung, des Culturfortschrittes, des echten und wahren Humanismus. Glücklicherweise besaßen große Völkerfamilien Lebenskraft und religiösen und moralischen Halt genug, sich erfolgreich dem rückläufigen Wirken der Jesuiten entgegenzustellen, den Bestrebungen entgegenzuwirken, welche auf das Verharren der Menschheit auf der geistigen, moralischen, religiösen und materiellen Culturstufe des Mittelalters abzielten, und es ist ihnen gelungen, die Menschheit und selbst den von den Jesuiten beherrschten großen Theil derselben einer höheren Gesittung und Cultur theilhaftig zu machen. Und wir haben hier die widerspruchsvolle Erscheinung zu verzeichnen, daß die Jesuiten, ihren practischen Lebensgrundsätzen und ihrer allbekannten Anpassungsfähigkeit gemäß, die Ergebnisse der fortschreitenden Entwicklung auf dem Gebiete der materiellen Cultur im Allgemeinen ohne großes Widerstreben angenommen und sich dadurch vor dem Gros des katho-

lischen Clerus ausgezeichnet haben; auf dem Gebiete der geistigen Cultur, in allen religiösen und dogmatischen Fragen jedoch auf ihrem mittelalterlichen Standpunkt beharrten.

Einer der wenigen Lichtpunkte, die die Geschichte des Wirkens der Jesuiten aufweist, sind ihre Leistungen auf dem Gebiete der Krankenpflege im Kriege und auf dem der Heidenmission, der Verbreitung des Christenthums. Die Einwürfe, welche die evangelischen Theologen gegen diese Anerkennung jesuitischer Thätigkeit machen, kann die Culturgeschichte nicht als gegründet ansehen. Wie einst die arabischen Gelehrten im Dienste der Wissenschaft keine Strapazen scheuten, die ganze alte Welt durchstreiften, um überall zu sammeln und zu erforschen, was der Förderung der von ihnen betriebenen Wissenschaften nützlich sein konnte, so haben auch die Jesuiten im Dienste der Kirche keine Opfer und Mühen gescheut, sind vor keinen Gefahren zurückgeschreckt, sondern haben als Missionäre einen geradezu bewunderungswürdigen Muth gezeigt und in der That Bedeutendes geleistet. Ihre großen Erfolge verdankten sie besonders dem Verfahren, das sie als Missionäre anwandten. Ihr psychologischer Scharfblick, ihre Weltklugheit, ihre practische Weltanschauung belehrten sie sehr rasch darüber, daß die rohen Naturvölker unfähig waren, sich ohne Weiteres zur Höhe christlicher Vorstellungen eines unpersönlichen Gottes zu erheben. Durch Verbreitung einer höheren materiellen Cultur, einer leichtverständlichen Moral suchten sie daher zu wirken und den Boden für die Grundlehren des Christenthums zu schaffen. Sie verfuhren somit nach denselben Grundsätzen, welche die Heidenapostel und Missionäre der ersten Jahrhunderte nach Christus anwandten. Wenn evangelische Theologen die Art und Weise, in der die Jesuiten die Mission betrieben, herabzusetzen suchen und behaupten, daß die Ergebnisse derselben nur ein geistloser unchristlicher Fetischdienst waren und sind, so ist dies ungerecht, und erst kürzlich haben unverdächtige protestantische Reisende in Afrika das Wirken der katholischen und jesuitischen Missionäre gelobt und dem der evangelischen vorgezogen. Auch was die Jesuiten in Paraguay geleistet haben, verdient nicht die Verachtung und Verurtheilung, mit der oft darüber gesprochen und geschrieben worden ist. Die Jesuiten zeigten sich dort menschlicher als die Horden der strenggläubigen Spanier, als die Dominikaner und Mitglieder anderer Orden, als der spanische Clerus; sie leisteten mehr und Bedeutenderes als diese mit ihren zum Christenthum bekehrten Indianern und wenn sie der Versuchung nicht widerstehen konnten, dort ein eigenes theokratisches Reich zu gründen, so haben sie es schwer genug gebüßt. Aber nicht bloß dort, sondern überall, wohin sie kamen, zeigten sie sich im Allgemeinen als Missionäre menschlicher als alle ihre Genossen.

Die Religion der Jesuiten ist von ihren Gegnern nicht minder schwer verurtheilt worden, als ihre Thätigkeit auf dem Gebiete der äußeren und der inneren Mission. Man hat ihnen vorgeworfen, daß ihre Religion jedes inneren Gehaltes entbehrt, auf Aeußerlichkeiten beruht und kaum höher zu achten ist

als ein glänzender Götzendienst. Auch hierin gehen die Gegner der Jesuiten zu weit.

Formalismus, Prachtentfaltung, glänzendes Ceremoniell, strenge Beobachtung aller kirchlichen Gebräuche und Vorschriften, ein stark entwickelter Heiligen- und Reliquiencult bildeten allerdings die Merkmale jesuitischer Religiosität und die heutige spanische Kirche steht ganz unter diesen Einflüssen. Der von dem Aphroditedienst der griechisch-römischen Zeit nur wenig in seinen Formen abweichende Mariencult Spaniens wurde von den Jesuiten in den letzten Jahrhunderten derart bevorzugt, daß er heute das charakteristischste Merkmal der spanischen Religion ausmacht. Die Letztere erscheint überdies fast nur in der Form einer ganz äußerlichen Kirchlichkeit und entbehrt im Allgemeinen des hohen ethischen Gehaltes, den die christliche Religion unter jeder Glaubensform in vollstem Maße haben sollte.

Auch im Uebrigen können wir das Wirken der Jesuiten nirgends besser und genauer beobachten als in Spanien, das den Orden wiederholentlich von seinem Boden verbannt hat, aber immer wieder von ihm heimgesucht ist und seinen Mitgliedern seit der Restauration des Bourbonenthrones stillschweigend von neuem alle Rechte gewährt hat, die sie früher dort besessen haben. Thatsächlich stehen Kirche und Schulwesen vollständig unter ihrem Einfluß, wenngleich der Clerus wie die Regierungen dies mit größter Bestimmtheit in Abrede stellen. Durch den Beichtstuhl beherrschen sie ganz unumschränkt die ganze weibliche Hälfte der Nation; durch ihre berühmten Prediger die Kanzeln; durch ihre Gelehrten und Zöglinge die Katheder der Universitäten, die Lehrstühle der Schulen, die Akademien und sonstigen gelehrten Körperschaften; durch ihre politischen Vertreter wohl sogar, wenn die Conservativen und Ultramontanen am Ruder sind, wie im Augenblick, die Politik der Cabinette. Sie verfügen über sehr bedeutende Reichthümer und sind dadurch befähigt, aus eigener Initiative Universitäten, Collegien, milde Stiftungen zu schaffen, wozu der in ewiger Finanznoth befindliche Staat und der durch die Aufhebung der Kloster und Beschränkung seiner Einnahmen sehr geschädigte Clerus nicht die Mittel hat. Im Verkehr gehören die Jesuiten Spaniens zu den angenehmsten Gesellschaftern, wie sie gleichzeitig die bei Weitem gebildetsten und gelehrtesten Männer sind und in ihren Leistungen nur durch manche ihrer nicht dem Orden angehörenden Zöglinge übertroffen werden. Sie erscheinen ungleich besser als ihr übler traditioneller Ruf und auf Grund langer Beobachtungen und Erfahrungen kommt man zu der Ueberzeugung, daß sie auch in der That längst aufgehört haben, nach den verrufenen Morallehren früherer Zeiten zu leben. Die spanischen Jesuiten befleißigen sich eines sehr strengen Lebenswandels und gelten in dieser Hinsicht als nacheiferungswürdige Vorbilder. Ihre Kanzelredner verfügen in höchstem Maße über alle diejenigen Eigenschaften, welche an den jesuitischen Rednern überhaupt bekannt sind. Sie wissen ihre Zuhörer durch Gelehrsamkeit, durch einen entweder auf das Gemüth und die Phantasie berechneten oder durch Humor gewürzten Vor-

trag unbedingt zu fesseln und ihnen unter der angenehmsten Form und Hülle doch die derbsten Wahrheiten zu sagen. Ein bekannter und in ganz Spanien ungemein beliebter Sevillaner Jesuitenpater Mon, der gewöhnlich zur Fastenzeit nach Madrid kam und dort stets den größten Zulauf hatte, wagte es im Jahre 1885 nicht nur, vor seiner aus Gliedern der höchsten Gesellschaftskreise und des Hofes bestehenden Gemeinde gegen die moderne französische Sittencomödie und die spanischen Nachahmungen derselben seinen ganzen Unwillen auszulassen und seine Zuhörer zu tadeln, daß sie in der Fastenzeit überhaupt die Theater besuchten und vollends Stücke der leichtesten französischen Gattung sähen, sondern hielt sogar einer der anwesenden Prinzessinnen ohne Umschweife dieses von ihr am Abend vorher begangene Vergehen vor. Der sittenstrenge Pater war damit jedoch etwas zu weit gegangen; das Justizministerium sah sich veranlaßt, einzuschreiten; da Pater Mon indessen nur der eigenen jesuitischen Gerichtsbarkeit seines nächsten Vorgesetzten, des Provinzial von Sevilla unterstand, so vermochte das Cabinet nicht den Prediger zur Verantwortung zu ziehen, sondern mußte sich damit begnügen, daß der Provinzial von Sevilla seinem Wunsch Rechnung trug, den Pater von Madrid abberief und das Versprechen gab, ihm eine Kirchenstrafe aufzuerlegen, die, wie man später hörte, darin bestand, daß der Gemaßregelte für kurze Zeit sein Ordenshaus nicht verlassen durfte.

Von jeher haben die Jesuiten nächst dem Beichtstuhl den Schulunterricht für das wirksamste Mittel zur Verfolgung und Förderung ihrer Ziele gehalten und sich überall auf das Eifrigste bemüht, das Schulwesen in ihre Hände zu bringen, die von ihnen verfaßten Lehrbücher einzuführen. Die Urtheile über die Erziehungsergebnisse der Jesuiten weichen nun so weit von einander ab, wie die über alle anderen Arbeiten und Bestrebungen der Mitglieder der Gesellschaft Jesu. Diese selbst und ihre Freunde behaupten, bessere Leistungen als die ihren sind auf dem Gebiete der Erziehung überhaupt nicht möglich — und ihre Gegner vertreten selbstverständlich die entgegengesetzte Ansicht. Das Richtige liegt in der Mitte. Manche Vorzüge sind dem Erziehungssystem der Jesuiten nicht abzusprechen, andererseits sind die Schäden derselben sehr bedeutend.

Zuvörderst dürfen wir nicht vergessen, daß die Gesellschaft Jesu aus Spanien hervorgegangen ist, dort und überhaupt in der romanischen Welt wurzelt, von dem Geist beseelt war, der die romanischen katholischen Völker erfüllte, ihrer Denkweise und Weltanschauung Ausdruck verlieh. Die jesuitischen Erziehungsgrundsätze entsprachen daher dem Geist und Wesen der romanischen Völker, paßten sich denselben an, waren für sie berechnet. Sie können demgemäß mit einigem Erfolg auch ausschließlich nur in der romanischen Welt angewandt werden, den germanischen Anforderungen nicht genügen, die germanischen Völker nicht befriedigen und am allerwenigsten Diejenigen, welche überwiegend protestantisch sind, da das jesuitische Erziehungssystem naturgemäß das katholische Glaubensbekenntniß zur Voraussetzung hat.

Viele der Vorwürfe, die der jesuitischen Erziehungsmethode gemacht werden, treffen bei näherer Betrachtung nicht so sehr diese als vielmehr überhaupt den romanischen Volkscharakter. Man darf aber auch nicht annehmen, daß letzterer etwa erst durch die jesuitische Erziehung gebildet ist, sondern das Verhältniß ist vielmehr ein umgekehrtes, er selbst hat dem Jesuitismus, seinen Lehren, seinem Erziehungssystem den romanisch-katholischen Geist eingeimpft, der in Spanien zu vollendetster Entwickelung gelangte.

Wirft man also den Jesuitenschulen vor, daß sie nur ein sehr oberflächliches Wissen erzielen, daß sie auf Aeußerlichkeit, Formalismus und hohle Rhetorik hinarbeiten, so treffen diese Vorwürfe ganz direct die Grundzüge des Wesens der romanisch-katholischen Völker, ganz besonders des spanischen und seiner südamerikanischen Verwandten. So gut wie man den romanischen Völkern nicht nordisch-germanische Gemüthstiefe anerziehen kann, ebenso wenig kann man ihnen die Fähigkeit der Vertiefung in ihre Studiengegenstände beibringen, an Stelle ihrer Leidenschaftlichkeit das Phlegma germanischer Völker setzen, ihr Blut zwingen, langsamer zu fließen, ihr feuriges stürmisches Empfinden, ihre Sinnlichkeit unterdrücken.

Dagegen müssen als Vorzüge jesuitischer Schulbildung bezeichnet werden eine strenge Disciplin, eine mehr auf das Praktische gerichtete Behandlung der Wissenschaften und das Verlegen des Schwerpunktes auf den möglichst vollendeten schriftlichen und mündlichen Ausdruck in denjenigen Sprachen, die in den Bereich des Schulplans gezogen sind.

In den Collegien und Priesterseminaren sind im Allgemeinen dieselben Erziehungsgrundsätze geltend, die in den gewöhnlichen von den Jesuiten geleiteten Schulen zur Anwendung kommen. Nur herrscht in den Seminaren schon der Geist des Ordens, jene strenge Zucht, die die Grundlage für die ungeheuere Macht der Gesellschaft gebildet hat und auf die Ertödtung des Ich, auf die unbedingte Unterwerfung unter den Willen und die Leitung der Oberen abzielt. Wenn man nun aber glaubt, daß der durch die Ordensgesetze verlangte Cadavergehorsam wirklich einer Vernichtung der Individualität, der Selbstständigkeit des Denkens, der Eigenart der Zöglinge wie der Ordensbrüder gleichkommt, so ist dies ein großer Irrthum, einer von den vielen, die über den Orden und Alles, was mit ihm zusammenhängt, seit Jahrhunderten verbreitet ist. Man könnte sogar die Behauptung aufstellen, daß der Entwickelung der Individualität nirgends größerer Spielraum gegeben ist, als in der Gesellschaft Jesu, daß jedes einzige Mitglied derselben ein völlig selbstständiger Typus, von allen anderen gänzlich verschieden ist. Der berüchtigte Cadavergehorsam verlangt von jedem Jesuiten nur vollständige Unterordnung unter die Statuten des Ordens, seine Gesetze, den Willen der Oberen und des Generals, die genaue Ausführung jedes Befehles, der ihm ertheilt wird. Er muß hingehen, wo er hingeschickt, thun, was ihm aufgetragen wird, ohne nur an Widerspruch zu denken. Er darf natürlich in keinem Punkte von den Lehrmeinungen der Kirche und seines Ordens abweichen. Aber — er wird

nur verwendet gemäß seiner individuellen Befähigung, seinem Können und Wissen. Denn, sobald der Jesuit die lange Zeit der Prüfung und Schulung durchgemacht und die allgemeinen Grundlagen gewonnen hat, auf denen er als Mitglied des Ordens stehen muß, wird ihm die Möglichkeit gewährt, sich seinen natürlichen Fähigkeiten und Neigungen gemäß bis zur höchsten Vollkommenheit zu entwickeln. Es ist Pflicht eines jeden Seminaristen und Schülers der oberen Classen der Collegien, nach Selbsterkenntniß über seine Fähigkeiten zu streben; es ist Pflicht der Lehrer, daraufhin ihre Schüler ebenfalls ganz genau zu prüfen. Ist dann die Berufswahl getroffen, hat der Eine erkannt, daß er für Mathematik, der Andere, daß er für Sprachwissenschaft, der Dritte, daß er für Archäologie, für Chemie, für Theologie, Philosophie, für irgend einen Zweig der Wissenschaften und des Gewerbefleißes besondere Fähigkeiten besitzt, so wird er in den Stand gesetzt, sich seinem Beruf zu widmen. Diesem Umstande, dieser weitgehenden Berücksichtigung der Individualität ist es zuzuschreiben, daß so viele hervorragende Männer aus dem Orden wie aus den Jesuitenschulen hervorgegangen sind.

Von der Strenge der Disciplin, denen die zukünftigen Ordensbrüder unterworfen sind, kann sich allerdings Niemand eine Vorstellung machen, der nicht Gelegenheit gehabt hat, in die Ordenshäuser und Seminare, namentlich Spaniens, einen Einblick zu gewinnen. Es gehören ungemein kräftige zähe Naturen dazu, sich zum Professen emporzuarbeiten und das Leben der Jesuiten ist kein leichtes, die Anforderungen, die der Orden an ihn stellt, sind sehr große.

Ein Wille regiert somit unumschränkt die Gesellschaft Jesu; ein Ziel ist ihr gesteckt; erstrebt wird dies letztere jedoch auf so viel verschiedenen Wegen und Weisen, als die Gesellschaft Mitglieder zählt.

Weshalb verlangen denn nun die deutschen Katholiken die Aufhebung des Gesetzes vom 4. Juli 1872, durch welches die Jesuiten und verwandte Orden aus Deutschland ausgeschlossen wurden? Was erwarten die Katholiken, die sich doch so oft gezwungen gesehen haben, die Jesuiten aus ihren Reichen zu vertreiben, nun von ihnen?

Gestützt auf die Thatsache, daß das Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokraten aufgehoben worden, deren offenkundiges Ziel die Vernichtung der jetzigen monarchischen staatlichen Institutionen ist, verlangen die deutschen Katholiken für die verbannten deutschen Jesuiten, das jedem Deutschen zustehende Recht, im Vaterlande zu leben und zu wirken.

Sie sagen ferner, die Interessen ihrer Kirche und ihres Glaubens erfordern die Anwesenheit und die Hilfe der Jesuiten, durch die auch dem sehr fühlbar gewordenen Mangel an Geistlichen in den katholischen Gemeinden abgeholfen werden soll. Den Einwendungen der evangelischen Theologen hingegen antworten sie mit dem Hinweis auf die durch die Verfassung gewährleistete Religionsfreiheit und auf das Recht, für ihre Kirche und ihren Glauben ebenso Propaganda machen zu können wie die Protestanten.

Sie weisen auf das Schwinden der Religiosität, das Umsichgreifen der Gottlosigkeit, des Materialismus in Deutschland hin, die die Grundlagen des Staats und die Sittlichkeit des Volkes zu untergraben, zu einer ernsten Gefahr für das deutsche Reich zu werden drohen. Zur Hebung des sittlichen Bewußtseins und der Religiosität, sagen sie, müssen alle Kräfte aufgeboten werden und Niemand sei geeigneter hierfür als die Jesuiten.

Endlich versichern sie, daß die letzteren ihre volle Kraft aufbieten werden, um die Socialdemokratie zu unterdrücken.

Hiergegen machen die Feinde der Jesuiten geltend, daß diese überhaupt vaterlandslos sind, weil nach der Verfassung ihres Ordens jedes Mitglied sich vollständig von seiner Familie, somit von seinem Volke und Vaterlande trennen muß. Und es wird dadurch von neuem eine altbekannte Streitfrage aufgeworfen, die von beiden Seiten widersprechend beantwortet wird. Die evangelischen Theologen sagen ferner, daß die katholische Kirche in ihren Rechten nicht im Geringsten eingeschränkt und daß das Zahlenverhältniß der Geistlichen zu ihren Gemeinden bei den Katholiken unverhältnißmäßig günstiger ist als bei den Protestanten.

Die Befähigung der Jesuiten, zur Hebung des sittlichen und religiösen Bewußtseins im deutschen Volke beizutragen, bestreiten die Gegner mit dem Hinweis auf die „Jesuitenmoral"; auf den Prozeß (1890) gegen den Pfarrer Hartmann, der sein Beichtkind, die Wittwe Ebenhöch, zum Meineid veranlaßt hat; und auf den Umstand, daß sie auch in allen den Ländern, in welchen sie geduldet sind, das Schwinden der Religiosität nicht haben verhindern können. Was endlich den Kampf gegen die Socialdemokratie anbetrifft, so ist dies ein Punkt, der allerdings zu eingehenden Betrachtungen herausfordert. Zunächst muß man bezweifeln, daß sie überhaupt im Stande sein werden, in dieser Hinsicht Ersprießliches zu leisten; die geschichtliche Erfahrung bestätigt, daß sie in den Ländern, in denen sie Einfluß haben, das Umsichgreifen der Socialdemocratie nicht im Geringsten haben verhindern können.

Dann aber ist das Verlangen, daß sie in das politische Leben eingreifen sollen — und dies ist unvermeidlich, wenn sie den Kampf gegen die Socialdemokratie aufnehmen — doch im höchsten Grade bedenklich. Gerade ihr Eingreifen in die Politik, das übrigens durch die Ordensgesetze ausdrücklich verboten ist, haben die Jesuiten den bourbonischen Regierungen in erster Linie Veranlassung zu ihrer Vertreibung, den Päpsten zu häufigen nachdrücklichen Ermahnungen gegeben. Und nun sollten sie in Deutschland geradezu berufen werden, eine politische Mission zu übernehmen? Bei einer solchen Verquickung staatlicher und kirchlicher Interessen ist gar nicht abzusehen, was diese innere Missionsthätigkeit der Jesuiten für Folgen haben könnte. Sie haben in manchen Ländern Spaltungen innerhalb der Bevölkerungen herbeigeführt, Haß und Zwietracht zwischen den Anhängern der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, zwischen den verschiedenen ethischen

Elementen erzeugt, wir sollten uns wohl hüten, sie gerade hierzu in Deutschland anzuleiten, das mit Mühe und Noth endlich halbwegs geeint ist und zwischen dessen verschiedenartigen Gliedern Friede herrscht.

In diesen Erwiderungen der Gegner der Aufhebung des Jesuitengesetzes sind bereits viele der Befürchtungen ausgedrückt, welche dieselben von einer solchen Maßregel hegen. Gestützt auf die Erfahrungsthatsachen der Geschichte und in der festen Ueberzeugung, daß die Jesuiten heute noch die berüchtigte Moral früherer Zeiten befolgen, behaupten sie ferner, daß sie, nach Deutschland zurückgekehrt, die größten Gefahren für das Reich heraufbeschwören, die Grundlagen desselben erschüttern, die Moral untergraben, den Kulturkampf herbeiführen, durch die Eroberung der Schule den Kulturfortschritt hemmen würden. Sie behaupten, daß die Jesuiten in ihrem Streben, die weltliche Macht des Papstes, die Allherrschaft des Katholicismus über die ganze Welt herzustellen, zugleich als Mittel hierzu den Bund der drei Mächte: Deutschland, Italien und Oesterreich aufzulösen, den ewigen Feind Roms: Das deutsche Reich zu isoliren und ihn seinen Gegnern Rußland und Frankreich preiszugeben suchen werden. Sie erwarten von der „Schwarzen Internationale“ von „der heimatlosen Geheimgesellschaft“ eine vollständige Zerrüttung des Vaterlandes.

Diese Befürchtungen dürften wohl etwas zu weit gehen und wer einen tieferen Einblick in das heutige Jesuitenwesen gethan, wer mit Jesuiten der verschiedensten Nationen verkehrt hat, der kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sie heute nicht mehr sind, was sie in dem 17. und 18. Jahrhundert waren, daß sie heute nicht nur nicht die berüchtigten „Geheimlehren“, sondern auch nicht die aus den Citaten mittelalterlicher Schriftsteller zusammengestellte sogenannte „Jesuitenmoral“ zur Richtschnur haben. Hätte man ein Interesse daran, unterzöge man sich Jahrhunderte lang der Aufgabe, die Literaturen der verschiedenen Völker und Religionsgenossenschaften daraufhin zu prüfen, so würde es in jedem Falle möglich sein, ähnliche Zusammenstellungen aus den Schriften, die unter dem Einfluß bestimmter Kulturideen entstanden sind, zusammenzustellen. Die Bibel, der Talmud, der Koran, die Veden, das Zend-Avesta enthalten vieles, wonach der auf der Höhe der heutigen Kultur und Weltanschauung stehende Christ, Jude, Mohammedaner, Inder und Perser nicht mehr leben kann. Die Jesuiten sind viel zu gebildet und zu weltklug, um daran denken zu können, heute noch die Ansichten einzelner früherer Ordensgenossen als bindend für ihr Verhalten anzusehen, so wie sicher keiner so verblendet sein wird, zu denken, daß es möglich ist, die heutige Menschheit zurückzudrängen auf den Standpunkt des Mittelalters und etwa die Ketzergerichte mit ihren Autodafés von neuem einzuführen.

Ob es „Jesuiten im kurzen Rocke,“ Jesuitinnen, Affiliirte giebt, die selbst unter der äußeren Hülle protestantischer Geistlicher im Sinne des Ordens wirken, wie es vielfach behauptet wird, muß dahingestellt bleiben.

Die Jesuiten leugnen es und sprechen mit Verachtung von diesen Vorstellungen; ihre Gegner behaupten es, ohne es unzweifelhaft beweisen zu können. Daß es manche, ja selbst zahlreiche Individuen gegeben haben und jetzt geben mag, welche aus Interesse für die Sache der Gesellschaft Jesu und der katholischen Kirche für dieselbe thätig sein mögen, ist nicht undenkbar, daß es aber organisirte Institutionen solcher Art giebt, einen Geheimbund von Laien-Jesuiten, muß bezweifelt werden.

Daß trotz des Jesuitengesetzes von 1872 Mitglieder der Gesellschaft Jesu in Deutschland geblieben sind und hier gewirkt haben, gilt als sicher. Das Gesetz ist sehr milde gehandhabt worden. Es wäre vielleicht zweckmäßig gewesen, diesen Zustand fortbestehen zu lassen. Wenn das Gesetz von 1872 aber, dem Drängen der Katholiken und der liberalen Humanisten gemäß, wieder aufgehoben wird, wenn die Jesuiten wieder öffentlich in das Reich zurückkehren, was soll dann geschehen? Denn die Jesuiten werden dann, förmlich als solche anerkannt, auch nicht zögern, ihre Rechte und Vorrechte in vollstem Maße zu gebrauchen und mit aller Energie für alle ihre Zwecke Propaganda zu machen.

Wird das deutsche Reich, das sich der Socialdemokratie gewachsen fühlt, darüber zu Grunde gehen, wie die Aengstlichen und Kleinmüthigen befürchten und prophezeihen? Es wäre beinahe eine Beleidigung des deutschen Vaterlandes, des deutschen Volkes, seiner Regierungen, seiner Volksvertreter, dies zu glauben.

Der Staat kann den Jesuiten nur als Bürger in seinem Bereich anerkennen, als Geistlichen und Lehrer oder in welchem anderen Berufszweige er thätig sein mag, nicht aber als Mitglied einer geheimen oder auf den Sturz des Reiches abzielenden Gesellschaft, denn diese sind verboten.

Als Bürger hat der Jesuit dieselben Rechte und Pflichten wie jeder andere, ist aber auch denselben Gesetzen unterworfen wie alle seine Mitbürger.

Der Staat darf nicht dulden, daß sich in seinem Schoß ein anderer Staat bilde. Es ist seine Pflicht, gegen den Jesuiten die bestehenden Gesetze in vollem Umfange anzuwenden. Er darf nicht zugeben, daß der Jesuit als Lehrer thätig ist, ohne die erforderlichen staatlichen Prüfungen bestanden zu haben. Er darf ihm nicht gestatten, die Kanzel zu mißbrauchen gegen ihn und seine Institutionen. Er muß darüber wachen, daß der Jesuit seinen Besitz nicht der Besteuerung entzieht und gegen ihn nöthigenfalls mit derselben Strenge verfahren wie gegen jeden anderen Steuerpflichtigen. Er muß ihn, falls er eine strafbare Handlung oder ein Verbrechen begeht, vor den einheimischen Gerichtshöfen zur Verantwortung ziehen. Sollten die Jesuiten es wagen, gegen den Dreibund zu intriguiren, die Bestrebungen der Feinde des Reiches zu unterstützen, so mag man gegen sie wie gegen andere politische Verbrecher und Hochverräther verfahren.

Wird die Propaganda für den Katholicismus, für die Herstellung der weltlichen Macht des Papstes in einer Weise betrieben, die mit der Verfassung und den Gesetzen des Reiches nicht vereinbar ist, so mag man die letzteren gegen sie anwenden. Gegen die Verbreitung von Irrlehren, etwa gar von der Jesuitenmoral, mögen Schutzmaßregeln ergriffen werden, im Uebrigen mag die evangelische Geistlichkeit der jesuitischen Propaganda entgegenwirken, so weit dies innerhalb der gesetzmäßigen Schranken und ohne Deutschland zum Schauplatz religiöser Parteikämpfe zu machen, geschehen kann. Die Gesellschaften, welche sich die Verbreitung von Bildung in den niedersten Volksschichten angelegen sein lassen, mögen eine größere Thätigkeit entfalten und den weltklugen, geschmeidigen, redegewandten und in jeder Beziehung so ungemein geschickten Jesuiten die Herrschaft über den Geist der Massen in friedlichem Wettkampfe streitig machen, nur sollten sie ebenso wie die Geistlichen und Theologen sich davor hüten, den Pietismus, die Versuche der Belebung des alten, überwundenen Köhlerglaubens anzuwenden, die dafür ebenso wenig die geeigneten Mittel sind wie gegen das Umsichgreifen des Materialismus und der Gottlosigkeit. Gegen letztere, wie gegen die Propaganda der Jesuiten hilft nur eine freiere, dem modernen Zeitgeist, der modernen allgemeinen Bildung und Kultur entsprechende Religionslehre als die vergangener Zeiten.

Es ist besser, gegen offene Feinde als gegen heimliche zu kämpfen: nur dürfen wir auch ihnen nicht furchtsam entgegentreten und jeden Augenblick gegen sie die Hilfe des Staats und der Polizei anrufen, sondern mit ein wenig Vertrauen in die eigene Kraft auch zur Selbsthilfe schreiten und den Kampf muthig aufnehmen. Es wäre traurig, wenn Deutschland durch eine Handvoll Jesuiten in ernste Gefahren sollte gebracht werden können und nicht im Stande sein, mit seinen bestehenden Gesetzen sich derselben zu erwehren, zu verhüten, daß sie durch ihr Wirken im Beichtstuhl, als Lehrer und Prediger Irrlehren verbreiten und Unheil stiften.

Künstler und Mensch.

Von

Richard Falckenberg.

— Erlangen. —

Die Philosophie ist insofern im Nachtheil gegen viele andere Wissenschaften, als ihre Aufgaben und Ergebnisse weniger einer allgemeinverständlichen Darstellung fähig sind. Es liegt das theils an der vielbeklagten Abstractheit ihrer Gegenstände wie ihrer Behandlungsart, welche die Anwendung einer schwierigen Kunstsprache nicht wohl entbehren kann, theils an der Beschaffenheit ihrer Resultate. Manche von diesen Resultaten erscheinen dem Nichtphilosophen als zu trivial, zu selbstverständlich, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln; andere wiederum sind so sehr der allgemeinen Ueberzeugung zuwiderlaufend, so paradox, daß sich der Laie selbst gegenüber einem sonnenklaren Beweise derselben unbefriedigt fühlt und sich nicht entschließen kann, ihnen aufrichtig zuzustimmen. Im ersten Falle, bei den selbstverständlichen Sätzen, fehlt das Interesse, im zweiten, bei den paradoxen Sätzen, fehlt die überzeugende Kraft. Jene mag er nicht beweisen hören, weil er sie ohne Beweis glaubt, diese nicht, weil er sie trotz aller Beweise nicht glaubt. Wenn z. B. die Erkenntnißtheorie in feierlichem Tone verkündet, daß Erkenntniß der Dinge nur zu Stande komme durch Zusammenwirken von Erfahrung und Denken, daß sie ein logisches Bearbeiten gegebener Thatsachen sei, so ist das eine Wahrheit, die wohl Jedermann gern einräumt und die ihm auch ohne den Umweg einer gründlichen Beweisführung einleuchtet. Wenn aber dieselbe Erkenntnißtheorie kaltlächelnd die These aufstellt, daß Farben, Töne, Gerüche nur in der Seele des wahrnehmenden Subjectes existiren, daß die Röthe und der Duft der Rose und

der Klang der Glocke nichts Wirkliches außer uns, sondern nur Empfindungszustände in uns sind, wenn jene Wissenschaft die Subjectivität der Sinnesqualitäten behauptet, so muß sie beim Laien auf ungläubiges Kopfschütteln gefaßt sein. Und so ergeht es der philosophischen Arbeit nicht überall, aber doch häufig genug, daß sie auf der einen Seite in Trivialitäten, auf der anderen in Paradoxien ausläuft und dort wie hier das Vertrauen und die Gunst der Laien verscherzt. Das sind die Haupthindernisse, welche die Popularisirung der Philosophie, wenn nicht unmöglich machen, so doch sehr erschweren.

Angesichts dieser Sachlage müßten die Vertreter der Philosophie geradezu verzweifeln, sobald an sie die Aufgabe herantritt, aus dem Umkreise ihrer Wissenschaft ein für die Behandlung vor einem größeren Kreise geeignetes Thema zu wählen, wenn nicht zwei Auswege sich darböten. Man entgeht der Verlegenheit entweder dadurch, daß man seine Zuflucht nimmt zur Geschichte der Philosophie, wobei sich die Möglichkeit bietet, die philosophischen Gedanken an die lebendige Persönlichkeit ihres Urhebers und dessen Lebensschicksale anzuknüpfen und dadurch genießbarer und anziehender zu machen. Oder man sucht sein Heil bei der angewandten Psychologie. Während der allgemeine oder principielle Theil der Seelenlehre die einzelnen psychischen Elemente, Vermögen und Gesetze aufsucht und jedes derselben für sich in seine verschiedenen Wirkungsweisen verfolgt, greift der angewandte oder specielle Theil mitten aus dem Leben heraus irgendwelche Erscheinungsgruppen — größere Kreise zusammengehöriger Thatsachen — auf und legt dar, wie solche verwickelteren Gesammtphänomene entstehen, woraus sie bestehen und wie in ihnen die seelischen Kräfte und Gesetze zusammenwirken. Die angewandte Psychologie ist darum leichter verständlich, weil sie weniger abstract ist, weil sie dem Reichthum der Wirklichkeit um einige Stufen näher bleibt, weil die Analyse (die Auflösung des Gegebenen in seine Bestandtheile) hier nicht bis zu den allerletzten Gründen und Elementen vorzudringen braucht, sondern sich mit den populären Begriffen wie Denken, Fühlen, Wollen, Phantasie ꝛc. begnügen darf, ohne diese aus noch ursprünglicheren Principien abzuleiten. Diesem Gebiete der Philosophie entnehme ich mein Thema, das ich auch hätte benennen können „Die Seele des Künstlers“. Es handelt sich darum: welche Beziehungen bestehen zwischen der schöpferischen und der menschlichen Seite des Künstlers? wie verhält sich beispielsweise in Raphael oder in Goethe der Künstler zum Menschen?

Ich will zunächst den Sinn meiner Aufgabe näher erläutern, indem ich sie in die einzelnen Probleme zerlege. Eine ganze Menge von Fragen nämlich drängen sich Demjenigen auf, der das Verhältniß zwischen Künstler und Mensch zum Gegenstande seiner Erwägung macht. Die hauptsächlichsten sind folgende drei.

Wie muß ein Mensch beschaffen sein, um ein Künstler sein zu können? Welche Eigenschaften machen den Künstler? und zwar in dem Sinne: welche

Eigenschaften sind den Künstlern gemeinsam im Unterschied von ihren nicht produktiv begabten Mitmenschen? (Denn ich gedenke mich im Wesentlichen auf den hervorbringenden Künstler zu beschränken.) — Zuerst also sind die Factoren aufzuweisen, welche die künstlerische Begabung überhaupt ausmachen, abgesehen natürlich von der rein technischen Seite derselben.

Zu dieser angeborenen Ausstattung des Künstlers, zu der Mitgift der Natur kommt ferner hinzu eine Reihe von Eigenschaften, die er dadurch erwirbt, daß er dem künstlerischen Berufe obliegt. Welche Rückwirkung — so ist zweitens zu fragen — übt das Künstlersein (die künstlerische Arbeit, der Verkehr mit Kunstgenossen, die Erlebnisse, welche die Ausübung des Berufes mit sich bringt, Erfolg und Mißerfolg rc.) auf Denjenigen aus, der diesen Beruf ergriffen hat?

Wenn es sich bisher um den gemeinschaftlichen Charakter aller Künstler handelte, so würde nunmehr das Unterscheidende der einzelnen Künstler-Individualitäten zu beachten und an dritter Stelle die Frage aufzuwerfen sein: welche Beziehungen bestehen zwischen der Eigenart des Schaffens und der Eigenart des menschlichen Wesens? Waltet durchgängige Uebereinstimmung zwischen der persönlichen und der künstlerischen Individualität? Ist das, was der Künstler schafft, und die Art, wie er schafft, ein treuer Spiegel seiner Seele, oder bestehen vielfache Verschiedenheiten und Widersprüche? Kommt es vor, daß ein Künstler, der sich im Leben als eine thatkräftige Natur erweist, in seinem Schaffen liebliche, anmuthige, harmlose Gegenstände bevorzugt? Ist es denkbar, daß ein Künstler, der seinen Reden nach dem Pessimismus huldigt, in seinen Werken diesen Charakter ganz verleugnen und hier mit Vorliebe gerade die freundliche Seite der Dinge, das lachende Gesicht der Welt enthüllen sollte? Von vornherein ist man ja zu der Vermuthung geneigt, daß eine Uebereinstimmung zwischen den Ansichten, vorwiegenden Stimmungen, Lebensgewohnheiten, praktischen Grundsätzen, dem Benehmen (also der menschlichen Seite) des Künstlers und der Richtung seines Schaffens stattfinden werde; es fragt sich nun, wieweit diese Vermuthung berechtigt ist, wieweit sie durch die biographische Erfahrung bestätigt, wieweit widerlegt oder berichtigt wird. — Derselbe Gedanke in anderer Wendung: erlaubt die Art des künstlerischen Schaffens einen Rückschluß auf die Eigenschaften des Menschen? läßt sich aus den Kunstwerken, die wir genießen und studiren, die Gemüthsart dessen errathen, dem wir sie verdanken? —

Natürlich muß ich bei dem Mißverhältniß zwischen der Reichhaltigkeit der Themengruppe, die ich unter dem Titel „Künstler und Mensch" zusammenfasse, und der Zeit, die mir hier zur Verfügung steht, mir die Erlaubniß ausbitten, eine Anzahl von Nebenfragen, die fast bei jedem Schritte auftauchen, theils ganz bei Seite zu schieben, theils nur flüchtig zu streifen, und selbst die Hauptfragen in einer mehr summarischen und skizzenhaften Weise zu erledigen. So soll speciell die Frage nach einer besonderen Künstlermoral übergangen werden, schon aus dem Grunde, weil auch die vorsichtigste

Behandlung derselben es schwerlich würde vermeiden können, Dinge zu berühren, die zur Erörterung vor weiblichen Ohren ungeeignet sind. —

Zunächst eine Vorbemerkung: was bedeutet die Unterscheidung des Künstlers und des Menschen? Geläufig ist sie uns ja. Wie man den Menschen Luther dem Reformator, den Menschen Bismarck dem Staatsmann gegenüberstellt, so spricht man von Beethoven als Mensch im Unterschiede von Beethoven als Künstler. Was in diesem Zusammenhange der Künstler Beethoven besagen soll, leuchtet sofort ein; man denkt dabei an diejenigen Eigenschaften und Kräfte des Mannes, welche unmittelbar bei seinem Schaffen betheiligt sind und in demselben sich kundgeben. Und unter dem Menschen Beethoven würde dann zu verstehen sein die Gesammtheit derjenigen Zustände, Fähigkeiten, Thätigkeiten, Verhaltungsweisen, die ihm abgesehen von jenen erstgenannten zukommen, alle diejenigen, die nicht in directer Beziehung zu seinem Schaffen stehen. Um die hauptsächlichsten aufzuzählen: die Art, wie er sich im geselligen Verkehr, als Freund, als Familienglied, als Staatsbürger und Patriot zu geben pflegt, ferner sein Verhältniß zu Religion und Kirche, zur Wissenschaft, Literatur und zu denjenigen Künsten, die er selbst nicht cultivirt, vor Allem aber seine Gemüthsart, seine Willensrichtung, seine Sitten. Also ein sehr buntes Gemisch von Eigenschaften. — Der Sinn der Unterscheidung ist klar. Weniger einfach ist es, im Einzelnen genau anzugeben, wo die Grenze läuft: wo der Künstler aufhört und der Mensch anfängt. Die Scheidung des zum Beruf Gehörigen und des rein Menschlichen ist in unserem Falle schwieriger, als etwa beim Beamten, bei dem schon der Schluß der Bureaustunde äußerlich einen merklichen Schnitt zwischen Beruf und Leben macht. Soviel ist sicher: die künstlerischen und die menschlichen Eigenschaften liegen nicht fremd und gleichgiltig nebeneinander, sondern es findet ein inniger Verkehr, eine lebhafte Wechselwirkung statt. Bedenklich wird die übliche Trennung des Künstlers vom Menschen, wenn sie nicht blos (was zweifellos berechtigt ist) eine Unterscheidung, sondern einen vollen Gegensatz bedeuten will. Nicht selten hört man die Rede: ich schätze den Maler, dessen Bilder auf der Ausstellung allgemeines Aufsehen erregen, als Künstler sehr hoch, aber ich denke gering von ihm als Menschen, denn ich habe vieles Nachtheilige über ihn gehört; er ist ein Schuldenmacher, behandelt seine Frau schlecht, verbringt die Nächte im Wirthshause &c. — Ist die bedeutende Leistung des Künstlers wirklich etwas, was sich so ganz vom übrigen Menschen loslösen läßt, daß man jener unbedingte Bewunderung zollen, diesem jegliche Achtung versagen dürfte? — Ich verspare die Antwort bis dahin, wo die beiden ersten Fragen erörtert sein werden.

Also zuerst: welche seelische Ausstattung bringt der zum Künstler Geborene mit, wodurch zeichnet ihn die Natur vor dem Nichtkünstler aus?

Schon bei der niedrigsten, ungeistigsten Seelenthätigkeit, der sinnlichen Wahrnehmung, zeigt sich ein unverkennbarer Unterschied: das Sinnenleben des Künstlers ist von einer besonderen Regsamkeit und Aufgeschlossenheit für

diejenigen Eindrücke der Außenwelt, die für seine Kunst als Gegenstand oder Ausdrucksmittel in Betracht kommen. Die Seele des bildenden Künstlers wohnt im Auge. Er hat eine besondere Freude an den Verhältnissen im Raume, den Gestalten, dem Schwunge der Linien und den Spannungen der Massen, deren Ruhen und Aufstreben, Lasten und Schweben, Dehnen und Beugen er sich als Aeußerungen eines bewegten Inneren deutet. Umriß und Gliederung des Thier- und Pflanzenkörpers wie die Wellenzüge des Gebirges sind ihm nicht ein todtes, stummes Formengerüst, sondern sie sprechen zu ihm, sie erzählen ihm, wie diesen Wesen zu Muthe ist, sie werden ihm Symbole des Charakters und des eigenthümlichen Lebensgefühles, das ihnen — wirklich oder in seiner Einbildung — innewohnt. Dem Maler eignet neben dem Formensinn ein ebenso feinfühliger Farbensinn. Die Farben bilden ihm eine Welt für sich mit einheimischen Gesetzen der Anziehung und Abstoßung, mit fein abgestuften Verhältnissen der Verwandtschaft und des Contrastes, der Freundschaft und Feindschaft, und es gewährt ihm eine hohe Befriedigung, sich in den unendlichen Reichthum ihrer Nüancen nnd Mischungen zu vertiefen und in das Geheimniß der zarten Beziehungen, die zwischen ihnen walten, einzudringen. Außerhalb der ästhetischen Betrachtung sind uns Durchschnittsmenschen die Farben wie die Formen nichts als Zeichen für das Dasein von Dingen, die wir erkennen oder gebrauchen wollen. Dem Maler haben sie eine viel höhere Bedeutung, und zwar in doppelter Hinsicht. Sie sind ihm an sich selbst werthvoll und durch sich selbst lusterweckend, sie gehören ihm zu dem, was in der Welt sein soll, sie sind ihm Selbstzwecke; und neben diesem ästhetischen Eigenwerthe haben sie dann noch eine sinnbildliche Bedeutung, er sieht in ihnen den Ausdruck eines Innenlebens, einer Stimmung, eines Wohl- oder Wehegefühles. Um sich das Symbolische und Stimmungsvolle der Farben- und Helligkeitsunterschiede deutlich zu machen, braucht man sich nur den Eindruck eines Sonnenauf- oder -unterganges zu vergegenwärtigen. Ziehen wir den Beitrag ab, den etwa die Schönheit der Gegend zu der Wirkung des Schauspieles beisteuert, so bleibt nichts übrig als ein Licht- und Farbenspiel. Wie mächtig aber wird das Gemüth erregt durch diese sichtbar gewordenen Stimmungen: den Farbenwechsel, das Erglänzen, das Aufflammen, das sanfte Erlöschen und Verhauchen! Diese eindrucksvolle, gefühldurchwärmte Sprache reden die Farben und ebenso die Gestalten zum Künstler — nicht, wie zu uns, in einzelnen Momenten, sondern — von früh bis spät. Begreiflich, daß der Verkehr mit der sinnlichen Außenseite der Dinge dem Künstler, dem er so viel bietet, zum Bedürfniß wird, daß er mit durstigen Augen die bunte Pracht des Sinnenscheines einsaugt und daß ihn der Trieb nach neuen und bedeutenden Eindrücken wanderlustig macht. Dem Maler ist das Reisen unentbehrlicher als irgend einem seiner künstlerischen Genossen. Wenn so der Formen- und Farbensinn dem Künstler zu einer Quelle von Genüssen wird, die Anderen in dieser Fülle und Stärke versagt sind, so ist freilich auch sein Auge em-

pfindlicher für unharmonische Eindrücke. Der Maler kann in Verzweiflung gerathen über eine Farbenzusammenstellung in der Toilette einer Dame, die der Trägerin und manchem Anderen vielleicht als recht geschmackvoll erschien. Es erhöht sich gleichmäßig mit der Empfänglichkeit für das Schöne die für das Häßliche. — Was hier von der Formen- und Farbenlust des Bildhauers und Malers gesagt wurde, gilt hinsichtlich des Tones und des Rythmus in gleichem Grade für den Musiker und hinsichtlich der beiden Gebiete (des Sicht- und Hörbaren), wenn auch in geringerem Grade, für den Dichter.

Wie der Künstler die Dinge anders sieht, leuchtender, farbensatter, accentuirter, sprechender, und sie durch seine Werke auch uns in diesem Lichte sehen läßt, wie er sie anders sieht und schärfer beobachtet, so haftet auch, was er gesehen hat, länger und genauer in seinem Gedächtniß: der stärkere Eindruck, den er empfängt, bewirkt eine kräftigere Fortdauer. Eine charakteristische Scene im Wirthshause oder in einer Gerichtsverhandlung oder wo es sei, steht dem Maler nach Gruppirung, Farbenverhältnissen, Stellung, Geberde und Miene der Personen viel deutlicher in der Erinnerung als uns Anderen, weil er, der bewußt oder unbewußt stets auf der Lauer liegt nach malerischen Motiven, mit Liebe im Anblick verweilt und das Einzelne in einer gemeinschaftlichen Idee, einem geistigen Mittelpunkt straffer verknüpft. Das Sichtbare an den Dingen ist ihm die Hauptsache, das Wesentliche. So möchte ich vermuthen, daß malerisch beanlagte Leute in ihren Träumen sich vorzugsweise mit Gesichtsbildern beschäftigen und daß diese kräftiger sind als bei ihren des Malens unkundigen Mitmenschen.

Zu dem lebhafteren Aufnehmen, Behalten und Wiedervergegenwärtigen gesellt sich sodann ein freies Schalten mit den Erinnerungsbildern, eine muntere, starke und reiche Phantasie. Aus den Elementen des Wahrgenommenen formt sie Neues und Bedeutenderes, Verbundenes scheidend, Getrenntes zusammenfügend, Unfertiges vollendend, überrascht sie sich selbst mit Bildern dessen, was hätte sein können, obwohl es nie war, und diese selbstgeschaffene erträumte Welt des Sinnvoll-Möglichen ist die Schatzkammer, aus der der Künstler hervorholt, was die Menschen entzücke und erhebe. Die Phantasie, das Bilden neuer Gestalten und Vorgänge aus den zusammengeschmolzenen und verdichteten Resten des Wahrgenommenen, ist der innerste Herd des künstlerischen Schaffens; diesem Centralpunkt entquellen die originellen und mustergiltigen Formen und Gedanken, die man, da sie sich nicht herbeizwingen lassen, als „glückliche Einfälle" preist und beneidet. Der Wille des Schaffenden vermag wenig über das Kommen und Gehen der Phantasiegebilde, er kann sie nicht rufen noch bannen, er muß ihrer warten und ihnen Stand halten; sie werden nicht gemacht, sie wachsen. Aber wenn ihr Eintritt und die Beschaffenheit, in der sie sich einstellen, seiner Gewalt entrückt ist, so unterliegt doch ihr Werth seinem Richterspruch, durch den er ablehnt oder bestätigt, verknüpft oder trennt, was seinem inneren Blicke dargeboten wird.

So kommt zur Begeisterung die Besonnenheit, zu den Bildern der Phantasie das richtende, sichtende, wählende Urtheil des **Geschmacks**, das, feinfühlig der leisesten Frage antwortend, das Werthvolle vom Werthlosen, das Schöne und Würdige vom Häßlichen und Unkünstlerischen, das Sinnvolle vom Unsinnigen, das Kühne vom Ausschweifenden, das Weiche vom Weichlichen, das Drollige vom Läppischen abscheidet, und welches auch dann, wenn der Umriß des Beizubehaltenden im Großen schon fertig steht, noch nachbessernd und feilend seines Geschäftes im Kleinen wartet. Es ist dieses Urtheil nicht ein Act des Verstandes, auf logischen Gründen fußend, sondern ein unmittelbares Ja und Nein sagen, ein instinktives Vorziehen und Verwerfen, kurz ein Gefühlsurtheil. Die Selbstkritik des Künstlers folgt mehr empfundenen als eingesehenen Grundsätzen.

Sodann tritt, diese Gruppe vervollständigend, zur schöpferischen Einbildungskraft und zum zügelnden und reinigenden Geschmacksurtheil hinzu eine gesteigerte **Gefühlsthätigkeit**, welche dem innerlich Geschauten den warmen Athem des Lebens einhaucht. Der Romanschriftsteller verkehrt nicht nur mit seinen Figuren wie mit lebenden Personen, er steckt selbst in ihnen drinnen, er ist ihre Seele, was er sie thun und leiden läßt, thut und leidet er selbst, er theilt ihre Liebe und ihren Haß, ihre Lust und ihren Kummer, er führt ein hundertfältiges Leben. Auf der ganzen Stufenleiter der Affecte ist er zu Hause, kein Gefühl von der tändelnden Zärtlichkeit bis zur Raserei der Eifersucht, von der stillen Kraft der Resignation bis zum selbstvergessenen Taumel der Leidenschaft darf ihm fremd sein. Nicht daß er alles, was er schildert, als persönliches Erlebniß durchgemacht haben oder als Theil seiner Natur in sich vorfinden müßte, — um einen Schurken oder einen Dümmling meisterhaft zu charakterisiren, braucht man nicht selbst von diesen Eigenschaften etwas in sich zu tragen, — aber er muß, ein Virtuos des Fühlens, in jede Lage des Lebens, in jede Enge und Weite, jede Höhe und Tiefe des Empfindens sich hineinversetzen, er muß sie nach- und mitfühlen können. Ein gewisses Maß von Lebenserfahrung allerdings ist ihm unerläßlich: wer nie einem Mädchen gehuldigt, dem wird kaum ein Liebeslied glücken. Man macht jedoch Erfahrungen nicht nur an sich selbst, sondern auch durch Beobachtung Anderer. Um nun mit Gewinn beobachten und das Beobachtete treffend, naturwahr wiedergeben zu können, bedarf der Künstler eines reichen und beweglichen Gemüthes, das auch der fremdartigen Erscheinung in ihr apartes Lebensgefühl zu folgen im Stande ist, während andererseits sein eigenes schwankendes Gefühl sich durch die Verschwisterung mit der plastischen Phantasie zu bestimmt umrissener Form befestigt. Um es kurz zu sagen: **das innige Zusammen von Fühlen und Schauen, das Ineinander von Bild und Stimmung** ist es, was recht eigentlich den Dichter, den Künstler macht. In dieser gegenseitig befruchtenden Wechselwirkung gewinnen die Phantasiegestalten die Wärme des Selbsterlebten, gewinnt das Gefühl ruhiges Ebenmaß, feste Begrenzung und damit Darstellbarkeit. Phantasie

ohne Gefühl ist kalt, Gefühl ohne Phantasie ist stumm — oder in unkünstlerischer Weise beredt.

Um eine später verwendbare Bemerkung einzuschalten: das Vorwiegen und die leichte Entzündbarkeit des Gefühls, das sofortige Aufschnellen von Lust und Unlust bei geringsten Anlässen kann die Folge haben, daß der Künstler sich gewöhnt, alles gefühlsmäßig zu beurtheilen und auch im Handeln sich weniger von der nüchternen Erwägung als von den augenblicklichen Impulsen der Zu- und Abneigung leiten zu lassen. Das Gefühl ist bei ihm in beständiger Action, es reagirt auf den leisesten Reiz, und da es sich jederzeit zuerst Gehör verschafft, so kann es leicht kommen, daß neben und nach ihm überhaupt keine andere Stimme gehört wird, daß es den Ausschlag giebt. Selbst bei solchen Künstlern, deren Schaffen in hohem Grade die Gabe der Objectivität bezeugt, findet man häufig, daß sie in Urtheil und Entschluß sich nicht durch objective Gründe, sondern durch subjective Gefühlsmotive bestimmen lassen: sie thun oder unterlassen etwas, nicht weil sie das eine als pflichtmäßig, das andere als unrecht erkennen, sondern weil ihnen jenes gefällt, dieses mißfällt. Etwas zu thun, was er ungern thut, wird dem Künstler schwerer als uns übrigen. Nun ist das Gefühl das unsteteste, wandelbarste Ding in der Welt; was es heute warm bejahte, kann es morgen kühl in Zweifel stellen, übermorgen hitzig verneinen. Es wird also das wesentlich vom Gefühl regierte Handeln alle Eigenschaften eher haben können als die der Beharrlichkeit, Treue und Consequenz; daher die oft beklagte Launenhaftigkeit vieler Künstler. — Wenn so das Gefühl gleichsam die ganze Breite des Seelenraumes einnehmen und die Vorherrschaft dauernd behaupten kann, so ist es andererseits durchaus nicht selten, daß nach den Aufwallungen des Gefühls eine Erschlaffung, eine Stumpfheit und Oede, eine Gefühlsarmuth eintritt, und wenn dieser Wechsel von An- und Abspannung zusammenfällt mit dem Wechsel von Kunst und Leben, so wird man sagen dürfen, daß der Künstler den verfügbaren Gefühlsfonds bei der Beseelung seiner Phantasiegestalten verbrauche und nun für die Gemüthstheilnahme an den Ereignissen des Lebens und den Schicksalen der Mitmenschen nichts mehr übrig behalte, oder daß die Gewohnheit, sein Gefühl an Objecten der Einbildungskraft zu entflammen, ihn der realen Welt entfremde. Endlich ist noch ein Drittes möglich. Der schnelle und häufige Uebergang von einem Gefühl zum entgegengesetzten, wie ihn jeweils die künstlerische Aufgabe gebietet, die Nothwendigkeit, mit gleicher Intensität das Seelenleben der verschiedensten Charaktere nachzuempfinden und wiederzugeben, kann eine gewisse Charakterlosigkeit, Unaufrichtigkeit und einen Hang zur (vielleicht unbewußten) Heuchelei zur Folge haben, und dieser Gefahr ist noch mehr als der schaffende der ausübende Künstler, insbesondere der Schauspieler ausgesetzt. Wer, je nachdem die Rolle es erheischt, seine Gefühle wie ein Kleid wechseln kann und muß, verliert leicht die Pietät für Gefühle, er büßt den Glauben an ihre Wahrheit und mit dem Glauben die Wahrheit selbst ein; er erkauft

die Fähigkeit, sich in alle Charaktere hineinzuleben, mit dem Verlust des eigenen Charakters. In den zuletzt angeführten Fällen tritt also durch den fortgesetzten lebhaften Gefühlsverbrauch eine Abnutzung der Gefühle ein. —

Phantasie, Geschmack und Gefühl sind die vorwaltenden Geisteskräfte im Künstler. Frisches Anschauungs- und lebendiges Gemüthsleben ist unerläßliche Bedingung des Künstlerthums und darum bei jedem seiner Vertreter anzutreffen. Nicht die gleiche Uebereinstimmung herrscht bezüglich der Verstandes- und Willenseigenschaften. Es giebt sehr gescheidte und klare, und es giebt beschränkte und confuse Köpfe unter den Künstlern, ohne daß man behaupten dürfte, daß die Höhe der Leistungen genau mit der Helligkeit und Kraft des Denkens stiege und sänke. Die Vortheile, welche Verstandesschärfe und -Klarheit dem künstlerischen Schaffen zuführen, werden, glaube ich, ziemlich aufgewogen durch Hemmungen und Beirrungen, die sich in anderer Beziehung im Gefolge vorwaltender Reflexion einstellen. Und was die Willensbeschaffenheit angeht, so ist das Zahlenverhältniß der thatkräftigen und charaktervollen Naturen zu den schwachen und wankelmüthigen bei den Künstlern kaum ungünstiger als bei den übrigen Berufsklassen, nur daß hier allerdings der Willensstarke unter sonst gleichen Umständen auch der künstlerisch Ueberlegene sein dürfte. Wir haben also das Maß der intellectuellen Fähigkeit und der Willensenergie der individuellen Ausrüstung des Einzelnen zuzurechnen; gleichwohl wird sich einiges Gemeinsame auch nach dieser Richtung feststellen lassen.

Der Trieb, sich in die strengen Gedankengänge der Wissenschaft einzuarbeiten, ist bei den Künstlern durchschnittlich nicht groß. Sehr häufig finden wir, wie bei allen im Concreten lebenden Naturen, z. B. bei den praktischen Staatsmännern, eine gewisse Abneigung gegen die Wissenschaft und ihre Abstractionen. Der junge Robert Schumann, der auf Wunsch der Mutter statt der brotlosen und unsicheren Musik das Studium der Rechte gewählt und begonnen hatte, schreibt mißmuthig nach Hause: „Die Jurisprudenz, die Einen bei dem Anfang schon niederschmettert durch ihre eiskalten Definitionen, kann mir nicht gefallen.“ Eine besonders starke Antipathie hegen die meisten Künstler gegen die Kunstwissenschaft und die Aesthetik. Sie sind der (übrigens durchaus nicht grundlosen) Meinung, daß die Aesthetik durch ihre Begriffsarbeit, durch ihre Grundsätze und Regeln gar keinen, oder, wo sie Richtung gebend eingreife, keinen heilsamen Einfluß auf die Kunstpraxis ausübe.

Anders als mit der Wissenschaft verhält es sich mit der Bildung. Jener kann der Künstler ohne Schaden entrathen, Bildung dagegen, vielseitige und harmonische Bildung ist für ihn von unersetzlichem Werthe und in einem gewissen Grade sogar unentbehrlich, zumal für den Dichter. Goethe und Schiller und aus der jüngsten Vergangenheit R. Wagner und Franz Liszt sind leuchtende Vorbilder einer ebenso universalen wie gründlichen Bildung. Dabei ist es allerdings interessant und fast rührend zu sehen,

wie der Künstler den spärlichsten Anregungen die reichste Ausbeute abzugewinnen versteht: die Empfänglichkeit, die Kraft der Aneignung und Verwerthung ist so stark, daß sie aus sehr Wenigem, was ihr der Zufall zugänglich macht, einen Gewinn schöpft, wie ihn ein blasirter junger Gelehrter nicht aus einer um das Zehnfache ausgebreiteteren Lectüre und Belehrung zu erwerben vermöchte.

Dann aber ist noch eine Richtung und Leistung der Denkkraft dem Künstler unerläßlich, diejenige, die wir nicht dem Verstande, sondern der **Vernunft** zuschreiben, als dem Vermögen der „Ideen," der Fähigkeit, das Unendliche vorzustellen. Sache der Vernunft ist es, im Einzelnen das Ganze ausgedrückt zu sehen, durch die Hülle der Erscheinung hindurch das wahre Wesen, den Kern, die Idee der Dinge zu erblicken und jene Ideen in einer letzten und höchsten Einheit, der Einheit des Weltgrundes zu verknüpfen. Der Künstler muß, schlicht gesagt, eine **Weltanschauung** haben. Er hat sie nicht in der Form eines philosophischen Systems und wird schwerlich im Stande sein, sie in Worten darzulegen. Er hat sie und theilt sie mit in der Form der Anschauung. Nicht immer tritt die Weltanschauung so greifbar zu Tage wie in den Werken der Dichtkunst und der Historienmalerei, die etwa in der Darstellung einer großen Culturepoche die das Weltall bewegenden Mächte auf einen Punkt concentriren. Sogar aus dem unscheinbarsten Kunstwerke spricht ein Bild des Universums zu uns, es stellt uns den Sinn der Welt oder den Sinn des Menschenlebens unter einem bestimmten Gesichtswinkel dar. Der kleine Ausschnitt aus der unermeßlichen Wirklichkeit, den uns der Künstler im Bilde oder im Gedichte vorführt, muß etwas Typisches, etwas Allbedeutendes haben, es müssen sich von diesem Punkte aus nach allen Richtungen hin Fäden erstrecken, die den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen, des Kleinsten mit dem Größten vermitteln. Ich wähle eine glückliche Formulirung Lotze's: die Kunst muß mit der Kraft des Ganzen das Einzelne beleuchten.

Ueber die Färbung der künstlerischen Welt- und Lebensanschauung läßt sich so viel sagen, daß sie in den weitaus meisten Fällen eine optimistische ist. Nur darf man dabei nicht an eine leichtlebige oberflächliche Lustigkeit denken. Es giebt einen sehr ernsten Optimismus, der dem Schmerze und dem Unglück wie der furchtbaren Macht des Bösen ihr volles Recht widerfahren läßt, indem er sie in einen höheren Zusammenhang einordnet, und dieser gediegene Optimismus ist es, den wir für den Künstler in Anspruch nehmen. Wohl sind einige hervorragende Dichter Pessimisten; im Ganzen aber treibt den Künstler der ästhetische Instinkt, das Kunstgefühl dazu, dem Zwiespalt und dem Kampfe die Versöhnung, sei es auch nur in ahnungsvoller Andeutung, folgen zu lassen, und häufig gesellt sich dazu eine naive Frömmigkeit, die ihm jenes Kunstprinzip des Ausgleiches zum Weltgesetze erhebt und erweitert.

Da die Idealwelt für den Künstler nicht erst wirklich zu werden braucht,

da der beseligende Verkehr mit den vollendeten Dingen, wie er sie schaut und schafft, ihm Welt und Geist versöhnt zeigt, da die Gabe des Verklärens ihm das Seinsollende unwillkürlich in die Form des Seienden kleidet, so sieht er sich kaum veranlaßt, den Maßstab der Ideale an die außerkünstlerische Wirklichkeit anzulegen und an ihrer Realisirung in dieser zu arbeiten. Jedenfalls hat das Künstlerthum als solches nichts Umstürzlerisches, wobei wir den äußerlichen Umstand noch gar nicht in Anschlag zu bringen brauchen, daß die Machthaber von jeher zu den Beschützern der Kunst und ihrer Meister gehört haben.

Wenn sich somit der Künstler weniger als seine Mitbürger zum Handeln, zur thatkräftigen Betheiligung an der öffentlichen Arbeit aufgefordert fühlt, so darf man andererseits nicht vergessen, daß auch die Kunstübung eine Schule der Willenskraft ist. Sie verlangt Selbstverleugnung und strenge Zucht und öffnet den nicht nach außen gewandten Kräften ein ausgedehntes Feld der Wirksamkeit im Inneren. Technische Meisterschaft wird nur durch ausdauernde Studien oft wenig erquicklicher Art erworben, Studien, die sich weit über die eigentliche Lernzeit hinaus erstrecken: Goethe unterzog sich der Umdichtung des Reineke Fuchs in Hexametern, um für Hermann und Dorothea das Versmaß vollkommen zu beherrschen. Mühelose, spielende Handhabung der contrapunktischen Formen ist nur in seltenen Fällen das Geschenk einer ursprünglichen Begabung, in den meisten ist sie die Frucht unverdrossener Arbeit. Von der Riesensumme von Beharrlichkeit und gewissenhaftem Fleiße, welche der Virtuose an die Erwerbung und Erhaltung seiner Fertigkeit setzen muß, will ich gar nicht reden und auch dabei nicht verweilen, daß die verschiedenen Stadien des Schaffens von dem Aufblitzen der ersten Conception bis zur Vollendung des Werkes unausgesetzte Anforderungen an die Anspannung der Willenskraft stellen. Wenn man also geneigt sein möchte, von dem Vorwalten der Phantasie und des Gefühlslebens eine Schwächung des Willens zu erwarten, so werden diese ungünstigen Einflüsse zu einem großen Theile aufgehoben durch die spornende und stählende Macht der künstlerischen Arbeit. Ich wüßte keinen großen Künstler, der nicht fleißig gewesen wäre.

Wir sind unvermerkt auf das Gebiet der nächsten Aufgabe übergetreten, bei der es sich um die Rückwirkung des ergriffenen Berufs auf das Seelenleben des Künstlers handelte. Es kommen dabei als die wesentlichsten folgende Momente in Betracht: das Bewußtsein einer seltenen Begabung und hervorragender Leistungen, sodann die Aufregungen, welche der künstlerische Beruf theils unmittelbar in seiner eigenen Ausübung, theils durch das Erringen oder Verfehlen des Erfolges mit sich führt, und endlich der Geist, der sich in der Künstlergenossenschaft erzeugt und dem Verkehr in Beruf und Erholung seinen eigenthümlichen Stempel aufdrückt. Ich begnüge mich mit wenigen Andeutungen. Das Bewußtsein einer ungewöhnlichen Begabung pflegt zu Stolz und Ehrgeiz zu führen, Eigenschaften, deren fördernde

Wirkung auf ernste Lebensführung und Anspannung aller Kräfte Niemand verkennen wird, und die es wohl verdienen, in die Nachbarschaft der Tugenden gestellt zu werden. Dafür, daß nicht aus dem Stolze Hochmuth und Dünkel werde, ist bei wirklich hoher Begabung hinreichend gesorgt; denn diese pflegt von dem Bewußtsein begleitet zu sein, daß sie ein Geschenk von oben sei, dessen sich der Träger würdig zu zeigen und würdig zu machen habe. Mit dem Gefühl des Könnens wächst das der Verpflichtung. Auch dies wirkt der Ueberhebung entgegen, daß sich dem Künstler bei zeitweise versagender Kraft oder bei mangelnder Anerkennung quälende Zweifel einstellen, ob er wirklich zu den Erwählten gehöre, und mit dem Zweifel Zustände der Bangigkeit und der Verzweiflung, über die wir (z. B. von Heinrich von Kleist, einem so enorm begabten Dichter) erschütternde Berichte besitzen. Ich sehe durchaus nicht ein, weshalb das Bewußtsein seiner Gaben und seiner Leistungen den Künstler mehr der Gefahr des Hochmuths aussetzen solle, als den hervorragenden Gelehrten, Staatsmann oder Soldaten. Eine ernstlichere Gefahr droht von Seiten des Beifalls, der ja keinem Verdienste williger und lauter gezollt wird als dem seinigen, und der um so berauschender ist, als er nicht nur, wie bei wissenschaftlichen Erfolgen, von einem kleineren Kreise von Kennern und Fachmännern, sondern vom Publikum, von der gesammten Nation dargebracht wird. Man sollte nun meinen, daß man nirgends mehr eitle Menschen antreffen werde als unter den Künstlern. Und doch wäre es unbillig, das zu behaupten. Um sich zu überzeugen, wie ein reines Gemüth sich ungeschädigt durch die Verführungen des Beifalls hindurchrettet, lese man Mozarts Briefe, worin er den Seinen harmlos erfreut und ohne die mindeste Selbstbespiegelung von seinen Triumphen erzählt. Nicht für seine Person, sondern für das Werk, das ihm gelungen, und für den holden Zauber der Kunst, deren Diener er ist, nimmt er die Huldigungen auf. Und wenn es richtig ist, daß der Künstler des Beifalls bedarf, damit seine Schaffensfreude nicht erlahme, so ist hierbei weniger an die äußeren Beifallsbezeugungen als solche zu denken, den dröhnenden Applaus der Menge, die Lobsprüche und Schmeicheleien der Einzelnen, als an den sympathischen Widerhall, den seine Gedanken finden, den Anblick der Freude, des Glückes, die zu verbreiten ihm vergönnt ist.

Die Aufregungen, welche der eintretende, der ausbleibende, der wechselnde Erfolg bereitet, sind nicht die einzigen, die das Leben des Künstlers mit Unruhe erfüllen. Diejenigen, welche mit ungetrübtem Phlegma ihr Werk entstehen und ausreifen sehen, gehören zu den Ausnahmen. Das Daransetzen aller Kräfte, das Hineinlegen des ganzen Menschen in die Leistung macht die fieberhafte Hast erklärlich, mit der viele Künstler arbeiten und zu deren Erhaltung wohl auch künstliche Reizmittel benutzt werden. Mit der nervös machenden Art des Arbeitens wächst natürlich das Bedürfniß ausgiebiger Erholung im Kreise der Genossen. Der Ton der künstlerischen Geselligkeit ist ein unschuldig fröhlicher, wie jeder bestätigen wird, der auch nur flüchtig an

derselben einmal theilgenommen hat. Zuthunlich, leicht sich anschließend, schnell befreundet, leicht verletzt und doch viel leichter noch versöhnt, auch den weniger gelungenen Scherz willig gelten lassend, sind die Künstler ein harmlos gutmüthiges Völkchen. Bei aller Reizbarkeit sind sie im Punkte der Ehre nicht so empfindlich wie Offiziere und Studenten. Das hängt wohl damit zusammen, daß sie gewöhnt sind, Lob und Tadel — und oft aus sehr unberufenem Munde — über sich ergehen zu lassen; vielleicht auch mit der lange versagt gewesenen Standesehre. Ueberschätzung des eigenen Berufs wird man bei ihnen nicht häufiger finden als überall; im Grunde des Herzens hält doch auch der Philologe seine Conjecturen wie der Bäcker seine Semmeln für die Blüthe des Weltalls. Daß sie äußere Abzeichen der Zugehörigkeit zu einem idealen Berufe — der Maler den Sammetrock, der junge Musiker das wallende Haar — nicht verschmähen, darf man ihnen so wenig verargen wie den Studenten die farbige Mütze. —

Faßt man das Gesammtbild der Künstlernatur, wie sie sich aus Angeborenem und Erworbenem zusammensetzt, ins Auge, so wird man die oft gehörte Rede nicht unzutreffend finden, daß sie etwas der weiblichen Geistesart Verwandtes habe. Den Hauptpunkt der Vergleichung bildet das Uebergewicht des Gefühls und der Anschauung und, was damit aufs engste zusammenhängt, der Sinn fürs Lebendige und Ganze. „Es ist weibliche Art," schreibt Hermann Lotze, „die Analyse zu hassen und das entstandene Ganze, so wie es abgeschlossen dasteht, in seinem unmittelbaren Werthe und seiner Schönheit zu genießen und zu bewundern; die Gedanken des Weibes haben einen künstlerisch anschauenden Gang." Jener ebenso weibliche wie künstlerische Sinn für das Concrete und das Harmonische beherrscht wie die Auffassung so das Urtheil und das Thun. Ihm verdankt die Frau den sicheren und feinen Takt des Benehmens, der Künstler den unfehlbaren Geschmack, der die Regeln der Schönheit befolgt, ohne ihrer bewußt zu sein. Ihm ist es zuzuschreiben, daß die Sittlichkeit des Weibes wie des Künstlers sich lieber in die schönheitumflossene Form des Edlen kleidet als in das rauhe Gewand einer pedantischen, prinzipienumgürteten Rechtlichkeit. Jener selbe Sinn endlich weckt den beiden gemeinsamen Trieb, die häusliche Umgebung anmuthig zu gestalten und ihr den Stempel des Behagens und zugleich der Sinnesart des Bewohners aufzudrücken. Daher macht leicht die Ausstattung eines Damenzimmers einen malerischen, das Arrangement des Malerateliers einen frauenhaften Eindruck. — Um über glänzenden Vorzügen die Schattenseite nicht zu vergessen: das Sichbestimmenlassen durch den unanalysirten Gesammteindruck der Dinge und Personen hat, so oft auch dabei instinctiv das Richtige getroffen wird, seine Gefahren; und wenn sich hiermit nun noch, wie bei den Frauen und den Künstlern, die Neigung verbindet, alles persönlich zu nehmen und hauptsächlich nach Sympathie und Antipathie zu urtheilen, so wird eine sachliche Schätzung, ein unparteiisches Abwägen von Thatsachen und Verdiensten außerordentlich erschwert. So

findet man unter den vielen Tugenden, die das Weib und den Künstler zieren, keine seltener als die Gerechtigkeit. — Vervollständigt wird die Verwandtschaft durch den Umstand, daß auch der Künstler sich in ähnlicher Weise wie das schöne Geschlecht umworben und umschmeichelt sieht, ferner durch die Launenhaftigkeit, deren Ursprung vorhin beleuchtet wurde, und durch die Lust an kleinen Intriguen, wie sie namentlich in der Bühnenwelt im Schwange sind. Begreiflicherweise zeigen sich alle diese Eigenschaften in erhöhtem Maße dort, wo Weib und Künstler in einer Person vereinigt sind. — —

Noch harrt die in gewissem Sinne interessanteste Frage ihrer Erledigung, die nach dem Verhältniß der künstlerischen zu der menschlichen Eigenart der schöpferischen Geister. Ist es möglich, so hatte ich das Problem formulirt, aus der Art und Richtung der künstlerischen Bethätigung die Gemüthsart und den Charakter des Menschen zu erschließen, und wieweit ist dies möglich? — Erschöpfend kann diese Frage nur für jeden einzelnen Fall durch den Biographen gelöst werden, der zugleich den Einflüssen der Lebensschicksale und der Umgebung, in welcher der Künstler sich entwickelt, nachzuspüren hat. An dieser Stelle also kann die Aufgabe nur sein, gewisse allgemeine Grundsätze aufzustellen.

Im populären Bewußtsein stehen die beiden Ueberzeugungen einander unvermittelt gegenüber, daß einerseits die menschliche Natur des Künstlers sich in seinen Werken spiegele und aus diesen erkennbar sei und daß andererseits der Mensch vom Künstler so vollständig getrennt werden dürfe, daß es keinen Anstoß habe, den einen mit dem höchsten Lobe, den anderen mit dem bittersten Tadel zu bedenken. Um diesen Widerspruch aufzulösen, wollen wir zunächst die specifisch moralischen Eigenschaften bei Seite lassen und nur die sittlich indifferenten im Auge behalten. Heitere und ernste, lebhafte und ruhige, milde und strenge Gemüthsart, Neigung für das Zarte und Weiche und Richtung auf das Hohe und Pathetische sind solche Eigenschaften, die mit dem sittlichen Charakter nichts zu thun haben und für die moralische Beurtheilung gleichgiltig sind. Die Erwartung nun, daß bezüglich dieser eine Uebereinstimmung zwischen der künstlerischen und der menschlichen Seite bestehe, wird in großem Umfange durch die Erfahrung gerechtfertigt. Wenn man im Lyriker eine schwärmerische und innige, im Epiker eine objective, im Dramatiker eine energische, im Schafmaler eine sanftmüthige Natur vermuthet, wird man im Großen und Ganzen nicht fehlgreifen. Man braucht auch nicht bei solchen Allgemeinheiten stehen zu bleiben. Die Melodien Händels mit ihrem Glanze und ihrer bei aller Pracht einfachen Majestät geben ein treues Bild von der stolzen kraftvollen Männlichkeit des Componisten; was uns die keusche Größe und edle Plastik der Gluck'schen Musik von der vornehmen Seele ihres Urhebers erzählt, wird durch die Berichte der Lebensbeschreibungen voll bestätigt. Der charakteristische Unterschied zwischen der kühlen Glätte der Platen'schen und der spielend sinnigen Zier-

lichkeit der Rückert'schen Dichtung läßt einen entsprechenden Gegensatz der Persönlichkeiten erkennen. Statt naheliegende Beispiele aus allen Künsten zu häufen, füge ich die Bemerkung an, daß der Nachweis des Parallelismus zwischen menschlichen und künstlerischen Eigenschaften am leichtesten bei den reichen, vielseitigen und harmonisch ausgeglichenen Naturen, wie Goethe, gelingen wird. Denn da ist keine Saite des Gemüthes, die nicht in der Kunst anklänge, da ist in den Werken kein Gedanke, keine Gestalt, die nicht rückwärts auf ein menschliches Interesse deutete. Nicht so einfach steht die Sache bei den Künstlern, die ihre Schaffenskraft auf eine engumgrenzte Sphäre von Stoffen und Formen concentriren. Hier kann gar wohl der Fall eintreten, daß ganze große Gebiete des Innenlebens in den Kunstschöpfungen nicht zum Ausdruck kommen, ja sogar, daß die das Schaffen lenkenden Kräfte in der Seele des Künstlers keineswegs die vorwiegenden und herrschenden sind. Wenige Beispiele werden genügen. Der bekannte Liedercomponist Robert Franz in Halle zeigt sich in seinen allbeliebten Gesängen als eine vorwiegend zartsinnige, innig empfindende, bisweilen sogar in Empfindelei verfallende Natur. Zugleich verräth die ungemein liebevolle Ausarbeitung, insbesondere die sorgsame Stimmführung jener kleinen Meisterwerke, daß sich mit der Weichheit und Sentimentalität des Empfindens ein strenges Formgefühl, ja geradezu eine gewisse Zopfigkeit und ein nicht geringer Grad von Eigensinn verbindet. Ferner spricht das ungezwungene Zusammenarbeiten von warmer Empfindung und peinlichem Formensinn dafür, daß Franz eine in sich abgeschlossene Natur ist, die für andere Richtungen schwerlich viel Verständniß und Wohlwollen haben wird. Wer nun, mit diesem aus den Franz'schen Liedern abgezogenen Bilde im Herzen, die persönliche Bekanntschaft ihres Schöpfers macht, der wird die Hauptzüge jenes Bildes allerdings bestätigt finden, aber er wird bald einsehen, daß es einseitig und lückenhaft war. Er wird erstaunt sein zu bemerken, daß dieser bedeutende und eigenartige Componist, wenn er z. B. auf die musikalischen Schöpfungen gewisser namhafter Zeitgenossen zu sprechen kommt, nicht nur, was begreiflich ist, dieselben ablehnt, sondern seinem Unwillen in so derber, mit kräftigen Scheltworten gespickter Rede Luft macht, daß man sich verwundert fragt, wie es möglich ist, daß polternder Zorn und wahrhaft göttliche Grobheit mit jenem ausgesprochenen Sinne für das Zarte, Duftige und Elegische in Einer Seele einträchtig bei einander wohnen. Man hatte den Mondschein einer Sommernacht erwartet und geräth in ein grobkörniges Hagelwetter. Ein ähnlicher Widerspruch besteht bei Theodor Kirchner, der das ihm verliehene sehr beträchtliche Maß von Schwärmerei, Humor, Liebenswürdigkeit und poetischer Anmuth, wie es scheint, so vollständig in seinen Compositionen ausgiebt, daß ihm fürs Leben davon nichts mehr übrig bleibt. Ich erinnere noch an die bekannte Thatsache, daß mancher Komiker von der sprudelnden Laune, die ihm auf der Bühne zu Gebote steht, in seiner Häuslichkeit wenig zeigt, wohl gar zu grämlicher Schwermuth neigt. Wie durch eine Wasserscheide scheint

die Quelle, welche das ästhetische Schaffen speist, von den anderen getrennt, aus denen sich die im Verkehr zu Tage tretenden Eigenschaften ableiten. Aber wenn vielfach ein derartiger Gegensatz besteht zwischen der Art, wie sich dieselbe Person im Leben und wie sie sich in der Kunst giebt, ist dies schließlich irgend verwunderlicher, als wenn, was gewiß nicht selten vorkommt, ein Gelehrter, der in seiner Fachwissenschaft dem Fortschritt huldigt, in der Politik conservativ, in seinen künstlerischen Sympathien vielleicht reactionär gesinnt ist? Alle einigermaßen reichen Naturen (mit alleiniger Ausnahme der wenigen, die wir als vollkommen harmonische bewundern) beherbergen in ihren Ueberzeugungen, Neigungen und Handlungsweisen Widersprüche in sich, und oft sehr starke Widersprüche. Die Wirklichkeit ist nicht nach dem Lineal der Logik zugeschnitten. Welches Gesetz verwehrt es, daß ein im mündlichen Gespräch wortkarger Romanschriftsteller, sobald er die Feder ansetzt, sich in behaglicher Geschwätzigkeit ergehe? Kurz: diejenigen Potenzen, welche das Schaffen beherrschen und sich im Geschaffenen kundgeben, sind nicht immer dieselben, welche im alltäglichen Gebahren an die Oberfläche heraustreten.

Etwas anders verhält sich's, wo die sittliche Qualität in Frage kommt. Daß ein Künstler sich in seinen Werken liebenswürdig und freundlich, im Umgang barsch und verdrießlich giebt, ist auffallend, aber es läßt sich verstehen, denn der Gegensatz betrifft mehr die formelle Außenseite des Verhaltens. Aber zugeben, daß der große Künstler ein erbärmlicher, sittlich unwürdiger Mensch sein könne, das hieße verkennen, daß damit der Zwiespalt in die Substanz, in den innersten Kern des Wesens hineingetragen würde. Hohe Begabung ist ganz wohl mit sittlicher Unvollkommenheit verträglich, sonst gäbe es keine verbummelten und liederlichen Genies; große, dauernde, weltbeglückende künstlerische Leistungen dagegen setzen einen hohen, edlen und festen Sinn voraus, der zwar nicht vor starken Fehlern und Fehltritten, vor Schwächen und Verschuldung, wohl aber vor Wegwerfung der Menschenwürde schützt. Mit der Idealität der Gesinnung, ohne die es kein wahres Künstlerthum giebt, ist moralische Niedrigkeit schlechterdings unvereinbar: künstlerische Größe ist nicht denkbar ohne einen Zug menschlicher und sittlicher Größe! Darum darf Goethe in einer berühmten Stelle seines Tasso dem künstlerischen Genius das höchste Ehrenprädicat, das es in der Welt giebt, das eines guten Menschen, zuertheilen:

> . . . Es ist vortheilhaft, den Genius
> Bewirthen: giebst du ihm ein Gastgeschenk,
> So läßt er dir ein schöneres zurück.
> Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
> Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
> Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Der verlorene Sohn.

Novellette.

Von

Julius Weil.

— Breslau. —

Es war heller Tag, aber die Fenster waren dicht verhangen. In dem verdunkelten Zimmer lag ein elfjähriger Knabe im Schlafe. An seinem Bette stand ein Mann, dessen Stirn finster zusammengezogen war und neben ihm mit gerungenen Händen eine junge, blonde Frau. Beider Blicke waren auf das tiefblasse Gesicht des Schlafenden gerichtet, aus dem die geschlossenen Augen wie zwei bläuliche Wundmale hervortraten. Plötzlich zuckte es darin krampfhaft auf, und ein schwerer Seufzer kam aus der schnellathmenden Brust. Da wandte sich die Frau ab, ihren Kopf an des Mannes Schulter legend brach sie in ein heftiges Weinen aus. „Still!" flüsterte dieser und strich mit der Hand beschwichtigend über ihr Haar. Aber sie konnte das Schluchzen nicht unterdrücken und ließ sich willig von ihm hinausführen.

Nun war der Kranke allein. Nach wenigen Minuten seufzte er wieder, streckte sich ein wenig und erwachte. Die Augen starr auf die Decke gerichtet, lag er da. Jetzt sah man erst, wie schön der Knabe war. Die feinen Linien des Gesichtes, die süße Anmuth der Züge kamen jetzt erst zum vollen Ausdruck, als hätte bis dahin ein Schatten darauf gelegen, der nun plötzlich verschwunden war. Aber in diesen großen, dunkelbraunen Augen lag etwas Seltsames, nichts Kindliches, sondern eine herbe Schwermuth, ein Blick, der über die Grenzen des Lebens hinauszuschweifen schien.

Und sie logen nicht. Dieser Knabe hatte den Tod gesucht. Nicht aus kindischer Laune, aus Furcht vor Strafe, auf der Flucht vor einem Phantom;

in seiner Seele war eine übernatürliche Klarheit gewesen, als er das Entsetzliche that; er wußte, daß sein Leben voller Schmerzen und Demüthigungen sein würde und mit dem festen Entschlusse, es zu beenden, war er an den Strom gegangen und hatte sich hineingestürzt. Ein Vorübergehender, der ihn mit den Wellen ringen sah, war ihm nachgesprungen und hatte ihn gerettet; lebend, aber auf's Tiefste erschöpft hatte man ihn nach Hause gebracht. An demselben Tage verfiel er in ein Fieber, das lange Zeit sein Leben in Gefahr setzte; nun war die Macht der Krankheit gebrochen, und er ging der Genesung entgegen . . .

Er war ein gewecktes Kind gewesen, eins von den vielen klugen Kindern, an denen unsere Zeit besonders reich sein soll. Aus seinen Augen sprüht der Geist! sagten Alle, die ihn einmal sahen. Er war schlagfertig und von wirklichem Humor. Seine Einfälle erregten Staunen und Gelächter und machten als „Weisheit aus Kindermund" die Runde in der großen Schaar der Kinderfreunde. Dabei war er keck und ausgelassen, der rechte Junge. Vater und Mutter spiegelten sich in ihm, namentlich der Vater war ganz vernarrt in ihn, aber die Mutter war es eigentlich nicht weniger. Dann kam die Schule, und er lernte spielend Alles, was dort in den ersten Jahren zu lernen ist; er rechnete wie ein Cassirer, schrieb wie ein Kalligraph und las — je nun, wie Einer liest, der's gut kann; die biblische Geschichte schnurrte er am Fädchen herunter und Gedichte wußte er vom ersten Mal Hören auswendig. Als Musterschüler stieg er in die eigentlichen Gymnasialclassen empor.

Da auf einmal stockte es. Die erste Censur im Latein lautete: ungenügend. Der Vater dachte an seine eigenen Schulstreiche zurück; er wußte, daß bei jedem Jungen einmal ein gewisses Nachlassen in der Lernkraft oder in der Lernlust eintreten kann, dem aber bald ein desto energischeres Zusammenraffen zu folgen pflegt.

Er drohte ihm nur lachend mit dem Finger und sagte:

„Du wirst Dich doch nicht auf die faule Seite legen? Das nächste Mal besser!"

„Natürlich, Papa!" antwortete er prompt. „Aller Anfang ist schwer, sagt schon Schiller."

„Dummer Kerl!" rief ihm der Vater belustigt zu und ließ ihn laufen.

Allein die nächste Censur war nicht besser und auch die dritte nicht. Da machte sich der Vater auf und ging zum Ordinarius, um zu hören, wie das zugehe, was denn eigentlich los sei. Der Classenlehrer bewegte mitleidig die Arme und sagte:

„Ja, er ist ein ganz guter Junge, auch nicht träge, aber er begreift nicht, nicht die einfachsten Regeln und Sätze, er wird wohl nicht vorwärts kommen."

Der Vater konnte sich des Lachens nicht enthalten.

„Aber ich bitte Sie, Herr Doctor!“ rief er. „Sie täuschen sich vollständig. Es ist eins der begabtesten Kinder, die mir je vorgekommen sind.“

„Ihnen mag es so erscheinen,“ erwiderte der Ordinarius ein wenig pikirt, „ich muß aber bei meinem Urtheil stehen bleiben, das Sie theilen werden, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, seine schriftlichen Arbeiten durchzusehen.“

„Hab' ich gethan, verehrter Herr Doctor! Flüchtigkeitsfehler, weiter nichts!“

„Sie irren, mein Herr. Es sind Fehler, die aus Mangel an Verständniß, an Denkfähigkeit entstanden sind. Ich glaube das besser zu verstehen. Uebrigens ist es mir nichts Neues, daß Knaben, die als Kinder wegen ihres Geistes angestaunt wurden, in der Schule vollständig versagen, weil ihr sogenannter Geist nur Schaum und Schein und ihre Klugheit Papageienthum war.“

Empört über diese Dreistigkeit und überzeugt, daß der Ordinarius etwas gegen seinen Sohn habe, begab sich der Vater zu dem Director, um über den Ersteren Beschwerde zu führen. Der Director nahm ihn sehr höflich auf, erklärte aber, zu dem Urtheilsvermögen des Ordinarius das größte Zutrauen zu haben; derselbe sei ein ebenso vorzüglicher Lateiner wie einsichtiger Pädagoge, und seinen allgemeinen Bemerkungen über die klugen Kinder, die sich als unbrauchbare Schüler erwiesen, müsse er nach seinen Beobachtungen durchaus beipflichten.

In zorniger Aufregung schied er von dem Schulregenten. Er kam sich beschämt, förmlich gedemüthigt vor, er hatte das Gefühl, als ob man auf ihn gezielt habe, indem man seinen Jungen, sein eigen Fleisch und Blut, für einen Dummkopf erklärte. Wenn das wahr wäre, so müßte er ja wirklich selbst keinen Funken Verstand haben, da er ihn bisher für einen Ausbund von Klugheit gehalten hatte. In dieser Stimmung ließ er sich, zu Hause angelangt, die Hefte vorlegen, und da er sie jetzt mit anderen Augen als zuvor ansah, schien es ihm fast, als ob das Urtheil des Ordinarius zutreffend sei. Der Knabe stand während dieser Prüfung, nichts sonderlich Böses ahnend, neben ihm und sah ihn mit seinen großen, schönen Augen zutraulich an. Da packte den Mann eine furchtbare Wuth, und die Hefte bei Seite schleudernd, schlug er blindlings auf den Knaben ein. Keinen Laut stieß der Gemißhandelte aus. Der Schreck lähmte seine Zunge, er fühlte nicht einmal den körperlichen Schmerz der Schläge, er war wie betäubt. Als der Vater von ihm abließ, stand er einen Augenblick blaß und an allen Gliedern zitternd da, dann stürzte er zur Thür hinaus.

Es war das erste Mal gewesen, daß der Vater im Ernste die Hand gegen ihn erhoben hatte, sein Vater, der ihn vergötterte, den er vergötterte. Er hatte ihn geschlagen, grausam wie ein Feind und in seinen Blicken hatte nicht blos Zorn und Wuth, sondern ein grimmer Haß gelegen. Draußen auf den Flußwiesen, wo die Spielplätze der Schüler waren, saß der Knabe

in einem Weidengebüsch versteckt, starr vor sich hinbrütend. Er fühlte, daß er plötzlich einen großen Verlust erlitten hatte, ohne sich bewußt zu sein, worin er bestehe. Er erwartete, daß etwas Schreckliches geschehen müsse in der Welt, ein Erdbeben, eine furchtbare Feuersbrunst, so voller Angst und Schrecken war er, und bei dem Gedanken, nach Hause zurückzukehren, überlief ihn ein Schauder. Er fürchtete sich vor seinem Vater.

Die Dunkelheit trieb ihn endlich heim. Gerührt schloß ihn die Mutter in ihre Arme und suchte durch verdoppelte Zärtlichkeit das Geschehene vergessen zu machen. Auch der Vater, der seine Heftigkeit bereut und sich selbst Vorwürfe darüber gemacht hatte, war gütig zu ihm. Aber der Knabe vermochte es nicht, ihn anzusehen, er mußte immer an seine haßfunkelnden Blicke denken. Und diese Furcht wich nicht mehr von ihm.

Er wurde jetzt auf eine andere Schule gebracht, denn der Vater konnte sich von dem Gedanken nicht losmachen, daß der Ordinarius die Schuld trage. Anfangs schien es, als sollte er Recht behalten. Die Arbeiten besserten sich ein wenig, die Angst stachelte den Knaben an, seine ganze Kraft zusammenzufassen, er war der Aufmerksamste von allen Schülern in der Klasse. Aber es half nichts, er kam doch mit den anderen nicht mit, und nicht lange, so zeigten die neuen Hefte das alte Bild. Nun entschloß sich der Vater, selbst die häuslichen Arbeiten zu leiten und den Schulunterricht zu ergänzen oder, wie er meinte, zu verbessern. Er gab jedoch den denkbar schlechtesten Lehrmeister ab; denn er war jähzornig und voll eifernder Ungeduld und brachte den Knaben um den letzten Rest von Fassungsgabe und Arbeitslust, aber er entfremdete sich auch das Herz des Kindes immer mehr. Nach kurzer Zeit gab er seine Unterrichtsversuche auf und überließ den unverbesserlichen Dummkopf zunächst seinem Schicksale. Es war beinahe etwas wie Widerwillen, was er gegen ihn empfand. Seine Eitelkeit war tief verletzt durch die Enttäuschung, die er ihm bereitet und mit starkem Ingrimm ertrug er das Loos, seinen Namen auf einen Trottel zu vererben.

Aber der Knabe war das nicht, wofür er ihn schalt; er war scharfsinnig genug, um zu erkennen, wie es mit ihm stand. Die Liebe des Vaters hatte er sich verscherzt, das sah er von Tag zu Tag mehr; die heimlichen Liebkosungen und Trostesworte der Mutter konnten ihn nicht mit der verächtlichen und wegwerfenden Art, mit der ihn jener behandelte, aussöhnen. Und obwohl er wie ein Held mit den Schwierigkeiten der fremden Sprache stritt, fühlte er doch, daß er sie nicht überwinden würde; er merkte auch ganz deutlich, daß die Lehrer ihn aufgegeben hatten und beiseite ließen. Und aus dem lustigen, witzsprühenden Jungen wurde ein stiller, in sich gekehrter Knabe, der gedrückt und in steter Furcht im Hause umherschlich und in der Klasse zerstreut und ohne Leben war. Bisweilen brach sein natürlicher Frohsinn sich Bahn, dann vergaß er Schule und väterliche Strenge und Mißachtung und war der Keckste unter den Knaben. Aber immer seltener wurde dieses Aufbäumen gegen den dumpfen, schwer

auf ihm lastenden Druck, immer matter sein Widerstand und immer trauriger seine Stimmung.

Und auf einmal kam ihm der Gedanke: wenn du stirbst, bist du alle Qual los, ach wärst du doch todt! Kein Mensch wird dich vermissen, Alle werden froh sein, dich nicht mehr zu sehen! Dieser Gedanke verließ ihn nicht mehr, bohrte sich fest in seine Seele ein und machte sich schließlich zum Herrn über ihn. Ja, er wollte sterben, es war das Beste für ihn und für Alle. Die Mutter würde ihm nachweinen, ja sie würde viel weinen und sein Grab schmücken kommen Tag für Tag, aber am Ende würde sie doch einsehen, daß er nicht anders konnte. Als er in der Klasse erfuhr, daß er zum zweiten Male nicht versetzt werden würde, kehrte er nicht mehr nach Hause zurück, sondern ging hin, den Tod zu suchen . . . .

Der Knabe in seinem Bette stöhnte leise auf. Alle diese Bilder zogen in schnellem Fluge durch seine Seele, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Da wurde die Thür des Krankenzimmers geöffnet, auf den Zehen trat der Vater an's Bett. Bleich und regungslos lag der Knabe da. Ueber sein Gesicht war der Ausdruck tiefsten Schmerzes gebreitet, und unter den geschlossenen Lidern quoll Tropfen auf Tropfen hervor und rann langsam über die blassen Wangen. Da erfaßte den Mann ein grenzenloses Mitleid. Der Anblick dieser stummen Qual rührte sein Herz in den Tiefen auf. Lautlos beugte er sich herab, schlang seine Arme um den Hals des Knaben und weinte bitterlich. Der Knabe wagte kaum zu athmen. Er wußte nicht, ob er noch lebte oder ob er gestorben und im Himmel sei. Ihm war, als ob der liebe Gott ihn in seinen Armen hielte und liebkoste . . . .

Von diesem Augenblicke an ging die Genesung schnell vorwärts. Der Knabe richtete sich wieder empor, wie ein niedergetretener Halm. Wangen und Gemüth blühten unter der Sonne der Liebe auf. Denn er hatte den Vater wiedergefunden; jeder Blick, jede Miene mußte es ihm sagen, wenn jene Thränen es nicht verrathen hätten.

Aber eine Sorge schien ihn noch zu bedrücken; oft, wenn Niemand bei ihm war, befiel ihn die frühere Muthlosigkeit. Und endlich faßte er sich ein Herz und als der Vater wieder einmal an sein Bett kam und ihn küßte, nahm er dessen Kopf in seine Hände und indem er seinen Mund dicht an das Ohr des Lauschenden preßte, fragte er:

„Muß ich wieder in die Schule gehen, Papa?"

Der Vater stutzte; darauf war er nicht gefaßt gewesen, aber als er die scheue Angst in den Augen des Knaben sah, drückte er ihn innig an sich und sagte:

„Nein, mein lieber Junge, ängstige Dich nicht! Wir wollen zusammen lernen, wenn Du wieder gesund bist. Willst Du?"

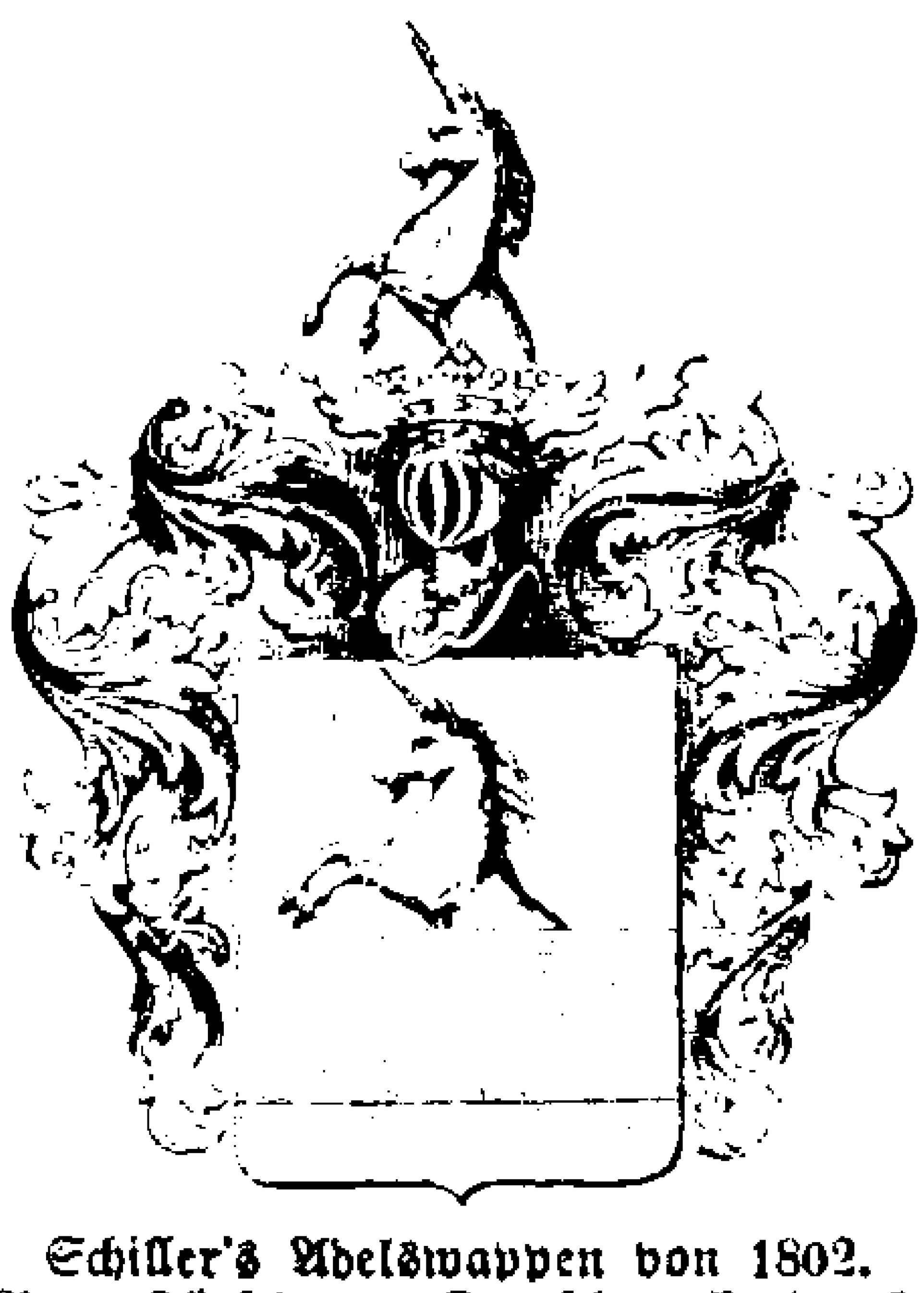
„Ja, Papa, rief er, ich will! Und Du wirst sehen, es geht!"

Im Augenblick war dem Vater der Gedanke gekommen, aber er war entschlossen, daran festzuhalten. Er wollte selbst der Lehrer seines Sohnes werden. Bisher war er es nicht gewesen; statt zu ermuntern, hatte er ab-

geschreckt, statt zu unterweisen, hatte er getadelt und wehgethan. Vielleicht war er es gewesen, der die guten Keime zerstört hatte. Nun sollte es anders werden. Seine ganze Kraft würde er zusammennehmen, er wollte sich in die Seele des Knaben vertiefen, seine Eigenart ergründen, mit ihm denken und arbeiten. Es mußte ja gelingen. In den traulichen Gesprächen, die Beide in diesen Tagen mit einander führten, hatte sich ihm gezeigt, welch' ein reiches Empfinden, wieviel schöne Anlagen in dem Knaben schlummerten, sie mußten doch geweckt und fruchtbar gemacht werden können. Und wenn er sich von Neuem täuschte? Er würde es ertragen. Kann nicht auch ein mittelmäßiger Geist in mannigfachen Berufsarten sich tüchtig erweisen? Eine harte Lehre war's für ihn gewesen. Zum zweiten Male wollte er sich den Wiedergewonnenen nicht entreißen lassen. Hegen wollte er ihn, pflegen das ihm anvertraute, kostbare Gut, lieben, mit ganzer Seele lieben den verstoßenen, neu geschenkten Sohn.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.



Schiller's Adelswappen von 1802. Aus Kürschners Deutscher National-Litteratur Bd. 118. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Deutsche National-Literatur. Historisch kritische Ausgabe unter Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. A., herausgegeben von Joseph Kürschner. Stuttgart, Union. Deutsche Verlagsgesellschaft.

Das bedeutende Unternehmen, auf welches die Leser dieser Zeitschrift schon zweimal (im Heft 90 und 153) an dieser Stelle aufmerksam gemacht worden sind, wird rüstig fortgeführt. Seit unserer letzten, vor noch nicht zwei Jahren erschienenen Besprechung sind mehr als dreißig neue Bände ausgegeben, und die Gesammtzahl der bisher erschienenen beträgt nicht weniger als 163. In nicht allzuferner Zeit dürfen wir den Abschluß der ganzen Sammlung erwarten, die in der That die nicht geringen Erwartungen, welche sie von Anfang an erregte. bisher vollkommen befriedigt hat und nach mehr als einer Seite hin den Bedürfnissen und Wünschen vieler- und verschiedenartiger Kreise in höchst dankenswerther Weise entgegenkommt.

Die Sammlung soll bekanntlich den Entwickelungsgang der gesammten deutschen Nationalliteratur von den ältesten überlieferten Schriftdenkmälern an bis gegen die

Mitte unseres Jahrhunderts herab zur Anschauung bringen. Der Kreis der zahlreichen Mitarbeiter, welche seit etwa einem Jahrzehnt einen guten Theil ihrer Kraft an die Lösung dieser Aufgabe gesetzt haben, ist bereits durch manche schmerzlichen Verluste gelichtet worden. Im letzten Jahre starb der um die Herausgabe und ansprechende Erläuterung der Klassiker, namentlich Lessings und Schillers, wohlverdiente Literaturhistoriker Dr. R. Boxberger; vor wenigen Wochen (15. Juni 1891) ist auch



Eva Katharina Lessing, geb. Hahn. Aus Kürschner's Deutscher National-Litteratur Bd. 71. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

der als Erforscher deutscher Sprache und Sittengeschichte rühmlich bekannte Professor Dr. A. Birlinger in Bonn dahingeschieden, der für Schiller an Boxbergers Stelle getreten war. Andererseits aber treten in den Publicationen der letzten zwei Jahre uns auch manche frischen Mitarbeiter entgegen, deren Namen in dem langen oben abgedruckten Verzeichniß noch nicht aufgeführt sind. Wir versuchen in der folgenden Besprechung, die keine erschöpfende sein kann, kurz den Inhalt der neu erschienenen Bände zu bezeichnen und auf einige besonders verdienstliche Leistungen aufmerksam zu machen.

Die altdeutsche Literatur ist durch eine neue erläuterte und gut eingeleitete Aus-

gabe des Nibelungenliedes (Prof. Piper), sowie durch eine lehrreiche Auswahl aus der lehrhaften Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts (Prof. Vetter in Bern) bereichert worden; in einem der letzten Bände ist auch eine Bearbeitung der Werke Wolframs von Eschenbach begonnen, die aber sein Hauptwerk, den „Parzival" noch nicht umfaßt. Wie in den früheren Bänden sind diese älteren Denkmäler in kritisch revidirtem Originaltexte gegeben, und zwar die wichtigsten vollständig, die weniger wichtigen in ausgewählten Proben, die durch genaue Inhaltsangaben des Fehlenden im Zusammenhange



Charlotte v. Kalb. Aus Kürschner's Deutscher National-Litteratur Bd. 118.
Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

erhalten werden. Das sprachliche Verständniß der alten Dichtungen ist theils durch erläuternde Bemerkungen unter dem Texte, theils durch knapp und klar gearbeitete Wörterbücher zu den einzelnen Bänden erleichtert, so daß auch der einer speciellen germanistischen Vorbildung entbehrende Leser die Lectüre dieser Werke im Original vornehmen kann, ohne weiterer Hilfsmittel zu bedürfen.

Für das Reformationszeitalter ist es den Herausgebern vortrefflich gelungen, die Abspiegelungen der kirchlichen Kämpfe in der weltlichen Literatur zur Anschauung zu bringen und dabei zugleich Einblicke in die bürgerliche Kultur jener Zeit zu eröffnen.

Außer dem berühmten „Narrenschiff“ von Sebastian Brant (herausgegeben von F. Bobertag) sind noch zwei sich widerstreitende Geister vergleichend gegenübergestellt in dem Franziscanermönch Thomas Murner und dem freiheitsliebenden Ritter Ulrich von Hutten (bearbeitet von Dr. Balke) Es wird auf diese Weise die unparteiische Beurtheilung der geistigen Kämpfe jener bedeutsamen Zeit in dankenswerther Weise erleichtert. Von besonderem Interesse für die Kultur- und Sittengeschichte sind

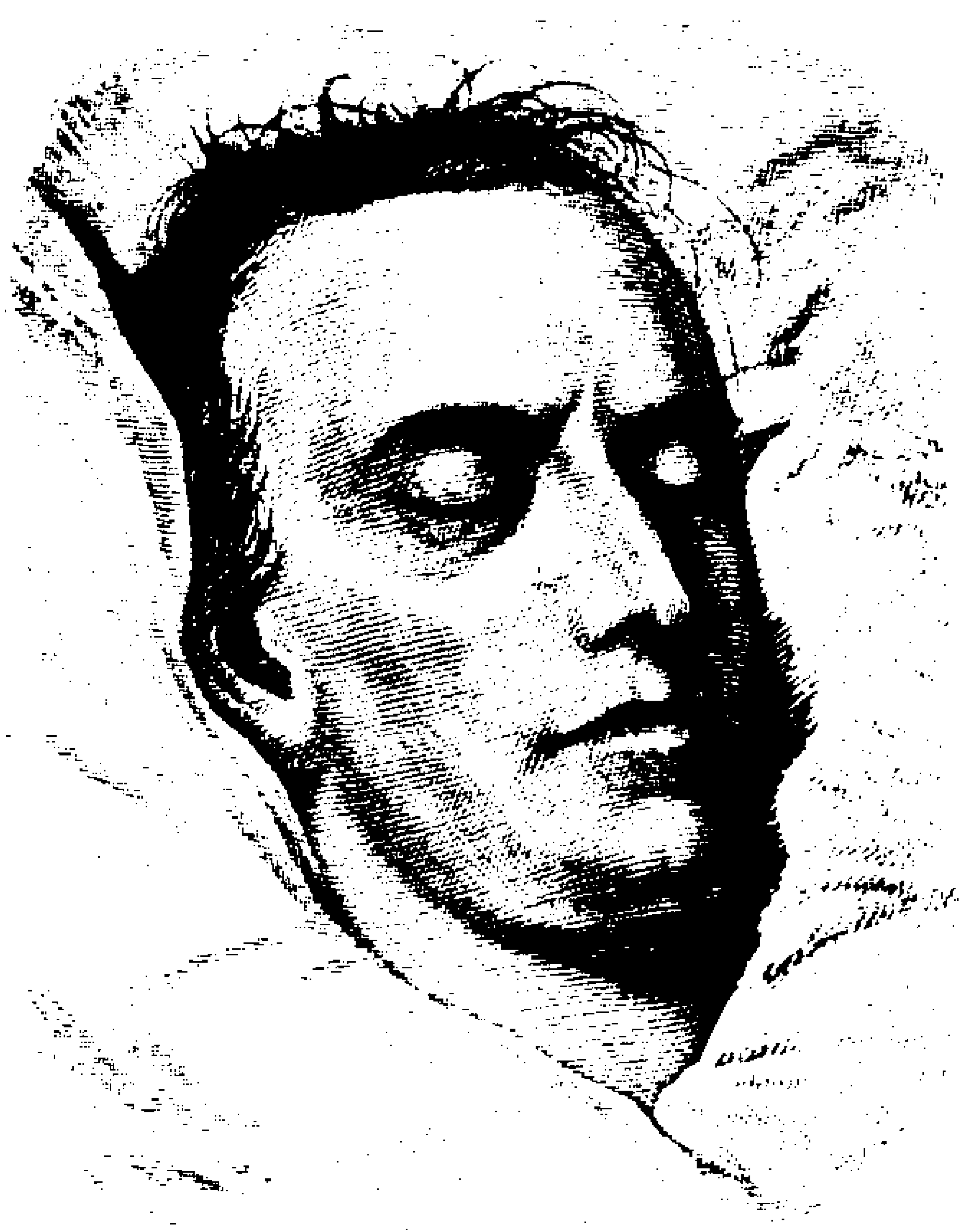


Scene aus Goethe's „Paläophron und Neoterpe“ (1800). Aus Kürschner's Deutscher National-Litteratur Bd. 92. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

auch die zahlreichen Nachbildungen alter Holzschnittillustrationen, welche den satirischen und polemischen Schriften beigegeben sind.

Aus dem 17. Jahrhundert, welches beim Beginne der Sammlung besonders eifrig gefördert wurde, sind keine neuen Publicationen zu verzeichnen; wohl aber sind die Ausgaben der Werke des 18. Jahrhunderts rüstig fortgeführt und für einige Klassiker bereits vollständig abgeschlossen. Die schönsten und charakteristischsten Dichtungen und Prosawerke Wielands (zum Theil mit Nachbildung der Illustrationen aus der berühmten Prachtausgabe von 1794—1802 geschmückt) lagen durch den Fleiß und die

Sorgfalt von H. Pröhle schon vor längerer Zeit in 6 stattlichen Bänden abgeschlossen vor; ebenso eine treffliche Auswahl aus Klopstock durch R. Hamel. Jetzt sind auch die Werke von Schiller ganz, die von Lessing bis auf geringe Reste vollständig erschienen, und diese beiden Ausgaben (zum größten Theil noch von R. Boxberger bearbeitet) stehen in Bezug auf Reichhaltigkeit und Vollständigkeit keiner anderen Ausgabe nach, übertreffen aber die meisten durch Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anordnung. Die Ausgabe von Herders Schriften (in sehr umsichtiger Gruppirung und Auswahl) ist durch Hans Lambel in Prag, die der Dichtungen Goethes durch die bewährten Forscher H. Düntzer und K. Schröer um eine stattliche Reihe neuer Bände gefördert; von den naturwissenschaftlichen Schriften Goethes hat Rudolf Steiner in Weimar bis jetzt drei Bände (mit sachkundiger, sehr beachtenswerther Einleitung namentlich zur „Farbenlehre"!) beendigt.



Schiller's Totenmaske von Jagemann.
Aus Kürschner's Deutscher National-Litteratur Bd. 118.
Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.



Ludwig Achim von Arnim.
Aus Kürschner's Deutscher National-Litteratur Bd. 146, 1.
Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Besonders hervorzuheben ist die Berücksichtigung, welche die jüngeren Zeitgenossen der Klassiker, sowie die Romantiker und die von ihnen ausgehenden Literaturströmungen von Anfang bis gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gefunden haben. Professor Max Koch in Breslau, der schon früher eine ausgezeichnete Ausgabe der Werke Immermanns mit feinstem Verständniß für die Eigenthümlichkeit dieses hochbegabten Sohnes der Epigonenzeit für unsere Sammlung bearbeitet hatte, hat ihnen jetzt noch reiche Spenden aus den Werken der Romantiker Achim von Arnim, Clemens Brentano, E. Th. W. Hoffmann, Ernst Schulze und einiger ihrer Zeitgenossen folgen lassen und in den inhaltreichen und fesselnd geschriebenen Einleitungen seine hervorragende Befähigung zur verständnißvollen Auffassung und unparteiischen Würdigung dichterischer Individualitäten von Neuem glänzend bewiesen. Dr. Bobertag, einer der fleißigsten und vielseitigsten Mitarbeiter der Sammlung, ist durch Herausgabe der

Werke von Wilhelm Hauff, Grabbe, Beer u. A.; Dr. A. Hauffen durch eine vielfach interessante Bearbeitung einiger Werke von Kotzebue, Collin u. A. thätig



Titelblatt zu „Des Knaben Wunderhorn". Aus Kürschner's Deutscher National-Litteratur Bd. 146, 1. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

gewesen. Professor A. Stern bietet für Theodor Körner (mit Benutzung der im Dresdener Körnermuseum bis 1889 gesammelten Urkunden und Handschriften) die vollständigste aller bisher erschienenen Ausgaben (in 3 Bänden).

Diese noch nicht erschöpfende Uebersicht der in den letzten zwei Jahren erschienenen Bände kann eine Vorstellung von der Rührigkeit erwecken, mit welcher das großartige Unternehmen gefördert wird; sie wird auch die Ungeduldigen oder Mißtrauischen beruhigen und vielleicht beschämen, denen die Veröffentlichung nicht rasch genug ging oder die etwa an die wirkliche Durchführung des weit angelegten Planes nicht recht glauben wollten. Die wohldurchdachte Leitung des Ganzen, sowie der Fleiß und Eifer der alten und neuen Mitarbeiter rechtfertigt die bestimmte Erwartung, daß der bei Beginn des Unternehmens aufgestellte Plan — mit einigen Erweiterungen, aber ohne jede Lücke oder Unterlassung — in nicht allzu ferner Zeit durchgeführt sein wird; und dann wird in der vollendeten Sammlung ein Hülfsmittel für quellenmäßig begründetes und dabei doch durch kundige Einleitungen, umsichtige Auswahl und Gruppirung des Stoffes, klare und anspruchslose Erläuterung erleichtertes Studium der deutschen Nationalliteratur vorhanden sein, wie es noch zu keiner Zeit dem nach Wissen und Bildung strebenden deutschen Publikum geboten worden ist. Da jeder Band einzeln zu dem gleichmäßigen Preise von 2 Mark 50 Pfg. käuflich ist, so ist jede beliebige Auswahl und Zusammenstellung freigestellt; die schön und geschmackvoll hergestellten Einbände deuten in einer klein und ohne Golddruck aufgepreßten Nummer die Stelle jedes Bandes innerhalb der gesammten Folge an, sie gestatten es aber auch, die Werke jedes einzelnen Schriftstellers oder jeder geschichtlich zusammenhängenden Gruppe von Schriftstellern als ein sich abgerundetes Ganzes in die Bibliothek einzustellen. Es kann diese Sammlung daher sowohl den Lernenden und Lehrenden, als auch dem Genuß und geistige Erhebung suchenden Leser von Neuem warm empfohlen werden. Vielleicht ist die Zahl derjenigen Gebildeten oder nach wahrer Bildung Strebenden nicht gering, die sich gern aus dem unerfreulichen Gewirr der Tagesliteratur und aus den so oft unreifen und krankhaften belletristischen (?) Productionen der Gegenwart flüchten zu älteren Dichterwerken, über welche das Urtheil bereits geklärt ist und über deren Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Geisteslebens die Geschichte entschieden hat. Jeder Versuch, der zu diesem Zwecke mit ausgewählten Bänden von Kürschners Deutscher Nationalliteratur angestellt wird, wird sich reichlich belohnen.

Die **Ausstattung** der neu erschienenen Bände ist in Bezug auf die Correctheit, Deutlichkeit und Schönheit des Druckes wie auf die Reichhaltigkeit und saubere Ausführung der Illustrationen durchaus auf derselben Höhe geblieben, welche an den ersten Bänden zu rühmen war. Von der Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit der Illustrationen mögen die aus einigen der jüngst erschienenen Bände ausgewählten, welche uns hier zu reproduciren erlaubt ist, eine Probe geben. E.

Wer ist Rembrandt?

Grundlagen zu einem Neubau der holländischen Kunstgeschichte. Von **Max Lautner**. Mit 7 Tafeln in Photogravüre. Breslau. J. U. Kern's Verlag (Max Müller) 1891.

Dieses Buch hat bei seinem Erscheinen bekanntlich ein sensationelles Interesse erregt und die entgegengesetzteste Beurtheilung erfahren. Von den Einen als eine bewunderungswürdige Forscherthat gepriesen, vor welcher alle bisherige Zunftgelehrsamkeit beschämt die Segel streichen müsse, ist es von den Anderen als ein dreistes Pamphlet auf den geheiligten Namen Rembrandt gebrandmarkt und seinem Inhalt nach als Ausgeburt einer überhitzten Phantasie mit Spott und Hohn überschüttet worden. Wenn diese Zeilen vor die Augen des Lesers treten, werden die erhitzten Gemüther auf beiden Seiten sich wohl einigermaßen beruhigt und wird hoffentlich an Stelle leidenschaftlicher Parteinahme für oder wider die vorurtheilslose Kritik und Nachprüfung des von dem Verfasser angetretenen Beweises bereits begonnen haben. Wir wenigstens möchten glauben, daß nur auf diese Weise dem Buche weder zu viel noch zu wenig Ehre oder Unehre geschehen kann. — Der Gedankengang seines Verfassers zerfällt, wie auch äußerlich durch die Zweitheilung des Textes angedeutet ist, in zwei Hälften. In der ersten sucht er den Beweis zu führen, daß der Maler **Rembrandt** nach allem, was wir aus den zahlreich veröffentlichten Urkunden über sein Leben und seinen Charakter wissen oder schließen müssen, unmöglich der Schöpfer jener reichen Menge hochbedeutender, köstlicher Gemälde gewesen sein könne, in denen

wir mit Recht den Höhepunkt der gesammten holländischen Malerei, ja der christlich-germanischen Kunst überhaupt erblicken. In dem zweiten Theil seines Buches erhebt der Verfasser an Stelle des vom Thron gestoßenen, so lange mit Unrecht verehrten Götzen nun den wahren Gott auf den Schild: Ferdinand Bol nämlich, der bisher für einen Schüler Rembrandt's gegolten hat. Seine Waffen im Kampf für diese verblüffenden Behauptungen entnimmt der Verfasser nun ganz verschiedenen Rüstkammern. Im ersten Theil operirt er meist mit moralphilosophischen Axiomen und psychologischen Spekulationen, die uns nur wenig Eindruck machen können. Auch ist es offenbar, daß er — wie wir annehmen, aus Irrthum — die Quellen vielfach falsch interpretirt, wie er denn überhaupt oft genug den Mangel an historischer Methode und Kritik durch den bestimmten Ton seiner Ausführungen zu ersetzen sucht. Im zweiten Theil bringt er dagegen positive Beobachtungen, die unser höchstes Interesse erregen müssen. Denn er stützt sich hier auf zahlreiche, mit Hilfe eines besonderen photographischen Verfahrens von ihm entdeckte Bezeichnungen auf den bisher dem Rembrandt zugeschriebenen Bildern, die, an den verschiedensten Stellen angebracht, immer wieder den Namen Bol oder sein Monogramm uns zeigen. Eine Anzahl solcher „latenter" Bezeichnungen hat der Verfasser auf den beigegebenen Tafeln veröffentlicht, indem er neben die photographische Reproduction der betreffenden Bildstelle stets die retouchirte Wiederholung des von ihm darauf gelesenen Namenszuges setzt — ein durchaus loyales Verfahren, von dem wir nicht begreifen, wie man es ihm hat zum Vorwurf machen können. Es kommt nur darauf an, ob der Verfasser diese angeblichen Bezeichnungen wirklich richtig gelesen hat, und dies zu konstatiren wird eine ernste Pflicht der kunsthistorischen Forschung sein. Denn wer auch nur flüchtig, aber vorurtheilslos, an einer Reihe von geeigneten Photographien die Beobachtungen des Verfassers nachprüft, wird sich selbst beim äußersten Skepticismus der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß hier in Wahrheit — um uns ganz vorsichtig auszudrücken — Dinge vorhanden sind, die der allerernstesten Aufmerksamkeit werth erscheinen. Und dabei ist doch zu bedenken, daß diese Photographien ebenso wie diejenigen, mit welchen der Verfasser arbeitete, nicht zu dem speciellen Zweck seiner Untersuchungen angefertigt worden sind, also die an verschiedenen Stellen des Bildfeldes erscheinenden „Bezeichnungen" immer nur beiläufig mit aufgenommen sind: welchen Aufschluß dürfen wir also von photographischen Aufnahmen der Originalbilder erwarten, bei denen der Apparat direct auf die verdächtige Stelle eingestellt ist und die jeweilig geeignetsten Beleuchtungsverhältnisse zu Hilfe genommen werden! Ohne Zweifel kann der Verfasser verlangen, daß auf diesem Wege konstatirt werde, ob seine auf weit mühevollere Weise erlangten Resultate Stich halten oder nicht — erst dann möge man die Schalen des Zorns oder der Anerkennung über sein ketzerisches Haupt ausgießen! — Auf alle sonstigen Fragen einzugehen, zu denen das Buch überreichlich Veranlassung bietet, ist hier nicht der Ort; das stark hervortretende Selbstbewußtsein des Verfassers, welcher offenbar meint sie alle bereits ihrer Lösung nahe gebracht zu haben, können wir in keinem Falle theilen. Aber in so schwerwiegenden Dingen ist auch das Verdienst, mit scharfem Auge und geschickter Hand eine glückliche Entdeckung gemacht und auf ihr mit muthiger Consequenz Schlüsse aufgebaut zu haben, kein geringes und bedingt die epochemachende Bedeutung, welche wir dem Buche Lautners unbedingt zusprechen müssen. M. S.

Bibliographische Notizen.

Die Universitäten und technischen Hochschulen. Von Egon Zöller. Landes-Bauinspektor. Berlin 1891. Wilhelm Ernst & Sohn (Gropiussche Buchhandlung).

Für die Geschichte der Universitäten liegen schon seit längerer Zeit ausführliche Werke vor, dagegen fehlte es noch vollständig an einem solchen für die technischen Hochschulen; nur einzelne der letzteren haben bei besonderen Gelegenheiten ihre Geschichte in Festschriften niedergelegt. Es ist das Verdienst Zöllers, in dem oben genannten Werke zugleich mit einem kurzen Ueberblick über die Geschichte der Universitäten, zum ersten Male auch

eine zusammenfassende, ausführliche Geschichte der technischen Hochschulen niedergelegt zu haben.

Nachdem der Verfasser im Anschluß an den ersten Abschnitt sodann die Beziehungen zwischen der Wissenschaft und ihren Pflegestätten einerseits und der jeweiligen Cultur andererseits eingehend erörtert hat, zeigt er in einem dritten Abschnitt, daß Universitäten und technische Hochschulen völlig ebenbürtige Anstalten, daß sie beide von gleich hoher Bedeutung für unsere Cultur sind, und daß sie mit in ihrer Gesammtheit die Universitas litterarum für unseren heutigen Culturzustand ausmachen. (Die Erörterung dieser Frage ist ja leider noch nicht überflüssig geworden; wird doch erzählt, daß erst vor nicht allzu langer Zeit ein Professor einer Universität die Professoren der technischen Hochschule derselben Stadt geringschätzig als „höhere Maurermeister“ oder ähnlich bezeichnet habe und ist doch auch das allerdings weiter zurückliegende „mathematicus non est collega“ eines Altphilologen noch nicht völlig überwunden).

Im letzten Abschnitte macht der Verfasser eingehende Vorschläge für den weiteren Ausbau unseres Hochschulwesens, welche uns sehr beachtenswerth erscheinen.

Wp.

Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin, bearbeitet von A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. V. Loewenthal und Dr. J. Bechhold. Lieferung 1 und 2. Frankfurt a. M. J. Bechhold.

Dieses Handlexikon, von welchem uns bisher zwei Lieferungen vorliegen, stellt sich die Aufgabe, über das weite Gebiet sämmtlicher Naturwissenschaften und der Medizin mit ihren Zweigwissenschaften und den angrenzenden Gebieten der Technik kurze und dabei doch einigermaßen vollständige Auskunft zu ertheilen. Diese umfassende Aufgabe wird mit großem Geschick gelöst: jeder Gegenstand, jeder technische Ausdruck findet seine präcis gefaßte, klare Erläuterung. Auf die Erklärung der Abkürzungen und Symbole, wie solche in den beschreibenden Naturwissenschaften, der Chemie, der praktischen Medizin (Receptirkunde) u. s. w. üblich sind, ist besonderer Werth gelegt. Wir glauben, daß man von diesem Handlexikon mit Recht sagen kann, was von neu erscheinenden Büchern oft und mit Unrecht behauptet wird, daß dasselbe einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommt. Zu seiner Empfehlung trägt auch der billige Preis (pro Lieferung 80 Pfennig) bei; das Werk soll in 10 Lieferungen vollständig sein.

St.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1890—91. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung.

Das Jahrbuch von Wildermann, das mit dem vorliegenden Band zum sechsten Mal auf dem Plan erscheint, giebt, wie den älteren Lesern aus „Nord und Süd“ aus früheren Besprechungen bekannt ist, einen populär gehaltenen Ueberblick über die Fortschritte des letzten Jahres auf den Gebieten der Physik, Chemie, Mechanik, Meteorologie und physikalischen Geographie, Astronomie und mathematischen Geographie, Zoologie, Botanik, Forst- und Landwirthschaft, Mineralogie und Geologie, Anthropologie und Urgeschichte, Gesundheitspflege, Medicin und Physiologie, Länder- und Völkerkunde, des Handels, der Industrie und des Verkehrs. Es ist außerordentlich schwierig, in der durch den Umfang des Werkes gebotenen compendiösen Form das große Material zu bewältigen, das der rasche Fortschritt der Wissenschaft auf allen diesen Gebieten an die Hand giebt. Einem Theil der Mitarbeiter ist dies, wie in den früheren Jahrgängen, in wirklich mustergiltiger Weise gelungen. Wenn der eine oder andere Abschnitt hinter den anderen zurückbleibt, so ist dies, bei der großen Zahl der Bearbeiter, erklärlich und soll unserer Beurtheilung des Ganzen keinen Abbruch thun. Das Jahrbuch sei auf's Neue unseren Lesern, die sich für naturwissenschaftliche Fragen interessiren, auf das Wärmste empfohlen.

cht.

Die Raupen der Großschmetterlinge Europas. Von Dr. E. Hofmann. Stuttgart, E. Hoffmann (A. Bleil).

Von dem im 162. Hefte auf Grund der ersten Lieferung besprochenen Werke liegen uns jetzt Lieferung 1—9 mit den Tafeln 1—12, 14—19 vor. Der allgemeine Theil ist beendet, der specielle bis zur XII. Familie der Nachtschmetterlinge gediehen. Was die erste Lieferung versprach, haben die folgenden gehalten, sodaß wir unser günstiges Urtheil durchaus aufrecht erhalten können. Wir wollen an dieser Stelle noch erwähnen, daß der Herausgeber alle Liebhaber bittet, ihm etwa noch ungedrucktes Material über neue

Beobachtungen, besonders über Eulen und Spanner, zugehen zu lassen, damit diese neuesten Forschungen noch vor Beendigung des Werkes berücksichtigt werden können.
Wp.

Das Jugendspiel. Vortrag, gehalten in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig, am 17. Nov. 1890, von H. Raydt. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior) 1891.

Der durch sein Werk über das englische Schulwesen bestens bekannte Verfasser giebt in dem Schriftchen eine kurze, von innerer Wärme für den Gegenstand durchdrungene Schilderung des Jugendspieles auf Schule, Universität und im bürgerlichen Leben Englands auf Grund seiner eigenen ausgedehnten Beobachtungen an Ort und Stelle. Allen, welche sich für die Ausbildung und Erziehung unserer Jugend interessiren, sei das Schriftchen, dem als Leitmotiv das „mens sana in corpore sano" zu Grunde liegt, bestens empfohlen.
Wp.

Edmund Kretschmer. Sein Leben, Schaffen und Wirken. Von Otto Schmid. Mit einem Bildnisse Kretschmers. Dresden, Verlag von Hönsch & Tiesler.

Das künstlerische Wirken E. Kretschmers, des Componisten der Opern „Die Folkunger" und „Heinrich der Löwe" liegt zwar noch nicht abgeschlossen vor uns, rechtfertigt aber doch den Versuch einer zusammenhängenden Darstellung. Kretschmer ist kein Genie ersten Ranges, aber ein talentirter, feinfühliger und von ernstem und gediegenem Streben beseelter Künstler, dessen Name von gutem Klange ist und sich den geachtetsten der Jetztzeit anreiht. O. Schmid hat, auf künstlerische Quellen gestützt, ein warm empfundenes und scharf umrissenes Lebensbild geliefert und sich von dem Fehler dithyrambischer Verhimmelung seines Helden erfreulicherweise fern gehalten.
eb.

Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin. 1820—1851. Nach Briefen, Tagebüchern und anderen von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken. Von H. S. Holland und W. S. Rockstro. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Hedwig J. Schoell. 2 Bände, Leipzig. F. A. Brockhaus.

Die echte Gesangskunst tritt in unseren Tagen immer mehr in den Hintergrund. Nicht die Schönheit und Anmuth des Tones ist es mehr, die von denen, welche in der Oeffentlichkeit an erster Stelle stehen, angestrebt wird, sondern das Volumen, die Kraft und die Ausdauer. Die Erinnerungen an große Sänger der Vergangenheit klingen fast wie Märchen. Jenny Lind ist eine der Künstlerinnen gewesen, die nicht durch die Größe ihres Tones imponirt haben, sondern durch die echt künstlerische Behandlung desselben. Wie sie nach schweren Irrungen, die ihre Stimme dem vollständigen Ruin nahe gebracht hatten, in Garcias Schule zur Umkehr bewogen und schließlich die bedeutendste dramatische Sängerin ihrer Zeit geworden ist, das wird in dem vorliegenden Buche anschaulich und detaillirt geschildert. Leidet auch das Werk, an welchem mehrere Verfasser gearbeitet haben, an einer bisweilen befremdenden Ungleichheit der Darstellung, so bietet es doch so viel des Interessanten und Lehrreichen, daß man es allen Musikfreunden, und namentlich allen aufstrebenden Kunstjüngern warm empfehlen kann. Die Uebersetzung ist treu und liest sich leicht und flüssig; die Beigaben (6 Heliogravüren und 8 Abbildungen) sind von künstlerischem Werthe.

Für Fachmusiker werden die Musikbeilagen, Cadenzen, Lieder und Arien in der Form, in welcher Jenny Lind bei ihrem öffentlichen Auftreten sich ihrer bediente, eine hochwillkommene Gabe sein.
eb.

Nicht rasten und nicht rosten. Jahrbuch des Scheffel-Bundes in Oesterreich für 1891. Geleitet von Franz Pomezny. Wien, A. Hartleben.

Nach berühmten Mustern ist auch für Victor von Scheffel ein Bund und ein Jahrbuch zur Bewahrung seines Andenkens gegründet worden. Insoweit dieses Unternehmen die treue und nacheifernde Erinnerung an den Dichter zu pflegen geeignet ist, wird man ihm Teilnahme nicht versagen. Zwei bisher ungedruckte Sprüche Scheffels (S. 113), einige Erinnerungen aus seinem Leben, ein im Facsimile (mit Einschluß der Briefmarken auf der Adresse)! mitgetheilter Brief (S. 118—121), eine Studie über die männlichen Charaktere im „Ekkehart" — das Alles wird manchem Verehrer des Dichters willkommen sein. Wohlgelungen ist das Gedicht zum „Trauersalamander" der deutschen Studenten in Prag bei

Scheffel's Todtenfeier; sonst wäre es freilich um Scheffel's Nachruhm schlimm bestellt, wenn er nicht in seinen eigenen frischen Gesängen fortleben sollte, sondern in den Gedichten, die Verehrer und Verehrerinnen hier auf ihn und über ihn gemacht haben. Daß auch schon auf den verehrlichen Scheffel-Bund selbst S. 114 ein Gedicht abgedruckt ist, wird man begreiflich finden. Außerdem enthält aber der Band noch eine bunte Reihe mannigfaltiger Gaben von sehr verschiedenen Schriftstellern und von sehr verschiedenem Gepräge. Der „Leiter" des Jahrbuches hat sie rein alphabetisch nach dem Namen der Autoren eingereiht, um in dankenswerther Klarheit zu zeigen, daß kein sachliches Band die einzelnen Beiträge mit einander und mit der Erinnerung an Scheffel vereinigt. So wird z. B. auf S. 17 die Exkaiserin Eugenie angesungen, in alcäischem Versmaß (das jedoch in der fünften Strophe vor Rührung aus dem Leim geht; Strophe II der schöne Dreireim: kronlos — thronlos — sohnlos!); darauf folgen S. 18, und 20 zwei Schnurren im Volksdialekt, sinnvoll auf S. 19 unterbrochen durch die Zeichnung einer über Scheffel trauernden Frauengestalt; dann ein „Epheublatt" für Johann Orth, dann eine „anzügliche Feerie" u. s. w. Der unbefangene Leser fragt verwundert: Was soll dieses alles zusammen? Und was soll es in einem Scheffel-Jahrbuch?

Die beigegebenen Zinkabdrücke erscheinen meist matt, verwischt und farblos. Besonders hervorragend ist in dieser Beziehung die Wiedergabe einer von Scheffel gezeichneten Landschaft (S. 97); wahrscheinlich sollte durch diese Art der Ausführung die trüb-elegische Stimmung, welche den Beschauer der Reliquie erfüllen muß, noch gesteigert werden. Denn welche Gründe könnten sonst die „Leitung" und die Verlagshandlung bestimmt haben, dem Publikum solche Illustrationen zu bieten? dr.

Der Millionenbauer. Roman von Max Kretzer. Leipzig, W. Elischer Nachfolger (Bruno Winkler).

Während in dem Vaterlande des Naturalismus, in Frankreich, der Geschmack an demselben sehr im Rückgange begriffen ist und an Stelle des naturalistischen Romanes der psychologisch experimentelle getreten ist mit einem Stich ins Mystische sogar, der noch einen Schritt vorwärts, die Kette zu schließen im Begriffe ist, um wieder an seinem Ausgangspunkte anzulangen, treibt der Naturalismus in Deutschland noch wunderliche Blüthen. Unter den Hauptstürmern und Drängern des jüngsten Deutschlands war uns unter den Namen von Conrad Alberti, Bleibtreu rc. auch derjenige Max Kretzers geläufig, in seinem neuesten uns vorliegenden Werke ist Kretzer der Fahne untreu geworden und wandelt seine eigenen Wege, nicht zu seinem Schaden.

Im „Millionenbauer" giebt uns Kretzer Typenschilderungen, wie sie das Berliner Leben hervorbringt; — es ist eine bekannte Thatsache, daß den Bauern des dicht bei Berlin gelegenen Schöneberg ihr sandiger Grund und Boden mit Millionen aufgewogen wurde, weil durch das fieberhafte Wachsthum der jüngsten Millionenstadt, diese ihre steinernen Arme immer weiter hinausstreckt, und wo durch Generationen hindurch mühselige Ackerbürger dem dürftigen Boden mit Mühe ihren Lebensunterhalt entwanden, da wandelt man heut durch breite Straßen mit himmelhohen Miethspalästen. Es ist begreiflich, daß es einen talentvollen Schriftsteller reizen muß, den Bauern in dieser veränderten Lebensstellung zu studiren und diese Studien nach der Natur in einem Roman zu verwerthen. Kretzer schildert uns mehrere solche Exemplare Schöneberger Bauernmillionäre, bei denen alle niederen Instincte durch den Wandel des Schicksals ins Ungeheuerliche gewachsen und durch den Contrast mit ihrer neuen Lebensstellung an die Carricatur streifend, in hellster Beleuchtung erscheinen. Bauernschlauheit mit niedriger Habsucht und Geiz vermischt mit Genußsucht und lächerlichem Hochmuth, erzeugen ein Gesammtbild des widerwärtigsten Protzenthums, bei dem jedes bessere Gefühl erstickt wird. Selbstverständlich ist auch der Conflict nahe bei der Hand; die Töchter dieser Millionäre, welche eine sogenannte feine Erziehung erhalten, können sich in ihrem Kreise nicht mehr wohl fühlen und streben heraus zu kommen; vermöge ihrer Millionen wird es ihnen auch nicht schwer, und manch adliges Wappenschild wartet nur darauf, sich auf diesem Wege neu vergolden zu lassen.

Kretzer hat mit glücklichem Griff die Heirath einer solchen Millionärstochter mit einem verarmten adeligen Offizier geschildert und alle die Conflicte, die sich nothwendig aus dieser Ehe ergeben müssen, wo zwei Menschen und zwei Familien zusammen kommen, die in socialer Beziehung

directe Antipoden und die beständigen Reibungen daher unausbleiblich sind. Der Conflict droht sogar einen tragischen Ausgang zu nehmen; Kretzer hat es indessen vorgezogen, Alles zu einem guten Ende zu führen und somit demjenigen Lesepublikum eine Concession zu machen, welches die traurigen Romanschlüsse nicht liebt. In spannender Weise ist der Roman geschrieben und trotz manch kleiner Uebertreibungen merkt man überall die Hand eines sehr talentvollen Schriftstellers, von dem wir noch viel Gutes erwarten.

mz.

Der Heide. Roman von Theodor Wolff. Berlin, Verlag von Freund und Jeckel.

Das Werk des uns bisher unbekannten Verfassers verräth an einzelnen Stellen ein unverkennbares Talent für Stimmungsmalerei, konnte uns aber als Ganzes nicht befriedigen. Der Kampf gegen die bestehenden socialen Ordnungen, gegen das „Ueberlieferte und Befestigte," der in den Werken so vieler modernen Stürmer und Dränger mit oft übermäßigem und alle Schranken durchbrechendem Kraftaufwande geführt wird, erscheint hier nicht als der flammende Ausbruch einer leidenschaftlichen, vulkanischen Seele, die von Ueberzeugungen und Idealen — und sollten es auch irrige sein — erhitzt ist, sondern mehr als das prächtige Feuerwerk eines Künstlers, der uns blenden will. Es macht uns wohl staunen, aber erwärmt uns nicht, und wenn es verpufft ist, hat man es im nächsten Augenblick wieder vergessen. Das Recht des einzelnen Menschen auf Glück, auf persönliche Freiheit, das berechtigte Auflehnen des fühlenden Herzens gegen den starren Zwang gesellschaftlicher Convention wird hier discutirt in zuweilen geistreicher Weise; aber es fehlt die zündende Gluth begeisterter Kampffreudigkeit, welche auch widerstrebende Geister in Brand zu setzen im Stande ist. Diese revolutionären Anläufe gehen gar bald kläglich in Resignation und Pessimismus unter, und kein muthvoller Ausblick in die Zukunft verräth, daß der Verfasser selbst an seine Sache glaubt, wie will er also Andere daran glauben machen? Der Hauptträger der Idee, der Baron von Reichardtshausen ist doch eine zu schemenhafte Figur und verhält sich zu passiv, als daß er Interesse erwecken könnte. Auch kennt der Verfasser noch keine künstlerische Oekonomie, er thut hier zu viel, dort zu wenig; manches ist nur flüchtig angedeutet, was eine ausführliche Darstellung beanspruchen dürfte, wie die Episode der unglücklichen Marie, die — wie berichtet wird — für den Genuß des Glückes ihr Leben geopfert — eine Figur, die unseres Erachtens handelnd hätte vorgeführt werden müssen; Anderes erscheint überflüssig oder nicht richtig um den Kern des Ganzen gruppirt. Wir haben oben das Talent des Verfassers für Stimmungsmalerei erwähnt; dasselbe zeigt sich namentlich bei der Schilderung solcher Scenen, in denen eine schwüle, beklemmende Atmosphäre herrscht, in beachtenswerther Weise; und die in diesen Situationen auftretende Mädchengestalt (Erna Wöllner) ist die sorgfältigst ausgearbeitete und bestgelungene, ein blutvolles, lebenathmendes Geschöpf. — Hier scheint sich des Verfassers Stärke zu offenbaren, und wenn er soweit wird gekommen sein, seine schildernde Begabung und seine Fähigkeit, die kleinen Züge des Alltagslebens mit scharfem Blick zu erfassen, an rechter Stelle und in richtigem Maße, im steten Hinblick auf das Ganze und im Dienste der Idee des Werkes zu entfalten, und wenn es ihm mehr darum zu thun sein wird, uns zu überzeugen, als zu bestechen, dann wird er vielleicht befriedigende, interessante Gaben auf den literarischen Markt bringen.

O. W.

Die fünfzig Semmeln des Studiosus Taillefer. Eine Studentengeschichte von Hans Hopfen. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Das Leben und Treiben des deutschen Studenten ist seit lange eine Fundgrube für unsere Humoristen oder solche, die es sein möchten, gewesen, die aber mit mehr Consequenz als Glück ausgebeutet wird. Die Studentenstreiche, die uns in derartigen Humoresken erzählt werden, sprechen theils der Wirklichkeit oder Wahrscheinlichkeit Hohn, theils stehen sie mit den Paragraphen des Strafgesetzbuches oder doch mit unserem moralischen Gefühle in so bedenklichem Widerspruche, daß der gebildete Leser sich mehr abgestoßen als erheitert fühlen muß; wirklich vornehme Vertreter dieser Literaturgattung sind selten; einen solchen bescheert uns Hans Hopfen mit dem vorliegenden Buche, welches man als ein humoristisches Gegenstück zu seiner älteren Erzählung, „Der letzte Hieb," welche ein tragisches Bild aus dem Studentenleben entrollte, bezeichnen kann. — Dieser Humor hat nichts Gewaltsames und Rohes; er ist wohlerzogen, liebenswürdig, maß-

voll, man könnte sagen: reservirt. Er macht uns nicht lachen, sondern nur lächeln; und man hat die Empfindung, daß ihm ein wenig weniger Wohlerzogenheit und etwas mehr überschäumende Laune nicht schaden könnte. O. W.

Helene. Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen von M. Kolloden. Dresden, Leipzig, E. Pierson.

Zwei Erzählungen, die sich weit über das Durchschnittsmaß dieser Gattung erheben, namentlich die Doppelerzählung und hauptsächlich deren zweiter Theil „Unter dem Marienbilde“ möchten wir als besonders gelungen erwähnen. Die Oertlichkeit, auf welcher die in derselben geschilderten Begebenheiten sich abspielen, ist jener weite Landstrich im Osten, der dicht an das unermeßliche Rußland sich anschließt, politisch zu Preußen gehört und trotz aller Germanisirungsversuche noch heut von Civilisation und Cultur so weit entfernt ist wie vor hundert Jahren. Die öde einförmige Landschaft mit den düstern Kieferwaldungen und dem spröden, wenig ergiebigen Boden ist der passende Rahmen für das Elend ihrer Bewohner und deren freudloses, geplagtes Dasein, in welchem der Branntwein ihr einziger Trost ist, weil er allein ihnen zeitweise Vergessenheit ihres jammervollen Lebens gewährt. Die Darstellung der Geschehnisse erinnert lebhaft an Tolstoy's „Macht der Finsterniß.“ Wenn auch Kolloden an die dichterische Gestaltungskraft dieses letzteren nicht heranreicht, so sind doch auch dieses Verfassers Schilderungen voll packender Naturwahrheit, und auch er versteht es mit der Poesie des Elends unser Herz zu ergreifen. mz.

Schnell reich. Von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Nicht nur den Drang nach schnellem und mühelosem Gewinn, der ein characteristischer Zug unserer Zeit ist, hat Friedmann zum Vorwurf seines Romanes gemacht, gleichzeitig spricht aus demselben die deutliche Absicht, daß er ein Trutzbüchlein gegen den Naturalismus in der Literatur schreiben wollte. Wir können den Versuch nicht als einen gelungenen betrachten.

In erster Reihe müssen wir unser Bedenken gegen den Roman in formaler Beziehung aussprechen, der Aufbau desselben entbehrt jeder Klarheit und Uebersichtlichkeit, die Handlung ist so sprunghaft und ruhelos, daß es dem Leser schwer wird, den Faden der Erzählung festzuhalten. Was er schildert, sind nicht Typen, sondern Carricaturen, die statt zu überzeugen, lächerlich wirken.

Wir verzichten, auf den Inhalt des Buches näher einzugehen und bedauern, daß ein talentvoller Schriftsteller etwas so Unfertiges, wie das uns vorliegende Werk der Oeffentlichkeit übergiebt. mz.

Aus vergangenen Tagen. Erzählungen von Th. Justus. Leipzig 1890. Verlag von A. G. Liebeskind.

Wer angesichts der modernen Geschmacksrichtung, die nun einmal mehr oder weniger unter dem Banne der realistischen Dichtung steht, kühnen Muthes den Ritt in's alte romantische Land wagt, der muß wahrlich mit dem ganzen blendenden Rüstzeug eines echten Talentes angethan sein, um den Leser auf die Dauer fesseln zu können. Justus ist dieser Erkorenen Einer. Es ist ein wahres Labsal sich mit ihm in den Geist vergangener Zeiten zu versenken und hier endlich einmal, nachdem man so lange das Parfüm der Salons und den Duft der Fabriken eingesogen, die reine Bergluft der mittelalterlichen Romantik einzuathmen. — Was Justus auszeichnet, ist das seltene Geschick, uns die fremdartigen Gestalten einer längst versunkenen Culturepoche menschlich näher zu bringen, ohne deshalb — nach berühmten Mustern — die historische Wahrscheinlichkeit auf's Spiel zu setzen. Sein fahrendes Volk interessirt uns nicht minder, als der modernste Künstlerroman und das Herzeleid seiner Ritterfräulein dünkt uns oft rührender als die Liebestragödien unserer Salondamen. — Und doch schimmert nirgends das Bestreben durch, die rauhen Charaktere jener Zeit dem heutigen Geschmack anzupassen. — Zu diesen inneren Vorzügen gesellt sich eine flüssige, sich dem historischen Rahmen gefällig anschmiegende Diction und vor Allem die Gabe der anmuthigen und anschaulichen Schilderung. Die erquicklichste Wirkung erzielt die Kunst des Verfassers freilich dort, wo er das Flüßlein seines glücklichen Humors rinnen lassen kann, wie z. B. in dem „Walpertsmännchen von Rothenscheideck.“ Hier wäre man fast versucht, Justus als den Baumbach der Prosa zu bezeichnen. Alles in Allem: ein lesenswerthes Buch, an dem auch jedes Mädchenherz seine Freude finden wird. — Das ist heutzutage im Zeitalter Zola's und Ibsens ein ebenso seltenes, wie zweifelhaftes Lob;

aber aus praktischen Gründen immerhin erwähnenswerth. C. B.

Italienische Frühlingstage! Von Fritz Baumgarten. Freiburg, J. C. B. Mohr.

Unter obigem Titel schrieb Fritz Baumgarten im Frühling 1891 Briefe in die Heimat, gelegentlich einer achtwöchentlichen Studienreise, die von badischen Gymnasiallehrern unter Führung des Professors von Duhn unternommen wurde, und deren Hauptziel Pompeji war. Selten legten wir — im besten Sinne des Wortes — eine Reiseschilderung so ungern aus der Hand, wie vorliegendes Werkchen, denn gern hätten wir uns von dem liebenswürdigen Verfasser noch weiter auf dem Boden des klassischen Alterthums umherführen lassen. Mit empfänglichem Sinn, mit offenem Auge, ausgestattet mit den eingehendsten Kenntnissen über alle Kulturvölker der gesegneten Halbinsel, von den Etruskern bis zu unsern Zeitgenossen, fesselt uns Fr. Baumgarten unwiderstehlich mit der Frische seiner Darstellung, und berührt uns um so sympathischer, als er trotz des reichen wissenschaftlichen Materials, das er uns bringt, schlicht und menschlich bleibt, ohne, wie die Herren Akademiker und Fachgelehrten, vom hohen Kothurn herab zu reden. Die gute Reiselaune, die den Autor beseelte, theilt sich unwillkürlich dem Leser mit, und dabei vergiebt man gern einige allzu studentenhafte Ausdrücke, wie „es war brüllend“ oder „Getätschel“, die bei einiger Feilung wegblieben.

M. V.

Wilhelm Bornemanns plattdeutsche Gedichte. Mit Federzeichnungen von Theodor Hosemann. Achte Auflage. In 8 Lieferungen à 50 Pf. Berlin, R. v. Deckers Verlag.

Die Gedichte des königl. preußischen Lotteriedirectors Johann Jacob Bornemann (erste Ausgabe: 1810; letzte vom Verfasser besorgte: 1843) waren nicht nur plattdeutsch geschrieben, sondern auch dem Inhalte nach platt und unglaublich geschmacklos; die Illustrationen waren dem Inhalt durchaus angepaßt. Diese neue Ausgabe will nach der Ankündigung des Verlegers „den Dichter voll und ganz den Lesern vorführen“; es sind also auch die in früheren Ausgaben schon ausgeschiedenen Gedichte wieder aufgenommen. Wir glauben nicht, daß gebildeten Lesern damit ein Dienst geschieht. Wenn aber in derselben Ankündigung zur Reclame der „Dichter“ Bornemann gar neben Klaus Groth und Fritz Reuter gestellt wird, so finden wir dafür keine parlamentarische Bezeichnung. Gerade die Genossenschaft eines Wilhelm Bornemann hat Klaus Groth schon im Vorwort zur ersten Auflage des „Quickborn“ sehr nachdrücklich von sich abgewehrt. dr.

Illustrirter Führer durch das Riesengebirge, die Adersbach-Weckelsdorfer Felsenstädte und den Stern. Im Auftrage des Oesterreichischen Riesengebirgs-Vereins bearbeitet von Eduard R. Petrák. Mit 70 Illustrationen, 1 Panorama von der Schneekoppe und 4 Karten. Wien, A. Hartleben.

Da die Reize des an erhabenen wie an anmuthigen Landschafts-Bildern so reichen Riesengebirges immer allgemeinere Anerkennung finden, ist auch das Bedürfniß nach einem zuverlässigen Führer durch dasselbe ein dringendes geworden. Die vorhandenen Reisehandbücher können demselben nicht in vollem Umfange gerecht werden, da sie durch Hinzuziehung der Nachbargebirge den Raum für die Beschreibung des Riesengebirges ungebührlich beschränken. Außerdem litten sie an dem Mangel, daß sie der Südseite des Gebirges nicht genügende Beachtung schenkten. Der vorliegende Führer, dessen Herausgeber der langjährige Redacteur des Vereinsorgans des Oesterreichischen Riesengebirgsvereines „Das Riesengebirge in Wort und Bild,“ ein trefflicher Kenner des Riesengebirges ist, hilft nun dem Mangel in gründlicher Weise ab. Das Buch zerfällt in einen allgemeinen und einen speciellen Theil. Der erstere würdigt das in Frage kommende Gebiet vom naturkundlichen Standpunkte aus, er behandelt unter Verwerthung der neuesten Forschungsergebnisse Orographie, Hydrographie, Klima, Boden und Waldcultur, Fauna, Flora, Bewohner und schließt mit einem praktischen Abschnitt, welcher allerlei Winke für die Reise giebt. Der zweite Theil berücksichtigt in fesselnder Weise das historische Moment. Der Stoff ist sehr übersichtlich angeordnet, indem die wichtigsten und bekanntesten Orte als Ausgangspunkt für die verschiedenen Routen gewählt wurden; solcher Routen sind im Buche 52 zusammengestellt, aus denen sich noch andere mit Leichtigkeit combiniren lassen.

Das Werk ist mit 70, meist nach photographischen Aufnahmen hergestellten Illustrationen geschmückt. Außerdem sind demselben eine schöne Darstellung vom Panorama des Riesengebirges von der Schneekoppe, sowie 4 vortreffliche Karten beigegeben, nämlich: 1. Specialkarte vom Riesengebirge Maßstab 1:80 000; 2. Specialkarte der südlichen Vorlagen des Riesengebirges Maßstab 1:75 000; 3. Eisenbahnkarte von Mitteleuropa; 4. Uebersichtskarte der Haupteintrittspunkte in's Riesengebirge. Der Führer sei allen Besuchern desselben bestens empfohlen.

—a.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abel, C., Memoiren eines Couleur-Studenten. Freiburg i. B., Fr. E. Fehsenfeld.

Ammon, O., Der Darwinismus gegen die Socialdemokratie. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Bauer, G., Wach auf! Ein freies Wort an die Zeitgenossen. Berlin, F. Schneider & Co.

Benecke, H., Der heilige Rock zu Trier im Jahre 1891. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. No. 497—502. 510. 511—513. 516. 517. 518. Halle, O. Hendel.

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Herausg. von C. Falkenhorst. Lieferung 28—30. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Brand, J., Kaiser Otto der Dritte. Drama. München, L. Finsterlin.

Bornemann, W., Plattdeutsche Gedichte. Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann. Achte Aufl. Lieferung 5—8. Berlin, R. v. Deckers Verlag.

Germania. Deutsche Dichter der Gegenwart. Bild und Wort. Berlin, Gebr. Paetel.

Gesetze über das Urheberrecht im In- und Ausland nebst internationalen Literaturverträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. 3 Theile. Leipzig, G. Hedeler.

Hann, P., Anspruchslose Geschichten. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Hauffs Werke. Illustr. Ausgabe. Lieferg. 4. 5. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Herrmanowski, P., Die deutsches Götterlehre und ihre Verwerthung in Kunst und Dichtung. Zwei Bände. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchh.

Herzoglich S. Hoftheater zu Coburg-Gotha. Uebersicht der während der Spielzeit 1890/91 gegebenen Vorstellungen. Coburg, Dietz'sche Hofbuchdr.

Himmel und Erde. Illustr. naturw. Monatsschrift. III. Jahrg. Heft 10. Berlin, H. Paetel.

Hippel, R. v., Die Thierquälerei in der Strafgesetzgebung des In- und Auslandes, histor., dogmatisch und kritisch dargestellt, nebst Vorschlägen zur Abänderung des Reichsrechts. Berlin, O. Liebmann.

Jeffery, J. C., Aus den Papieren eines Wanderers. Roman. (Engelhorns allgem. Romanbibl. VII. Jahrg. Band 22.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Kralik, R., Kunstbüchlein gerechten gründlichen Gebrauchs aller Freunde der Dichtkunst. Wien, C. Konegen.

Krüger, C., Unter heiterer Flagge. Lustige Geschichten. Zwickau, R. Zückler.

Lanzky, P., Herbstblätter. Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.

Ludwig, O., gesammelte Schriften. Lieferung 13—16. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Maerheim, H., Die Seewiese. Ein Märchen aus Alt-Aussee. Wien, C. Konegen.

May, M., Zehn Arbeiter-Budgets. Ein Beitrag zur Frage der Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen. Berlin, R. Oppenheim.

Oechsler, R., Was der Neckar rauscht. Lieder und Schwänke. Mit Zeichnungen von C. Sizler. Heilbronn, O. Weber.

Pfohl, F., Bayreuther Fanfaren. Leipzig, C. Reissner.

Pistor, M., Die Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.

Richter, O., Das Deutsche Reich. Abth. 4—9. Leipzig, O. Spamer.

Roller, C., Welmor, genannt der Salzburger. Ein denkwürdiges Charakterbild aus dem Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts. Heilbronn, O. Weber.

Schaffheitlin, A., Elisa. Das Leben einer Seele. Gedicht. Leipzig, W. Friedrich.

— König Rolaf, der Auferstandene. Modernes Schauspiel in fünf Acten. Leipzig, W. Friedrich.

Schütz, A., Die Geheimnisse der Tonkunst. Stuttgart, J. B. Metzler.

Schwerin, J. Gräfin, Hedda. Roman. Davos, H. Richter.

Der „Spottvogel“ pfeift auf Alles. Herausgeg. von Karl Schmidt. 1891 No. 2. Berlin, Spottvogel-Verlag.

Sturm, A., Donat. Historisches Drama in vier Acten. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Städtebilder und Landschaften aus aller Welt. 1891. Heft 6. Zürich, J. Laurencic.

Theuriet, A., Mein Onkel Scipio. Autoris. Uebers. aus dem Französ. von Natalie Rümelin. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. 7. Jahrgang Band 23.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Verein Berliner Künstler, gegr. 19. Mai 1841. Festschrift zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens, 19. Mai 1891. Berlin, Amsler & Ruthardt.

Wichmann, Fr., Die Königin von Carthago. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, O. Mutze.

Zur See. Herausg. von v. Henk. Mit Illustr. Lieferung 22. 24. 25. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Nord und SÃ¼d
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
AchtundfÃ¼nfzigster Band.
Julius Rodenberg, vr. Mar von Zorckenbeik, porfirio Dinz.

VreFIsu
Schlesische Buchdruckerei, Kunst, uns Verla gs-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 58. Bandes.

Aull. — August. — September.

Se»r
Hans Blum in Leipzig.
Robert Blum im Tagebuche des Grafen von Hübner 25
G. Diercks in Groß-Lichterfelde — Berlin,
Die Zesniten Z!>s
Richard Fockenberg in Erlangen.
«ünftler nnd Mensch 276
Aarl Gjellerup in Kopenhagen.
Beim Tode MoltKs
Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Ein vergessener vichter. I, II S8. isl,
Julius Grosse in Weimar.
Das Gespenst. Novelle l
Lugen von Jagow in Paris.
Ingendhaft nnd Lhelaft. Novelle lZ?
R. Roßmann in Göttingen.
vocialismus und Darwinismus 22S
Paul Lindau in Berlin.
Die Hauptstadt Mexico 9»
porfirio Diaz 2??
Lothar Meyer in Tübingen.
Die Vorbildung der Ltudirenden 2?
Henrik pontoppidan in Aspenhagen.
Line kiebesgeschicbte 27S
<L. Schrvartz in pellworm.
Tarl Sottlieb Svarez. Der Vater des preuß. Rechts. I., II., III. 8^, 20«. zo«

Znhalt des 58. Bandes,

L. Siegfried in Aiel.
Federzeichnungen ans Holstein. II. Die Inseln der Seeligen 21:
Julius Weil in Breslau.
Der verlorene Sohn. Novellette z?2
Gebhard Aernin in Darmstadt.
Der letzte Napoleonide und sein Ende. Ein Gedenkblatt z^z
Ludwig Siemssen in Friedenau.
Julius Rodenberg 2Z
5 5
5
Dr. Max von Forckenbeck ^7q
Bibliographie 52?. 2sq. 29s
Bibliographische Notizen 2?o. ^05

Mit dcn Portrait? von:

Zulins Rodenberg, radirt von Ernst Arause in MÃ¶nchen; vr. Max von Forckenbeck, radirt von Luise Stolz in MÃ¼nchen; porfirio viaz, radirt von Wilhelm Krauskopf in MÃ¼nchen.

Juli ,8Y!

Inhalt.

Seile
Julius Grosse in Weimar.
vas Gespenst. Novelle I
Ludwig Iiemssen in Friedenau
Julius Rodenberg 23
Hans Blum in Leipzig.
^ Robert Blum im Tagebuche des Grafen von kzübner 33
Lothar ZNeyer in Tübingen.
Die Vorbildung der Studirenden 57
Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Gin vergessener vichter. I 63
<L. öchwartz in j)ellworm.
Carl Gottlieb Svarez. Ver Vater des preußischen Rechts. I. . . 3^
Paul Lindau in Berlin.
vie Hauptstadt Mexico 9^
Bibliographie !2?
Bibliographische Notizen ^3l.

Hierzu ein Portrait von Julius Rodenberg.
Radirung von Lrnst Krause in München.

»Nord »od Sid* erscheint am Zintona jede« Monat» in heilen mit je einer Ziunstbeilage.
preis xro <v,»artol tZ hefte) b Mark.
Alle Suchhandlnnzen und postonftalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" be>
jüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Bord und Süd" Breslau.
öiebenhufenerstr. 2/3.

Das Gespenst).
Novelle,
von
MliuF Grosse.
— Weimar. —

mes Abends war die Gesellschaft «IN runden Tisch zahlreicher, als
sonst, und man blieb bis spät nach Mitternacht, denn die Meisten
> waren zuvor im Theater gewesen, wo an diesem Abend Julius
Cäsar gegeben worden war.

Man besprach nun alle Rollen und lobte oder tadelte die Leistungen
der Einzelnen; endlich kam man unvermeidlicher Weise auch auf den „Geist".

Da sagte mein Freund, der Architekt, als fanatischer Rationalist. „Mir ist
solches Zeug zuw'der, aufzer in Possen. Wenn bei Raimund, ich glaube im
Mpenkönig, der Geist erscheint und zum Staberl oder einem andern Haus-
wurst sagt:

Ich bin Dein Vatrr VefiseS.
N„d sage Dir nichts als dieses

und dann sofort wieder verschwindet — das lasse ich mir gefallen, aber im
Cäsar — ich bitte Sie — Shakespeare ist doch auch blos ein Witzbold

*) Da? Material des nachfolgenden Lebensbildes verdanke ich den Mittheilungen
des verstorbenen Barons von P.-R. in Dresden. Darnach ist die Gestalt des Helden
der Erzählung keineswegs eine dichterisch erfundene, sondern eine historische. In den
Hauptscenen — namentlich in Betreff der Erlebnisse in Spanien, Schleswig und
Holstein, in London wie im Copland habe ich mich an die Thatsachen gehalten (und zu
diesen Thatsachen gehört auch das Erscheinen der gespensterhaften Gestalt), während das
Detail deS verhängnihvollen Duells und vieler anderen Zuthaten der freien Ausgestaltung
seitens der dichterischen Ausführung überlassen blieb. Der Verfasser.

gewesen. Dieser Geist Casars, der im Zelt des Brutus erscheint, soll schon durch den Contrast doch eigentlich nichts anderes beweisen, als daß Brutus kein Geist mar und keinen Geist hatte —"

Einzelne belachten den schwachen Kalauer; aber mit diesem Thema war in später Stunde das bekannte Capitel vom Gruseligen begonnen, und Jeder steuerte mebr oder minder sein Scherflein bei. Mein Freund, der Architekt, aber hielt als eingefleischter Realist Allen Stand, ließ keinerlei Historie gelten, und als Jemand auf die Autorität des größten Dichters hinwies, sagte er:

„Was wollen Sie — Shakespeare schöpfte das Alles aus alten Schatteken, und mehr ist Plutarch auch nicht — der weiß sein Publikum genau so mit Anekdoten zu füttern, wie ein moderner Franzose — ich gebe auf so dummes Zeug nichts."

„Erlauben Sie," begann jetzt ein Fremder, der erst seit einigen Abenden in den Freundeskreis eingeführt worden war, ein Baron von Wedding aus dem Hannoverischen, ein älterer Herr, der sich namentlich in spiritistischen Fragen die Nolle eines Wissenden und einer Autorität zulegte, ein Herr von aristokratischen Formen und auch sonst von gemessenster, vornehmer Zurückhaltung. „Erlauben Sie," sagte er, „auch heute noch würde Plutarch seine Charaktere, seine Helden finden. Es brauchen ja nicht immer Könige und große Heerführer zu sein, denen in entscheidender Stunde eine Kunde vom Jenseits kommt. Ich könnte Ihnen da das Lebensbild eines Militärs entrollen, eines modernen, wenn Sie wollen, eines bedeutenden Menschen, in dessen Leben ebensalls die Erscheinung eines Geistes von Entscheidung war — ich meine entscheidend in allen wichtigen Lebenskrisen, denn jene Erscheinung miederholte sich in gewissen Zeitläuften —"

Hier machte der Baron von Wedding eine Pause, bis das Andrängen der Zuhörer ihn zur Fortsetzung aufforderte, obgleich mein Freund, der Architekt, das Wort „Phantastereien" dazwischen warf.

„Um Phantastereien handelt es sich hier nicht," sagte der Bnron, „sondern um nackte Thatsachen. Die Erklärung derselben kann ich mir nicht anmaßen, das muß ich Anderen überlassen, aber meine innersten Ueberzeugungen lasse ich mir auch von Niemand antasten noch rauben. Ebenso wie ganze Bölker, steht auch der Einzelne in der Hand der Vorsehung, aber Jeder hat es dennoch in der Gewalt, sich sein eigenes Geschick zu bereiten, und leider bestätigt es die Erfahrung, daß oft ein unüberlegtes Wort, eine einzige thörichte That die 5Hnelle aller späteren Schicksale wird.

„So war es im Leben eines Mannes, meines alten Freundes — eines Menschen von Geist, Herzensgüte und unverwüstlicher Arbeitskraft, doch von beftigem, unbezähmbaren Temperament, ^bwobl' unaufhörlich vom Glück begünstigt, fand er dennoch keinen Frieden. iDb die Ursache in ihm allein lag, oder ob die Einwirkung höherer Mächte dabei thätig war — das wird wohl ein Nälhsel bleiben, bis die Wissenschaften ergründet haben, ob die Geisterivelt eine Realität oder nur ein Werk menschlicher Selbsttäuschung ist —"

vas Gespenst.
Z
Abermals unterbrach ihn mit Ungeduld der Architekt, der solche Frage-
stellung schon altmodisch und überflüssig fand.
Erst als die Mehrzahl der Anwesenden, in Erwartung etwas Unge-
wöhnliches zu hören, den Bemerkungen des Barons beipflichtete und ihn mit
Fragen bestürmte, begann derselbe von Neuem:
„Rudolf von M. war neben zwei Schwestern der einzige Sohn eines
höheren Forstbeamten. Nach dem Tode der Eltern fand sich das bis dahin
schon bescheidene Vermögen völlig aufgebraucht; unter diesen Umständen
nahmen sich vornehmere aber selbst nicht besonders bemittelte Verwandte der
verwaisten Kinder an und ließen sie erziehen.
„Rudolf kam in eine kleine Residenzstadt zu einem Lehrer in Pension,
um sich hier für den militärischen Beruf vorzubereiten, bei nnS im Norden
die gewöhnliche Laufbahn für Söhne aus höheren Familien, auch wenn keine
besondere Anlage für diesen Beruf vorhanden ist. Rudolf dagegen besaß
diese Anlagen in hervorragendem Grade, ja er war mit Talenten aller Art
für diesen Kampf um das Dasein ausgerüstet.
„Von untersetzter Statur, muthig und entschlossen, im gegebenen Falle
sogar von tollkühner Verwegenheit, schien er geradezu für den Krieg geboren
zu sein und wenn er im Wechsel seines Lebens auch zwei Mal zum Civil-
dienste abschweifte, so dauerte das nie lange. Stets rief ihn seine Vorher-
bestimmung wieder auf den Kampfplatz. Wo immer in Europa die Kriegs-
furie entbrannte, da stürzte er sich Hals über Kopf in das willkommene
Chaos, selbst später, als er schon Frau und Familie sein eigen nannte und
eine so glückliche Lebensstellung erobert hatte, als ein Mensch überhaupt
hienieden erreichen kann.
„Gegen den Willen seiner Verwandten war er bei der Cavallerie ein-
getreten und zwar unter dem Vormande, daß er das zu Fußgehen auf die
Dauer nicht ertragen könne. Aber der Dienst wie das Leben eines Cavallerie-
offiziers legt ganz andere Lasten auf. Gleichwohl, und obschon es Rudolf
neben seinen begüterten Kameraden am nöthigen Zuschuß fehlte, zählte er
dennoch zu den flottesten und lebenslustigsten Offizieren des ganzen Regiments.
„Wie er es möglich machte, sich in dieser Hinsicht auf der Höhe zu
erhalten, blieb den Meisten ein Räthsel. Freunde, die ihm näher standen,
mußten, daß er in jeder Art von Sport Meister war und diese Ueberlegen-
heit allzeit auszubeuten verstand. Im Reiten, Billardspielen, Regeln,
Schwimmen, Scheibenschießen, bei Würfel und Karten kam ihm Niemand
gleich. Mt unfehlbarer Sicherheit mußte er auf diesem Gebiet zu gewinnen,
sowohl alle Wetten als auch alle Partien auf dem grünen Tisch. Zwar
fehlte es ihm nicht an beträchtlichen Schulden, aber in der Regel konnte er
sie nach einem einzigen glücklichen Abend bald wieder tilgen.
„Nun mar dies enorme Glück allerdings nicht gerade das passende
Mittel, aus die Dauer beliebt zu bleiben. Auch die flottesten und brüder-
lichsten Cavaliere lassen sich nicht gern von einem einzigen Bevorzugten ihres

Julius Gross« in Weimar.
Gleichen ausplündern oder beherrschen. Rudolf von M. aber war in der
That zum gefürchtetsten Dämon des ganzen Regiments geworden, zumal er
auch ini Glück bei den Damen allen Anderen den Rang ablief. Freilich
haben die bekannten drei W. Würfel, Wein und Weiber schon manchen
braven Offizier in den Abgrund geführt. Rudolf dagegen, schien wie mir
Mephisto im Bunde gegen alle Wechselfälle gefeit. Seine stählerne, elastische
Natur machte ihn unverwundbar gegen alle launischen Streiche dessen, was
man Unglück nennt. Dagegen verwickelte ihn der Dämon seines Temperaments
in anderer Weise in die entscheidende Katastrophe, die zum Verhängnis? seines
ganzen Lebens wurde.
„Sein intimster Freund mar der Chef des Regiments und nicht blo>5
sein Freund, sondern sein väterlicher Gönner und Beschützer. Wohl um
fünfzehn Jahre älter als Rudolf hatte er den jungen Mann als das Ideal
eines verwegenen Reiteroffiziers in fein Herz geschlossen. Nicht allein, daß
seine allzeit mohlgefüllte Kasse dem jüngeren zur Verfügung stand, auch in
feine Familie hatte er Rudolf eingeführt, und Jedermann vermuthete, daß der-
Chef des Regiments, seinem Liebling, den er von Anfang an so auffällig
protegirt hatte, bald näher stehen würde.
„Diese Vermuthungen hatten auch ihre besonderen Gründe. Im Haufe
des Chefs lebte dessen einzige Schwester, eine ebenso anmuthige als hoch-
gefeierte, junge Wittwe, die durch den frühen Tod ihres Gatten in den Besitz
eines bedeutenden Vermögens gekommen war — Helene von R.
„Diese liebenswürdige vielumworbene Dame interessirte sich für den
Freund des Bruders auf das Lebhafteste, und seine pflichtschuldigen Huldi-
gungen wurden mit aufmunternder Wärme entgegengenommen. Er war ihr
Cavalier beim Eislauf wie bei Schlittenfahrten und ebenso bei einer Quadrille,
die von Herren und Damen geritten wurde. Rudolf wurde uin jene Aus-
zeichnung von aller Welt beneidet, aber alle Welt wunderte sich zugleich,
daß es noch zu keiner Erklärung gekommen. Die Ursachen der Verzögerung
erschienen um so rathselhafter, als Rudolf seine Huldigungen nach wie vor wie
mit militairischem Pflichteifer erfüllte. Schärferblickende meinten, die Schuld
liege an der Dame selbst, deren kokette Laune die Verehrer heut unwider-
stehlich fesselte und morgen wieder zurückstieß, eine Unberechenbarkeit, wodurch
die geistreiche Helene sich längst gefürchtet gemacht hatte. Nur gegen Rudolf
mar sie immer gleichmäßig herablassend oder gleichmäßig gnädig geblieben,
sei es, daß sie glaubte, er könne ihr doch nicht entrinnen, oder sei es, daß
sie es mit der Zukunft überhaupt nicht ernst nahm.
„So standen die Dinge, als ein Besuch des neuen Landesherr« in der
Ganiisonstadt Anlaß zu einer Reihe von Festen gab. Auch der Adel der
Provinz erschien bei dieser Gelegenheit mit Frauen und Töchtern, um sich
der Huld des jungen Fürsten zu versichern. Unter diesen Erscheinungen aus
der Provinz erregte die Tochter eines der alten Häupter der Ritterschaft
durch ihre veilchenhafte Anmuth allgemeines Aufsehen. Auch Rudolf von M.

ward geblendet, obschon die Dame des adelstolzesten Hauses ihm in jeder
Beziehung unerreichbar blieb. Gleichwohl war ihm dieselbe Krisis beschicken
wie Romeo, der für immer von seiner Leidenschaft für Rosalinen geheilt
war, nachdem er Juliette gesehen —
„Es stand damals noch ein letzter Sommerball bevor, den die Landschaft
dem Fürsten zu Ehren veranstaltete. Die schöne Helene, die jedenfalls von
Rudolfs neuer Schwärmerei erfahren, neckte ihn init der ländlichen Prinzessin,
mar aber doch so vorsichtig, ihn im Voraus für die Contretänze zu engagiren—
vielleicht um endlich der Sache ein Ende zu machen.
„Da wollte es nun Rudolfs Glück oder Unglück, daß Comteß Adelaide —
eben jene Unerreichbare, gegen die Erwartung ebenfalls auf dem Landschafts-
ball erschien. Sofort hatte der galante Cavallerieoffizier alle feine früheren
Verpflichtungen vergessen. Er schwamm im Glück, und der Champagner im
Kreise seiner Kameraden that das Uebrige, uni seinen Uebermuth auf den
Gipfel zu bringen.
„In dieser Situation trat der Chef des Regiments an ihn heran und
winkte ihn auf ein paar Worte bei Seite.
„Lieber Lieutenant — nieine Schwester hat eine schwere Anklage
gegen Sie.'"
„Rudolf wurde nicht verlegen — im Rausch seines Glückes rief er
unbedacht:
.„Verzeihung, Herr Obrist, wenn ich einen Wunsch mit einem Befehl
verwechselt habe/"
„,Jch hoffe, mein Herr Lieutenant, das; ein Wunsch von schönen Lippen
allzeit als Befehl aufzufassen ist/"
„,Vollkommen einverstanden, Herr Obrist/ warf der Unbesonnene ein,
.doch hoffe auch ich auf Ihre Zustimmung, daß der Vallsaal kein Erercier-
platz ist/"
„,Jch will Ihre Worte nicht gehört haben, Herr Lieutenant, sagte der
Chef mit aller Ruhe, doch erwarte ich, daß Sie dort um Entschuldigung
bitten, wo Sie fahnenflüchtig waren/"
„.Sagen Sie mir das dienstlich, Herr Obrist?'"
„.Nein, außerdienstlich, lieber Freund —'"
,,.Mn so erwidere ich ebenfalls außerdienstlich, daß ich nnr znr Fahne
des Königs geschworen, aber zu keiner anderen/"
„.Kein Wort mehr, Herr Lieutenant/ rief jetzt der Obrist, — .ich ver-
gebe Ihnen Alles, selbst eine Taktlosigkeit/ Damit drehte er ihm den Rücken.
D« Lieutenant aber rief ihm nach:
„,Sehr obligirt, Herr Obrist, der Pardon ist hoffentlich doch wohl gegen-
seitig'/"
„Damit mar das Gespräch zu Ende, leider aber wurden die Worte
weiter getragen von guten Freunden wie von Damen, die in der Nähe ge-
standen und Zeugen des Auftritts gewesen waren. Leider auch versäumte

Rudolf jede Bitte um Entschuldigung bei der gekränkten Dame, deren Zorn
selbstverständlich nicht ohne Rückwirkung auf den Bruder blieb.
„Am andern Morgen erschien ein Adjutant des Oberst bei Rudolf
von M. — zunächst immer noch als Vermittler, falls der Herr Lieutenant
die rechte Forin dafür finden wolle.
„,Der Chef mag mir Arrest dictiren/ rief der hitzige Offizier, ,wenn
ich dienstlich gefehlt habe. Außerdienstlich lasse ich mich nicht commaudiren!'
„,Sie vergessen/ sagte der Adjutant, ,daß es sich weniger um eine
Satissaction für den verehrten Chef handelt, als für die Dame/
„So mag sie mich fordern — ich bin bereits
„Der Adjutant faßte den Scherz als solchen auf. ,Sie wissen recht
gut, lieber Freund, welche Satissaction allein der Dame genügen kann/
„Der Wink mar deutlich genug. Hätte Rudolf jetzt offen uin die Hand
der schönen und reichen Wittwe geworben, so war die Differenz geschlichtet —
allein schon der Schein, einer Pression nachzugeben, empörte den Stolz des
jungen Cavaliers, nnd er verweigerte jede weitere Erklärung.
„Somit war der Chef des Regiments selbst in die Zwangslage versetzt,
eine Forderung zun: Duell an seinen jungen Freund ergehen zu lassen. Alle
Welt hielt das nur für eine leere Formalität, uni der erzürnten Dame zu
genügen und das Gerede der Stadt zum Schweigen zu bringen. Leider
trug dies Gerede dazu bei, die Sache zu vergiften. — Man rechnete von
Seiten der wissenden Freunde des Hauses nach, wie viel Rudolf seinem
WohltlMer zu danken habe. Ein boshaft erfundenes oder leichtgläubig auf-
gebauschtes Gerücht wollte sogar wissen, daß nicht eigentlich der Chef mehr
als einmal für die Schulden des flotten Herrn aufgekommen sei, sondern
daß die schöne Wittwe dabei ihre Hand im Spiele gehabt habe.
„Rudolf war außer sich, als er von diesem ß«s8ip erfuhr, der ihn mit
der schwärzesten Undankbarkeit belastete, und den er selbst nur der unwür-
digsten Jndiscretion zuschreiben mußte — am besten freilich wäre es für
ihn gewesen, wenn er unter so gravirenden Umständen den Dienst des Königs
quittirt hätte, aber allerdings, dieser Schritt würde ihn: als Feigheit aus-
gelegt morden sein.
„Der Zweikampf war demnach unvermeidlich geworden. Der Moloch
der sogenannten Standesehre forderte — — wenn nicht ein Opfer, doch
eine Satissaction. Alle Welt erwartete eben nur ein sensationelles Schau-
spiel, eine Art Komödie, um sagen zu können, daß der Ehre genügt sei.
Unter alteil Freunden und Kameraden erschien ohnehin diese übliche Form
zugleich als die bequemste und gefahrloseste.
„Rudolf von M., oder vielmehr das unberechenbare Schicksal strafte alle
diese Erwartungen Lügen.
„Beide Parteien trafen sich im Walde auf dem vorausbestimmten Platze.
„Die Secundanten, natürlich beiderseits die nächsten Kameraden und
Waffenbrüder der Gegner, machten ungeheure Schritte, um beiin Abmessen

der Distance diese zu vergrößern. Man scherzte und lachte, man rauchte und plauderte, wie daheim im Offizierscasino, und ein besonderer Umstand diente dazu, die allgemeine Unbefangenheit zu erhohen.

„Von anonymer Hand nämlich war ein Riesenbouquet geschickt worden; den Wissenden war es kein Geheimnis;, daß die Blumen von der Hand der schönen Helene kamen, die im eigensinnigen Wahn immer noch darauf rechnete, daß es auf dem Kampfplatz zu einer Versöhnung kommen werde und kommen müsse; die Blumen sollten dann dem reuigen Cavalier ein Zeichen ihrer wiederkehrenden Huld sein.

„Da jedoch jeder, auch mit Takt und Vorsicht eingeleitete Versuch einer Vermittlung fehlschlug, vertheilte man die Blumen, und der Obrist wählte sich gleichsam als Champion seiner Schwester die größte und schönste Rose, um sie sich an die Brust zu stecken.

„Dieser an sich unbedeutende Umstand verwirrte Rudolf iin höchsten Grade. Er verlangte, daß sein Gegner die Blume ablege, aber dieser im begründeten Wahn, daß der übennüthige Gegner ihm verbieten wolle, gleichsam die Farben der Dame zu tragen, verweigerte jenes Verlangen in barscher Weise, ivie Einige ,sagten, in beleidigender Art. — Da nach diesem neuen Zwischenfall nicht klar zu stellen mar, wem der erste Schuß gebühre, wurde darum geloost, und das Loos entschied für den Chef des Regiments.

„Der Obrist von P. legte einen Moment die Cigarre weg, erhob die Waffe und schoß; drei Fuß über dem Haupte des Gegners suhr die Kugel in einen Baumstamm. Alle haben angenommen, daß er das Ziel absichtlich zu hoch gewählt hat, um den Gegner zu schonen.

„Und Rudolf von M. schien ebenso sorglos zu sein. Er behielt sogar die Cigarre im Munde und erhob die gezogene Pistole ganz langsam, aber war es nun die Rose, die seinen Blick unwillkürlich bannte, oder gewann sein nervöses Temperament die Oberhand, genug, die Waffe entlud sich plötzlich, und aus den ersten Schuß sank der Obrist zusammen. Die Kugel hatte ihn mitten in die Brust getroffen, die Rosenblätter stoben davon. Der Kerculisch gebaute Mann stürzte wie vom Blitz getroffen zu Boden, und erst einige Minuten später brach sein Auge, das ununterbrochen auf Rudolf gerichtet >var.

„Die meisten der damaligen Zeugen haben diesen verurtheilt, und sein auffallendes Benehmen mochte dazu Herausforden?. Er blieb starr, unbeweglich, wortlos, bis er, nachdem der Obrist ausgeathmet, plötzlich fortstürzte.

„Dies seltsame Benehmen legten seine Gegner dahin aus, daß es von Anfang an seine Absicht gewesen, diese Gelegenheit zu benutzen, sich eines lösrigen Wohlthäters und Gläubigers zu entledigen. Milder urtheilten seine Freunde, und sie behaupteten, es sei der Schrecken über seine unerhörte That gewesen, der ihn versteinerte, lähmte und dann wie mit Furiengemalt in die Flucht trieb. Und mit dieser Annahme steht auch alles Spätere im Einklang —

„Der Vorfall machte ungeheures Aufsehen."
„Oberst von P. wurde niit außergewöhnlichem Pomp begraben, und die Swnpathieen der ganzen Stadt zeigten sich in der allgemeinen Theilnahme und Trauer der anwesenden Menge. Wenn Rudolf von M. zugegen gewesen, wäre er einer Lynchjustiz kaum entgangen.
„Die Gesetze gegen das Duellwesen waren damals zwar verschärft worden, aber man weih ja, wie sie gehandhabt werden. Derjenige, der sich weigert, eine Ausforderung anzunehmen, ist ebenso der Schande und Acht verfallen, wie derjenige, der seine sogenannte Ehre vertheidigt, mit gelinder Straft bedacht wird.
„Rudolf von M. hätte nach allgemeinem Brauch wahrscheinlich ein Jahr Festungshast bekommen, aber eine derartige Unthätigkeit behagte seiner lebhaften Natur nicht. Er entfloh aus dem Großstaat, dessen Heer er angehört hattte, in das Ausland, das heißt in ein benachbartes Königreich, dann in jene kleine Residenz, wo er erzogen worden, und wo er noch Freunde und Verwandte hatte. Diese verschafften ihm Mittel, weiter zu reisen.
„In späteren Jahren kam Rudolf von M. immer wieder in jene kleine Residenz zurück, sobald eine entscheidende Katastrophe über sein Leben hereingebrochen. Dort habe ich ihn in verschiedenen Jahren miedergesehen, im tiefsten Elend wie im höchsten Glück. In jenem Großstaat, wo er vor dein Duell diente, konnte er sich erst nach langer Zeit, nachdem seine Schuld gleichsam verjährt mar, wieder blicken lassen.
„Vorläufig blieb ihm damals nichts weiter übrig, als in das Ausland zu fliehen. Er wählte England, um sich dort anwerben zu lassen und Kriegsdienste in Spanien zu nehmen, und zwar gegen Don Carlos.
„Mit diesem Wendepunkt begann nunmehr ein neues Leben im großen Stil. Unsere Literatur aus dem Anfang dieses Jahrhunderts hat eine Menge Abenteurer und Schelmenromane aus älterer Zeit, meist Uebersetzungen aus dem Spanischen und Französischen; Rudolfs von M. Leben aber war Wirklichkeit, und keine Phantasie eines Epikers hätte das erreichen können, was hier das buntfarbige, schuldbeladene Leben eines deutschen Abenteurers umfaßt. In eines wirklichen Dichters Hand könnte es ein, neues Heldenlied in der Weise von Byrons Childs Harold werden. Ich kann Ihnen leider nur eine ganz gedrängte Uebersicht geben und muh die Ausschmückung der Einzelheiten Ihrer eigenen Phantasie überlassen. —
„Er hatte also sein deutsches Vaterland verlassen, vertrieben von Reue und Schrecken über seine That. Und wirklich schien es, als ob ans fremdem Boden sein altes unverwüstliches Glück neu erblühen könne. Er kam, wie schon angedeutet, aus Umwegen nach Spanien, trat in die englische Fremdenlegion ein und fand im Kampfe gegen die Carlisten vielfach Gelegenheit, seinen Mnth zu zeigen und mit tollkühner Verwegenheit selbst da noch Erfolge zu erringen, wo die Sache verloren schien. In Anerkennung dieser Bravour

schlug ihn sein Chef als würdig des Ordens für persönliche Tapferkeit vor;
und diesen hohen englischen Orden erhielt er nicht nur, ebenso die Kriegs-
denkmünze, sondern er avancirte auch bei seiner Schwadron bis zum Ritt-
meister und hätte jedenfalls eine glänzende Carriere gemacht, wenn der
Bürgerkrieg nicht plötzlich zu Ende gewesen.
„Auch in anderer Weise lächelte unserm Deutschen das Glück nicht
minder bei den heißblütigen Spanierinnen, wie bei den vornehmen Eng-
länderinnen, die ab und zu bei der fremden Legion auftauchten. Von feinen
zahlreichen Abenteuern mit den Senoritas von Andalusien kann ich hier
wenig berichten, so Tolles auch seinerzeit erzählt wurde, ermähnen will ich
nur das Verhältnis; mit einer romantischen Schottin, einer Gräsin Douglas,
die als Verwandte der Gemahlin des Chefs ebenfalls auf Besuch nach
Spanien gekommen war.
„Diese fabelhafte Schottin besaß angeblich nicht nur ein unermeßliches
Vermögen, sie muß auch von bezaubernder Schönheit und von allerhand
romantischen Einfällen gewesen sein; denn sie liebte es, aus ihrem schottischen
Pony die Truppen zu begleiten, und so war sie sehr bald zu einer in ihrer
Art heroischen Figur geworden.
„Nichts war natürlicher, als daß sich diese kühne Tochter Albions und
unser deutscher Abenteurer sehr bald fanden und verstanden, obgleich der Chef
des Regiments, der stolze englische Lord nichts von einer Verbindung wissen
wollte. Dies wäre nun kein Hindernis; gewesen, denn Gräsin Douglas war
majorenn und Herrin ihres Vermögens wie ihrer Besitzungen in England und
Indien.
„Der Lord mußte also auf andere Wege denken, um seinen Willen
durchzusetzen, und die Gelegenheit fand sich sehr bald. Da der Krieg zu
Ende war, wurde die Fremdenlegion aufgelöst, und eines schönen Morgens
war Rudolf von M. ebenso wie die Anderen, wenn auch mit ehrenvollem
Abschied, doch ohne besonders glänzende Entschädigung entlassen.
„Jndeß dies Mittel, den lästigen Werber zu beseitigen, schlug gänzlich
fehl. Gräsin Douglas zeigte sich rasch entschlossen; eines Tages, und zwar
noch vor der Auflösung der Fremdenlegion, verabschiedete sie sich von dem
Lord und reiste ab, um, wie verabredet, ihren Bräutigam iin Hasen von
Cadir zu erwarten und sich dann auf ihrem eigenen Schiff nach England
einzuschiffen. Rudolf von M. blieb inzwischen ganz ruhig, um seine und
des Regiments Angelegenheiten zu ordnen und die Auflösung desselben zu
erwarten. Dann schlug auch er seinen Weg nach Cadir ein, und wenn
alles geglückt, hätte sein Leben einen anderen Lauf genommen, und eine
glänzende Zukunft märe ihm auf englischein Boden gesichert gewesen.
„Hier aber trat ihm zum ersten Male sein Verhängniß entgegen und
zwar in einer Weise, die alle menschliche Klugheit, Eittschlossenheit und Be-
rechnung zu Schanden machte. —
„Bis Cadir mar er glücklich gekommen, hatte auch den Hasen von

Julius Grosse in Weimar,
Puiitales ohne Hinderniß erreicht. Draußen auf der Rhede, mitten zwischen anderen Schiffen, lag der englische Dampfer, und das Tuch seiner Braut winkte ihm entgegen.

„Rudolf von M. eilte am Quai hin und kam an die Stelle, wo er den Bord einiger anderer Schiffe überschreiten mußte, um zu der englischen Brigg zu gelangen. Eigentlich trennte ihn nur noch ein schwankendes Brett von seiner Verlobten. Es mar der hellste Mittagssonnenschein und ringsum lautes Gewühl und brausendes Leben.

„Da, indem er die Planke betreten will, sieht er am Ende derselben, das heißt an Bord des Schiffes, das er überschreiten mußte, eine graue Gestalt stehen, die ihm den Eintritt wehrt. Diese Gestalt sprach kein Wort, nur ihr Arm war erhoben, und ihr hohles Auge auf ihn gerichtet. Rudolf von M. taumelte zurück. Er meinte die Gestalt seines erschossenen Freundes, des Obrist von P., zu sehen. Der bohrende Blick — das bleiche Gesicht, die ganze Haltung, wie damals im Walde. Zwar, er glaubt sich zu täuschen und versucht nochmals, die Planke zu überschreiten.

„Aber die Gestalt wankt und weicht nicht, ein unüberwindlicher Schauder treibt ihn abermals zurück und dann noch ein drittes Mal.

„Drüben stand die schottische Gräfin, die sein Zögern mißverstand und in Ohnmacht sank, als sich der Dampfer in Bewegung setzte. Sie mußte glauben, daß sein Entschluß ihm leid geworden, und von dieser Stunde an hat sie ihn niemals wiedergesehen. Im selben Augenblick aber, als die Gräfin umsank, war auch die räthselhafte, graue Gestalt am Bord des fremden Schiffes verschwunden und Rudolf von M. wußte, daß sein Lebensglück unwiederbringlich verloren. —

„Ein halbes Jahr später befand sich Rudolf von M. wieder in Deutschland und zwar in jener kleinen Residenz, wo er einflußreiche Freunde und Verwandte besaß. Diese wußten es zu vermitteln, daß er am herzoglichen Hofe zu Gnaden aufgenommen wurde. Er trat nunmehr bei der Artillerie als Lieutenant ein, obschon er es bereits bis zum Rittmeister gebracht hatte. Sein ganzes Wesen hatte sich in der Zwischenzeit verändert, und wer den mehr als je interessanten jungen Mann beobachtete, dein konnte es scheinen, als ob er nur einen einzigen Zweck verfolge: den Tod zu suchen, sei es in tollen Reiterstücken, sei es in halsbrechenden Manövern. Aber auch diese Absicht mißlang, im Gegentheil machten ihn seine waghalsigen Streiche sehr bald zu einer volksthümlichen Figur im Regiment und so kam es auch hier zu einer seltsamen Wendung. —

„Nach einem Jahr etwa fand eine Bundesinsvection und bei dieser Gelegenheit ein größeres Manöver statt. Rudolf von M. entfaltete dabei seine ganze Virtuosität. In vollstem wahnsinnigem Lauf nahm er mit feinen Kanonen, ohne Rücksicht auf Menschen und Thiers, alle Terrainhindemisse — das heißt mehrere Gräben und steile Hänge — offenbar in der Absicht zu stürzen. Aber das Unerhörte gelang, wie immer, auch diesmal.

„Lieutenant von M. wurde unter allerhöchster Anerkennung zum Hauptmann befördert und zwar entgegen aller Rangordnung; denn es waren noch eine Menge älterer Offiziere im activen Dienst, aber das Auge des Landesherrn war auf den kühnen Offizier gefallen und nicht zu seinem Schaden.

„Die Verhältnisse dieses kleinen Staates waren damals im Grunde corrupt. Bei einem Contignent von dreitausend Mann standen allein sieben Generäle auf dein Pensionsetat, wenn auch nur mit dem Gehalte eines preußischen Obersten. — So auch die beiden Generäle im activen Dienst, von denen der Eine sich der allerhöchsten Gnade in dem Grade erfreute, daß der Herzog mehr als einmal seine Schulden bezahlte. Diese Gunst übertrug sich nun auf den jüngsten Hauptmann. Seine Verwegenheit und Tollkühnheit, wie sein unberechenbares Bestreben, sich so oder so zu Grunde zu richten, hatten ihm abermals nur neues Glück gebracht; nicht blos im Dienst, sondern auch im Leben — als Held bei Karten und Wein — wie als Liebling der Frauen spielte er von Neuem eine glänzende Rolle und zwar ohne alles Vermögen.

„Dies fordert eine besondere Erklärung. Rudolf von M. mar durchaus nicht das, was man einen Wüstling oder ausschweifenden Menschen nennt. Er liebte Wein und Spiel noch stärker, als die Frauen, aber doch nur als Mittel, um sich zu betäuben, dann aber auch um zu gewinnen, und darin hatte er auch jetzt noch ein fabelgleiches Glück, dergestalt, daß er vom Moment an, wo er den Entschluß faßte, sich zu vermählen, eine riesige Schuldenlast in ganz kurzer Zeit tilgte. Schon dies erschien als unbegreifliches Wunder, aber noch mehr die begleitenden Umstände.

„Ich sprach von seiner Absicht, zur Heirath zu schreiten, und dies berührt gleichsam einen neuen Roman, der indeß doch nur die Fortsetzung früherer Erlebnisse war. Die Gestalten seiner stürmischen Jugendjahre traten von Neuem in sein Leben — nicht jene schöne Wittwe, die sich längst in zweiter Ehe getröstet und in eine ferne Provinz gezogen war — wohl aber Comteß Adelaide von T., jene veilchenhafte Schönheit vom Lande, die damals beim Besuch des Fürsten in der Garnisonstadt erschienen und mehr oder minder der Anlaß zu dem verhängnißvollen Ehrenhandel geworden mar. — Die geschwätzigen Zungen der Zeuginnen hatten damals dafür gesorgt, daß sie Alles erfahren, auch den traurigen Ausgang, an dem übrigens Niemand der jungen Comteß, die schon vor der Katastrophe mit ihrein Vater abgereist mar, eine Schuld beimessen konnte. Aber seit jenen Erlebnissen mar das Bild des ritterlich kühnen Offiziers im Gedächtniß der jungen Gräsin — mohl auch im tiefsten Seelengrunde derselben — ein unvergeßliches geblieben.

„Und als er jetzt aus dem Ausland heimkehrte, gebräunt wie ein Araber, ruhmbedeckt w'e der Held einer Odyssee, da flog ihm, so zu sagen, ihr ganzes Herz entgegen, und so geschah jenes zweite Wunder, daß er die

einzige Tochter einer der adelstolzesten Häuser zur Braut gewann und, ivie man es nannte, eine glänzende Partie machte.
„Jndeß nannte man es nur so; denn Cointeß Adelaide von T. war nicht reich. Gleichwohl mußte Rudolf von M. nicht nur die erforderliche hohe Caution von 15000 Thalern zu stellen, er verstand es auch, seinen künftigen Schwiegervater, den alten unzugänglichen und menschenscheuen Grafen von T. derart zu bezaubern, daß er seine beiden Rittergüter verkaufte und in die kleine Residenz zog, um auf seine alten Tage noch ein Leben in Saus und Braus zu beginnen.
„Sehr begreiflich, daß von dieser Zeit an der Ruin jener altadeligen Familie von T. begann, die sich bis dahin, wenn auch nicht in glänzenden, doch sehr guten Verhältnissen befunden hatte. Andere Calamitäten kamen dazu, uin die Zerrüttung zu beschleunigen.
„Der erste dieser Unfälle war, daß die Mutter Adelaidens, Gräfin von T, zuerst über die leichtsinnigen Gutsverkäuse ihres Gatten, mehr noch über den ungewohnten Aufenthalt in der kleinen Residenz, in ein Gemüthsleiden fiel, das sich zuerst in Schwermut!) und Tiefsinn zeigte, sich sehr bald aber zu leidenschaftlichsten Ausbrüchen steigerte. Niemand konnte dann die Rasende beschwichtigen, als Rudolf von M., der sie auch in aller Güte in ein Irrenhaus brachte, wo sie eine Zeit lang behandelt wurde. — Dann entließ man sie wieder, wenn auch nicht als geheilt, doch als ungefährlich. Unausrottbar namentlich blieb ihr die fixe Idee, daß sie in einem Luftballon wohne. In Folge davon litt sie an beständigem Schwindel und unerträglicher Todesangst, bei der leisesten Bewegung in die Tiefe zu stürzen.
„Was nun die Ehe des Hauptmanns von M. betraf, fo war sie im Wesentlichen eine höchst glückliche. Er that Alles, um seiner Frau, die mit abgöttischer Leidenschaft an ihm hing, zu Liebe zu leben. Sie wurde es gewohnt, daß er ihr heut das Gold mit vollen Händen in den Schooß warf, und daß sie bald darauf nicht so viel besaß, uni auch nur das Nothwendigste zu zahlen. Da er sie mit Zartheit und Herzlichkeit behandelte, schmiegte sie sich mit blindem Vertrauen an ihn und sah schließlich auch nicht weiter, als jene zahlreichen Frauen, die in den Tag hineinleben, ohne an die Zukunft zu denken.
„Wie gesagt, Rudolf von M. mar eine Zeit lang hochbeglückt, nnd jener dunkle, unheilvolle Fluch schien auf immer von ihn: genommen zu sein. Leider mährte diese schöne Zeit nicht lang. Kanin war er völlig in der Stadt eingerichtet und hatte alles gethan, um seinen Schwiegereltern nach vollzogenen, Unizuge in die Stadt das Dasein erträglich und behaglich zu machen, da trat abermals die unheimliche Katastrophe ein.
„Mitten im Hoftheater — ich glaube, es wurde an jenem Abend Macbeth gegeben — und der Hauptmann hatte im Zwischenact einige Minuten im Foyer verweilt — da geschah es, daß er bei der Rückkehr seinen Platz im Parauet besetzt fand — besetzt von jener grauen Gestalt, die ihn schon in

Cadir in die Flucht getrieben, von der Gestalt seines erschossenen Freundes, des Oberst von P.
„Mit einem Ausschrei des Entsetzens stürzte der Hauptmann hinweg; alle Welt glaubte damals, es habe ihn ein Schlaganfall getroffen — Andere dachten an ein ähnliches Leiden, wie jenes, wovon die Gräfin befallen worden. Dieser Vorfall wiederholte sich leider in gewissen Zwischenräumen noch einige Male. Der Hauptmann wagte damals keinen seiner Freunde in seinen Zustand einzuweihen, oder nur ein erläuterndes Wort über sein auffallendes Gebühren zu sagen. Wie gejagt von Dämonen stürmte er jedesmal davon und fand keine andere Zuflucht, als den Club im Casino, um dort den Schrecken seines Eindrucks mit Spiel und Wein zu übertäuben. K 'in Wunder, daß er dies letzte Mittel oft bis zur vollkommenen Bewußtlosigkeit steigerte. —
„Von dieser Zeit an datirt der Ruin der gräflichen Familie und nicht blos dieser allein. Man suchte anfangs die sogenannte Welt zu täuschen, indem man den Lurus der dortigen vornehmen Gesellschaftskreise noch überbot, aber ans diese Weise erschöpften sich die verfügbaren Mittel des alten Grafen in sehr kurzer Zeit, und es muhte zu anderen Auskunftsmitteln gegriffen werden. Und hier beginnt ein sehr dunkles Cavitel, das ich zur Ehre des Helden lieber übergehen würde, wenn es nicht mit dein letzten Ende in Zusammenhang stände. Rudolfs Schwiegervater besaß noch einen Verwandten, der in glänzenden Verhältnissen lebte, dies Vermögen aber gemissen lichtscheuen Manipulationen zu danken hatte. Die Beweise dafür lagen in einem Briefwechsel mit Rudolfs Schmiegervater, den er, jedoch vergeblich, zu gleichen Fructificationen anzuwerben versucht hatte. Diese gmvirenden Briefe fielen in Rudolfs Hand, der keine Bedenken trug, jenes Geheimnis? in schonungsloser Weise auszubeuten. Der reiche Banquier mußte als Preis des Schweigens l orrende Summen opfern, doch würde auch diese Hülfsquelle den endlichen Bankerott nicht lange verzögert haben, wenn sich nicht ein hoher Gönner gefunden hätte, der noch einmal alle Schulden tilgte, bis es auch diesem zu viel wurde, zumal da sich plötzlich das Gerücht verbreitete — Hauptmann von M. habe den flüchtigen Polen Mieroslawski eine Nacht in seiner Villa vor dem Thor beherbergt, stehe auch seit Jahren mit Ledru Rollin in Correspondenz. —
„Allerdings neigte Rudolf, sobald er sich in vertrautem Kreise wußte, längst zu liberalen Ansichten, und somit mögen Neider und falsche Freunde jenes Gerücht verbreitet haben, um ihn für immer in der Gunst des Landes-Kerrn zu stürzen. Man befahl allerhöchsten Otts eine strenge Untersuchung, und wenn diese auch nichts Greifbares ergab, reichte sie doch hin, Rudols von M. für immer unmöglich zu machen. Sein Verderben und sein Untergang wären damals besiegelt gewesen, wenn nicht die Stürme des Jahres 48 einen neuen Umschwung herbeigeführt und sein festgefahrenes Schiff wieder flott gemacht hätten. —
„Rudolf von M. ging nach Schleswig-Holstein, wo er im Jahre 48,

wie auch in den folgenden, an allen Ereignissen Theil nahm. Auch dort bewährte er seinen Todesmuth, wenn auch weniger seine strategischen Kenntnisse. Die ganze elende Kriegsfühnmg, die miserablen Geschütze, der Mangel an Einheit im Felddienst, wie im Commando, reizten seinen Grimm, dein er unverhohlen Luft machte. Die Großmächte wollten eben keinen Krieg, und der deutsche Bund muhte einstweilen seine Sache mit den Dänen allein ausfechten.

„Obwohl Rudolf von M. alle diese hoffnungslosen Zustände einsah, konnte er sich nach dem Abzug der Deutschen aus Schleswig-Holstein doch nicht wieder in das Garnisonsleben finden, abgesehen davon, daß ihm die Rückkehr in die Heimat unmöglich gemacht worden mar. Somit trat er nunmehr desinitiv in die schleswig-holsteinische Armee ein, wo ihn Willisen in den Generalstab aufnahm, eine ehrenvolle Stellung, die er bis nach dem Fall von Fridericia behauptete.

„Nach dieser Entscheidung war ihm abermals der Boden unter den Füßen geschwunden. So große Anstrengungen er auch machte, irgend eine Anstellung im Civildienst zu erlangen, waren doch alle Bemühungen vergebens. Seine Frau hatte inzwischen mit ihren drei Kindern bei ihren Eltern eine kümmerliche Zuflucht gefunden. Aber diese Familie nun kommen zu lassen, hätte geheißen, sie dem Hungertode preiszugeben. Da, im tiefsten Elend, lächelte ihm abermals das Glück in märchenhafter Weise.

„Um sich selbst über dem Wasser zu erhalten, hatte er, seitdem endlich der Friede wieder herrschte, im auswärtigen Amt eines benachbarten Staates eine kleine Stelle angenommen, deren Jahresgehalt kaum so viel trug, als er oft an einem Abend verspielt hatte. Hier aber fand er Gelegenheit, nicht blos seine Kenntnisse fremder Sprachen zu verwerthen, indem er Depeschen übersetzte, auch die Elemente des diplomatischen Fachs lernte er kennen und benutzte seine Mußestunden außerdem, eine Denkschrift auszuarbeiten, in 'welcher er die englischen Mllitärverhältnisse genau beleuchtete und ihre Mißstände sowohl in der Werbung der Soldaten, wie in der Käuflichkeit der Offizierstellen schonungslos klarlegte.

„Diese Arbeit war gleichsam eine nachträgliche Frucht feines Aufenthaltes in Spanien und seiner eigenen Erfahrungen im englischen Dienst. Inzwischen loderte bereits der Krimkrieg in vollen Flammen und Englands schwere Sorgen um den Ersatz seiner gelichteten Truppen waren kein Geheimnis) in der diplomatischen Welt geblieben. Rudolf von M. war damals der erste, der plötzlich die geniale Idee faßte, eine Fremdenlegion für England zu errichten — bot ja doch die aufgelöste schleswig-holsteinische Arinee alles nöthige Material an Menschen, Waffen nnd Ausrüstungsgegenständen. Seine Denkschrift in der Tasche, begab er sich sofort nach London und begehrte Audienz beim Kriegsminister.

„Lord Rüssel empfing den Major von M., der mit englischen Orden geschmückt war, selbstverständlich höchst entgegenkommend; er nahm nicht nur

vas Gespenst,
lühne Schrift an, sondern ging auch sofort auf seine weiteren Pläne
.. 'jor von M. wußte nun dem edlen Lord durch seine Sachkenntnis;,
,> '^,eres Auftreten, dermaßen zu imvoniren, daß er ihn sozusagen
ch b>,,,,uberte und in jedem einzelnen Punkt von der Richtigkeit und
>j!ü >>i-näßigkeit seiner Projecte vollkommen überzeugte. Gleichwohl
kom?r> d>»r :n"^tig'. Minister die definitive Entschließung erst nach weiterer
Bercuhu?r! '.:>t <sl anderen Ministern in Aussicht stellen. So lange sollt«
der Maj>.- -> L^on warten, da jedoch seine Mittel sehr bemessen, bedachte
er sich keim genblick, diese Verlegenheit zu bekennen, auch den Umstand
geltend zu ma^en, daß er sich noch im Dienst der Diplomatie befände.
„Darauf hin gemährte ihm der Minister einen offenen Credit in einom
bestimmten vornehmen Hotel, wo er bis auf Weiteres warten solle.
„Sofort begab sich Rudolf von M. in jenes Hotel, nicht etwa wie ein
bescheidener Deutscher, sondern wie ein Welt- und Menschenkenner, der
namentlich die Engländer richtig tarirte. Somit nahm er die ganze Bel-
Etage, ließ sich sämmtliche Kronleuchter anzünden, die Equipage des Wirths
vorfahren und trat wie ein Lord auf, dem die Einkünfte von Millionen zur
Verfügung stehen. Er wollte imvoniren und erreichte auch seinen Zweck voll-
kommen. Frühere Kriegskameraden aus den Feldzügen in Spanien fanden
sich ein, andere Häupter der Minsks ciorc'e, des hohen Adels, wie der
Diplomatie schlössen sich auf besondere Einladung an, und der Champagner
floß in Strömen bis spät in die Nacht. Kurz, er begann ein Leben im
größten Stil so farbenreich, rauschend und überschäumend, wie er es nie
zuvor und kaum in den glänzendsten Tagen des Glücks auch nur annähernd
geführt hatte. Selbst namhafte baare Vorschüsse konnte der Wirth nicht
verweigern, nachdem er sich überzeugt hatte, daß nach wenigen Wochen Alles
höchsten Orts wieder gedeckt werden. würde.
„Und so geschah es auch. Obschon Lord Rüssel große Augen gemacht
haben soll, als er die bedeutende Rechnung des Hotels in Händen hielt —
gab er doch ohne Weiteres Befehl zur Anweisung und nur die einzige
Aeußerung entschlüpfte seinen Lippen:
„.Entweder haben mir es hier mit einem frechen Piraten zu thun oder
das ist der rechte Mann, den mir jetzt brauchen können' — nämlich in aller
Schnelligkeit das Freicorps für die Krim auf die Beine zu bringen.
„Lord Rüssel hat sich in der Folge weder in dem einen noch anderen
Sinne getäuscht; denn Major von M. erfüllte alle seine Zusagen mit be-
wundernsmerther Genialität. Zunächst landete er in Bremen, um wie ein
zweiter Wallenstein allermärts Mannschaften und Offiziere anzuwerben. Und
in hellen Haufen strömten sie zu seinen Fahnen. Mit Hülfe der billig er-
standenen Waffen, Uniformen und Zelte der früheren schleswig-holsteinischen
Armee gelang es ihm wirklich, binnen wenig Wochen ein respectables Corps
von fünftausend Mann zusammenzubringen. Einige Wochen später wurde
dies Regiment dem Herzog von Cambridge in glänzender Parade vorgeführt

Julius Grosse in Weimar.
und errang durch Haltung und Disciplin nicht blos die bewundernde Anerkennung der militärischen Autoritäten, sondern auch des Publikums, das nach Tausenden dem interessanten Schauspiel beiwohnte.

„Daß Rudolf von M. bei dieser Gelegenheit den Rang und Titel eines englischen Generals errang und sich nebenbei durch die Werbung der Truppen ein Vermögen auf Lebenszeit erworben — das erschien ebenso verdient als beifallswerth und selbstverständlich; leider sollte auf allen diesen Vortheilen in der Folge kein Segen ruhen.

„Schon dachte der General daran, seine Frau und Kinder nach England kommen zu lassen, um sie mit in den Orient zu nehmen, als unerwartet die Friedensverhandlungen eingeleitet wurden, denen sehr bald der Pariser Congreß und das Ende des Krieges folgte.

„Der kühne Führer des Freicorps, das bereits auf den Schiffen schwamm, stand nun gleichsam wieder in der Luft. Uebrigens war diese Wendung allein noch kein Unglück für ihn. Es handelte sich nunmehr nur um die Frage, was mit den fünftausend Mann werden sollte.

„Englands Sorge war, die Truppen, welche zum größten Theil aus Deutschen bestanden, anderweit zu verwenden. Für Indien konnten sich nur Wenige entscheiden. Dagegen wurde von den Meisten der Angeworbenen der Vorschlag der Negierung angenommen, sie nach dem Cap der guten Hoffnung zu befördern, uni dort mit Hülfe der Engländer eine neue Colonie zu gründen.

„Der General von M. wollte anfangs auch davon nichts wissen. Er sehnte sich nach seiner Familie und wäre am liebsten in seine Heimat zurückgekehrt oder wäre auch in England geblieben, um dann dorthin die Seinigcn nachkommen zu lassen. War er doch jetzt iin Besitz eines bedeutenden Vermögens und somit in der Lage, daheim in der kleinen Residenz oder auch in England, mit Glanz und Ehren aufzutreten. Und dies war stets das höchste Ziel seines Lebens gewesen.

„Aber seltsam, bei jedem Versuch zu landen und das Schiff zu verlassen, wiederholte sich jene unheimliche Erscheinung, die schon zwei Mal so verhängnißvoll in sein Leben eingegriffen hatte. Kaum näherte sich das Boot dem Strande von Greenwich, als sich am Land jene graue Gestalt zeigte mit erhobener Hand, so daß der General von unüberwindlichen Schaller erfaßt, nicht auszusteigen wagte, sondern zum Schiff umzukehren befahl. Dieselbe Erscheinung trat ihm in Bremerhafen entgegen, kurz, das Gespenst ließ den Unglücklichen nicht landen.

„Verzweiflungsvoll sah er sich auf die See gebannt, wie der fliegende Holländer, und so blieb ihm schließlich nichts übrig, als mit dem größten Theil jener fünftausend Mann auf englischen Schissen in den atlantischen Ocecm hinauszusteuern, um nach dein Vorschlag der Regierung jene Erpedition nach dem Süden Afrikas zu unternehmen.

„Diese Mission ist denn auch mit vollkommenem Erfolge ausgeführt worden. Besonders die Offiziere, die auf seine Ueberredung hin in die

Fremdenlegion eingetreten waren und nun einer höchst unsicheren Zukunft entgegengingen, haben sich später durch Wort und Schrift dahin geäußert, das; General von M. für sie Alle mehr gethan hat, als wozu er verpflichtet gewesen.

„So trat er unter Anderem dem Gouverneur am Cav energisch ent-gegen, als dieser auf seine Wünsche zum besten der neuen Colonisten nicht eingehen wollte — er unterstützte auch aus eigenen Mitteln feine Leute, wo es nothwendig erschien und entwickelte in Rath und That unermüdliche Umsicht und Energie, um das Bestehen der neuen Colonie zu sichern. Dieser eine Charakterzug beweist wenigstens, daß Rudolf von M. kein kalter Egoist mar, und wenn er früher auch nicht immer die rechten Mittel ergriff, um seine Pläne durchzusetzen und rasch emporzukommen, so kann man hier seine Handlungsweise nur als die eines Ehrenmannes bezeichnen.

„Der Aufenthalt in Cavland dauerte beinah anderthalb Jahre. Rudolf von M. hatte sich gleichsam das Wort gegeben, nicht eher zu scheide», bis alle Schmierigkeiten gehoben waren, die seinem Werke noch entgegenstanden. Viele der Offiziere, die seine Freunde geworden waren, bestürmten ihn, ganz bei ihnen zu bleiben, aber die rastlose Natur ihres Führers fand keinen Frieden. DaS Heimweh machte ihn endlich derart gemüthskmnk, daß seine Abreise zur Notwendigkeit wurde.

„Um aber jenes gefürchtete Gespenst, das ihn daheim nicht landen lassen wollte, gleichsam zu täuschen, beschloß er, einen ungeheuren Umweg zu machen, nm gewissermaßen seine Spur zu verwischen. Mit dem nächsten englischen Schiff fuhr er nach Ostindien, um von dort aus über Land die Heimat, Europa zu erreichen.

„Aber wie es im Psalm in der Schrift heißt — ‚Und hätte ich die Flügel der Morgenröthe und flöhe bis zum äußersten Meer — siehe, da bist du' — auch das mußte er erfahren. Auf den wolkenumschleierten Höhen des Himalaya nahte ihm abermals das Gespenst in Riesengröße und wollte meilenweit nicht von ihm weichen. Wahrscheinlich war dies nur das Bild seines eigenen Schattens auf der Wolkenwand — wie diese Erscheinung auch auf anderen Gebirgen beobachtet wurde. Gleichwohl ergriff ihn der schauerliche Eindruck wieder mit solcher Gewalt, daß er Wochen lang im Fieber zwischen Leben und Sterben lag.

„Als er endlich genesen, war sein Entschluß gefaßt. Zu Fuße pilgerte er durch Persien und Kleinasien nach Palästina, um die heiligen Stätten von Jerusalem aufzusuchen. Es war dies nicht blos eine religiöse An-wandlung.

„Der General war in Folge mancher anderen kleineren und größeren Unglücksfälle völlig dem Bann des Mysticismus oder des Aberglaubens verfallen. Eine seiner mitgenommenen Doggen hatte ihn in die rechte Hand gebissen, so daß er seitdem keine Karte mehr mischen konnte — in einem Palast stürzte der Plafond seines Schlafgemachs ein, das er in jener Nacht

nur deshalb nicht betreten, well er sich bei eineni weissagenden Brahmincn verspätet hatte. Drei seiner Diener, die letzten Deutschen, die er aus dem Cavland mitgenommen hatte, weil sie gleich ihn: an Heimweh litten, er-tranken bei der Ueberfahrt über den Ganges — kurz eine unsichtbar drohende Macht schien gleichsam über ihm zu schweben und ihn während der ganzeil Reise zu verfolgen.

„Kein Wunder, daß der ohnehin reizbare und reisemüde Pilger unter solchen Eindrücken unvermerkt ein anderer Mensch geworden mar. Freilich — ob der srüher so blasirte Weltmann nun wirklich ini Innersten bekehrt und aus ein ein Saulus zum Paulus geworden, oder ob die vorübergehenden Schrecknisse seine Einbildungskraft gleichsam ins Bockshorn gejagt hatten — wer kann es sagen. Er wenigstens glaubte unverbrüchlich daran, das; er nicht vergebens das hellige Land berührt, daß er vielmehr im Gebet dort wirklich Buße gethan und Lossprechung seiner Schuld erlangt habe.

„Auch hatte er, wie viele frommen Pilger thun, ein Säckchen helliger Erde vom Oelberg mitgenommen, das er allnächtlich unter seinem Kopfkissen verbarg. Seitdem meinte er endlich ruh'g zu schlafen. Das Gespenst erschien nicht wieder, auch nicht einmal im Traume.

„Und also langte er nach beinah dreijähriger Abwesenheit endlich glücklich wieder in der Heimat an, jetzt ein reicher Mann von Rang und Ansehen und noch in den besten Jahren. Seine sehnlichste Hoffnung, endlich in Ruhe und Frieden ungestört seiner Familie zu leben, wurde nicht getäuscht. Es kamen wirklich noch einige sonnige, glückliche Jahre für ihn.

„Freilich nicht für die Dauer. Zwar das Gespenst blieb auch hier aus — und im Schooß der Familie herrscht Frieden und Freude und Gedeihen.

„Von den dreimalhunderttausend Thalern, die ihm als Errungenschaft des englischen Dienstes geblieben waren, kaufte er ein großes, schon gelegenes Rittergut, das er im Sommer bewirthschaftete, während er den Winter regelmäßig in jener kleinen Residenz zubrachte. Auch dort eröffnete er ein gastliches Haus. Sehr rasch sammelten sich die alten Jugendfreunde um ihn, und das Leben ging bald wieder aus dein Vollen und mit altem Glänze, der auch seinem Familienleben neuen Reiz verlieh. Seine Gemahlin, Gräsin Adelaide stand noch in den besten Jahren, wo Franenschönheit sich mit zweitem Zauber schmückt, sein Sohn wuchs auf der Kriegsschule zum tüchtigen Offizier heran, seine beiden Töchter entfalteten alle jungfräulichen Reize des Blüthen-altero, und so wurde das Haus des Generals von M. bald zum Mittel-punkt der vornehmsten und feinsten, aber auch anspruchvollsten Gesellschaft.

„In schneidendem Contrast mit der lärmenden und ausgelassenen Lebens-lust, die im Hanse M. wieder in hohen Wogen ging, stand in der ersten Z^it das ernste, düstere in sich gekehrte Wesen des Generals. Versuchte er doch gleich im ersten Winter regelmäßige Andachtsübungen in seiner Familie einzuführen.

„Und als die Seinen solche Neigungen gegen ihren Geschmack fanden, vergrub er sich allein in allerlei mnstische Studien, besuchte häusig Kloster und Kirchen, lief in religiöse Conventikel und verbrachte seine Abende in erbaulichen Gesprächen mit Domherren, Geistlichen, wohl anch mit den Mönchen des Stifts von Sanct Benno.
„Daher schrieb sich auch mohl das Gerücht, er sei im Morgenland zum KatholiciSmus übergetreten. Andere meinten sogar, er sei Buddhist geworden oder Moslim; volle Klarheit hat sich darüber nie erlangen lassen, aber so viel ist gewiß, daß jener Verkehr mit den Stiftsherren in gewisser Hinsicht sein Verhängniß wurde. — Um das Treiben daheim kümmerte sich der General fast gar nicht mehr, hinderte es aber auch nicht, daß die Familie, die sich auf den Gipfel des Glückes sah, allen Capricen die Zügel schießen ließ. Das lustige Leben in Saus und Braus auf dem Rittergut überschritt bald alle Schranken. Die adeligen Familien der Umgegend, die Offiziere der nächsten Garnison fanden dort einen willkommenen Sammelplatz, nicht minder wie allerlei Parasiten und Tagediebe aus der Residenz. Wieder floß der Wein in Strömen — Gastmähler wechselten niit Festen, großen Jagden mit ländlichen Bällen. Und alle diese Verschwendung hätte das Gut noch ertragen, denn das Dominium war ausgedehnt, der Ertrag des fruchtbaren Bodens reichlich und die Verwaltung in ehrlichen Händen.
„Das Verhängniß sollte vielmehr in einer anderen Seite kommen, nämlich von jenen Stiftsherren von St. Benno. Die klugen Herren, welche in nächster Nähe des Ritterguts ein uraltes Stift bewohnten, ihre Hände auch in allerlei Handelsschaft und Besitzwechsel hatten, wußten den General zu veranlassen, zu seinem Dominium immer neue Grundstücke hinzuzukaufen, um sich — wie sie es nannten, zu arrondiren. Auf diese Weise wurden ihm Wiesen und Forsten, Torfgründe und Sumpfland angeschwindelt.
„Natürlich blieben Verstimmungen nicht aus, als der General nachträglich merkte, wie man seine Unkenntniß mißbraucht hatte — höchst empfehlenswert!) erschien dann eine Reise nach Helgoland, in die Bäder am Rhein oder auch nach Paris, theils um sich körperlich zu erfrischen, theils um sich zu zerstreuen — im Spiel. Kurz, der alte Dämon hatte binnen wenigen Jahren wieder seine alte Macht gewonnen. —
„Und als ob es an den unausbleiblichen Verlusten nicht genug, die mit solchem Leben verbunden waren, so brach schon im folgenden Jahre eine Neberschmemmung herein, Mißwachs und Viehsterben folgten, so daß der Ettrag auf Null reducirt wurde. Wie häusig in solchen Fällen geschah es auch jetzt — die Mehrzahl der Hypothekbesitzer, die bisher ihre sicheren Zinsen bezogen hatten, wurde mißtrauisch und kündigte plötzlich sämmtliche Kapitalien, so daß der Restbestand des großen Vermögens, über das der General noch vor einigen Jahren verfügen konnte, wie Schnee zusammenschmolz. Noch war das siebente Jahr seit seiner Heimkehr nicht abgelaufen, als seine letzten Hülssquellen bereits erschöpft waren.

„Gleichwohl hielt man den Schein des Reichthums mit Sorgsamkeit aufrecht. Man gab große Jagden und Feste, so lange der Credit des Hauses sich noch tragfähig erwies.
„In jener Zeit war es, als ich dem General, mit dem mich vor langen Jahren eine Jugendfreundschaft verbunden hatte, wieder näher trat. Wieder-holt lud er mich zu Gast auf sein Gut, rasch fanden mir den alten vertrauten Ton wieder, und bald hatte der alternde Mann kein Geheimnis? mehr vor mir. Ja, er war mir sogar dankbar, daß er wenigstens Einen gefunden, dem er alle seine geheimen Sorgen und Kümmernisse ohne jeden Wckhalt anvertrauen konnte. Auf weiten Fahrten und Ritten durch die Wälder hat er mir sein wechselvolles, wunderbares Leben erzählt. —
„Er war kein glücklicher Mann mehr und abermals in jenes Stadium gesunken, wo man Betäubung um jeden Preis sucht Betäubung, um sich über die Sorgen der Gegenwart und Abgründe der Zukunft hinwegzu-täuschen.
„Aber mitten in dies Leben eines trügerischen Lurus traf nun Donner-schlag auf Donnerschlag. Der Erste mar, daß eben jener Verwandte seines Schwiegervaters starb, — derselbe nämlich, den er vor Jahren auf Grund seiner Mitwissenschaft gewisser finanzieller Mysterien ausgebeutet hatte. Diese Pression hatte ihm der vornehme Herr nie vergessen, bei seinem Tode zeigte sich, daß er sein ganzes, noch immer kolossales Vermögen, auf das man wie auf einen sicheren Hafen gehofft hatte, ja das die einzige letzte Grundlage des schwindenden Credits geblieben war, fremden Leuten vermacht hatte — und zwar denselben frommen Stiftsherrn von St. Benno, die den General seit Jahren umgarnt hatten.
„Dieser erste Schlag erschütterte den Besitzstand des Generals bis in die Grundfesten, und nun entluden sich die Wettermolken weiter. Schlag auf Schlag über seine Familie. Noch in demselben Monat starb seine Lieblings-tochter, die sich soeben verlobt hatte, in Folge eines Sturzes voin Pferde. Unmittelbar darauf folgte Frau Gräsin Adelaide, der zu Liebe man das rauschende Leben begonnen hatte. Jetzt war Alles zu Ende — die jüngere Schwester wurde zu Verwandten gethan. Ueber das Haus von M. aber brach der volle Ruin herein. Das Rittergut mußte subhastirt werden, ebenso das schöne Hotel in der Residenzstadt.
„General von M. hatte seitdem keinen festen Wohnsitz mehr. Er stand nunmehr ganz allein. Dem Sohn, der noch ein Jahr die Kriegsschule zu besuchen hatte, sicherte fürstliche Huld eine Freistelle. Der letzten Hoffnung, im Stift von St. Benno ein Asyl zu finden, was man ihm auch bereitwillig anbot, entsagte der General selbst. Seine Begeisterung für die frommen Herren war in den grimmigsten Haß umgeschlagen, wie auch seine ganze Geistesrichtung sich jetzt wieder dem weltfeindlichsten Nihilismus zuwandte.
„So zog er denn von Dorf zu Dorf, von Gut zu Gut in der Nachbar-schaft, und ohne Widerrede duldete man den einst Gefeierten einige Zeit, um

vas Gespenst.
ihn dann in schonendster Weise unter allerlei Vorwänden weiter zu schaffen; das heißt, der General folgte immer nur ausdrücklichen Einladungen nnd da er gut und fesselnd aus seinein bewegten Leben zu erzählen verstand, so mar der alte Herr auch überall als vortrefflicher Gesellschafter willkommen.
„Ich sagte .der alte Herr', das heißt, er war sichtlich frühzeitig gealtert, doch hätte er wohl noch eine lange Reihe von Jahren leben können — aber die Folgen früherer Stürme brachen über ihn herein. Er litt jetzt wieder an furchtbaren Träumen, dabei an Schmerzen in Haupt und Brust, Leiden, die jeder ärztlichen Erkenntnis-, und Behandlung spotteten. —
„Die Genossen seines Standes übrigens — dies muß man zu ihrer Ehre wiederholen, ließen ihn in keiner Weise Mangel leiden. Noch stand ihm seine Loge im Hoftheater der Residenz znr Verfügung, und auch sein Spielchen konnte er allabendlich im Casino machen, wenngleich er die Obliegenheit des Kartenmischens Anderen überlassen mußte. Leider wurden diese Zerstreuungen in letzter Zeit häufig von unheimlichen Anfallen unterbrochen. Zuletzt meinte er fast allabendlich den grauen Geist auf seinem Stuhl fitzen zu sehen, selbst daheim erblickte er ihn aus dem Fenster schauend — in seinem Bett liegend oder in seinen eigenen Kleidern an der Thür lauernd. Dann verlor er alle Fassung und fiel in Convulsionen zu Boden.
„So verging etwa noch ein Jahr. Eines nebligen Morgens im Spätherbst fand man den alten Herrn erschossen auf dem Kirchhof — erschossen am Grabmals seines Chefs, der einst von seiner Hand gefallen. In seiner Linken hielt er noch die alte, mit Silber eingelegte Pistole, mit welcher er damals das verhängnißvolle Duell bestanden hatte. In feiner Tasche sanden sich noch baare fünfzehn Mark, als der ganze Rest des großen Vermögens, mit dem er kaum acht Jahre vorher aus Afrika heimgekehrt war. Ein unbekannter hoher Gönner ließ die Leiche aufheben und nach jener Residenz bringen, wo er feine letzte Zeit verlebt hatte. Dort folgte auch ein feierliches Begräbniß mit allen militärischen Ehren.
„Derselbe hohe Herr sorgte auch fortan für den Sohn, der, wie sein Vater, ebenfalls bei der Cavallerie eingetreten war. Im letzten großen Feldzug hat er einen ehrenvollen Tod gefunden. Die jüngere Tochter endlich hat als altes Fräulein etwa noch zwanzig Jahre in einem Stift gelebt. So ist mit ihrem Tode die ganze Familie ausgestorben, und das alte grausame Wort der Schrift von: Hause dessen, der keine bleibende Stätte auf Erden findet, hat auch hier wieder Recht behalte».
„Ob nun alle jene Wandlungen eines ruhlosen, verlorenen Lebens wirklich durch jene wiederkehrende Erscheinung oder durch die Chamtteranlage des Helden allein herbeigeführt worden sind, — wobei ja iminerbin die Erinnerung an eine unheilvolle That den Schuldbewußten irritiren konnte — darüber erlaube ich mir kein Urtheil.
„So viel aber ist Thatsache, das Gespenst erschien ihm jedesmal, sobald

sein Leben in eine bestimmte Bahn einlenken, eine festere Gestaltung annehmen wollte. Er entfloh ihm beinahe dreißig Jahre lang in alle Weltgegenden, aber zuletzt, als alles verloren war, ist er dennoch die Beute desselben geworden. —"

Nachdem der Erzähler eine Weile geschwiegen. Niemand der Zuhörer aber etwas erwiderte, nahm er noch einmal das Wort.

„Sie verstummen, ineine Herren, nnd es ist wahr, der Rest eines solchen Lebensbildes ist Schweigen. Ich hüte mich, irgend eine Folgerung daraus zu ziehen, aber zwei Wahrheiten drängen sich mir doch zuweilen auf:

„Einmal: Wir hängen mit dem, was man das Weltgesetz oder Gott oder sonstwie nennen mag, durchaus nicht etwa durch unsere Intelligenz zusammen, sondern durch das Gewissen. Es kann Jemand durch die Intelligenz sündigen, so viel er Lust hat, z. B. Gott leugnen und höchsten Witz und Aberwitz aufbieten, um zu beweisen, daß wir nichts als Bestien, daß selbst die Seele ein abergläubisches Märchen — sein Gewissen wird dabei vollkommen ruhig sein. Beim geringsten Verbrechen dagegen wird er die Ruhe verlieren uud alle himmelstürmende Intelligenz nicht besiegen können.

„Und die zweite Wahrheit scheint mir:

„Alle Riesenkraft der That ist völlig machtlos gegen jene Gewissensstimine: Dieser Mensch, Rudolf von M., der Liebling aller Grazien, der Schützling eines dauernden unerhörten Glückes, kam trotz aller seiner Erfolge, trotz aller seiner Energie und Thatkraft doch immer wieder in Lagen, die ihn zwangen, seine Bahn zu verlassen und etwas Anderes zu ergreifen. Man mag darüber denken, wie man will, aber jene Erscheinung des Gespenstes war Veranlassung, daß sich sein Charakter nach allen denkbaren Seiten hin energisch entwickelte. Er wurde zu einer Art von epischem Helden, der einem Simplicissimus gewiß nichts nachgab, aber bei aller Ausdauer seiner Energie konnte er schließlich dem Untergang doch nicht entrinnen, weil eine sittliche Schuld auf ihm lastete. Es war in gewissem Sinn ein tragischer Fortunat und in anderem Sinn sein eigenes Gespenst. —

Julius Rodenberg.

von

Ludwig K-iemssen.

— Friedenau. —

eit ich den Namen, den ich hier niederschreibe, zum ersten Male
hörte und las, sind volle vier Jahrzehnte verflossen. Es war
' eine schwüle, tief bewegte Zeit. Unsere Hoffnungen und Wünsche
für Befreiung Schleswig-Holsteins vom Dänenjoch waren zum zweiten Male
getäuscht: die Intervention Englands nnd Rußlands, welche die Herzogtümer
lieber in der Gewalt Dänemarks als im Anschluß an Deutschland sahen und
der preußischen Regierung beklagenswerthe Schwäche hatten zu dem berüchtigten
„Berliner Frieden", später zu der noch verrufeneren „Olmützer Conferenz"
geführt, und Schleswig-Holstein, von Allen verlassen, war der brutalen
Zwingherrfchaft der rachegierigen Dänen schutzlos ausgeliefert! — Ein Schrei
der Empörung ging damals durch ganz Deutschland: in Wort und Schrift
der Dichter und Politiker hallte derselbe wieder, und jeder deutsche Patriot
fühlte sich in dem „verrathenen deutschen Bruderstamm" mit vermthen und
tief erniedrigt.

Auch in einem mir vertrauten Kreise lebte man dieser Empfindung i mit
jugendlichem Ungestüm fällte man vernichtende Urtheile über die gewissenlose
Politik der Großstaaten, fluchte der Diplomatie, die, — im neunzehnten
Jahrhundert, — noch innner deutsche Volksstämme „wie Schafheerden be-
handelte", und las mit ingrimmiger Befriedigung jedes freie, nachdrückliche
Wort, das in Poesie oder Prosa über das Schicksal der Herzogtümer laut
wurde und der deutschen Schmach Namen gab.

Ludwig Ziemssen in Friedenau.
Man mag sich denken, wie willkommen den Zornmüthigen ein Heftchen Sonette kam, die, für Schleswig-Holsteins Recht erglühend, die Schicksale des unglücklichen Volksstammes mit leidenschaftlicher Antheilnahme begleiteten und in schwungvollen Strophen voll hochgesteigertem Pathos die Deutschen zum Kampf für die gute Sache der Brüder und für Deutschlands verpfändete Ehre aufriefen. Das war Sang und Klang nach unserm Herzen, das ein poetisches Empfinden, von dem mir uns Hingeriffen fühlten, und die volltönende Rhythmik der prächtig abrollenden Verse wollte lange nicht aus unserm Ohr! Daß die poetische Sprache sich in einem gemissen jugendlichen Ueberschwang bewegte, daß der Autor von sich selbst etwas niehr, als unumgänglich nöthig mar, sprach, beirrte uns nicht: daran waren wir durch Geibel, mehr noch durch Hermegh gewöhnt, und eine leidenschaftliche Subjektivität schien uns zur Sache zu gehören.
Mit einigem Staunen vernahmen wir, daß der Dichter ein junger Marburger Student sei. Daß wir ihn und seinen Namen nicht so bald wieder vergaßen, dafür sorgte er selbst. Wenige Monate nach jenen Schmerz-Sonetten kam ein Nachklang derselben als „fliegender Sommer" zu uns — noch immer voll bitterer Klage über Deutschlands Erniedrigung, aber doch schon aus nächtigem Dunkel den rothen Morgen ahnend und aus der welken Vergangenheit den neuen Frühling prophezeiend, den uns „die deutsche Jugend" bringen werde. Auch das lasen mir voll Genugthuung und Antheilnahme an der Person des jungen Dichters.
Letztere Empfindung steigerte sich, freilich nicht ohne eine Beimischung kopfschüttelnden Staunens, als der jugendliche Sänger, Student noch in den ersten Semestern, kecklich mit einem starken epischen Gedicht ^Dornröschen" hervortrat und selbiges unverzagt in die Hände des großen Sagenforschers und sprachgewaltigen Meisters Jakob Grimm niederlegte, sich ihm fortan zu treuem Dienste widmend! Welche Verwegenheit! — Doch stand die Zuversicht dem jungen Dichter nicht übel an, und die Dichtung selbst gefiel in weiten Kreisen. Zumeist Frauen und Mädchen lasen die Mär von dem ritterlichen Könige Nodegast und dessen kühnen Kämpfen um die schöne verzauberte Jungfrau Rosamund mit Befriedigung, verfolgten mit Antheil das Liebesglück Beider, wohnten im Geiste dein festlichen Tjostieren an des Königs Hoflager bei, und der bösen „Frau Skuld" häßliche Taufgabe an der Wiege der kleinen Rosalinde mit allen ihren schlimmen Folgen wirkte erregend auf die zarten Gemüther der Leserinnen. Die ganze hübsche klang- und sangreiche Dichtung, gewoben

„Aus Jugendlust und Jugendleid,
Aus süßem Duft der Frühlingszeit
Und seiner Lüfte lauem Fächeln.
Aus sommerlicher Blumcn Kranze
Und aus des Herbstes mildem Glänze
Und ros'ger Lippen holdem Lächeln —"

erwarb sich die volle Sympathie der deutschen Frauenwelt, was um so weniger zu verwundern war, als sie unter der Einwirkung eines zarten Verhältnisses entworfen und vollendet worden. Der alte Jakob Grimm mag lächelnd sein graues Haupt geschüttelt haben, als er dicht hinter seiner Widmung das poetische „Präludium an I. M." erblickte; Ja die Jugend! die Jugend! — Sprachforschung und Sagenkunde thun's eben nicht allein!
Tie günstige Ausnahme seiner bisherigen Leistungen dürfte auf Rodenbergs Production wesentlich befruchtend gewirkt haben; er blieb wenigstens von jetzt an fast unausgesetzt auf dem Plan, und bald traf man seinen Namen schier überall. Nur daß er sortan neben der gebundeneu Form auch eine höchst graziöse Prosa cultivirte. Als Proben hierfür mögen die, später unter dem Titel „Kleine Wanderchronik" vereinigten Skizzen und Novelletten, zu denen er die Stoffe aus Ferienreisen gesammelt zu haben scheint, hier Erwähnung finden. Ein starker Trieb in die Ferne, von ihm selbst später „Ter heilige Geist der Wanderlust" genannt, hat ihn sein ganzes ferneres Leben hindurch beherrscht; vor allem die Liebe zum Meere, zu Seefahrten, zu einsam-träumerischem Weilen aus den Inseln der Nordsee, und ein angebornes tiefes Naturempfinden, verbunden mit einer liebevollen Hingabe an Geschichte und Sage, die ihr zart Gespinnst über die von ihm besuchten ^ertlichkeiten ausgebreitet, bilden fortan gleichsam den Grundstock seines poetischen Vermögens. So ersüllte sich an ihm, was Gottfr. Kinkel von allen Poeten gesagt haben will:

„Einsamkeit deS Dichters Braut,
Mutter Natur ihn groß anschaut;
Geschichte, die Ahnfrau, hebt ihn hinauf
Ueber des Lebens gemeinen Lauf ^
Da rauscht das Lied aus starkem Busen,
Die drei, das sind die ächten Musen!"

In jene ersten Jahre poetischen Wirkens gehören jene Lieder, welche er später in Cnklen, wie „Weserthal" — „Ans den Bergen" — „Helgoland" — und „Heimkehr" gruvvirt hat, alle von innigem Naturgefühl durchweht und zum Theil auch durch die sich immer mehr klärende Form zum künstlerischen Bewußtsein sprechend. In freundlicher Erinnerung sind mir aus jener Zeit Lieder wie „Morgenfrühe — Beim Veilchensuchen — Böser Frühling — Nachtgruß — Wenn eine Rose fällt — geblieben; das heimatliche Weserthal feierte er in Liedern wie: O frischer Hauch in früher Stund — Stromfcchrt — Rinteln —; das hessische Bergland mit den zarten lyrischen Ergüssen Notturno — O, wie lockst Du mich aus dem Zimmer — Heimweh; — die geliebte Insel Helgoland endlich feiert er lieblich und stimmungsvoll in „Morgenstunde — Windstille — Auf den, Holm — Herbst im Meer u. a. Hier spielt auch jene reizende Novellette, die mir durch ihren graziösen Humor unvergeßlich geblieben ist: Die Düne von Helgoland"; und hier schrieb er, im vollen Genuß der gewaltigen Poesie des Meeres, und alter Sagen

gedenkend, das kleine Epos „König Haralds Todtenfeier, metrisch nicht gerade musterhaft, doch schon in seiner hocherregten Sprache und durch den tragischen Untergang der Liebenden am Schluß ergreifend.

In dieselbe Zeit, das ist die erste Hälfte der fünfziger Jahre, gehört die „Lustige Kriegshistorie der Majestäten Felsenbier und Rheinwein", ein, vielleicht durch Otto Roauettes „Waldmeisters Brautfahrt" angeregter poetischer Schwank, der, ebenso wie jener, sich großen Beifalls zu erfreuen hatte und — irre ich nicht — rasch mehrere Auflagen erlebte.

Des Dichters sorgenloser Wanderlust und reich ausgiebiger Muße setzte das Jahr 1855 für einige Zeit eine Grenze. Er glaubte es sich und den Seinigen schuldig zu sein, seinen juristischen Studien einen formalen Abschluß zu geben, und so schloß er sich, nach einem äußerlich wie innerlich ergebnißvollem Ausfluge nach Paris (geschildert in seinem „Pariser Bilderbuch",) mit Oorpus zuri8, Pandekten und anderen mehr nützlichen als erfreulichen Büchern in sein Zimmer ein, willens das gesteckte Ziel in energischem Anlauf zu erreichen. Wie viel innere Ueberivindung ihm dieser Entschluß kostete, erhellt aus einem drolligen Stimmungsausfluß in den „Liedern".

„Ach Gott, ich bin recht unglückselig:
Die Arbeit will mir nicht gelingen,
Weil draußen wieder hundertkehlig
Die Vögel munt're Lieder singen;
Weil durch die staubigen Gardinen
Die Frülzlingssonne neckisch blitzt,
lind drüben mit holdsel'gen Mienen
Die Nachbarin am Fenster sitzt;
Weil aus des Zimmers engen Grenzen
Die Sehnsucht in das Weite fliegt,
Und mir der ganze Duft des Lenzen
Berauschend auf der Seele liegt. ?c."

Im Jahre 1856 war das ersehnte Ziel errungen, und nun hielt den jungen „Doctor des römischen und des canonischen Rechtes" nichts mehr zurück, die versäumte Reiselust und poetische Production in wackeren Zügen nachholend zu genießen.

„In volleren Zügen"! Denn nun ging es nach dem Lande, um dessen Küsten seine Phantasie schon lange sehnsuchtsvoll geflattert: nach England und somit dahin, wo hinfort die reichsten, schönsten und werthvollsten Früchte seines Geistes reifen sollten. Seiner mit jedem Jahre und jedem neuen Aufenthalt auf den brittischen Inseln wachsenden Vorliebe für England wird fortan nur durch die Liebe zur deutschen Heimat ein Gegenwicht gehalten, und so tief lebt er sich in englische Sitten und Gewohnheiten ein, so tief in Geschichte und Sage des großen Jnselreiches, so warm und innig umfaßt er dessen Natur und Menschenleben, daß lange Jahre hindurch jeder poetische Borwurf sich ihn? in englisches Gewand kleidet und auch jene wissenschaftliche

Arbeit, zu der er sich einst dem Mmeister Jakob Grimm gelobte, ihm nur auf britischem Boden gedeihen will.

Den Herbst des Jahres 1856 verlebte Rodenberg, wie es scheint, theils in London, theils in Wales, in tief befriedigter, mannigfach angeregter und höchst productiver Stimmung: die Ergebnisse derselben liegen in den interessanten und merthvollen Büchern: „Ein Herbst in Wales" und „London im Herbstnebel" vor.

Der Eindruck, den die Weltstadt auf sein Gemüth ausübt, ist fast überwältigend; hierher, meint er, gehört nur ein Mann von außergewöhnlicher Geistesstärke, und ihm klingt Heines Wort „Schickt keinen Dichter nach London, schickt einen Philosophen"! anfangs auf Schritt und Tritt in's Ohr. Doch allgemach acclimatisirt er sich in der ungeheuren, ihm so neuen Welt und allgemach kommt auch der Poet in ihm zu seinem Recht. Auch in Nebel und Regen erschaut das Dichterauge bald das Große und Schöne. Die ungeheuere Fülle des Lebens, die sich täglich und stündlich durch die Adern Londons ergießt, offenbart sich ihm als die wahre erhebende Poesie der Weltstadt und kräftigt seine Seele; aber auch die tragische Seite derselben sollte ihm nicht fremd bleiben: das Gefühl der ungeheueren Einsamkeit, der entsetzlichen Verlassenheit innerhalb einer Welt von Menschen; das Bewußtsein freundlos, allein mitten drin zu stehen, in einer Menge, die von seinem Leben nichts wußte und von seinem Tode nichts merken würde, regte ihn im Tiefsten seiner Seele an. Dazu kamen die schrecklichen Bilder des Lebens Londoner Proletariats; sie prägten sich ihm tief und erschütternd ein; aber sie erfüllten ihn auch mit gesteigerter Liebe für der Menschheit Leid und Wehe. Eine poetische Frucht dieses Empfindens ist u. a. die vortreffliche Skizze „Das Mädchen aus Seven-Dials. Man kann die tragische Geschichte von Annie Pedgraft nicht ohne innerlichste Bewegung lesen. So hebt der Dichter aus dem Straßenschinutz eine Perle auf, die außer ihm Niemand entdeckt haben würde, und die nun mit ihrem thränenfeuchten milden Schimmer uns Allen in's Herz glänzt!

Seine Beobachtungen über Theater, Volksmusik und Straßenpoesie in London sind klarsichtig und scharf; seine Rückschlüsse daraus auf den Charakter des Volkes („etwas Sentimentalität mit viel roher Natürlichkeit") treffend und fein. Anziehend und belehrend ist, was er über die Deutschen in London mittheilt; gut und warm empfunden die Schilderung seiner Besuche bei Kinkel und Freiligrath. Man liest sie noch heute mit Vergnügen. Letzterer entließ ihn nnt den liebenswürdigen Versen:

„Heil ihm, dah in der Heimat er
Kann für die Heimat singen.
Und mög ihm jeden Sommer mehr
Sein fröhlich Lied gelingen!"

Ein Wunsch, der aufs Schönste in Erfüllung gehen sollte.

Den größeren Theil des Herbstes von 1856 verlebte, wie schon an-

gedeutet, Rodenberg in dem schönen, eigenartigen und sagenreichen Fürstenthum Wales. Unfern der herrlichen Meeresstraße, welche die liebliche Insel Anglesea vom Festlande trennt und nahe den Städten Conway und Bangor, der altehrmürdigen Bischofsresidenz, siedelte er sich in der poetischen Einsamkeit einer walisischen Bauernfarm an, „ein lässiger, überglücklicher Wanderer", der Rast macht an einem friedseligen Plätzchen. Hier versenkte er sich mit liebevoller Hingabe ganz in das primitive Leben seiner ländlichen Ungebung; hier berauschte er sich an dein vollen, dunklen Klange der alten Landessprache, deren Aussprache er dem frischen Munde der reizend aufblühenden Tochter des Hauses, Sarah, ablernte; liier lauschte er den volksthümlichen, zum Theil uralten Liebem, die im Gedächtnis; der walisischen Mädchen und Frauen fortlebten; hier sammelte er, seines an Jakob Grimm geleisteten Gelöbnisses froh eingedenk, die mehr und mehr schwindenden Reste alt-kymrischen Volksbewußtseins in Sagen, Mythen, Märchen und Volksliedern — hier endlich erstarkte sein Geist unter den Einwirkungen einer ebenso reizvollen wie erhabenen Natur, und seine Schilderung nimmt eine Kraft und Anschaulichkeit, seine Sprache eine Prägnanz und plastische Versinnlichung an, die den Leser, der Rodenbergs Entwickelungsgcmg aufmerksam verfolgt, mit Staunen erfüllt! So wahr ist es, daß, wie die Natur „lauter große Gedanken denkt", die der Menschen, indem er ihnen nachsinnt, sich ausdehnen und jenen ähnlich werden! Wie er das in „göttlicher Morgenfrühe" fluchende Meer, begrenzt von den Uferhöhen der im Schmuck weißblitzender Villen prangenden Insel Anglesea malt; wie er den erhabenen Peu-Maen-Mawr schildert, in dessen „steinigen Stirnfurchen die Abendsonne glühet", oder den in sanftem Blauduft gekleideten Great-Ormes-Head, die Felswand mit dein stürzenden Wasserfall oder die in zauberischem Farbenfchmuck strahlende weite Bergwiese, auf der einst Llewellyns des Guten Palast gestanden: das Alles ist mahrhaft köstlich und bekundet ein künstlerisches Vermögen zu schauen und das im Spiegel der Seele aufgefangene Bild verklärt wieder zugeben, wie ich kaum anderwärts gefunden zu haben mich entsinne! Man taucht, indem man dieses Buch liest, wie in ein wunderkühles Bad, das allen Staub und Schweiß des hastenden Werktaglebens linde erquickend von der Seele spült!

Etwa um dieselbe Zeit wagte der Dichter einige versuchsweise Ausslüge auf das dramatische Gebiet, — vorläufig ohne sonderliches Glück, wie man gestehen muß. Seiner enthusiastischen, von Menschenliebe durchglühten Natur fehlte jenes Ingrediens, dessen Mangel an sich selbst Goethe als Hinderniß voller dramatischer Erfolge beklagte, das „richtige Quantum Galle!"

So athmen auch seine damals zu Tage getretenen „dramatischen Idyllen" und das zweiaktige Melodram: „Waldmüllers Margret" wenig dramatischen Geist. Diesen Mangel verschuldet bei Letzterein beispielsweise nicht nur das musikalische Element, sondern auch die romantisch-lyrische Fabel: da ist als Held ein junger Thronerbe, der der Tochter des regierenden Herrn, seines älteren Bruders, verlobt ist, auf der Jagd aber eine junge

ländliche Schöne, Waldmüllers Margret, in sein Herz geschlossen hat und, um ihren Besitz sich zu sichern, nicht nur auf die Hand der Fürstentochter, sondern auch auf seine Thronfolge verzichten will. Glücklicherweise erweist sich letzteres 'Mittel als unnöthig. Der Fürst erkennt in Margret rechtzeitig seine natürliche Tochter und erhebt sie in den Fürstenstand; Corinna, die Berlobte, verzichtet zu Gunsten ihrer lieblichen Schwester; der Fürst legt überdies sein Krönlein nieder (nicht ohne zuvor den ehrlichen Waldmüller zum „Grafen von Waldmühl" ernannt zu haben) und Prinz Alfred und Prinzessin Margret besteigen unter allgemeinem Beifall den Thron. Für die Schwäche der Fabel entschädigt den Leser (oder Hörer) die melodische Lyrik in Einzelliedern oder Zwiegesängen, im Dialog eine von Goetheschein Geist durchhauchte rhythmische Sprache, die wie Musik in's Ohr fällt.

Der tief erquickende, innerlichst fördernde und literarisch ergebnißreiche Aufenthalt in Wales hatte in Rodenberg eine unbezwingliche Sehnsucht nach der von Anglesea aus oft mit verlangendem Auge erschauten Küste der „Feeninsel," der ‚Hnsel der Heiligen" erweckt: er beschloß, seinen nächsten größeren Ausflug Irland zuzuwenden, und diesen Entschluß führte er nach vorangegangenen eindringlichen Studien über Sprache und Geschichte des Landes im Sommer des Jahres 1858 aus.

Nachdem er, Wales durchziehend, noch einmal die alten Freunde in Farm Wem begrüßt und sich der Erinnerungen an die schöne Zeit seines Aufenthaltes dort ersättigt, in Freude und Leid, fuhr er durch die berühmte Röhrenbrücke über die brausenden Wogen der Menai-Straße dahin, durchkreuzte im Zuge die Insel Anglesea bis zur Hafenstadt Holyhead und bestieg hier das Schiff, das ihn über die irische See nach dem Hafen von Kingstown hinüberführte — eine Fahrt, die uns der Dichter in feinem Vorwort (ich möchte lieber „Vorgesang" sagen) zu dem vortrefflichen Buche „Die Insel der Heiligen" in wahrhaft bezaubernder Weise schildert.

Und nun durchpilgerte er, zum Theil in Begleitung eines ortskundigen Freundes, Studiengenossen aus Heidelberg, des fröhlichen und lebenslustigen Mr. Tuvver aus dem Trinity-College, und nachgehends in gelegentlicher freundlicher Berührung eines drolligen Originals, Mr. Macrie, und seiner beiden hübschen Töchter Ellen und Jane sowie eines komischen Verehrers der Letzteren die romantischen Wicklomberge, das Land um die Seen von Killarneu, Limerick und die Shannongegend, Galway und die Seeküste Connamara sowie den protestantischen Norden der Insel — Alles mit wachem, scharf betrachtenden Auge in sich aufnehmend, mit den Ergebnissen seiner Studien combinirend, zu bleibenden Resultaten verarbeitend; überall in unmittelbarer Beziehung zum irischen Volke, für das er eine tiefe Sympathie faßt; überall dessen tieferes Leben im Niederschlag ihrer Sagen und Lieder, Märchen und Mythen durchforschend; überall der Bildung ihrer Sprache mit allen ihren Besonderheiten nachgehend und — Alles in Allein — eine außer-

ZU
Ludwig Siemssen in Friedenau.
ordentliche Summe geistiger Erträgnisse, poetischer Anregungen, wissenschaftlicher Resultate mit sich davontragend.
Diese letzteren sind, sowie sie Land und Leute betreffen, in dem schon erwähnten, höchst anziehend geschriebenen Buche „Die Insel derHeiligen" niedergelegt; die Ergebnisse seiner Sagen- und Märchenforschung nebst den Früchten seiner Studien irischen Volksgesanges enthält das merthvolle Büchelchen:
Die Harfe von Erin. Märchen und Dichtung in Irland. In geistvoller Weise wird dort der Nachweis geführt, daß es kaum ein zweites Land giebt, wo Märchen und Kirchenglaube inniger verwachsen sind, als Irland, und daß, wo das Volk am Strengsten und Eifrigsten daselbst dem katholischen Glauben anhängt, die wahre Heimat des Märchens ist; daß es dort nicht nur geglaubt und erzählt, sondern auch täglich neu geboren wird. Als Grenze des Märchenreiches wird überall die Sprachgrenze des Alt-Irischen nachgewiesen, auf den politisch-tendenziösen Hintergrund über-zeugend hingedeutet. In anziehenden Ercursen behandelt Rodenberg dann die ganze irische Märchenlehre, und fügt dieser zwölf Märchen bei, welche tiefe Einblicke in das nationale Sinnen und Denken, Dichten und Trachten des irischen Volkes gestatten.
Die zweite Hälfte des verdienstlichen Buches ist der irischen Lyrik gewidmet, und hier unterscheidet Rodenberg ächt irische Lieder d. h. solche, die in der Vaterlandssprache gedichtet und noch heute dort lebendig sind, wo das Alt-Irische gesprochen wird, — und anglo-irische, d. h. solche welche seit dem Absterbm des Alt-Irischen als Schriftsprache, unter der englisch redenden Bevölkerung von Irland entstanden sind und gesungen werden.
Von Beiden hat Rodenberg zahlreiche Proben gesammelt und giebt sie in Uebcrsetzungen wieder, die beweisen, wie tief er in den Geist des Volkes und seiner Sprache eingedrungen ist. Man kann kaum Schöneres lesen, als die Lieder:
„Kein Thal in der Welt, das mir so lieblich scheint,
Als das Thal, wo der Strom mit dem Strom sich vereint."
oder
„O hätten ein Eiland wir, sonnig und klein,
In des SommermeerS Bläue, weitab und allein".
Es begreift sich, daß wachsende Vertrautheit mit der englischen Welt, zunehmende Beherrschung der Sprache, eingehendes Studium der Geschichte des Landes und die Betrachtung der durch Sage und Historie geweihten ^ertlichkeiten Rodenberg mehr und mehr auf die britischen Inseln als Schauplätze auch weiterer Dichtungen und culturhistorischer Arbeiten hin-lenkte, freilich ohne Entfremdung vom vaterländischen Boden, deutscher Heimat und patriotischer Empfindung, die für ihn außer Frage stand. Auch wenn, wie in den nächsten Jahren, ihn vorherrschend englische Stoffe beschäftigen, sein Geist vom Studium britischer Verhältnisse und ihrer großen Vergangen-

Keil hingenommen ward, vergaß er der fernen Heimat nicht. Wie Kinkel durfte er von sich sagen'

Was wir in fremdem Lande schaffen.
ES ward von Deinem Mark genährt.
Du schmiedest nnseres Sieges Waffen
Auf deinem ewig wachen Herd;
llnS stärkt zur Abendfeierstunde
Des deutschen freundes tiefes Wort.
Und hell aus ihrer Kinder Munde
Klingt deutsches Lied uns fort und fort.

Mit deutschem Fleiß und deutscher Hingabe an seine in warmer Liebe « rfaßten Aufgaben schrieb er in den Jahren 1859—1864, also in dam kurzen Zeitraum von fünf Jahren, abgesehn von kleineren Arbeiten, die nebenher liefen, eine Reihe Werke von hervorragender Bedeutung und imponirendem Umfange: die tüchtigen, von erworbener sicherer Sachkenntnis; zeugenden Bücher „Alltagsleben in London" und „Tag und Nacht in London"; die anziehenden und inhaltsreichen Schilderungen:' „Die Insel Thanet", „Ztillleben aus Sylt", „Jersey und Guernfey", vor Allem aber die beiden großen Romane: „Die Straßensängerin von London" und „Die neue Sündfluth".

Alle diese Werke ruhn auf erstaunlicher Kenntniß der Realien, sind — namentlich in den Naturschilderungen und der Stimmungsmalerei — von Ädenl Reiz und erschöpfen ihren Vorwurf durchaus. In den Romanen, sowohl in dem des Liebespaares George Meadows und der schönen Annie Lanrie, als in demjenigen der leichtsinnig-schönen, durch Leid ge- lauterterten Lady Grace Elliot und des Revolutionshelden (Hilbert hat Mövenberg mit jenem „Hinderniß des ReichthuinS" zu ringen, an welchem 'ich auch Walter Scott s. Z. abmühte: mit der künstlerischen Bewältigung ser übermäßig zuströmenden Fülle von Studien-Ergebnissen, mit der Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, mit der Unterbrechung des epischen Tons durch Einmischung subjektiver Empfindung, Reflerionen über die Vergangenheit im Lichte der Gegenwart, Anführung eigener Er- lebnisse am Ort der Nomanvorgänge und dergl. mehr.

Empfindet der Leser jener Romane diesen Bruch epischer Objectivität als einen künstlerischen Mangel, so wird er dafür durch eine Fülle cultur- lüscorncher Züge interessanter Art entschädigt, fühlt sich von Blatt zu Blatt Keimischer aus dem mit so liebevollem Eifer geschilderten Boden, und die zu Ende gehende Lectüre hinterläßt jenen von Goethe so hoch geschätzten „Reiz ftillen Nachdenkens".

In die Zwischenzeit der englischen Arbeiten und Studien fällt die Schöpfung eines Werkes von hervormgeiwer voetischer Schönheit, dem aber ^urch die Ungunst begleitender Umstände sein volles Recht nicht geworden ist: ich meine die Opernd-chtung: „Das Mädchen von Korintb."

Rodenberg schrieb dieselbe <irre ich nicht, im Jahre 1862) behufs Komposition für die Bühne und vertraute sie dem s. Z. wohlberufenen Musiker Jean Bott, einem Schüler Spohrs und durch mancherlei Eompositionen schon bestens bewährt, hoffnungsvoll an. Tiefe Hoffnung war, soweit sie sein Libretto betraf, wohl berechtigt: es ist eine der glänzendsten und wirkfamsteu Overndichtungen, die es überhaupt giebt! Die dämonisch großartige Erscheinung Neros auf den Jsthmischen Spielen zu Könnt!,, seine rasch entflammte Leidenschaft für die liebliche Aktaea, die tückische Jntrigue Sabina Poppaeas, die tragische Gestalt der kaiserlichen Mutter Agrippina, die der durch Nero getäuschten Aktäa die Binde vou den Augen nimmt und deren Herz nun zu tödtlicher Rachsucht gegen den Verführer entflammt; die edle Erscheinung des Verlobten Attaeas, Agenor, der sich der jungen Christengemeinde angeschlossen hat nnd auch Aktaea für den neuen Glauben gewinnt — das Alles, zu einer folgerichtigen und überzeugenden dramatischen Handlung verknüpft, die in großartiger Katastrophe ihren Abschluß gewinnt, hätte bei congenialer Composition und guter Darstellung sicheren Ersolg verbürgt, wie solches schon durch das dem Werte wie dem Dichter bewiesene lebhafte Interesse des in solchen Dingen gewiß competentem großen Operncomponisten Meyerbeer bezeugt wird: leider blieben Musik und Aufführung hinter dem poetischen Werth der Oper zurück, und so geschah es — zu des Dichters gerechtem Schmerz — daß dem Werke „sein Recht nicht wurde!" Er selbst erzählt davon in seinen Berliner Bildern mit der ihm eigenen heiteren Anmnth, freilich nicht ohne einen leisen Seufzer wehmüthiger Rückerinnerung an jenes einst mit voller inniger Wärme geschaffene, seitdem zur Wirkungslosigkeit verurtheilte LieblingSwerk. —

Nach dem Abschluß seiner größeren englischen Arbeiten wandte sich Rodenberg, gleichsam mit gesteigerter Vaterlandsliebe, der inzwischen in die Epoche seiner großen Kriege und Siege eingetretenen deutschen Heimath zu, und begleitete die Hauptphasen der Entwicklung des deutscheu Reichsgedankens, mit stimmungsvollen, patriotisch-poetischen Zurufen. Zu diesen gehörig dürfen mit besonderem Nachdruck seine „Kriegs- und Friedenslieder" und seine schöne Dichtung „Zur Heinikehr" hier erwähnt werden. Die deutschnationale Gesinnung Rodenbergs findet in diesen Dichtungen einen kräftig klaren, künstlerisch schönen Ausdruck, der weit über die Stunde hinaus wirkte! Der ungestillte Reisetrieb fand von jetzt an vorherrschend auf dem Festlandc Sättigung: bald war ihm keine irgendwie anziehende Gegend innerhalb wie außerhalb Deutschlands mehr unbekannt, und alle diese Reisen hinterließen, weil auf allen des Dichters Auge reiche Nahrung fand, nennenSwerthe poetische Resultate: so die reizvoll geschriebenen Bücher „Aus aller Herren Ländern," „Ein dänisches Seebad", „Diesseits und jenseits der Alpen", „In deutschen Landen, „Wiener Sommertage" —Muster ihrer Gattung in Behandlung des Stoffes wie in graziöser Formgebung, damals wie heute noch! — Nach dem ihm so theuren England kehrte er

nur noch einigemale zurück, so in dm „Studienreisen in England" und
den „Ferien in England", ein Büchlein von bezauberndem Reiz in der
Naturichilderung wie in der liebevollen Wiedergabe seiner kleinen Erlebnisse
im Kreise theurer Freunde und Freundinnen. Ich wüßte ihm, in seiner
reizvollen Eigenart, außer Washington Irvings unvergeßlichem „Skizzenbuch"
und „Bracevridge-Hall", kaum ein zweites an die Seite zu setzen. — Seine
englischen Romane schloß er im Jahre 1870 init der großartigen Dichtung
„Von Gottes Gnaden" ab, einem Werke, das in seiner ganzen Disposi-
tion, in seinem künstlerischen Auf- und Ausbau, in seiner verständnißvollen
Jneinanderfügung der Begebenheiten, vor Allem in der planvollen Ausbreitung
der zu Grunde liegenden bedeutenden Idee und dein trefflich zum Ausdruck
gebrachten Wesen und Walten seines Jahrhunderts die hohe Anerkennung,
die ihm in England wie in Deutschland geworden ist, vollauf verdient.
Diesem Werke ist, als gleichiverthig in jeder Beziehung, der Berliner
Roman „Die Grandidiers" an die Seite zu stellen. Er erschien im
Jahre 1878 in erster Auflage (der bald andere folgten) und eröffnet
gleichsam die große Reihe von Studien über das alte und neue Berlin, denen
sich der Dichter, seit seiner Uebersiedelung in die jetzige Reichshauptstadt, mit
fast ausschließender Liebe hingegeben. Tieselben reiften im Laufe der Jahre
zu jenen herrlichen Früchten, an deren feinem und tief erquickendein Genüsse
ein verftändnißvoller Leser sich kaum je ersättigt: ich meine die (im Verlage
von Gebrüder Paetel erschienenen) köstlichen „Berliner Bilder", mit ihren
Fortsetzungen „Unter den Linden" und „Herrn Schellbogens Aben-
teuer". Durch diese victätsvollen Schöpfungen hat sich Rodenberg um Berlin
ein Verdienst erworben, das mit einer „Bürgerkrone" oder, um mich moderner
auszudrücken, mit dem Ehrenbürgerrecht von Berlin nicht zu hoch be-
lohnt sein würde; durch dieselben auch überall, wohin diese Bücher ge-
drungen, innigste Werthschätzung, Liebe und Bewunderung erworben! — Wie
Rülirung ergreift es mich immer von Neuem, wenn ich, Rodenberg auf einer
Herbstwanderung durch die Straßen Berlins begleitend, jene schönen, aus be°
megter Seele aufsteigenden Bekenntnißworte lese! „Wie lieb' ich den Herbst,
wenn er mit seinen klaren blauen Tagen und seinein sanften Sonnenscheine
naht; wenn der wilde Wein vor meinem Fenster sich purpur färbt und die
Laubmaise des Thiergartens in bunter Pracht zu schillern beginnt — wenn
man auch in dieser großen Stadt den Abschiedsblick der Natur empfindet,
der so schön und so wehmüthig ist, und den über unserem Haupt hinziehen-
den Wandervögeln mit den Augen folgend, Träume träumt, die auf keine
Erfüllung mehr zu rechnen haben. An einem solchen Nachmittage bin ich
gern einsam und suche die Gegenden unserer Ltadt auf, in denen ich meinen
Gedanken nachhängen kann. Im (Gewühl ihrer Straßen verläßt mich dieses
Herbstgefühl nicht; mir übertönt er nicht, dieser Lärm, das Rollen der Wagen
und der hastige Schritt der Menschen, die feierliche Stimme, die vom Werden
ttnd Vergehen fpr'chl; ich l öre sie überall, hier, in der nimmer rastenden

Stadt, wie ich sie einst draußen gehört habe auf der Haide, Ivo das große Schweigen nur unterbrochen wird vom Murmeln der Quelle, dem Rauschen des Windes und dem Abendlied der Lerche. Mich stört das Werk von Menschenhand nicht: nur um so nachdrücklicher predigt es mir die große Lehre; mich verletzt nicht Eitelkeit und mich reizt nicht der Triumph eines Tages. Ich habe mein Loos mit der Allgemeinheit geworfen und mir nur das Recht vorbehalten, zuweilen nachdenklich stehen zu bleiben — mir ist in dieser gewaltigen Stadt so wohl, wie in der Heimat! Was ich dort vom Berge herab im Anschauen der lieblichsten Landschaft erfahren, das wieder-holt sich hier für mich noch täglich. Daß der Einzelne nur im beseligenden Gefühle des Ganzen Erfüllung findet; und daß es dort die gebundene Natur, hier die rege Fülle des menschlichen Lebens ist, macht dies Gefühl nur stärker, nicht anders. Es ist kein Traum mehr, es ist die Wirklichkeit er-greifender oder erhebender Schicksale, eine lange Kette von Wandlungen, Untergängen und Neubildungen, und indem ich ihnen weit hinaus in die Jahrhunderte folge, von dein beschränkten Platz, an dem ich stehe, werd' ich ein Theil der Geschichte selber, verkehre mit den Personen und den Dingen, die vor mir gewesen und kehre bereichert zu denen zurück, die mit mir sind."

Das ist der ganze Rodenberg, ein Selbstporträt und doch treu und wahr in jedem Strich! Und diese elegische Herbstempsindung des Dichters, der sich noch mit viel schönen Träumen trägt und — angesichts des leis hereindämmernden Abends — auf ihre Erfüllung nicht mehr zu hoffen wagt, wie natürlich ist sie dem Manne, dessen Fuß heute die Schwelle des siebenten Jahrzehntes berührt! Aber — dieses Herbstgefühl ist keine Herbstklage, darf es nicht sein! Dazu hätte unser Dichter am Wenigsten Veranlassung! Denn heute blickt er auf vier Jahrzehnte zurück, die ausschließlich dein Guten und Schönen, dem Großen und Wahren gewidmet waren; zurück aus vierzig Jahre voll treuer, unausgesetzter Arbeit und auf ein reiches volles Maß trefflicher Früchte derselben. Ein viel größeres, als aus diesen Zeiten ersichtlich! Denn wer möchte es versuchen, die Summa eines so triebkräftigen, ergebnißvollen Lebens „auf drei Blättern zu ziehn"!

So hätte auch wohl auf Rodenbergs hochbedeutsame und einflußreiche Wirksamkeit als langjähriger Herausgeber der „Deutschen Rundschau" hingedeutet werden sollen! Aber — wie eine große Revue unter einem mitten im vollen Leben der Gegenwart stehenden Leiter von feinem kritischem Tuet, reichem Wissen, umfassender Welt- und Menschenkenntniß und geistvoll an-ziehender Darstellungsgabe, zu einem hochwichtigen Factor in unserem Geistes-leben werden kann, das braucht wohl kaum des Weitereit dargetlM werden, am Wenigsten den Lesern von „Nord und Süd! Ihnen liefen jede neue "Nummer ihres eigenen Journals hiervon den erfreuendsten Beweis!

Robert Blum im Taczebuche des Grafen von Hübner.

von

tzsn? Blum,

— Leipzig, —

^er geborene Herr Hafcnbredl, jetzige Graf Alexander von Hübner, hat soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig, unter dein Titel „EinJahr meines Lebens, 1848—1849", sein Tage- buch ans dem tollen Jahr herausgegeben. Ter Verleger spricht in seinem Neclamezettel die zuversichtliche Erwarlnng aus: „Dieses neue Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers werde durch die eingehende Schilderung" der darin behandelten geschichtlichen Ereig- nisse „allgemeine Aufmerksamkeit erregen."

Diese Erwartung des BerlcgerS wird wohl kaum in Erfüllung gehen. Tcmi wenn eine geschichtliche Primärguelle — und eine solche will und soll das Tagebuch eines „berühmten Diplomaten" und „geistreichen Schriftstellers" sein — die allgemeine Aufmerksamkeit erregen soll, so mich sie Neues van Bedeutung enthalten, und die Ereignisse, welche sie berichtet, unbefangen darstellen und beurtheilen. Beides fehlt dem Tagebuche des Neugrafen von Hübner vollständig. Das Neue darin ist ebenso unerheblich als un- zuverlässig, und das Zuverlässige ebenso unbedeutend als längst bekannt. Tagegen ist merkwürdiger Weise die einzige starke Seite des Buches der sonst so betriebsame?: Verlagshandlnng ganz entgangen: das Tagebuch des vormaligen Herrn Hafenbredl nimmt nämlich unter den humoristischen Schriften der Gegenwart unbestreitbar eine hervorragende Rolle ein.

Die von Herrn von Hübner bis zur Virtuosität ausgebildete Komik ist die unfreiwillige. Man kann diese Kunstgattung wissenschaftlich auch dem

interessanten Gebiete der „Versuche mit untauglichen Mitteln" zurechnen, insofern als das vergebliche Streben dieser „geistreichen Schriftsteller" und Menschen dahin gerichtet ist, für ernst genommen zu werden.

Hindert sie nun aber auch ihre joviale Natur an der Erreichung dieses Ehrgeizes, so lohnt ihnen dagegen die dankbare Menschheit die köstlichen Leistungen ihrer unfreiwilligen Komik mit unauslöschlicher Heiterkeit. Der Herr Graf von Hübner hat schon als schlichter Baron sich unsterbliche Verdienste auf diese»: Gebiete zu erringen verstanden! Denn noch heute lacht das gesammte geschichtskundige Europa so herzhaft, als es vor 32 Jahren lachte, über die Thatfache, daß der Herr Baron von Httbner, „nachdem er kaum zehn Jahre lang der Gesandte Oesterreichs in Paris gewesen, sich am Neujahrsmorgen 1859 durch die Anrede Napoleons III. an ihn in die gespannten Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich einweihen ließ"*), deren dem Herrn von Hübner bis dahin völlig entgangene Ungemütblichkeit unmittelbar darauf zu dem unglücklichen Kriege Oesterreichs in Oberitalien führte. Ebenso heiter waren die Leistungen dieses „berühmten Diplomaten" als zweimonatlicher Polizeiminister, seine Unthätigkeit als österreichischer Gesandter beim Vatican von 1865 bis Ende 1867, endlich seine Wirksamkeit im österreichischen Herrenhause seit 1879, namentlich seine köstliche Candidatenrede um den Posten des auswärtigen Ministeriums Ende Januar 1880 mit ihren berühmten „zwei schwarzen Punkten am Horizont".

Aber von noch höherem und bleibenderem humoristischen Werths ist das jetzt veröffentlichte Tagebuch des Herrn Grafen von Hübner. Denn es gewährt den seltenen Genuß, die großen Jahre 1848 und 1849 dargestellt zu sehen vom vormärzlichen Standpunkte eines verflossenen Kanzleigehilfen des StaatSkanzlers Metternich; aus dem Gesichtswinkel eines literarischen Lakaien des Fürsten Felix Schwarzenberg, erläutert durch die „Einschaltungen" eines jetzt achtzigjährigen Greises, welcher in den letzten 42 Jahren nichts gelernt und nichts vergessen hat. Auf seinem „Spaziergang um die Welt", „in China, kurz in allen Ländern, die einem Staatsmann von seiner Partei - richtung irgend von Nutzen sein können", mag Herr von Hübner neue Eindrücke gewonnen haben; aber aus der Geschichte Oesterreichs und Deutschlands seit 1849 hat er sich nichts gemerkt. Diese fossile Vorniärzlichkeit des vorliegenden Tagebuches ist zwerchfellerschütternd. Und die Spaßhaftigieit des Standpunktes des Verfassers wird noch erhöht durch den unerschütterlichen Ernst, mit welchem der Verfasser geschichtlich und urkundlich seit 42 Jahren abgethcme Münchhausiaden der schwarzen Neaction im Jahre 1891 wieder aufzutischen wagt, ferner durch den denkbar ungeschlachtesten und unfertigsten Stil, und — an Stelle von Gedanken — durch die trivialsten Gemeinplätze, häufig auch Geineinheiten. Zu den letzteren zählt die im Munde

*) D. Spitzer am 1. Februar 1380 „Baron Hiibner" in den „Wiener Spaziergängen" Bd. V. S, S7.

eines geborenen Wieners für jeden Menschen von Gefühl empörende Bemerkung des Tagebuches bei Schilderung der furchtbaren Feuersbrünste, welche das Bombardement des Fürsten Windischgrätz am ZI. October 1848 in dem unglücklichen Wien hervorrief: „Da mögen die Wiener wohl ihres beliebten Stuvers und seiner weltberühmten Feuerwerke gedenken." (S. 268.)
Zu den erstcren, zu den Gemeinplätzen abschreckendster Art, gehört in der Tagebuchniederfchrist vom nämlichen 31. October die Stelle: „In den ernstesten Krisen des menschlichen Lebens kommt dergleichen" (— ,äußerst kölnische Auftritte' an dem für Wien furchtbaren Tage find gemeint! —) „vor. Erkläre es, wer kann." <S. 267.) Wenn solches Geschwätz die Erzählung weltgeschichtlicher Thatsachen durchfließt, so ist das auch ein „äußerst komischer Auftritt." Aber mir brauchen nicht zu rufen: „Erkläre es, wer kann." Denn die Erklärung des komischen Auftritts mitten im fürchterlichsten Ernste liegt schon in der einfachen Thatsache, daß der Herr Graf von Hübner dieses Tagebuch verfaßt und es herauszugeben fich getränt bat.
Unter den „Uebelgesinnten", an welchen unser Tagebuchschreiber kein gutes Haar läßt, kommt nun keiner schlechter weg als Robert Blum, der am 9. November 18-18 in der Brigittenan standrechtlich erschossene, volkstümliche deutsche Abgeordnete. Sein tragisches Ende und sein mutlnger Tod, welchen er erlitt, weil die reaktionäre Aera Schwarzenberg das Bedünniß hatte, dem verhaßten Frankfurter Parlament eine Probe ihrer Macht zu geben, aus keinem anderen Grunde, erzwang dem Andenken Robert Blums schon mitten in den Parteikämvfeu des Jahres 1848 die Anerkennung seiner Gegner. Seine ungewöhnliche Begabung, wie die Lauterkeit seines Strebens, in schon damals auch von seinen Gegnern allgemein zugestanden worden. Seither ist kein Jahr verflossen, welches das geschichtliche Bild des vielbeschrieenen Mannes nicht geläutert und gereinigt hätte. Schon im Jahre 1860 sprach Fürst Windischgrätz, der Urheber seines Todes, in vertrautem Gespräch zu Marieubad, dem hochecmservativen Sächsischen Klostervoigt von Posern sein Bedauern über diese That aus, mit anerkennenden Worten über Robert Blum. Im Jahre 1870 bot mir Fürst Bismarck in Worten, welche zweifellos auch zu den bedeutenden Ohren des Herrn Grafen von Hübner gedrungen sind, sein mächtiges Bündniß zu dein Zwecke an, „das Bild meines Vaters rein zu halten vor Verunglimpsungen, das Bild des deutschen Mannes, welcher .zwar sehr liberal, aber auch gut national' gewesen sei." Aber selbst seine unbelehrbaren Gegner mußten unfreiwillig zu seiner Ehrenrettung beitragen. Denn als kurz vor 1879 das Buch des ultrcmwntanen Historiogravheu des Hanfes Windischgrätz, des Herrn Barons von Helsert über die Wiener Octoberrevolution erschien, und zum ersten Male neben den Verhandlungen des Wiener Kriegsgerichts gegen Robert Blum, auch die diesen Verhandlungen vorausgehende geheime Corresvondenz der beiden sürstlichen Schwäger Schwarzenberg und Windischgrätz über Blums von ihnen vorausbestimmtes Schicksal enthüllte, da verschwand vor den Augen

kians Blum in Leipzig,
aller ehrlich Urtheilenoen auch der letzte Glaube an das Märchen, daß das
Recht das Schicksal Robert Blums besiegelt habe. Endlich, als 1878 mein
großes biographisches Werk über Robert Blum (bei Ernst Keil) erschien,
sprachen die bedeutendsten Kenner der deutschen und österreichischen Geschichte
des Jahres 1848, Professor Karl Biedermann und Professor Antou Springer,
in großen Abhandlungen aus, wieviel mein Werk auf Grund brieflichen und
sonstigen urkundlich unleugbaren Materials zur Berichtigung der ungünstigen
Beurtheilung Robert Blums beigetragen habe.
Herr Graf von Hübner aber nimmt von diesen Thatsachen in seinem Werke
so wenig Kenntnis? wie von den übrigen Belehrungen der Geschichte seit 43 Jahren.
Er dichtet Robert Blum eine Reihe unwahrer Schandthaten in Wien an,
rechtfertigt das gegen ihn ergangene und vollstreckte Urtheil auf Grund neuer
unwahrer Unterstellungen, und schließt mit einem ebenso oberflächlichen als un-
richtigen Lebensbilde des Hingerichteten die Acten seines Tagebuches. Die unfrei-
willige Komik, welche auch hier dem Verfasser des Tagebuches treu bleibt,
wird zum Frevel und Ekel, wo es sich um die Verleumdung eines todten
Märtyrers handelt, und zwingt uns, auch einem Grafen von Hübner gegenüber,
ernst zu werden. Wir verfahren dabei, im Gegensatz zu ihm, chronologisch.
Der Herr Graf verfährt nämlich betreffs Robert Blums nicht chrono-
logisch, sondern er schließt an die Erzählung der letzten Augenblicke Blums
das Wenige, was er über das Leben des Todten vor 43 Jahren wußte
— und giebt sich den Anschein, als wisse er darüber heute noch nicht
mehr. Der Herr Graf sagt darüber weniger, als das dürftigste Conver-
sationslexicon, auch schon 1848, zu berichten wußte. Diese mangelhaften
Kenntnisse des Herrn Grafen können aber mit dem Mantel der Liebe bedeckt
werden. Nur ein einziger Satz sei mitgetheilt, welcher den mundervollen Stil
des „geistreichen Schriftstellers" und „berühmten Diplomaten" kennzeichnet.
Er schreibt nämlich: „Obgleich Robert Blums Unterricht ein sehr unvoll-
kommener war, lernte er, als Autodidakt, doch genug um für Blätter des
Umsturzes zweiter Kategorie Artikel liefern zu können." Was versteht der
Herr Graf Hübner unter einein „Umsturz zweiter Kategorie?"
Der Herr weiß aber über Robert Blum nicht blos weniger, sondern
auch wieder mehr als alle Zeitgenossen und Forscher, indem er fortfährt:
„Seit 1830 widmete sich Blum dem Cultus der Revolution." Blum war 1830
dreiundzwanzig Jahre alt, völlig bildungslos, mittellos, und dem politischen
Leben gegenüber interesselos. Seine allerersten öffentlichen Schritte fallen in das
Jahr 1837 und rühren gar nicht an den „Cultus der Revolution", sondern
lediglich an die Gustav-Adolf-Feier in Lützen. Den „Cultus der Revolu-
tion" hat Bluni überhaupt sein Leben lang so wenig betrieben, daß er selbst
auf der Höhe seines Einflusses und seiner Macht, als Führer der Linken im
Frankfurter Parlament, jede Revolution des tollen Jahres in
schneidendster Weise verdammt hat. Die urkundlichen Belege möge
der Herr Graf, so schwer ihm das Lernen auch fallen mag, in meiner Bio-

gmplne Robert Blums aufschlagen. Sie sind unleugbar und selbst für das
größte Uebelwollen überzeugend.
Der Herr Graf behauptet weiter: „Blum habe seiner rednerischen
Begabung sowie seinen Verbindungen mit den Leitern der europäischen Revolution
die Wahl zum Vorstand des berüchtigten Clubs ‚das deutsche Haus' (in
Frankfurt) verdankt." Tagegen ist nun bloS zu sagen, daß die Ver-
bindungen Blums mit den Leitem der europäischen Revolution nur in der
Einbildung unseres Tagebüchlers vorbanden sind. In Blums Leben, Handlungen,
Korrespondenzen, welche letzteren sich sämmtlich und bis auf den kleinsten
Zettel und die intimsten Mittbeilungen wohlgeordnet, und bis zu seiner
Jugend zurückreichend, bei seinem Tode vorfanden, und noch heute vollständig
vorliegen, ebenso in den Erinnerungen seiner in Alles eingeweihten Gattin,
findet sich nicht die leiseste Spur von solchen „Verbindungen". Auch nicht
seiner Beredsamkeit dankte Blum die Führerrolle in Frankfurt, sondern seiner
schon im Vorparlament bekundeten maß- und machtvollen Ruhe, Sicherheit
und Klarheit. Endlich mar der „berüchtigte Club" des „deutschen Hauses"
oder vielmehr „Deutschen Hofes" — in Frankfurt keineswegs ein Nest der
Republikaner. Es saßen sehr anständige Männer darin, wie z. B. ein ge-
wisser Ludwig Ubland, und auch sehr gute Testerreicher, wie z. B. der spätere
imerreichische Minister Johann Nepomuk Bcrger. Endlich stand der Club
des „Donnersbergs" erheblich weiter links.
Aber der Herr Graf hat nicht nur seine reiche Einbildungskraft zur
Hand, wo es gilt, das Bild Robert Blums mit dichterischer Freiheit so zu
malen, wie dieses später den Blutrichtern Blums vorgemalt wurde, sondern
diese gräfliche Erfindungsgabe schreckt auch nicht zurück vor wissentlichen
Entstellungen der Wahrheit, denn eine solche liegt vor, wenn der Herr schreibt:
„Wir haben ihn lRobert Blum) am Werke gesehen in Leipzig 1845, in
Frankfurt in den Septembertagen, welche LichnowSky und Auersivald das
Leben kosteten." Allerdings war der Herr Baron von Hübner als öster-
reichischer Generalconsnl in Leipzig an jenem blutigen 12. August 1845, da
auf dem Rastplatz durch eine Militärsalve sechs unschuldige Spaziergänger,
darunter ein Polizeidiener, erschossen wurden. Aber wenn Herr von Hübner
damals Robert Blum „am Werke gesehen," so muß er sehr erheblich weitsichtiger
gewesen sein, als heutzutage, denn Blum war damals in Leipzig gar
nicht anwesend. Er erfuhr erst bei seiner Rückkehr am Bahnhof die furchtbare
Nachricht des Geschehenen, und begab sich sofort in eine gewaltig gährende
Bürgerversammlung im Schützenhause, um diese mit Erfolg zu beschwören,
in ihrer Erregung zu keiner ungesetzlichen Handlung sich fortreißen
zu lassen. Seinem machtvollen Worte allein dankte Leipzig damals, daß
nicht weit mehr Blut floß. Bürger al l er Parteien haben ihm das in einer
feierlichen Adresse ausgesprochen. So, so allein, muß der Baron von Hübner
Robert Blum in Leipzig im Jahre 1845 „am Wvrke gesehen" haben —
wmn er die Wahrheit sagen wollte.

Hans Blum in Leipzig,
Und in Frankfurt in den Septembertagen 1848, welche Lichnowsti?
und Auerswaid das Leben kosteten?" Auch da will der Graf „Robert
Blum am Werke gesehen haben" — an jenein Werke, welches den beiden
Abgeordneten das Leben kostete, am Mord jener Unglücklichen. Denn
anders ist die Stelle nicht auszulegen. Insoweit sagt jedoch der Herr Graf
abermals wissentlich die Unwahrheit. Denn erstens war er damals gar nicht
in Frankfurt und zweitens verleumdet er abermals absichtlich einen edlen
Tobten, wenn er letzteren mit den Opfern der Frankfurter Septembertage in
in irgend eine andere Verbindung bringt als die, daß Blum Alles,
selbst sein Leben gewagt hat, um die Frankfurter Empörung erst zu verhindern
und dann zu dämpfen, nachdem sie ausgebrochen war. Die Thatsachen,
welche das beweisen, sind so einfache, daß anch der Herr Graf von Hübner
sie damals begriffen haben muß. Er mußte daraus auch erkennen, daß derjenige
lügt, welcher, bei Erwähnung der Frankfurter Septembertage von „dem
Anarchistenführer Robert Blum" redet.
Diese Septemberunruhen waren nämlich bekanntlich die unmittelbare
Folge der Mißstimmung des Volkes darüber, daß das Frankfurter Parlament
am 16. September Abends gegen 9 Uhr mit 258 gegen 237 Stimmen den
von Preußen mit Dänemark zu Malmö geschlossenen Waffenstillstand ge-
nehmigte, welcher, nach Dahlmanns Wort, „gegen die Ehre Deutschlands"
ging. Die Linke hatte gegen den Wassenstillstand gestimmt. Noch am Abend
desselben Tages beriethen die drei Fraktionen der Linken, der Westendhall,
des Deutschen Hofes und des Donnersberges, im Deutschen Hof unter Blums
Borsitz über die nun im Parlament zu ergreifenden Schritte. Während
dieser Berathungen verlangten die Abgeordneten dreier radicaler Arbeiter-
vereine Gehör, wurden vorgelassen und forderten, die Linke solle sich selbst
als Parlament constituiren. Denn nur zu dieser habe das Volk Vertrauen.
Die Linke lehnte das, auf Blums und anderer Mahnung, entschieden ab
und ließ die Arbeiterführer nicht scheiden, ehe sie gelobt hatten, sich au
keinerlei Ordnungsstörung zu beteiligen").
An der stürmischen Volksversammlung auf der Pfingstweide am Sonntag
Nachmittag den 17. September war nicht ein einziges Mitglied aus BlumK
Club betheiligt. Abermals beriethen die drei Fractionen der Linken am
Abend dieses Tages, diesmal unter Carl Vogts Vorsitz. Der Antrag de-K
Donnersbergs, die Linke solle aus dem Parlament austreten und sich als
Convent constituiren, wurde auf Blums Widerspruch mit allen gegen neun-
zehn Stimmen abgeleimt. Und als dann der Führer der Volksmassen der
Pfingstweide, Germain Metternich, in der Versammlung erschien, dasselbe
von der Linken verlangte und sie gleich den übrigen Parteien für ehrlos
erklärte, wenn sie noch ferner im Parlament verharre — und als auch jetzt
*) ReichStagszcitung v. 17., 19. u. 20. Sevt. Gegenwart iv. F. A. Brockhai,?-.
7. Band, S. 329.)

Blum, Vogt und Venedey den Abgeordneten der Gasse das Verbrecherische ihres Unternehmens vorstellten, da wurden die Männer der Linken verhöhnt und für „ehrlos" erklärt.
Während von da ab die Linke kein Wort mehr mit Germain Metternich gewechselt hat, steht dies betreffs deo damaligen Frankfurter Reichsministers von Schmerling durchaus nicht fest. Denn Germain Metternich ist am 18. September, dein Tage der Ermordung Lichnoivskys und Auersivalds, mehrfach im Palais Schmerlings aus- und eingegangen. Die Aufwiegler, welche am 18. in Frankfurt am heftigsten zur bewaffneten Empörung an-trieben, waren übrigens Allen unbekannt und verschwanden sofort nach ver-richteter That; gewiß doch ein sehr eigenthümlicher Zug von ihnen. Sie gelten allgemein für angestiftete Sendlings (.i^euts pr«v«c:gteur^, Gegenwart, Bd. 7, S. 331. Und noch eigenthümlicher ist die Thatsache, daß die ^400 Mann Preufzen und ^esterreicher, welche Herr von Schmerling in der Nacht vom 17. zum 18. September von Mainz nach Franksurt beordert hatte, den ganzen Vormittag des Achtzehnten über, Gewehr bei Fuß, zusahen, wie in den engen Straßen Frankfurts um die Paulskirche fünf Barricaden errichtet wurden, von welchen nur zwei, und auch diese erst Nachmittags nach zwei Uhr im Sturm, mit einem Verlust von zehn Menschenleben auf beiden Seiten, genommen wurden, wälirend am Morgen einige Kolbenstöße genügt liätten, um alle Bnrricndenbauer — darunter Weiber und Kinder — aus-einander zu treiben. Während der Sitznng des Parlaments von früh 9 bis 2 Uhr hatte Herr von Schmerling die Barricaden ungestört ausbauen lassen. Die drei Hauptbarricaden waren aber bei dem Sturm, welcher zehn Menschenopfer gekostet hatte, noch nicht genommen. Ilm sie anzugreifen, mußte die von Darmstadt per Bahn verschriebene reitende Artillerie abge-wartet werden. Inzwischen herrschte Waffenruhe im Innern der Stadt, während in Folge der rätselhaften Unthätigkeit der Truppen während des ganzen Vormittags, selbstverständlich die starken Zuzüge der Empörer auf den Landstraßen und Außenwegen zur Stadt um so zuchtloser und wilder auftraten. Und gerade ihnen sind in dieser Stunde ^ichnoivskp und Auers-wald aus der Bockenheimer Landstraße erlegen, auf welcher die Unglücklichen nach der ParlamentSsivung zu Roß eiuhersprengten. Wenn irgend wen, außer die unbekannten Mordgesellen, die Mitschuld an dieser Blutscene trifft, so ist dieser Eine sicherlich Herr von Schmerling, welcher die Empörung erst — nach dem alten Recept der Metternich'schen Staatsweisheit recht üppig erstarken ließ— wir sagen, trotz der vorerwähnten Judicien, nicht, selbst groß zog — um nachher ihre Unterdrückung in um so bedeutenderem Lichte zu zeigen und um so besser für seine renctionären Zwecke auszunutzen.
Während der kurzen Waffenruhe im Innern der Stadt — und ohne daß noch irgend wer vom Schicksal der ermordeten beiden Abgeordneten Kenntnis; hatte — begab sich Blum, um weiteres Blutvergießen zu ver-hindern, an der Spitze seiner Freunde, zum Erzherzog Reichsverweser

Johann von Oesterreich und zu Herrn von Schmerling, und beschwor diese, eine friedliche Lösung herbeizuführen. Der Reichsverweser erklärte seine Bereitwilligkeit, Herr von Schmerling aber deutete an, die Lieblinge des Volkes möchten doch selbst einen Versuch der Versöhnung machen. Da schritt Robert Blum mit Ludwig Simon vom Donnersberg und Anderen unbewehrt den Barricaden entgegen, redete zum Frieden, mahnte dringend, von weiterer Empörung abzulassen. Und die zuchtlosen Massen, welche Blum nach den Unterstellungen des Grafen Hübner (S. 216, 290 des Tagebuches) zum Morde gegen Blums beide Parlamentsgenossen gedungen haben soll, hoben Dutzende von Flintenläufen gegen seine Brust. Tobende Verwünschungen gegen ihn erfüllten die Luft. Die Freunde rissen ihn zurück. Er wäre ermordet worden, wenn er sich der Gewalt der Freunde nicht gefügt hätte*).

So hätte der Herr Neugraf von Hübner Robert Blum in den Frankfurter Septembertagen von 1848 „am Werke gesehen", wenn er die Wahrheit sagen und nicht absichtlich einen Tobten verleumden wollte.

Ich kehre den giftgetränkten gräflichen Spieß gut gereinigt um, indein ich, in der Erforschung des wirklichen Urhebers dieser blutigen und ruchlosen Empörung, sage: is teoit cui proSest. Das Frankfurter Parlament, und namentlich die Linke, hätten ihre Rolle für immer ausgespielt gehabt mit dem Augenblicke, wo sie der Waffengewalt bedurften, um sich selbst gegen „das Volk" zu schützen.

Diese Thatsache nützte also keinem Abgeordneten und keiner Partei, welche auf das Frankfurter Parlament ihre Hoffnungen setzten. Diese Thatsache nützte dagegen sehr und nützte allein den antideutschen, rcactionären Strebungen des Herrn von Schmerling. Und die Frankfurter Septembertage haben diese Thatsache geschaffen.

Wie klar Robert Blum selbst diese Auffassung aussprach, beweisen seine Briefe aus dieser Zeit an die Gattin und an die Freunde, beweisen andererseits die Absagen der Radicalen, welche ihn, wegen seiner maßvollen Haltung während eben dieser Septembertage unversöhnlich grollten.

Mit dem Erscheinen Robert Blums in Wien, vom 17. October 1848 an, verdicken sich die Verleumdungen des Herrn Neugrafen so, daß die Hinwegräumung derselben eine Geduld des Lesers und einen Raum beanspruchen würde, auf welche ich um so weniger rechnen kann, als es sich nur uni Verleumdungen dieses Ursprungs handelt. Ich beschränke mich also auf das Wesentlichste.

Unser Neugraf verschweigt zunächst absichtlich (S. 256), daß es der spätere österreichische Minister Berg er war, welcher die Entsendung einer Abordnung der Linken zu Frankfurt nach Wien beantragte. Unser Tagebuch theilt ferner den Beschluß, mit welchem die drei — nicht zwei, wie Hübner

*) Augenzeugen in meiner Biographie S. 445. Gegenwart, Bd. 7 S, 331.

sagt — vereinigten Fractionen der Linken diese Abordnung entsandten, ab-
sichtlich nicht im Wortlaut, sondern in schwülstiger Uebertreibung und Auf-
bauschung, mit. Der Herr Graf vergißt absichtlich, zu erwähnen, daß nicht
blos Robert Blum und „der Literat" (vielmehr Professor) „namens
Fröbel", daß nicht blos „diese beiden Volksaufwiegler" (S. 257), sondern
auch die beiden eingeborenen Oesterreicher, der Dichter Moritz
Hanmann und der harmlose Abgeordnete für Weidenau Albert Trampusch, an
dieser Abordnung Theil nahmen.
Er sagt aber namentlich wissentlich die Unwahrheit, wenn er fort-
fährt: „Blum und Fröbel bemühen sich seit dem 17. October in Wien
wacker das Feuer zu schüren. Unter ihrem Einflüsse gewinnt das
anarchische Element sichtlich an Boden. Blum, insbesondere . . . .
fehlt bei keiner revolutionären Bersammlung, hält, aus öffent-
lichen Plätzen, Ansprachen an das Volk, vertheilt Brandschristen,
sucht, mit einem Worte, sich der Leitung des Aufstandes zu be-
inächtigen .... Für den Oberbefehlshaber Messenhauser sind daher die
Umtriebe dieses großen und einflußreichen Hauptes der revolu-
tionären Gesinnungsgenossen eine Verlegenheit und eine Gefahr. Er hat
auch nicht gezögert den beiden Abgeordneten zu bedeuten, er meine, sie thäten
gut, sofort, abzureisen.*) Dieser Rath war ein Befehl. Anfangs geneigt dem
Winke Folge zu leisten, dann durch verschiedene Rücksichten zurückgehalten,
bald den Einflüsterungen (!) der Klugheit das Ohr leihend, bald auf ihre ver-
meintlichen parlamentarischen Privilegien pochend, aber immer unfähig einen
Entschluß zu fassen, verloren Blum und Fröbel eine, sür sie, kostbare Zeit
und sehen sich heute" (Tagebuch v. 26. Oct.) „nachdem die Einschließung
eine vollzogene Thatsache geworden ist, in ihren eigenen (?) Netzen gefangen."
Die Wahrheit gegenüber diesen stupenden Verleumdungen ist folgende.
Die Frankfurter Devutirten (vier, nicht zwei) sind in Wien am 17. October
von allen dort vorhandenen legitimen, nicht revolutionären, Behörden, dem
Reichstag, Gemeinderath, Obercommando, begeistert empfangen worden, aber
am nämlichen Tage hat Blum der Gattin schon geschrieben, daß er „noch
in derselben Woche" (also vor Sonntag, dem 22. October) wieder heimreisen
werde. Am 19. October morgens hat er der Gattin seine Ankunft daheim
für den 22. October (Sonntag) schon fest angezeigt. Daß er über die in
Wim vorgefundenen Zustände sehr enttäuscht war, verrathen dieselben Briefe
und giebt sogar Helfert zu. Daß er nicht entfernt daran dachte, „sich der
Leitung des Aufstandes zu bemächtigen," wie unser Neugras unterstellt, das
beweisen diese Briefe gleichfalls auf's Klarste. Dasselbe beweist aber auch
ein Brief Fröbels an Blums Schwester vom 22. Dezember 1818, der in
meinem Besitz ist, welcher ausspricht: „Hätte er gewollt, so wäre die
Leitung der Dinge sehr bald in seinen Händen gewesen." Aber er wollte

*) Die falsche Jnterpunktation überall genau nach Hübner s. 2S7,

nicht, durchaus nicht, er wollte nach Hause, und deshalb erhob er am
Morgen des 20. Aerober seinen Paß zur Heimreise beim sächsischen Ge-
sandten von Könneritz, und märe am nämlichen Tage auch abgereist, iveuu
Julius Fröbel laus Schwarzburg-Rudolstadt, von welchem Blum sich nicht
trennen wollte) einen ebenso klaren Reisepaß hätte erhalten können. Da die?
aber nicht möglich mar, ließen sich die Abgeordneten von Messenhansers
Generalstabschef Fenneberg einen Paß „auf drei Tage" ertheilen. Als sie
jedoch mit diesem die Stadt verlassen wollten, stellte man ihnen vor, „daß
sie mit diesem Paß bei den anrückenden kaiserlichen Truppen nur Unan-
nehmlichkeiten haben würden, ja daß schon österreichische Abgeordnete ange-
halten worden seien." Diese Behauptung war vollständig unwahr. Denn
kein österreichischer Abgeordneter ist vor dem 24. October angehalten worden.
Aber Blum und Fröbel glaubten diesen Vorspiegelungen, welche, auch nach
Helferts Darstellung der Wiener Ereignisse, nur erfolgten, weil die Leiter
der Wiener Bewegung auf das „moralische Gewicht" der deutschen
Abgeordneten nicht verzichten mochten.^ Daß Blum (und Fröbel)
in der hier fraglichen Zeit, nur ihre Ansprachen in den ofsiciellen Kreisen
am 17. iletober gehalten, und nichts von dem geredet und gethan haben,
was unser Reugraf ihnen unterstellt, beweisen die Wiener Zeitungen ans
jenen Tagen, welche doch wahrlich keiner Schranke der Prrßfreiheit unterlagen,
und von denen die allermeisten mit dem größten Behagen davon berichtet
haben würden, wenn Blum dem „anarchisch.'!! Element" den Boden geebnet,
„Brandschriften vertheilt", „bei keiner revolutionären Versammlung gefehlt"
hätte n. s. w. Aber alle diese Zeitungen, die „anarchistischen", wie die reac-
tionäre» oder „gutgesinnten", wissen kein Wort von alledem zu sagen
Also nicht „auf ihre vermeintlichen parlamentarischen Privilegien pochend,
aber immer unfähig einen Entschluß zu fassen, verloren Blum und Fröbel
eine für sie kostbare Zeit", sondern gezwungen durch die Umstände blieben
Beide in Wien, und sahen sich hier auch nicht „in ihren eigenen Retzen ge-
fangen," sondern in dem Hetze der Unwahrheit Derer, weiche gegen
die „anarchischen Elemente" das „moralische Gewicht" der beiden Ab-
geordneten in Wien erhalten wollten, und deshalb ihnen vorspiegelten, daß
sie beim Perlassen Wiens von den anruckenden Kaiserlichen festgehalten
werden würden.

Aber endlich hat unser Tagebnchschreiber in Blums Wiener Aufent-
halt doch wenigstens eine That entdeckt, welche der Herr Graf scheinbar im
guten Glauben so schwarz malen kann, als ihm wünschenswert!) erscheint; zu-
mal da diese That zu den wenigen Autlagepnukte,! zählt, welche das Kriegs-
gericht später gegen Blum aufstellte, und da endlich Helfert, ans dessen Werk
Herr Gras Hübner „die ihm übrigens bekannten (!) Materialien zu der

*) Fröbcls Briefe S. 11 fg. Seine Rede in der PanlSkirche zu Frankfurt am
18. November 1848 Stencgr. Ber. S. 341!). — Helfert 1 Bd. S. 12!).

Robert Blum im Tagebuch« des Grafen von Hiibncr.
nachfolgenden Erzählung schöpft, da er sich nicht an Ort und Stelle befand",
(S. 276 Note), gleichfalls diese schwarze That Blums gebührend brandmarkt.
Es handelt sich um die Rede Blums in der Aula der Universität am
23. October 1848.
Aber dieser gute Glaube des Herrn Grafen ist auch an dieser einzigen
Stelle nur ein scheinbarer, denn er vernichtet ihn selbst sofort durch ein
Uebermaß von böswilliger Erfindung, in Worten, welche sein böses Gewissen
und die unreine Absicht der Verleumdung eines wehrtosen Todten offenbaren.
„Am 23. (October)," schreibt er (S. 258) „ging dieser große Tribun
auf (!) die Universität. Er trug wie immer einen Calabreserhut, welchen
eine kolossale Feder beschattete. In der Aula angelangt, richtete er nn die
Studenten folgende Worte:*) „Die Frankfurter Abgeordneten sind gekommen
mit den Wienern zu siegen oder zu sterben. Die Schwärmer für die Ruhe
wollen das Gesetz der Kanonen, die Ordnung sitzend auf den Bajonetten,
die Ruhe des Kirchhofes. Als Sclave leben ist nicht leben. Die Anhänger
der alten Regierung muffen vertilgt werden. Wenn Wien unterliegt, wird
der Geist der Vergeltung seine nach Rache schreienden Flügel (sie) entfalten
und die deutschen Fürsten werden im Nichts versinken."
Man braucht nur eine einzige echte Zeile und Rede Robert Blums zu lesen,
um gewiß zu sein, das; er solchen Blödsinn nicht gesprochen hat, während da-
gegen das Tagebuch unseres Grafen zahlreiche Stilblüthen gleicher Art aufweist.
Aber wenn man auch nur die Berichte der Wiener Zeitungen
über Blums Rede vom 23. October nachschlägt, so stellt sich schon die
volle Ueberzeugung ein, daß unser Graf, weit entfernt von gutein Glauben,
auch diesmal mit Wissen die Unwahrheit sagt, nm einen Todten zu ver-
leumden — denn die wirklichen „Materialien sind ihm ja übrigens bekannt."
Die glaubhafteste Wiedergabe dieser Rede findet sich in der „Wiener
Zeitung" vom 24. October 1848. Dieser Text ist deshalb der glaubhafteste,
weil er dein Charakter und Wesen Blums am meisten entspricht, und weil
die „Wiener Zeitung", als amtliches Blatt der damaligen Wiener
Behörden, das größte Interesse daran hatte, die vielbesprochene Kund-
gebung eines bedeutenden Mannes so treu als möglich wiederzugeben. In
diesem Berichte findet sich nun kein Wort von den Lächerlichkeiten, welche
unser Graf berichtet.
Der „Wiener Zeitung" war Blums Rede sogar zu matt. Und auch
Ohrenzeugen, Berthold Auerbach sowohl als L. Wittig, einer der Wiener
Kämpfer, idieser im amtlichen Blatte der Sachs. Regierung, dem Dresdener
Journal vom 15. November 1848 S. 134 Sv. 1) sagen: „Blums Rede sei
eine der ruhigsten und besonnensten gewesen, welche in Wien gehalten wurden."
Zu den „Materialien", aus welchen unser Herr Graf schöpft, zählen
amtliche Blätter nicht, wenn diese Blum als maßvollen Redner
*) Die Jnterpunktation ist abermals echt Mnerisch.

lind Politiker darstellen. Da hält er sich lieber an das giftige und erlogene
Geschwätz der reaclionär:„schwar;gelben" „Wiener Presse" und an die Blum
feindselige Färbung der Rede Blums in der „Ostdeutschen Pott", welche
beide am 25. October ihr Dasein beschloffen, so daß Blum, wie der Herr
Graf weiß, da er „die Materialien kennt", die Enten dieser beiden
Heimgegangenen Blätter nicht mehr berichtigen konnte.
Aber der mit den Materialien so vertraute Herr Gras wein noch mehr.
Er weiß, daß auch das Kriegsgericht die Aula-Rede Blums nach
dem Berichte der „Oftdeutschen Post" vor sich hattet — natürl'ch
ohne zu prüfen, ob dieser Bericht wahrheitsgetreu sei, vielmehr wurde daS
als selbstverständlich vorausgesetzt. Und der Herr Graf weiß, daß selbst
in diesem Blum feindseligen Blatt und Bericht auch das Kriegs-
gericht nur einen einzigen Satz zn entdecken vermochte, welchen
es, obendrein auch nur mit Hülfe der Goethe'schen Weisheit
Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt Jhr's nicht aus, so legt was unter,
zu einem Verbrechen Blums stempeln konnte. Dieser eine Satz
lautet nämlich: „Man möge an die Stelle des früheren Bandes der Gewalt,
welches die verschiedenen Nationalitäten des österreichischen Kaiierstaates zu-
sammengehalten, das Band gemeinsamer Freiheit setzen." DaS Kriegsge-
richt verstand darunter die Republik! Genau wie unser Graf, welchem
Freiheit, Republik, Anarchie gleichbedeutende Dinge sind. Robert Blum
konnte aber in diesem Satze aus sehr triftigen Gründen unter „Freiheit"
gar nicht die Republik verstehen. Denn die ganze Wiener Bewegung war
durchaus nicht republikanisch, sondern streng monarchisch, sie suchte nur die
„Freiheit" zu retten, welche Oesterreich besaß, die conftitutionelle
Berfassung; zu retten gegen die gesetzlose Willkür eines Fürsten
Windischgrätz und Felir Schwarzenberg. Wenn Blum also unter „Frei-
heit" die Republik gemeint hätte, so Kütten ihn seine Zuhörer sammt
und sonders ausgelacht. Zudem erläutern die damaligen Wiener Tages-
ereignisse ebenso deutlich, was er mit diesem Satze hat sagen wollen.
Am 21. October Nachmittags war nämlich die bekannte Proclamation des
Fürsten Windischgrätz von: 20. October am Gebäude des KriegSministeriumS
und einigen Straßenecken angeklebt, aber herabgerissen worden. Erst am
23. ward sie in Wien durch eine an den Fürsten abgesandte Deputation
allgemein bekannt: „Ihr werdet in mir den Willen und die Kraft finden.
Euch aus einer Handvoll Perbrecher zu befreien." In Wien waren
aber bis dahin alle kaiserlichen und bürgerlichen Gemalten: der
kaiserliche Minister Kraus, der Reichstag, der Gemeinderath, das Overcom-
mando, völlig legal und ungestört am Ruder gestanden — und die

*) Tic Ostdeutsche Post liegt den Acten bei und ist im Verhandlungsprotocoll
angeführt.

Proclamatioii des Fürsten konnte daher gar nicht anders ausgelegt werden,
als sie wirklich gemeint war: daß die gefetzlose gewaltsame Säbel-
Herrschaft das Verfasfungsrecht Oesterreichs in Scherben schlagen
wolle. Dieser brutalen und gefetzlosen Niedertracht gegenüber
erinnerte Blum in der Aula daran, daß die österreichische Verfassung
— nicht die Republik! — an die Stelle der früher herrschenden Gewalt als
völkerverbindendes und -einigendes Band die Freiheit gesetzt habe und ferner
setzen solle und werde. Er wiederholte also nur die kaiserlichen Worte, Motive
und Verheißungen bei Verkündung der österreichischen Verfassung, er that dasselbe,
was nun seit einem Jahrzehnt als die besondere StaatsweiSheit des heutigen
Ministeriums Taaffe gilt — dafür mußte er aber 1848 den Tod leiden.
Man sieht also auch an diesem Vorgang, wie es um das einzige bischen
scheinbar guten Glaubens bei Verdächtigung Robert Blums bei unserem Grafen
beschaffen ist, und in welche klägliche Rolle ihn die sieghafte Wahrheit hinabdrückt!
Wir gehen weiter. Am 24. October hatte der k. t. Major a. D. und
Chef des Generalstabs der Wiener Nationalgarde, Ernst Hang, zum Schutze
der Ruhe und Ordnung der Stadt und Bekämpfung der meister-
losen „anarchistischen" Elemente im Innern derselben zur Bildung
eines „Elite-Korps" aufgefordert, dessen Leitung Hang selbst übernahm.
Blum, Fröbel und Moritz Hartman« nahmen in diesem Friedens- und
'ürdnungScorps eine Volontairstelle an, und wurden von der Mannschaft
am 26. October zu Hauptleuten gewählt. Bei Blum meldete sich damals
als Freiwilliger Eduard Lasker. Schon am nämlichen Tage ver-
fügte jedoch Messenhauser, welcher nach HübnerS Unterstellungen (S. 257)
angeblich „nur mehr darauf bedacht war jedes Blutvergießen zu vermeiden,"
bestimmungs- und vertragswidrig über das Corps d'Elite, indem
er es in die Gefechtslinie einrücken ließ, Blums Compagnie in die
gefahrvollste Stellung an der Sophienbrücke. Blum gehorsamte dem Befehl
lebenso Fröbel), obwohl er sich, wenn er correct handeln wollte, widersetzen
konnte und mußte. Er wollte aber lieber den Vorwurf eines falscheil
Schrittes auf sich laden, als den Vorwurf der Feigheit. Er hat mit größter
öiiihe und Kaltblütigkeit 36 Stunden lang, den Kroaten gegenüber, im Feuer
gestanden; auch seine Feinde erkennen das an, auch Helfert. Aber die Stadt
war gegen die Uebermacht und bessere Führimg der fürstlichen Truppen
nicht zu halten. Am 29. Morgens fünf Uhr reichten Blum und Fröbel
ihre Entlassung ein. Sie wurde angenommen. Von dieser Zeit an sind
die Beiden, bis zu ihrer Verhaftung am 4. November früh,
aus ihrem Gasthof Stadt London nicht mehr herausgekommen");
Blum nur, um in wirknngSvollster Weise zur Unterwerfung
unter die siegreichen Waffen der Belagerer zn mahnen. Das

') Der bereits augefiihrte Bericht Frölx'ls vor dem grankmrtcr Parlament und
Blums Briefe.

Hans Blum in Leipzig,
geschah am 29. Oktober Nachmittags in der Stallbnrg, Ivo er sagte: „Jeder Bersnch, den Kampf länger fortzusetzen, sei Wahnsinn, ja Verbrechen," was alle Ohren- und Augenzeugen der Scene, auch Helfen — die Quelle der dem Grafen Hübner „übrigens" und ohnehin so bekannten „Matenalien" — bestätigen! Von da an hat Blum keinen, nicht den geringsten Antheil mehr an den Kampfesscenen gehabt, welche sich in Wien, nach der am 30. abgeschlossenen Capitulation, noch abspielten.
Er hat an der Seite Bcrthold Auerbachs im Stephanstlinrm an diesem Tage noch die Niederlage der Ungarn an der Schwechat durch das Glas mitangesehe». Daß er aber vom 29. October morgens an nur in der Stallburg sich öffentlich gezeigt, und hier nur zum Frieden gesprochen hat, bestätigen ansier Fröbel und L. Witt ig (im amtlichen Dresdener Journal) welche ihn Tage lang in Stadt London sahen, auch Berthold Auerbach und der Generalstabschef Messenhausers Fenneberg in ihren Schriften über die Wiener Tage. Der beste Beweis für diese Thatsache sind aber die Acten des Wiener Kriegsgerichts gegen Nobert Blum. Denn unter den aus allen Winkeln hcrvorgezerrlen dürftigsten Auklagepnutten dieser Acten findet sich nicht ein Wort des Inhaltes, daß Blum nach dem 29. October noch zu den Waffen gegriffen, daß er wider den Frieden oder wider die Unterwerfung geredet hätte.
Als Herr von Helfert in seinem Werke, ohne einen einzigen Gewährs- mann, ohne eine einzige Quelle zu nennen, das Gegentheil zu behaupten wagte, ließ ich in der Gartenlanbe und in meiner Biographie Robert Blums (S. 514) in gesperrter Schrift drucken: daß Derjenige wissentlich und in der Absicht, einen Tobten zn verleumden, die Unwahr- heit sagte, welcher diese Behauptung niederschrieb. Herr von Helfert hat diese Bezeichnung seit dreizehn Jahren auf sich sitzen lassen müssen. Er hat nie gewagt, mich vor Gericht zu fordern oder auch nur einen Scheinbeweis für seine Lügen anzutreten. Ich sage dem Herrn Grafen von Hübner, mit dem Ausdruck der entsprechenden Werthschätzung, heute dasselbe, wenn er, bei Schilderung der Wiener Scenen in der Nacht vom 30. znm 31. October, ohne Nennung eines Gewährsmannes, schreibt: „Volksredner forderten die fratzenhafte Menge auf, die Hofburg anzuzünden, die Nationalbant zu plündern, die Schwarzgelben auszurotten. Robert Blum fehlte natürlich nicht. Er machte sich, wie immer*) durch die Keberden eines Wütherichs, durch sein Geschrei und die Heftig- keit seiner Declanintion bemerkbar. In dieser Nacht und an dieser stelle sprach er das, nicht nnr von Aufruhrern gehörte, Wort aus: „Zwei- tausend Meiischen müßt Ihr noch latourisiren!"**) Ich stelle dem Henm

*) Hübnerschc Jutervunktation.

**) Der österreichische Kriegsministcr Latour war am <i. October in Wien er- mordet worden.

Grafen Hübner zu freien Wahl: entweder vor aller Welt diese Anschuldigung gegen Robert Blum ausreichend zu beweisen, oder vor aller Welt für den Rest seiner Tage als üb erfühlter Lügner und wissentlicher Verleumder eines edlen Todten zu gelten!

Es ist nun bekannt, und auch von Herrn von Helfcrt und Hübner lS. 288) anerkannt, daß Robert Blum und Fröbel nicht etwa „mit den Waffen in der Hand ergriffen", sondern in ihrem Hotel, am 4. November früh gegen sechs Uhr, verhaftet wurden, und zwar durchaus nicht, weil sie etwa unter dem Verdachte standen, irgend ein Verbrechen begangen zu haben, sondern einzig und allein aus dem Grunde, weil sie Tags zuvor angezeigt hatten, daß sie Ausländer seien und eines Passes zur Heimreise bedürften; betreffs solcher Personen aber Seine Durchlaucht, der Fürst Windischgrätz am 23. October zu bestimmen geruht hatte: „Alle Ausländer in der Residenz sind mit legalen Nachweisnngen der Ursache ihres Aufenthaltes namhaft zu machen, die Paßlosen zur sofortigen Ansiveisung anzuzeigen."

Ich habe aus amtlichen Schriftstücken diesen Beweis in meiner Biographie Robert Blums, S. 519—524, geführt. Ebenso S. 524 flg. den weiteren Beweis, daß die damaligen Machthaber Wiens, einschließlich des Fürsten Windischgrätz, bis zum 8. November gegen Blum nicht den Schatten einer Anklage zu finden vermochten.

Das bestätigt uns nun ergötzlicher Weise sogar der Hm Graf v. Hübner, freilich ohne Ahnung, welches Unheil er damit anrichtet. Er schreibt S. 288: „Mittlerweile unterrichtete Fürst Windischgrätz in einem ganz vertraulichen Schreiben, welches in Olmütz am 7. Abends eintraf, den Fürsten Felix/' (Schwarzenberg), seinen Schwager, „von der Einziehung (!) der beiden Deputirten" (Blum und Fröbel) „und von seiner Absicht, dieselben, „um Dir etwaige diplomatische Schwierigkeiten zu ersparen —" (nach dem Gedächtnisse citirt) einfach aus Oesterreich ausweisen zulassen."

Das liefert den vollen Beweis dafür, daß auch Fürst Windischgrätz keine Punkte und Beweise einer Anklage gegen Blum zur Hand hatte. Tonst würde er dem Schwager geschrieben haben, er gedenke Blum nicht auszuweisen, sondern vor ein Kriegsgericht zu stellen. Denn in dem geheimen Briefwechsel der beiden Schwäger lind des Fürsten Windischgrätz mit dem Minister Wessenberg ans den Tagen von: 3l). October bis 5. November, welchen Herr v. Helfert enthüllt hat, ist auf's Klarste ausgesprochen, daß Windischgrätz von Wessenberg und Schwarzenberg die Erlaubnis; verlangte, gegen alle schlechtgesinntcn Abgeordneten, welche er in dem bezwungenen Wien in seine Gewalt bringen könnte, standrechtlich zu verfahren. Wer Fürst Schwarzenberg hatte darauf am 3. November geantwortet: „Wenn mir juridische Beweise hätten, wäre es ein Leichtes, die Betreffenden der gewöhnlichen gerichtlichen Behandlung zn überliefern," und am 5.: „von der Mitschuld mancher Neichstagsdeputirten an den Schändlichkeit«! der letzten Revolution sei er moralisch überzeugt, allein an die geheiligten

Leiber der Volksvertreter könne man nur durch juridische Beweise ge-
langen; lägen in dieser Beziehung constatirte Daten vor, so könne viel Er-
sprießliches geleistet werden." Darauf antwortet nun Windischgrätz am
nämlichen Tage, da er diesen Brief empfing, am 6. November, seinein
Schwager in dem oben nach Hübner mitgetheilten Briefe, welcher am 7.
in Olmütz eintraf, daß er, „um Dir etwaige diplomatische Schivierigkeiten
zu ersparen" sich entschlossen habe, Blum und Fröbel an die Grenze zu
„spediren," d. h. also klar und deutlich, daß er gegen diese Abgeordneten
keine „juridischen" Beweise habe für ihre „Mitschuld an den Schäud-
lichkeiten der letzten Revolution."

Die Antwort auf dieses Schreiben, welche Fürst Schwarzenberg noch
am 7. November aufsetzte nnd absandte, hat Herrn v. Hclfert im Wortlallt
vorgelegen nnd er hat ans demselben folgende Stelle mitgetheilt: „er bittet
seinen Schwager Windischgrätz „um Schonung für die schlechtesten (!)
unserer Neichstagsdevutirten; mit Blum aber möge der Feldmarschall
nach Ermessen" (also nicht nach „juridischen Beweisen", sondern nach
reiner Willkür!) „vorgehen, er verdiene Alles."

Es blieb dem erleuchteten Grafen Hübner vorbehalten, die .Kennzeichnung
seiner beiden Helden Schwarzenberg und Windischgrätz nnd des sogenannten
Nechtsverfahrens gegen Nobert Blum dadurch zu krönen, daß er uns
(Seite 288 > auch den von Helfert sorgfältig verschwiegenen Inhalt des
Schwarzenberg'sche» Schreibens vom 7. Dezember ausplauder-t, stellich nur
„aus dein Gedächtnisse citirt," aber doch brühwarm nach der Erinnerung und
dem Eindrucke jenes Tag« in seinem Tagebuch niedergeschrieben, und daher,
soivie aus den nachstehend erörterten Gründen, durchaus glaubhaft. Da-
nach also hat Fürst Schwarzenberg am 7. November an Windischgrätz ge-
schrieben: „Blums Privilegien als Mitglied des Frankfurter Neichwgs haben
keine gesetzliche Kraft in Oesterreich.*) Die Privilegien des Stand-
rechtes sind die einzigen, welche er hierzulande beanspruchen kann." „Er
(Schwarzenberg) erkennt" — fährt Graf Hübner fort — „in Nobert Blum
den hervorragendsten unter den deutschen Anarchisten; er wurde," sagt sich
(?) der Fürst, „mit den Waffen in der Hand ergriffen" — auf
derselben Seite 288 weist Hübner selbst nach, daß dies eine Lüge ist — „er trug
diese Waffen gegen eine zn Necht bestehende regelmäßige Regierung"

*) Blum hatte am 5. November zugleich mit Fröbel aus dem Gefängnisse ein
schreiben an de» Präsidenten der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt ge-
richtet, in welchem er auf Grund des noch unten zu erwähnenden NeicKsgesetzes vom
3g. September I«48 um Schutz und Freiheit ersuchte. Dieses Schreibe» ist »ic nach
Frankfurt gelangt. Auch bei den Acten dcL Kriegsgerichts gegen Blum fehlt cS. Es ist
im höchsten Grade wahrscheinlich, dnfz Windischgrätz dieses Schreiben am 6. November
seinem Briefe an seinen Schwager Schwarzenberg beifügte, und dasz sich namentlich
hierauf seine Worte bezogen: „um Dir etwaige diplomatische Schwierigkeiten zu er-
sparen." Welche Wirkung Blums Berufung auf dieses Gesetz bei Fürst Schwarzenberg
übte, beweist dessen Antwort: die Wirkung eines rolhe» Tuches auf den Stier.

— durchaus nicht, sondern gegen einen völlig gesetzlos und verfassungswidrig handelnden Feldherrn — „das (besetz ahnt (!!> derlei Verbrechen mit dem Tode. Er mich die Folgen seiner Handlungen tragen. Wenn er verurtheilt und hingerichtet wird, so werden seine (Genossen erfahren*) daß mir uns nicht vor ihnen fürchten. Daher lasse man der Gerechtigkeit (?!) freien Lauf. Ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich. Man muß die großen Verbrecher strafen. Das ist sein Gedankengang. Er verlangte also, daß Blnm vor das Kriegsgericht gestellt werde, der Name Fröbcls blieb ihm, vielleicht absichtlich, in der Feder" — obwohl dieser in allem genau dasselbe in Wien gethnn hatte, wie Blum und politisch erheblich radicaler gesinnt war — um durch die ebenso willkürliche Begnadigung Fröbels als Hinrichtung Blums eben einen Macht beweis Schwarzenbergs und des durch diesen vertretenen reaktionären Oesterreichs zu geben. Das räumt auch Graf Hübner unbewußt ein, indem er S. 292 schreibt: „Am und N . wurde Fröbel verhört, zum Tode verurtheilt und, weil sein Name in dem oben besprochenen Schreiben des Fürsten Felir an Windischgrätz nicht erscheint, von letzterem begnadigt und einfach als Landstreicher „mittelst Schub" über die Reichsgrenze geschafft." Daß dieser Brief Schwarzenbergs an Windischgrätz Blnins Schicksal entschied, diesen zum Tod, zur Hinrichtung verdammte, darüber sind Helfert und Hübner einig. Hübner schreibt: „Dieser Brief wurde sogleich durch einen Offizier nach Wien gesandt, und dem Feldmarschall am nächsten Morgen (8. Nov.) eingehändigt. An? selben Tage hatte Blum sein erstes und einziges Verhör zn bestehen." Beim Morgengrauen des !). November wurde er erschossen.

^Es ist für jeden Unbefangenen, schon nach dem bisher Dargelegten klar, daß diese Tödtung ein völlig willkürlicher und gesetzloser Geivaltstreick, also ein Mord war, für welchen die Geschichte früher den Fürsten Windischgrätz allein, nach dm Enthüllungen Helfertö auch den Fürsten Schwarzenberg als Theilnehmer verantwortlich machte, nnd nach dein Tagebuch Hübners, „den Fürsten Felir" hinfort ganz hauptsächlich und in erster Linie verantwortlich machen wird. „Ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich," schreibt er, und sie gebührt ihm in der That. Vielleicht hat aber auch des Fürsteil Felir „rechte Hand", sei» „treuer Hübner", einen bescheidenen Antheil an diesem „Akt der Gerechtigkeit, des Muthes und der Politik" lS. 290) gehabt. Warnm sollte er „seinem" Fürsten Felir nicht beigestanden haben mit der Erzählung aller der „Schnndthaten" des „großen Verbrechers" Robert Blnm, welche Hübner in seinem Tagebnche von diesem zu berichten weiß? Daß diese „Tchnndthaten" von Anfang bis zn Ende erfunden waren, hindert ja selbst heute noch den Grafen Hübner nicht, sie öffentlich zn verbreiten. Was sollte ihn gehindert haben.

«) Hübner'sche Jnterpunktation.

sie damals „seinem Fürsten Felir" zuzuflüstern, welcher ohnehin bei seinen zahlreichen skandalösen Liebesabenteuern recht wenig Zeit gehabt hatte, sich um Robert Blum zu bekümmern. Einige der Wendungen, welche Hübner dem Monolog des Fürsten vor Abfassung des entscheidenden Briefes von, 7. November in den Wollen zuschiebt: — „sagte sich der Fürst" — decken sich so vollständig mit den eigenen oben dargelegten Verleumdungen Hübners gegen Robert Blum, daß unser Tagebüchler wohl richtiger und wahrer geschrieben hätte: „Ich sagte den, Fürsten". Zu diesen echt Hübner'schen Wendungen gehört der Satz: „Er kennt in Robert Blum den hervorragendsten unter den deutschen Anarchisten: er wurde, sagt sich der Fürst, mit den Waffen in der Hand ergriffen." Denn obwohl Hübner (S. 288) selbst berichtet hat, das; Blum in seinem Gasthof nm 4. November verhaftet worden sei, also an einem Tage, an welchem, außer den Soldaten des Feldmarschalls, Niemand mebr in Wien Waffen trug, schreibt er schon auf S. 290 zur Rechtfertigung des von „Fürst Felir verlangten" Prozesses gegen Blum, als „eines Actes der Gerechtigkeit, des Muthes und der Politik. — Der Gerechtigkeit: die Gesetzgebungen (?) aller <?) civilisirtcn Länder verhängen die Todesstrafe (?) über den Rebellen, von welcher Nation er sei, der mit den Waffen in der Hand, ergriffen wird."

Entscheidend für Schwarzenbergs Entschluß, Blum zu tödten, waren gleichwohl keine der angeblichen „Schandthaten" Blnms, sondern die Erkenntnis;, daß man durch die Hinrichtung eines Frankfurter Abgeordneten, welcher sich auf seine Nnverletzlichkeit berief, einen deutlichen Beweis derMacht des reactionärerstarkten Oesterreichs geben könne. Deshalb stellt Schwarzenberg an die Spitze seines Briefes an Windischgrätz den Satz: „Seine Privilegien als Mitglied des Frankfurter Reichstags haben keine gesetzliche Kraft in Oesterreich" und setzt höhnisch hinzu: „Die Privilegien des Standrechts sind die einzigen, welche er hier zu Lande beanspruchen kann." Deshalb betont er so nachdrücklich: „Wenn er verurtheilt und hingerichtet wird, so werden seine Genossen" (im Frankfurter Parlament) „erfahren, daß wir uus nicht vor ihnen fürchten." Daher lasse man der Gerechtigkeit ihren Lauf" — nicht jener sorgfältigen und maßvollen „Gerechtigkeit", welche nach „juridischen" Beweisen vor „gewöhnlichen" Gerichten ihr Amt übt, und welche Schwarzenberg noch in seinen Briefen vom 1. 3. und 5. November gegen „die Deputirten" gefordert hatte, so daß Fürst Windischgrätz, ohne alle „juridischen" Beweise gegen Blum und Fröbel, sich am 6. November schon entschlossen hatte, diese „einfach als Landstreicher per Schub über die Reichsgrenze schaffen" zn lassen — sondern jener Gerechtigkeit mit den „Privilegien des Standrechtes", welche einen Menschen ohne „juridische Beweise" morden konnte, wenn Fürst Schwakenberg sagte: „Ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich,"

Aber selbst dieser unerschrockene Mörder, welchen die schamlosesten

Skandale eines Wüstlingslebens nicht unfähig »lachten, der Retter des Glaubens und der Monarchie Oesterreichs zu werden — selbst dieser unerschrockene Herr bebte, bei reiflicherer Ueberlegung, doch zurück vor den Folgen der Blutthat, welche er am 7. November angestiftet und verlangt hatte.

Am 8. November nämlich schrieb Schwarzenberg seinem Schwager: „Die Reichstagsdeputirten seien nicht standrechtlich zu behandeln, wenn sie nicht in fläßi-nnti verhaftet werden könnten, sie sind auf freien Fuß zu lasten, wohl aber alle rechtlichen Anzeigen zu sammeln, damit sie den ordentlichen Gerichten überliefert werden können. Ein anderes Verfahren würde uns die größten Schwierigkeiten bereiten."*) Inzwischen hatte nämlich der ini Rechte völlig unbewanderte Fürst sich offenbar nicht blos bei seinem treueu Hübner, sondern auch bei Leuten, welche etwas von Recht verstanden, über das von Blum zu seine»: Schutze angerufene Frankfurter Unverletzlichkeitsgesetz erkundigt, von welche», Fürst Felix tags zuvor kurz und frech geschrieben hatte, es „habe keine gesetzliche Kraft in Oesterreich." Und da hatte er denn, offenbar zu seinem namenlosen Erstannen, erfahren, daß dieses Gesetz vom 30. September 1848, welches verbot, irgend einen Abgeordneten des Frankfurter Parlamentes zn „verhaften oder in strafrechtliche Untersuchung zu ziehen, mit alleiniger Ausnahme der Ergreifung auf frischer That" — „in tliixi-imti" schreibt Schwarzenberg am 8. Nov.! — allerdings in Oesterreich ganz unzweifelhaft gesetzliche Kraft besaß. Denn es war in der amtlichen Wiener Zeitung vom 5. October »nt Gesetzeskraft verkündet worden.**)

Dieses Schreiben Schwarzenbergs von: 8. November übt selbst die denkbar schneidendste Kritik an dem gegen Blum beliebten Verfahren. Das Schreiben hätte Blum, als es am Morgen des !). November früh in Wien eintraf, sofort freigemacht — wenn Blum nicht bereits erschossen gewesen wäre!

Daß Herr Graf von Hübner, obwohl ihm dieses Schreiben Schwarzenbergs mindestens aus Helfert, wahrscheinlich aber schon am 8. November 1843 in der Urschrift bekannt war, trotzdem das Verfahren gegen Blnm einen tadellosen „Act der Gerechtigkeit", seine Tödtung „ein Verdienst um Oesterreich und Europa" nennt (S. 292), kann uns nach Allein, was wir ans dem Tagebuche dieses Herrn bereits mitgetheilt haben, nicht Wunder nelnnen. Aber der große unfreiwillige Humorist sorgt dafür, daß die frevelhafte Posse des Wiener Kriegsgerichts gegen Blum auch von ihrer possenhaften Seite gezeigt wird. Er berichtet nämlich S. 289: Blum sei angeklagt gewesen „des Verbrechens^') Messenhaufer, am 27. October die Präsidentschaft der österreichischen Republik angetragen zu haben. Hinsichtlich dieser Anklage sagte Blum, diese Worte seien ein Scherz gewesen." Nach dem

*) Von diesem Briefe schreibt unser Graf — obwohl er ihn aus Helfert kannte, kein Wort in seinem Tagebuche. Ein bezeichnender Beleg für seine Wahrheitsliebe!

**) Weitere amtliche Beweise in meiner Biographie S. 531 bis 533.

Hübner'sche Jnterpunktatio».

Hans Blum in Leipzig.
Protokoll des Kriegsgerichts gegen Blum ist dieses Kaffeehausgeschwätz —
„die Präsidentur der Republik" (nicht der österreichischen, wie Graf Hübner
wahrheitswidrig behauptet,) soll nämlich Messenhauser von Blum im Kaffee-
hanse „Zum rothen Igel" beim Kafseetrinken angeboten worden sein — aller-
dings als ein sehr ernsthafter Anklagepunkt behandelt. Aber das Kriegsge-
richt, obwohl es größtenteils aus Leuten bestand, welche nicht einmal ihren
Namen schreiben konnten, hat diese Worte, auf welche sich Blum wegen ihrer
Nnbedcutendheit gar nicht mehr zu erinnern vermochte, in der That als einen
Scherz betrachtet, denn im Urtheil steht nichts davon. Es blieb Herrn
von Hiibner vorbehalten, sie als „Verbrechen" Blums zn buchen. Dabei
vergißt er aber, daß er selbst S. 257 erzählt hat, Blum habe darnach ge-
trachtet, an Stelle MessenhauserS sich selbst „der Leitung des Aufstandcs zu
bemächtigen." Der Mann, der das erzählt, müßte doch bei Erwähnung dieser
Anklage, des „Verbrechens" Blums, „Messenhauser die Präsidentschaft der
Republik angetragen zu haben," nothgedrnngen ausrufen: „Diese Anklage
ist lächerlich, denn Blum trachtete ja selbst nach Messenhansers Stelle!"
Aber so logisch ist das Denkvermögen unseres Grafen nicht. Er sagt
bei der Schilderung von Blums Person S. MO: „Sein Kopf . . . zeugte
von Intelligenz, soweit Fanatiker intelligent sein können." Das ganze Tagebuch
Hübners, und insbesondere unsere Stelle betreffs des „Verbrechens" Blums
vom 27. October, beweisen, welche tiefen Studien unser Graf zu diesem Alis-
spruch über Blum an seiner eigenen Natur zu machen Gelegenheit gehabt hat,
wie der ultramontnne und reaktionäre Fanatismus des Herrn Grafen uns
erkennen läßt. Ob er überhaupt „intelligent sein kann," läßt nns dagegen
dieses Werk nicht errathcn.
Der ultramontnne Fanntismns unseres Grafen verleitet diesen endlich nnch
zu der intelligenzloscn Unwahrheit, Blum habe in den letzten „zwei Stunden"
seines Lebens, „welche ihm, dem Standrecht gemäß, zugestanden wurden, um
seine letzten Bestimmungen zn treffen," vor einem „gnten Mönch nach einer
kurzen Unterredung, und nachdem er in Thräuen ausgebrochen, den Deutsch-
KatholicismnS abgeschworen, sei in den Schos (!) der" (katholischen) „Kirche
zurückgekehrt, in welcher er geboren war nnd habe die Sacramcnte mit heißer
Andacht empfangen." Diese ganze BekelirungSgeschichte Blums ist ein von
Anderen als dem Grafen Hübner erfundener frecher ultramontaner Schwindel,
dessen Ursprung und Haltlosigkeit ich S. —5C8 meiner Biographie ein-
gehend nachgewiesen habe. Dieser Schwindel ist zuerst von den verlogenen
„historisch-politischen Blättern", den sogenannten gelben Heften der Familie
Görres, und zwar erst 1849 in Scene gesetzt worden. Der Herr Graf
Hübner trägt nicht das Geringste dazu bei, ihn glaubhaft zu machen, viel-
mehr verräth er ebenso wie sein ultrnmontaner Freund Helfert, daß den
beiden Herrn die Hauptschwnche dieser ultramontanen Ente sehr wohl bekannt
ist. Denn ganz abgesehen von tausend anderen Einwänden gegen diese
BekehrungSlegcude, Einwände, welche sich vor Allem ans Robett Blums feste.

muthige, und allen seinen Lebensüberzeugungen unentwegt treue Haltung in seinen letzten Stunden stützen — fehlt es dein „guten Mönch" durchaus an Zeit, den abtrünnigen Deutsch-Katholiken Robert Blum wieder in den „Schooß der Kirche zurückzuführen, in welcher er geboren war." Denn daß diese Bekehrung bei einem Manne von Blums Charakterstärke, und bei seiner in harten äußeren und inneren Lebenskämpfen aus sich selbst errungenen Freiheit und Klarheit seiner Weltanschauung, nicht das Ergebnis; „einer kurzen Unterredung" sein konnte, wie Herr Graf Hübner uns glauben machen will, ist für Jeden einleuchtend. Darin ist der Legendenschrciber der Familie (Corres und Herr von Helfert viel vorsichtiger, denn beide schildern uns das lange nnd harte Ringen des „guten Mönches" mit Blums Verstocktheit, wie er „mit Blum über Unsterblichkeit gestritten" — nn welche Blum selbst glaubte, — und was der Lügen mehr sind. Aber zu diesem Ringen bedürfen unsere ultramontanen Entenzüchter einer geraumen Zeit — und an dieser fehlt es in Wahrheit. Denn unleugbar ist Blum erst um fünf Uhr früh geweckt, in eine besondere Zelle geführt und ihm hier sein Urtheil von dein Auditenr von Wolferom verlesen worden. An diese Blum im höchsten Maße überraschende und bewegende Mittheilung knüpfte sich eine, wenn mich kurze Unterredung Blums mit dem Auditeur, welchem Blum erklärte, daß er nicht zu fassen vermöge, wie man ihn auf Grund solcher Thatsacken zu vernrtheilen und, gegen das Unverletzlichkeitsgesctz das Urtheil zu vollstrecken wage. Darauf entgegnete der Auditeur, daß es mit dem Urtbeil und der Bollstreckung voller Ernst nnd letztere auf sechs Uhr angesetzt sei. Das erhellt ganz unzweifelhaft aus Blums letztem Brief nn seine Gattin, unter welchem steht: „Wien, tt. Nov. Morgens 5 Uhr, um 6 Uhr habe ich vollendet." Um nun für die Bekehnmgslegende die unbedingt erforderliche Zeit Kerausznschlagen, hat Herr von Helfert, welcher wahrscheinlich dachte, die Urschrift des letzten Briefes Robert Blums sei während der Länge der Zeit verloren gegangen, zu behaupten gewagt, die Worte „nm l> Uhr habe ich vollendet", könnten nicht unter dem Briefe stehen. Deslialb habe ich diesen Brief, in treuester Nachbildung der Handschrift und mit dem Bisuin des Auditeurs Wolferom <Wfrm.) nm Fuße des Blatte« verseheil, meiner Biographie beigegeben. Nock ungeschickter als Herr von Helfert, fängt es aber der Herr Graf Hiibner an, nm seiner Bekehnmgsgeschichte die unumgänglich nöthige Zeit zu schaffen. Für den durchaus wahrscheinlichen Fall nämlich, daß die Mehrzahl seiner Leser der Legende nicht glauben würde, daß Robert Blum „nach einer kurzen Unterredung mit dem guten Mönch den Dentschkatholicismus abgeschworen habe" n. s. w., hält der Herr Grnf vorsichtiger-Weise die Zeitspanne von „zwei Stunden" bereit, welche Blum, „dem Standrecht gemäß, zugestanden wurden") um seine letzten Bestimmungen zu treffen". Herr von Helfert aber, auch ein ergrauter Kenner des Standrcchts, weiß

*) Hübner'sche Jntcrpunktation.

seinerseits von einer solchen Minimalfrist der Vollstreckung nichts zu sagen, sondern nur (im Falle Fröbel) von der Marimalfrist von 24 Stunden.
Ja, selbst Herr Graf Hübner sagt, wie er S. 272, bei Schilderung eines anderen standrechtlichen Falles beweist, in dieser Beziehung wieder einmal wissentlich die Unwahrheit. Denn dort schreibt er: „Auf frischer That ertappt, werden sie sofort vor die Trommel gestellt, gerichtet, vernrtheilt, erschossen werden. Der Auditeur lud mich ein*) mir das summarische Verfahren eines Kriegsgerichtes anzusehen."
Aber auch in der einen Stunde, welche Blum noch zu leben hatte, kann der „gute Mönch" für seine Arbeit nur wenige Minuten übrig behalten haben. Denn Blum schrieb in dieser einen Stunde vier Briefe, welche ihm doch sicherlich nicht leicht aus der Feder flössen, wie die noch heute darauf sichtbaren Thränenspnren und ihr Inhalt bekunden: die letzten Briefe an seine Lieben und an seine Freunde, welchen er die Sorge um seine arme Familie an's Herz legte. Aber der Mann, welcher vor dem geistlichen Zuspruch, Angesichts des Todes, so nn die Gattin schreiben konnte, wie er, der bedurfte dieses Zuspruches nicht zn seiner Kraft nnd Erhebung, und noch weniger brauchte er dieses bischeu Trost zu erkaufen dnrch die Unterwerfung unter eine Kirche, von deren gleißendem Schein« sich Robert Blum in erschütternder Seelennoth nnd kühnem Wahrheitsringen schon seit frühe» Knabenjahren für immer abgewendet hatte!
Die Verlenmdnngen des Hübner'schen Tagebuches gegen Robert Blum sind so schwere, und, wie dargelegt wurde, so oft wissentliche, das; für mich nnd meine Geschwister die Frage entstand, ob wir Verfasser nnd Verleger dieses Buches nicht vor Gericht laden und die gesammte Auflage des Werkes beschlagnahmen lassen sollten, gemäß § 189 des Deutschen Reichsstrafgesetzbuches, welcher bestimmt: „Wer das Andenken eines Verstorbenen dadurch beschimpft, daß er wider besseres Wissen eine unwahre Thatsache bebauptet oder verbreitet, welche denselben bei seinen Lebzeiten verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet gewesen wäre, wird mit Gefängnis? bis zu sechs Monaten bestraft." Zuständig wäre, auch gegen den Grafen Hübner, zweifellos das Schöffengericht Leipzig gewesen.
Aber der Name und die Ehre Robert Blums bedürfen keines gerichtlichen Schutzes. Ich kann getrost das Urtheil über den Verleumder der öffentlichen Meinung der ganzen gebildeten Welt überlassen, und vielleicht gewinnt aus diesem bis jetzt einmüthigen Urtheil mich die Verlngshandlung die Einsicht, daß das non «Ist Grenzen hat, welche der Ekel des deutschen Volkes kenntlich macht.

*) Wieder Hübner'sche Jnterpunktation.

Die Vorbildung der Ttudirenden.

von

Lothar Mencr.

— Tübingen. —

,tter den unzählbaren Meinungen über unser Schulwesen, welche in den letzten Jahren an das Licht getreten sind, dürfte wohl die, welche den Bedürfnissen aller Berufsklassen mit einer einzigen Schule gerecht werden will, schwerlich die Mehrheit der sachverständigen Stimmen auf sich vereinige». Es klingt ja freilich verlockend und besonders sehr menschenfreundlich, wenn in Aussicht gestellt wird, das; diese „allgemeine Einheitsschule" alle schulpflichtigen Knaben aufnehmen nnd in Abstufungen entlassen soll: ans den unteren Klassen diejenigen, welche mir der jetzigen Volksbildung bedürfen; aus der folgenden Stufe die, welche ungefähr so viel zu lernen haben, wie unsere jetzigen Real- und Bürgerschulen bieten, und endlich aus der Oberstufe alle diejenigen, welche zu weiteren Studien auf die Hochschulen übergehen.

Die Ausführbarkeit dieses schön ausgedachten Planes scheitert an der unerbittlichen Thatsache, daß durch diese llniformirung alle drei Klassen von Schülern schwer geschädigt werden würden, da die der einen dienliche Bildung keine geeignete birundlage für die der anderen abgeben würde nnd umgekehrt; vielmehr das Ziel jeder einzelnen Art von Ausbildung gleich von voruhereiu scharf in's Auge gefaßt nnd verfolgt werden muß, wenn es rechtzeitig sicher erreicht werden soll. Diese Art der „allgemeinen Einheitsschule", würde keinem ihrer Schüler eine in sich gerundete nnd abgeschlossene Ausbildung liefern können.

Sehr viel bescheidenere Ziele steckt sich die sogenannte „böhere Einheits-Schule", welche deutlicher als das „Cinheitsgnmnasium" be-

zeichnet wird. Sie stellt sich die Aufgabe, allen denen eine geeignete Vorbildung zu geben, welche nach dein Austritte aus der Schule zu höheren Studien übergehen. Solcher Schulen sind verschiedene Arten in Borschlag gebracht worden, ganz einheitliche und auch solche mit Gabelung, d. h. einer Trennung der oberen Klassen nach verschiedenen Richtungen. Geraume Zeit schien es, als würden Pläne dieser Art nur in beschränktem Umfange Anklang finden, bis in diesen Tagen fast unerwartet, die viel besprochene in Berlin tagende Schnlconferenz einen sehr bemerkenS-werthcn Schritt ans dem Wege zur Verwirklichung einer solchen höheren Einheitsschule, nnd zwar der ganz einheitlichen, gethcm hat, indem sie von den bestehenden drei Arten von VorbereitungSschnlcn, dem humanistischen, dem realen Gymnasium und der sogenannten Oberrealschule (Realanstnlt, Industrieschule) die mittlere, das Realgymnasium, für entbehrlich erklärte. Dieses meiner Ansicht nach vollkommen richtige Gutachten jener glänzen-den, viele ausgezeichnete Kenner unseres Nnterrichtsmesens einschließenden Versammlung erscheint ans den ersten Blick sehr geeignet, den thatsächlich vorhandenen Gegensatz zwischen humanistischer nnd realistischer Schulung nnd Bildung noch zu verschärfen, indem es das zwischen beiden vermittelnde Glied entfernt. Aber diese Gefahr ist nur eine scheinbare; in Wirklichkeit wird jener Beschluß, wenn er zur Ausführung gelangt, znm Einheitsgymnasium führen. Es wird dies sogleich deutlich werden, sobald wir die wirklich vorhandenen Bedürfnisse unserer Studirenden einer genauen Betrachtung unterziehen. Zuvor aber wollen wir die Frage besprechen, ob denn eine solche ein-heitliche Vorbildung aller Studirenden, sowohl der der Universität wie der der verschiedenen technischen Hochschulen, ihre Möglichkeit voraus-gesetzt, wünschenswert!, sein würde. Bei dieser Frage wird sogleich jedem um die Berufswahl seiner Söhne besorgten Bater es als eine Er-lösung von viel Roth und Qual erscheinen, wenn es genügen soll, die Wabl des Studiums erst beim Abgange von der Schule, also im achtzehnten bis zwanzigsten Lebensjahre zn treffen^). Neberhaupt wird wohl Niemand bestreiten wollen, daß die Wahl des Berufes durch den erwachsenen jnngen Mann dem durch den zehn bis zwölf Jahre alten Jungen so weit vorzuziehen wäre, daß man zur Erreichung dieses außerordentlich großen Vortheils selbst einige kleine Nachtheile in den Kauf nehmen könnte, wenn er ohne diese nicht zn erlangen wäre. Wenn demnach die Aussicht, daß eine solche Hinausschiebung der Berufswahl und damit auch eine Schule, welche sie verstattet, ivunscheuSwerth sei, tauin ernstlichem Widerspruche be-gegnen wird, so ist dagegen die Behauptung der Möglichkeit einer solchen

*) Wöhrend ein einheitliches Gymnasium die Entscheidung, welcher Art von Studium sich der junge Mnnn widmen will, bis zur Reifeprüfung hinausschieben wird, kann auch die Entschliebnng, ob er überhaupt studiren soll, durch die jetzt geplante Einrichtung von lateinischen Nebenkursen an lateinlosen Bürgerschulen erheblich hinaus-geschoben werden.

Schuleinrichtung nicht unbestritten. Aber ich wage zu sagen, daß der vielfache Widerspruch, den diese Ansicht erfahren hat, zum großen Theil auf vorgefaßten Meinungen und auf Unkenntniß der wirklich vorhandenen Bedürfnisse unserer verschiedenen Stndirenden beruht, und daß eine genaue Würdigung dieser Bedürfnisse mit Nothwendigkeit zu der Erkenntniß führt, daß ein Gymuasum, welches sowohl den künftigen Philologen, Theologen und Juristen wie auch den Naturforschern und Medicinern eine wirklich gute, ihren Zwecken entsprechende Vorbildung giebt, auch die Studirenden aller anderen Fächer, also auch der sogenannten technischen, in richtiger Weise vorbilden wird, und daß andererseits ein Gymnasium, vou dessen Zöglingen keiner im Stande wäre, mit Erfolg ein technisches Studium zu ergreifen, auch auf das Studium der Naturwissenschaft uud der Medicin nicht in geeigneter Weise vorbereitet.

Uni uns dies klar zu machen, müssen wir uns zunächst von einigen aus früheren Jahren überlieferten, für die Gegenwart nicht mehr passenden Begriffen und Vorstellungen befreien, besonders von dem vermeintlichen Gegensätze zwischen „technischen" und „Gelehrtenschulen", der uns nicht nur in den verschiedensten Aufsätzen und Gutachten, fondern auch in Erlassen und Verordnungen der Behörden auf Schritt und Tritt begegnet. Tiefe Entgegenstellung ist ja ohne Zweifel geschichtlich entstanden, indem die erstell Anfänge unserer technischen Lehranstalten nur Handiverkerschulen waren; aber sachlich begründet ist sie heutigen Tages nicht mehr; denn „technisch" und „gelehrt" sind keine Gegensätze. Es geht dies unzweifelhaft schon daraus hervor, daß wir sowohl hoch gelehrte wie ungelehrte Techniker haben, und daß viele der größteil Fortschritte der Technik von richtigen Gelehrten gefunden wurden. Es würde uns im Streite um die Schulen viel Unklarheit und Verwirrung erspart worden sein, wenn die Schiefheit und Verkehrtheit dieses vermeintlichen Gegensatzes rechtzeitig allgemein erkannt worden wäre. Man würde dann alsbald eingesehen haben, daß für die Vorbildung des gelehrten Technikers keine andere Schule «forderlich ist, als für die des gelehrten Arztes oder Richters; und daß der Vorbildung des ungelehrten Technikers dieselben Volks- und Bürgerschulen genügen wie den ungelehrten Gerichts- und Medicinalbeamten.

Bekanntlich haben wir zwei Arten von technischen BildungSanstalten, die technischen Hochschulen, Gewerbe-Akademien oder Polytechnica und die verschiedenen Gewerbe-, Baugewerks- und Werkmeister-, Weber-, Färber-Schulen u. s. w. Nur erste« erziehen gelehrte Techniker für die höheren Stellen im Staatsdienste und für diesen entsprechende Stellungen in Privatuniernehnilliigen, sowie auch für das Lehrfach und die wissenschaftliche Weiterbildung seiner Grundlagen. Die Scheidung der höheren und niederen technischen Lehranstalten ist insofern keine ganz strenge, als ausnahmsweise wohl auch Schüler der niederen von den höhereil aufgenommen werden.

kothar Meyer in Tübingen,
jedoch ohne damit Zutritt zu den Staatsprüfungen für die höhere Laufbahn zu erlangen; ähnlich wie ja auch die Universitäten unter gewissen Umständen ungenügend vorgebildete junge Leute als Hospitanten zulassen. In wie weit eine solche milde Praxis enipfehlenswerth ist, soll hier nicht untersucht werden. Uns interessirt im Augenblicke mir die für die höhere Laufbahn erforderliche Vorbildung, zu deren richtiger Beurtheilung wir von den auf den technischen Hochschulen getriebenen Studien eine etwas nähere Kenntnis; uns verschaffen müssen, als sie in weiten Kreisen unserer „Gebildeten" besteht, deren mancher sich nicht ganz klar darüber sein dürfte, was er sich eigentlich unter einem „gelehrten Techniker" und unter „technischer Gelehrsamkeit" zn denken habe.

Ans unseren polytechnischen Hochschulen werden außer den die Grundlage des ganzen Studiums bildenden mathematischen und naturivisscnsschaftlichen und einigen anderen allgemein bildenden Fächern drei eigentlich technische Hauptfächer gelehrt: Maschinenbau, Jngenieurwesen und Architektur.

Dazu kommen meistens noch einige andere, welche mich auf der Universität vertreten sind, so namentlich Chemie nebst Berg- und Hüttenkunde. Forst- und Landwirthschaft werden bald auf dem Polytechnicum, bald an der Universität, in einigen Staaten auch noch auf besonderen Akademien gelehrt. Andererseits finden wir auf dem Polytechnicum auch einige Uebungen, welche, wie Bildhauerei, Modelliren in das Gebiet der Kunstschule hinüberstreifen. Charakteristisch für das Polytechnicum bleiben aber jene drei genannten Hauptfächer auch da, wo man, wie in Prenßen, ihre Grenzen gegen einander etwas mehr, als unbedingt nöthig wäre, verwischt hat. Betrachten wir nun einmal diese drei Hauptfächer und untersuchen wir, welche geistige Arbeit und demnach welche Vorbildung das Studium derselben erfordert.

Der Wissenschaft lich arbeitende Maschinenbauer ist ein Physiker,
der mit mathematischen Methoden die Bedingungen des Gleichgewichtes und der Bewegung starrer, tropfbarflüssiger und luftförmiger Stoffe untersucht und die verschiedenen Naturkräfte so zu leiten bestrebt ist, das; er mit dem geringsten Aufwände von Kraft die größtmögliche Wirkung erzielt nnd die erzengte Bewegung diejenigen Formen anzunehmen zwingt, welche seinen Zwecken entsprechen. Die von ihm ausgedachten zur Erreichung seiner Ziele dienenden Apparate, die Maschinen, baut aber der heutige Maschinenbauer nicht mit eigener Hand, sondern er gicbt nur die theoretischen Grundlagen ihrer Eonstruction, ihre zweckmäßigen Maße und Formen an, entwirft vielleicht nur eine Skizze, die von praktisch geübten Zeichnern bis ins Einzelne ausgeführt, für jeden Theil bis auf die zur Ausführung kommenden Dimensionen vergrößert und so endlich den Formern, Gießern, Schmieden, Drehern und anderen Holz- und Metallarbeitern zum Zwecke der Ausführung Werantwortet wird. Diese Ausführung liegt wesentlich in den Händen der niederen Techniker, der Werkmeister, Monteure u. s. w. und wird von dein geistigen Urheber des Werkes nur beaufsichtigt, und vielleicht dies nicht ein-

mal unmittelbar. Der wissenschaftliche Maschinenbauer ist also weniger un-
mittelbar praktisch tlMg als z. B. der Arzt, der sein zu behandelndes
Material, die kranken Menschen, niemals ganz den Händen seiner ungelehrten
Gehülfen anvertrauen darf, sondern sehr oft selber Hand anlegen muß.
Aehnlich dem Maschinenbauer ist auch der Ingenieur des Wasser-
uno Straßenbaues*) ein Vertreter der angewandten Physik nnd Mathe-
matik. Auch er hat die Bedingungen des Gleichgewichtes für seine Straßen,
Eisenbahnen, Brücken, Canäle, Schleusen, Deiche, Häfen, Uferbauteii, Strom-
regulirungcn, zu studiren nnd nach den gewonnenen jicimtnissen seine Con-
structioncn auszuführen. Die meisten feiner Aufgaben löst er mit Hülfe
mathematischer Betrachtung, besonders der Probleme der Mariina und Miniina,
so z. B. bei»? Brückenbau, wo mit dein geringsten Aufwände au Material
die größt mögliche Tragfähigkeit zu erzielen ist. Die Lösung dieser Aufgaben
erfordert oft viel Scharfsinn und hohe mathematische Befähigung, selbstver-
ständlich auch gründliche phusikalische Kenntnisse. Die Ausführung ruht auch
hier in deu Händen von praktisch geschulten Gehülst'».
Etwas abseits, gegen die bildenden Künste hingerückt, steht das dritte
Hauvtfach, das der Architektur, das wir ja auch als Baukunst zu bezeichnen
pflegen. Auch der Architekt bedarf der Phnsik nnd der Mathematik; denn
auch er hat wesentlich Probleme des Gleichgewichtes zu lösen. Aber außer
der Zweckmäßigkeit wird auch Schönheit seiner Werke verlangt; und
diese beiden Forderungen gerathen bekanntlich nicht selten mit einander in
Eonflict. Gewöhnlich ist wohl der Architekt selbst mehr geneigt, sich als
Künstler zu fühlen und der Stimme der Schönheit vorwiegend Gehör zu
geben, und zwar um so mehr, je mehr er befähigt ist, sie zu vernehmen;
aber er weiß auch, daß die Schönheit seiner Werke nur auf einer wissen-
schaftlich begründeten Basis sicher ruht. Besonders aber die, welche die Bau-
werke bewohnen und benutzen sollen, pflegen noch mehr Werth, als auf die
schone Außenseite, auf die Zweckmäßigkeit und Sicherheit der Construction,
auf eine der Gesundheit zuträgliche Einrichtung und Bertheilung der Räume,
zweckmäßige Heizungen und Ventilationsanlagen u. f. w. zu legen. Es dürfte
demnach wohl unbestritten bleiben, daß ein ausgezeichneter Baumeister weder
ohne Geschmack nnd geübten Formeusinn, noch auch ohne mathematische nnd
physikalische Kenntnisse gedacht werden kann.
Fragen wir nun nach der Vorbildung, welche die Studirenden dieser
drei Hauptfächer mitbringen müssen, so ergiebt sich zunächst, daß sie einer
guten mathematischen Schulung bedürfen. Es ist aber zn beachten,
daß die Forderung an keinem Polytechnicum über die elementare Mathe-
matik hinausgeht, und daß auch für den Fall, daß die Kenntnisse in dieser
noch der Ergänzung und Befestigung bedürfen sollten, in der Ncgel durch bc-
Der Ingenieur im engeren Sinne; denn auch der Maschinenbauer wird häufig
als Ingenieur bezeichnet.

sondere Vorlesungen und Hebungen Vorsorge getroffen ist*). Das Studium der für Jngeitieure und Maschinenbauer unentbehrlichen höheren Mathematik wird stets auf dein Polytechnicum selbst begonnen; ihre Kenntnis; daher beim Eintritt nicht erfordert.

Zweitens wird eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung gefordert, aber auch diese auf der Hochschule selbst geboten, so daß der neu eintretende Schüler nur die Fähigkeit, die ihn einführenden naturwissenschaftlichen Vorträge zu verstehen, nicht ausgedehnte naturwissenschaftliche Kenntnisse mitzubringen braucht**)

Drittens sollen die Studirenden dieser drei Hauptfächer alle eine gute Uebung im Zeichnen besitzen, nnd zwar sowohl im mathematischen wie im fteihändigen.

Diese drei für die künftigen Techniker unerläßlichen Forderungen: gründliche Schulung in elementarer Mathematik, Verständnis; für naturwissenschaftliche Vorträge, Nebung im gebundenen wie im Freihandzeichnen, sind aber genau dieselben, welche jetzt mit solcher wohlberechtigten Entschiedenheit von allen Seiten übereinstimmend auch für die künftigen Mediciner und Naturforscher aufgestellt werden, und deren Erfüllung hoffentlich jetzt ernstlich von den Schulen und Schillbehörden gewähtt werden wird. Es besteht also in diesen Dingen eine sehr nahe Übereinstimmung der Bedürfnisse der jnngen Leute, welche man bis jetzt den hnmanistischen b'ymnasien, und derer, welche man den Obencalschulen glaubte zuweisen zu müssen, jedoch mit der Einschränkung, das; das technische Studium auch schon bisher den Gymnasiasten nicht verschlossen war!

Sind also hier die Erfordemisse die gleichen, so bleibt noch die Frage, ob die für die Mediciner bisher streng geforderte, den Naturforschern aber theiliveise oder ganz erlassene Kenutniß der beiden alten Sprachen den Technikern entbehrlich oder wünschenswert!) und nützlich oder vielleicht gar nöthig oder unentbehrlich ist. Sucht man diese Frage an der Hand der die Zulassung zn verschiedenen Studien regelnden obrigkeitlichen Bestimmungen zu lösen, so ist man erstaunt über die JnconsePienzen und Widersprüche, welche in diesen

*) Die ebenfalls zur elementaren Mathematik gehörende darstellende Geome trie oder Pro, ections lehre wird auf dem Polytechnicum ausführlich in Borträgen und Uebungen behandelt. Es wird aber gern gesehen, wenn die Studirenden einige Vorkenntnisse dieser wichtigen Discivlin mitbringen, die nur auf wenigen Schulen und fast nur in Süddeutschland einige Berücksichtigung findet. Da aber dieselbe ganz besonders geeignet ist, das räumliche BorsteUungsvermögen zu üben, so wäre es auszerordentlich nützlich, wen» die Elemente der darstellenden Geometrie in engem Zusammenhange mit dem geometrischen Zeichnen in den Unterricht der obersten Gymnasialklassen aufgenommen würden.

**) Es ist sehr beachtenöwerth, das; die italienischen Techniker, bevor sie in ihr Fachstudium eintrete», ihre mathematische und naturwifsenschastliche Schulung i» einem zweijährigen Univcrsitcitsstudium erwerben, eine Einrichtung, die auch für uns empfehlenSwerth wäre.

Verordnungen walten. Nur das eine erkennt man deutlich, daß dieselben
». nicht aus der Initiative einer alle Bedürfnisse klar übersehenden Behörde,
sondern aus dem Kampfe der verschiedenen Schularten um Berechtigungen
hervorgegangen sind. Dem Drängen der Realschulen bat die Behörde nicht
etwa da nachgegeben, wo dies sachlich am ehesten gerechtfertigt gewesen wäre,
sondern meistens da, wo sie glaubte, daß der entstehende Schaden von möglichst
geringem Umfange und Einflüsse sein werde. Für die Studirenden der Medicin
hat man die klassische Schulbildung standhaft vertheidigt, für die Naturforscher
und Mathematiker und zwar auch sür die Lehrer, hat man sie preisgegeben,
und selbst sür das Studium der neueren Sprachen wird sie in manchen
Staaten nicht mebr oder doch nur in sehr geringem Umfange verlangt. Wir sind
damit in die sonderbare Lage gelangt, daß an Gymnasien Lehrer, nicht nur der
Mathematik und der Naturwissenschaften, sondern auch der neueren Sprachen an-
gestellt werden können und wirklich angestellt werden, welche kein Griechisch, ja so-
gar solche, die nicht einmal ordentlich Lateinisch verstehen. Es liegt aus der Hand,
daß die Stellung dieser Lehrer eine ungemein schwierige ist; denn die Schüler,
denen die Kenntnis! der alten Sprachen und Schriften als der höchste Gipfel der
Bildung täglich gepriesen wird, und die natürlich gewitzigt genug sind, die Unkennt-
nis? dieser Dinge dem Lehrer anzumerken, sind nur zu sehr geneigt, ob dieses
Mangels, wenn nicht seine Person, so doch die von ihm vertretenen Fächer gering
zu achten und die Lehrer der Mathematik, Naturwissenschaft und der neueren
Svrachen den Schreib- und Nechenunterricht ertheilendcn Elementarlehrern gleich-
zustellen. Noch viel schlimmer aber ist es, daß man den Lehrern der sranzösischen
Sprache mit der gründlichen lateinischen Schulung die beste Handhabe für den
Unterricht der Gymnasiasten entzieht. Ein Lehrer des Französischen, der kein oder
nur wenig Latein gelernt hat, ist schon an sich mangelhaft ausgerüstet, nn einer
durch und durch lateinischen Schule aber ist er vollends verrathen und vertanst.

Eine auch nur flüchtige Betrachtung dieser hoffentlich jetzt dem Unter-
gange geweihten Zustände wird uns die Ueberzeugung geben, daß hier nicht
das Bestehende nothmendig auch das Vernünftige ist, daß also auch der Um-
stand, daß man bisher bestrebt gewesen ist, die „Techniker" aus lateinlose
Schulen zu verweisen, uns keine besondere Ehrfurcht vor dem „historisch Ge-
wordenen" einzuflößen braucht; wir vielmehr gut thun werden, selbst zu unter-
suchen, was unseren verschiedenen Studirenden notlithut.

Ueber den Unterricht in den alten Sprachen ist bekanntlich in den
letzten Jahren viel gestritten und seine Nützlichkeit aus den verschiedensten
Gründen angefochten worden. Wenn gegen denselben angeführt worden ist,
die Kenntnis; der tobten Sprachen sei von keinen: praktischen Nutzen, so
verdient dieser Einwand noch weniger Beachtung nnd hat noch weniger
Gewicht als die zur Vertheidigimg dieses Unterrichtes angeführte Thatsache,
daß die Kunstausdrücke fast aller Wissenschaften griechischen und lateinischen
Ursprungs sind. Keine dieser Erwägungen ist ausschlaggebend. Die Schule
ist nicht dazu da, jeden ihrer Schüler init den Kenntnissen nnsznrüsten, die

er künftig in seinein Bernfe einmal brauchen wird, sondern leistet dies
höchstens nebenher, soweit es mit ihrem eigentlichen Ziele vereinbar ist.
Dieses Hauptziel aber ist eine möglichst gleichförmige, allseitige Ausbildung
des jungen Mannes und Entwickeln«« seiner Fähigkeiten. Je vollständiger
dieses Ziel erreicht wird, und je mehr der Student befähigt ist, in jedes
beliebige Fachstudium auf der Hochschule sich hineinzuarbeiten, desto besser ist
feine Schulbildung. Es giebt nun aber kein wirksameres Mittel zur klebung
scharf logischen Denkens, zur Gewinnung von Klarheit und Sicherheit des
Gedankens wie des Ausdruckes als ein richtiges Studium der alten
Sprachen, des Griechischen und auch des Lateinischen. Die Erkenntnis; des
innigen Zusammenhanges zwischen den reichen Formen dieser Sprachen und
den Beziehungen der durch sie ausgedrückten Gedanken bildet eine Schule
der Logik, wie sie kein anderer Unterrichtsgegenstand zu bieten vermag,
namentlich keine der lebenden Sprachen. Außerdem weckt eine richtige Be-
schäftigung mit dem Alterthnm den historischen Sinn, und die Schönheit und
Gediegenheit der alten Literatur giebt eine ästhetisch? Anregung von hohem
Werths. Es ist ja unbestritten, daß auch die Literatur unserer Zeiten manches
den alten ebenbürtige Werk hervorgebracht hat; aber Niemand wird leugnen
wollen, daß gerade die Vergleichung der alten mit der neuen Welt ein
äußerst anregendes Moment bildet, und daß, wer beide kennt, einen weiteren
und freieren Blick sich erworben hat, als der, dem nur eine zugänglich ist.
Aber während in der Ziegel kaum bestritten wird, daß der erziehende
Werth der alten Sprachen in der durch sie zu erreichenden logischen und
aesthetischen Schulung begründet sei, wird von vielen und zwar von sehr
beachtenswerthen Seiten behauptet, daß ein des großen Aufwandes an Zeit
und Kraft werther Erfolg nach dieser Richtung heutigen Tages kaum noch
erzielt werde. Dazu sei der sprachliche Unterricht viel zu sehr untergegangen
in philologischen Spitzfindigkeiten und grammatischem Kleinkram. Die heutigen
Philologen seien meist so sehr in kleinlicher Einzelforschung befangen, daß sie
Interesse und Sinn für die Großartigkeit der alten Sprachen und ilirer
Literatur verloren hätten, und daher nicht mehr befähigt seien, jene logische
und ästhetische Schulung der Jugend in befriedigender Weise durchzuführen.
Es sei daher besser mit diesem alten Kram ganz zu brechen und nach neuen,
unserer Zeit näher liegenden Unterrichtsobjecten zu suchen.
Es ist unbestritten und unbestreitbar, daß in diesen Dingen von vielen
der philologisch gebildeten Lehrer unserer Gymnasien unendlich viel und
schwer gesündigt worden ist, wie dies H. v. Dreitschke") erst kürzlich durch
so köstlich ausgewählte Beispiele dargelegt und gegeißelt hat; aber es ist eine
alte Regel, daß der Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebt, und wir dürfen
hoffen, daß der gerade unter den jüngeren Generationen der früheren Gyln-
nasiasten vielfach verbreitete Widerwille gegen den Unterricht in den allen

*) Tie Zukunft des deutschen Gymnasiums. Leipzig 18S«, 2, Aufl. S. 20, 21.

Sprachen als eine nutzlose und langweilige Quälerei wieder verschwinden wird, sobald es gelingt den Unterricht in die richtigen Bahnen zurück zu lenken, die glücklicher Weise nicht überall ganz verlassen wurden. Sollte dies wider Erwarten nicht gelingen, so ist sicher vorauszusehen, daß der Widerstand gegen den altklassischen Unterricht mit der Zeit wachsen und schließlich dahin führen würde, daß das humanistische Gymnasium aushören müßte, die allgemeine Vorschule sür die jetzt seinen Schülern offenstehenden Studien zu sein.
Bleibt aber jene segensreiche pädagogische Wirkung der alten Sprachen erkalten, so ist nicht abzusehen, warum nur Geistliche, Richter, Berwaltungs-beamte, Aerzte, Offiziere, Forstbeamte dieser Wohlthat theilhaftig werden sollen, mährend die Beamten des Baufaches, die Eisenbahnbetriebsbeamten, die Leiter der mechanischen und chemischen Fabriken und Werkstätten ihrer entbehren müßten. Wenn es für ersprießlich erachtet wird, daß der künftige Landrichter oder Regierungsrath und der praktische Arzt an lateinischen und griechischen Schriften seine geistige Turnübung durchmache, warum soll dies dem Baurath oder dem Eisenbahninspector nicht nützlich sein? Hat nicht der Architekt noch weit mehr Beziehungen zum klassischen Alterthum als der Arzt oder der Oberförster? An Zeit fehlt es auf der vorbereitenden Schule den künftigen Technikern nicht mehr nnd nicht weniger als den anderen Schülern; denn daß sie auf der Vorschule schon ein Stück Fachbildung erwerben sollten, wie es früher auf den preußischen Provinzialgemerbeschulen, den jetzigen Oberrealschulen, geschah, ist von den Professoren der technischen Hochschulen stets als unzweckmäßig abgelehnt und diejenige Arbeitsteilung verlangt worden, nach welcher die Schule die Vorbildung, die Hochschule die Fach-bildung zu geben hat. Wenn das Gymnasium jene drei oben besprochenen auch im Interesse der Mediciner u. s. w. zu stellenden Forderungen erfüllt, daß es eine sichere Vertrautheit mit der elementaren Mathematik, ein klares Auffassungsvermögen für naturwissenschaftliche Lehren nnd Demonstrationen und gute Uebung im Zeichnen gemährt, so wird es auch für die künftigen Stndirenden der technischen Fächer die richtige Vorschule sein. Es wird dabei nach wie vor die mich jetzt geltende Regel bestehen bleiben, daß zum Studium der auf angewandter Mathematik ruhenden Fächer des Maschinenbaues und des Jngenieurwesens nur mathematisch gut veranlagte, und zum Studium der Baukunst nur niit natürlichem Zcichentalent begabte junge Leute geeignet sind. Die aber werden auf einem unseren Anforderungen völlig entsprechenden humanistischen Gymnasium auf ihr künftiges Studium und damit auf ihren Lebenslauf besser vorbereitet werden als auf irgend einer lateinlosen Schule.
Wir kommen also zu dem Schlüsse, daß die Oberrealschule und ähnliche lateinlose Lehranstalten als VorbereitungSschulen für technische Hochschulstudien nicht nur entbehrlich, sondern in mancher Hinsicht geradezu schädlich und demnach ebenso wie das Realgymnasium, als Vorschulen für gelehrte Studien aufzugeben sind.
Diesen Schulen wird demnach künftig nur die Aufgabe bleiben, zun,

unmittelbaren Eintritt in's praktische Leben und in niedere Fachschulen vor-
zubereiten, und diese Vereinfachung ihres Zieles kann ihnen selbst nur zum
Segen gereichen. Ob es dann zweckmäßig ist, die Dauer ihres Curses auch
serner noch über dieselbe Anzahl Jahre zu erstrecken, wie sie das Gymna-
sium beansprucht, ist lediglich eine Frage der Praris. Man wird soweit
gehen, wie sich Schüler in genügender Anzahl finden, und das wird wohl nur
ausnahmsweise bis zum 18. oder 20. Lebensjahre der Fall sein.

Die nach unseren vorstehenden Erwägungen zukünftig einzuführende
Vorbereitung der Studirenden aller gelehrten Fächer ans eineni nnd demselben
Gymnasium wird außer der schon besprochenen Möglichkeit der Berufswahl
zu richtiger Zeit, noch viele andere Vortheile im Gefolge haben. Die schon
weit gediehene Spaltung unserer gebildeten Männerwelt in einen humanistisch
und einen realistisch geschulten Theil, die ich an eineni anderen Orte*) bereits
ausführlich besprochen und beklagt habe, wird verschwinden oder doch sehr
gemildert werden. Zwischen Männern, die auf derselben Schulbank gesessen,
wird sich nicht leicht ein solcher Kampf entwickeln, wie er z. B. neuerdings in
den Tagesblättern um den Vorrang der Juristen oder der Techniker in der
preußischen Eisenbahnverwaltung geführt wurde. Es wird auch den Technikern
selbst sehr gut thun, wenn sie nicht von vorn herein ans Schulen ver-
miesen werden, welche vorwiegend auf das für die Praris des Lebens Er-
forderliche ihr Streben zu richten genöthigt find.

Wenn wir aber ein einheitliches, auf alle gelehrten Studien vorbe-
reitendes Gymnasium erstreben und verlangen, so müssen wir uns zugleich
klar machen, welche Forderungen wir an dasselbe stellen können und dürsen.
Wir leben bekanntlich in einer Zeit der Specialisten, in der fast jeder, der etwas
leisten will, sich auf ein möglichst enges Feld beschränken muß, und in welcher
derjenige, der unter Verzicht auf einseitiges Virtuosenthum sich einen weiteren
Ueberblick zu verschaffen sucht, leicht unter den Schlitten kommt. Diese
Tendenz der Zeit spiegelt sich auch in der Fluth von meist unerfüllbaren
Forderungen, mit denen unsere Schulen überschüttet werden. Jeder hält das,
was ihm am nächsten liegt, für das Wichtigste und wünscht es eingehend auf
der Schule gelehrt zu sehen. Der Philologe, der zufrieden sein sollte, wenn
die Jungen ein Gefühl für den Geist der alten Sprachen gewinnen und die
alten Schriftsteller flott zu lesen verstehen, meint, er müsse ihnen die ein-
gehendste Kenntnis! aller Feinheiten der lateinischen und griechischen Grammatik
verschaffen, als sollten sie alle Philologen werden. Der geistige Inhalt der
alten Schriften verschwindet in der eingehenden Betrachtung der sprachlichen
Formen. Mancher Freund moderner Sprachen verlangt andererseits vorzugs-
weise praktische Gewandtheit in diesen und würde vielleicht sogar nichts da-
wider haben, wenn von den Gymnasiasten verlangt würde, daß sie fertig

*> Die Zu'unst der deutsche!, Hochschulen und ihrer BorbildungScmstalten. Bres-
lau 1873.

französisch und englisch zu sprechen und elegante Briefe in diesen Sprachen zu schreiben im Stande sein sollten. Die ganz berechtigte Ansicht, daß die Jungen doch auch ein Auge für die uns umgebende Natur haben sollen, wird aufgebauscht zu der Forderung, daß sämmtliche Naturwissenschaften ansführlich und eingehend auf dem Gymnasium getrieben werden. Der Wunsch, daß der junge Mann über seinen eigenen Organismus einige richtige Vorstellungen gewinne, führt zu dein Anspruchs, daß das ganze große naturwissenschaftlich-medicinische Mosaikgemälde, das wir jetzt unter dem Namen der Hygiene zusammenfassen, Gegenstand des Schulunterrichtes werde. Weil es ganz zweckmäßig ist, daß die Schüler auch einige mechanische Fertigkeiten gewinnen, so soll ein ausgedehnter Handfertigkeitsunterricht in die Schule eingeführt werden und, wo möglich, jeder Junge ein Handwerk ertra lernen. Da der künftige Staatsbürger politische Thätigkeit zu entfalten hat, so soll schon die Schule ihn über die Geschichte unserer politischen Zustände, die Stellung und Ziele der Parteien unterrichten und ihm wohl gar schon selbst einen Parteifiempel aufdrücken.

Solchen wohlgemeinten, aber höchst unpraktischen Forderungen gegenüber ist die äußerste Beschränkung auf das wirklich Notwendige geboten. Man muß auf das Bestreben verzichten, jedes Winkelchen des jungen Gehirnes mit Weisheit ausstopfen zu wollen, und vor allein dem jungen Menschen Zeit und Kraft lassen, auch noch neben der Schule mit Lust und Liebe Dinge zu treiben, zu denen seine Neigung ihn hinzieht. Dann werden mir es vermeiden, Schablonenmenschen zu erziehen, und eine akademische Jugend gewinnen, die «opf nnd Herz ans dem rechten Fleck hat und nicht todtmüoe und vom endlosen Schulkram gelanameilt auf die Hochschule kommt, um sich erst ganz allmählich zu erholen. Fähig zum Studiren und wissensdurftig wünschen wir unsere Studirenden von der Schule zu erhalten. Mit offenen unverdorbenen Angen, gewecktem Verstände und lebhaftem Interesse für die Wissenschaften, die sich ihrem erweiterten Gesichtskreise erschließen, sollen sie die Hochschule bezieben. Wenn die meisten von ihnen mehr zu lernen genöthigt sind, als ihren Bätern und Großvätern oblag, und ihnen dazu die Zeit nicht reichen will, so folgt daraus noch nicht, daß sie ans der Schule stärker belastet werden sollten, sondern höchstens, daß die Studienzeit ausgedehnt werden muß, wenn sie zur Erlangung gründlicher Fachbildung nicht mehr ausreichen will. Ein großer Theil der berechtigten Klagen über unsere Schulzustände rührt daher, daß man der Schule aufzubürden gesucht hat, was der Hochschule gehört, ein anderer freilich auch daher, daß man für Dinge, deren pädagogischer Werth sehr gering ist, Zeit und Kräfte verschwendet, die Schüler zu einseitiger Büchergelehrsamkeit erzogen und die allseitige, gleichförmige Entwicklung ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten vernachlässigt hat. Es ist höchste Zeit, daß hier Wandel geschafft werde.

Ein vergessener Dichter.

von

Niidols Kon Gomchnll.

— Leipzig, —

n einer Literaturepoche wie die uusrige Ivo jeder Tag neue Berühmtheiten erzeugt und die Jüngsten sich vordrängen und sich beeilen, dem Rath« des Goethe'schen Bacealaureus folgend, die Alteu bei zeiteu todtzuschlagen, gerathen leicht schöne Talente in Vergessenheit, die mit Recht bei ihreni ersten Erscheinen großes Aufsehen erregten. Es bedarf heutzutage einer künstlichen Einbalsamirung des Tagesruhms, wenn er sich über den Tag hinaus behaupten soll; dazu gehört die buchhäudlerische und literarische Reclame, irgend eine Jüngerschaft, welche die Fahne des Meisters hochhält, ein Verleger, der an die Zukunft des Dichters glaubt und neue Auflagen auf den Markt wirft, ehe die alten ausverkauft sind. Bevorzugt sind dabei die Dramatiker und Lyriker; ist einem Dramatiker ein glücklicher Wurf auch nur mit einem einzelnen Stück gelungen, so erhält sich sein Name dauernd auf dem Repertoire der Bühnen. Aehnlich verhält es sich mit denl Lyriker, dem eines oder mehrere Gedichte so wohlgerathen sind, daß sie aus einer Blüthenlese in die andere wandern; namentlich aber der Spruch- und Sentenzendichter hat den Vorzug, zugleich mit seinen kurzathmigen, aber langlebigen Gedankenkindern in Sammlungen ausbewahrt zu werden. Ist doch die geistige Nahrung, die ein so großer Dichter wie Jean Paul den Zeitgenossen bot, sür die Gegenwart nur noch aus derartige literarische Conserven beschränkt.

Wo alle jene Voraussetzungen fehlen, da hat der Dichter höchstens noch Anspruch aus eine Glätte im Erbbegräbnis; der Nationalliteratur: Namen und Inschrift werden gelesen, aber seine W«ke folgen ihm nach. Doch auch hier ist solcher Zudrang von neuen berühmten Tobten, daß auch bald diese Grabstätte beseitigt wird, ^der der ganze alte Kirchhof der Literatur wird geschlossen und unter den Gräbern eines neuen wandelt ein neues Geschlecht.
Zu solchen Betrachtungen regte mich die Erinnerung an einen meiner intimsten Jugendstunde an, der in einem Alter verstorben ist, das in der Regel noch keine Anwartschaft auf Nachrnhm gewährt. Georg von Hauenschild, als Dichter unter dem Namen Mar Waldau bekannt, wurde vom Dod hinmeggerafft, ehe er das dreißigste Lebensjahr ganz vollendet hatte: dennoch mar er am Anfang der Jahre des sechsten Jahrzehnts ein beliebter und in weiten Kreisen anerkannter Dichter und Schriftsteller. Auch ein anderer schlesischer Poet ist so jung gestorben, Moritz Graf Strachmitz. und es ist keine Frage, daß der Nachruhm dieses Lyrikers sich bei weitem frischer erhalten hat, als derjenige Mar Waldaus. Strachwitz mar in seiner Art fertiger: er hat nur zwei Bände Gedichte hinterlassen, aber unter diesen befinden sich einige von unantastbarer Formenschönheit, wie die Hymne Germania, andere von glühendem Lolorit und berauschender Pracht der Schilderung, wie „die Jagd des Mogul" und „Hie Wels" und man überhörte dabei den sporenklirrenden Thatendrang eines nachgeborenen Nitterthums, der in anderen Gedichten sich geltend machte, eine Kampfeslust mit ebenso unklaren Zielen wie diejenige der politischen Sturmlyrik eines Herwegh; man übersah einige Nachblüthen unmöglicher Liebespoesie, in allzu überschwänglichem Don oder etwas verblühter Färbung. Jene wenigen schönen Gedichte gingen in alle Anthologien über, wurden citirt und deklamirt und hielten so das Angedenken des Dichters mach. Dem Lyriker Mar Waldau ist kein einziger so glücklicher Wurs gelungen; seine Lyrik war inehr geistvoll reflectirender Art, hatte einen volksthümlichen ^ug, bewegte sich mit Vorliebe in Kunstsormen, deren architektonischer Aufbau alles Liederartige und die unmittelbare Wirkung auf das Gemüth ausschloß. Dafür war er ein universeller Kops, überaus gedankenreich und von solcher Fülle der Bildung, daß Niemand l den Bersasser der Romane: „Nach der Natur", und „Aus der Junkernwelt" für einen jungen Mann gehalten hätte, so reich waren die Schätze der Weltersahrung, die Menge der Kenntnisse aus allen Gebieten, die in diesen Romanen niedergelegt waren. Gleichwohl war vieles in seinen Werken noch nicht vollkommen ausgegohren: doch welche glänzenden Versicherungen sür die Zukunft I Das deutsche Volk verlor in ihm einen künstigen Klassiker: denn er war aus solchem Holze geschnitzt, wie die großen Dichter unserer Nation, welche umsassende Bildung und Diese der Weltanschauung mit ihrem schöpferischen Genius vereinigten. Strachwitz und Waldau — sollte man den schlesischen Dichten, nachsagen, daß ihnen nur ein kurzes Leben beschieden ist? Da

war der Gegenbeweis ja leicht anzutreten. Der Schleuer Carl
von Holtei, der volksthümlichste Dichter der Provinz, welcher ihren Dialekt
in der Literatur zu Ehren gebracht, hat ein ehrwürdiges Alter erreicht, ob-
schon das Ehrwürdige nie in seinem Naturell gelegen. Der juugdeutsche Stürmer
und Dräuger Heinrich Laube, später der kurzangebundene Mann des draina-
logischen Parolebefebls, ist ebenfalls bis hoch an die Sicbenziger vorgedrungen
und noch lebt ja Gustav Freytag, der schon seinen siebenzigsten GeburStag
seit einigen Jahren hinter sich hat und keineswegs als ein gebeugter Greis
im Schatten der Bäume seines thüringischen Besitzthnms in Siebleben oder
in den Rebengeinnden des RheinganS in der Nähe der Bädcrstadt Wiesbaden
weilt, in deren Weichbild er eine stattliche Villa besitzt.

Georg Spiller von Hauenschild war am 24. März 1825 zu Breslau
geboren, studirte in dieser Stadt die Nechte und Cameralia, ein Studium,
das er später mit demjenigen der Philosophie und neuen Sprachen vertauschte.
Höchst anregend wirkte auf ihn der Aufenthalt in der Neckarstadt Heidelberg,
der er in seinen Gedichten nnd Romanen manches cmmuthendeS Gedenkblatt
gewidmet hat, noch mehr die Reisen nach der Schweiz, nach Frankreich und
Italien, die er unternahm. Nach seiner Rückkehr besuchte er die landmirth-
schaftliche Akademie in Proskau, wo er durch naturwissenschaftliche Studien,
welche nicht wenig znr Färbung seiner Romane beitrugen, den Kreis seines
vielseitigen Wissens bereicherte. In: Jahre 1848 zog er sich ans sein
Familiengut Tscheidt in Oberschlesien zurück, das damals noch seiner Mutter
gehörte, verheirathcte sich mit einer Rheinländerin und lebte den Mnsen, in
engem brieflichen Verkebr mit hervorragenden Dichtern und Schriftstellern bis
zu seinein Tode im Jahre 1855, wo ihn der Typhus hinwegraffte in der
Blüthe seiner Jahre, mitten in einem verheißungsvollen Schaffen.

Es war etwa um das Jahr 1850, wo ich seine persönliche Bekannt-
schaft inachte. Als StrebenS- und Gesinnungsgenossen lud er mich auf sein
Gut Tscheidt ein nnd holte mich in Natibor ab, jener schlesischen Stadt, der
er in einer satirischen Eanzone ein wenig schmeichelhaft« Denkmal gesetzt.
Ich fühlte mich von seiner sympathischen Persönlichkeit sogleich in hohem
Maße angezogen, nnd der Eindruck, den ich schon aus seinen Briefen er-
halten, daß er selbst bedeutender sei, als alles, was er bisher geschaffen,
wurde wesentlich verstärkt. Es war eine Zeit, in welcher alle politischen
Hoffnungen wie dnrch eineil Hagelschlag darnieder geschmettert worden waren:
gleichwohl glaubten wir beide noch an die Zukunft Deutschlands; aber der
Mißmnth über die Lage der Gegenwart schränkte die politischen Gespräche
ein. Desto lebhafter war die Unterhaltung über literarische Fragen nnd die
tonangebenden Literatnrgrößen des Tages. Georg von Hauenschild machte
nicht den Eindruck eines jungen Mannes von einer in der Landlnft auf-
blühenden und gefestigten Gesundheit; seine Gesichtsfarbe war blaß und ein

kränklicher Zug unverkennbar; auch mar er nur von mittlerer Größe und
einer keineswegs kräftigen Körperbeschaffenheit; aber sein fragendes,
forschendes, bisweilen schwärmerisches Auge belebte seine Gesichtszüge in
eigenthümlicher Weise, und leichtflüssig, lebendig, in allen Farben des Humors
schimmernd, strömte die Rede von seinen Lippen. Eine ungemeine Viel-
seitigkeit der Interessen und der Bildung, eine seltene Bclesenheit, beides bei
einem so jungen Manne doppelt anstaunensmerth, gaben dem Verkehr mit
ihm einen besonders anregenden Reiz. Und so erinnere ich mich jenes
Aufenthaltes in Tscheidt als einer der geistig belebtesten Zeiten meines
Lebens. Bismeilen wurde ich durch den allumfassenden Geist des Freundes
an meinen Lehrer in der Stadt der reinen Vernunft erinnert, den Hegelianer
Karl Rosenkranz, der ebenso geistig beweglich, feingebildet und heimisch auf
allen Gebieten der Kunst und des Wissens war. Nicht allzu reizvoll ist die
Gegend in der Nähe von Bauermitz; doch es wechseln Hügel und Felder,
Wald und Flur, und auch mancher duftige Fernblick läßt sich erhaschen.
Bei einer Treibjagd inachte ich als ehemaliger Gardeschütze meinen früheren
Lehrmeistern auf der Hasenhaide wenig Ehre; denn es gelang mir nur einen
einzigen Hasen zu schießen und das war noch außerdem eine bestrittene
Jagdbeute, denn Hauenschild hatte gleichzeitig geschossen und, wie er be-
hauptete, getroffen. Der halbe Hase war daher lange ein Gegenstand
lustigen Streites. Auf dem Gebiete der Literatur aber hoffte jeder von uns,
seinen Hafen ganz und allein zu schießen. Ein anderes Mal nahm er mich
mit zu einer Versammlung der katholischen Landgeiftlichen in Bauerwitz:
das gesellschaftliche clericale Vergnügen macht dort den Eindruck einer flotten
Studentenkneipe; es herrschte sogar ein etwas rüder Ton und die oc«lesia
iniliwns geberdete sich lärmend genug. Die ketzerische Gesinnung, welche der
Dichter in seinen Werken, oft genug bisweilen mit unverkennbarem Ingrimm
aussprach, wurde inir erklärlicher durch diese Berührung mit den Seelsorgern
der Dörfer.

Im Jahre 1852 war er als Hochzeitsgast bei meiner Trauung in
Albersdorf bei Reichenbach zugegen: er blieb dort längere Zeit und unsere
Spaziergänge in dieser Gegend, die an landschaftlichen Reizen die Umgebung
von Tscheidt soweit übertrifft, die so malerisch abgeschlossene Bilder, so
reizende Aussichten auf die Eule und den Zobten gewährt, gaben unseren
Freundschaftsgefühlen noch mehr Wärme, unseren geistigen Beziehungen noch
mehr Innigkeit. Großes Gefallen fand meine Schwiegermutter, Freifrau
von Seherr-Thoß, eine der geistreichsten Frauen Schlesiens, an dem jugend-
lichen Dichter, und wie sehr er für sie begeistert war, das beweist wohl, daß
er ihr seine Dichtung: „Rahab" widmete. Auch meiner eigenen Frau war
er in Sympathie und Freundschaft verbunden. So besuchte er uns später,
so oft er nach Breslau kam. Leider geschah das von Jahr zu Jahr seltener
— Hauenschild, der an einem Herzfehler litt, war auch durck andere Leiden
bisweilen ans Krankenlager gebannt. Schmerzlich überraschend aber kam die

Kunde seines Todes: der Typhus hatte ihn und damit eine der schönsten Hoffnungen unserer Literatur hinweggerafft. In dem oberschlesischen Weltwinkel mar seine Betheiligung an den großen Zeitereignissen stets gleich lebendig geblieben. In den Phantasieen seines Krankenlagers spielte die Belagerung von Sebastovol, die damalige große Tagesbegebenheit, eine Hauptrolle: stundenlang beschäftigte er sich mit den dortigen Kämpfen. Saint - Arnauld und Pelissier waren seine Helden; wir alle standen ja auf Seiten der Verbündeten; denn die Macht Rußlands zu brechen erschien uns als eine der wichtigsten Aufgaben des übrigen Europas, als eine erlösende und für die Zukunft höchst folgenreiche That.

Hanenschild hatte feine Gesundheit durch ungünstige Lebensgeivohnheiten erschüttert; er arbeitete immer des Nachts. Wenn alles ringsum zu Bette gegangen, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb bis 3 oder 4 Uhr morgens. Erst um 11 Uhr stand er auf. Nicht blos seine veröffentlichten Werke — vor allem seine Briefe sind Documente seines seltenen Fleißes; er schrieb Briefe an mich von mehr als zwanzig O,uartseiten und so auch an seine anderen Freunde, zu denen in erster Linie Leopold Schefer gehörte, dessen damalige Gedichtsammlungen, wie den „Koran der Liebe", er durcharbeitete, um manches Schwerflüssige melodischer zu gestalten; außerdem stand er mit Adolf Stahr und Fanny Lewald in fortwährendem schriftlichen Berkehr, ebenso init dein Wiener Regierungsrath von Wurzbach, der damals viel Poetisches veröffentlichte, wahrend er später sich durch ein Kunstwerk des Fleißes, das große österreichische Lexikon, das er allein verfaßte und herausgab, einen Namen gemacht hat. Auch mit Dr. Mar Kurnik in Breslau, einem höchst achtungswerthen Journalisten und Kritiker, mit jungen Dichtern wie Julius Rodenberg wechselte er Briefe. Und in diesen Briefen lag ein gutes Theil seines geistigen Lebens; mit Bezug darauf war er ein echter Epigone unserer klassischen Zeit. Heutzutage schreiben die meisten Schriftsteller nur Geschäftsbriefe — es würde ihnen leid thun um die ungedruckten Feuilletons, die sie in ihrer Privatcorrespondenz hineingeheimnissen. Wie viele Feililletons lassen sich aus Hauenschilds Briefen herausschneiden, Feuilletons funkelnd von Geist, noch dazu in einer Epoche, die an Geist zu verarmen drohte unter dem Drucke der politischen Reaction und einer Finsterniß, die sich eintönig über das Licht der begeisternden Idee ausbreitete. Es ist schade, daß jene freudlose Epoche selbst für die Gegenwart so wenig Interesse bietet: sonst würde Hauenschilds Correspondenz, eine Fundgrube von treffenden und glänzenden Gedanken, auch noch heutigen Tages der Veröffentlichung werth sein.

Wenden mir uns mm zu dem Dichter Mar Waldau und seinen Werken, so haben wir uns zuerst mit dem Lyriker, dann mit dem Epiker und zuletzt mit dem Romandichter zu beschäftigen. Große Einschnitte der Entwickelung

kann seine schöpferische Thätigkeit nicht bieten; denn sie geht nur um etwa drei Jahre über ein Lustrum hinaus. Seine erste Sammlung „Blätter im Winde" (Leipzig 1846), eine Sammlung einzelner zerstreuter Gedichte, blieb im Ganzen ziemlich unbeachtet: sie war locker zusammengeheftet, mehr von anderer Seite als von dem Dichter geordnet und trug keine scharfausgeprägte Physiognomie. In der Vorrede zu seinen „Canzonen" beklagt es der Dichter selbst, daß seine „Phantasie über unbeliebte Motive" anfänglich für den Abschnitt „Lug ins Land" bestimmt, einen selbständigen Charakter erhalten habe, der durch den Platz an der Stirn des Buches noch augenfälliger und bedeutsamer geworden sei. Das Gedicht erscheine so 'gewissermaßen als der Grundaccord, als der Sockel, aus dem alles andere aufgebaut wird: es eigne sich nicht dazu, es sei ein Bilderconglomerat, ein fleischloses Gerippe, eine Skizze voll Gedankensprüngen und unbegrenzter zügelloser Bilder in zügellosen Versen, und es sei wenig dazu geschaffen, das Glaubensbekenntniß des Dichters auszusprechen. Anstatt jener unfertigen unholden Verwirrung bietet er unter derselben Überschrift in den „Canzonen" ein Gedicht, welches klar sagen soll, was er will, und jenes frühere gänzlich ans dem Gedächtniß der Leser vertilgen möchte. Der Ton des Liedes ist aber überhaupt in den „Blättern im Winde" nur selten getroffen; ein unausgegohrenes Talent zeigte das Bestreben, die schmierigeren Strophenformen, Canzone und. Sonette, zu bewältigen, und durch die strengere Kunstforin den überschwellenden Sturm und Drang jugendlich erregter Gefühle zurückzukämmen; denn diese Dichtungen, obgleich sie nur selten eine Taste der Zeitgeschichte anschlugen, waren doch von revolutionären! Geist jener Epoche durchdrungen. In diesem unbestimmten Sturm und Drang mochten sie an die „Gedichte" des Grafen Moritz von Strachmilz erinnern, wenngleich dieser ritterlicher zu Nosse saß. Den Vergleich niit Herweghs Liedern konnten aber diese „Blätter im Winde" nicht aushalten; denn die Gesänge des schwäbischen Dichters waren von großer Klarheit und Schlagfertigkeit, meistens ausgereift und formvollendet, während die „Blätter im Winde" oft Ueberschwängliches und Schwülstiges enthielten bei überraschend schönen Einzelheiten; man wird bisweilen durch die Bildersüllc an die österreichische Lyrik, an Anastasius Grün erinnert: hat er doch diesem sowie Nicolaus Lonau, allerdings auch Freiligrath und Platen Sonette mit begeisterter Anerkennung gewidmet. Gerade unter den Sonetten findet sich manches poetisch duftige, besonders in dem Blumencyklus, in welchem Kamelie und Veilchen, weiße Lilie und Epheu, Nymvhaea uno Tarus, Akaut und Astern besungen werden.

Tie Nymphaea verherrlicht der Dichter in dem folgenden Sonett:

Vom Himmel ist ein Heller Stern gefallen,
In einem See ist leuchtend er versunken.
Verlodert in der gold'ne Himmelsfunke»,
Und Wellen, leise rauschend, d'rübcr wallen.

Doch Blulhen schickt er aus den Flutkrusrallen,
Sie blicken still, von süßer Sehnsucht trunken
Nach ihren Brüdern, die im Aether prunken
Und selig wandern durch azurne Hallen.

So sank die Liebe in des Menschen Leben,
Und schmückt es froh mit tausend Blüthensprosscn;
Die aus der eignen Brust zu Tage streben.

Sie sehnt sich nach den alten Lichtgenossen;
Doch fühlt sie Heimatklänge um sich schweben,
Wo Herzen sind, von stillem Glück umflossen.

Hin und wieder gelingt dein Dichter auch ein knappes, stimmungsvolles Lied, welches leise an das Heinesche Vorbild anklingt:

Sie steht im Rosenhagc
Und weint darüber hin,
Es ziehen vergang'iie Tage
Trübe durch ihren Sinn.

Er starrt in des MeerS Getöse
Auf ferner Düne Sand
Und eine verwelkte Rose
Zittert in seiner Hand.

Die epischen Dichtungen, die sich nur spärlich in der Sammlung finden, sind etwas zerflossen, nnd was den Gang der Handlung betrifft, so fehlt die Durchsichtigkeit nnd damit die Spannung. Schon die nächsten Sammlungen indes; zeigten, wie rasch sich der Dichter in der Lyrik zn harmonischer Forin durchgearbeitet hat, und auch als Epiker sollte er sich bald glänzend bewähren.

Die „Canzonen" (Leipzig 18-18) erinnern an Anastasius Grün, nur unterscheidet sich Waldau von demselben durch die Vorliebe sür strophische Architektonik, vor allem für das Kunstgebäude der Canzone. Von der romantischen Schule, selbst von den Vers- und Strophenkünstlern Platen und Rückert ist die Canzone wenig bevorzugt worden; erst neuerdings hat Albei't Moser sie auf sein lyrisches Programm gesetzt und einige gedankenvolle Gedichte in dieser Strophenform abgefaßt. Mar Waldau selbst sagt in der Vorrede: „Reime aus Ost, West und Süd, auch nlliterirende Verse aus dem hohen Norden haben die Deutschen längst nachgebildet; unsere schöne fügsame Sprache zeigt Mnster fast jeden Strophenbaus; vor allein aber sind die zierlichen, italischen Ncimverschlinguugen bei uns eingebürgert. Sonette nnd Octaven, sogar gekünstelte Sestinen finden sich in großer Zcüil. Nur die Canzone ist auffallend vernachlässigt worden, und doch ist sie von allen südlichen Formen bei weitem die bildsamste und gefälligste. Aus der Provence, w» die Natur den Sänger süße, schmeichelnde Weisen lehrte, kam sie nach Italien; Petrarcas Takt gab ihr eine bestimmte, ebenmäßige Gestalt nnd noch hente bewnndern wir die tiefen, glühenden Gedanken, die er der durch ilm veredelten Strophe

einhauchte. In Deutschland wurde gerade diese Form vernachlässigt und der Grund dasür ist einfach das Kategorisiren und der Dogmatismus. Mathematische Poeten hatten mit ihrer Eirkelweisheit ausgerechnet, daß die Canzone sich nur zur Bearbeitung weicher, elegischer Stoffe eigne — In»« illi« Ittervmus! Schon das Princiv ist unrichtig. Eine Form ist entweder lyrisch oder sie ist es nicht. Bis hierher ist der Satz unumstößlich, alles weitere Bestimmen und Einschachteln aber ist völlig unhaltbar. Wir sehen es am Sonett. Das Sonett sollte durchaus zu nichts Anderem taugen, als zn Liebeständeleien-, Rückerts „Geharnischte" und Herwegh's glockeutönige Dissonanzen strafen die Behauptung ^ügen, und heute glaubt Niemand mehr, daß nur Liebe Sonette dictirt. Schlegel schrieb seine herrliche Eanzone an A. Novalis; diese sollte maßgebend sein und das mystisch bebende Gefühl fächernder Trauer, nebelhafte ahnungsfrohe Hoffnungen einzig und allein die Eanzonen beherrschen. Scheu wagte Niemand das neue Dogma zu stürzen; selten fühlte sich ein Dichter gerade zu solchen Träumen gedrängt; eine ganze Reihe von Gedichten dieses Inhalts mußte natürlich ermüden — und die Eanzone blieb liegen. Zedlitz, der seine schönen Todtenkränze aus Eanzonen wand, raubte ihnen durch Weglaffung des zweiten Trimeters eine Eigenthümlichkeit, die eng mit ihren: ganzen Wesen verknüpft ist; aber er trat doch häufig genug dem Wahne der Rechenmeister entgegen. Ich gehe noch weiter. Ich behaupte, daß die Eanzone nicht nur ganz besonders größere reflectircnde Gedichte, kräftige, baulustige Gedanken darstellen kann, sondern daß gerade sie auch zu kleinen Schilderten, endlich sogar zu humoristischen Capriccios paßt."

Gegen dies hoch ivie ZDrgelton und Glockenklang tönende Lob der Eanzone lassen sich doch begründete Einwendungen erheben. Keine von allen diesen Eanzonen namhafter Dichter ist in Deutschland volkSthümlich geworden. Und mir sprechen nicht einmal von jener VolkSthüinlichkeit, welche daS Wort und daS Lied aus die Lippen des Volkes legt oder gar an das Bänkelsängerische streift: wir meinen nur die Verbreitung in den gebildeten Kreisen, in den höheren Schulen oder auch nur die Borliebe, mit welcher sinnvolle Gemüther zn einsamem Selbstgennß sich in die Dichtung vertiefen. Und doch sind die Eanzonen von Zedlitz, Mar Waldau und Möser zum Theil schöne Gedichte; neilich! nur zum Theil, und das liegt an den Verlockungen, welche der künstliche Strophenban ausübt. Wohl ist die Strophe im Ganzen schön gegliedert und gleichsam anmnthsvoll gegürtet, schon durch die große Strophencäsur nach der sechsten Zeile und die, wie bei den uttavs rime, mit zusammenklingendem Reim abschließenden beiden Endverse; doch der erste sechszeilige Strophentheil, gleichsam der erste Satz, in welchem der Reim der fünften Zeile auf den fast vergessenen der ersten zurückgeht, ladet zu einem verschlungenen Periodenbau ein, und es ist unvermeidlich, daß zur Ausfüllung derselben oft ein allzureichlicher Bilderschmuck verwendet wird oder daß durch das Hinüberziehen der Gedanken von Zeile zu Zeile sich ein schleppender dichterischer Stil erzengt. Der Einschnitt der Strophe kommt dann zu spät

und das dichterisch schlagende Wort geht oft unter der aufgebauschten sprachlichen Gewandung verloren, welche die Strophenform ihn: aufnöthigt. Man vergleiche damit die Architektur des Sonettes: jede der ersten vierzeiligen Strophen kann eine gedankliche Einheit bilden; beide Vierzeiler können wieder im Gegensatze zu einander stehen, Strophe und Antistrophe zu einander bilden und die letzten Sechszeilen, die sich wieder sinnvoll in zwei dreizeilige Gedankenreihen gliederil lassen, sind dann die Epistrophe, der harmonische Abschluß. Wie weit aber ist der Weg durch die Reihe der zum Theil sich lange suchenden und fliehenden Reime der Canzone bis zum Abschluß der letzten zwei Zeilen, die schon eines sehr energisch ausgeprägten Gedankengehalts bedürfen, um solchen Abschluß nachdrücklich und befriedigend zu machen. Trotz der schlanken Gliederung in der Mitte ist es schwer, für die beiden Hälften der Canzonen geistigen Gleichklang und Zusammenklang zu finden.

Die Schwierigkeit schließt aber ein glückliches Gelingen nicht ans nnd wir find weit davon entfernt, der Canzone das Bürgerrecht in deutscher Dichtung versagen zu wollen, am wenigsten deshalb, weil sie ursprünglich ein aus Italien stammender Fremdling ist. Wir können mit Bezug hierauf nur Mar Waldau beipflichten, wenn er sich gegen den Vorwurf wehrt, etwas Frenides bei uns einzunisten. Mit Recht entgegnet er, daß die Kunst und ihre Mittel kein Specialvaterländchen haben, das; ihre Heimat die Welt, ihr Besitzer die Menschheit ist.

Auch Mar Waldau hat musterhafte Canzonen gedichtet; wir führen hier aus der ersten Sammlung, aus dein „Kaleidoskop", die schön gegliederte Canzone auf Venedig an. Bnron hat die Marniorstadt in Spenserstrovhen, Platen in Sonetten, Alfred Meißner in kurzathmigen Jamben mit raschaufeinander folgenden Reimen würdig gefeiert; wir glauben, daß Mar Waldau mit seiner Canzone sich mit ihnen in eine Reihe stellen kann:

Sie neigt sich marmorbleiä, auf der Lagune
Wie eine große welke Wasserrose?
San Marko und der Campanile steigen
Als Staubgefäße aus dem Kelche lose.
Wie eine ernste balbverwischte Rune
Steht sie im Buch der Welt, im Völkerreigen,
Und wenn die Menschen schweigen,
Hier haben alle Ouaderwürfel Zungen:
Was sie von längstvergang'ner Pracht berichten,
Verschlingt sich zu Gedichten,
Und wenn auch sie verwittert und zersprungen
Die schwanken Schatten, die am Lido schweifen,
Sie werden stöhnend in die Saiten greifen.

Den .Kern der Sammlung bildet der CanzonencykluS „Fantasie über unbeliebte Motive", eine znsammenhängende Kette von Reflerionen über Natur und Menschen, gleichsam ein Hohes Lied der Menschheit, die zur Freiheit erzogen werden soll — eine Aufgabe, die in erster Linie dem Weibe

zufällt. Einzelne Glieder dieser ttette sind schön abgeschlossene Gedichte; andere reichen über sich selbst hinaus; hier und dm't verführen die Anforderungen des Strophenbaues, der Reimverschlingungen und der drei Reime in der Mitte der Strophe zu einem weitmaschigen Satzgefüge, dessen Syntar nicht so durchsichtig ist, wie es die Dichtung verlangen muß, oder zu dieser und jener etwas gesuchten Wendung; aber sprachgewaltig ist Mar Waldaus Muse immer; einige dieser öanzonen athmen hymnenartigen Schwung und sollten dem Hausschatz deutscher Dichtung nicht verloren gehen. So gleich die erste, welche das Lob der Natur begeistert singt:

Natur! In deine Arme stürzt' ich trunken,
Als ich zuerst mein Träumen mir gesammelt.
In Deine Arme, als die erste Blüthe
Maiselig mir das Duftgebet gestammelt,
In Deine Arme, als der erste Funken
Der Weihe hell auf meinem Scheitel glühte.
Wie eine ernste Mythe
Lagst du vor meinem wifzbegier'gen Auge,
Ein Buch dem Lauscher gern entgegeiiharrend
Ein Buch, vou Wundern starrend,
Wie haßt ich da der Thränen herbe Lauge
Weil sie mir ost den raschen Blick verdunkelt.
Wenn du in Deinem Zauberlicht gefunkelt.

Ter Geist Lord Byrons durchweht die Verse der dritten Canzone und besonders die zwei prächtigen Schlußzeilen:

Sie wissen's nie, sie können nicht begreifen,
Dasz man sich still in deine Pracht versenken
Und schwelgen kann im Schatz von deinen Reizen.
Man soll die Blicke auf Gemachtes lenken.
Den Flaum von jeder Falterschwinge streifen,
Und sich in angelerntem Stolze spreizen.
Nach Fremdem soll man geizen
Sich nie nach eigenst eig'nem Trieb entfalten,
Sein Ich verbergen unter schalen Flammen.
Sie wissen's nie und nimmer.
Daß deine Gluthen ewig nicht erkalten,
Dasz gut, was aus dem Chaos du gezogen
Und schlecht nur was wir selbst hineingelogen.

Weiterhin nimmt die Dichtung — man muß den Canzonencyklus als ein Ganzes betrachten — oft einen apokalyptischen Aufschwung; so wenn der Dichter die Königin am Bettelstabe, die Menschheit, personificirt, die wie ein Spuk am eig'nen Grabe umirrt! Da ist Größe der Anschauung und der bildlichen Darstellung; ihrer Wiedergeburt zur Freiheit gilt die Wendung der letzten Canzone und ihre schwunghafte Mahnung. Auch hier könnte man manche dichterische Kleinodien herausholen, wenn sie gleich, aus der Krone herausgebrochen, einen Theil ihres Werthes einbüßten, der in der funkelnden

Gescimmtwirkung beruht; wir führen aus den mittleren Ccmzonen nur die Verse an, in denen Mar Waldau den Beruf des Dichters feiert.

Ich aber fluche nicht, die Priesterwürde
Wird durch der Sonne Kunst dem Dichter eigen
Und segnen müssen alle Priesterworte.
Ter Dichter ist ein Stamm von alten Zweigen
Muß lockend schimmern eine Freudenbürde,
Er ist ein Wunderstrom voll gold'ner Horte.

Die Canzonen „Am Krater" enthalten Schilderungen des Vesuvs und seines Ausbruchs, durch welche der Dichter mit Opitz und Gregorovius wetteifert: doch für ihn hat alles Sinnbildliche Bedeutung; er sieht sich im Feuer der Schlachten, im Kampfgedränge mit Dolch und Helm, umseufzt von Todeswunden; nicht die Freunde können ihn aus dem Traume rütteln; da sieht er Resina, Neapel, Capri zn seinen Füßen.

Ich steh' auf der Cuklopen Sarkophage
Und wähnte mich am Krater uns'rer Tage!

Bedeutender noch als diese Sammlung sind die Canzonen: „O, diese Zeit." (Hamburg, Hoffmann und Campe 1850); sie sind gedichtet in einer hoffnungslosen Epoche deutscher Geschichte, nach der Sprengung des Parlamentes, nach der Niederwerfung der deutschen Aufstände, nach dem schmachvollen Friedensschluß init Dänemark, und sie sind ein bleibendes Monument dieser Zeit. Sie gehören in ihren Hauptzügen der politischen Lyrik an; doch wenn Herwegh, Prntz und Dingelstedt, mochten sie nun in die Trompete oder in das Nachtwächterhorn stoßen, ihre kampfmuthigen Vorläufer, wenn Freiligrath mit der Farbengluth eines Victor Hugo malend, ihr Epiker war, so war Mar Waldau ihr Elegiker, wenngleich sich in seine Elegie noch ein revolutionärer Sturm und Drang mischte.

Die Canzone: „O diese Zeit" ist Ferdinand Freiligrath in einem schönen Gedicht gewidmet, in welchem Mar Waldau bereits den Ton der Klage und der Enttäuschung anschlägt, welcher die ganze Dichtung durchweht:

Von hohen Träumen waren wir durchweht,
Ein Seher Du und ich ein Schwärmer;
Heut sind wir beide, Schwärmer und Poet,
Ilm manche stolze Hoffnung ärmer.

Die Stimmung ist eine winterliche; es ist Alles todt und öde ringsumher, wie die ganze Zeit:

O diese Zeit, so matt und zwiefach frostig,
Verhüllten Haupts die ew'gen Sterne droben,
fflornebel flattern ans der Erde Kesseln.
Die Rosen sind von Eis und Schnee umstoben,
Die Sänger fern, des Stromes Spiegel rostig,
O alles Holde schlug die Zeit in Fesseln!

Selbst Poesie und Liebe trösten nicht. Eine mohlgelungene Canzone
giebt eine winterliche Idylle, die an die Verse des Sängers von Tomi ge-
mahnt:
Wer liebt die Winternacht, die lange, bange.
Die endlos, glanzlos Erd' und Himmel decket?
Wer liebt es, einsam vor sich hinzubrüten.
Wenn Niemand wie sein Hund die Hand ihm lecket?
Wer liebt, die jetzt so überreich im Schwange,
Erfror'nc Herzen und elfror'ne Blüthen?
Wer liebt des StnrmeS Wüthen,
Wie's jetzt an meines Fensters Scheiben rüttelt?
Mich fröstelt's an, kommt eS so wild geschnoben,
Wie finst'rer Geister Toben
Und scheues Graun hat immer mich geschüttelt,
Sang mir die Windsbraut ihre Schauerweisen
Und ihren Jammer, ihren sterbend leisen.
Und in diesem Schrei der Windsbraut hört er den wimmernden Hülfe-
schrei des deutschen Geistes, dem er ein begeistertes Loblied singt:
Er ist der deutsche Geist, im All verloren.
Der Geist, der das Gedankenreich beflügelt,
Der uns die Ferne in die Nähe rückte.
Derselbe Geist, der zweimal Rom gezügclt, ,
Der Geist, der übcrgrofzeS oft geboren.
Der überall die erste Blume pflückte:
Sein Gottesathcm drückte
Auf alles Hohe der Vollendung Zeichen.
Er ist in Ost und West, in Süd und Norden
Eins mit dem All geworden.
Der deutsche Geist, dem keiner zu vergleichen.
Doch dieser Geist mahnt an die alte Sage von der Königin der Luft,
die allen Reiz, nur keinen Leib empfangen:
Ein Leib, ein Leib nur für die deutsche Seele,
Ein Deutschland nur, nicht dreifzig deutsche Länder.
Doch das Deutschland von 1848 mar ja nicht das auferstandene
Deutschland: es führte nur ein Scheinleben, das wandelnde Gespenst, das
man mit dem helligen Namen Germania taufte, eine Dirne, die, noch ehe
der Jubel verrauscht war, deutsches Land und deutsches Blut verschachert hat;
und zwar zu Malmoe, wohin sie zur Messe zog und zwei deutsche Gauen
als Waare mitnahm und als sie angstvoll durch die verrathenen Lande zurück-
zieht, erscheint ihr auf dem Schlachtfelde von Bornhoeved, wo die Dithmarsen
im Freiheitskampf dem Dänenkönig unterlagen, ein blutiger, geharnischter
Recke, hält ihr den Spiegel ihrer Schmach vor und preist die Kämpfer der
Freiheit, auch wenn sie im Kampfe besiegt werden.
Weiterhin aber denkt er mit mehmüthiger Treue der durch die Kriegs-
gerichte verurtheilten Opfer des Aufstandes in den badischen Gauen: die
Canzone:
»Du Neckarthal, du Gau am grünen Rhein,"

ist eine der schönsten und stimmungsvollsten der Dichtung. Auch dem niedergeworfenen Ungarn, der Steppenblume, die der Kosack an der Theiß gebrochen, gilt seine Klage und indem er den jungen Kaiser von Oesterreich, den Karl Beck in einem Loblied gepriesen, für alle die Schrecken der Hinrichtungen, die Geißelung der Frauen verantwortlich »lacht, richtet er an diesen im Gegensatze zu dem magyarischen Poeten zürnende Verse, die noch von der Aufregung der damaligen Zeit vibriren und nur dadurch uns verständlich bleiben. Doch die von der Menge selbst noch unverstandene Zukunft verbürgt den Sieg des Volkes, oder vielmehr den Sieg der Völker, der Mmschheit, die er jetzt noch nicht zu preisen wagt, „wo Schmach und Schande ans den Völkern lasten."

Das sind die Gedankengänge dieser Canzone, welche jedenfalls das Werk eines bedeutenden Dichters ist. Einzelnes mag man ausscheiden, was auf Rechnung der gührenden Zeit zu setzen ist: das Ganze verdiente den Commentar einer ästhetischen und literarhistorischen Gelehrsamkeit, die leider bei uns nur Altes aus dem Schutte gräbt. Traurig genug, daß wir auch Neues von hohem Werths aus dem Schutte graben müssen.

(Schluß ,'olgt.)

(üarl Gottlieb ^varez^).

Der Vater des preußischen Rechts,

von

E. Schwsrrz.

— pcllworm, —

^ls Xerres sein Heer von der Spitze des Athos überschaute, soll er bei dem Gedanken geweint haben, wie Wenige von der ungeheueren Menge nach einigen kurzen Jahren noch am Leben sein würden. Ein ähnliches Gefühl der Wehmuth muß uns beschleichen, wenn mir die fast unabsehbare Reihe derjenigen durchmustern, welche auf den verschiedensten Gebieten der Bethätiaung des menschlichen Geistes um das Wohlergchen, die geistige Veredelung, die sittlich-religiöse Bildung sowohl ihrer Zeitgenossen als auch der Nachwelt bemüht gewesen sind. Wie Wenige von Denen, welche einst den Besten ihrer Nation genügten, haben eine kurze Zeit überdauert, wie Viele schon bei ihren Lebzeiten das Grab ihres Ruhmes

*) Carl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Adolf Stölzel, Geheimem Oberjustizrathe und vortragendem RatKe im Königl. Preusz, Justizministerium. Mit drei Abbildungen und einer Stammtafel. Beilin 1885. Verlag von Kranz Bahlen, XX und 452 S.

Brandenburg-PreußenS Rechtsverwaltung und Rechtsverfafsung dargestellt im Wirken seiner Landessürsten und obersten Justizbeamten von Or. Adolf Stötzel. Präsidenten der Justizprüfungscommissson, vortragendem Rathe im Justizministerium, ordentlichem Honorarvrofessor an der Universität zu Berlin. 2 Bände: Berlin 1883. Verlag von Franz Bahlen. Band I: und 448 Seiten: Band II, 774 Seiten.

Tie Geschichte der Privatrechtlichen CodificationSbestrebungen in Deutschland und die Entstehungsgeschichte des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, Von I)r. zur. st pliil. E. Schwartz, Amtsrichter zu Pellworm. Separatabdruck aus dem Archiv für bürgerliches Recht. Berlin. Carl Heymanns Verlag 1389.

gesehen! Andere wiederum, welche nicht blos für die eigene Zeit Bedeutendes gewirkt haben, sondern auch noch dem gegenwärtigen Geschlechte Führer und Bannerträger sind, scheinen jedenfalls außerhalb enger Fachkreise vergessen zu sein, wie hell immerhin von ihrem verwitterten und versunkenen Grabstein das alte Wort „Imiusriws mori" heraufleuchtet.

Zu ihnen gehörte bis vor Kurzem auch der Mann, dessen Name diesen Blättern zur Ucberschrift dient. Zollten die Juristen Mpreußens ihm als dem Schöpfer ihres Rechts eine wahrhaft mystische Verehrung, so war doch die Kenntniß seiner Person hinter seinein Werke zurückgetreten, hatte sich über seine Lebensgeschicke ein gleich mystischer Schleier gelegt. Die Juristen außerhalb Altpreußens, denen regelmäßig die nähere Geschichte des preußischen Rechts fremd, die geringe darauf bezügliche Literatur unzugänglich war, lasen zwar in der berühmten Savigny'schen Schrift „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" (Seite 83), daß bei der Ausarbeitung des Allgemeinen Landrechts „die Seele des Ganzen der geistreiche Suarez" gewesen sei; aber wie schon Savigny selbst nicht viel mehr über den von ihm dergestalt belobten Mann gewußt zu haben scheint, so war auch für seine Epigonen jener so fremdartig klingende Name eben nur ein Name. Erst in den letzten Jahren ist die schon vor zwei Menschenaltern erklungene Mahnung, daß die Erinnerung an einen der verdientesten Männer Preußens und Deutschlands von Zeit zu Zeit zurückzurufen eine nationale Pflicht sei, in einer des großen Mannes würdigen Weise erfüllt worden. Wenn den hierauf verwendeten Bemühungen dieser Essay solgt wie der Aehrenleser dem Schnitter, so hat er sich dabei zur Aufgabe gesetzt, nicht so sehr den juristischen, als insbesondere den weiteren Leserkreisen ein kurzes Charakterbild des Vaters allen preußischen Rechts und einen Umriß seines Wirkens vorzuführen, welches auch auf manche die Gegenwart bewegenden Fragen ein helleres Licht zu werfen geeignet ist.

I.

Allerdings klingt der Name, zumal in der bisher üblichen Schreibform „Suarez", fremdartig, und in der Familie selbst bestand die Tradition spanischer Herkunft. Die Gelehrtengeschichte nennt einen Franz Snarez, welcher 1548 zu Granada geboren wurde, lange Jahre Professor zu Coimbra war und 1617 zu Lissabon starb, ein angesehenes Mitglied des Jesuitenordens und gefeiert unter der Bezeichnung ..?«vä Älswulnsiooruin" und .,^nel>«ra l'apiÄarum." Nach seinem Tode noch rühmt ihn ein Landsmann mit den Worten: „suuiii auctoriws ita vxwlleittl», v.r nesciamus, an alitjU» sx nostris Kisce temporibus illi sit «iitepouenim," und noch 1861 hat ein deutscher Gelehrter K. Werner ein zweibändiges Werk „Franz Suarez und die Scholastik der letzten Jahrhunderte" herausgegeben. Als ein eifriger Verfechter der jesuitischen Grundsätze von Recht und Staat lehrte er, daß das Haupt der Kirche, well diese göttlichen Ursprungs, unabsetzbar

sei, dagegen der Staat auf einem Gesellschaftsvertrage beruhe, und daß da-
her, wenn der Fürst sich der ihm übertragenen Macht unwürdig erweise, das
ihin erthellte Mandat zurückgenommen werden dürfe. In einer wiederholt
aufgelegten, zuerst 1613 veröffentlichten Schrift „OetsuÄo c»rk«1io«s
Lcioi" hatte er sogar ausgeführt, wie ein abtrünniger oder ketzerischer König
rechtlos und vogelfrei fei, so daß Jeder Hand an ihn legen könne, eine
Schrift, welche sieben und fünfzig Jahre nach dem Tode ihres Verfassers,
1674, zu Paris durch den Henker öffentlich verbrannt morden ist.
Der preußische Gesetzgeber war weder mit diesem Jesuiten, noch mit
anderen angesehenen spanischen Gelehrten, z. B. den Juristen Nodericus
Sucrrez zu Salamanca ans dem fünfzehnten oder mit Suarez de Mendoza
zu Sevilla aus dem siebzehnten Jahrhundert verwandt; die Tradition über
seine ausländische Herkunft war überhaupt eine irrige; er stammte vielmehr
aus echt deutscher Familie. Im siebzehnten Jahrhundert findet sich nämlich in
Pommern eine ganze Anzahl ländlicher Gemeinde-Vorsteher — Lehnschulzen
— des Namens Schmartz. In den siebziger Jahren mährend des branden-
burgisch-schwedischen Krieges zog, durch diesen Krieg vertrieben, der Lehnschulze und
Schuster Peter Schmartz mit seiner Familie nach Frankfurt a. O., woselbst
er als „Betvater" im St. Georgen - Hospital starb. Sein ältester Sohn
Michael Schmartz, 1656 geboren und 1696 als Buchdrucker in Crossen ge-
storben, ein Mann, der für seinen lutherischen Glanben und für deutsche
Denkart thätig mar, hinterließ bei seinem frühen Tode einen dreijährigen
Sohn Namens Gottfried. Dieser studirte Jurisprudenz und wurde Advocat
in Schlesien, zuerst in Hirschberg, seit 1736 in Schweidnitz, woselbst ihn
1741 der von ihm freudig begrüßte neue preußische Landesherr zum Rciths-
herrn ernannte. Verheirathet war Gottfried Schwartz, dessen in Lebens-
größe gehaltenes anfprechendes Oelgemälde noch jetzt auf dem Schweidnitzer
Rathhause zu sehen ist, seit 1733 mit Katharina Dorothea Gerhard, dem
Mitglieds einer zurück bis 1600 nachweisbaren und bis auf diesen Tag
blühenden schlesischen Pastorensamilie. In Schweidnitz wurde am Sonntag
den 27. Februar 1746 als jüngstes Kind der Ehe der Sohn geboren, welcher
in der Taufe die Vornamen Carl Gottlieb erhielt. Fragen wir nun nach
dem Ursprung des Namens Svarez, so erklärt sich dieser theils aus der
Herkunft und den Schicksalen der Familie, theils aus der Latinisirungssucht
früherer Zeiten, theils auch wohl aus einer damals nicht seltenen Sorg-
losigkeit um die Namenschreibung. Auch heute gehen von der Elbe bis zur
Oder in denselben Familien die Namen Schwartz, Schwarz, Schwartze,
Schwarze durcheinander. Das Wort Schwartz, Schwarz lautet auf Platt-
deutsch in Holstein, Mecklenburg und Vorpommern Swärt, aber im Banern-
bochdeutsch Smärz, und um die Dehnung des a kenntlich zu machen, ist
weiter nach Süden hinunter zu schreiben Schmaretz, Schwarez, Smaretz,
Swarez. Der Zuname des Buchdruckers Michael lautete bald Schwartz,
bald Schwartze. Sein Sohn Gottfried, der Advocat und Rathsherr, schrieb

sich anfänglich Schwache, dann in Hirschberg Schwartz, später in Schweidnitz Schmaretz und mit lateinischeil Buchstaben 8olinarö2, aus welcher letzteren Form in Erinnerung an die pommersche Herkunft die Form Svarez, latinisirt 8u»rs^ius und zurückverdeutscht Suarez wurde. In Suarez ist das u als v (w), das a lang, das e tonlos, als Dehnungszeichen, das Ganze also wie Swärz zu sprechen. Carl Gottlieb hat seinen Namen stets Svarez geschrieben, während in den ihn betreffenden amtlichen Schriftstücken bis in die achtziger Jahre hinein die Form Schwaretz erscheint, einmal sogar in drei dieselbe Angelegenheit — Svarez' Neferendariats-Eramen — betreffenden Berichten die Formen Suarez, Suaretz, Schmarez gebraucht werden. So steckt hinter dein spanisch klingenden Suarez oder, wie man jetzt wird schreiben müssen, Svarez der eben nicht ungewöhnliche gutdeutsche Name Schwartz oder Schwarz.
Svarez'Geburtshaus, das gegenwärtige Restaurationsgebäude des Schweidnitzer Volksgartens, 1680 errichtet, ist ein geräumiger einstöckiger Bau aus mächtigein Mauermerk und mit einer nicht mehr gebräuchlichen Tiefe, belegen in einem großen Garten, außerhalb der eigentlichen Festung, im wechselnden Besitze angesehener Familien, zeitweise auch Absteigequartier fürstlicher Persönlichkeiten. Der Bater gehörte als Advocat und Rathsherr zu deu Honoratioren des Ortes, die Mutter war eine Pastorentochter, die vornehmsten Persönlichkeiten hielten den Sohn zur Taufe. Svarez konnte sich somit auf seinem Lebenswege mit dem Bewußtsein ausgestattet fühlen, welches eine tüchtige Lebensstellung wesentlicher erleichtert, als Diejenigen glauben, welche desselben entbehren müssen, nämlich daß er respectabler Leute Kind war. Im Uebrigen genoß er nur während seiner ersten elf Lebensjahre das Glück einer heiteren Kindheit. Bekanntlich wurde während des siebenjährigen Krieges von allen schleichen Städten am härtesten Schweidnitz heimgesucht. Die Schrecken einer viermaligen Belagerung, wochenlanges Bombardement, erplodirende Forts, gesprengte Minen, brennende Straßen, überall verstümmelte Leichen und Schwerverwundete, Erstürmung der Stadt durch die Loudon'schen Truppen nnd grauenvolle Plünderungsscenen — Alles dies mußte der Knabe über seine Baterstadt, seine Familie hereinbrechen sehen. Die gesammte fahrende Habe ging verloren. Als das Hans nach Beendigung des Krieges verkauft wurde, betrug der Erlös nur den siebenten Theil der ursprünglichen Kaufsumme. Zudem starb 1756 die älteste, siebzehn Jahre zählende Schwester, und 1758 starb der Bater. Eine staatliche Beihilfe konnte nicht gemährt werden. Da der älteste, bereits dreißig Jahre zählende Bruder und in ihm der berufene Versorger seiner Mutter und seiner jüngeren Geschwister gleichfalls 1764 starb, so wurde die Familie, welche außer Carl Gottlieb noch aus der Mutter und einer Tochter bestand, nur dadurch vor gänzlicher Verarmung bewahrt, daß die Großmutter mütterlicherseits, eine wohlhabende Frau, sich ihrer annahm und nach deren Tode der einzige Miterbe, ein Hamburger Kaufmann Gerhard, zu Gunsten der verwittweten Schwester auf seinen Erbtheil verzichtete. Unter dein Druck dieser Umstände wuchs der körperlich ohnehin nicht

starke Knabe zu einem, wie ihn später ein Freund geschildert hat, „schüchternen und bedächtigen, äufzerst verschlossenen und menschenscheuen" Mann heran. Dagegen mochte sich seine geistige Begabung schon früh entfalten. Dies läßt sich allerdings nicht durch die Ergebnisse der Maturitätsprüfung belegen, da die Maturitätsprüfung erst 1788 in Preußen eingeführt wurde, geht aber daraus hervor, daß Svarez schon im März 1762, kaum sechszehn Jahre alt, zur Universität entlassen wurde. Der Einfluß der Schule auf seine geistige Richtung kann nur im Allgemeinen angegeben werden. Das Schweidnitzer Lyceum, welches Svarez besuchte, hatte für die Prima einen vierjährigen Cursus mit wöchentlich sechsundzmauzig Unterrichtsstunden. Davon entfielen sechs auf Bibelerklärung, drei auf Dogmatik — nach Baumgnrtcn, sieben auf Latein, zwei auf Griechisch, je eine auf Geschichte und Geographie, zwei auf Mathematik, je Eiue auf Logik und Philosophie, die drei letzten Fächer nach Wols. Das Lvceum stand also unter dem geistigen Einstiche von Christian Wolf und dessen bedeutendstem Schüler Alerander Gottlieb Baumgarten.

Wolf mar, wie Julian Schmidt ihn einmal genannt hat, der große Schulmeister Deutschlands. Er hatte Leibnitz' einigermaßen zersplitterte Ideen in ein System zusammengestellt und sür das Verständlich der Jugend mundgerecht gemacht; die Mehrzahl der Lehrstühle auf den Universitäten war mit seinen Schülern besetzt; die Jugend lernte durch ihn sür Alles, was im Himmel und aus Erden vorgeht, den „vernünftigen" oder „zureichenden l'irund" und den schlagenden Beweis finden. Er lehrte, daß die Welt vernünftig eingerichtet, der Weltlauf ein zweckmäßiger, und es die Pflicht jedes Gebildeten sei, sich demselben anzubequemen. Dogmatisch durch und durch war also seine öehre gleichwohl dem kirchlichen Dogmatismus der Orthodoren — allerdings auch der Pietisten — entgegensetzt und stellte, was spätere Decennien noch weit entschiedener thun sollten, die Freiheit des allgemeinen Wissens nnd dessen Lehre bereits nicht mehr unter, sondern neben das kirchliche Dogma. Wenn nun nicht blos Svarez, sondern auch der zweite bedeutendste Schüler des Schwcidnitzer Lyceums, Freiherr Carl Abraham von Zedlitz, Friedrich des Großen laugjähriger Cultusminister, die von Wolf gewiesene Bahn einer besonnenen Aufklärung eingehalten haben, ist die Annahme wohl gestattet, daß sich in dieser Beziehung der für uns sonst nicht mehr erkennbare Einfluß der Schule geltend gemacht hat.

Baumgarten, welcher seit 1740 die philosophische Professur der Universität zu Franksurt n. O. bekleidete, starb bereits am 27. Mai 1752, kann daher auf den jungen Schweidnitzer, welcher als Schlesier naturgemäß diese Universität erwählte, aber erst am 3(1. März 1762 immatrieulirt wurde, nicht mehr persönlich eingewirkt baben. An seine Stelle trat im Herbst 1763 Joachim Georg Daries. Geboren 1714 zu Güstrow, 1744 bis 1763 Profefsor zu Jena, 1791 zu Frankfurt a. O. gestorben, woselbst ihm 1795 auf dem Kirchhof der Gertraudenkirche ein Denkmal von Schadow's Meisterhand gesetzt ist, mar Daries, der gegenwärtig vollständig vergessen ist.

in verschieden«? Füchem des Wissens: Mathematik, Philosophie, Kameralwissenschaften, Jurisprudenz durch seine zahlreichen Schriften und noch mehr durch seine von dem glänzendsten Vortrage unterstützte Lehrthätigkeit von weitreichendem Einfluß auf den wissenschaftlichen Sinn und den Fleiß der studirenden Jugend. In beiden Beziehungen bedurfte Svarez, der schon als Student auch in dem geselligen Verkehr geistige Nahrung suchte, gewiß keiner Anspornung, aber Daries hat doch unverkennbar nachhaltig auf ihn eingewirkt. Als Philosoph war Daries ein wenn auch gemäßigter Wolfianer, bestärkte also Svarez in der Richtung auf das Verstandesmäßige und in der Abneigung gegen alles Extreme, insbesondere gegen politische Intoleranz. Als Kameralist verfocht er in weitestem Umfange die staatliche Bevormundung des Volkes, was in den beiden Hauptgesetzen Svarez', der Allgemeinen Gerichtsordnung und dein Allgemeinen Landrecht starken Anklang gefunden hat. Als Jurist stand er in beachtenswerther Weise dem römischen Recht mit reformirender Kritik gegenüber. In seinem zuerst 1749, in zweiter Auftage 1766 erschienenen Lehrbuche „.lurispruclentiix.' rom.-gttmanicae In8tituti«nss" erklärte er das Gesetz für die alleinige Rechtsquelle und formulirte die Aufgabe des Gesetzgebers dahin: zuerst die geltenden Sätze des römischen Rechts unter Beseitigung der Controversen festzustellen; sodann dieselben auf die Gründe ihrer Entstehung zu prüfen und die Frage zu erörtern, wie sie sich zu den Principien des deutschen Rechts und zu den Bedürfnissen des modernen Lebens verhalten; endlich auszumerzen, was aus Vernunftgründen nicht mehr brauchbar, und abzuändern, was Abänderung erheische. Derselbe Weg wurde in der That später bei der Ausarbeitung des Allgemeinen Landrechts eingeschlagen, dessen System sich ebenfalls theilmeise an Daries anlehnt, wie in einer Vorerinnerung zum Entwürfe des Gesetzbuchs sogar ausdrücklich ausgesprochen ist.

Der alte Reichspublicist Johann Jacob Moser, von 1736—1739 Director der Universität nnd Ordinarius der Juristenfacultät, hat in seiner 1768 zuerst erschienenen „Lebensgeschichte" *) eine wenig erbauliche Schilderung der Professoren der Frankfurter Juristenfacultät gegeben. Von der studentischen Roheit jener Zeit, die in poetischer Form uns in Zachariä's „Renommist" vorgeführt wird, giebt ebenso ein preußisches Edict vom 9. Mai 1750 ein deutliches Bild. Insbesondere das Treiben der Frankfurter Studenten wird uns wiederum als ein sehr wenig ansprechendes geschildert in den Jugenderinnernngen des Historikers Heinrich Leo**), Es ist gewiß, daß von der die Universitäten erfüllenden und trotz jenes Edictes auch in Frankfurt nicht unterdrückten Roheit eine Persönlichkeit wie die von Svarez nur noch mehr zur arbeitsamen Zurückgezogenheit veranlaßt wurde. Ucber seine Universitätszcit ist daher nicht viel zu berichten. Auch nicht über seinen Verkehr mit anderen Studenten, als mit seinen früheren Schulkameraden und insbesondere

*) 3. Aufl. 1777, BS. I., S. 15« ff., Bd. I V., S. 35 ff.

**) Leo, Meine Jugendzeit, 188«, S. 116 ff.

mil dein Breslauer Joh. Samuel Ernst Steudener, vielleicht auch mit Steudeners Schulkameraden, nämlich dem durch Baumgarten für die Philosophie gewonnenen späteren feinsinnigen Popularphilosophen Garve. Das Nähere, was uns über jene Zeit bekannt ist, zeigt uns den jungen Studenten wiederum von der wissenschaftlich strebsamen Seite. Eine eigenthümliche Erscheinung in dem Universitätsleben des vorigen Jahrhunderts bilden die sogenannten gelehrten Gesellschaften; erinnert sei an die von Gottsched in Leipzig geleitete bezw. gestiftete „Deutsche Gesellschaft" und „Gesellschaft der freien Künste". In Frankfurt wurde 1764 die „Gelehrte Gesellschaft zum Nutzen der Wissenschaften und Künste" gestiftet, welche sich bis zur Verlegung der Universität im Jahre 1811 erhielt. Zu den Stiftern dieser Gesellschaft gehörte Svarez, welchem das für ihn ausgefertigte Diplom bezeugte, er sei eines der ersten Mitglieder und verbinde mit gründlicher Wissenschaft das beste Herz. Er mar Mitglied der historischen, philosophischen und der schönwissenschaftlichen Klasse, wird sich jedoch an den weiteren Arbeiten der Gesellschaft schmerlich betheiligt haben, da dieselbe erst nach seinem Abgang von der Universität in statutengemäße Thätigkeit trat. Seine späteren Berliner Freunde bewunderten seine reichen geschichtlichen und philosophischen Kenntnisse, die letzteren so sehr, daß die Meinung ging, er würde, wenn die gesetzgeberischen Arbeiten nicht alsbald ihn überwiegend in Anspruch genommen, ein eigenes bahnbrechendes System des Naturrechts geschaffen haben. Gewiß geht die Freundesschätzung zu weit; die allgemeinen Erörterungen, die uns aus Svarez' Feder überliefert sind, zeigen weniger ein Vertiefen in die Sache, als daß sie geistreich raisonnirende Betrachtungen sind. Aber Svarez ist doch mehr als ein blos philosophelnder Jurist gewesen, hat sich iin Gegentheil zu einem tüchtigen Rechtspbilosophen aus der Schule des älteren Naturrechts herangebildet gehabt. Die neuen Gesetzgebungen in Preußen, Oesterreich und Frankreich sind eben unter dem Einflüsse philosophisch gebildeter Männer entstanden: Svarez, Martini und Zeiller, Portalis. Göschel, ein in beiden Sätteln gerechter Mann, der eifrigste Philosoph Hegel'scher Observanz und überzeugteste Verehrer des Allgemeinen Landrechts, behauptet, daß das in dem Landrecht zunächst als äußere Reihenfolge erkennbare System in der neueren Rechtsphilosophie als innere, nothwendige Gliederung des Nechtsbegrisfs sich wieder finde, daß insofern die Philosophie des Rechts in ihrer gegenwärtigen Höhe der wesentliche Commentar zu dem Landrechte und dieses nur durch jene wissenschaftlich zu begreifen sei*). Auch dieses mag hier dahingestellt bleiben. So viel jedenfalls ist sicher, daß in den zahlreichen Bestimmungen des Landrechts, welche sich auf „Natur und Billigkeit" gründen und überhaupt in dein durchaus philosophischen, das ganze Staatsleben umfassenden Ausbau des Gesetzbuchs eine entschiedene Hinneigung zu freier philosophiscker Behandlung unverkennbar hervortritt.

*) Göschel, Zerstreute Blätter auS den Hand- und Hülfsacten eines Juristen, 1832 ff., Bd. 1.. S. 549,

Jin Herbst 1765 verließ Svarez die Universität und trat, ohne vor-
gängiges Emmen, bei der Oberamtsregierung zu Breslau als Auscultator
ein. Am 17. Mai 1766 bestand er das Reserendariatseramen, über dessen
Resultat das Zeugnis; der Prüfungskommission lautete: „Der Auscultator
Suaretz ließ mehrere Fähigkeiten blicken und giebt bei Fortsetzung seines
Fleißes gute Hoffnung von sich." Am 24. Mai 1769 erhielt er die Be-
förderung zum Pupillenrath mit 200 Thalern Gehalt. Dem großen Staats-
eramen in Berlin unterzog er sich 1771, wurde von der Prüfungscominission
für ein „vorzüglich tüchtiges Subjectum zur Bekleidung einer Rathsstelle in
Landesjustizcollegien" erklärt und schon am 10. Mai 1771 „wegen seines
zeitherigen Wohlverhaltens, bezeigten Fleißes und Geschicklichkeit" zum Rath
bei der Breslauer Oberamtsregierung, zuerst mit 500, seit 1777 mit
700 Thalern Gehalt ernannt. Seine Mutter starb 1769, das letzte seiner
Geschwister 1773. Im Jahre 1774 verheirathete er sich mit Johanna
Dorothea Arndt, Tochter eines Oberproviantmeisters Arndt in Breslau,
welche, am 25. März 1755 geboren und am 17. Juni 1827, neunundzwanzig
Jahre nach ihrem Gatten gestorben, diesem in ihrer kinderlosen Ehe als
treue und liebevolle Gefährtin zur Seite stand. Den näheren Umgang in
Breslau bildeten von Fachgenossen der 1810 zu Berlin als Obertribunalsratl,
und vortragender Rath im Justizministerium verstorbene treffliche Criminalist
Ernst Ferdinand Klein und, schon von der Universität her, der 1808 als
Regierungspräsident zu Posen verstorbene, oben (S. 87) genannte Steudener,
beide treue Freunde und Verehrer von Svarez. Klein sollte später der lang-
jährige und bedeutendste Gehülfe Svarez' bei der Ausarbeitung des Allge-
meinen Landrechts werden und Steudener war eS, durch welchen Svarez
bei Carmcr eingeführt wurde.

Johann Heinrich Casimir von Carmer war als der Sprößling eines
alten normannisch-englischen Geschlechtes am 29. Dezember 1721 zu Kreuznach,
damals einer kurzfälzischeu Stadt, geboren, 1719 in den preußischen Staats-
dienst getreten, 1750 zum Reg/crungsrath in Oppeln, 1751 zum Direetor
und 1763 zum Präsiöenten der Breslauer OberamtSregieruiig ernannt worden.
Im Jahre 1768 wurde er Minister für Schlesien und trat endlich im
Dezember 1779 als Großkanzler an die Spitze der preußischen Justiz. Mit
Cocceji, Zedlitz und Herzberg bildet er das glänzende Miuisterquartett
Friedrich des Großen und an sein Justizministerium knüpft sich die große
Reformperiode des preußischen Rechts, so daß sein Name mit dein von
Svarez für immer eng verbunden ist. Wie in der äußeren Erscheinung
wich er auch in der Charatteranlage von dem ein Vierteljahrbnndert jüngeren
Svarez ab, aber beide Persönlichkeiten ergänzten sich, wie ein Freund und
College des letzteren sie uns geschildert hat, in munderbarer Weife. Denn
das Verdienst des ersten Gedankens zu den verschiedenen Reformen, des
rastlosen Eifers bei der Ausführung, der Weltklugheit und des unerschütter-
lichen Muthes bei Ueberwiiiduiig aller Schwierigkeiten gebttlirt dem Minister,

wogegen Svarez die sorgsame, fleißige Verarbeitung jenes Gedankens, das bedächtige, scharfsinnige Erwägen, die größte Sachkenntniß und Formgewandtheit hinzubrachte. Diese gegenseitige Ergänzung beider Männer giebt sich am schönsten in ihrem persönlichen Verkehr zu erkennen. Auf der einen Seite hatte Cariner bereits in dem jungen Referendar die geschickte Hand und den klugen Kopf zur Ausführung seiner Pläne erkannt, auf der anderen Seite Svarez von vornherein den Plänen seines Chess sich mit freudiger Bereitwilligkeit hingegeben. Während ihres fast dreißig Jahre dauernden gemeinschaftlichen Arbeitens sollte das fürsorgliche Verhältnis; des ältereil Mannes zu dem jüngeren, das pietätvolle des jüngeren zu dein älteren nicht die mindeste Trübung erfahren. Wohl mochte sich Svarez niit Dank gegen Carmer erfüllt wissen. Es mag immerhin wahr sein, daß das Genie durch alle Hindernisse hindurch sich selbst Bahn brechen kann, aber eben so gewiß ist es, daß auch das Genie zu seiner lauteren, allseitigen und rechtzeitigen Entfaltung des Glückes bedarf, welches ihm die Schwierigkeiten überwinden hilft und die Bahn ebnet. Svarez war ohne Vermögen, ohne die Empfehlungen reicher und angesehener Verwandten, besaß weder die Fähigkeit noch den Willen zu schmeicheln und sich zu bücken, der sittliche Werth seiner Persönlichkeit konnte nur in näherem Umgang erkannt werden; so schien er dazu destimmt zu sein, als Richter in einer kleinen Landstadt oder in bäuerlicher Umgebung seine Tage hinzudämmern. Aber jenes Glückes wurde er theilhaftig durch die Verbindung mit Carmer, welcher, ohne ihn als bloße Arbeitsmaschine auszunutzen, seiner Arbeitskraft das richtige Feld anwies, auf welchem er seine Befähigung erproben und zu den größeren Arbeiten späterer Jahre vorbereiten, stählen, ausbilden konnte. Schon 176« erhielt der Zweiundzwanzigjährige den Auftrag, die Justizverfassuug seiner Vaterstadt zu revidiren und eine neue Organisation derselben unter Trennung der Justiz von der Verwaltung auszuarbeiten. Er löste diese Aufgabe in so vortrefflicher Weise, daß ihn: zur Belohnung die oben (S. 88) gedachte Ernennung zum Pupillenrath zu Theil wurde. „Ich habe mich/ berichtete Cariner bei dieser Gelegenheit nach Berlin, „bisher des Referendarii Suarez mit gutem Erfolge bedient und ihn schon dergestalt abgerichtet, daß ich denselben nicht nur bei ineinen Visitationen der Oberamtsregierungen und verschiedenen anderen Geschäften, Untersuchungen und Corrcspondenzen gebrauchen, sondern ihm auch die Visitationes der Magisträte und Einrichtung der Untergerichte mit Sicherheit anvertrauen kann." Hieran schlössen sich bald umfangreichere Arbeiten. In Schlesien war in Folge der drei Kriege der allgemeine Wohlstand erheblich zurückgegangen. Cariner war selbst in der Provinz init größerem Grundbesitze angesessen. Er vermochte daher jenen Rückgang init besonderer Deutlichkeit zu erkennen und mußte es für eine der jnstizorganisatorischen Thätigkeit an Wichtigkeit vorgehende Aufgabe erachten, den allgemeinen Wohlstand wieder zu heben. Daneben erheischte die schwierige Regelung des Verhältnisses des Staates zn der in Schlesien herrschend gewesei?en katholischen

9<) L. Schwartz in pellworm,
Kirche, namentlich in Betreff des Schulwesens, einer nachhaltigen Aufmerksamkeit. Für beide Aufgaben war Svarez natürlich durch das juristische Studium in keiner Weise vorgebildet, und bereits praktische Erfahrungen gesammelt zu haben war er noch zu jung. Aber er lebte sich auf diesen Gebieten mit einer Schnelligkeit und Gründlichkeit ein, welche es gestatteten, ihm einen Hauvtantheil der Arbeit zu überlassen. Mochte es sich um den Aufbau eines Systems handeln, wie dem Credit der schleichen Grundbesitzer aufzuhelfen sei, oder um die Bildung von Vereinen zur Aufbesserung der Landwirthschaft oder um die Reform des Schulunterrichts, — nach allen diesen Richtungen entfaltete er eine unifassende und erfolgreiche Thätigkeit, wie sie in gleicher Weise wohl noch niemals ein so jugendlicher Beamter aufgewiesen bat.
Unter Pfandbriefen versteht man bekanntlich zinstragende, meist auf den Inhaber lautende Schuldurkunden, welche von größeren Jmmobiliar-Creditinstituten in Höhe von Beträgen ausgestellt werden, für welche die Institute selbst wiederum hypothekarisch gesicherte Gläubiger sind. Solche Ereditinstitute, bis etwa auf die Mitte unseres Jahrhunderts nur Corporationen von Grundbesitzern eines örtlich begrenzten Bezirkes, sind Vermittler zwischen dein capitalbedürftigen Grundeigenthttmer und dem zinssuchenden Cavitalisten, und ihre große wirtschaftliche Bedeutung beruht darin, daß sie dem letzteren größtmögliche Sicherheit für Capital und Zinsen, dem ersteren billigen Zinsfuß und bequeme Abzahlung verschaffen. So haben sie in kritischen Zeiten segensreich gewirkt, jedenfalls dem grundbesitzenden preußischen Adel seinen Wohlstand begründet bezw. erhalten. Nun ist der älteste dieser „landschaftlichen Creditverbände" oder „Landschaften" die Schlesische Landschaft von 1770, an welche sich alsdann die Kur- nnd Neumärkische von 1777, die Pommersche von 1781, die Westpreußische von 1787, die Ostpreußische von 1788 als die nächstältesten Nachbildungen anreihen. Für einen eng begrenzten Bezirk, nämlich für den Schweidnitz«! Kreis hatte man bereits früher mit den auf Pergament (Schweinsleder) gedruckten sogenannten „ledernen Briefen" eine ähnliche Einrichtung versucht, welche Svarez, dem geborenen Schweidnitzer, bekannt war. So liegt die Vermuthung nahe, daß Cariner durch Svarez auf jene „ledernen Briefe" aufmerksam gemacht, also der erste Gedanke an die Errichtung der Schleichen Landschaft auf den letzteren zurückzuführen ist. Auch hiervon abgesehen, beschränkte sich Svarez' Verdienst um die Entstehung der Landschaft keineswegs darauf, blos des Ministers Gedanken nnd Pläne zu formuliren und auszuarbeiten. Znr Belehrung der Landschafts-Deputirten wnrde von ihm die — anonym veröffentlichte — Schrift „Gedanken eines Patrioten über den Entwurf zur Wiederherstellung des allgemeinen Credits des schleichen Adels. Breslau 1770" verfaßt, eine warm gehaltene, sachlich durchaus vorireffliche Schrift. In seiner Hand lag die ganze geschäftliche Leitung der Angelegenheit, namentlich die gesummte Corresvondenz mit dem so zahlreichen schleichen Adel. Aus seiner Feder stoß das vom 9./15. Juli 1770 datirende Landschafts-

regleinent. Ebenso mar er der Verfasser der Statuten einer 1772 von
Cariner gestifteten „Patriotischen Gesellschaft", als deren Zweck „die Be-
förderung und der Flor des gesummten Nahrungsstandes in Schlesien über-
haupt, insbesondere aber die Aufnahme und Verbesserung der Landwirthschaft,
der Fabriken, der Künste und des Handels" bezeichnet wurden. „Ich habe,"
schrieb Carmer im Sommer 1770 nach Berlin, „bei meinen vielen Be-
schäftigungen außer dem p. Svarez keinen Menschen, welcher mich im Ge-
ringsten zu soulagiren im Stande wäre." So war der vierundzmanzigjährige
Referendar, welcher sich nicht blos als ausgezeichneten Juristen von eiserner
Arbeitskraft, sondern zugleich als tiefblickenden, gewandten Politiker erwiesen
hatte, dem Minister bereits unentbehrlich geworden. — Nicht minder galt
dies von einer anderen Seite der ministeriellen Thätigkeit. Die Stellung
der katholischen Kirche Schlesiens zu den Souveränitätsrechten des evan-
gelischen Landesherrn zu firiren war eine schwierige Aufgabe, zumal die
katholischen Schulen von Geistlichen geleitet wurden, der Monarch und sein
Minister aber nicht gewillt waren, die ihnen in Beziehung auf das Schul-
wesen zuständigen Rechte und Pflichten fahren zu lassen. Die Aufhebung
des in Schlesien zahlreich vertretenen Jesuitenordens im Jahre 1773 durch
die Bulle .,D«minu8 »« i-säsrutor nostsr" nöthigte, obgleich sie in Preußen
nicht anerkannt wurde, zu einer Neuordnung des Gesammtverbandes der
preußischen Jesuitencollegien und speziell in Schlesien zu einer Neueinrichtung
der katholischen Schulen. Diese letztere mar das Werk von Svarez.
Wiederum aus seiner Feder flössen, die größte Vertrautheit mit allen Einzel-
heiten des Unterrichtswesens bis hinein in das Detail der Schulbücher ver-
rathend, das „Schulreglement für die Universität in Breslau und die katho-
lischen Gymnasien in dem Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz,"
flössen zahlreiche Gutachten, Ausführungsverordnungen und Specialrescripte,
welche trotz aller der damaligen Zeit eigenthümlichen geschnörkelten Steifheit
durch ihren energischen, von Selbstbewußtsein und Selbstachtung getragenen
Curialsryl mohlthuend gegen die schwächliche Haltung abstechen, deren sich
die preußische Regierung später in Kirchen- und Schulsachen so manches
Mal schuldig gemacht hat. Als 1776 sich die UnHaltbarkeit des Jesuiten-
ordens als solchen auch in Preußen ergab, ivurde es wiederum in seine
Hand gelegt, das Schulreglement, soweit nöthig, zu modifiziren. Die Je-
suiten verwandelten sich in die „Priester des Königlichen Schulinstituts" und
Svarez arbeitete als einen Anhang zu dein Schulreglement die „Instruction
für die Priester des Schulinstituts in Schlesien" aus. Zur äußeren An-
erkennung dieser seiner Thätigkeit wurde er zum „Oberjustitiar bei der
Generalschuladministration über sümmtliche Jesuitengüter" ernannt.
Was endlich Svarez' rein juristische Thätigkeit während seiner Bres-
lauer Amtszeit betrifft, so ist, zumal schon vor seiner Ernennung zum Rath
Carmer Minister geworden war, kaum anzunehmen, daß er an der Recht-

sprechuug, also an der richterlichen Thntigkeit der ^beramtsregierung erlieb-
lichen Antheil genoininen habe. Vielmehr werden ihm vorzugsweise die laufen-
den Geschäfte der Justizverwaltung, zu denen auch die Revisionsreisen geborten,
obgelegen haben. Näheres ist hierüber freilich nicht bekannt. Außerdem war
er eifrig beschäftigt an einer von Carmer beabsichtigten Reform des Civil-
processes, welche schließlich den Weg zur Reform des gesammten preußischen
Rechts bahnen sollte. Endlich veröffentlichte er, auch hier wieder wie über-
haupt in seiner litterarischen Thätigkeit anonym, in den Jahren 1771 bis
1773 in drei Quartbänden eine „Sammlung alter und neuer Schlesischer
Provinzialgesetze zum täglichen Gebrauch sür Richter und Advocaten." In
der Einleitung zu diesem schätzbaren Werke behandelte er das Verhältnis;
des Sachsenrechts zu dem römischen Recht in Schlesien und fand im Gegen-
satz zu der herkömmlichen Lehre von der Omnivotciiz des letzteren es un-
begreiflich, wie ein Recht, dessen Formular-Jurisprudenz und Subtilität unseren
Vorfahren ganz unbekannt und auf die politische Verfassung Roms gegründet sei,
einem heimischen Recht vorgehen solle, welches Jahrhunderte lang durchgehends
im Gebrauche gewesen. Der künftige Verfasser des preußischen Gesetzbuchs
hatte also bereits hier Stellung zu dem recipirten fremden Rechte genommen.

II.

Der Verfasser von „Brandenburg-Preußens RechtSverwaltung und
Rechtsverfassung" rühmt nin Schlüsse seines Werkes (Bd. II. S. 727, 730),
daß man „in Preußen die Justiz fortgesetzt als ‚ein Kleinod aller Lande'
und als ‚eine Grundfeste des Regententhrones' zu behandeln gewohnt ge-
wesen sei; daß fast keiner der Hoheuzollern das Scepter ergriffen habe,
ohne in den ersten Tagen seiner Regierung den Justizreformen vor Allein
seine eifrige Sorge werden zu lassen nnd dann dieselbe in seltener Treue
dauernd festzuhalten; daß kein Fürstengeschlecht des Erdballs sich finden
werde, welches wie das Hohenzollernhaus ‚die Fassung des Rechtes' als
eine seiner höchsten Aufgaben erkannt habe." Dieses hohe Lob einzuschränken,
dürfte durch den Umstand geboten erscheinen, daß in Preußen seit einem
Jahrhundert die Justiz weit hinter Militair und Verwaltung zurückgedrängt,
ihrer Bethcitigung durch das Institut der Eompetenzconflicte Fesseln an-
gelegt, ihre Beamten denen der genannten beiden anderen Ressorts an Rang
nnd Gehalt nachgesetzt sind. Ihre Berechtigung haben aber die obigen
Worte bezüglich Friedrich Wilhelms I. nnd noch mehr bezüglich Friedrich
des Großen.

Der Erste«, dessen Verdienste um die innere Entwickelung Preußens
mehr und mehr gewürdigt werden, schärfte bereits am 4. März 1713, acht
Tage nach seiner Thronbesteigung, seinen Rathen die Herstellung einer un-
parteiischen und schleunigen Justiz ein. Am 1. April befahl er die Ab-
fassung eines allgemeinen Landrechts, „weil die schlimme Justiz gen Himmel
schreiet, und wenn ich'S nicht remedire, selber die Verantwortung auf mir

lade." Am 21. Juni erließ er eine „Allgemeine Ordnung, die Verbesserung des Justizwesens betreffend." Noch am 1. März 1730 befahl er wiederum, dafür zu sorgen, „daß ein bcständges und ewiges Landrecht verfettiget, das confuse und theils auf unsere Lande nicht guadrirende ^>8 Romanum abgeschaffet und die unzählige Menge von Edicten gedachtem Landrecht einverleibt werden." An diese anhaltenden Bemühungen seines Vaters, welche einen erheblichen Erfolg nicht hatten, knüpfte sogleich Friedrich der Große an. Bei seinen? Regierungsantritt lag die Rechtspflege schwer darnieder. Der Rechtsgang war verwickelt, hierdurch eine unerträgliche Verschleppung der Processe ermöglicht, ein zahlreicher Advocatenstand mißbrauchte das unsichere Recht und den schleppenden Proceßgang zum größten Rachtheil der Parteien. Wie sollte nicht dieser Zustand die Unzufriedenheit des pflichttreuen und rastlos fleißigen Königs erwecken! Zudem wurde ihm durch zahlreiche Bittschriften die Ungewißheit des geltenden Rechts vor Augen geführt, während seine naturrechtlichen Studien ihn: die wissenschaftliche Ueberzeugung gewährt hatten, wie nur das sichere, gewisse Recht den Berns erfülle, daß die Gerechtigkeit die Menschen einige und die scharfen Grenzen wahre, innerhalb deren sich die individuelle Sittlichkeit des Lebens frei bewegen kann. Als Gehülfe stand deni König hierbei zur Seite fein Großkanzler Samuel von Cocceji.

Friedrich selbst hat ihn einen „vinäex le^urn et justitiae" genannt. In der That war Cocceji ein Mann, der mit der strengen Gründlichkeit des gelehrten Juristen die erfahrene Einsicht des ausübenden Richters, mit der massenhaften Kenntnisse der Gesetze die vereinfachende Betrachtung des die Prinzipien suchenden Rechtsphilosophen, mit dem im Leben schaffenden Gedanken eines einrichtenden Staatsmannes den klaren Blick des ordnenden, umfassenden Gesetzgebers verband und noch in hohem Alter seinein nm ein volles Menschenalter jüngeren Monarchen an Fleiß und Energie gewachsen blieb. Seine Aufgabe gliederte er nach drei Seiten hin. Zuerst nämlich galt es, das Justizperfonal zu säubern. Sodann das Proceßverfahren und überhaupt den ganzen Geschäftsgang zu vereinfachen und zu beschleunigen. Endlich die Zerrissenheit und Unsicherheit des materiellen Rechts durch ein neues einheitliches Gesetzbuch zu beseitigen. Den ersten Theil der Aufgabe löste er nahezu vollständig. Hierbei sorgte er zugleich für die wissenschaftliche Gediegenheit der Richter, indem er als unweigerliche Vorbedingung für die Zulassung zum Richteramte das Bestehen einer strengen Prüfung festsetzte und eine Pflanzschule von Referendarien anlegte, auch die wahrhaft jämmerlichen Gehaltsverhältnisse aufzubessern sich bemühte. Den Gang des Rechtsverfahrens zu vereinfachen und zu beschleunigen war die Bestimmung einer 1748 pnblicitten Proceßordnung, welche zu den Principien der Mündlichkeit zurückkehrte und ihren Zweck schon durch ihren Namen zu erkennen gab- „Project des Ooäici« kridorwismi ^IsivKici oder eine nach von Sr. Königlichen Majestät von Preußen Selbst vorgeschriebenem Plan ent-

worfene Kailimergerichts - Ordnung, nach welcher alle Processe in einenr Jahr durch drei Jnstantzen zmn Ende gebracht werden sollen und müssen."
Endlich dem dritten Theil der Aufgabe mar das Lorpns juris?rieäeri«,-mi gewidmet. Der volle Titel dieses Gesetzbuches lautete:
„Project des corporis ^uris ?riSeric:iäni das ist Sr. Königl. Bkajestät in Preußen in der Vernunft und Landesverfassungen gegründete Landrecht worinnen das Römische Recht in eine natürliche Ordnung, und richtiges 8vstema, nach denen dreyen oHeoris juris gebracht: die General-I'riucipia, welche in der Vernunft gegründet sind, bei einem jeden Objecto festgesetzet, und die nöthige Ooudusioues, als so viele Gesetze, daraus deducirt: Alle Subtilitäten und ?iOtiouss, nicht weniger was auf den Teutschen 8t«wru nicht «pplicabls ist, ausgelassen: Alle zweifelhafte ^ur», welche in denen Römischen Gesetzen vorkommen, oder von denen Ooctoribus gemacht morden, decidirt, und solchergestalt Ein ^us certum und universale in allen Dero, Provintzen statuirt wird."
Dieses schmerfällig geschriebene, inhaltlich auch nicht sehr gelungene, mehr einem Lehr- als einem Gesetzbuch ähnelnde Werk war noch nicht vollendet, als Cocceji, 76 Jahre alt, am 24. October 1755 starb.
Mit Cocceji's Tod kam das Reformmerk zum Stillstande. Die Rechtspflege schien allinählig wieder in einen zögernden, schleppenden Gang zu gerathen, zu dessen Beseitigung der König vergebens anspornte. In Veranlassung des bekannten Müller Arnold'schen Processes erhielt Cocceji's zweiter Nachfolger Freiherr (5. I. M. von Fürst und Kupferberg in denkbar gröbster Form am 11. Dezember 1779 seine Entlassung, und Carmer, der längst des Königs Auge auf sich gelenkt hatte, wurde zum Grofzkanzler und Chef der preußischen Justiz ernannt. Seiner Berufung folgte die von Svarez, welcher schon am 6. Januar 1780 in Berlin seine Thätigkeit begann, um in immer mehr steigendem Ansehen, Einfluß und Verehrung für das auf Recht und Gesetz beruhende Wohl seines Baterlandes zu arbeiten, bis ein früher Tod ihm die Feder aus der Hand nahm.
Der wichtigste Theil der von Svarez in Berlin entwickelten Thätigkeit, welcher ihm zugleich für alle Zeiten Bewunderung und Verehrung sichert, ist die Neuschövfung des preußischen Rechts, eine Reform in großartigstem Stil, wie sie in gleicher Weise nur von Justinian und Napoleon I. durchgeführt und in der Gegenwart für das neue Deutsche Reich unternommen ist. Nur in großen Zügen können die wichtigsten der mit dem Namen Svarez verbundenen Gesetze auf diesen Blättern vorgeführt werden.
Im Anschluß an die nothwendig gewordene Neuordnung der Verfassung und des Geschäftsganges der Justizcollegien und auf Grund der reichen Erfahrungen, welche eine 1781 und 1782 von Carmer mit Svarez vorgenommene eingebende Visitation snmmtlicher Obergerichte der Monarchie gebracht hatte, arbeitete Svarez ausführliche Reglements für das Pupillen-, Hypotheken-, Kanzlei-. Registratur-, Svortel-, Kaisen- und Devositalwesen ans. Bon diesen

sollen die Deposital- und Hypothekenordnung einer besonderen Betrachtung unterzogen werden.

Die Bezeichnung Devositalwesen uinfaßt die Summe derjenigen Vorschriften und Anordnungen, welche die Annahme, Verwahrung und Rückgabe der mit den Wirkungen einer gerichtlichen Deposition hinterlegten Gegenstände regeln. Die Depositalordnung vom 15. September 1783, vom ersten bis zum letzten Buchstaben von Svarez' Hand stammend, ist ein kenntnifzreiches, ungeinein deutliches und präcises Gesetz. Die von ihr gegebenen Garantien sür die Sicherheit des Depositums gegenüber einer Fahrlässigkeit oder gar Böswilligkeit der Gerichtsbeamten sind überaus erschöpfend. Sie haben jedoch das Ermessen der stets auf die eigene pecuniäre Haftung für eventuelle Schäden hingewiesenen Beamten stark eingeengt, eine den Interessen der Deponenten entsprechende Verwaltung der hinterlegten Gelder nicht selten gehindert und sind für die Nichter, welche sich naturgemäß in dieser Materie wenig heimisch fühlten, durch ihre Complicirtheit lästig gewesen. Die mit dem 1. Ottober 1879 an die Stelle der Depositalordnung getretene Hinterlegungsordnung vom 14. März 1879 hat das Devositalwesen vereinfacht und die Verwahrung der hinterlegten Gelder pp. an besondere zum Finanzressort gehörige Hinterlegungsstellen übermiesen. Durch die letztere, für die Gerichte eine erhebliche Erleichterung gemährende Einrichtung sind jedoch für das Publikum neue Schmierigkeiten geschaffen worden, welche den Werth des neuen Gesetzes gegenüber der altm Depositalordnung zweifelhaft erscheinen zu lassen geeignet sind.

Ueber das Hypothekenrecht mar bereits am 28. September 169? ein das Programm für die künftige Reformgesetzgebung enthaltendes Edict Friedrichs I. für die Residenzstädte Cölln und Berlin ergangen, welches jedoch weder seine tief einschneidenden Sätze im Einzelnen ausführte, noch ein Formular für das neue Grundbuch bot. Demselben folgte für die übrigen Landestheile die Hypotheken- und Concursordnung vom 19. Januar 172?; in derselben, obgleich sie eben nicht für die Residenz bestimmt, war munderbarer Weise in dem beigegebenen Formular ein Haus Nr. 250 in „Cölln, Rofzstraße" mit liegenden Gründen „vor dem CSpnicker Thore" und „vor Berlin im Pancko'schen Felde" verzeichnet. Diese Ordnung wurde wieder auf Grund der bei den Versuchen, sie zur Ausführung zu bringen, gemachten Erfahrungen in die Hyvothekenordnung vom 4. August 1750 umgegossen. Dieses Gesetz war zunächst nur für die Provinz Schlesien bestimmt, wurde aber auch den übrigen Landestheilen mitgetheilt und gab bereits sorgfältige Einzelbestimmungen. Allerdings stand Cocceji dem deutschen Privatrecht, welchem bereits damals durch die Wissenschaft die Gemähr begrifflicher Wahrheit gerettet worden war, feindlich gegenüber, hielt dasselbe für ein „durch die Freyheit einiger Privat-Oocwruin aufgebrachtes imaginäres Deutsches Recht." Seine Hypothekenordnung erwies sich daher als das Werk eines

strammen Romanisten, war reich an technischen Ausdrücken der römischen Rechtssprüche, ließ sogar in seinen: Formular die bekannten Schulnamen Gajus, Mevius und Sempronius auftauchen. Immerhin jedoch war sie ein erheblicher Fortschritt, nur gelang es nicht, sie wirklich überall zur Ausführung zu bringen, da es den Gerichten an dem genügenden Personal mangelte.

Die Gesetzgebung war aber nicht unthätig. Zahlreiche ergänzende Gesetze wurden erlassen, und sogar zu einer neuen Hypotheken- und Concursordnnng ein vollständiger ausführlicher Entwurf ausgearbeitet. Auf Grund dieser Vorarbeiten und in geschichtlicher Continuität schus endlich Svarez die Allgemeine Hvpothekenordnung vom 20. Dezember 1783. Ausschließlich von ihm verfaßt und durch eine mustergültige Schreibweise ausgezeichnet, übertraf sie sämmtliche vorhergehenden gesetzgeberischen Versuche durch das übersichtliche Formular und ihre alle Einzelnheiten umsichtig berücksichtigenden Vorschriften. Wie von competentester Seite ausgesprochen wird, ist keine der Schöpfungen der damaligen Neformperiode so sehr Svarez' eigenstes Werk als eben diese Hvpothekenordnung. Erst durch sie wurden die Principien der Specialität und Publicität, diese beiden Angelpunkte des modernen Hppothetenrechts, wirklich zur Geltung gebracht, und sie wurde Vorbild für die ganze spätere Gesetzgebung. Auch die berühmte preußische ttrundbuchordnnng vom 5. Mai 1872, in deren Formular sogar die Namen der Personen und Grundstücke aus dem Svarez'schen Formular herübergcnommen sind, ist sachlich nur eine neue Redaction der Svarez'schen Allgemeinen Hvpothekenordnung und der auf diese bezüglichen Gesetze, welche den Aenderungen des materiellen Rechts und den Bedürfnissen des modernen Verkehrs Rechnung trägt. Auf ihr beruht wieder trotz seiner fragmentarischen Gestalt der kürzlich veröffentlichte Entwurf einer Reichs-Grundbuchordnung. Erlangt dieser Entwurf Gesetzeskraft, so wird der Jmmobiliarverkehr von ganz Deutschland im Wesentlichen in jenen Geleisen sich zu bewegen haben, welche in den letzten Monaten des Jahres 1788 von Svarez gezogen sind.

Das zweitgrößte Gesetz, welches Preußen Svarez verdankt, ist die Allgemeine Gerichtsordnung vom 6. Juli 1793.

Unter Civilproceßrecht versteht man den Inbegriff der Normen über das in geordneter Weise fortschreitende gerichtliche Versahren zum Zweck der Anerkennung bestrittener und der Realisirung unbestrittener privatrechtlicher Ansprüche. Um den ersten Zweck zu erreichen, läßt sich ein doppelter Weg denken. Entweder nämlich den Parteien bleibt überlassen, vorzubringen, was sie zur Geltendmachung des eigenen Rechts oder zur Abwehr des gegnerischen Angriffs dienlich erachten; das ist die sogenannte Verhandlungsmarime. Oder der Richter zieht, ähnlich wie im Strafprozesse, Thatsachen und Beweise auf eigene Hand heran; dann steht der Proceß unter der Herrschaft der sogenannten Untersuchungsmarime. Carmer glaubte nun das Ziel, nämlich die Vereinigung der besten Gründlichkeit mit der größten Geschwindigkeit

durch die UntersuchnngSmarime zu erreichen. Gestützt auf frühere von ihm
in dieser Beziehung gemachte Erfahrungen überreichte er bereits 1774 dem
Könige einen von ihm selbst verfaßten, achtzehn geschriebene Folioseiten großen
Entwurf zu einer auf der Untersuchungsmarime basirenden Civilproceßordnung.
Dieser Entwurf wurde 1775 von Svarez umgearbeitet und dabei zugleich
auf 157 Folioseiten erweitert. Auch dieser zweite Entwurf wurde 17W von
Svarez umgearbeitet, hierbei auf 312 Folioseiten erweitert und 1781 als
Gesetz publicirt. Ueber das Gesetz gingen in den nun folgenden Jahren
zahlreiche — im Ganzen sieben Actenbände füllende -— Erinnerungen und
Gutachten von Behörden und Privaten ein, welche von Svarez ausgezogen,
beantwortet und eingehend erörtert wurden. Auf Grund dieses Materials
arbeitete Svarez, den Umsang des Werkes wiederum verdoppelnd, die vom
6. Juli 1793 datirende „Allgemeine Gerichtsordnung für die Preußischen
Staaten" aus. Die gesammten Materialien warm schließlich auf fünf-
undzwanzig Foliobände angewachsen, darunter sechs aus Svarez' Feder.
Der raumliche Inhalt der letzteren Bände ist ein sehr großer, da Svarez'
ohnehin niemals geräumige Handschrift mit der Zeit so winzig und zierlich
wurde, daß ein Band aus den neunziger Jahren sieben Folianten von
Kopistenhand füllt.

Aus der Entstehungsgeschichte geht hervor, daß, wenn auch Carmer das
Verdienst der ersten Idee gebührt, doch kein anderer als Svarez der '-Ver-
fasser der Allgemeinen Gerichtsordnung ist. Diese selbst ist nach dem All-
gemeinen Landrecht das umfangreichste Gesetz, welches je in Preußen erlassen
ist. Sie zerfällt in drei Theile. Der erste Theil enthält auf 1W6 Octav-
seiten — nach der ersten amtlichen Ausgabe — die Proceßordnung ein-
schließlich des Concurs-, LiguidationS- und Subhastationsprocesses. Der
zweite Theil handelt auf 114 Seiten „von dem gerichtlichen Verfahren in
nicht streitigen Angelegenheiten" und der dritte Theil auf 164 Seiten „von
den Pflichten der bei der Justiz angesetzten Personen". Der erste Theil ist
im Großen und Ganzen als aufgehoben zu betrachten; nur einzelne Vor-
schriften sind in Geltung geblieben, weil sie entweder keinen processualischen,
sondern civilrechtlichen Inhalt haben oder Gegenstände betreffen, bezüglich
deren die Geltung der Landesgesetzgebung reichsgesetzlich ausdrücklich vorbe-
halten ist. Umgekehrt ist der zweite Theil an sich in Geltung geblieben und
nur im Einzelnen durch die neuere Gesetzgebung beeinflußt worden. Die im
dritten Theil behandelten Materien haben weder eine umfassende Umge-
staltung erfahren, noch sind sie im Allgemeinen, vorbehältl'ch einzelner Ab-
änderungen, bestehen geblieben; es gilt also eine mühevolle Eiiizeluntersuchung,
welchen Einfluß die neuere Gesetzgebung auf jede Bestimmung des dritten
Theils gehabt hat.

cSortsegimg folgt.)

Die Hauptstadt Mexico.

von

Paul Lindau.

— Verlin. —

I,

Groszstadt oder Krähwinkel? — Mexikanische Mädchen und Frauen. — Straszenvlin» siognomie, — Verborgene Schönheiten: die Paläste, die Lage. — Die Stadt aus der Bogelschau. — Die Landschaft vor dem Thore, — Tlalpam. — Die beiden „Vulkane" im Sonnenuntergang. — Eine lebhaste Scene.

^ie Hauptstadt Merico gehört zu den Städten, die ihre Eigenthümlichkeiten und Schönheiten durchaus nicht vordringlich zur Schau tragen. Ich gestehe, das; mir der erste Eindruck eine gelinde Enttäuschung bereitet hat. Ich hatte etwas viel Großartigeres und namentlich viel Charakteristischeres erwartet. Charakteristisch ist Merico eigentlich überhaupt nicht, und es ist sehr schwer, demjenigen, der diese Stadt nicht kennt, eine richtige Vorstellung davon zu geben. Alles, was man über die Hauptstadt sagen kann, ist sast in gleichem Maße zutreffend und falsch. Wenn man in den Nachmittagsstunden und gegen Abend die Hauptverkehrsstraßen und den Corso der eleganten Welt, den Paseo de la Reforma, durchwandert oder durchfährt, wenn man die zum Theil glänzenden Laden in der Silberschinied- und San Francisco-Straße betrachtet und nur mit Miihe auf dem schmalen Bürgersteige durch die dichten Haufen, die um diese Stunden hier auf und nieder wogen, vorwärts dringt, so wird man denen nicht Unrecht geben, die da behaupten, Mexico habe etwas Weltstädtisches und erinnere in vielen Einzelheiten an die Hauptstädte des europäischen Südens.

Aber schon zwischen acht und neun Uhr erstirbt das Leben der Stadt; ans dein schönen Paseo de la Reform« findet man thatsächlich auch nicht mehr einen einzigen Wagen, die belebtesten Straßen sind menschenöde, und man füblt sich wiederum veyucht, denen zuzustimmen, die Mexico als ein großes Krähwinkel bezeichnen.

Eine große Stadt ist es ja gewiß. Viele aber nehmen Anstand, es als eine eigentliche Großstadt zu bezeichnen, trotz feiner 300 000 Einwohner. M enschen sind ja allerdings genug da beisammen, nach meinem kleinstädtischen <Heschmacke mehr als genug, aber auch hier, wie in anderen mericanifchen Städten, darf man feine Gönner nicht in der Nähe besehen. Gewiß ist das Gemoge in den Nachmittagsstunden zwischen fünf und acht in den Hauptstraßen ein ganz ungewöhnlich starkes, indessen sieht man eigentlich doch nur recht zweifelhafte Bassermann'sche Gestalten und verzweifelt wenig Eleganz. Merkwürdigerweise begegnet man auch unter den Weibern eigentlich nur wenigen gefälligen Erscheinungen, geschweige denn wirklichen Schönheiten. Und doch müßte das Gemisch von spanischem und indianischem Blute von Rechts wegen, wie man glauben sollte, eigentlich originelle und charakteristische Schönheiten hervorbringen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Liebliche Frauen und. anmuthige Mädchen gehören hier zu den Seltenheiten, sowohl irn Volke, wie in den höheren Ständen.

Eine so allgemein aufgestellte Behauptung kann selbstverständlich nicht vollkommen zutreffend sein und duldet freundliche Ausnahmen. Mit derselben Berechtigung ließe sich der Satz sogar beinahe in sein Gegentheil verkehren, und man könnte sagen, daß die mexikanischen Frauen in Einzelheiten seltene Schönheiten besitzen. Ihre Angen, Zähne und Haare sind in der Thai fast inimer herrlich, nnd auch der Hautfarbe, die vom matten Topasgelb sich bis zu tiefen: Bronzebrann verdunkelt, ist ein ganz sonderbarer Reiz zu eigen. Aber die Gesammterscheinung der Frauen und Mädchen ermangelt gewöhnlich der Anmuth. Die Figuren sind nur selten graziös; sie werden oft durch vorzeitige Fülle verlmßlicht, und die meisten Mericanerinnen haben eine schlechte Haltung. Und merkwürdig! gerade eine ihrer reizvollsten Schönheiten, die originelle braune Färbung der Haut, machen sie unkluger Weise durch Mißbrauch des Reismehls zu uichte. Sie lassen es sich nicht, etwa bei einer schüchternen Aufhellung genügen, es ist ein dreistes unverfrorenes Ueberschütten des Gesichts mit dem kalkigen häßlichen Weiß des Poudres.

Wenn die Mericanerinnen aber schön sind, dann sind sie auch ganz ungewöhnlich schön. Auf dem Rennplätze habe ich einige wundervolle junge Damen gesehen, die beiden hübschesten mit einem recht deutlichen Anflug von Bart — Anflug ist sogar sehr milde gesagt —, mit selten schönen ausdrucksvollen Augen und mit einer unvergleichlichen Fülle des rabenschwarzen glänzenden weichen Haares in kunstvoller Anordnung. Auch unter den Mädchen aus dem Volke findet man einzelne, deren natürliche Lieblichkeit

Paul kindau in Berlin. —
sich sieghaft durch die grenzenlose Vemachlässigung der körperlichen Hülle hindurchringt. Im Allgemeinen darf man aber allerdings mit demselben Rechte, mit dem man von den schönen Mädchen in Wien und Budapest spricht, von den Mexikanerinnen sagen, daß sie sich durch auffallende Reize de-5 Körpers nicht gerade Hervorthun.
Dagegen ist nach Allem, was man hier allerorten hört, ihre Moral gar nicht hoch genug zu stellen. Die mexikanischen Frauen leben ganz und gar ihrer Häuslichkeit, der Pflege und Erziehung ihrer Kinder. Sobald sie sich verheirathet haben, ziehen sie sich von dem geräuschvollen Leben der Gesellschaft beinahe vollkommen zurück, um erst als reisere Frauen, als Mütter, die ihre heranwachsenden Töchter in die Gesellschaft führen, wieder in das Salonleben einzutreten. Sie sind die respectabelsteu Frauen und Mütter, die man sich nur denken kann. Und Scandalgeschichten, wie sie in unseren Hauptstädten den pikantesten Gegenstand des Boudoirklatsches bilden, gehören zu den allergrößten Seltenheiten.
Die Straßen der Hauptstadt sind breit und entschieden besser gehalten, als in den meisten Städten der benachbarten Vereinigten Staaten. Es wird sogar unausgesetzt an ihnen gearbeitet. Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, daß zu gleicher Zeit in so vielen der belebtesten Verkehrswege daS Pflaster aufgerissen und durch neues ersetzt werde, wurde mir gesagt, daß das beständige Straßenpflastern zu den chronischen Plagen der Stadt gehöre. Man weiß, daß Mexiko auf einem überschütteten See erbaut worden ist. Daher kommt es, daß sich das Straßenpflaster mit der Zeit sackt lind ganz, allmählich sinkt. Es muß beständig aufgeschüttet werden. Viele der soliden alten Häuser stehen daher nicht unerheblich tieser als der Fahrdamm. Mau hat es mit allen möglichen Arten der Pflasterung versucht, mit Holz, Eisen und Stein. Die größte Widerstandskraft und Dauerhaftigkeit scheint die Pflasterung, mit großen Asphaltblöcken zu besitzen, die jetzt in den Hauptstraßen zur Anwendung kommt.
Trotz ihres verhältnißmäßig guten Zustanoes, ihrer Bequemlichkeit und Breite sind die Straßen eigentlich ziemlich reizlos. Man muß genau Hinsehen, um inmitten der unschönen, oft in schreienden Farben getünchten Häuser, in der ununterbrochenen Kette von wenig einladenden Menschenherbergen, und noch weniger verlockenden Schänken edlere Baulichkeiten mit reicher kunstvoller Ornamentik in vornehmen Verhältnissen zu erspähen, — jene vielgerühmten Paläste, deren Lob Alexander von Humboldt gesungen hat, und die, wenn jetzt auch zum Theil verwittert nnd von der Zeit arg mitgenommen, ihre frühere Pracht doch noch erkennen lassen. Anspruchslos und unauftällig, stehen sie in Reih und Glied neben den häßlicheren Buden, die sie an Größe oft kaum überragen, und erst bei späteren Wanderungen, wenn man das Einzelne aufmerksamer betrachtet, treten sie gebührlich hervor.
Meriko hat, wie ich schon sagte, überhaupt die Besonderheit, daß mau seine charakteristischen Schönheiten, die sich zunächst zu verkriechen scheinen.

ordentlich aus dein Versteck hervorlocken muß/.uni Hrer/gewahr ^» werden.
Auch die Pracht der vornehmen Häuser, der früherm-.Paläste.und Kloster,
ist selbst bei der genauesten Betrachtung der der'Str«ße-'zl!gsivcVbMFÄ>nten
oft kaum zu errathen. Erst wenn man in das von außen so unscheinbar
und gewöhnlich wirkende Gebäude eingetreten ist, das mitunter zwischen
protzenhaftere Neubauten eingeklemmt, ganz erdruckt wird, — erst dann ver-
mögen mir den Bau nach seinem richtigen Werthe zu schätzen. Vor uns
liegt in überraschender Großartigkeit der schöne breite Hos, der Patio, von
schlanken Marmorsäulen umschlossen, die die hohen gedeckten Galerien tragen.
Die ganze Architektur des Patio ist in edelstem Stile gehalten und Alles
aus edelstem Stoff gefertigt. Die von kunstvollen und reichen Metall-
geländern umfaßten Galerien erhalten durch den reichen farbenprächtigen
Blumenschmuck Frische und Freudigkeit. Niemand hat ahnen können, daß
nch hinter der schlichten Außenseite soviel heiterer Glanz und Anmuth ver-
berge. Und steigt man die breite Marmortreppe hinan und tritt in die
Wohnräume ein, so staunt man über die Größe der architektonischen Anlage,
über das wohlgefällige Ebenmaß der herrlichen Gemächer und über deren
decorative Vornehmheit.

Diese freudige Ueberraschung hat sich meiner oft bemächtigt. So bei
der näheren Bekanntschaft mit den schönen Bauten der Calle Cadena, wie
dem vom Präsidenten Porsirio Diaz bewohnten Gebäude und dem benach-
barten Hause des Dr. Schmidtlein. Auch das gegenüber der dem heiligen
Dominicus geweihten Kirche, in den Sevulcros de Santo Domingo gelegene
Gebäude, in dem früher die heilige Inquisition residirt hat, und das jetzt
weltmännisch von unserm deutschen Gesandten, Baron von Zedtwitz, bewohnt
wird, sowie das alte Kloster, in dem der deutsche Club sein Heiin gefunden
hat — es ist das schönste Clubhaus der Stadt, in dessen mit einein Zier-
garten, mit hohen schattigen Bäumen und mächtigen Bananenstauden bepflanztem
Hose die niedlichen Kolibris nisten — auch diese und viele andere Gebäude
lassen, wenn sie sich auch schon durch ihre GrößenverlMtnisse etwas bemert-
licher machen als die Nachbarschaft, das Reizvolle und Großartige des Innern
kaum errathen.

Augenfälliger sind die beiden schönen Paläste beini Beginn der San
Francisco-Stmße, der eine zierlich und sehr ansprechend in seinen bescheidenen
Verhältnissen, mit schönen blaugemustertcn .Kacheln bedeckt — von diesem
hat jetzt der Iockev-Club Besitz ergrissen, — und schräg gegenüber der mächtige
mit Stuck-Schnörkelwerk in spanisch-maurischem Barockstil überladene Palast
Iturbide, der zu einem Hotel umgewandelt worden ist. Leider ist die be-
deutende Wirkung dieses stattlichen Baus durch die unschöne geschäftliche
Verwerthung des Erdgeschosses, das an den Besitzer eines Kaffeehauses und
an einen Schneider vermiethet ist, wesentlich beeinträchtigt worden. Das vor-
nehmste, edelste und harmonischste Gebäude ist die srübere „Mineria", die
Bergmcrkschule, jetzt Ministerium der öffentlichen Arbeiten, mit einem wunder-

«ollen 'öö'i Säulen-'em'zeschlsssenen Hofe, in dem ein Denkmal Hidalgos steht.
Aber auch 'diesen., .wie allen anderen wichtigeren Profanbauteil der Haupt-
stadt^'.mpW des Jturbide-Palastes, ist eine ganz merk-
würdige Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit in der äußern Wirkung zu eigen
und man kann oft an ihnen vorübergehen, ohne sie auch nur zu bemerken.
So geht also ein bemerkensmerther Zug von demokratischer Gleichheit
durch die ganze architektonische Beschaffenheit der Stadt, und daher kommt es,
daß die Straßen von Merico ziemlich nüchtern und gewöhnlich aussehen.
Auch die zahlreichen und meistens sehr hübschen, bisweilen sogar bedeutenden
Kirchen vermögen an diesem Gesammteindruck wenig zu ändern. Von der
großartigen und imponirenden Plaza inayor abgesehen, erscheinen mir auch
die weiten und großen Plätze, deren Ruhm meines Erachtens mit allzu lauter
Stimme verkündet worden ist, ziemlich wirkungslos. Kurz und gut, die
Stadt, die an die große Zeit der Azteken auf den öffentlichen Wegen und
Stegen nicht das geringste Denkmal bewahrt hat, deren Monumente aus der
altspanischen Herrschaft sich unansehnlich zwischen den langweiligen und nichts-
sagenden Baulichkeiten späterer Zeiten verkrümeln, wirkt in ihrer geradlinigen
uninteressanten Anlage zunächst fade und reizlos.
Man hat, wenn Man im eigentlichen Centrum der Stadt sich befindet,
auch keine Borstellung davon, wie schön Merico gelegen ist. Das muß Einem
erst gesagt werden. Bon einigen Straßen aus sieht man allerdings in weiter
Ferne die Berge liegen, aber sie üben hier keine rechte Wirkung aus. Schon
erheblich schöner wird das Bild, wenn man sich vom verkehrsreichen Mittel-
punkt der Stadt entfernt und nach dem Corso, dein Paseo de la Reform«,
hinausfährt. Da erblickt man allerdings bei günstigem Wetter die mit
ewigem Schnee bedeckten beiden Riesenvulkaue, den Popocatepetl und den
Jttaccihuatl*). Selbst diese Kolosse erscheinen indessen bei der ungewöhnlichen
Höhenlage der Stadt auf den ersten Anblick weniger imposant, als man sich
vorgestellt hatte. Es vergeht einige Zeit, bis man ihrer Größe gewahr wird,
und ihre einzige Schönheit lernt man erst bewundern, wenn man das Glück
gehabt hat, sie einmal in der zauberhaften Beleuchtung eines seurigen Sonnen-
untergangs zu erblicken. In der eigentlichen Stadt aber, in der man den
größten Theil des Tages zubringt, sieht man nichts von den Bulkanen, man
hat eben nur das Bewußtsein, daß sie in der Nähe sind. Mit den rechten
und echten wirklich schön gelegenen Gebirgsstädten, wie Salzburg und Jnns-
brilck, Ivo man auf Schritt und Dritt von der gewaltigen Größe und Schön-
heit der Natnr gepackt wird, ist die eigentliche Stadt Merico nicht in einem
Athein zn nennen.

*) Dem mezicanischen Svrachgebrauche folgend, bezeichne ich die beiden hohen
Berge, die immer zusammen genannt werden, als Vulkane, obwohl mir nicht unbekannt
ist, daß die vulkanische Natur deS Jrtaccihuatl stark angezweifelt und von der neuere»
Wissenschaft sogar entschieden in Abrede gestellt wird. Die Mexikaner nennen alle mit
ewigem Schnee bedeckten Berge ,,volcäno8".

Wie man in die Häuser eintreten muß, um ihre Herrlichkeit gewahr zu werden, so muß man auf's Dach klettern, um das bezaubernde Städtebild kennen zu lernen, so muß man das Weichbild der Stadt verlassen, um sich von der Mächtigkeit und Herrlichkeit der Lage zu überzeugen. Entfernt man sich nur einige wenige Schritte von dem Treiben der Stadt, so rückt Einem die mundervollste Natur auf den Leib, und der Blick auf die Vulkane und die anderen Berge versöhnt mit Allem. Und steigt man von seiner Wohnung, von deren Balkon aus nicht das geringste Interessante und Charakteristische zu erblicken ist, nur die zwei, drei Stiegen höher, die zum flachen Dach hinauf-führen, so wird man von dem Zauber des Anblicks gebannt und überwältigt. Es ist kaum zu fassen, wie aus der Zusammenfügung des Stückwerks, dessen Unerfreulichkeit im Einzelnen man genau kennen gelernt hat, eine so wundervolle Gesammtheit entstehen kann! Da wirken ans einmal die flach-dächerigen Häuser so fröhlich heiter und licht, auf den frenndlichen geraden Straßen wimmelt eine buntscheckige Menge, hier und da weichen die Häuser zurück und lassen einem breiten Platze Raum, der in seinem Schmuck der grünen Bäume und Blumen nun ganz entzückend aussieht, und über all den flachen Häusern, die sich unterwürfig zu ducken scheinen, steigen die zahlreichen stolzen und mohlgebildeten Thürme der Kirchen auf, die sich wie steinerne Vasallen um die gebieterische Majestät der Kathedrale schaaren.

Das Schönste, das Ergreifendste und Unvergeßlichste des Bildes aber ist die landschaftliche Umrahmung der Stadt, die wunderschön profilirte Berg-kette mit dem mächtigen Ajusco und den noch gemaltigeren beiden Vulkanen, die jetzt, da man sie in ihrem richtigeren Verhältnis; zu den umlagernden hohen Bergen erblickt, mit ihren glänzenden und glitzernden dichten Schnee-inaffen, unter dem molkenlosen blauen Himmel, ihre Größe wenigstens ahnen lassen. Bei diesem Anblick empfindet man, daß auch die begeistertsten Lob-redner über die einzig schöne Lage Mexicos hinter der unbeschreiblich schönen Wahrheit zurückbleiben.

Noch zauberhafter, noch eindrucksvoller wird das Bild, wenn man es nach einem goldigen Sonnentage in einer silbernen Mondnacht betrachtet, — wenn ringshemm die tiefste Ruhe herrscht, die nur durch den herrlichen melo-dischen Schlag der mericanischen Drossel unterbrochen wird, wenn die ganze Stadt wie in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt im sanften Lichte des Mondes vor uns liegt; wenn dann in der täuschenden Helle der Nacht alle Abstände sich verschieben, hier die Berge bis an die Häuser vorzurücken scheinen und dort in unbestimmter Dämmerung in weite Feme sich verlieren.

In der Stadt zu unseren Füßen sind alle Lichter längst gelöscht. Die ökonomische Stadtverwaltung hat, weil Mondschein im Kalender steht, die Straßen überhaupt nicht beleuchtet. Und wir missen ihr Dank dafür, denn das blendende elektrische Licht würde die einheitliche Abtönnng nur schädigen. In den Siraßen sieht man nur in willkürlichen Entfernungen, wie Glüh-würmer, rothe kleine Lichter. Es sind die Laternen der Nachtwächter, die

Paul Lindau in Berlin.
von diesen mitten auf den Fahrdamm gestellt werden, um den Bewohnern der Stadt die beruhigende Versicherung zu gewähren, daß der nächtliche Hüter in der Nähe ist.

Will man aber die landschaftliche Schönheit Mexicos ganz und voll genießen, so inuß man hinaus.

Ein liebenswürdiger Gastfrennd, einer der bedeutendsten hier angesessenen Kaufleute — und die deutsche Colonie ist hier zwar nicht numerisch stark, aber in jeder Beziehung ausgezeichnet vertreten; sie zählt ini Bankwesen, im Importgeschäft, in der Industrie erste Firmen und in der Wissenschaft erste Namen — ein liebenswürdiger Landsmann also hatte die Freundlichkeit, mich zu einer Landpartie, hier „cim 6« (.'»mpn" geheißen, nach dem nabegelegenen Tlalpam einzuladen, wo wir unter dem Schatten einer uralten Riesenesche einen reizend gemüthlichen Nachmittag verbrachten. Da erst sollte ich ersahren, wie wundervoll Mexico gelegen ist, da erst sollte ich den Enthusiasmus begreifen lernen, mit dem man von den Bergriesen, dem Ajusco, und vor Allem von dem Gigantenpaare Popocatepetl und Jrtaccihuatl spricht. Die beiden Schneeberge sind in der That von überwältigender Schönheit.

Der in der Forni eines regelmäßigen Kegels aufsteigende Popocatepetl, mit der typischen Gestaltung des Vulkans, und der sich an ihn anlagernde Jrtaccihuatl mit dem schöngebildeten langgestreckten Kamm sind in ihren phantastischen Umrißlinien ganz dazu geeignet, die Einbildungskraft des Volkes zu befruchten. Die „weiße Frau" wird der Jrtaccihuatl im Volke genannt, und man braucht sich in der That nicht besonders anzustrengen, um in den merlwürdigen Conturen des mit ewigem Schnee bedeckten Grates, die sich von dem blauen Himmel scharf abheben, die Gestalt eines lang dahingestreckten Niesenweibes zu erkennen, das, den Kopf nach unten gebeugt, das eine Knie etwas aufgehoben, zu schlummern scheint. Die Vereinigung der beiden Kolosse init ihren weißen Häuptern ist von erdrückender Wirkung, und diese wird bis ins Unwahrscheinliche gesteigert, wenn an einem schönen Tage bei wolkenlosem Himmel die scheidende Sonne den ewigen Schnee goldig durchglüht und die tiefergelegenen Theile der beiden Berge, wie ihre stolze Umgebung, mit den wundervollsten Farben übergießt, — mit einem durchsichtigen Blau von unbeschreiblicher Zartheit, das in lichtes Rosa übergeht und in tiefstem brennendem Rubinroth abschließt. Es ist das märchenhafteste, zauberhafteste Bild, das ein irdisches Auge erblicken kann. Ucberwäitigt von dieser farbigen Pracht und glühenden Größe steht man wie gebannt da. bianz allmählich wandelt sich das herrliche Farbenspiel. Noch leuchten die schneeigen Höhen in goldigem Glänze, aber das tiefe Roth wird kälter und stumpfer, und die rosigen Töne erlöschen. Ein wunderbares Violet in allen Schattirungen liegt nun über der ganzen Gebirgskette. Endlich schwindet auch der goldige Abglanz ini Schnee, dnS Violet wird einheitlich dunkler, aber der Horizont flammt noch einmal aus, und im hellen Abendbimmel heben sich nun die schwarzen Felsmassen mit den weißen Häuptern in kaltem Tone nb.

Die Hauptstadt Mexico.
Hier in Tlalpam, eine Stunde von der Stadt entfernt, war kaum noch einer der Mestizen, die in der Hauptstadt wohl die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, zu erblicken. Hier waren es wieder die reinen Indianer, die vor ihren Thüren kauernd uns anglotzten, als wir unseres Weges kamen — ich meine die unverfälschten, denn man kann alles Mögliche von ihnen sagen, nur nicht, daß sie rein seien. Es mar sogar daS verlottertste, schmutzigste, ekelhafteste Gesindel, das ich in diesem an unerfreulichen Menschenkindern allzureich gesegneten Lande überhaupt gesehen habe.
Ehe mir in den Wagen stiegen, der uns nach der Stadt zurückbringen sollte, waren wir noch Zeugen einer kleinen gemüthlichen Auseinandersetzung K ls Äexicäins zwischen dem Administrador der Hacienda, die wir besucht hatten, und einem indianischen Arbeiter. Der Indianer hatte jedenfalls wieder einmal gestohlen, denn der Diebstahl im Kleinen gehört nun einmal zu den Gepflogenheiten des Stammes. Er mar abgefaßt und gezüchtigt worden. Er hatte einen gehörigen Faustschlag in's Gesicht bekommen, und das Blut des Zahnfleisches röthete die weißen Zähne. Der Missethäter war erbleicht — das Wort stimmt wiederum nicht; er war grün geworden —, aber er benahm sich noch obenein sehr frech. Nachdem er irgend ein Schimpf- wort ausgestoßen hatte, suchte er fein Heil in der Flucht. Der Administrador ietzte hinter ihm her und hatte sofort den blinkenden Revolver in der Rechten. Er hatte den Flüchtigen gerade eingeholt, als wir vorüberkamen. Die Damen unserer Gesellschaft erschraken natürlich, und ein mit den Bräuchen des Landes wohlvertrauter Herr trat an den Administrador höflich heran und bat ihn, die Auseinandersetzung mit dem Indianer, namentlich wenn sie allzu lebhaft werden sollte, gefälligst einige Minuten auszusetzen, bis unsere Damen vor- über seien. Das leuchtete dem Herrn auch vollkommen ein. Er hatte ja den Frevler fest gepackt und wußte, daß er ihm jetzt nicht mehr entrinnen würde. Und so blieb es denn, so lange wir in der Nähe waren, bei der bloßen Drohung. Der Verwalter bemerkte übrigens dem Herrn unserer Ge- sellschaft gegenüber, er werde den Elenden n!cht erschießen, sondern nur ge- hörig durchprügeln.
Wir hatten das Intermezzo bald vergessen, denn der Abend war wunder- voll, und die Schönheit der Natur, die uns umgab, ließ lein anderes Gefühl aufkommen, als das der Bewunderung und der wonnigsten Behaglichkeit. Aber so wundervoll, so einzig, so phantastisch malerisch wirkt die Stadt und ihre nächste bergige Umgebung doch mir aus uns, wenn wir sie unter den richtigen Bedingungen vom richtigen Standpunkt aus betrachten. Und dieser Genuß wird uns erst geboten, wenn wir uns schon seit einiger Zeit in Mexico aufhalten. Der erste Eindruck ist ein ganz anderer.

Paul Lindau
in Berlin.

II.

Der erste Eindruck, — Die Hauptverkehrsadern. — Vernachlässigung des Aeufzern, — Die elegante Welt. — Der Paseo de la Reform«. — Die Denkmäler: König Karl IV. von Spanien, Christoph VolumbuS und Quauhtemoc. — Geschichte des letzten Jndianerfürsten.

An einem sehr, sehr heißen Vormittage hatte ich ineinen Wagen verlassen, von dem ich mich in den letzten Wochen immer nur mährend der Stunden des Tages entfernt hatte, um Abends dahin zurückzukehren und gewöhnlich nach kürzerer Rast weiterzurollen. Das Bewußtsein, jetzt auf längere Zeit, wenigstens auf ein paar Wochen, ständig an demselben Orte zu bleiben, das Bewußtsein, eine längere Zeit voin Anblick der langweiligen Schienen, von den Stoßen der Locoinotive, vom Pfeifen der Signalgeber und dem Alarmrufe der Maschinenglocke verschont zu bleiben, wieder festen Boden und Raum zu freierer Bewegung zu gewinnen und in einer wenigstens zeitweilig dauernden unveränderlichen Umgebung zu verharren, hatte für mich etwas sehr Behagliches und Erfrischendes. Merico sollte für mich nach der langen unsteten Wanderung wieder ein Ruhepunkt und gewissermaßen in der fernen Fremde ein Stückchen Heimat werden. Mit dieser Empfindung hatte ich mich vom Bahnhofe auf den Weg zur Stadt gemacht.

Nun, ich kann es nicht verhehlen: bei dieser ersten Wanderung wurde mir ganz und gar nicht wobl zu Muthe. Es war, wie gesagt, ein drückend heißer Tag. Dabei blies ein scharfer Wind, der die ganze Stadt in dichte gelbe Staubwolken einhüllte. Man konnte thatsächlich nicht fünf Schritt weit sehen. Der trockene Staub dörrte die Kehle aus und venirsachte einen hatten unangenehmen Husten. Sonnenhitze, Staub und Fliegen, — das war vorläufig das Einzige, was sich mir von den Herrlichkeiten der inericanischen Hauptstadt darbot!

Des abscheulichen Wetters wegen waren die Straßen ziemlich menschenleer. Die Männer hatten ihre bunte Decke, die Frauen ihr Umschlagetnch über's Gesicht bis an die Nase gezogen, kniffen die Augen zusammen und blinzelten. In dicken Schichten lag der Staub auf den Blättern und erstickte das freudige Grün, das sich in der Frühlingssonne hervorgedrängt hatte. Alles sah graugelb aus, und immer wieder fegte der Wind dichte Wolken oder wirbelnde Säulen auf. Ich muß übrigens gleich hinzufügen, daß dieser erste Tag bei weitem der schlimmste war, den ich in Merico zugebracht habe.

Merico gewinnt bei näherer Bekanntschaft, und die Bekanntschaft erfordert nicht allzu viel Zeit. Denn trotz ihrer starken Einwohnerzahl — die Angaben schwanken zwischen drei- und viermalhunderttansend — und trotz ihrer räumlichen Ausdehnung ist die Stadt, in der der Fremde fast ausschließlich verkehrt, eigentlich klein. Das ganze städtische Leben spielt sich mit einer gewissen pedantischen Jnnehaltung der Zeiteintheilung auf verhältnißmäßig knappein Räume ab. Am Vormittag die Alameda, in den Nachmit-

taasstunden von halb sechs bis gegen sieben sür die vornehme Welt der Paseo de la Reform«, und zu denselben Stunden bis Abends gegen halb neun, neun Uhr sür die weniger Begüterten, für die Geschäftsleute und für die, die mit den Geschäftsleuten zu thun haben, die Colonnaden um den Hauptplatz und die Straße, die den Hauptplatz mit der Alameda verbindet, zuerst Calle de Plateros und dann Calle de San Francisco geheißen.

Wenn man also vom Hauptplatz aufbricht, die belebteste Straße, die nach östlicher Richtung führt, einschlägt, — die San Francisco-Straße, wie wir sie auch in ihrem ersten Theile nennen wollen, — und diese bis zu ihrem Ende durchschreitet, so erreicht man die Alameda, die zu rechter Hand liegt. Setzt man alsdann den Weg in gerader Richtung fort, so gelangt man zu einem rondelartigen Platze, von dem nach südöstlicher Richtung in gerader Linie eine breite Allee, der Paseo de la Reform«, auf das Schloß Chapultepec führt, — etwa das Charlottenburg von Mexico, wie denn auch der Paseo de la Reform« mit der Charlottenburger Chaussee eine große Aehnlichkeit hat. Hat man diesen Weg genommen, so kennt man die Hauptverkehrsader der Hauptstadt und hat, wenn man die richtigen Stunden wählt, von dein hauptstädtischen Leben so ungefähr Alles gesehen, was überhaupt zu sehen ist.

Beim Beginn dieser Wanderung, beim Durchschreiten der Colonnaden des Hauptplatzes, der Silberschmied- und der San Francisco-Straße, ist der Fremde überrascht von dem ungewöhnlichen Mangel an Eleganz der Erscheinungen, die ihm begegnen, oder an denen er vorüberkommt. Die Zahl der anständig oder wenigstens ungefähr anständig Gekleideten ist eine venchmindend geringfügige. Die erhebliche Mehrheit der Mericaner der mittleren und niederen Stände leistet in der Vernachlässigung des Aeußeren in der That das Außerordentliche. Das Gefühl, das bei uns auch den Unbemittelten beherrscht: daß man sich in einem gewissen Aufzuge auf der Straße nicht sehen lassen dürfe, scheint den Völkern des Occidents in dem-selben Maße zu fehlen wie den Völkern des Orients.

Die Indianer, die unverfälschten und auch die Mischlinge, die im Lande zusammen nahezu achtzig Procent der Bevölkerung ausmachen, und die auch in der Hauptstadt die erdrückende Mehrheit bilden, legen nun auf die äußere Erscheinung am allerwenigsten Werth. Ihre Kleidungsstücke, von der Sandale bis zur Hutspitze der Männer und bis zum Reboso der Weiber hinaus sind meist in einem schaudererregenden Zustande, von Schmutz starrend und in wahrhast grotesker Weise zerlumpt. Obwohl ihre Lebens-gewohnheiten von denen der Indianer des amerikanischen Nordens grund-verschiedene, obwohl sie seßhaft sind und sich seit Jahrhunderten zu den Arbeit«? der Kultur bequemt haben, und obwohl sie darauf verzichten, den Schmuck der Wilden anzulegen, sich Gesicht und Körper mit schreienden Farven zu bestreichen, das Haupt mit Adlerfedern zu schmücken, sich mit bunten Glasperlen zu behängen und Schurze von Ledergeflecht um die Lenden

zu schlagen, machen sie in ihrem äußeren Auftreten doch einen gerade so unkultivirten Eindruck wie jene. Man sieht Gruppen über die Straße ziehen oder längs der Häuser kauern, die etwas geradezu rührend Thierisches haben. Unter den Lumpen und Fetzen wird überall das tiefbraune Fleisch sichtbar. Da sieht man Weiber, die einen etwa vierjährigen Jungen, der ein ganz zerrissenes Hemdchen trägt, an der Hand führen, während sie das zweite, etwa zweijährige Kind in ein schmutziges Tuch gebündelt auf dem Rücken schleppen und den Säugling an der Brust stillen. Und auch die Mädchen und Weiber der etwas besseren Klassen sind in ibrer Bekleidung schlampig, unsauber und unordentlich.

So sehen die meisten Leute aus, die beim Nahen des kühlen Abends die Hauptstraßen überfüllen und dichte, in der Ferne sehr malerisch wirkende, in der Nähe indessen höchst unangenehme Knäuel bilden, durch die man nur langsam seinen Weg sich bahnen kann.

Daß man um diese Stunden auf dem Stückchen Erde, auf dem sich das großstädtische Leben Mexicos am lebhaftesten entfaltet, nur sehr wenig vornehmen Leuten begegnet, findet seine Erklärung wohl hauptsächlich darin, daß um dieselbe Zeit sich die elegante und begüterte Gesellschaft auf dem Paseo de la Reforma zun? Stelldichein zusammenfindet. Da sieht eS denn auch in der sechsten und siebenten Nachmittagsstunde wirklich sehr nobel aus. Man ist überrascht von der großen Anzahl höchst eleganter Wagen mir trefflicher Bespannung, die da auf- und niederrollen. Außer dem zierlich und kokett gebauten Mericaner Pferde sieht man namentlich schöne Eremplare der leistungsfähigen und edlen, langgestreckten und breitbrüstigen Pferde aus Kentucki). Für Jsabcllen, die bei uns ganz aus der Mode gekommen sind, und denen man eigentlich nur noch im Circus begegnet, müssen die Mericaner eine besondere Vorliebe baben. Ich erinnere mich nicht, jemals soviel isabellenfarbene Pferde zusammen gesehen zu haben, wie auf dem mericanischen Corso. Die ganze Gesellschaft scheint sich zu kennen. Man begrüßt sich in der landesüblichen, sonderbaren, aber nngemein freundlich wirkenden Weise, indem man die rechte Hand erhebt nnd die beiden Mittelfinger schnell hin und her beivegt. Zwischen dem eleganten Fuhrwerk sieht man auch viele Reiter, und auf diesem Nachmittagsspazierritt legen die jungen Stutzer ihre kostbare Nationaltracht an: die enganliegenden, mit Silberknöpfcn und silbernen Verschnttrungen reichbesetztcu Beinkleider und den mit Silber überladenen breitkrämpigen hohen Hut. Besonders kostbar sind die Sättel in getriebener Lederarbeit, mit reichster Ornamentik in Edelmetall. Der am Sattel befestigte Degen in lederner reichgeschmückter Scheide darf nie fehlen. So ein Sattel kostet zwischen zwölf- bis fünfzehnhundei-t Mark.

Der Paseo de la Reforma beginnt an einem mit einem Denkmal geschmückten Rundplatze und bildet, ehe er sein Ende in Chapultepec erreicht, noch mehrere andere ähnliche Rondels; auf den drei ersten dieser „Glorietas" sind Standbilder errichtet. Der große Spazierweg zerfällt demnach in drei

Die Hauptstadt Mexico.
Haupttheile. Der erste Theil beginnt bei dein Platze mit dem Denkmal Carlos IV. und geht bis zu dein Rundplatze mit dein Denkmal des Columbus, der zweite von da bis zum Denkmal des Jndianerkaisers Quauhtemoc und der letzte von da bis zum Schlosse von Chapultepec. Die beiden ersten Theile sind die hauptsächlich besuchten.

Als ein besonderes Glück ist es zu preisen, daß diese drei Standbilder ganz ungewöhnlich gelungen sind und einen wirklich hohen Kunstwerth besitzen. Von den kleineren Bronzestatuen, die die beiden Seiten des Fahrwegs umsäumen — ich weiß nicht, wieviel es sind, ein paar Dutzend werden wohl herauskommen —, läßt sich das nicht behaupten. Diese kleineren Standbilder stellen alle möglichen mericcmischen Größen dar, die dem Fremden nicht geläufig sind. Zuin Glück verschwinden sie beinahe ganz. Aber die drei Hauptwerke, die in sehr vortheilhafter Aufstellung eine bedeutende Wirkung ausüben, sind wirklich schön.

Am vornehmsten, einfachsten und imposantesten ist wohl das Reiterstandbild des Königs Carlos IV. von Spanien, das auf einem schlichten vollkommen schmucklosen Sockel steht. Der Fürst sitzt auf einem riesig starken kräftigen Pferde, das im Verhältnis; zur menschlichen Figur vielleicht ein bischen zu groß gerathen ist. Aber er sitzt fest darauf, in stolzer gebieterischer Haltung, und durch die einfache Kraft und Schönheit des Kunstwerkes gellt, ich möchte sagen, ein Schlüter'scher Zug. Das Denkmal erinnert in der That sehr lebhaft an unfern großen Kurfürsten, und es ist inir vollkommen einleuchtend, daß ernsthafte Kunstkenner diese Statue Carlos IV. den schönsten Reiterstatuen der Welt ebenbürtig an die Seite stellen.

Der Kunstwerth allein ist denn auch dafür entscheidend gewesen, daß die Verwaltung der Stadt in nicht genug zu rühmender Vorurtheilsfreiheit es geduldet hat, daß einer der spanischen Bedrücker in diesem Lande, das unter den spanischen Fürsten so unsagbar zu leiden gehabt hat, durch ein Denkmal geehrt wird. Man hat es übrigens für nöthig erachtet, sich ans dein Denkmal selbst gegen eine irrthümliche Auffassung des Monuments seierlich zu verwahren. Ter Sockel enthält die Aufschrift: „Das Denkmal Carlos IV. ist unter dein letzten spanischen Vicekönig, Marques de Bmnciforte aufgeswllt und am 9. December 180lZ enthüllt worden. Nur als Kunstwerk bewahrt es die Stadt."

Es darf auch nicht verschwiegen bleiben, das; sich die Stadt zu dieser freien und vernünftigen Auffassung erst mit der Zeit aufgeschwungen hat. Das großartige Werk des spanischen Bildhauers Don Manuel Tolsa, großartig auch in Bezug aus seine Verhältnisse — Roß und Reiter sind beinahe sechzehn Fuß hoch, nnd es wiegt gegen sechzigtausend Pfund —, hatte unter der spanischen Herrschaft zunächst seinen Standplatz auf dein Hauptinarkte gegenüber der Kathedrale. Im Jahre als große Erbitterung gegen die Spanier herrschte, wurde es mit einen: bretternen Verschlage verhüllt. Aber auch dieser große bretterne, blau angestrichene Kasten erregte noch soviel

Aergerniß, daß man sich dazu entschließen mußte, das Denkmal in? Jahre auf dem innern Hofe der Universität, wo es sich der öffentlichen Beachtung nicht aufdrängte, zu verstecken. Da blieb es denn bis zum Jahre 1852 ziemlich unbeachtet. Inzwischen hatte sich der Groll gegen die Spanier erheblich abgeschwächt, — die Mericaner sind überhaupt nicht nachtragend — ein neues Geschlecht war herangewachsen, und der künstlerische Geist in der Verwaltung der Stadt war genügend stark, um die Uebersiedlung des schönen Bildwerkes nach dem Patze, dm es heute einnimmt, durchzusetzen. Nicht als politische Huldigung, aber als vornehinster und edelster künstlerischer Schmuck steht es jetzt da und erfreut täglich die Tausende, die es beschauen. Der Volksmitz hat das ganze Denkmal und den Platz dazu wegen des ungeheuren Schlachtrosses „«sdällit«" getauft, und „Pferdchen" wird es allüberall genannt. Die Bezeichnung hat dabei das Gute, daß der Name des Fürsteil und des verhaßten Geschlechts niemals über die Lippen der Mericaner zu kommen braucht.

Von anmuthigen Anlagen mit mächtigen hohen Beleuchtungskörpern umgeben erhebt sich das Christoph Columbus gesetzte Denkmal. Dieses Werk des französischen Bildhauers Cordier ist sicherlich viel weniger bedeutend, als die beiden anderen, aber es ist von durchaus gefälliger Wirkung und keineswegs zu unterschätzen. Auf dem Sockel sitzen, an die Säule, gelehnt, welche die Hauptfigur trägt, die vier Mönche, die in dem schicksalreichen Leben des Entdeckers eine besonders wichtige Rolle gespielt haben, unter diesen natürlich auch Fray Diego Dehesa, der eifrigste Fürsprecher des kühnen Schifffahrers bei Ferdinand und Jsabella. Columbus steht in einfacher Stellung da, mit erhobener Rechten, mit der Linken von dem Globus zu seinen Füßen die Hülle abstreifend, so daß das neue Land sichtbar wird.

Das sonderbarste und jedenfalls interessanteste von allen aber ist das Denkmal des letzten Jndianerfürsten Quauhtemoc, ein Werk des mexikanischen Indianers Don Francisco Jimenez. Der Künstler hat sich in richtiger Erkenntniß der ihm gestellten Aufgabe im Aufbau des Ganzen, sowie in der Ornamentik im Einzelnen, an die Motive gehalten, die er in den alten Denkmälern der aztekischen Kunst gefunden hat, — selbstverständlich unter Ausscheidung des grotesk Fratzenhaften und ästhetisch Verwerflichen, und ohne sich in der freien Bewegung der modernen Knnst durch sinnlose Alterthümelei irgendwie beengen zu lassen.

Das Denkmal steht auf erhöhtem Grunde, zu dein einige Stufen aufführen, und der von einer niedrigen Umfassungsinauer, die aztekische Fabelwesen bewachen, — Löwen mit hoch aufgerichteter indianischer Kopfschmückung anstatt der Mähne, — umgeben ist. Das sehr hohe Piedestal besteht aus drei sich verjüngenden Stockmerken, die von einander durch breite, mit indianischen Ornamenten versehene Gliederungen getrennt sind. Das größte untere Geschoß trägt auf der Vorderseite die Aufschrift: „Zum Gedächtnis? des Ouciuhtemoc und jener Krieger, die heldenmüthig sür die Vertheidigung ihres

Vaterlandes kämpften, 1521" — In lueinurin ä« ^ugulitem«« ^ 6«
los Auerrero8 c^u« vombÄtisrou. Keroicumsots en äskensä äs 8u vs-
tritt, Z1VXXI. - Auf den beiden Seitenfeldern sind plastische Darstellungen
aus den letzten Tagen der Jndianerherrlichkeit und dem Beginn der blutigen
Fremdherrschaft angebracht: Auf der einen Seite die herzliche Begrüßung
des Eroberers Corte; von dem allzu vertrauenden Montezuma, auf der andern
Seite die Quittung für die Kastfreiheit: die Folterqualen des Qunuhtemoc
und seines Genossen. ES sind Neliefarbeiten von einer fast kindlich zn
nennenden rührenden Einfachheit in der Com Position und von tief eindringlicher
Wirkung. — Das zweite Geschoß zeigt, von aztekischen Säulen eingeschlossen,
in trophäenartiger Anordnung den Wassenschmuck der Wilden. Eine ähnliche,
nur einfachere Ornamentik weist das oberste Geschoß auf, das der Figur als
Sockel dient.

Tie Figur des Helden ist dein Künstler in großartigster Weise gelungen.
In stolzer gebietender kriegerischer Haltung steht er da, der gepriesene Held,
auf dein scharsgeschnittenen charakteristischen Kopf den Helm mit den majestätisch
aufsteigenden hohen Adlerfedern, um den nackten Leib das einfache, nur an
den Rändern verzierte, togaartige Gewand geschlungen, mit der mit dem
Speer bewaffneten erhobenen Siechten zum Wurfe ausholend. In der That
eine Gestalt wie die der Homerischen Helden, mit denen die mericanifchen
Dichter den großen Quauhtemoc so oft verglichen haben. Das ganze Bild-
werk gehört entschieden zu den eigenartigsten und eindrucksvollsten, die je ein
Volk seinen Helden der Vergangenheit errichtet hat.

Vermuthlich werden die meisten meiner Leser dieselbe Frage stellen, die
ich an meinen Begleiter richtete, als ich diesem schönen Denkmal zum ersten
Mal gegenüberstand: Wer ist Quauhtemoc? Und vielleicht werden auch sie
mit mir ein gewisses Gefühl der Beschämung nicht unterdrücken können,
wenn sie alsdann vernehmen, daß dieser Wilde in der That den größten
Helden der Weltgeschichte an die Seite zu stellen ist, und daß es wahr-
scheinlich lediglich seinem barbarischen schwer auszusprechenden Namen zur
Last fällt, wenn er neben den Edlen, die bis zum letzten Augenblick für das
Theuerste, für die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes, gekämpft,
in antiker Größe ihren letzten Blutstropfen hingegeben haben, nicht mitge-
nannt wird.

Die Geschichte der Eroberung von Mexico ist eine der grausamsten,
perfidesten, brutalsten lind blutigsten, die die Welt gesehen hat. Vertrauend
und gastfrei kam Montezuma dein fremden Ankömmling Cortez entgegen.
Man weiß, wie dieser ihm gedankt hat! Der Eroberer ließ alle Eingeborenen,
die ihm in die Hand sielen, über die Klinge springen. Er zerstörte die
Hauptstadt, die damals viel mächtiger und großartiger war, als sie jetzt, fast
vierhundert Jahre später, wieder geworden ist, in Grund und Boden, lind
das ist ganz wörtlich zu nehmen! Er ließ in Wahrheit nicht einen Stein
auf dem andern. Alle Paläste, alle Tempel, alle Zengen der aztekischen

Paul Lindau in Berlin.
Kultur, Alles, was an die Macht und den Klauben der Ureinwohner ge-
inahnte, wurde dein Erdboden gleich gemacht, in Trümmer nnd Asche gelegt.
Von der gewaltigen Stadt blieb nichts, auch nichts übrig! Und auf den
Trümmern wurden die Wahrzeichen der Überlegenheit der civilisirteren
Kriegskunst, die ersten spanischen Gebäude, aufgerichtet.
Während also der Fremde mit einer selbst in den Zeiten der Volker-
Wanderung wohl nie dagewesenen Barbarei im Lande hauste, starb der un-
glückliche Montezuma. Sein unmittelbarer Nachfolger herrschte nur kurze
Zeit, und als letzter Kaiser der Indianer stieg Quauhtemoc zur höchsten
Würde auf. Mit unerhörter Energie raffte er noch einmal die letzten, durch
die furchtbaren Niederlagen demoralisirten Vertheidiger des eigenen Herdes zu
einer erheblichen Streitmacht zusammen und zog mit diesen in den hoffnungs-
losen Kampf gegen die mit Schußwaffen ausgerüsteten fremden Eroberer.
Er wußte, daß sein Schicksal besiegelt war. Aber er wollte lieber im rühm-
lichen Kampfe fallen, als in der Schande der Fremdherrschaft leben. In
bedeutungsvollen Schlachten schlug er die Eroberer zu verschiedenen Malen
blutig auf's Haupt, bis endlich seine kleine Schaar todesmnthiger Krieger von
dein überlegenen Feinde aufgerieben und er selbst mit seinen Getreusten ge-
fangen genommen wurde. Sechs Monate lang hatte er die Hauptstadt gegen
die Fremden vertheidigt. Als alle Hoffnung geschwunden mar, die Stadt
länger zu behaupten, scharrte Quauhtemoc die unermeßlichen Schätze, die im
Palaste des mericanischen Kaisers geborgen waren, zusammen und versenkte
sie in den See, damit sie nicht den Eroberern in die Hände sielen. Die
brutale Erobernngsmuth ließ es sich nicht bei dem Siege begnügen, nicht
bei der Einnahme und Zerstörung der Stadt, nicht bei der Gefangenschaft
und Unschädlichmachung des gefürchteten Helden Qnauhtemoc; sie wollte auch
die Schätze der Jndianerfürsten haben. Und Corte; gab den Befehl, daß
man Quauhtemoc und seinen Genossen so lange foltere, bis er das Geheim-
niß, wo die Schätze versenkt seien, offenbare. Die Beiden, der Kaiser nnd
sein Freund, ivurden mit festen Stricken gebunden, nnd unter ihren herab-
hängenden Füßen wurde ein Holzfeuer angezündet. Der furchtbare Schmerz
entriß dem Genossen des Jndianerherrschers unwillkürliche Klagelaute.
Quauhtemoc verzog keine Miene und wandte sich mit einem Blicke des Vor-
wurfs an seinen Freund, indem er ihm sagte: „Bin ich vielleicht in einem
Bade oder auf Rosen gebettet?" In allen poetischeil Verherrlichungen des
letzten Jndianerfürsten kehrt dieses berühmt gewordene Wort des neuen Mucius
Scaevola wieder: „L8t«x .vc> »ca«c> en un dnilo n on im iecli« <ie
Da§ ist Quauhtemoc, den das mericanische Volk durch das schönste
Denkmal des Landes geehrt hat.

III.

Ueber den Paseo de la Reform« nach Chapultepec. — Der Park mit den Riesen-
bäumen. — Erinnerungen an Maximilian. — Der Blick von der Terrasse aus die Stadt
und Umgebung. — Der stille Abend — Mangel an Volksbelustigungen.

Von Chapultepec kommend, hat man, wenn man den Paseo de la
Reforma zur Stadt herauffährt, in monumentaler Veranschaulichung einen
zwar nicht ganz vollständigen, aber doch bedeutungsvollen Abriß der Geschichte
dieses Landes: den Entdecker der neuen Welt, den letzten Helden der indianischen
Größe und den letzten Schwächling der Fremdherrschaft, dessen Name in der
Geschichte dieses Landes hinter dein seines großen Pferdes verschwunden ist.
Ob diese Denkmäler die Hunderte, die in den Nachmittagsstunden an ihnen
vorüberfahren und voriiberreiten, besonders nachdenklich stimmen, — ich weiß
es nicht. Jedenfalls sehen die eleganten Damen und modischen Reiter nicht
danach aus.

D.'r Paseo ist der einzige Ort, an dem das großstädtische Leben Mericos
einen vornehmeren und fröhlicheren Anstrich hat.

Während der Zeit meines anericanischen Aufenthalts, im März, fiel
dieser Corso in die schönsten Stunden des Tages: in die Zeit des Sonnen-
unterganges. Die untergehende Sonne bringt hier Lichtwirkungen hervor von
geradezu unwahrscheinlicher Schönheit. Der ganze Himmel scheint zeitweilig
in lodernden Flammen zu stehen. Und wenn daS brennende Goldgelb allmählich
erblaßt und sanftere Töne die unendliche Wölbung bedecken, erglänzen die
beiden mächtigen Berge, die man gerade auf dieser Straße an? schönsten sieht,
in wundervollen rosigen Refleren. Dann zeigt sich eine Erscheinung, die ich
sehr oft beobachtet habe, ohne sie mir genügend erklären zu können. Sobald
nümlich 'die Sonne gesunken ist, tritt plötzlich tiefe Dämmerung ein, die
zunächst allen Farbenglanz erstickt. Nach kurzer Zeit aber nimmt der Horizont
im Westen ivieder eine intensivere Farbe an, lichtet sich immer mehr, erglüht
auf's Neue, und noch lange, lange erglänzt der Abendhiinmel in einein wundersam
abgedämpften, aber hellleuchtenden goldigen Lichte, das erst im tiefen Dunkel
des Adends erlischt. Diese Erscheinung läßt sich nm besten durch den Satz
ausdrücken, daß man hier zwei ganz verschiedene schnell aufeinanderfolgende
Sonnenuntergänge am selben Tage hat.

DaS Vergnügen der Corsofahrt dauert übrings nicht lange. Gegen halb
sechs Nbr fängt die breite Avenue an sich langsam zu beleben, zwischen sechs
und halb sieben Uhr erreicht das elegante Treiben seinen Höhepunkt, und
um sieben Uhr ist Alles vorüber. Zuletzt können sich die Vorüberfahrenden
kaum noch erkennen.

Aber die bestimmten Stunden iverden auch zu Zeiten innegehalten, wo
man sich überhaupt nicht sehen kann. Der Corso richtet sich nümlich nicht
nach dem Kalender, auch nicht nach der Witterung, sondern nach der Uhr.
Wenn der Nachmittag auch noch so schön und kühl ist, kein Mensch laßt sich

um diese Stunde auf dem Paseo blicken, und ist der Tag zu den einmal
festgesetzten Stunden auch noch so staubig und heiß, der Paseo ist mit Wagen
und Reitern gefüllt. So ist's nun einmal, und dabei bleibt es! Vormittags
Spaziergang ans der Alameda, Abends Spazierfahrt auf dem Paseo, — das
ist im Sommer wie im Winter die sür die vornehme Welt vorgeschriebene
Tagesordnung, an der nicht gerüttelt werden darf.
Ter Paseo de la Reform« führt, wie ich fchon bemerkt habe, vom
„ciikällito" an den Denkmälern des Columbus und Ouauhtemoc vorüber
in gerader Richtung zu der Höhe, auf der Chapultepec liegt.
Die Baulichkeiten ans dem dichtbemachsenen, von einem wundervolleil
Parke umgebenen Hügel dienen jetzt zur Beherbergung der Militairschule, der
Sternwarte und zugleich auch zum Sommeraufenthalte des Präsidenten.
Chapultepec, das mit zur Stadt Merico gerechnet ivird, gilt als einer
der schönsten Punkte des Landes, Enthusiasten behaupten sogar, der Erde.
Der Park ist in der That ganz herrlich, mit uralten kolossalen Riesenbäumen
bestanden, hier .,nKu«Kuk?te' geheißen, die, wie ich glaube, der Cedernart
angehören und den californischen Baumgiganten wenig nachgeben. Soviel
schöne, mächtige, ungeheuerlich große Bäume in der unmittelbaren Nähe
menschlicher Wohnungen und als Schmuck eines wohlgepflegten Parkes dürften
in der That kaum ein zweites Mal in der Welt anzutreffen fein. Auch
diese Titanen sind mit dem eigenthümlich poetischen und verderblichen schweben-
den Moos behangen, das in dichten Flechten von den starken Zweigen, die
selbst den Umfang eines imposanten Baumes haben, wie Wittwonschleier
wehmüthig herabwallen. Wer diese Niesen haben fast ohne Ausnahme der
Aussaugung ihrer Schmarotzer widerstanden, und noch zeigt sich in den
grünen Blättern das Leben', wenn auch bei einigen die ursprüngliche Kraft
des Stammes sichtbar gelitten hat. Ter Anblick dieser herrlichen Bäume
von majestätischer Größe mit den mattgrünlichen, dichtvermorreueu, schleier-
attigen Strähnen ist ganz wunderbar.
Ein gutgeführter, in langsamen Windungen bequem aufsteigender Weg,
auf dem die starken Pferde den Wagen hillaufziehen,, ohne den leichten Trab
zu unterbrechen, bringt uns in kürzester Zeit vor die Thür, die zu dem
breiten Vorhofe des Kadettenhauses führt. Auf dem Hofe schlendern in be-
haglichem Geplauder die jungen Zukunftsgeneräle in ihrer sanbern, kleidsamen,
dem französischen Muster nachgebildeten Uniform und freuen sich der frischen,
klaren, dünnen Luft und der köstlichen Aussicht. Die Militairschüler haben
übrigens im September 1847 Chapultepec gegen den amerikanischen General
Pillow mit großer Tapferkeit vertheidigt, nnd viele der hoffnungsvollen jungen
Leute sind dabei auf dein Felde der Ehre gefallen. Ein würdiges Denkmal
im Parke erinnert an die Heldenthat der gefallenen Jünglinge.
Wir überschreiten den Vorhof der Schule und treten in einen kleinen,
auffallend sorgsam gehaltenen Garten ein, der das eigentliche Schloß umgiebt.
Auf erhöhten Beeten, die mit üppigem, saftig grünem Nasen belegt sind.

blühen allerhand Blumen, besonders schöne Stiefmütterchen. Dichtbelaubte Baume, die allerdings mit den Riesen des Parkes da unten nicht zu vergleichen, sind, beschatten die Wege. Hier und da sieht aus dem Grün eine Statue hervor und in der Mitte ist ein Springbrunnen, der allerdings das Plätschern des ÄöasserS eigentlich nur markirt. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß diese und jene Anlage vom „Erzherzog Maximilian von Habsbnrg", der hier residirt hat, und den man beileibe nicht „Kaiser Maximilian" nennen darf, herrührt.
Auch im Schlosse selbst hat Maximilian manche wichtigere bauliche Veränderung und Ausschmückung vorgenommen. D',c Frescomalereien, mit denen die Außenwände bedeckt sind — mehrere allegorische Damen, über deren sinnliche Bedeutung ich mir klar zu werden nicht einmal versucht habe, weil sie mir künstlerisch zu wenig reizvoll erschienen —, sind unter Maximilian entstanden. Man bedauert kaum, daß sie jetzt schon nahezu verwittert sind. Man zeigt uns auch die Gemächer, in denen der arme Kaiser so unglücklich gelebt, und das enge, anspruchslose Stübchen mit dein schlichten Bett, in dem er vergeblich den Schlummer gesucht hat. Jetzt sind da und in den wenigen anderen ungefähr zugänglichen Räumen aus dem ganzen Schloß die Möbel zusammengetragen, denn das Schloß wird abermals umgebaut und, wie eS scheint, sehr gründlich Es sieht also in diesem Augenblicke nicht sehr einladend aus.
Wäre aber auch das Innere noch so schön, es würde uns doch nicht reizen! An großartigen Schlössern und Fürstenpalästen haben mir ja in Europa keinen Mangel. Uns aber treibt es hinaus auf die Terrasse, um das Bild, das bis zu diesem Augenblicke nur flüchtig an uns vorübergehuscht ist, aufmerksamer zu betrachten, — das unvergleichlich herrliche Bild!
Ja, nun theilen wir das Entzücken der Enthusiasten. Der Blick von der Terrasse, die mit richtigem Verständnis; für die landschaftliche Schönheit ringsum das Schloß gebaut ist, ist geradezu überwältigend. Ueber die sauberen bunten Gärten und über den großen graugrünen Park blicken wir von unserer beträchtlichen Höhe weit hinweg über das ganze von der Bergkette umschlossene Plateau: in der Ferne, wie aus einer Spielschachtel eben ausgepackt, die große Stadt mit ihren flachen Häusern, die in der dünnen klaren Luft trotz der ziemlich beträchtlichen Entfernung so scharf und deutlich vor unS liegt, daß wir sie mit Händen greifen zu können vermeinen. Wir sehen die eigenttiümlichen Thürme der zahlreichen Kirchen, vor Allem den stolzen Prachtbau der Kathedrale, Alles mit sonderlicher Deutlichkeit, nur in starker Verkleinerung, niedlich und schmuck. Alles Unschöne ist durch die Entfernung getilgt, alle Verlotterung geordnet, alle Unsanberkeit gereinigt. So mag das Riesensränlein von Burg Niedeck die Stadt gesehen haben. Die Wellen der Bergkette schließen das anmuthige Bild ab.
Wir gehen einige Schritte weiter, und nun tritt an die Stelle des Freundlichen und Niedlichen das Erhabene und Gewaltige. Da sind sie

j?aul Lindau in Berlin,
wieder, die beiden Vulkane, an denen sich das Auge nimmer sattsehen kann: die „weiße Frau" und ihr mächtiger Genosse, mit ihren schneeigen Häuptern die dunklen Wellenlinien des vorgelagerten Höhenzuges majestätisch überragend.
Es ist ganz wundervoll! Immer wieder und immer wieder wird unser Blick auf die ruhige Feierlichkeit und vornehme Größe dieser einzig schönen Natur hingelenkt; und ich kenne in der That wenige Punkte der bewohnten Erde, die diesem an die Seite zu stellen wären.
Ja, Chapultepec mit der wundervollen Aussicht aus das grüne Land, aus das Thal, in dem die Heerden weiden, aus die malerische Hauptstadt mit ihren stolzen Thttrmen, auf das liebliche Tacubava und auf die bergige Umschlingung mit dem edelgeformten Ajusco, in dessen Klüften jetzt frischgesallener Schnee glitzert, und den beiden Bergkolossen, die ihre schneeige Hülle niemals abwerfen, ist wirklich bezaubernd, lind man begreift sehr wohl, daß sich hier ein idealer Schwänner von jenen wundervollen Träumen umgaukeln lassen konnte, die von der brutalen Wirklichkeit so grausam zerstört werden sollten.
Die Sonne stand schon tief, als wir von Chapultepec gerade zur guten Zeit zum Corso auf dem Paseo eintrafen. Und als wir in die Stadt fuhren, wurden die ersten Lichter angezündet.
Der Abend ist hier kurz und merkwürdig ruhig. Ich kenne keine stillere und anspruchslosere Hauptstadt als Merico. Gegen halb neun Uhr wird Feierabend gemacht. Alle Läden sind geschlossen. Die Leute ziehen sich in ihre Gemächer zurück, und die Straßen sind wie ausgestorben.
Es spricht sehr für die Solidität dieses Volkes, daß von Wirthschafts- und CaföhauSleben hier so gut wie nichts zu finden ist. Auch an sonstigen Vergnügungen, wie sie die frivolen Großstädte bieten, ist erstaunlicher Mangel, nnd der Fremde, der keinen Anhalt an eingesessene Familien hat, weiß kaum, wie er den Abend todtschlagen soll.
Unter den sehr wenigen Theatern ist eigentlich auch nicht eine einzige Bühne, die den Fremden reizt. Eine ständige Oper giebt es nicht. Von Zeit zu Zeit bringt irgend ein Unternehmer hier eine italienische oder amerikanische Gesellschaft her, die dann zu kolossalen Preisen eine Reihe von Vorstellungen giebt; ich habe daS Glück gehabt, zufällig eine recht gute Truppe zu sehen, aber im Allgemeinen soll es kein sogenannter Genuß sein, wie Lubowsku sagt.
Spectakel- und Ausstattungsstücke, Feerien und Ballets, — von alledem ist hier gnr keine Rede. Jene zwar nicht sehr würdigen, aber unter Umständen doch recht ergötzlichen Kunstnnstalten, für die unsere moderne Sprache den freundlichen Ausdruck Tingeltangel gefunden hat, Bühnen mit „Specialitäten", mit arbeitenden „Artisten", mit Sängerinnen von Chansonetten und dergleichen, glänzen dnrch ihre Abwesenheit.
Vergeblich sragt man, wo sich das Volk hier eigentlich amüsirt? M giebt auch keine Tniizbelustigungen, keine Bolksvälle, es giebt auch keine

Caf6s, ConcertS, geschweige denn ständige Concerthallen, in denen man gute Musik in leidlicher Ausführung hört. Und so tonnte ich die Liste von Ber- gnügungSanstalten, die es nicht giebt, bis in's Unendliche verlängern.

Aber was giebt es denn?

Außer dein National-Theater, in dem, wenn es nicht von der gastirenden Qperngesellschast in Anspruch genommen wird, ziemlich mittelmäßige spanische Schauspieler mittelmäßige Stücke, besonders Uebersetzungen und Bearbeitungen der französischen, aufführen, eristirt nur ein allenfalls erwähnenswerthes so- genanntes Rauchtheater, daS augenblicklich eine Operettengesellschaft beherbergt, und der unvermeidliche Circus. Uebcr diese beiden Quellen, die die nach Kunstgenuß dürstenden M ericaner speisen, will ich noch einige Worte sagen.

IV.

Oeffentliche Vergnügungen: Der Circus und das lestro prinoip»!. — Die „tandas". — Wie es im „Hauptheater" aussieht. — Tie Vorstellung. — Das nächtliche Mexico. — Vernünftige und unvernünftige Einrichtungen.

Die Borstellungen im Circus finden unter beinahe völligem Ausschluß von Pferden statt. Unter den zwanzig Nummern des Programms giebt es etwa drei oder vier, die mit Pferdedressur und Reiterstückchen etwas zu schaffen haben. Im Uebrigen wird der ganze Abend durch die üblichen Turner, Seiltänzer, Akrobaten, Jongleure u. s. iv. gefüllt. Ein einziger unglücklicher Clown hat während der ganzen Vorstellung die Kosten des Humors zu bestreiten und für die Belustigung des Publikums zu sorgen. Es ist also so dürftig, wie man es sich nur denken kann. Das Publikum ist gerade so langweilig, wie die Borstellung. Ich habe etwas Demperaimnt- loseres nie gesehen.

Aber hier ist doch noch das Local ziemlich anständig und sauber. Aber nun erst das Isatr« piinoip»!!

Da war wieder einmal „Boccaccio" angekündigt — ich hatte dieselbe Operette erst vor wenigen Wochen von der französischen Gesellschaft in New- OrleanS gesehen, und garnicht schlecht. Der Vergleich mit der mericanisch- spanischen Kunst reizte mich. Und der Director hatte nnS eine „herrliche Borstellung" verheißen: ..ruü^nifi,.^ funciori p«r tsucl»».^

Diese letzteren Worte erheischen, um in der Übersetzung verständlich zu werden, eine kleine Auseinandersetzung. Wie in vielen Theatern Spaniens, so besteht auch hier die eigenthümliche Einrichtung, daß dem Publikum die Freiheit gewährt wird, sich nur einen Theil der Borstellung anzusehen und in diesem Falle auch nur für das Bruchtheil der Borstellung zu bezahlen. Man kann sich also bei gemischtem Zettel das Stück, daS man gerade sehen will, aussuchen, und braucht dann sür das Uebrige, auf das man verzichtet, kein Geld auszugeben. Oder wenn nur ein Stück gegeben wird, zahlt man actweise so und soviel. Die ,.mg!?nitica frincion r>or tnrttlg«^ heißt also:

„herrliche Vorstellung mit SchnittbilletS" oder „mit Benutzung von Theil-
strecken."
Die Vorstellung, der ich beiwohnte, hatte vier „ttmäas": eine ein-
actige Operette und drei Acte „Boccaccio." Der Eintrittspreis ist höchst
bescheiden. Für den ganzen Rummel, also für alle vier ,.t«uclas" zu»
sainmen, zahlt man für einen Sitz im Parauet einen Dollar und für eine
Loge mit fünf Plätzen vier Dollars fünfzig Centavos, für eine vicrfitzige
kleinere Loge drei Dollars. Ein Schnittbillet aber, eine „tanäa" für
Parquet oder Loge, kostet nur fünfundzwanzig Centavos, also etwa achtzig
Pfennig, und auf der Galerie sogar nur sechs Centavos, zwanzig Pfennig.
Gegen Ende des ZwischsnactS geht ein Beamter durch die Reihen des
Parguets und der Logen, und die im Hause Verbleibenden haben ihre
Berechtigung zu fernerem Aufenthalte durch Vorzeigung des Billets nachzu-
weisen, oder sie müssen für den nächsten Act ihre fünfundzwanzig Centavos
berappen. Es ist gerade wie bei unseren harmlosen Tanzvergnügungen vor
dem Thor, wo für jeden einzelnen Tanz gezahlt wird.
Für die bescheidene Summe, die hier für den Kunstgenuß gefordert
wird — bei der Verschiedenheit des Geldwertlies zwischen dem unserigen und
dem hiesigen ist der Eintrittspreis in der That lächerlich gering: ein Act
kostet genau soviel, wie ein Seidel mericanisches Bier, und für eine halbe
Flasche importirtes Bier kann man die ganze Vorstellung sehen, — darf man
nicht allzu hohe Ansprüche stellen; und ich muß sagen, die künstlerischen
Leistnngen Einzelner sind hinter meinen gebührlich herabgespannten Erwartungen
kaum zurückgeblieben.
Die Sängerin der Fiametta, die bei der erheblichen Vereinfachung des
Personals zugleich alle wichtigeren Nummern der Anderen übernommen hatte,
war zwar hochbetagt und recht wenig hübsch, aber man hotte ihrer weh-
müthigen Stimme an, daß sie einst bessere Tage gekannt hatte. Die Künstlerin,
die den Boccaccio spielte, war sogar ganz niedlich und sang nur manchmal
falsch. Am auffallendsten mar ihr Kostüm, es war rein, viel reiner als ihre
Stimme. Suppöo Name war als entbehrlich auf dem Zettel nicht genannt,
die „aplauclictä izaiv.usla" war anonum. lind man darf den Componisten
dazu nur beglückwünschen, denn waS aus der reizenden Operette hier gemacht
wurde, war einfach grünlich!
Von einer solchen Verlüderung, Verschlampnng und Verunstaltung des
Kunstwerkes kann man sich keinen Begriff machen. Dabei die ergreifende
Humorlosigkeit und Steifbeinigkeit der Künstler. Die burlesksten Scherze
wurden mit Grabesmiene vorgetragen, und das ganze Werk wurde mit einer
geradezu brutal zu nennenden Talentlosigkeit heruntergefledett, was nur das
Zeug halten wollte.
Am eiligsten hatte es der Kapellmeister, der seine vier ,.tun<1i,8" mög-
lichst schnell abzuklappern, sichtlich beflissen war. Für fünfundzwanzig Centa-
vos ,.p«r tnnci«" sich n»cl, nock anzustrengen! Und langsame Tempi! Weiter

fehlte nichts! Der Kapellmeister übertrug den witzigen Ausspruch meines Freundes Hugo Lubliner: „Klavier kann man gar nicht schnell genug spielen", aus die Musik im Allgemeinen. In seinem grauen Sommerröckchen saß er da ans dem erhöhten Stuhle und gesticulirte, als ob er einer blasenden und singenden Heerschaar von Tausenden zu gebieten hätte. Er selbst markirte die Einsähe dnrch kräftige Jntonirung und ries mit wohllautender, überall vernehmlicher Stimme dem Orchester und den Künstlern auf der Bühne seine besonderen Wünsche zu: „Fester einsetzen!" „Los!" „Schneller!" „Noch schneller!" Es ging überhaupt recht gemüthlich und zwanglos da zu. Bon Zeit zu Zeit sah man irgendwo ein Licht aufblitzen. Irgend ein Seiwr steckte sich seine aus dem heimischen, stark duftenden Tabak gerollte Cigarette an. Selbstverständlich wurde gehörig gepafft. Es würde mir auch etwas gefehlt haben, wenn hier nicht geraucht worden wäre. Einen Musenteinpcl wie diesen habe ich in der That nie gesehen.

Nicht blos seinem pomphaften Namen nach nimmt das „teätro prm-oipul'' in der Hierarchie der hiesigen Kunststätten eine der ersten Stellen ein. Der Rang wird ihm höchstens vom „tsatro „ncional", das zugleich das erste Schauspielhans und die große Oper ist, streitig gemacht. Auch durch seine räumlichen Verhältnisse hat es durchaus die Prätension einer großen hauptstädtischen Bühne. Das Parauet ist lang und breit. Vier Logenreihen thürinen sich übereinander. Wenn man die Augen halb schließt und auf einen Moment nur die Gesmnmtheit des Bildes ungefähr auf sich wirken läßt, so kann man beim Betreten des Saales wirklich glauben, daß man sich in einem anständigeren Theater befinde. Aber sieht man dann um sich — gerechter Himmel! Ist das ein Stall! Die wüste Vernachlässigung, die hier das Auge beleidigt, spottet jeder Schilderung!

Die engen harten Sitze des Parguets sind mit rother Wachsleinwand, die in den verwegensten Schattirungcn schillert, die immer schmutzig, manchmal geflickt, manchmal zerrissen ist, überzogen. Die sogenannten Logen sind nichts weiter, als viereckige Löcher in der Wand mit einer metallnen Stange, die etwa einen Fuß hoch über dem Boden angebracht ist, und über deren Zweck ich mir den Kopf zerbrochen habe. Sie dient weder als Schutzwehr, noch als Deckung. Man sieht also die Insassen in ganzer Figur. In den Logen stehen Strohstühle der allergemeinsten Qualität, zu fünfundzwanzig Centavos, etwa achtzig Pfennig, das Stück. Das ganze Haus ist mit einem beleidigend gipsigen Weiß bekleckst, das zum Glück durch den TabakSgualm und den Staub stimmungsvoll abgetönt wird. Von der barbarischen Häßlichkeit und Ungemüthlichkeit dieses Raumes, der leider noch ziemlich gut beleuchtet ist, wird es mir schwerlich gelingen, eine richtige Vorstellung zn geben.

Und dabei diese Unsauberkeit! Die Theater gehören bekanntlich zu den schlimmsten Staubfängern, und es bedarf der äußersten Sorgfalt, nm sie einigermaßen sauber zu halten. Da man die Mühe und Kosten der Reinigung

scheut, hat man hier kurzen Proceß gemacht und überhaupt darauf verzichtet. Hier ist sicherlich niemals gefegt und gescheuert worden. Man braucht nur einen Blick auf den Fußboden mit seinem tief eingefressenen Staub, den massenhaft eingetretenen Cigarren und Cigarettenstuinmeln und sonstigen Aufschichtungen unangenehmer Dinge zu werfen, um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen.

Unbegreiflich war es mir, daß auch Damen — unter den ziemlich zahlreichen Insassinnen der Logen schienen mir wenigstens einige Damen zu sein — in diesem Räume und in dieser Temperatur es aushalten konnteil.

Ich hatte mit meiner „tanää^ für den ersten Act des „Boccaccio", der gegen zehn Uhr begann, vollauf genug. Auf dein Zettel steht übrigens, wie ich zur Begründung meiner skeptischen Auffassung in Betreff des weiblichen Besuchs hillzufügen muß, folgender Vermerk: „Damen ohne Herrenbegleitung haben im Parquet und in den Logen des ersten Rangs keinen Zutritt."

Ein Preisunterschied zwischen den verschiedenen Rängen besteht nicht, und gerade in den Logen des zweiteil und dritten Rangs mar das weibliche Element besonders stark vertreten. Die Damen dieser höheren Regionen gehörten also wohl zu jenen vorurtlieilsfreien, die weder Fräulein, weder schön, ganz ungeleitet in's Theater gehn.

Hunde dürfen mitgebracht werden. Im Hcmptgcing des ParqnetS lagen zwei schöne große Doggen.

Zu den vielen Unbegreiflichkeiten gehört auch die, daß in Merico, wo das öffentliche Leben so früh erlischt, die öffentlichen Vergnügungen, oder was man so nennt, so ungewöhnlich spät anfangen. Nach dem Zettel ist der Beginn der Borstellung in den Theatern und im Circus auf drei Biertel neun angesetzt; aber erst gegen halb zehn kommt die Sache in den rechten Schwung. Die Vorstellungen endigen immer erst nach Mitternacht. Bon neun bis zwölf Abends sind auch die Hauptstraßen fast menschenleer. Nach Mitternacht scheint die Stadt dann auf kurze Zeit aus dem Schlafe zu erwachen. Die nachhauseeilenden Theaterbesucher bringen alsdann auf knappe Zeit wieder etwas Leben in die Bude. Dann herrscht wiederum Todtenstille.

Das nächtliche Merico, das, wie ich schon bemerkte, an den kalendermäßigen Mondscheintngen öffentlich nicht beleuchtet wird, und das mir in diesem poetischen Halblichte ganz besonders gefallen hat, hat übrigens zwei sehr vernünftige Einrichtungen, die andere Großstädte acceptiren sollten. Zunächst die mit den spanischen Städten gemeinsame Einrichtung, daß die Nachtwächter stets mit einer Laterne versehen sind, die sie an den Straßenecken oder iil die Mitte des Falirdamms stellen, sobald sie Rast machen, so daß man auf große Entfernung hiu immer sehen kann, wo man den Nachtwächter findet. Die öffentliche Nachtwache ist hier übrigens vortrefflich organisitt und ungewöhnlich stark. An jedem wichtigeren Krenzungspunkte und in jeder Straße sieht man in geringen Abständen am Boden die röthliche Petroleumflamme, die dem Bürger die Gewißheit giebt, daß das Auge des Gesetzes

wacht, schwere nächtliche Verbrechen, Einbrüche und dergleichen, kommen hier fast gar nicht vor.

Die klimatischen Verhältnisse und die von der Kultur noch nicht verweichlichte Beschaffenheit der Jndicmernatur ermöglicht es, daß auch die Häuser besser bewacht werden, als bei uns. Der Fremde, der Abends in's Gasthaus zurückkehrt, braucht nicht, wie so oft bei uns, so und so lange vor der Thür zu stehen, bis der schlaftrunkene Hausknecht ihm öffnet. Bei dem ersten leisen Schlage des Thürklopfers hört er sofort, wie von innen die Kette gelost wird, und gleich darauf erschließt sich die Thür. Der indianische Hauswächter schläft nämlich nicht im Zimmer, sondern im Hausflur, unmittelbar neben der Eingangsthür. Abends wird da eine Matratze hingelegt, er mummelt sich in seine wollene Decke ein, und beim geringsten Geräusch an der Thür wacht er auf. Auch die anderen Diener des Hauses scheinen keine eigene Stube zu haben und schlafen auf den Gängen des Patio, wo sie allabendlich ihre primitive Ruhestätte bereiten. Da die Nächte in Mexico immer ziemlich frisch sind, und der große viereckige Hof nicht gedeckt ist, so müssen die Leute, die eigentlich im Freien schlafen, gegen Erkältungen gefeit sein. Offenbar sind sie gegen Wind, Wetter und Feuchtigkeit abgehärteter als mir, denn auf dem steinernen Boden, dessen Kälte die dünne harte Matratze kaum genügend abhalten dürfte, schlafen sie, in ihre wollene Decke eingehüllt, wie ich aus eigener Wahrnehmung constatiren kann, recht fest und schnarchen gehörig.

Die andere vernünftige Einrichtung, die der Nachachtung vielleicht zu empfehlen wäre, ist die: Diejenigen Aerzte, die sich des Nachts zur Ausübung ihres Berufs jederzeit willig bereit erklären, haben vor ihrem Fenster nach der Straße hinaus große helle, weithin leuchtende Laternen mit der Aufschrift: „Arzt zu jeder Stunde der Nacht zu sprechen" — ,^neclico » toclii, tmi-u

Eine städtische Einrichtung, neuesten Datums dagegen, die das Kopsschütteln jedes Fremden erregen muß, uud die auch auf den entschiedensten Widerspruch der Einwohnerschaft gestoßen ist, ist die behördlich decretirte Umtausnng aller Straßen. Diese Willkürmaßregel, die überall sehr schwer durchzuführen wäre, ist gerade in diesem Lande, das sich allen Neuerungen entschieden abhold zeigt und an dem einmal Vorhandenen mit bemerkenSwerther Zähigkeit festhält, vollends verwunderlich und rcithselhaft. Das Decimalsustem ist im Münzwesen seit langen Jahren hier eingeführt. Und noch heute rechnen die Leute nach ihren Pesetas, Reales, Medios, Cuattillns und Tlacos, gerade wie sie früher gerechnet haben. Die alten Münzen sind längst eingezogen, und die Bezeichnung ist vollkommen antiguirt. Es ist sogar ein gewisses Rechenkunststück erforderlich, um die alten Münzsorten in das neue System zu bringen. Aber die Leute aus dem Volke bringen dies Kunsiück mühelos fertig, und im Kleinkram wird trotz aller obrigkeitlichen Verbote noch immer nach dem längst verschwundenen Geldim'rthe gerechnet. Aber in diesem Falle

,var die Einführung eines neuen und rationellen Modus durchaus berechtigt und für den allgemeinen Weltverkehr von entschiedenem Bortheil. Die Notwendigkeit aber, oder mich nur das Wünschenswerte, eines schönen Tages hier die sämintlichen Straßen ihrer alten ehrlichen Namen berauben und an deren Stelle eine geographisch-algebraische Formel setzen zu wollen, ist schwer zu erkennen.

Ganz ähnlich wie die neuamerikanischen Städte ist auch Merico nach einem klar angelegten Plane fast durchweg regelmäßig gebaut und in Quadrate eingetheilt. Das hat nun irgend einen strebsamen Communaltvrannen auf den verzweifelt thörichten Gedanken gebracht, auch die amerikanischen Straßenbezeichnungen init Ziffern und Zahlen und der Himmelslage, ohne individuelle Benennung, hier einführen zn wollen. Er ist dabei gewiß sehr scharfsinnig, jedenfalls sehr methodisch vorgegangen, und wenn man den Schlüssel kennt, findet man sich nach dieser Bezeichnung in der That sehr leicht znrecht. Die Stadt ist in vier Theile zerlegt. Die Längststraßen heißen Ost- und West-Avenuen, die Querstraßen Nord- und Südstraßen. Die einen haben Buchstaben, die anderen Zahlen erhalten. Auf dem Papier macht sich das recht hübsch und klar.

Die geistreiche Berivaltung, die dieses Bezeichnungssustem adoptirt hat, hat nun also mit einem einzigen Striche alle Sondernamen der Straßen wegwischen nnd durch die Bezeichnungsformel verdrängen wollen. An allen Ecken sind kleine blaue Schilder angebracht, die in deutlicher Schrift diese Hieroglyphen zeigen. Natürlich kümmert sich kein Mensch darum. Daß die überweisen Stadtordner die unglaubliche Thorheit begangen haben, die Macht der Neberlieferung zu verkennen, ist geradezu unfaßbar. Sie hätten sich doch sagen sollen, daß die alten historischen Namen fest und tief eingewurzelt im Volke sitzen nnd sich durch ausgeklügelte Spitzfindigkeiten nicht beseitigen lassen. In den neuen Städten Amerikas, in denen Alles eben von Grund ans erst geschaffen wird und kein Hinderniß der Vergangenheit aus dem Wege zu räumen ist, da mag diese nüchterne Bezeichnung durch Buchstaben und Zahlen gewiß sehr praktisch sein; hier aber rennt diese Neueinführung an das föste Bollwerk einer unerschütterlichen Ueberlieferung. Hier heißen die Straßen seit Jahrhunderten so nnd so, nnd das Alter hätte resvectirt werden sollen.

Tie Straßen haben daher auch im VolkSmunde und überall ihre auf dem Papier durch administrative Ordnung beseitigten charakteristischen Namen ruhig beibehalten, und die kleinen blauen Schilder an der Ecke dienen nur dazu, irrezuführen. Nicht einmal die Droschkenkutscher wissen Bescheid, wenn man die osficiell richtige Adresse angiebt. Es ist auch schwer zu verlangen, daß ein Mericaner, der sein ganzes Leben durch die Calle San Francisco gegangen ist, ans einmal merken soll, daß der eine Tlicil jetzt Avenida Poniente 4, der andere Theil Avenida Oriente 4 heißen soll. Den wahren, den alleinigen, den alten Namen der Straßen findet der Fremde nirgends!

Wenn die mericanische Stadtverwaltung vernünftig sein wollte, so würde sie den Mull) haben, einzugestehen, daß sie einen dummen Streich begangen hat, die heillose Verwirrung zwischen der «Miellen Bezeichnung und dein wahren Namen beseitigen und die alten Straßenbezeichnungen wieder einführen.

Die deutsche Kolonie. — Sprachliche Sonderbarkeit. — Das zweite Geschlecht. — Zum Abschied. — Die Schönheiten der Stadt. — Ter südliche Himmel und das Kreuz des Südens.

Mehr als alles Andere spricht die Liebe, die die Deutschen hier zu Laude sür ihr neues Vaterland gewonnen haben, ohne der Anhänglichkeit an das alte zu entsagen, und ohne in die Verächtlichkeit des Nenegatenthums zu verfallen, für die Gesundung des rührigen und von der Natur so bevorzugten Landes.

Tie deutsche Colonie in Merico zählt unverlMnißmäßig viele tüchtige und hervorragende Leute, Männer der Wissenschast, des Handels und der Industrie, die sich des festesten Ansehens erfreuen. Obgleich Viele von ilmen schon seit langen Jahrzehnten hier festen Fuß gefaßt haben, sind sie doch so unverfälschte Deutsche geblieben, als hätten sie ihre Heimat nie verlassen. Sie haben sich auch ihre Sprache nnd die Mundart ihrer engeren Heimat treu bewahrt und sind frei von der Unart des Sprachmischmasches, in die die Deutschen im Auslande so leicht verfallen. Mit Ausnahme des .,si" und „no^, das bei allen feit langer Zeit Ansässigen unser ehrliches „ja" und „nein" verdrängt hat — man dars sagen: bei allen, fast ohne Ausnahme, auch bei den Ernsthaftesten und Gebildetsten, denen jede Affectation fernliegt —, ist das Deutsch der Deutsch-Mericaner vom Spanischen völlig unangetastet geblieben.

Aber eine Sonderbarkeit haben viele Deutsch-Mericaner angenommen: in ihrer Rede den Abschluß eines jeden Satzes oder auch nur SatztheileS mit einem eigenthümlichen, durch Schriftzeichen schwer wiederzugebenden Laute, der an das sranzSsische ..Kein" anklingt, zu bezeichnen. Dieses kurze „höh" wird beständig in die Sätze eingeworfen und schließt fast jede Periode ab. „Sie sollten es nicht versäumen, Guadalajara zu besuchen . . . häl? . . , Sie werden dann von dem Zustande der mericanischen Städte eine freund, lichere Vorstellung gewinnen . . . häh." Woher das kommt, ist mir unernndlich, denn bei den Mericnnern selbst habe ich diesen Laut nie gehört. Es ist sehr unschön und macht den Zuhörer ganz nervös. Und dabei scheint es unglaublich ansteckend zu sein. Die Zahl derer, deren Sprache von der Häh-Krankheit verschont geblieben ist, ist eine verschwindend geringe.

Um die zweite Generation ist es in Merico wie überall bestellt. Die Kinder sprechen lieber die Sprache des Landes, in dem sie aufwachsen, auch wenn sie rein deutscher Abkunft sind, und auch w.'im im elterlichen Hanse

Paul Lindau in Berlin. -—
nur deutsch gesprochen wird. Sie müssen gewaltsam dazu angetrieben werden, die Sprache ihrer Eltern zu sprechen, und das Spanische ist ihre eigentliche Muttersprache. Man darf sich darüber kaum verwundern. In ihrem gewöhnlichen Umgänge mit den Dienstboten, den Gespielen, den Mitschüler» hören sie eben nur spanisch. Und bei uns ist es ja gerade ebenso, die Kinder der eingewanderten Fremden sprechen in Deutschland auch lieber deutsch, als die Sprache der elterlichen Heimat.

Die Dentsch-Mexicancr bringen große Opfer, nm das Deutschthum in den Kindern zu erhalten. Wenn es ihnen ihre Mittel irgendwie erlauben, schicken sie die heranwachsenden Söhne und Töchter nach Deutschland, um sie in den dortigen Bildungsanstalten unterrichten zu lassen. Auf lange Jahre erlegen sie sich oft das Opfer der Trennung von ihren Kindern auf. Bismeilen lohnt der Erfolg, aber es kommt auch vor, daß die aus Deutschland nach Mexico Zurückgekehrten das, was sie drüben gelernt haben, hüben möglichst schnell zu vergessen beflissen sind. Dann werden wohl gute Mexikaner aus ihnen, nützliche Bürger ihrer zweiten Heimat.

Schiffbrüchige, die von den Trümmern einer drüben zerstörten Existenz, hier an's Land geworfen sind, giebt es in Mexico so gut wie gar nicht. . . .

Wenn ich die Acten über meinen Aufenthalt in der Hauptstadt Mexico schließe, so überkommt mich ein Gefühl von Beunruhigung, ob es mir auch gelungen sei, Licht und Schatten richtig zu vertheilen. Gewöhnlich tritt ja in der Schilderung die Verzeichnung des Häßlichen und Abstoßenden schärfer und drastischer hervor, als die des Anmuthigen und Anziehenden. Ich darf mir das Zeugnis; ausstellen, daß ich mich bemüht habe, in jeder Einzelheit wahr zu sein — subjectiv wahr —, die Erscheinungen also so zu schildern, wie sie meine Augen erblickt, wie sie ans mich gewirkt haben. Die Prätension, in allen Fällen auch das objectiv Richtige wiedergegeben zu haben, hat mir natürlich fernliegen müssen. Aber selbst in dieser Einschränkung, die ich zu machen mich geornngen fühle, ist es mir noch immer fraglich, ob die Gesainmtwirkung meiner Schilderung meinen Absichten entspricht, und ob das vollständige Bild nicht durch falsche Lichter, die auf Einzelnes zn grell fallen, entstellt wird.

Die Hauptstadt Mexico ist in der That nicht das, was der fremde Ankömmling zunächst von ihr erwm-tet. Sie ist keineswegs der Inbegriff der mexikanischen Eigenart. Sie ermangelt des eigentlich Charakteristischen. Mericanisches Wesen lernen wir viel besser in großen und kleineren Städten der Provinz kennen. Die Hauptstadt ist nicht imposant, auch ihre Schönheiten sind, wie verschüchtert von der Fremdherrschaft dreier- Jahrhundertc und von den Wirren und Revolutionen, die ein halbes Jahrhundert lang Stadt und Land heimgesucht haben, zurückgewichen. Erst bei näherer Bekanntschaft und erst ganz allmählich entschleiern sie sich. Die niedrigen flachen Häuser, die fast alle gleich hoch sind, unterscheiden sich auf den ersten Blick mir wenig von einander. Die Paläste, die ein edler Kunstsinn mit feinstem Verständnis;

für Aimmth und Behaglichkeit geschaffen hat, sehen in ihrer keuschen Anspruchslosigkeit zunächst nicht anders aus, als die meist recht uninteressanten Belmufungen, die unter gänzliche»? Verzicht ans architektonische Wohlgestalt lediglich gebaut sind, um den Menschen ein Obdach zn gewähren, nm die Waaren zu bergen. Die groteske Zerlumptheit und Verschmutztheit der Menge, die an uns vorüberwogt, macht auf den Fremden, der vom Norden her kommt, zunächst einen höchst unangenehmen Eindruck. Der Herrlichkeit und Großartigkeit der natürlichen Lage wird man in der Stadt selbst kaum gewahr. Das Alles ist ohne Zweifel richtig, und es ist daher unausbleiblich, daß man bei der ersten Bekanntschaft eine starke Enttäuschung erfährt, und daß die unter diesem ersten Eindruck niedergeschriebenen Blätter die Verstimmung wiederspiegeln.

Wie schnell aber und wie vollständig ändert sich das Bild, wenn man es länger betrachtet! Wie schwindet da alles Unschöne und Widerwärtige, und wie rückt das Erfreuliche und eigenartig Schöne hervor! Eine sonnig heitere, gemächliche und freundliche Stadt, umgeben von der gewaltigsten Natur, — eine Stadt mit beachtensiverthen Denkmälern der Kunst, mit behaglichen und reichen Privatgebäuden, mit entgegenkommenden lieben Leuten, eine Stadt, in der wir uns in unsagbar kurzer Zeit einleben und mohlfühlen, — das ist das Merico, von dem mir scheiden, und von dem uns der Abschied nicht leicht wird.

Täglich hat es uns neue Neize offenbart, und unser geschulteres Auge hat nicht mehr nach dem Interessanten und Werthvollen herumzusnchen brauchen.

Als ob der Nebel gefallen wäre, treten nun die mundervollen Paläste aus ihrer stolzen Zurückhaltung hervor und fordern uns zur Bewunderung ihrer einfachen Vornehmheit heraus. Wir nehmen nicht mehr Anstoß an der Verlotterung der Erscheinungen, wir haben nur noch ein dankbares Auge für das unglaublich Malerische und Farbenreiche, für den wahrhaft einzigen Zauber der Beleuchtung. Was kümmert uns die staubige Zerlumptheit! Wir sehen nur noch das glühende Gold, in das der Sonnenuntergang alle Unsauberkeit und allen Jammer taucht. Wir klagen nicht mehr über die drückende Hitze des Tages, mir erfreuen uns nur der himmlischen Kühle der Abende.

Und diese Mondscheinnächte! Diese in grellem silbernem Lichte glänzenden Flachdächer, die stolzen grauen Thürme, und im nebligen Dunste die verschwommenen Conturen der Riesenberge! Und dann die mondlosen Nächte! Auf dieser Höhe und in dieser reinen dünnen Luft! Ein Geflimmer und Gefunkel der Sterne, wie wir es nur selten und auch nur annähernd so in unseren schönsten eisigen Winternächten erblicken können. Hier aber genießen wir den einzigen Anblick in herrlichster Sommerkühle.

Und zum ersten Male sehen mir das Südliche Kreuz, — hier das tiefst stehende der großen Sternbilder: vier schöne hellleuchtende Sterne, die ein fast regelmäßiges Kreuz bilden, von denen drei ungefähr die gleiche Licht-

stärke besitzen, der vierte am rechten Endpunkt des Querbalkens etwas schwächer leuchtet. Wenn auch die Schönheit dieses Sternkreuzes von den Reisenden sehr übertrieben worden ist — denn mit den herrlichen Bildern unseres nördlichen Himmels, namentlich niit dem Großen Bär und dem Orion, hält es wohl kaum einen Vergleich aus —, so macht es doch durch die Regelmäßigkeit seiner Zeichnung und durch feine vereinsamte Stellung an dem sternenspärlicheren südlichen Firmament einen tiefen Eindruck. Für uns aber ist es das funkelnde Wahrzeichen einer andern Zone; es erinnert uns daran, daß wir den Wendekreis des Krebses überschritten haben.

Bon diesem Kreuz des Südens wenden mir den Blick nach der entgegengesetzten Richtung und sehen da den Polarsten! in hellstem Lichte glänzen. Und darüber dasselbe strahlende Sternbild des Großen Bären, das wir in jeder sternenhellen Nacht von unserm Fenster gesehen haben, — da drüben in der fernen Heimat. Wir gedenken ihrer mit einer Zärtlichkeit, die durch die Entfernung nur gewonnen hat, aber ohne alle Sentimentalität. Hier ist's ja auch so schön! Hier leben so tüchtige, so wahrhaft liebenswerthe, unermüdlich freundliche Menschen — echte deutsche Landsleute, auf die wir stolz sein dürfen, die uuserm Baterlande zur Ehre gereichen, die unter allen fremden Ansiedlern weitaus die geachtetste Stelle in Merico einnehmen. Ihnen vor Allen?, an ihrer Spitze dem Gesandten des Deutschen Reichs, dem liebenswürdigen und gastfreien Baron von Zedtwitz, hat der Ankömmling ans Deutschland es zu danken, daß er sich über die Entfernung vom Baterlande froh hinwegtäuscht und sich hier wie von heimatlicher Luft angeweht fühlen darf.

So sagen wir denn der freundlichen und interessanten Stadt mit inniger Dankbarkeit Lebewohl! In überreichem Maße hat sie erfüllt, was wir von ihr erhofft hatten: in der rastlosen Wanderung hat sie uns auf einen Monat Ruhe, Erfrischung und Behagen geboten, und in der Ferne das ersehnte Stückchen Heimat.

Merieo und Tacoma, Washington, im Frühjahr 18N.

AuZi Max Semrou, Tonotello? Kanzeln in S, Lorenz«,
Srellsu, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und VerlagS-Anstolr vorm, S, Echottluender.
^llustrirte Bibliographie.
Ma^ Lemrau, DonatelloS Kanzeln in S. Lorenzo. Ein Beitrag zur Geschichte
der italienischen Plastik im XV. Jahrhundert. Breslau, Druck und Verlag der
Schlesische« Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt vorm. S. Schott-
lacnder 18L1. 232 S. mit 4 Lichtdrucktafeln und 14 Zinkätzungen (als zweiter
Band der Italienischen Forschungen zur Kunstgeschichte, herausgegeben von August
S^hmarsom).
Die guten Auspicien, die dem neuen kunstgeschichtlichen Unternehmen der »Italie-
nischen Forschungen" bei dem Erscheinen des bedeutsamen ersten Bandes, Schmarsows
,S. Martin von Lucca" gestellt wurden, scheinen sich zu erfüllen. Der zweite Band,
von dessen demnSchstigen Erscheinen die Verlagshanolung uns in Kenntnis; setzt, bringt
unter obigen Titel eine treffliche, ergebniszreiche Arbeit, die sich würdig anreiht. Lieh
sie etwas lange auf ihr Erscheinen warten, so hat sie offenbar an sorgsamer Ver-
arbeitung deS zum Theil recht schwierigen Stoffes und an harmonischer Begleichung
und Abrundung ihrer Theile gewonnen.
Aehnlich wie in dem „S. Martin von Lucca" stellt Semrau ein hervorragendes
Einzelmerk, diesmal der italienischen Frührenaissance, die beiden Broncekanzeln deS
Donatello in der Kirche S, Lorenzo in Florenz, in den Mittelpunkt seiner Unter-
suchung, verknüpft aber mit diesem Special-Thema mit Glück allgemeinere kunst-
geschichtliche Fragen und kommt so auf dem methodischen Wege historischer Feststellungen
und stilkritischer Vergleiche zu einer Reibe erfreulicher und überzeugender Resultate, die
wir an dieser Stelle freilich nur kurz skizziren können,
Donatello hinterließ bei seinem Tode 1466 dieses ihm von Cosimo de Medici
aufgetragene letzte Werk seines reichen Lebens unvollendet seinen Schülern, von denen
namentlich Bertoloo von Vasari wiederholt als Fertigsteller genannt wird, neben dem
aber nock andere Hände in den stilistisch ungleichen Broncereliefs,'wie sie auf uns ge-
kommen sind — sie stellen eine zusammenhängende Reihe von Scenen der Vassion und
das Martyrium deS heiligen Laurentius dar, — erkennbar sind. In der Form der
beiden von je vier bunten Marmorsäulen getragenen Zwillingskanzeln, in der sie heute
dastehen, sind dieselben urkundlich erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts zur Auf-

stellung gelangt; ja Scmrau weist nach, dak die letzte» Zuthaten, die Holzgeschnitzteil Verschluszstücke des Zugangs an den Ruckseiten erst zu Ansang des 17. Jahrhunderts angefügt wurden. Der Verfasser, der bei Gelegenheit eines längeren Studienaufenthaltes in Florenz die Kanzeln auch nach ihrer technischen Seite gründlich prüfen und ein reiches BergleichSinaterial sammeln konnte, legt nun in einer Reihe von klar diSponirten Capiteln dar, was daran früher, was später, was Donatellos Eigenwerk ist, wo die Hände der Sckmler einsetzen, was jedcni derselbe» zuzuweisen ist. Als solche werden insbesondere Bartolommeo Bcllano von Padua und Berloldo di Giovanni nachgewiesen, und in seiner Stylanalyfc, die mit scharfer Beobachtung faktischer Daten

Aui: Mar Semrau, Donalelloz Kanzeln in S. Lorenz»,
Bre«au, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Ve ilagS-Anstalt vorm, S, Scho tt laen d er.
und technischer Aeußerlichkeiten sorgfältige Vergleichung vereinigt, werde» gerade diese beide» Schüler des «rohen Donato, von denen der eine als Lehrer des jungen Michel-angelo ein besonderes Interesse beansprucht, in ihrer Künstlerindividualität klar heraus-gestellt. Auch für Donatellos Kunstweise selbst bringt das IV. Capitel „Donatellos Reliefkunst" einen schonen Beitrag stilistischer Charakteristik. Im Zusammenhang der Untersuchung werden auch vielfach zum Vergleich heiangezogene Denkmäler, wie der dildnerische Schmuck der Sakristei von S. Lorenzo, und die zahlreichen Reliefs und Figuren für den Chor und Altar des Santo in Padua eingehend behandelt; vorzüg-lich die letzteren, zumeist von DonatelloS Schülern in Padua herrührend, werden auf Grund einiger guter Combinationcn nach ihren verschiedenen Urhebern neu zu gruppiren gesucht. Interessant ist auch der Nachweis deS weitgehenden Einflusses der Paduanischen

Kunst, hauptsächlich der Perspective, der Komvositionsweise und Formenauffassung
Mantegnas, auf die donatelleSke Kunst, wie sie auch einige Reliefs der Kanzeln in
S. Lorenzo deutlich aufweisen.
DaS sind solide, sauber gearbeitete Bausteine, die ohne gleich Ossa auf Pelion zu

Au«: M?x Semrau, Douotello« Kanzeln in S. Lorenzo.
Bnilou, Sch lesische Buchdruckerei, «unst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Scholl laend er.
thürmen, der Anerkennung und bleibenden Werthes für die Kunstgeschichte sicher sind.
DaS Buch macht auch durch eine klare, wohlgeformte Sprache, die namentlich in
der Beschreibung und Auslegung der Denkmäler den rechten Ausdruck zu finden weiß,
einen angenehmen Eindruck, ebenso ist die Ausstattung von einfacher Vornehmheit und
die Abbildungen, die auch ein unveröffentlichtes Madonnenrelief des Bellano im Berliner
Museum bringen, kommen dem Leser beim Folgen des Textes sehr zu Hilfe.
^. ^VinKIsr. Lerlin.

Vom Nordpol zum Aequator.
Populäre Vorträge von Dr, A. E. Brehm. Mit Illustrationen von R. Friese,
G. Mützel. Fr. Specht u. A. Stuttgart, Union Deutsche VerlagS-Gesellschaft 189«.

Wer das Glück gehabt hat, den Vorträgen Brehms lauschen zu können, deni wird
dieser Genuß eine bleibende, schöne Erinnerung für das Leben hinterlassen haben.
Allen diesen wird eS eine Freude sein zu hören, daß die Vorträge, welche ja stets
frei gehalten wurden, nickt verloren gegangen sind, daß sie sich vielmehr unter den
hinterlassenen Papieren gefunden haben und nun vom Sohne des großen Forschers
der Veröffentlichung übergeben wurden.

Aber auch den vielen Freunden des „Jllustrirten Thierlebens" wird die Heraus«
gäbe der Vorträge eine willkommene Gabe fein, denn sie geben Gelegenheit den Ver-
fasser vielfach von neuen und anziehenden Seiten kennen zu lernen. „Gerade in den
Vorträgen meines Vaters/' sagt der Herausgeber mit Recht, »zeigt sich wie kaum
irgend sonst in seinen Werken die Mannigfaltigkeit seiner Erlebnisse und Erfahrungen,
die Vielseitigkeit seines Wissens, seine meisterhafte Bcobachtungs- und DarstellungSgabe,
und nicht zum letzten die seinem tief dichterisch beanlagten Gemüthe eigene Art der
Auffassung belebter und unbelebter Natur, wie auch feine sinnige, herzerfreuende Laune."
War Brehm in seinem Hauptwerke, dem „Jllustrirten Thierleben" gezwungen, die
Thiere in der Reihenfolge des Systems zu behandeln, so konnte er sie hier mehr, als
eS dort möglich mar darstellen, in ihren Beziehungen unter einander, zu den Menschen
mit welchen und zu den Landschaften, in welchen sie leben. Im „Thierleben" muhte
das einzelne Thier im Mittelpunkte der Betrachtung stehen, hier, in den „Vorträgen",
ist eS anders.
Herrliche LandschaftSbilder sind es, welche Brehm uns in mehreren Vorträgen
schildert. Bilder von einer Naturwahrheit und Anschaulichkeit, wie sie der Maler mit
Hülfe des Pinsels uns nicht Keffer vorführen könnte. In diese Landschaften fühlen
wir uns mitten hinein versetzt und belauschen unter der kundigen Führung des ge-
wiegten Forschers die Thierwelt in ihrem Thun und Treiben, In anderen Vorträgen
giebt er uns Gesammtbilder von ganzen Thiergruppen oder von hervorstechenden Lebens-
erscheinungen, welche sich bei Vertretern der verschiedensten Thierklassen wiederfinden.
Zusammenfassungen, wie sie eben nur einem Forscher von dem immensen Wissen des
Verfassers des „Thierleben" und der außergewöhnlichen DarstellungSgabe desselben
möglich sein konnten. In beiden Beziehungen können die Vorträge mit Recht als eine
Ergänzung seines Hauptmerkes bezeichnet werden.
In wieder anderen Vorträgen lernen wir Brehm von einer ganz neuen Seite
kennen; als Schilderer von Land und Leuten; und auch hier zeigt er sich als derselbe
scharfe Beobachter, derselbe lebendige Darsteller.
Auf den Inhalt auch nur einzelner Capitcl einzugehen, verbietet der Raum, wir
können eS uns aber nicht versagen, um einen Einblick in die Reichhaltigkeit des Ge-
botenen zu gewähren, wenigstens die behandelten Themen anzuführen. Es sind dies
folgende: 1. „LapplandS Vogclberge"; 2. „Die Tundra und ihre Thierwelt": 3. „Die
asiatische Steppe und ihr Thierleben"; 4, „Wald, Wild- und Waidwerk in Sibirien";
S. „Die innerafrikanische Steppe und ihre Thierwell": 6. „Der Urwald Jimcrafrikas
und seine Thiermelt"; 7. „Wanderungen der Säugethiere"; 8. „Liebe und Ehe der
Vögel": 9. „Die Affen"; IS. „Karawanen und Wustenreisen"; 11. „Land und Leute
zwischen den Stromschnellen des Nil"; 12. „Eine Reise in Sibirien"; 13. „Die
heidnischen Ostjacken": 14. „Wanderhirten und Wanderheerden der Steppe": 15. „Volks-
und Familienleben der Kirgisen"; 16. „Ansiedler und Verbannte in Sibirien";
17. „Forschersahrlen auf der Donau".
Die Ausstattung des Werkes ist eine vornehme, die demselben theils im Text,
tbeils auf besonderen Tafeln beigegebenen Abbildungen sind vorzüglich: mit besonderem
Danke wird eS von den vielen Verehrern des leider so früh verstorbenen Forschers
begrüßt werden, dafz ein Portrait desselben beigegeben ist. Alles in Allem: Heraus-
geber und Verleger haben sich ein hohes Verdienst erworben durch die Veröffent-
lichung der „Vorträge"; möge der Lohn dafür nicht ausbleiben. Möge das Buch
überall weite Verbreitung finden, wo der Sinn für finnige Naturbetrachtung und
gutes Schriftthum gepflegt wird: das Buch ist eins von denen, welche überall in den
Haus schätz der deutschen Familie aufgenommen werden sollten!

Bibliographische Notizen.

Die Vor» und Rachtheile der Natur»
heilmnhode. Von Dr. mecl. Prager.
Leipzig, Rauert u. Rocco,
Vorliegende Broschüre stellt die An»
sichten der wissenschaftlichen Medizin und
der sogen. „Naturheilmethode" einander
gegenüber. Der Verf. widerlegt manche
von den abweichenden Ansichten der letzteren
und betont andererseits, dafz die Aerzte von

jeher und bis in die neueste Zeit sich gc-

wisser natürlicher Heilmittel (Wasser, Diät u. s. w.) bedient hätten. Bedauerlich ist nur, daß nicht Alle«, was Verf. sagt, richtig ist, so behauptet er auf S. 26: „Die Bouillon besitzt einen hohen Gehalt von Eiweißstoffen und diese müssen vor Allem einem Fiebernden zugeführt werden." Gerade das Gegentheil beider Behauptungen ist richtig, wie sich Verf. durch einen Blick in irgend ein Handbuch der Physiologie hätte überzeugen können. «t,

AerjtlicherReisebegleiterundHansfreund. Von Dr. med. Falkensteln, Oberstabsarzt a. D. Berlin, Th. Chr. Fr. EnSlin.

»Eine Anleitung zur Verhütung von Krankheiten und Rathschläge zu deren Behandlung beiMangel an SrztlicherHüIfe" nennt der Verfasser da» handliche in dem Format der bekannten Reisehandbücher gehaltene Buch. Unsicherheit im Erkennen und in der Beurtheilung eine? Uebels, noch mehr aber die völlige Unkenntnis; der Hülfeleistung in Fällen der Roth, wenn kein Arzt zu erreichen ist, machen sich nicht selten den meisten Menschen einmal fühlbar. Solchem Mangel abgeholfen zu sehen, ist ein berechtigter Wunsch, ihm wirklich abzuhelfen aber ein schwieriges Unternehmen. Nicht mit Unrecht betrachtet der Arzt im Allgemeinen jeden derartigen Versuch mit Mißtrauen; solche Lectüre in den Händen von Laien wird in weitaus den meisten Fällen mehr schaden als nützen. Der vorliegende neue Versuch, die schwierige Aufgabe zu lösen, zeichnet sich vor vielen früheren durch ein weises Maafzhalteu in den gegebenen Rathschlägen aus. TaS Verdienstvollste an demselben ist, daß der Zweifelnde überall an die Thür des Arztes gewiesen wird. Das Buch wird sich gewiß Freunde erwerben und verdient Empfehlung für die Fälle, denen der Verfasser selbst es vorbehalten wissen will. ekt.

Alton Locke, Schneider und Dichter. Eine Autobiographie von Charles KingSley, Deutsch von P.SvUnnenberg und M. von Harbon. Leipzig, F, A. Brockhaus.

Ein Werk, welche? verdiente, gelesen zu werden und doch fürchten wir, daß ihm nur eine kleine Gemeinde von Verehrern beschieden sein wird, denn das Buch fordert geduldige und ausdauernde Leser und diese sind heut zu Tage nicht gerade häufig vorhanden. Es ist wahr, der Gang der Handlung ist recht schleppend, mit all zu behaglicher Weitschweifigkeit erzählt und

des trockenen, lehrhaften ToueS wird man bisweilen herzlich satt, aber wer sich hindurchliest, wird von dem Inhalt außerordentlich gefesselt werden; — er behandelt die Lebensgeschichte eines in engsten undkleinlichsten Verhältnissen, in dem traurigsten und düstersten Stadttheil von London Geborenen, eben jenes Locke, dem von der Natur die Begabung zum Dichter und der heiße Durst nach Wissen verliehen ward: —dnrchbeinahe unmenschliche Entbehrungen gelangt er auf autodidaktischem Wege zu Wissen und Bildung, welche ihn weit über seine Standesgenossen hinweghebt, aber sein Herz eehört den Arbeitern, für deren Leiden n»d Bedrückung er durch eigene traurige Erfahrungeil daS nächste Verständnis; hat, wenn auch seine Neigungen und seine, für die Schönheit der Lebensformen empfänglichen Sinne, ihn zu den bevorzugten Klassen hinziehen, mit denen er durch seine dichterischen Erzeugnisse in Beziehungen tritt und um den Conflict vollständig zu machen, kommt die zwar unerwiderte, aber desto heißere Liebe zu einer vornehmen Dame hinzu. Die Schilderung des Kampfe» zwischen Neigung und Pflicht gehört zu den gelungensten des Buches; die Pflicht siegt, Locke wird in die Kämpfe der Chartisten verwickelt, welche im Anfang der vierziger Jahre in England tobten, eine dreijährige Freiheitsstrafe kostet ihn den Rest seiner ohnehin untergrabenen Gesundheit, und als er durch besondere Glücksumstände die Mittel erhält, in der neuen Welt seine Gesundheit wiederzuerlangen und durch neue Lebenseindrücke seine dichterische Phantasie zu befruchten, stirbt er auf der Ucbenahrt. Die Schilderungen des Elends in der englischen Metropole sind mit wahrhaft ergreisender Realistik dargestellt, der pietistisch frömmelnde Ton, der sich daneben etwas breit macht, wird deutsche Leser nicht gerade sympathisch berühren, m?.

Die Lösung de« WeltrSthselS. Ein Aufruf zum Kamvf von Wilhelm Pförtner. Leipzig, Carl Reißner.

Der Verfasser der lesenSmerthen Schrift sagt selbst im Vorwort, daß dieselbe keinerlei Anspruch auf erschöpfende Behandlung des Themas macht und nur den Zweck bat, dem denkenden Leser ein kritisches Interesse a» alten und doch stets neuen Fragen einznflöpen. — Der erste Tehil wendet sich gegen die Offenbarung, der zweite Tdeil gegen daS Christenthum im Gegensatz zum Menfchenthum. — Die glücklich gewählte Form des Dialog« trägt viel zur klaren

Darstellung der beiden sich gegenüber-
stehenden Richtungen bei. Freunden der
Aufklärung und des gesunden Menschen,
Verstandes wtrd das Büchlein willkommen
sein. st.

Shakespeares dramatische Werke.
Uebersetzt von A. W. v. Schlegel
und Ludwig Tieck. Im Auftrag
der Deutschen Shakespeare-Ge-
sellschaft herausgegeben und
mit Einleitungen versehen von
Wilh. Oechelhausen Lex.'Octav.
Elegant in Leinwand gebunden.
Mit Holzschnitt-Portrait als
Titelbild. tStuttgart. Deutsche
Verlags-Anstalt.)

Unter den Klassikern des Auslandes
ist keiner uns Deutschen so vertraut und
hat keiner einen so großen Einguß auf
unsere Literatur ausgeübt als Shakespeare.
Von der Sturm- und Drangperiode an
bis heute ist er jedem deutschen Drama-
tiker Vorbild und Ideal gewesen, neben
den Dramen Goethe's und Schillcr's
machen die seinen stets die vollsten Häuser,
und deutsche Forscher sind es gewesen,
welche ihr Verständniß vor Allem geför-
dert haben. Es ist caher mit Freude zu
begrüßen, daß die Deutsche Shakespeare-
Gesellschait jetzt auch dem Aermsten die
Erwerbung dieser Uebersetzung möglich zu
machen sucht und ihren Präsidenten, Wil-
helm Oechelhausen beaustragt hat, eine
billige AnSgabe zu veranstalten, die mit
einer Lebensbeschreibung Shakesvcare's als
Vorwort und einer besonderen Einleitung
zu jedem Drama zu dem überaus billi-
gen Preise von nur 3 Mk. elegant ge-
bunden erschienen ist.

Kau» und Brand. Hamlet. Zwei
Vorträge von Johannes Petersen.
Gotha, Perthes.

Durch die vorliegende posthume Schrift
— der Verfasser ist im Jahre 1887 als
Kreisschulinspector gestorben — mehrt sich
die Zahl der Stimmen, die für eine ruhige
Würdigung der Bedeutung Ibsens eintreten.
Der nordische Titan läßt sich nicht so leicht
in den Tartarus schleudern, als manche
Feuilleton-Schreiber und literarische Augen-
blicks-Photographen uns Glauben machen
wollen. Keine Ibsen-Schwärmerei! —
Aber auch kein blinder Haß! — Der
kenntnißreiche seinsinnige Mann war deS
Dänischen vollkommen mächtig; so erklärt
es sich, daß er schon 1879 — damals ist
dieser Vortrag gehalten worden — die
Bedeutung Ibsens klar erkannte. Er

unternimmt eine Schilderung des Inhalts
und der Grundgedanken des herrlichen,
formenschönen Dichtwerkes. Die Behand-
lung ist nicht sehr eingehend, aber der.
Standpunkt ist der richtige: nur mit
„Faust' und ähnlichen himmelstürmenden
Tramcn der Weltliteratur darf Brand
verglichen werden. A.

Gegen Vellamhl Von Or, Frankel.
Würzburg, A, Stuber's Verlag.

Der Bellamy'sche „Rückblick" hat eine
beispiellose Verbreitung, hier und da eine
begeisterte Ausnahme gefunden. Dieser
Umstand scheint für die Vortrcfflichkeit des
Werkes zu sprechen. Bei genauerem Zu-
sehen hingegen beweist er nur, daß die
Zahl der Oberflächlichen Legion ist, welche sich
durch glänzende Darstellung über die innere
Haltlosigkeit der Gedanken täuschen lassen.
Es ist ja recht angenehm, sich zu berauschen
an dem süßen Wahne der ungetrübten
menschlichen Glückseligkeit, wie sie nach
dem amerikanischen Schriftsteller unseren
Urenkeln beschieden ist und alsdann un-
willig einzustimmen in das kräftige Pereat,
welches der bestehenden Gesellschaftsordnung
gebracht wird. Aber dieser Rausch ist ge-
fährlich! Deshalb sei allen Bellarnu-
Schwörmern das Schriftchen Frankels
empfohlen. Es ist ruhig, sachlich und ge-
dngen; es wird ohne Frage die beste
Wirkung tbun. A.

Sardou, Ibsen nnd die Zukunft
des deutschen Dramas. Von
Eugen Wolfs. Kiel, Lipsius und
Tischer.

Eine Reihe von „Deutschen Schriften
für Literatur und Kunst" wird hier mit
einer höchst schneidigen Kritik der bestehen-
den literarischen Richtungen, speciell mit
Beziehung auf die deutsche Bühne, eröffnet.
Am Verfasser ist znm mindesten der Muth
zu loben, womit er sich in unumwundenem
Ausdruck der eigenen Meinung in Gegen-
satz zu verschiedenen literarischen Macht-
habern der Gegenwart setzt.

Wir können es uns nicht versagen,
aus der kleinen, aber inhaltreichen Schrift,
eine Stelle herauszuheben, die ein treffen-
des Urtheil über Ibsen enthält. „Henrik
Ibsen," so schreibt Wolfs, „steht uns nicht
nur als Germane näher wie ein Sardou,
seine ganze geistige Physiognomie ist un-
vergleichlich wohlthuender, ehrlicher, ge-
sunder. Ja unter den lebenden Dichtern
kommt ihm an rein geistiger Größe, d. i.

Nord !
nd Süd.
an Selbständigkeit und Kühnheit seiner Lebensanschauungen, keiner gleich. Dabei versteht er sich ausgezeichnet auf die theatralische Wirkung und feine Charakterzeichnung, .bekundet eine ungemöhnliche Schöpferkraft. ... In der That, wenn unsere Bühnendichter an Ibsen Weite des Blickes, Ernst und Ehrlichkeit der Auffassung lernen wollten ... so wäre der nordische Dramatiker als Führer zum Besseren mit Dank zu begrüßen".

Sonst sind wir nicht immer der Meinung deS Verfassers; doch erkennen mir gern das Bedeutende seiner Ansichten an. Zl.

Dem Frühling entgegen Z Eine Winterreise nach Kreta, Von A. von Seefeld. Hannover, Schmorl K von Seefeld Nachfolger.

In knapper, anspruchsloser Form, der Stil mitunter gar zu zwanglos, gerade lang genug, um nicht ermüdend zu wirken, giebt der Verfasser vorliegender Reiseschilderungen ein recht anschauliches Bild seiner mehrmonatlichen Orientfahrt, die ihn besonders lange auf der Alten Cyclopeninsel festhält. Wenn auch nicht entfernt zur Bedeutung eineS Gregorovius'schen, Schack'schen oder Rumohr'schen Reisebuches heranreichend, ist vorliegendes Werkchen doch sicherlich im Stande, einen gebildeten Leserkreis zu fesseln durch die frischen, den echten Stempel des Selbstgeschauten und Erlebten tragenden Erzählungen aus einem Lande, das noch nicht wie z. B. Italien und andere Kulturländer von den Fremden „abgegrast" ist. Von eingehenderen Studien zeugen u. A. diejenigen Cavitel, welche der speciellen Geschichte Kreta's gewidmet sind. Zl. 8 . . . v.

„Die grane Jette". Roman von August Becker. Jena, Hermann Koste noble.

Vielleicht ist's die letzte Schöpfung August Beckers, oie heilte vor uns liegt — ein vollklingender Abschluß seines Schaffens aber ist die „graue Jette" nicht! Wir haben viel SchätzenSwerthes in August Becker» Schriften gefunden. Mit ihm ist ein deutscher Schriftsteller geschieden, der unbeirrt von den Strömungen der Zeit, an seinen Idealen festgehalten und für sie eingetreten ist, frei und offen und mit einem anmuthenden poetischen Talente. Auch in der «grauen Jette" lesen wir Tüchtiges und Fesselndes hier und dort heraus, im Ganzen aber ermüdet die Einkastelung der ohnehin recht dürftigen und wenig origi-

nellen Fabel in die Geschehnisse der Zeit,
und diese selbst, die Jahre 1843 und 4U,
gewährt, in eine ganz lokale Beleuchtung
gebracht, nur geringes Interesse. Aber
gänzlich verleugnet der alte Sänger des
„Jungfriedel" auch hier sich nicht. Es giebt
poetische Höhepunkte in dem Buche, die dem
Jmmortellenkranze, der dem frischen Dichter-
grabe gebührt, neue Blätter hinzufügen,
„Passionsblumen" von M. v. Conrad
Ramlo. Stuttgart, Deutsche VerlagS-
Anstalt.
Von den, in vorliegendem Werkchen
enthaltenen vier Novellen sind die beiden
ersten, umfangreicheren (betitelt: „Seelen-
verwandt" und „Warum") von dem einstigen
beliebten Mitglied« der Münchner Hofbühne
als eine Art Rechtfertigung ihres eigenen
Lebens ihren Kindern gegenüber zu be-
trachten, denen die Verfasserin die Er-
zählungen widmet. Es liest sich rasch und
stiebend, darf aber auf höheren ethischen
Gehalt keinen Anspruch machen.
öl. « . .. n.
Professor Sulvans junge Ehe und
andere Novellen von Alexandrine
vonHolmblad. Dresden, E. Pierson.
Nicht gerade jene Novelle, welche dem
Buche den Titel gegeben hat, ist die beste
der kleinen Sammlung, hier begegnen wir
ost verbrauchten Motiven und jener süfz-
lichen Sentimentalität, die wir aus der
Novellistik der schriftstellernden Damen nur
allzu genau kennen. Recht angesprochen
haben uns die beiden anderen Erzählungen
„Natascha" und „daS Malchen"; namentlich
die letztere ist mit feinster Beobachtungs-
gabe, voller LebenSwahrheit dargestellt; —
ein kleiner Ausschnitt aus dem Leben einer
jeden Großstadt, so etwas passirt alle Tage,
aber nur wer mit den Augen eines Dichters
sieht, vermag es so zu erfassen und mit
rührender Einfachheit den Lcser so zu er-
greifen. IUI.
Die Brüder. Volksgeschichte in zwei
Büchern von Joseph Joachim. Er»
zwnngene Sachen. Von Joseph
Joachim, Basel, Benno Schwabe.
Zwei Geschichten aus dem Leben der
> Schweizer Bauern. Der Verfasser geht
> mit stark wirkenden Mitteln nicht sparsam
l um. und manche Unebenheiten des Stiles
' berühren den gebildeten norddeutschen Leser
etwas seltsam; aber im Ganzen erhält man

den Eindruck einer durchweg ans sckianer Beobachtung der Menschen, sowie der wirthschaftlichen und politischen Zustände jenes Landes geschöpften Darstellung. Die erste Erzählung ist ernst gehalten; in zwei Abtheilungen (1. Peter der Lauenwirth. 2. Sylvan der Unchrist) erfahren wir die Erlebnisse zweier lange durch Haß getrennten Brüder, die — am Schlüsse ihres LebenS nach schweren Kämpfen wieder zu» fammengefübrt — einem frisch und ihatkriiftig heranmachsenden jüngeren Geschlechte Platz machen. Die zweite, kürzere Erzählung schildert mit derbem Humor und ohne jede Spur von Sentimentalität, wie «ine junge und in den Mitteln des Kampfes nicht wählerische Bauerfcau über die an Klugheit ihr nicht gewachsene Schwiegermutter und den degenerirten Schwächling von Ehemann den vollkommensten Sieg davonträgt. O.

Das Gymnasium zn Stolpenburg.
Novellen von HanS Hoffmann.
Berlin, Verlag vonGebrüderPaetel.

Hans Hoffmann bekundet in seinem novellistischen Schaffen eine ungemeine Borliebe für den Beruf, dem er in praktischer Beziehung seine Neigung entzogen bat. Er wird nicht müde, den Problemen, welche derselbe bietet, nachzuspüren, und das an komischen resp. tragikomischen, aber such an ernsten, bedeutsamen Momenten reiche Leben des Lehrers — d, h. nicht des in rührsamen Geschichten so vielfach verwertheten Dorfschullehrers, sondern des Lehrers an höheren Unterrichtsanstalten — von den verschiedensten Seiten zu beleuchten. In dem vorliegenden Bande hat er fünf solcher Novellen vereinigt, von denen die beiden letzten: „Münks Madonna' und »Erfüllter Beruf" den Lesern dieser Zeitschrift wohl bekannt sind. Die erstere steht freilich, streng genommen, mit dem Lehrerberuf in keiner oder doch nur in rein äußerlicher Beziehung, und die derselben zu Grunde liegende Frage: „Was ist Wahrheit?" ist für unseren Geschmack zu sophistisch, wenn auch geistreich, behandelt. In um so innigerem Zusammenhange mit dem Lehrerberufe steht dagegen die zweitgenannte, welche das Geheimniß der Discivlin in zugleich ergötzlicher und mächtig ergreifender Weise erörtert: am nächsten in tiefgehender Wirkung steht dieser meisterhaften Novelle »PubliuS", worin Hoffmann in vollem Maße seine Kunst bewährt, uns über die Schwächen und Eigenheiten einer merkwürdigen Persönlichkeit lächeln zu machen, ohne uns

dieselbe selbst lächerlich erscheinen zu lasten, ohne sie unserer Sympathie zu berauben; er weifz sie unserm Verständniß und unserm Helzen so nahe zu bringen, daß wir sie mit allen ihren Schrullen und Thorheiten lieben und an ihrem Geschick den lebhaftesten Antheil nehmen. Hier quillt ein so frischer erquickender Humor, und zugleich offenbart sich hier eine solche Gemüthstiefe, dasz unser Mund lacht, während unser Herz im Innersten bewegt wird. Das unter Thränen lächelnde Antlitz, daS der Verfasser in jenen beiden Novellen uns zeigt, gefällt uns weit besser, als sein skeptisch-ironisches Lächeln in »Münks Madonna'. — Die Sprache dieser Novellen ist stellenweise, namentlich in der »Reise nach Athen" von berückender Schönheit, von rhytbmischer und klanglicher Harmonie. DaS Buch wird schon wegen der zwei Erzählungen „PubliuS" und „Erfüllter Berus" zahlreiche Freunde finden, und ein Theil des warmen Gefühls, das dieselben im Leser erwecken, wird von demselben wiederum aus den Verfasser übertragen werden.

0. V.

Emil Brann'S Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Lahberg. Herausgegeben von R. Ehwald. Gotha, F, A. Perthes.

Dr. Emil Braun, der 183S—IgS« als Sekretär de« archäologischen Institutes in Rom gelebt und durch gcistoolle Erklärnng antiker Kunstwerke anregend gewirkt hat, hatte sich vor seiner Uebersicdelung nach Italien ernsthaft mit germanistischen Studien beschäftigt. Er trat damals sowohl den beiden Brüdern Grimm persönlich nahe, als auch dem Freiherrn v. Lahberg, der — als Waidmann herangewachsen und bis zum 43. Lebensjahre als Vermalter großer fürstlicher Forsten tbätig — im höheren Alter ein eifriger Sammler und Forscher auf dem Gebiete der deutschen Alterthumswissenschaft geworden war. Braun's Briefwechsel mit diesen hervorragenden Männern gewährt manche interessanten Einblicke in die Geschichte der damals frisch ausstrebenden deutschen Philologie. L.

inckrexe», (?,, vis Lvt«j<:KeI»v? cker UsllsoKon,
8tl>j!sn, g»Wdllrsi, V«I»LS»iist»tt lvorm,
Z, ?, IZicKtor),
^r«»t, V,, ^us 6s«> <!ra«»st»cktdrallsm. Mt
einem iisleit>«»rt voll I^, voll 2iirieK,
— lZroi Velber, llKsnosi^-Sstsnellä —
k)K« R«<I!viv<>,> Zlit einer Liotiidruv^. 2iiricK,
üamderjrer, 1^,, 2um ^sdrsst»? ä«r Tnllilssnllz
»IKlIolKoK <!er Ur»»mmt.Uter»tur <Ie» In- >»«>
iu»I»»>> ». Xo, ^»«. Svü—5»S. lv«,
vloomüelck, (Z„ ZlivK^ilnnssv üder surviiiiiscks
(!»uer, kr , H»t Xristowlss >Ii« SrKrUt vom Lt»«t«
idr VsrtK siir äie iitts^e »tkev seke ffesonickte,
Lti»Iiov, Irisr, ?>. i.int?'s,Ke öm^ik.
Lrm»»,ü , venrscdlkllä i>n^i>dr« igo«, lvsulsons
Ilvkt 4,> Kiel, I^i>«ins u, lisriwr,
Kaurl'» Werke, Illnstr, ^us^»d» I^iekeriivsLlntt»
IlenkKe», K , Iri„^ll^^i,i^>II, >tntt»!>rt, ^. S, V,
I>jet?.
IlenK von «. I?. «letde, Sur 8es, «it lilnstr,
I^sksrimg 14—I«, II„W>,urz, Vvrl»«s»n»
i»Ir (von«. ^, IZicnt«r>,
Sei»,« »„> »bz v, U , vis Ni>>j,u!>Io Linixon^ ,1er
Vsnksci«n, <iio LntvwIiellllUK nnii ,!i« ^.uk-
Mller», XV, v, vis <Zei»r-V»iIv,' kiins descn,
?ns r?r„Isr ^Ijisn, b, ^nü, Lsrliv,
Zlit lUustr, llkkcrnvji s-!,. Vie„, ^, üsit-
klollmsiin'» von t »Ilerelode» l,'es»n,mslte VsrKs,
^ Sorlill,^. ?,>nt»ne. ^ g „ >-
Lura>,»?. I.iekoruns 7—S. Ltutyklirt,
ZaKrdneK ^er >»InrnI»»ei,«!I>«kte» 1^»»—1S<».
vvtor ZI>>«,rKll^s v, „ ?,«Kmiinnorn Korpus«,
von ZI, XVilliermunn, rrtibur^'i. U,, ilvigsrscns
lirentd, V,. ^u, >Kn 1^» ?I,v«i>-?t«»r?v, Lins
I^»t»>i>k»ve»Ii>^<>, g., I^m's dvorsts (Zut, Lin»
lautier, ZI,, Ver ist Iiemdr,llät? c!rnv>II»«Sll
VI« Uderts«!, XovsII«. ?iiriol>, VkrI»zs>Zl«g^?,in,
ZlentKner, k°r., 2sdn Vesodiodtsn. IZsrliv,
Zle^lrn», V^ rwr» v«n OsutsoliKinI, Illnstr,
ruior, A,, I^is Kunst im I>icot« >I«r rlouir,
Avslt« ^ullnss, vresllen, U. Oamin.
<jnl«t« Mover«! l)in «rv^tss ^iVort iv srnstsir,
^vsits ^ull«go, Ltuttssrt, I^vv 6: Mllor,
VII,^»nr?, i9,1 Llnttgsrt. ^. t,»ürIK«rll,
üooexxer, ?. K,, ?e«ilvlicns Lrilli'srniiecn »n
8»>>>>>>r, ZI, K, öwu^ SlSttsr Iii, Ijnmnr, I^«u»e,
Vit? unä !5nrvro, s, Vo^sau??, Zlir ^«in
Selineickkr, vodsr Uedir^»üi»llb»>msll,
I>evt«!dk «cl,rik>ei> für I.Iteritnr unck Huvst
Itersusx. vc,v L, Voll, I. «uik« ttekc l. Z.
KisI, ^,ir«i«,» «i LiscKsr,
I>eul«d<!^elirlkk«»riir »»tl«i»lk»»de», I,»«iKo.
Uoki, S, S. Ki^I, I,il«!us K riscdo^,
sZkbroeckor, L, ^„ Xnr liekorm ckss IrrsurooKte«,
MricK. >^is!I riis,«!!.
^ 8ed«eI^er»I>!rkI>enkcI>I, ^ v, ?»u«rn»sZnI(I,
8tZ«Ie»»i!,Ikr »i»! I^»ck,ed,kto» »«» »>Ier Veit.
ObsrIIIIons, s, llmsomk. ^nllsxs, ZI^t lüu»

str»ti«„en I>ieksrunsI.Ur»un»!k«ei>?,v, Lütts,
eiusr rsr«i,!«elvu ^unskrsu, 0r»r, ,,I>»vK»m'',
V»t!l»«II>, R^nm un>! Ktols. v»» Xs^»t,vo
I,'rs»cK«n.Viss«n«0ll«kt. IZerlin, il«e>
>Ver»eIiI»kIi, , ZIeoscK di» iod. L^d^uü^ie! in
« ^ot?n, Iiior. I'r. I.inK'sods vacnk,
^ «'olir, 5'r,, ?K««ck»ricK, rr«n«rsni«I i» kävk ^,ut-
vvKIu», ÄrieK, V«rK«,»jl»k«i».^
innsrnngsn, I'I^u^n, ?, IZ. ?>«lli«it.

sllstlirlioke IÜIinsi'äl«ä88ök'
^ 1891«. ^riSOdS rülllINF. 1891

IM
jl,,,,,I,,,,,,,II,,,,,II,,,,,,,,,,,,,,,..,,,,,,,,7sMs^
>MIII,,I,,,,,,,,,„,I„„„II»„,I,„
»lock ru d»ieken ckvrck cki«
l.ödsl 8eKoUIänllsr, Ksi-Isda«! l/sskmsn
alle ^ilimIvä88er-IIälilZIiiiiFe«, ^Micken uni! öroFliKten.
Usdsrsssisvns 0spöt8 in 6sn grö8stsn 8täcit«n allsr Wslttneils

Die Anrücken k'üIIunAen am ^polIinaris-Lrunnen
(^KrtKal, I^Kein-k'reuZsen) betrugen an ^lasoken un6
15,322,000 in 13S9.
17,670,000 „ 1390.
/«^//S^// ^«^^/^ ^556/^/5."
1^ Il!^ii8, 20. ^//^///ö^ 1890.
1^ ^0I_l_I^«I8 LWI'DV, >_IMI^

August

Inhalt.

Sei»
Engen von Iagow in Paris.
Iugendhast und Lhelast. Novelle. ^27
Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Ein vergessener Dichter. II. (Schluß) 1,61,
^° s
vr. Max von Forckenbeck 1,79
Karl Gjellerup in Kopenhagen.
Beim Tode Moltkes 59?
E. Schwartz in pellworm.
Carl Gottlieb Svarez. Der Vater des preußischen Rechts. II 200
k. Siegfried in Kiel.
Federzeichnungen aus Holstein. II. Die Inseln der Seeligen 21,7
Bibliographie 26^
Schriften,
Bibliographische Notizen 270

Hierzu ein Portrait von Dr. Max von Forcken deck.
Radirung von Louise Stolz in München.

»Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Leftcn mit je einer llunslbeilage,
prei» xra SZuartal <Z tzeste) i Mark,
Alle Buchhandlungen und postanftoltcn nehmen jederzeit Bestellungen an.
Alle auf den redactioncllen Inhalt von „Mord und <Slid" be>
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Mord und Süd^ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/Z.

Beilagen zu diesem hefte

k^/ö äs/ /^«mo^^> 5o// a/,^ /tte?» s/e/' ^V«?»s
?7/607'/6 ^««5/se5/'/'SS«i'/j>'e«" 5s//e«
«ö«^^/«^ ^6« 56/s5^ Ntt? Q«67-^6««6«5>
/« a's/' «n«^/ /ease^ e/« 56/o5/««<//F« 6««2«.
5c/ 5o//e« 5« 6/'«^/« 76^^/«,^-/ W^^c/e«, 5s
5??/«««F5^6«S556« S6^«6,«6^F» 27/ ^6°M«/5^6«. ^/m/s^e^s/ö?^
^j/'SöZ^» »ZSF'S« S«/ ^««^6 v6^6/7/ 7V6?^».
s/« k^?^5/««^«Z5565 SSM ^.tt^« ^6^/^/6/ 565» 50//.
^5c^?I?«6tt ?5/.-
Ae?7^a^ 2«?- <?65^?i?^/6 «567- /7«5/?^' ??« ^/«//^««s/e^
^/«^ />S55F 5kc^.'
///, ^^v/)^?0 FST^/c^^/, ^5^^ Ts// <s/5 2«« ^u/6«^a//
F67?S556« 5?««? /« ^0^06^e/7?/«F.
^?/5^7««5?5 ^«/^SF'S«.
/>>/?^^^ 1891.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Paul Lindau.

I.VIII. Band. — August — Heft j?Z.

IM» rinrm Portrait in Sadirrmg: Mar von z«rckenbeck>

Schlesische Snchdrockerei, «nnst. uns verlagS'Ansto lt
vormals S. Schsttlaender.

Iugendhast und Ehelast.

Novelle,

von

Eugen uon Wgow.

— Paris. —

ir ergingen uns im Pariser Lureinbourg-Garten. Ich mar schmerz-
lich überrascht gewesen über die Veränderungen, die seit zehn
Jahren mit meinen: armen Freunde vorgegangen waren. Seine
ohnehin tiefblickenden treuherzigen blauen Augen waren in ihren Höhlen bei-
nahe verschwunden, über denen sich eine freie, von natürlichem Frohsinn
zeugende Stirn wölbte. Aber ein unbeschreiblicher Zug in dein von blondem
Vollbart umrahmten Gesicht ließ errathen, daß außer dem Tuberkelbacillus
noch ein unheimlicherer Parasit in dem verfallenden Körper rastlos thätig
sei: der Seelenschmerz, das unbefriedigte, sich selbst verzehrende Sehnen.

Reußner hatte einen seiner Breslauer Pensionäre, dessen Eltern ein
Haus bei Paris besaßen, auf der weiten Ferienreise begleitet und sich einen
Nachmittag frei gemacht, um sich einmal gründlich mit mir. auszuplaudern.
Trotzdem er einer meiner ältesten Freunde war, so wußte ich — recht
bezeichnend für unsere von dem bunten Wechselspiel des Tages völlig in
Anspruch genommene, selten rückwärts schauende Zeit! — doch nur wenig
von feiner Vergangenheit und von seinem Familienleben. Es war mir nur
bekannt, daß er der Sohn eines niedrig«: Hofbeamten war, dessen prinzlicher
Herr das frühverwaiste Kind auf feine Kosten hatte erziehen lassen.

Der kleine Heinrich war — ganz nach französischen Mustern — in
ein Pensionat geschickt morden, wo er von der Welt, von der Familie und
von der Frauennatur offenbar nur eine sehr unklare Vorstellung hatte ge-

Winnen können. Da er stets ein Musterknabe war, mit Hellem Verstand
und gutem Gedächtniß, so ward er bereits in seinem siebzehnten Jahre
Student, und die ihm nicht entzogene kleine Gnadenzulage durch einige
Privatstunden vermehrend, sein eigener Herr. — Sein eigener Herr! — Als
wenn man sich, um dieser so viel mißbrauchten Bezeichnung würdig zu sein,
nicht vor Allem selbst beherrschen und kennen muß! —
Reußner hatte sich noch als Student verheirathet, und zwar mit einer
drei oder vier Jahre älteren Rheinländerin, war im Lauf der Jahre nicht
nur Vater, sondern auch Lehrer und sogar Oberlehrer geworden, hatte auch
den Doctortitel erworben, galt für einen tüchtigen Pädagogen, hatte nie
wieder mit Geld- und Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt und gehörte somit
derjenigen Klasse von Staatsbürgern an, welche man als eine gut situirte,
wo nicht glückliche bezeichnet.
Das war so ziemlich Alles, was ich von ihm wußte. Allerdings
hatte ich auch wohl seine Frau einige Male gesehen, aber ohne daß sie einen
besonderen Eindruck auf mich gemacht hätte, — weder im Guten, noch im
Bösen. Nur sagte ich mir damals, — dessen erinnere ich mich noch lebhaft
— sie muß mal, wenn auch keine regelmäßige Schönheit, so doch sehr hübsch
und glüthäugig gewesen sein, nur etwas schwerfällig wohl auch schon in jungen
Jahren!
Und wie mir so, manche gemeinsame Erinnerung auffrischend, ziellos
hin- und wiederschritten, lenkte sich das Gespräch auch auf die Ehe, mit der
sich Reußners Geist beständig beschäftigen mochte. Aber er sprach nicht gleich
von der seinen, sondern er machte nur so ganz im Allgemeinen die Be-
merkung, daß nur zu viel Ehen in Deutschland deshalb unglücklich seien,
weil die Frau gar zu sehr in der Wirthschast und in den kleinen Interessen
des täglichen Lebens aufgehe.
„Lieber mal einen Teller versalzener Suppe essen oder stehen lassen, als so
gar kein Verständniß für unsere geistigen Interessen finden. Ein wahres Elend,
daß der öde Klatsch sozusagen die Rolle der Fernsprech-Vermittlungsanstalt
zwischen den Gattenseelen spielt und daß sich diese höchstens in der Kinderstube
zusammenfinden. In Frankreich wird es ja wohl auch nicht an unglücklichen
Ehen fehlen — aber erklären Sie die aus ähnlichen Gründen?" fragte mein
Freund, indem er sein Auge über die herbstliche Pracht der Georginen und
des Geraniums schweifen ließ, welche das weite Parterre des Lurembourg-
Palastes in gar zu kunstvollen Linien umgrenzen und ihn an eine bessere,
duftigere Frühlingszeit erinnerten.
„Nein," erwiderte ich, — „ihre Erklärung finde ich eher in der Ver-
bildung der Jugend durch die zahllosen Pensionate, in der geringen Aus-
bildung des Familiensinnes, in den selten durch die Liebe geschlossenen
Ehen. . /'
„Pah, die Liebe!" unterbrach er mich mit geringschätzigem Ton. „Giebt
die eine Gewähr!"

„Wenn sie echt ist, ganz gewiß."
„Wer kann das vorher wissen!"
„Jeder, der seine Empfindungen gewissenhaft überwacht, der sich ehrlich fragt, ob das, was er zu empfinden glaubt, nicht nur seinen Lieblingsdichtern nachempfunden ist, und in den Vorurtheilen der Gesellschaft wurzelt . . . ."
Mein Freund seufzte.
„Sehr wahr, — aber diese Selbstprüfung und diese Menschenkenntniß, — denn es genügt nicht, sich selbst zu kennen! — setzt mehr voraus, als man bei einem blutjungen Menschen erwarten kann."
„Gewiß! und darum sind die blutjungen Ehen im Allgemeinen auch wohl nicht empfehlensmerth. Aber, um auf Ihre Frage zurückzukommen: die Französin besitzt zweifellos ein größeres Anpassungsvermögen, als die Deutsche, sie findet die Zeit, sowohl einem Hausstand vorzustehen, wie auch sich nebenher andauernd geistig zu beschäftigen und so mit größerer Leichtigkeit in dem Jdeenkreis des Gatten heimisch zu werden."
Reußner seufzte abermals, und mit dein Fuß die rollenden, melken Blätter fortstoßend, die uns der Wind entgegentrieb, fragte er urplötzlich:
„Haben Sie Tolstoi's Kreuzersonate gelesen?"
„Erst dieser Tage!"
„Daß sein Held mit so unmöglichen Idealen, — denken Sie nur an sein Keuschheitsdogma, welches lediglich eine Variante des Hartmann'schen Ideals von der freiwilligen Selbstvernichtung des Menschengeschlechtes ist, denken Sie an diese wunderliche Sonderung der idealen und sinnlichen Liebe, die spitzfindige Verneinung der Goethe'schen Zweifeelentheorie, — daß Tolstoi's Held, sage ich, nicht glücklich werden konnte, das begreife ich. Aber das Glück, welches mir vorschwebte, mar unendlich leichter zu verwirklichen, weit naturgemäßer, — und doch blieb es mir versagt!"
Er vermochte dem Drange, auf seine Herzensverhältnisse einzugehen, nicht länger zu widerstehen.
„Ist es nicht beinahe paradox," fuhr er lebhaft fort, „daß der Dichter fein Evangelium von einem Mörder, einem überspannten, dem Nicotingenuß ergebenen, mehr als nervenkranken Menschen verkünden läßt? Denn daß es sich um seine eigensten Anschauungen handelt, geht aus dem Ganzen klar hervor. Ist es da erstaunlich, daß er, trotz mancher feinen Beobachtung, deren Wahrheit ich nur zu schmerzlich empfinde, beständig übertreibt und das Leben in ganz falschem Lichte erblickt? Wo hat er beispielsweise gesehen, daß die Ehen vorwiegend unglücklich sind? Rings um mich her sehe ich Ehen, in denen das Glück keineswegs nur geheuchelt wird, weil geistige Wahlverwandtschaft sie herbeiführte. Gerade das mehrte meine Qual, macht mich neidisch. Ich fühle mich um so mehr Tantalus, als die lockenden Früchte keine verbotenen sind und ich mich wahrhaftig nicht deshalb verheirathete, um sie vor meinen Augen von anderen glücklichen Ehepaaren verzehren zu

sehen. Ich komme mir vor, wie Jemand, der im feuchten Schatten frösteln
und verkümmern muß, während er ringsher Sonnenschein erblickt und immer,
immer wieder frage ich mich, ob meine Schuld wirklich so groß mar, daß
ich sie so hart büßen mußte!"
„Welche Schuld?" fragte ich überrascht.
„Meine Hochzeit!"
Er stieß das Wort höhnischen Tones hervor, mit kurzem Athem und
die Hand auf die schmerzende Brust drückend.
„Ein flaumbärtiger Junge, der sich für schlau und überschlau hält, weil
er studirt hat und der Hochzeit macht," fuhr er dann wie über sich selbst
entrüstet fort — „ist das nicht zum Todtlachen! Und für diesen Dummen-
jungenstreich, den ich doch nur begangen habe, weil ich allein stand in der
Welt, ohne Erfahrung, ohne Rathgeber, übrigens aber aus durchaus ehren-
haften Beweggründen, — dafür so grausam, so für's ganze Leben bestraft
zu werden, — nein, das ist nicht gerecht. Nichts kann diese Härte recht-
fertigen, — weder Sittengesetz, noch Religion oder wie Sie es nun nennen
wollen."
Nach jedem ehelichen Zwist, nach jeder Enttäuschung verbitterte sich der
Urglückliche — das war leicht zu errathen — mit ähnlichen Betrachtungen
das Leben, lehnte er sich in tiefster Seele grollend gegen die bestehende Ge-
sellschaftsordnung auf. Ich empfand deutlich das Falsche oder wenigstens
das Zwecklose einer solchen Auflehnung, zumal bei einem Durchschnitts-
menschen, aber es ließ sich schwer in Worte kleiden. Mein Freund erwartete
andererseits mehr von mir, als einen banalen Trost, er wollte offenbar, daß
ich mich in seine Lage versetzte, um dann zu sehen, ob ich sie in derselben
Weise beurtheile, wie er, ob ich ihm zu dem rathen werde, was er selbst
schon gethan oder verworfen hatte und ob ich gar ein Auskunftsmittel misse,
auf das er noch nicht verfallen war, was mich allerdings vielleicht noch mehr
als ihn selbst überrascht hätte. In derartigen Fällen trifft nämlich fast immer
das zu, was Dumas in einer seiner Vorreden den Kunstrichtern erwidert:
Eure Einwendungen habe ich mir längst selbst gemacht, der Fehler war
indessen nur durch einen größeren zu vermeiden.
Obgleich wir wohl schon Beide Aehnliches erfahren hatten, so hielt das
doch weder den Einen ab, ohne Zuversicht zu hoffen, noch den Anderen,
ohne Hoffnung seine Freundespflicht zu thun und ziemlich unvorbereitet den
Seelenarzt zu spielen.
„Wir sprachen vorhin von Frankreich," bemerkte ich, mährend wir auf
einer Bank Platz nahmen, welche eine freie Aussicht auf den dem Florentiner
Palazzo Pitti nachgebildeten Lurembourgpalast gestattete, „dort besteht die
Ehescheidung, wie Sie wissen, noch kein Jahrzehnt und doch weist die Statistik
bereits an 15 000 Fälle auf."
Mein Freund verstand meine Anspielung.
„Ich habe Kinder," erwiderte er nach kurzem Sinnen.

„Mauben Sie nicht, daß es auch für sie besser ist, ihre Eltern ge-
schieden zu sehen, als beständig Zeugen ihres Zwistes zu sein?"
Reußner nickte schmerzlich.
„O, mir missen es, daß unser Zwist ihnen die Jugend verbittert und
diese Erkenntniß, so sollte man meinen, müsse eine versöhnende Wirkung
ausüben, nicht wahr? Aber nein — die elektrische Spannung langverhaltenen
Grolles, unausgesprochener Vorwürfe ist noch mächtiger, als die Zärtlichkeit
der Mutter und das Mitleid des Vaters. Die Gewitterwolke muß sich mit
Naturnotwendigkeit von Zeit zu Zeit entladen. Sie haben übrigens Recht,
lieber Freund, die Ehescheidung ist das geringere Uebel, aber — meine Frau
will sie nicht."
„Und warum nicht, wenn die Frage nicht unbescheiden ist?"
„Wegen des Kindes, aus Geldrücksichten . . ."
Er stockte, so daß ich leicht errieth, seine Frau habe noch einen weiteren
Gegengrund, dessen Bekenntniß indessen nicht recht über seine Lippen wolle.
Natürlich versuchte ich nicht, ihm sein Geheimniß abzulocken, sondern be-
merkte nur:
„Würden Sie für die schuldlose Frau und für Ihr Kind nach der
Scheidung doch selbstverständlich auch fernerhin sorgen!"
„Selbstverständlich! — Aber die Wittmenpension, die ihr wohl in
wenigen Jahren sicher ist und, fügte er nach abermaligem Zögern und in
einein Tone hinzu, den er vergeblich gleichgiltig zu stimmen suchte, und — wenn
ich mich nun wieder verheirathete —?"
Ich sah ihn überrascht an. Der Zusammenhang war übrigens nicht
schwer zu errathen. Ein so schmerkranker Mann, der sich noch dazu über
seinen Zustand keinen Illusionen hingab, würde ans den Gedanken einer
neuen Eheschließung schwerlich verfallen sein, wenn er sich damit nicht seit
langer Zeit getragen hätte! Jahrelange innere Kämpfe zwischen der freiheits-
durstigen Lebelust des Liebhabers und zwischen der pflichtbewußten Resignation
des Gatten und Vaters, — wie hatten Seele und Körper darunter leiden
müssen!"
„Ich verstehe," sagte ich mitleidig.
Reußner brauchte mit der vollen Wahrheit nun nicht länger zurückzuhalten.
„Schon um diese neue Ehe zu verhindern, will Barbara die Scheidung
nicht. Außerdem kann, selbst wenn es dazu käme, die Bedingung gestellt
werden, daß der Mann die oder die Frau nicht Heirathen darf. In nieiner
gebundenen Stellung würde der Proceß überdies den letzten Rest , meiner
Gesundheit zerstören, und da heißt es denn vorläufig abwarten und sich des
erreichbaren Glückes freuen."
Ich sann einen Augenblick nach.
„Ich fürchte sagte ich dann, daß Sie sich einer Täuschung hingeben,
wenn Sie -— verzeihen Sie das harte Wort! — im Ehebruch ein erreichbares
Glück zu finden wähnen, und Sie thun es auch nicht, wie ich aus dem Wort

„vorläufig" ersehe, welches die Scheidung ack «älencZas grasen vertagt
und wahrlich nur ein schlechter Trost ist. Das Schlimmste ist, daß Sie
dadurch falsche Hoffnungen in sich wach erhalten und das verewigen, was der
Franzose eine tsusM r,«8itiov nennt. Sie sind eine viel zu tief angelegte
Natur, um im Ehebruch Trost und Befriedigung zu finden, Sie müssen ans
Ihrer schiefen Stellung hinaus auf diese oder jene Weise."
„Das ist es gerade: auf welche Weise?" bemerkte er mit leisem Spott —
„Das ist der Stein der Weisen."
„Sinnen mir nach. Daß Ihre Frau Gemahlin eine neue Ehe zu ver-
hindern sucht, das begreife ich. Eine Mutter kann nicht anders handeln . .."
„Und ich auch nicht," unterbrach er mich beinahe heftig, einen leisen Vor-
wurf aus meinen Worten heraushörend, „es ist übermenschlich, eine Jugendschuld
um der lieben Pflicht willen, die sich so leicht predigen läßt, Zeit seines Lebens
freiwillig auf sich zu nehmen und abzubüßen, ich wiederhole es. Aber bevor
wir nachsinnen, wie ein armer Ehemann aus der Sackgasse hinausgelangen
soll, lassen Sie mich Ihnen zuvor ineine Leidensgeschichte wenigstens in aller
Kürze erzählen. Das wird mir das Herz erleichtern, denn Sie ahnen nicht,
wie diese Heimlichkeit mich drückt, zu der mich Familienstellung und Lehramt
verdammen. Gift im Schreibtisch, um meiner Familie die Pension zu sichern,
falls mein Verhältnis? offenkundig würde und Dienstentlassung drohte, —
Gift und Groll im Herzen, und heucheln und immer heucheln vor den Leuten,
Ehrbarkeit, Zufriedenheit und Gott weiß was heucheln, — sagen Sie selbst,
ist das ein Leben, ein Leben für einen Mann, der zu den Gebildeten der
Nation gehört, der die Jugend zur Wahrheit erziehen soll und es nicht vermag,
weil er selbst nicht zur Wahrheit erzogen ward! Glauben Sie mir, — daher
stammt alles Leid in der Welt seit undenklicher Zeit!"
Er hatte diese langathmige Rede in einem Athem gehalten, und der
war bei dem Aermsten nicht im Ueberfluß vorhanden. Seine Brust rang
nach Luft.
Vor- unseren Füßen spielte die Sonne mit den flackernden Schatten
halbentlaubter Bäume, um von Zeit zu Zeit, einem Lebenslicht vergleichbar,
urplötzlich zu verlöschen. Gedankenabwesend starrte Neußner längere Zeit
auf dies flinimernde Wechselspiel von Licht und Schatten, dann begann er
zu erzählen:
„In den ersten Seinestern meiner Studentenzeit hatte ich eine Haus-
lehrerstelle in Florenz angenommen, schon meiner schwachen Lunge wegen.
Der Aufenthalt bekam mir in der That so gut, daß auch meine geistige
Genußfähigkeit dadurch wesentlich gesteigert ward. Es war mir, als wenn
meine Brust sich dehne, um all die herrlichen Eindrücke aufnehmen zu können,
die ich unausgesetzt empfing. Sehen Sie, der Lurembourgpalast dort, welcher
mich, wie die Naturen rings um uns her, an Rom erinnert, verjüngt mich
nm zwanzig Jahre. Eine Fülle von Kunstdenkmälern sehe ich vor mir auf-
steigen, durchsonnt von jener heiteren Harmonie, von der ich so wenig in

Iugendhast und Shelaft.
das eigene Herz zu übertragen vermochte. Kurzum, der italienische Aufent-
halt hatte meinen kindlichen Optimismus außerordentlich gesteigert, und mit
den wunderlichsten Lebenshoffnungen und Vorstellungen bezog ich die Uni-
versität Bonn. Ich mar so recht in den Jahren, wo man liebt, well man
lieben muß und Gott Amor beinahe beschämt ist über seine leichten Siege.
Und diese Anlage zu einem Dummenjungenstreich, — ich weiß keine bessere
Bezeichnung dafür — half der Zauber noch entwickeln, den die Burgruinen,
die Sagenpoesie des Rheins, die herrlichen Studentenlieder, der goldglitzernde
Wein auf mich übten. Auch ich fand mein Seesenheim und bildete mir damals
ein — Gott verzeihe es mir, denn er hat es mich hart genug büßen lassen! —
klüger, sittlicher, großherziger als Goethe zu sein! Wie oft hatte ich schon in
der Prima den Straßburger Studenten mit feiner Friederike vermählt! Dieser
Ehe waren zahllose kleine Goethes beiderlei Geschlechtes entsprossen, welche
den deutschen Dichtermald aufzuforsten hatten, — kurzum, ich entschloß mich
mit unheimlicher Schnelligkeit, die letzten Capitel des unvollendet gebliebenen
Liebesromans mit eigenstem Herzblut zu schreiben."
Das mächtige, achteckige Wasserbecken vor dein Senatorenpalast schimmerte,
vor dem Feuerblick der Sonne zusammenschauernd, hell auf, als wolle es
den ersten Capiteln jenes Romans als Folie dienen.
„Meine Friederike, — wie sie missen, älter, als ich — hieß Barbara
und mar die Tochter eines Schulmeisters, dessen Dorf in größter Nähe von
Bonn liegt. Der Alte, ein Wittwer, war streng katholisch; die Religion der
Tochter war mir ihre Schönheit, blühend wie die Gärten und Weinberge
rings um ihr Vaterhaus. Tiese, schwarze Augen und fast ebenso glänzendes
tiefschmarzes Haar, dessen Ueberfülle die etwas niedrige Stirn gänzlich ver-
schattete, ein madonnenhaftes Oval des Gesichtes — doch diese Reininiscenzen
cm das, was wie falsche Liebe schwindet, interessiren Sie schwerlich," unter-
brach sich Reußner und fuhr dann, meiner Aufforderung entsprechend, fort:
„Ich lernte meine zukünftige Frau auf einem Hochzeitsfeste kennen, zu
dem ich einen meiner Commilitonen begleitet hatte. Wir waren fünf oder
sechs Studenten, und Alle tanzten mit einer Ausdauer, die ich bei ihnen bis
dahin nur in der Kneipe beobachtet hatte. Ich aber, — jünger und ver-
liebter als sie, — sah nur Barbara, tanzte nach einer Weile nur mit Bar-
bara und träumte von Barbara, selbst während die anderen Leute in ihrem
wunderlichen Dialekt zu mir sprachen. Es war ein herrlicher Frühlings-
abend, und der süße Fliederduft, der in den Ballsaal einströmte, schien mir
von ihrer Jugendschöne auszugehen, etwas von ihrem eigensten Wesen zu
sein und ihr Lächeln huldigend zu umkosen. Von dem Altan aus sah man
die glitzernden Wogen des Rheins und dahinter die großen und kleinen
Lichter der Dorfschaften, und über alle dem lag ein geheimnißvoll nächtiger
Schleier, der mir etwas von jener unendlichen Lebens- und Liebesfülle zu
verhüllen schien, die ich selbst in meiner Brust verspürte."
Reußner hielt bewegt und athemlos inne. Ein schwerer Wagen fuhr

an uns vorüber, beladen mit einem Orangenbaum, der aus einer mächtigen, mit Ketten umschlungenen Tonne hervorragte und aus der Herbstlandschaft in die Tropenatmosphäre des Treibhauses übersiedelte.
„Seine Sommerherrlichkeit ist aus, wie mein Liebesfrühling," bemerkte mein Freund mit schwermüthigem Lächeln, — „meine Lunge gehörte wohl auch am Besten in ein Glashaus. Wozu Sie übrigens mit der Schilderung von Empfindungen langweilen, die ich damals für echt reußnerifche hielt, aber seitdem in manchem besseren Liebesroman wiedergefunden habe. Die Bemerkung genügt, daß wir uns öfter sahen, trotzdem der Bater diese Begegnungen keineswegs begünstigte, und — daß wir schnell einig wurden. Wie oft habe ich es versucht, unseren damaligen Gemüthszustand, über den sich wohl keiner von uns klar Rechenschaft gab, nachträglich zu analusiren. Trotz meiner Verliebtheit war es mir übrigens nicht entgangen, daß Barbara die nie über Frankfurt oder Köln hinausgekommen war, und ein gewisses, von mir sehr günstig gedeutetes Verlangen trug, etwas mehr von der Welt zu sehen, — für meine Ideale im Großen und Ganzen doch nur wenig Verständniß hatte. So verblendet mar der zukünftige Pädagoge doch nicht, um zu übersehen, daß sie nur eine höchst elementare Bildung besaß. Aber diese Erkenntnis; wirkte gerade auf ihn eher stimulirend. Das läßt sich nachholen, sagte ich mir, und wer ist zu diesen: Liebeswerk mehr berufen, als Gatte und Schulmeister in einer Person? Die herrlichste aller Privatstunden wird die ihr ertheilte sein! mit ihren Kenntnissen wird auch unser Gedankenaustausch wachsen und gleichzeitig werden die Fäden ungesehen fließen, welche zwischen unseren Seelen tausend neue Verbindungen herstellen. Sie sehen, wie verführerisch eine solche Vorstellung für mich war, umfomehr, als ich mir vorredete, Barbara sei ungewöhnlich begabt. Es fehlte ihr in der That auch keineswegs an natürlichem Verstand. Daß gemisse Charakterfehler die Ausbildung der allergünstigsten geistigen Anlagen verhindern können, davon ahnte ich damals so wenig, wie von der Kunst, aus scheinbar unwesentlichen Zügen auf diese Charakterfehler und deren wahrscheinliche Entwicklung einen Schluß zu ziehen. Jetzt freilich sehe ich rückdenkend Manches, was nnr die Augen hätte öffnen sollen, wenn meine Erziehung eine minder einseitige, nicht rein wissenschaftliche gewesen wäre."
Nach kurzer Pause fuhr Neußner fort: „Es kommt noch eins hinzu. Barbara mar von ihrem Vater streng katholisch erzogen worden. Sie ging regelmäßig in die Messe, sie nahm an allen Processionen Theil. Ein wunderliches Mitleid rief in mir einen ebenso wunderlichen Rettungstrieb mach. Ich wollte die Geliebte nicht nur zur Höhe meiner classischen Weltanschauung emporheben, ihr alle Wissensquellen erschließen, ich wollte sie auch bekehren, — Sie errathen wozu: zuni Atheismus. Der zukünftige kleine Schulmeister fühlte sich damals als einen kleinen Luther der Aufklärung, eben der schwache Mann, welcher später am Sarge seines ersten und noch einzigen Kindes den Gottesglauben miederfand. Ich fühlte mich Hercules genug, um

den Himmel christlicher Weltanschauung auf meinen Schultern fortzutragen
und durch deren Schütteln die gläubigen Seelen wie Meteorsteine auf unsere
nüchterne Erde herabfallen zu lassen."
„Und gelang Ihnen denn das Bekehrungswerk wenigstens mit Frau
Barbara?" fragte ich lächelnd.
„Gerade genug, um die Wahrscheinlichkeit einer unglücklichen Ehe um
fünfzig Procent zu erhöhen."
Ich fah ihn verwundert an.
„Sie wissen, lieber Freund, daß die Anschauungsweise der Frau eine
ganz andere ist, wie die unserige. Unsere Augen sind durch Ideale, durch
Principien, kurzum durch vorgesaszte Meinungen beeinflußt, die der Frau
durch die Nerven und durch die sehr vractische, ganz und gar nicht
schwärmerische Erwägung: welche Beziehung hat das Geschaute zu meinem
lieben Ich? Ist es ihm vortheilhaft oder nicht? Eine vorübergehende ge-
putzte Dame beispielsweise erweckt sofort die Gedankenfrage: wie würde mich
ihre Tracht kleiden? würde ich darin besser aussehen? Haben Sie es nicht
beobachtet oder errathen, daß sich ein Weib für einen beliebigen Vorgang nur
dann wahrhaft interessirt, wenn er ihr angenehme oder auch unangenehme
Sensationen bereitet? Dies gilt in erster Linie für die Religion, für das
Gepränge des katholischen Gottesdienstes. Der gläubige Mann sieht, wenn
er ein wenig geistig entwickelt ist, in der Religion den Regulator des
Sittlichkeitsgefühls, er läßt sie aus sein Inneres wirken, und da er es thut,
gelangt er bemußt oder unbewußt zu dem Schluß, daß man, um ihre heil-
same Wirkung zu verspüren, zuvor ihr Wesen erfassen müsse. Und dazu
braucht er den Verstand.
„Ich verstehe, vorauf Sie hinaus wollen," unterbrach ich ihn, „bei
der Frau verhält es sich umgekehrt, sie — sie läßt die Religion nur auf
ihre Nerven, auf ihre Stimmung, auf jene Organe wirken, welche der
angeborenen Gefallsucht dienen. Sie sucht lediglich die Hülle und nicht
den Kern."
Reußner nickte.
„Ich bilde mir nicht etwa ein," sagte er, „damit eine wunderbare
Entdeckung gemacht zu haben. Das ist bereits hundert Mal und viel besser
gesagt worden, aber im praktischen Leben kommt es viel weniger auf das
Entdecken neuer Wahrheiten an — in den Büchern findet man deren mehr,
als ein Menschenleben verdauen kann, — als darauf, diejenigen altbekannten
Wahrheiten herauszufinden, die man braucht und die sich auf die eigenen
Verhältnisse anwenden lassen. Gemeiniglich geht es einem damit, wie dem
Laien, der ein Handbuch der Mcdiciu durchblättert. Die ärztliche Kunst
kommt ihn« kinderleicht vor, er würde alle Symptome des Scharlachkranken
sofort wiedererkennt«, wenn man ihm einen solchen vorführte, aber stellt
man ihn vor eine Mustersammlung von Hautkranken, so ist es mit seiner
Weisheit schnell zu Ende. Doch wie ist der geschwätzige Philologe da abgeschweift

in die Medicin, die ihn gar nichts angeht," unterbrach sich Reußner lachend, um dann ironisch hinzuzusetzen, „und die er auch nichts angeht, denn sie vermag so wenig für ihn zu thun, wie er für sie. Gleichviel! Nach dem eben Gesagten verstehen Sie, daß mein Bekehrungseifer, der sich lediglich der Waffen des Verstandes bediente, nur den kleineren und — besseren Theil von Barbaras Ueberzeugungen vernichten konnte. Ihre Neigung für das Conventionclle blieb intact, ja, entwickelte sich sogar um so mehr, als das sittliche Gegengewicht oder, wenn Sie lieber wollen, die Furcht vor der göttlichen Nemesis schwand. Ich hatte mir den besten Bundesgenossen für die mir bevorstehenden ehelichen Kämpfe vertrieben. Barbara wäre sicherlich fügsamer, empfänglicher für meine Bitten und Ermahnungen gewesen, wenn ich in ihr nicht inuthivillig jene Stimme erstickt hätte, welche sie, auf Gott zurückgeführt, beständig zum Gehorsam, zur Ergebung, zum Opfermuth ermahnt haben würde. War es nicht fatalistisch, daß sie sich später meiner eigenen Waffe gegen mich bediente, daß sie für ihre Art zu leben eben dieselbe Freiheit beanspruchte, die ich ihr auf religiösem Gebiet aufgedrungen hatte?

„Erinnern Sie sich", bemerkte Reußner nach kurzem Sinnen und, wie mir schien, ganz vom Thema abspringend, „erinnern Sie sich der Worte Arabantios im Othello:

Sei wachsam, Mohr! Hast Augen Du zu sehen,
Den Vater trog sie, so mag's Dir geschehen!

„Nein, sehen Sie mich nicht so seltsam an. Barbara ist mir nicht minder treu gewesen, als Desdemona dem Mohren und gerade das hat den Widerstreit meiner Empfindungen nur erbitterter gemacht. O, in diesem Punkt kann ich dem Helden der Kreuzersonate völlig nachfühlen: Beinahe möchte ich, daß meine Frau schuldig wäre, so sagt derselbe, damit ich mich mit freierem Muthe rächen kann! Meine, ich kann es nicht anders bezeichnen, meine ideale Thätigkeit, der stete Verkehr mit der noch leidlich unschuldigen Jugend, sehen Sie, das schützt mich vor derartigen Ercessen der Einbildungskraft, ich überlasse mich nicht unthätigem, krankhaften Brüten, ich bin nicht blutdürstiger, als meine Primaner, als eine Taube oder ein Lamm, aber ich empfinde das beständige Bedürfnis;, meinen Vorwürfen, meiner Klage über ein verlorenes Leben noch mehr Gewicht zu geben, um es dadurch vor meinem Gewissen zu rechtfertigen, daß ich mich in den paar Jahren, die mir in der Oberwelt noch zu bleiben vergönnt sind, für meine Entbehrungen schadlos zu erhalten suche."

„Ich verstehe ihr Shakespeare-Citat noch immer nicht," unterbrach ich ihn. . . .

„Lachen Sie mich nur aus," erwiderte er mit beinahe heiterein Ton, „ich warne meine Schüler jahraus, jahrein vor den traumhaften Sprüngen der Einbildungskraft und jetzt — wo es sich um meine eigenen Verhältnisse handelt — verdiene ich selbst den Ehrenplatz des Ultimus. Mein Citat

also bedeutet, daß sich Barbara von mir entführen ließ, daß sie später ihre Pflicht gegen ihren Gatten vergaß, wie sie die gegen ihren Vater vergessen hatte, ihre Pflicht nämlich, mir, wenn ich so sagen darf, geistig entgegenzukommen."
„Sie entführten Ihre Frau?" wiederholte ich verwundert.
Er nickte.
„Weil der kleine Dorfschulmeister mir, dem zukünftigen Gymnasiallehrer, aus rein religiösen Gründen die Hand seiner Tochter verweigert hatte. War ich nicht Protestant? Sie sehen, auch hier hatte der Teufel wieder leichtes Spiel, hatte er mir doch nur in's Ohr zu flüstern brauchen: Du thust ein gutes Werk, daß Du sie aus ihrer geistigen Umnachtung errettest. Ohne diese Befreiungsthat müssen ja all ihre schönen Anlagen verkümmern. Es ist Deine Pflicht, die Pflicht des stärkeren Mannes, sie vor dem eigenen Vater zu schützen."
„Und Fräulein Barbara ließ sich willig entführen?"
„Nach einigen Kämpfen, — verhältnißmäßig leicht! Mein Gift hatte schon zu wirken begonnen. Ihr Pflichtgefühl war durch meine Schuld schon so erschüttert, wie heute das meine durch ihre Schuld, fügte er düster hinzu. — Ich wunderte mich damals selbst über die Leichtigkeit, mit der sie meinem Dringen nachgab. In meiner blinden Eitelkeit erklärte ich es mir aus ihrer übergroß«! Liebe zu mir, statt aus ihrem Charakter. Ihren Stolz, ihren Hang zum Prunk und zum Prunken, welcher durch ihre Erziehung eher verstärkt, als abgeschwächt morden mar, konnte sie in einer großen Stadt und in den Gesellschaftskreisen eines Gymnasiallehrers sicherlich viel leichter befriedigen, als in einem halben Dorfe und an der Seite eines Weinbergbesitzers oder Apothekers. Das mar von dem drei Jahre älteren Mädchen offenbar klar erkannt worden und auch in der richtigen Beurtheilung meines Charakters bethätigte sich ihr nüchtern praktischer Sinn, denn zweifellos hatte sie sich gesagt: .er wird Dich nicht nur entführen, sondern auch Heirathen. Er wird sein Versprechen halten/ Zwischen den Flüchtigen ging es übrigens in allen Ehren zu. Ich brachte Barbara, deren kluge Zurückhaltung mich entzückte, bei meiner inzwischen verstorbenen Schwester unter, und da ich mündig und dienstuntauglich war und dicht vor dem letzten Eramen stand, so ward bald Hochzeit gefeiert, und zwar in aller Stille und Heimlichkeit, wie es sich für den größten Schnitzer meines Lebens auch geziemte. Uebrigens hat Tolstoi auch darin Unrecht, daß er die Flitterwochen leugnet. Die Unsrigen waren zwar ein wenig getrübt durch die Erinnerung cm den zürnenden Vater, aber unsere Selbstsucht ließ sich den Genuß der Gegenwart doch nicht verkümmern, und mit Wonne bissen wir in die verbotene oder wenigstens von dem Alten verweigerte Frucht. Die Studentenehe, die eheliche Studentenwohnung hatten für mich, der ich schon als Secundaner für die Dachstubenliebe geschwärmt hatte, nun überdies einen unbeschreiblich romantischen Reiz, was bei Barbara freilich ganz und gar nicht der Fall mar. Sie empfand diesen interimistischen Aufenthalt als eine Art von

Engen von Zagom in Paris,
Demüthigung, sie wollte höher hinaus. Ohne daß sie es gerade aussprach, errieth ich es doch so halb und halb und das warf den ersten leisen Schatten in das sonnige Zukunftsbild, das ich wir ausgemalt hatte."

Nach kurzem Träumen fuhr Reusmer fort:

„Sobald ich Lehrer geworden mar, an einem Breslauer Gnmnasium, wie Sie wissen, richteten wir uns besser ein, mit der Familie erweiterte sich auch die Wohnung, die wir, höchst bezeichnend für das Unbefriedigtsein unserer Seele, beständig wechselten. Und jedes Mal, wenn das Gehalt stieg, richteten wir uns wiederum besser und immer besser ein, zogen wir vom dritten, zum zweiten Stock und vom zweiten zum ersten herab. Je mehr aber die Zahl der Treppen abnahm, die wir zu erklimmen hatten, je mehr entfremdeten wir uns, und so wurden mir dann die Stufen gleichsam zum Gradmesser unserer Herzenswärme. Je weicher die Treppenläufer wurden, welche den Fußtritt des aus der Schule Heimkehrenden erstickten, je langsamer stieg er hinauf, je stiller und kälter ward es auch in seinein Herzen. Und der Augenblick trat ein, wo mir der bloße Gedanke an das Wiedersehen statt eines freudigen Herzklopfens geradezu ein peinliches Gefühl verursachte. So schnell wie möglich zog ich mich in mein Arbeitszimmer zurück, um in mich hineinzuklagen. Doch da bin ich in meiner Erzählung wieder sprunghaft verfahren, denn ich möchte, daß Sie alle Entwickelungsstufen meines Elends klar vor Augen sehen. Der Hauptgrund zu unserer Entfremdung war — welche Ironie des Schicksals! — eben jene mangelhafte Vorbildung Barbaras, in der ich in meiner Afteriveisheit die Quelle herrlicher Geistes- und Herzensanregungen entdeckt zu haben wähnte. Ich erlebte mit Barbara in der That etwas Aehnliches, wie Goethe mit seiner Friederike in Straßburg, Aehnliches und doch auch wieder viel Schlimmeres, da ich's weiter getrieben hatte, als er, und das an mir erleben mußte, wovor ihn sein ahnungsvoller Blick und sein klareres Urtbeil bewahrt hatten."

„.Wie kommt es', fragte ich, ‚daß sie im Verkehr mit einer Gesellschaftsklasse, deren Bildung der ihres dörflichen Umgangs offenbar überlegen war, nicht selbst das Bedürfniß fühlte, ihre Kenntnisse zu erweitern?'"!

„O, sie fühlte es wohl, aber es liegt oft ein weiter Weg zwischen dein Wunsch und seiner Erfüllung! Unter den Frauen meiner Amtsbrüder fand sich keine, die nicht mehr von Welt und Wissenschaft wußte als Barbara, und Viele, denn Bildung eine geradezu gediegene war nnd meine Frau entmuthigen mochte. Jedesmal, wenn Barbara ihre Unwissenheit verrieth und etwas Schiefes bemerkte, — was man ihr übrigens in der ersten Zeit um ihres kindlich naiven ToneS willen verzieh, — war ich peinlich berührt, und zwar weniger noch um meinet- als um ihretwillen, da sie weit öfter als ich, das spöttische Lächeln der Frau Professorin, das gutmüthigc des Herrn Professors entdeckte. Niemals fühlte sie sich heimisch in diesem Kreise, und um so weniger, als sie darin wenn auch nicht die jüngste Frau, so doch die Frau des jüngsten Lehrers gewesen war, Frau Reußner schlechtweg, und nicht

Frau Doctorin, Frau Oberlehrerin, Frau Professorin, Frau Directorin. Und
so hatte sie sich denn von Anfang an auch gesellschaftlich als letzte gefühlt,
und dieser erste, ihr Selbstgefühl verletzender Eindruck wirkte noch zu einer
Zeit nach, wo sie bereits einen Titel und den Vortritt vor Frau 5. und Frau A
hatte. Als sie sich nun gar einmal von der Frau Directorin, die sich kraft
ihres Alters und ihrer Stellung dazu berechtigt glauben mochte, eine kleine
Zurechtweisung gefallen lassen mußte, da verbarg sie nur mühsam ihre
Empfindlichkeit, unter der ich hernach zu leiden hatte. Auch mar sie fast
jedesmal verletzt, wenn ich sie nach der Gesellschaft in zartester Fonn auf
diesen oder jenen Verstoß aufmerksam machte. ‚Schon wieder!' rief sie,
oder wohl gar: ‚Das sagst Du nur, um mich zu demüthigen, um mich
fühlen zu lassen, wie tief ich unter der Frau Oberlehrerin stehe. Warum
hast Du Dir nicht eine ebenso gelehrte und kluge und vollkommene Frau
auSgefucht! — ich bin, wie ich bin!" Wieder ein andermal bildete sie sich
ein, oder stellte sie sich wenigstens so, als glaube sie, daß ich ihren Vater
und damit ihre Herkunft bemakeln wolle. So sehr sie sonst auch darauf
stolz mar, die Frau eines Gymnasiallehrers zu sein, so fühlte sie sich in
solchen Augenblicken doch sehr lebhaft als Tochter des Dorfschulmeisters, und
die Tochterliebe mußte dazu herhalten, um ihre verletzte Eitelkeit zu verkleiden."

„So gelangte Ihr Lieblingsgedanke, der Lehrer ihrer Frau zu sein, also
überhaupt nicht zur Ausführung?" unterbrach ich Reußner.

„Doch! — eine Zeit lang. Aber Barbara war, trotz ihrer Empfind-
lichkeit, trotz des plötzlichen Hervorbrechens ihres aufgestauten Grolls, trotz
ihrer mit völliger Gleichgiltigkeit oder Verstimmung abwechselnden launischen,
allerdings im Lauf der Jahre immer seltener werdenden Zärtlichkeit doch im
Grunde genommen eine phlegmatische Natur. Je mehr ihre Körperfülle zu-
nahm und die Fehler ihres Wuchses und ihrer Bewegungen hervortreten ließ,
— und es geschah verhältnißmäßig früh, da sie ja älter war als ich, — je
mehr erkannte ich es. Anfangs überwand sie ihre Trägheit, und da sie
natürlichen Verstand besaß, so überzog sich ihr sehr elementares Wissen
mit einer leichten Firnißschicht, ohne daß sie es indessen je zu jener den
romanischen Frauen so eigenthümlichen Kunst des sich Anpassens und Nevrä-
sentirens gebracht hätte. Und da sie in: Grunde genommen kein schlechtes
Herz hatte und für mich anfangs eine Art von Liebe empfand, die zwar
nie frei von Selbstsucht, aber doch noch nicht mit Haß untermischt war, so
erfreute sie mich bisweilen durch ein reges Interesse an meiner Schulthätig-
keit, meiner Privatarbeit, ineinen Schülern, meinen Studentenerinnerungen,
meinen Eraminas, stets außerordentlich erfreut, wenn ich mir eine neue
Facultas erwarb. Und wenn ich dann mal nach einer Flasche heimatlichen
guten Rheinweins ein lustiges Kneiplied anstimmte und für Victor Scheffel
schwärmte, so lohnte sie es mir durch ein kameradschaftliches Schmunzeln,
das mich für manche Enttäuschung entschädigte. Aber auch diese Lichtblicke
wurden immer seltener. Der Unterricht — um auf ihn zurückzukommen, —

gipfelte immer häufiger in ehelichen Scenen, dessen Zeugen zuerst indiscrete Dienstbotenohren, und dann auch die Pensionäre, das Kind wurden.
Barbara fand tausend Entschuldigungen für ihre geistige Trägheit: die Wirthschaft, das Kind, sodass mich diese wenigen Unterrichtsstunden zuletzt mehr angriffen als der ganze Gymnasialunterricht. Und so folgten sie sich denn in imnier größeren Abständen, und endlich fügte ich mich in das Unvermeidliche, nachdem ich zuvor noch diesen letzten Versuch gemacht hatte: ,ich bin vielleicht zu nervös/ sagte ich ihr mit möglichst freundlichem Ton, ,und eben gerade deshalb, weil ich noch viel mehr Interesse für Deine Fortschritte habe, als für die meiner Schüler, — wie märe es, wenn Dir ein Anderer Unterricht ertheilte?'"
Vielleicht mochte ich bedenklich den Kopf geschüttelt haben, denn er fuhr fort: „Sie haben es errathen, nicht wahr, daß sie diesen Vorschlag entrüstet zurückwies? Sie, die Frau eines Gymnasiallehrers, eine Frau Doctorin, vielleicht bald Frau Professorin Unterrichtsstunden nehmen? Was würde die Welt dazu sagen! Und das Ende vom Liebe, einem recht traurigen Liebe, war wieder dies: ich bin was ich bin. Du wirst nun schon vorlieb nehmen müssen mit meiner Dorfschulbildung! Es ist zu spät! — Zu spät! Das ist der selbstbeschönigende Trost träger Naturen! Und ich fügte mich endlich in der That darin, wie ein Lehrer in das Schicksal seines Ultimus, der nicht versetzt werden wird, — nur mit etwas bittereren Gefühlen. Desto schlimmer für sie und — für mich, dachte ich, und Sie werden leicht verstehen, daß mit der Hoffnung auf ein sich Verstehen, mit dem Interesse an ihrer geistigen Entwickelnng auch inein Interesse für ihre Person verschwand. Es kamen Augenblicke, wo auch ich zu hassen begann, besonders wenn sie mich für die Entzweiung mit ihrem Vater verantwortlich machte. Beinahe heftig erwiderte ich dann mit ähnlichen, schlecht verhüllten Vorivürfen: Du warst kein Kind, als Du Dich von mir entführen ließest — o, nichts weniger, als ein Kind!"
„Setzen wir uns," unterbrach sich Neußner, „das Athmen wird mir schwer beim Gehen."
Nach kurzer Pause fuhr er fort:
„In solchen Stunden machte ich meinein gepreßten Herzen rücksichtslos Luft, aber ohne weiteren Erfolg, als sie noch gehässiger zu stimmen. Und nun fing sie gar auch an, mich mit ihren anfangs ganz ungerechtfertigten Eifersüchteleien zu plagen, was mich doppelt verbitterte, mich vor mir selbst dreifach zum Märtyrer stempelte, bis ich mir endlich sagte: wozu der nicht mehr geliebte», beständig keifenden, in hysterische Wuthkrämpfe verfallenden Frau ZDpfer bringen, die sie nicht anerkennt, an die sie nicht einmal glaubt? O, die arme Frau mag vor dem Spiegel und bei jeder Anspielung auf ihr höheres Alter, zu der sie mich doch aber geradezu herausforderte, auch entsetzlich gelitten haben, mag ihr diese Anspielung doch jedesmal als eine Androhung ehelicher Untreue erschienen sein! Und in der Tbat kam es dazu, nmßtc es dazu kommen!"

Eine Schaar graugekleideter Knaben unter der Aufsicht einiger Priester
eilte wetteifernd auf Stelzen an uns vorüber und würde mich zu anderer
Zeit vielleicht an die olympischen Spiele oder — an die Hindernißrennen
von Auteuil erinnert haben. Aber der Anblick dieser hoffnungsfrohen Stürmer,
die sich ihren Platz im Leben erobern und Andere daraus verdrängen zu
wollen schienen, gab meinen Gedanken jetzt eine ganz andere Richtung.
„Und ihr Kind?" fragte ich, „mar es Ihnen kein Trost?"
„Gewiß! Es war eine gute Weile ein Bindeglied zwischen den Eltern.
Es war mir keineswegs eine Last, wie Tolstoi es als die Regel ausstellt,
sondern thatsächlich ein Herzenstrost, die Entschädigung für manches verlorene
Ideal, das in ihm wieder hätte aufleben und wenigstens für ihn sich hätte
verwirklichen können. Allerdings kann mir der russische Dichter entgegenhalten:
Sie traten auch nicht als Libertin in die Ehe, wie mein Kreuzersonatenheld.
Aber darauf kann ich ihm zweierlei erwidern. Zunächst dies: trotzdem ich
niemals ein Lüstling gewesen bin, war meine Ehe doch nicht glücklich. Als-
dann: was Dein Held vor der Hochzeit that, das hole ich jetzt nach, wohl-
verstanden mit dem schon eben betonten Unterschied, daß ich kein Libertin
bin, sondern ein Liebedurstiger. Sein Herz war zu leer, das meine — zu
voll. Doch davon nachher, zunächst will ich Ihnen Ihre Frage beantworten.
Ja, mein Kind war mir ein Trost, so lange es jung mar. Wer dann kam
die Zeit, und das hat Tolstoi richtig beobachtet und das ist der Fluch jener
unglücklichen Ehen, in welchen die Gemeinschaft der Körper die der Seelen
überlebt, es kam die Zeit, wo mein Kind für seine Mutter Partei nahm,
zuerst im Herzen und dann auch so, daß ich es immer deutlicher zu erkennen
vermochte. In tausenderlei Art bekundete sich das, meist in Kleinigkeiten,
welche der väterlicheil Eifersucht indessen nicht entgingen und aus denen der
mütterliche Einfluß hervorleuchtete. Glauben Sie mir, keine Erinnerung ist
mir bitterer, als gerade diese und um so mehr, als ich dagegen beinahe
machtlos mar, denn jeder Vorwurf, den ich dem Kinde gemacht haben würde,
hätte in seinen Augen die Mutter selbst getroffen. Und das wollte ich um
keinen Preis, Ich mochte mich nicht derselben Waffen bedienen, wie Barbara,
das Kind nicht gegm die aufreizen, die ihm eine treue, wenn auch schwache
Mutter war. Es würde den letzten Schein unserer Famlliengemeinschaft
zerstört und diese völlig entwürdigt haben, wenn ich den heranmachsenden
Sohn zum Nichter in unserem Ehezwist gemacht hätte. Nein, da zog ich es
vor, mich in seinem Herzen ungehört verurtheilen zu lassen und selbst auf
das Vaterglück zu verzichten. Es ist nicht die Schuld des armen Jungen,
daß auch er sich mir entfremdete, ich weiß es wohl, aber es ist auch nicht
die meine, es ist die tragische Folge einer leichtsinnig geschlossenen Ehe, gegen
die eine höhere Weisheit — ich weiß selbst nicht welche! — einen schützen
sollte. Hatte mein Kind denn ein Urtbeil? Mußte es den nicht am Meisten
lieben, der ihm am Meisten schmeichelt, der ihm Alles hingehen läßt, der
es vor gerechter Züchtigung schützt? Statt uns zu nähern, entzweite es uns

unbewußt noch mehr. Die beständige Meinungsverschiedenheit über die Art, wie es zu erziehen sei, das Bewußtsein, daß ich ihm nichts mehr sei, ließ mich am Tiefsten empfinden, wie verfehlt unsere Ehe ist. Und um mein Mißgeschick vollkommen zu machen, nahm auch Barbaras Vater, mit dem ich mich nicht ohne ernste Opfer meiner Eigenliebe versöhnt hatte, zum Dank dafür Partei gegen mich, sodaß ich mir schließlich verlassener vorkam, als in der Kindeszeit. Selbst meine Amtsbrüder, deren Umgang ich Barbaras wegen wenigstens außerhalb der Schule vermied, standen mir viel ferner, als es sonst der Fall gewesen wäre. Die Gesellschaft aber, die wir, eine Stufe hinabsteigend, aufsuchten, mißfiel mir aus naheliegenden Gründen, und auch Barbaras Ehrgeiz, der die zahlreichen ernsten Versuche zu seiner Befriedigung überlebt hatte, genügte sie nicht. Das Bierhaus ward mir zum Bedürfnis?, obgleich ich nie ein großer Trinker gewesen war oder geworden bin, — nicht um des Bieres willen, sondern weil es nicht mein unseliges Heim war. Und meine Frau mochte Aehnliches empfinden, denn sie begleitete mich nach den Streitscenen oder richtiger gesagt, nach den Versöhnungsfcenen, welche die Periode des Waffenstillstandes einleiteten, gern in's Wirthshaus, wo die Gegenwart Fremder oder flüchtiger Bekanntschaften die Streitsucht dämpfte. Uebrigens stritten wir uns in den letzten Jahren seltener, well wir über die Kleinigkeiten hinaus waren und das Sprichwort: ‚mas sich liebt, das neckt sich', und aus Neckereien entsteht oft Zank! auf uns keine Anwendung mehr fand. Der Niederschlag aus unseren romantischen Anfängen war eitel Prosa."

„Und fanden Sie denn nicht wenigstens in der Arbeit Trost?" fragte ich.

Reußners Blick heftete sich schwerinüthig an eine Gruppe von Kastanienbäumen, deren braune Blätter bei jedem Windstoß in Todesfurcht zu erbeben und sich an den Mutterzweig anzuklammern schienen.

„Gewiß fand ich auch darin Trost. Ich kann es Ihnen gar nicht schildern, wie ich mich, nach längerem Krankenlager, auf die Schlingelgesichter meiner Secundaner freute, auf dies junge, frische Blut, dein der Himmel noch voll Baßgeigen hängt. Gewiß fand ich auch in der Privatarbeit Trost, aber meine elende Brust gestattete mir ihn ja nur in kleinen, in immer kleineren Dosen, — und dann, — glauben Sie es mir! — man arbeitet noch einmal so leicht und frei, wenn man weiß, für wen man arbeitet."

Neußner hielt einen Augenblick inne, als wolle er Kraft sammeln zur Schilderung des großen Wendepunktes in seinem Leben.

„Wie Tolstoi in einem entscheidenden Moment seiner Erzählung sagt: ‚der Mann erschien', — so sage ich: das Weib erschien, weil es inir erscheinen mußte, weil alles in mir sich nach ihm sehnte, auf seinen Empfang vorbereitet mar. Ich hatte, wie Faust, den Zaubertrank im Leibe, sodaß ich in jedem Weibe Helenen sah, die Erretterin, die Trösterin meiner letzten Lebensjahre oder gar Zauberin, die mit meinein wunden Herzen meine wunde

Brust mit Lebensbalsam heilen sollte. Ja, ja — ich hielt diese Heilung
sür möglich und halte sie vielleicht noch jetzt für möglich, — wenn — und
der unbewachte Ausdruck seines Gesichts nahm fast einen verzückten Ausdruck
an, — wenn ich frei märe! —"
Von Neuem kam die bestelzte Kinderschaar an uns vorübergestürmt.
„Als wenn sie nicht schnell genug durch's Leben kommen könnten!"
bemerkte Reußner, dessen Gesicht sich schnell wieder verdüstert hatte, mit
einem bitteren Lächeln: sie kennen dessen Werth und dessen Beschränkung
noch nicht genug."
Ich empfand ein lebhaftes Mitleid mit dem, der schon mit einem Fuß
im Grabe, von Liebe und Freiheit träumte. Ja, — die Freiheit sollte ihm
bald werden, aber nicht die von ihm ersehnte! —
„Und diese Helene, wie ich sie Ihrem Glelchniß entsprechend nennen
will, erwiderte Ihre Liebe?"
Reußners Augen nahmen einen beinahe metallischen Glanz an, als
er mit leidenschaftlich bejahender Geberde ausrief:
„Und diesmal täusche ich mich nicht."
„Und sie weiß, daß Sie verheirathet sind?"
Reußner stutzte.
„Sie machen ihr einen Vorwurf daraus?"
„Das werden Sie begreiflich finden, — Sie würden es in anderer
Lage auch thun. Einen verheiratheten Mann den Seinen abspenstig
machen! —"
„Abspenstig?" miederholte er beinahe verletzt. „Wie das klingt! —
Wer ssagt Ihnen denn, daß sie nicht alles gethan hat, um mich fern zu
halten! Sie lächeln ungläubig? —"
„Weil ich aus Erfahrung weiß, daß die Frau einen fem halten kann,
wenn sie es wirklich will, und daß es sich, wenn es ihr nicht gelingt, meist um
ein geheimes Besiegtsein-Wollen handelt, um eine Taktik, welche zweierlei
beabsichtigt: dem Mann ihren Besitz ^begehrenswerther erscheinen zn lassen,
und — verzeihen Sie! — seinem Selbstgefühl zu schmeicheln.",.
Reußner wollte verletzt antworten, aber er bezwang sich.
„Das kenne ich, aber glauben Sie mir, — das trifft hier nicht zu.
Beweisen kann ich es Ihnen natürlich nicht, dazu müßte ich Ihnen kdie
Dame vorstellen, und selbst ^ann —^Kurzum sie ist nichts die, für welche
sie von Ihnen gehalten wird, — das müssen Sie mir nun schon auf's Wort
glauben. Wenn wir das nicht als zweifellos hinstellen und darauf fußen,
so 'hätte ein weiterer Meinungsaustausch über diese traurige Angelegenheit
überhaupt keinen Zweck."
Trotzdem ich lebhaft fühlte, daß bei einer solchen, von, wie mir schien,
grundfalscher Voraussetzung ausgehenden Erörterung nicht viel Gescheidtes
herauskommen könne, durfte ich doch aus Rücksicht für meinen Freund das
Gespräch nicht abbrechen. Auch konnte es ja immerhin möglich fein, daß

sich Reußner in seiner Helena weniger getäuscht hatte, als in Barbara.
Und blieb dieser seelische Conflict, der die körperliche Auflösung meines armen Freundes leider unheilvoll beschleunigen mußte, nicht um seiner selbst willen interessant? war dieser Fall doch keineswegs ein vereinzelter.
„Sie thun ihr und selbst mir mit ihrem Argwohn Unrecht," fulir er erregt fort. „Gegen das, was Goethe so treffend Wahlverwandtschaft genannt hat, kann man wohl ankämpfen, — und das haben wir redlich gethan! — aber wenn man schließlich eingesehen hat, daß es vergeblich ist, dann giebt man den Kampf zögernd auf und tröstet sich vor seinem Gewissen damit, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Ultra posLS nemo odliAätur. Sie lächeln abermals —?" fragte er, nun selber lächelnd, — „Sie zweifeln an meinem guten Willen, zu siegen, mich selbst zu besiegen?"
„An ihrem guten Willen, — nein! Wohl aber an der Zweckmäßigkeit Ihrer Waffen."
„Was meinen Sie damit?" fragte er überrascht.
„Ich meine damit, daß Sie zu Ihrer Selbstüberredung solche Waffen, solche Argumente wählen, welche gerade für das kämpfen, was Sie bekämpfen wollen. Sie folgern also beispielsweise so: ich könnte glücklich werden. Was hindert mich daran —? Der Widerstand meiner Frau, ferner die Weltmoral, ferner mein durch diese Moral angekränkeltes Gewissen, ferner meine gesellschaftliche Stellung, schließlich meine Eigenschaft als Familienvater. Und dann fragen Sie sich weiter: sind das alles wirkliche Hinderungsgründe? und Ihre Antwort lautet: nein! Den Widerstand der Fran könnten Sie vielleicht brechen oder sich darüber hinwegsetzen. Was ist Moral? — ein wechselnder Begriff und darum zu unkräftig, uin Sie zum Opfer Ihrer Liebe zu Gunsten der Ehelüge zu zwingen. Ihr Kind vermag sie so gut zu entbehren, wie Ihre Frau, da Sie für Beide auch nach der Scheidung sorgen würden, und Ihre gesellschaftliche Stellung endlich könnten Sie nöthigenfnlls aufgeben, da Sie genügende Kenntnisse besitzen, um sich und die Ihrigen durch Ihre Feder zu ernähren, — sind das nicht ungefähr Ihre Gedanken, mein lieber Freund?"
„Gewiß!" bestätigte Reußner eifrig. „Ich bin neugierig, was Sie dagegen vorzubringen haben."
„Wenig, aber doch etwas!" erwiderte ich. „Zunächst steht es doch noch nicht so fest, daß Sie glücklich werden würden, — nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht und nehmen'wir Alles für erwiesen an, was Sie für diese Annahme geltend machen können. Ihre Helena besitzt das feinste Verständnis; für Ihre Ideale, sie erwidert Ihre Liebe aufrichtig, an ihr sind nur Vorzüge zu entdecken, — mehr kann ich Ihnen doch wahrhaft nicht entgegenkommen. Und trotzdem behaupte ich, daß das Alles noch keine hinreichende Gewähr giebt?"
„Warum nicht?"

„Weil Sie nicht wissen können, ob die Erinnerung an Ihre Familie nicht doch endlich wie ein Schatten zwischen Sie treten würde."
„Weniger als jetzt," warf Rcufzner ein.
„Mag sein, mein lieber Freund — und trotzdem ich daran zweifle, nehmen wir an, das Sie auch darin Recht haben, ja, gehen wir sogar noch einen großen Schritt weiter: Sie sollen wirklich mit ihr glücklich werden. Aber besitzen Sie — und das ist mein zweites Bedenken! — besitzen Sie wirklich das sittliche Recht, die Ihrigen Ihren? Glücke zu opfern?"
„Sie haben ja schon selbst darauf geantwortet, als Sie sagten: was ist Moral? und als Sie mir die sehr richtige Bemerkung in den Mund legten: man kann mich sehr gut entbehren!"
„Auf das Thema von der Moral kommen wir noch zurück," erwiderte ich. „Das Andere aber bilden Sie sich gewiß nur ein, wie Sie selbst Ihre Familie vielleicht viel weniger leicht entbehren würden, als Sie wähnen, denn es ist ein Anderes, ob der Tod uns trennt — wo der Ueberlebende sich dann leichter in das Unabänderliche fügt, — oder ob wir, ihm grausam vorgreifend, sein Henkeramt verrichten. Ich kenne Ihr Herz viel zu gut, um nicht zu errathen, daß Sie — trotz Allem — ein liebender Vater sind."
Reußner erwiderte nichts. Er war sichtlich bewegt und ich versuchte, daraus Nutzen zu ziehen.
„Lassen wir alles Philosophiren," rief ich mit Wärme, „und entschließen Sie sich zu dem Allereinfachsten, Allernatürlichsten, gewinnen Sie sich Ihr Kind zurück! Jetzt, wo es mehr Verständniß für Ihre guten Absichten haben muß, kann der Versuch nicht fehlschlagen."
Mein Freund schüttelte traurig den Kopf:
„Es ist zu spät."
„Warum?"
„Weil Kindesliebe nicht plötzlich erwacht, wie — wie jene Andere — und dann? wie lange habe ich denn noch zu leben?"
Sein Husten bestätigte diese Bemerkung unheilvoll und seine Augen schienen die Sonne zu suchen, die hinter den Zwillingsthürmen von Saint-Sulpice bereits verschwunden war.
„Nicht doch, — Sie überschätzen Ihre Krankheit und Sie glauben ja selbst nicht an deren Nnheilbarkeit, — der beste Beweis dafür ist Ihre neue Liebe."
„Darin irren Sie nun doch, Verehrtester, die Liebe ist nur — das süßeste Gift."
Ich erschrak ebenso über den Inhalt seiner Worte, wie über die unnatürliche Ruhe, mit der er sie vorbrachte.
„Sie scherzen, so hoffe ich . . .?"
„Keineswegs! Blausäure ist für mich nur die nliima ratio. Nennen Sie es Feigheit, wenn Sie wollen."
„Reußner!" rief ich vorwurfsvoll.

„Es ist auch wirklich keine Feigheit; bedenken Sie, welche — Unannehmlichkeiten so etwas den Meinen bereiten würde, während das Gift, welches ich mir erwählt habe, auf meine Qualen wie eine Morphiumeinspritzung wirkt, wie Aether und Opium mir die Welt verschönt, der narkotischen Mittel herrlichstes!"
„Mein lieber Freund, täuschen Sie sich nicht auch hier über sich selbst? unterbrach ich ihn mit ernster Stimme und ohne auf seinen unheilvollen Humor einzugehen. Dient diese Theorie von der langsamen Selbstvernichtung durch das süfze Gift der Liebe nicht lediglich zur Beschönigung Ihrer unglücklichen Leidenschaft?"
Reußner sah mich einen Augenblick forschend an.
„Und wenn das nun der Fall wäre?"
„So bewiese es, daß Ihr Gewissen sie nicht billigt."
„Darüber sind wir ja einer Meinung," antwortete er ungeduldig.
„Aber das Gewissen ist nur ein annseliger Spiegel der Moral und diese wechselt, — auch das geben Sie ja zu, — und folglich steht sie nicht über der Kritik und folglich steht mein Verstand über dem Gewissen."
„O, Sophist!" rief ich. „Aber bevor ich darauf antworte, erklären Sie mir zuvor dies: wenn Ihnen Ihre Leidenschaft nur ein langsames Gift ist, das Ihre Leiden verringern, Ihren Lebensrest versüßen soll, warum genügt Ihnen das jetzige Verhältnis; nicht, welches die Weltmoral zwar verbietet, aber ihr Verstand billigt, — warum erstreben Sie dann — was Sie allerdings anfangs in Abrede stellten unter Hinweis darauf, daß ein Scheidungsproceß Ihre Gesundheit aufreiben würde, — warum erstreben Sie im Geheimen doch eine neue Ehe?"
Reußner zögerte einen Augenblick mit der Antwort.
„Hat »tan nicht auch Pflichten gegen Die, welche man liebt?"
„Pflichten?" fragte ich überrascht, um nach kurzem Sinnen hinzuzufügen: „Dictirt von Ihrem Gewissen?"
„Sie wollen mich in eine Sackgasse locken," rief er lächelnd, „aber es soll Ihnen nicht gelingen. Ja, dictirt vom Gewissen, das nun einmal in nnr ist und sich nicht maßregeln lassen will, aber diesmal bestätigt vom Verstände."
„Also Ihr Verstand sagt Ihnen, daß Sie mehr Pflichten gegen Ihre Dame, als gegen Ihre Familie haben und daß Sie dieser nehmen müssen, was Sie jener geben wollen?"
Reußner stutzte.
„Das klingt parador, nicht wahr? Das habe ich mir selbst schon gesagt, und mir allerlei ausgedacht, um jenen Widerspruch zu lösen. Aber wozu die Spitzfindigkeiten, da die richtige, die einzig richtige Antwort doch so nahe liegt: die Natur kümmert sich den Teufel um jene inneren Widersprüche, an welchen sich der Verstand wie an einem gordischen Knoten vergeblich abmüht, sie sagt einfach: die liebe ich und die liebe ich nicht, und folglich thue ich der einen Alles zu Liebe und der anderen nichts."

„Und die Moral? — Ja, freilich, — die erkennen Sie ja nicht an."
„So wenig wie Sie," erwiderte er mit leiser Ironie."
„Verzeihung, — und darauf will ich seit einer Viertel Stunde hinaus!
— ich bin im Gegentheil der Ansicht, daß wir kein Recht haben, über sie
so ohne Weiteres deshalb hinwegzugehen, weil sie mit den Völkern und mit
den Zeiten wechselt, — denn ebensogut könnten wir uns ja auch über das
Gesetz stellen unter dem Vormunds daß es unvollkommen und veränderungs-
bedürftig ist. Unsere heutige Moral aber — und zwar spreche ich keines-
wegs von der gemeinen opportunistischen Weltmoral, sondern von derjenigen,
welche den edleren Naturen tief ins Herz gegraben ist, — stellt die Pflicht
über die Liebe, und leitet aus der Ehe höhere Pflichten her, als aus der
Liebe . . ."
„Zugegeben! Aber die Erfüllung dieser höheren Pflichten muß dann
wenigstens auf Gegenseitigkeit beruhen," wandte Reußner ein.
„So sollte es sein. Aber ist es ein Grund zu fehlen, weil der Andere
fehlt? Und ferner: gewährt die Pflichterfüllung nicht einen viel höheren,
edleren Genuß, als die Befriedigung des Liebestriebs? — Sehen Sie, —
auch daran dachte ich, als ich mir vorhin die Bemerkung gestattete, Sie seien
in der Wahl der Waffen zur Bekämpfung Ihrer Leidenschaft vielleicht nicht
glücklich gewesen: Sie haben sich im Sturm und Drang Ihrer Leidenschaft
jener altbekannten Wahrheit nicht genug erinnert.
Da mein Freund nichts erwiderte, glaubte ich einen Schritt weiter
gehen zu können:
„Sie haben das Recht, von nur Offenheit zu verlangen, nicht wahr?"
«Ja, — darum bitte ich sehr."
„Nun denn, — so wage ich die Frage: sind Sie wirklich fest über-
zeugt, daß in Ihrer Ehe nur Sie Ihre Pflicht erfüllten, — und daß Sie
selbst sie immer erfüllt haben?"
Er zuckte mit den Achseln.
„Ihre Frau," so fuhr ich fort, „ist Ihnen treu geblieben, — treuer,
als Sie ihr . . /'
Reußner zuckte abermals mit den Achseln.
„Sie war die treue Mutter Ihres Kindes . . ."
„Auch das leugne ich nicht."
„Sie hat über Ihrer Wirthschaft wie eine gute deutsche Hausstätt ge-
maltet. Ich weiß wohl," bemerkte ich, als Reußner eine Geberde der Gering-
schätzung machte, — „Sie legen darauf keinen Werth. Wer warum thun
Sie es nicht? Die gute Ordnung im Haushalt, ohne welche ein philo-
logisches Phäakenleben ganz undenkbar ist, steht, wenn ich so sagen darf,
mit der ini geistigen Haushalte in Wechselbeziehung. Warum wählen Sie
für Frau Barbaras Vorzüge nicht denselben Maßstab, wie für deren Fehler?
Schon dadurch, daß Sie mit so ungleichem Maße messen, — ich spreche gar
nicht einmal von dem, welches Sie zur Beurtheilung der beiden Frauen be-

lieben, — schon dadurch verstoßen Sie gegen die eheliche Pflicht. Sie machen es ihr zuni Vorwurf, daß sie zu viel Werth auf das Aeußertiche, auf das Conventionelle legt, aber thun Sie es nicht selbst ein wenig, wenn Sie sich der geringen Bildung Ihrer Frau Gemahlin der Leute wegen schämen? Sie wollten Frau Barbara nach Ihrem eigenen Bilde gestalten, wie Gott, als den Sie sich in Ihrer Studentenzeit ein wenig fühlten, und da es Ihnen nicht gelang, so gaben Sie die Unglückliche auf, wie ein entmuthigter Dichter die angefangene Arbeit, uud bilden sich ein, daß sie deshalb entwicklungsunfähig sei."

Reußner schüttelte den Kopf.

„Wenn ich anders verfahren, wenn ich so verfahren wäre, wie es Ihnen vorschweben mag, so wäre Barbara auch nicht viel anders geworden, als sie ist, — ich aber wäre verflacht."

„Nicht doch! Gehen Sie nicht auch auf das Fassungsvermögen Ihrer Schüler mit liebevoller Nachsicht ein, ohne daß Sie darum . . ."

„Das ist nicht dasselbe," unterbrach er mich eifrig. „Dieses Zugeständniß zieht den Charakter nicht in Mitleidenschaft. Was in der Schule Pflicht ist, wird dagegen in der Ehe Schwäche — Charakterlosigkeit. Solcher Opfer ist meine Frau nicht wertb, — das habe ich in meiner unglücklichen Ehe beständig empfunden. Sie würde es mir nicht einmal danken! —"

„Sie haben mich mißverstanden, lieber Freund. Ich denke nicht im Entferntesten an ein Opfer Ihrer Menschenwürde. Aber lassen Sie mich an Ihre Bemerkung anknüpfen: sie würde es mir nicht einmal danken! Sie wissen so gut, wie ich, daß der tüchtige Mann nicht um des Dankes, nicht um des äußerlichen Lohnes willen das ist, was er ist, und so bandelt, wie er handeln muß, sondern weil er nicht anders kann, weil's in ihm liegt, weil er sich andernfalls selbst untreu werden und seine charaktervolle Lebensweisheit verleugnen würde. Doch genug! Ich bin wahrlich beschämt, die Rolle des Moralpredigers zu spielen, die mir garnicht zusteht, und einen Oberlehrer zu belehren. Ich fasse also zusammen, was ich hier im Lurembourggarten in buntem Durcheinander vorgebracht habe, uni Sie von gewissen Vorstellungen und Plänen abzubringen, die mir unheilvoll zu sein scheinen, und jetzt, wo ich eS thue, erkenne ich, wie wenig ich gesagt habe, nicht, weil meine Sache nicht gut wäre, aber weil ich ganz unvorbereitet vor eine Aufgabe gestellt wurde, der ich mich nicht gewachsen fühlte. Also: Die Ehescheidung ist schon deshalb nicht wünschenswert!), weil Sie das moralische Recht nicht besitzen, sich von ihrer unschuldigen Frau und von einem Kinde zu trennen, das Ihrer noch um so mehr bedarf, je mangelhafter die mütterliche Erziehung war und je weniger die Ihrige ihm bisher zu Theil ward. Sie könnten ja nun freilich Ihr Kind mit in die neue Ehe hinübernehmen, aber das wollen Sie doch gewiß weder ihm, noch seiner armen Mutter anthun. Suchen Sie iu der Erfüllung Ihrer Pflicht Trost und Befriedigung

und thuen Sie, was in ihrer Macht steht, um die gelockerten Familienbande
wieder fest anzuziehen, dann wird mit der Seele auch der Körper wieder
genesen."
Reußner stand, ohne ein Wort zu sagen, auf und wir nahmen lang-
samen Schrittes unseren Spaziergang wieder auf. Nach längeren: Sinnen
bemerkte er, wohl um das Gespräch abzubrechen:
„Ich werde darüber nachdenken, aber glauben Sie mir, es ist schwer,
eine in knabenhaftem Unverstand begangene Schuld für's ganze Leben zu
tragen!" —
Das war der fehlerhafte Kreis, aus dem wir, so fühlte ich lebhaft,
niemals hinauskommen würden, waren mir doch so ziemlich wieder am Aus-
gangspunkt unseres Gespräches angelangt, ohne mit Vernnnftschlüssen die
praktische Lösung einer Frage gefunden zu haben, welche durch die wider-
sprechendsten Rücksichten und Beweggründe eigenartig verwickelt war.
Hinter uns ertönte ein Trompetensignal, durch welches die Soldaten-
patrouille, die den baldigen Schluß des schon verschatteten Lurcmbourggartes
ankündigte und zu dessen Verlassen aufforderte. Es klang mir wehmüthig,
wie ein Mahnruf zum ewigen Abschied, und beinahe that es mir jetzt leid,
dasz ich Reußner und mir die letzten Stunden durch meinen nutzlosen Wider-
spruch getrübt hatte.
Mein Freund drückte mir, als das vergoldete Gitter des Gartens hinter
uns lag und er in die Droschke gestiegen mar, noch einmal herzlich die Hand:
„Sie meinen es gut. Ich werde es mir ganz gewiß überlegen."
Ich mußte im Voraus, was das zu bedeuten hatte, denn es ist noch
viel aussichtsloser. Jemanden von einer unglücklichen, von einer unseligen
Neigung befreien zu wollen, als von den Batterien der Lungenschwindsucht.
Aber ich hatte wenigstens den selbstsüchtigen Trost, meine Freundespflicht
erfüllt zu haben.
Auf dem Bahnsteig, wo ich ihn zuni letzten Mal in meinem Leben sah, kam
er schon wegen seines Zöglings- nicht auf den Gegenstand zurück, der mich
in diesem Augenblick fast so lebhaft beschäftigte, wie ihn. Cr erschien mir
heiterer, als Tages zuvor und so, wie ich ihn in jüngeren Jahren gekannt
hatte. Es hatte ihm offenbar mohlgethan, sich einmal auszusprechen. Als
der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hatte, beugte er sich aus dein Fenster
seines Abtheiles zu mir hinab und flüsterte mit bedeutsamen Lächeln:
„Es ist zu spät. Ich kann nicht von ihr lassen."
„Und er hat, wie ich aus seinen Briefen und anderweitig erfahren
habe, in der That auch nicht eher von ihr gelassen, als bis ihn die Krank-
heit ans Bett fesselte und des Trostes in dem Augenblicke beraubte, wo ihm
derselbe am meisten von Nöthen mar. Dieser durch die Unnatur der Ver-
hältnisse gebotene Vereinsamung mag in dem Sterbenden die Vorstellung der
Grabesruhe erweckt haben. Bis zum letzten Augenblicke hatte er sich übrigens,
nicht ohne daß von Zeit zu Zeit die Lebenslust und die Hoffnung wieder

aufgeflackert mären, pflichtgetreu in die Schule geschleppt, und auch seine Vaterliebe mar ihn? wieder lebendiger zum Bewußtsein gekommen. In seinem vorletzten Briefe nämlich schrieb er mir: „Ob ich wohl den Kuckuck noch ein-mal werde rufen hören? Wenigstens möchte ich noch das neue Jahr erlebm, damit ich das volle Jahresgehalt ausgezahlt erhalte, dessen mein anner Junge für sein Staatseramen sehr nöthig bedarf."

Reußners letztes am Weihnachtstage abgefafztes, fast unleserliches Schreiben berührte mich noch wehmüthiger, weil es mir als die Zusammen-fassung seines verfehlten Lebens erschien. Nach einer Schilderung seiner Athemnoth und Mattigkeit bemerkte der, wie er selbst sagte, zum Skelett Abgemagerte: Ich hoffe ehrlich gesagt, daß es der Anfang vom baldigen Ende sei. Schlechter Schlaf, manchmal trotz Morphium — »uit blanoks, Eßlust gewaltsam herbeigeführt, starker Husten bei jeder Bewegung meist mit furcht-barem Stechen im Halse, — das ertrage, wem's gefällt. Außerdem ist dies Ende ja nur die natürliche Folge von der ganz unmäßigen Leidenschaft, der ich mich vor Jahren überlassen habe, blindlings und rücksichtslos gegen alle Anderen, und wahrlich heute „kein süßes Gift" mehr. Ich darf und will mich daher auch nicht beklagen, obgleich ich heute selbstverständlich den „Roman" nicht mehr beginnen würde. Das ist ein schlechter Festesgruß, aber ein Schelm giebt mehr als er hat."

Den Kuckuck sollte der arme Reußuer nicht mehr rufen hören, aber sein Wunsch, das neue Jahr zu erleben, ward ihm erfüllt. Er starb am zweiten Januar, ein friedliches Lächeln auf den Lippen, wie versöhnt mit sich und den Seinen, mit deren Zukunft er sich bis zum letzten Augenblick unausgesetzt beschäftigt hatte.

Ein vergessener Dichter.

von

Vudols bon Gottschall.

— Leipzig. —

(Schills,.)

^ > episch-lyrischer Dichter hat Mar Waldau zwei Werke hinterlassen,
Sie Graubündener Sage „Cordula" (Hamburg, Hoffmann u. Co.,
iZ. Auslage 1855) und die Dichtung „Rahab", ein Frauenbild
aus der Bibel (Hamburg, ebendaselbst 1854). Cordula erlebte bald nach
seinem Erscheinen eine neue Auflage, ist aber seitdem in Vergessenheit gerathen.
Dies muß bei dein inneren Werths der Dichtung befremden, besonders wenn
man die zahlreichen Auflagen ins Auge faßt, welche die Dichtungen von Scheffel
und Wolff erlebten, die ebenfalls mittelalterliche Stoffe behandelten. Wir
wollen dem Werth der letzteren, der in einem forschen oft burschikosen Ton,
in leichten fließenden Versen, in den eingestreuten sangbaren Liedern besteht,
von denen manche volksthümlich geworden, durchaus nicht zu nahe treten;
aber die dichterische Bedeutung von „Cordula" müssen wir höher stellen; sie
hat, was jenen fehlt, reichen Gedankeninhalt in schöner Form und dramatisches
Leben. Der Erfolg ist kein Werthmesser und doch oft entscheidend für die
literarische Zukunft; ja Vortreffliches, was längere Zeit hindurch unbemerkt
bei Seite lag, verfällt leicht ruhmloser Vergänglichkeit. Es ist ja selbstver-
ständlich, daß, wer sich an die breite Masse wendet, auch in weiteren Kreisen
ein Echo findet; doch in unserer Literatur fehlt das maßgebende ästhetische
Tribunal, welches vornehmen Dichtmerken gerecht wird, ihnen ein für allemal
auf dem Parnaß den Platz einräumt, der ihnen gebührt, gleichviel ob die
Menge nach diesen Werken greift oder sie zunächst wenig beachtet. Wenn sie

ihnen aus dem Wege geht, so muß es mit einer gewissen Ehrfurcht geschehen, die sich auf das nächste Geschlecht fortpflanzt, welches sich dann eben jenen Werken wieder nähert, sie verstehen und sich für sie begeistern lernt. Die Tagespresse aber ist allzu geneigt, dem äußeren Erfolg zu huldigen, sie zieht den Hut vor jeder neuen Auflage einer Dichtung, und am tiefsten, wenn es sich um die fünfzigste oder hundertste handelt. Dadurch gerade hilft sie zu einer weiteren Verbreitung des Werkes nnd der Sammlung; denn rieii n« rSussit hus Is Eine bedeutendere Erscheinung begrüßt sie vielleicht einmal; ihr Lob ist selten ohne nörgelnden Zusatz; sie versäumt es, den rechten Nachdruck auf die Bedeutung des Werkes zu legen, iveil ihr Urtheil selbst noch ein unsicheres und schwankendes ist. Ganz anders ist dies bei einer fünfzigsten Auflage — da kann man schon weitgehen in seinem Lobe! Ohne Schuld ist indeß auch Hauenschild selbst nicht, daß die anfangs so freundlich aufgenommene „Cordula" später beim Publikum auf Gleich-gültigkeit stieß und der zweiten Auflage keine dritte folgte. Er hat das Ge-dicht nicht nur umgearbeitet, sondern ihm einen doppelten, fast dreifachen Umfang gegeben; ja er fürchtet mit Recht in dem Nachwort, „daß das Bild weniger Anklang finden könne als die Skizze". Diese Umarbeitung war seine letzte Arbeit; er legte großen Werth darauf und war empfindlich gegen jeden Zweifel und Tadel. Und doch tonnte ich Beides nicht unterdrücken und der Streit über diese Frage spielte in unserer Correspondenz keine geringfügige Nolle. Noch jetzt und zwar jetzt noch mehr als früher bin ich der Ansicht, daß diese Umarbeitung der Dichtung „Cordula" zum Verhängniß wurde: vor allem in Bezug auf äußeren Erfolg beim Publikum, das gegen langathmige Epen eine entschiedene Abneigung hegt; denn auch der Stoff der „Cordula" war nicht dazu angethan, jene Bölkergeinälde, Cultur- und Schlachtcnbilder in sich aufzunehmen, welche die schwere Wucht der Epopöen rechtfettigen oder jene geistigen Symphonien, wie sie in großartigen epischen Gedaukendichtungen ertönen. Es ist ein Balladenstoff, für den eine poetische Erzählung voin Umfang der ersten Auflage ein reicheres Colorit gewährt, sodaß diese Skizze ivohl schon als ausreichendes Bild betrachtet werden kann; es war kaum angebracht, sie dem Epos zu nähern, eine Annäherung, die schon durch un-bequeme Dickleibigkeit sich in einer für das große Publikum unwillkommenen Weise aussprach. Kein Wunder indeß, daß Mar Waldau die überaus fleißige Arbeit dieser Neudichtung sich zum Verdienst anrechnete: es sind in dem ausgeführten „Bilde", wie er sie bezeichnet, große Vorzüge des epischen Stiles, welcher homerischer Schilderungsweise nachstrebt, unverkennbar; eben-so eine Fülle von Geist, eine Blumenkette sinnvoller Reflexionen, die sich ambeskenhaft um die epischen Bilder schlingt. Leider! sind diese Schätze zuni Theil vergraben — wie anders, wenn er sie in einem neuen Werke zur Schau gestellt hätte. Doch einem nicht von moderner Ungeduld ange-kränkelten Gemüthe, das für dichterische Weihe, Tiefe und Bedeutung em-pfänglich ist, bringt auch in ihrer neuen Auflage diese „Cordula" soviel

Schönes entgegen, welches das echte Gepräge dichterischen Talentes birgt, daß damit die nachgeborenen episch-lyrischen Dichtungen der neuesten Minne- und Meistersinger nicht wetteifern können.

Die Graubündener Sage behandelt einen Vorgang, der sich gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts im oberen Engadin abspielte; den Bauern- aufstand, der mit der Erstürmung und Zerstörung der Vurg von Gardowal abschloß. Heinrich Zschokkes Erzählung dieses Vorganges gab nur die lokalen und historischen Umrisse, die äußeren Züge der Katastrophe und jene An- deutungen für die Charakteristik der Handelnden, die von vornherein den Ausgang motiviren: sonst ist die Dichtung mit allen Mängeln und Vor- zügen Waldaus freies Eigenthum. Zunächst lag ihm, wie er iin Nachwort sagt, der Wunsch nahe, in geeignetein Rahmen ein freundliches, lebensinniges Bild auszugestalten und statt durch den Prunk des Wortes durch die eigene Poesie der Gestalten, Charaktere, Situationen und Handlungen allein zu wirken. Außerdem schien es bei der herrschenden Neigung für irrende Ritter ohne Datum nicht ganz müßig, ein Stück Kulturwelt aus jenen ganz bestimmten Tagen zun: Vorwurf zu nehmen, in denen an die Stelle der glänzenden, conventionell-fonnulitten Barbarei, die ihre Zeit gehabt hatte, einerseits als Symptom der Fäulniß die Wirtschaft der Vögte, Strolche und Lanzknechte getreten mar, andererseits aber das Erwachen der für die neue Gesellschaft bedeutenderen Elemente sich in Handlungen zu manifestiren be- gann. „Beiden Zwecken entsprach der Stoff vollkommen und wenn sie nicht erreicht sein sollten, so liegt die Schuld am Dichter."

Die erste Hälfte der Dichtung beschäftigt sich mit der Liebe Cordulas, der Tochter Adamos, eines reichen und durch Bildung über die anderen Dorf- genossen hervorragenden Bauern, zu Volker, einem besitzlosen jungen Manne, der einmal schon dem Kinde Cordula das Leben gerettet, und sie zum zweiten Male feindlicher Macht entzieht, als ein räuberischer Ueberfall von Reisigen eine zum Kloster wallfahrende Procession zersprengt, um sich der Frauen und Mädchen zu bemächtigen. Ein sicher gezielter Schuß Volkers mit der Ann- brust macht Cordula frei und er flüchtet sie in den Wald. Diese Wald- einsamkeit der Beiden ist mit großer Zartheit geschildert und hier hat der Dichter einen Strauß duftiger NaturliM geflochten:

Als eine Blume, die todesmatt.
Mit bleichem Kranz und welkem Blatt
Dem Blüthenglanz um Frieden entsagt,
Und kaum nur leise zu duften wagt.
Wenn sie ein Sonnenstrahl noch spät
Mit leichtem Gruße wärmend umweht-
So bettet Volker auf weiche« MooS
Sic endlich sicher im Waldesschooß.
Dort schnitt in die dümmrig verborg'ne Schlucht
Ein Wiesenstreifen eine Bucht,
Von der die Eichen, soweit sie auch langen,
Nicht alle Abendgluthen fangen.

Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Ein frischer Quell, krystallenrein
Springt murmelnd hervor aus grauem Gestein.
Durchfeuchtet rings das sammtne Grün
Und macht's von duftigen Blumen bliihn;
Daneben winken des Wanderers Lipve
Aus dürrem Laub und Rankengestrivpe,
Das kletternd Fels und Baum umschweift,
Rubinen, die an Stielen gereift,
So daß die Stelle geheim zugleich
Doch auch an allen Gaben reich,
Die Volker, so lange das Rasten währt,
Für seinen holden Schützling begehrt.

Den von Volker bewachten Schlaf Cordulas, und die Gedanken, die den Liebenden bewegten, bis er selbst in Schlaf versinkt und zu träumen anfängt, führt uns eine Reihe reizender Bilder vor. Wie zart ist Volkers Neigung und des Mädchens Art und Unschuld geschildert:

Da faßt's ihn wie ein Zauberbann
Und bringt ihm wieder den alten Traum,
Hagröslein umschlingt noch immer den Baum.
Er weiß, das unbefangene Kind
Ist ihm geneigt und hold gesinnt,
Doch liebts noch alle Menschen gleich,
Wird nie beim Grüßen roth und bleich
Und ahnt nicht, daß in seiner Macht
Noch reicher beglückende Farbenpracht,
Als sie ein freundlich Nicken erregt.
Das lächelnd die rosigen Lippen bewegt.
Ihm ist's genug, er fordert nicht mehr,
Obgleich sein Herz von Wünschen schwer.

Die Schilderung der Alpenwelt in ihrer Pracht und Anmuth, in ihrer unmirthlichen Einsamkeit, mit allen ihren Schrecknissen, wie dem Lawinen-sturz, zieht sich farbenreich, doch ohne Aufdringlichkeit und Ueberladung durch die ganze Dichtimg. Es sind Bilder, welche die Handlung umrahmen, und deren Ton nach dem Charakter derselben gestimmt ist. Nur einmal ist solche Schilderung Selbstzweck: wir meinen das prächtige Gemälde des Grau-bündener Landes, init welchem die Dichtung beginnt:

Grnubüiid'ner Land, du Netzgestrick
Von Kamm und Thal, von Grat und Schlucht,
Sehtrunken bestaunt des Pilgers Blick
Der Wellen Frische, der Felsen Wucht,
Der Wasser Blitz i» der Klammen Spalt
Und greiser Arven Riesengestalt.
Hoch ragt das Holz in des Thüles Schoos;
Und gleicht an der Bergwand zartem Moos,
Blaugrün gekräuselt, duftig und lind,
Ein weiches Lager für rauhen Wind.
Doch nur das Augr, vom Schwindel verstimmt,
Die riesigen Massen für Zwerge nimmt,

«Lin vergessener Dichter.
Wähnt Wachtelnester, wo Adler borsten
Und hält für Halme die stolzen Forsten.
Ihr Gürtel zaubert, ein magischer Kreis,
Hinab die Sonne, hinauf das Eis,
Denn unten ist Alles blüthenschmer,
Und oben alle? erfroren und leer.
Die Firnen starr zu Häupten stehn,
Mit ihren Hörnern, schroff und fein
Und ihren gewaltigen Zackenreihn,
Am Morgen rosig angehaucht.
Am Abend in Purpurgold getaucht,
Fast wie Korallen anzusehn,
Wenn leise die Sonne den Schleier lupft.
Doch wie auch winkt und wärmt das Licht:
Lebendig werden die Gletscher nicht.
Nur wenn zu mächtig die Strahlen klopfen,
Beginnen Thränen herunter zu tropfen.
Die von den Auen weithin sagen,
Daß Gletscher fühlen und Sehnsucht tragen,
Daß ihr umsrornes Herz sich regt
Und gar wohl schmerzliche Träume hegt.
Es ist ein Leid, doch wird's zur Lust;
Die Silberfluth aus der Felsenbrust
Schmückt rings das Land als Strom und See,
Und selbst das Eis, und selbst der Schnee
Und oder Zacken todler Glanz
Dicht über des Thales Blüthenkranz
Macht mir die Welt, die unten blieb,
Mit Laub und Blumen zwiefach lieb.
Graubünd'ner Land, wie bist du so reich.
Du hast den Lenz und die Gletscher zugleich.
Wer dich gesehn und dich meiden muß.
Dem wird zur Fabel der Zaubergenuß:
Er denkt zuletzt, wenn ihm die Zeit
Die prächtigen Bilder überschncit,
Daß so viel Schönes auf engstem Raum
Uns nur gedichtet ein Jugendtraum.
In der ersten Auflage der Dichtung heißt es-.
Graubünd'ner Land, wie bist du so reich
Du hast den Lenz und den Winter zugleich.
Ich gab dieser Lesart den Vorzug, wegen des schärferen Gegensatzes.
Max Waldau vertheidigte eingehend die neue Wendung. Das nahm in unserer Correspondenz einigen Raum ein, und ich führe dies nur an, um im Gegensatze gegen die neue literarische Richtung, welche die souveraiuste Gleichgültigkeit gegen Reinheit und Schönheit der Form zur Schau trägt, darauf hinzuweisen, daß in jener Zeit trotz der nach den Stürmen der Revolution noch nachklingenden Erregung der Geister die Dichter die ganze Bedeutung des sprachlichen Ausdrucks wohl erkannten und erwogen. Es ist Mode geworden, die Schönheit der Sprache gering zu achten, als etwas

Wohlfeiles oder gar als einen Vorzug zu betrachten, der mehr einem Fehler gleichkommt. Man vergißt dabei, daß es ohne diesen X6-s«z des Aristoteles keine großen Dichter, keine unvergänglichen Dichtungen giebt — und dies gilt nicht nur für die Poesie seit gestern, sondern für die Poesie seit Jahrtausenden. Shakespeares Dictum würde freilich die Kritik von heute, wenn seine Muse eben frisch aus dem Ei gekrochen wäre, für Schwulst und Wortschwall erklären — aber man nehme Goethe und Schiller, der Iphigenie, dem Tusso, der Jungfrau, der Braut von Messina die schöne Sprache — und man mag sehen, was übrig bleibt. Es handelt sich freilich um die echte schöne Sprache mit der Prägnanz des unvergänglichen Ausdrucks und dem Gepräge des dichterischen Genius, nicht um eine wohlklingende und nichtssagende Phrasenhaftigkeit, doch das Gefühl für den Unterschied zwischen beiden ist der heutigen Kritik abhanden gekommen, abgesehen davon, daß sie mit beiden eine Escamotage zu Partei- und persönlichen Zwecken zu treiben sucht. Max Waldau war ein überaus feinfühliger und sorgsamer Poet — das hinderte zwar nicht, daß er bisweilen zu überwucherndem Bilderschmuck neigte oder hier und da einzelne Worte neu prägte, die sich nicht im Curs zu halten vermochten; doch sein Briefwechsel mit Leopold Schefer würde beweisen, wie er bei der Bearbeitung des „Korans der Liebe" und anderer Gedichte des Muskauer Meisters Vers, Wort und Bild zu erwägen und Alles in schönen, klaren Fluß zu bringen wußte.

Wenn die erste Hälfte der Dichtung: „Cordula" mehr der Liebeslyrik gewidmet ist und der dörflichen Idylle, welcher der Dichter mit epischen Schilderungen wie der Beschreibung von Adamos Haus huldigt, so wird in der zweiten beim Fortgang der Handlung dem Landvogt, seinen Rittern und Helfershelfern das Wort ertheilt, und oft tritt ein ernster Ton an die Stelle des lieblichen und harmlos plaudernden der ersten Hälfte. Zwar sehen wir schon bei dein geschilderten Ueberfall der zum Kloster Wallfahrenden die Landsknechte und Knappen bei der Arbeit. Doch das war uur eine vorbereitende Epifode. Vorbereitend war auch der Abschnitt: „Adamo," welcher uns schildert, wie dieser, ein Freier und kein höriger Mann, den schimpflichen Druck des Vogtes empfindet nnd bereit ist, mit Waffengewalt ihm entgegenzutreten. Einer jener Mönche aus Savonarolas Schule, der flüchtig nach der Schweiz kam, fand bei ihm Aufnahme und Versteck und weihte ihn in die neuen Gedanken ein. Auch hinterließ er ihm ein Buch, in welchen: die Chronik aller Zeiten mit Bildern steht und, auf dem Geschick der Virginia haftete AdamoS Blick. Sollte er je in die Lage kommen, so seine eigene Tochter zu schützen? Der Landvogt oben hatte große Aehnlichkcit mit dein Decemvir; er gehörte zu jenen Landvögten, wie der Unterwaldner in „Wilhelm Tell", den Baumgartens Art erschlagen:

Denn frecher als der Vogt es wagt,
Trieb keiner noch die Frauenjagd;
Er macht, wenn ihm ein Weib gefiel,

Mit allem Sträuben leichtes Spiel;
Er nimmt die Braut sich vom Altar,
Und mancher Gatte mußte sogar,
Um nicht des Vogtes Macht zu spüren.
Sein Weib in die Arme des Zwingherrn führen.
Adamo hat eine versteckte Waffenkammer mit Sturmhauben, Streitäxten,
Schwertern, Bogen und Morgensternen, eine geheime Rüstung für den Freiheits-
kampf. Anfangs widerstrebte es ihn:, sein Kind dem armen Volker zu geben;
ja nicht ohne Spott sagt er:
Und nicht dem Retter gilt das Lob,
Der Mann ist's, den es grüszend erhob —
Hat dir Maria ihm verheißen,
So werd' ich mich zu gehorchen befleißen,
Uno wahrlich, nichts kann leichter geschehen:
Er braucht nicht erst von hinnen zu gehen,
Um geistlich zu ordnen Hab und Gut,
Wie vor der Hochzeit ein anderer thut.
Er hat schon all' sein Wesen zur Hand.
Er führt's ja immer mit sich durch's Land.
Doch Cordulas tiefer Schmerz und des Volkes auflodernder Zorn über
diese Kränkung lassen den Alten bald sein zu rasch gesprochenes Wort be-
reuen und er legt die Hände der Liebenden in einander.
Stauffacher und Virginius in einer Gestalt . . so erscheint Adamo in
der Dichtung. In seiner Abwesenheit ist der Vogt an feinen, Gehöfte vor-
geritten und hat Zwiesprach gepflogen mit Cordula, deren Reize ihn bezaubert
haben. Doch wagt er nicht, sein freches Gelüste zu bekennen: erst sein
wüster Genosse „Rolf", der rothe Wolf, redet, nachdem er fortgeritten, auf
ihn ein, lügt ihm vor, daß Cordula ihre Neigung zum Vogt verrathen
habe; wenn der Vogt das Mädchen verschmähe, wolle er sich selber seiner
bemächtigen. Der Vogt giebt ihm den Auftrag, die Beute herbeizuholen;
Rolf sträubt sich anfangs, dann gehorcht er und init einer milden Jagd
von Reisigen braust er hernieder in's Thal. Unterwegs trifft er Adamo,
er macht ihm kein Hehl aus seinem Vorhaben, und dieser weiß keinen anderen
Rath, als sein Wort zu geben, daß er am nächsten Morgen selbst dem Vogte
das Mädchen zuführen werde. Nun ist der entscheidende Augenblick ge-
kommen; von Haus zu Haus ziehen die nächtigen Boten; alles wird für
einen Hauptschlag in der Frühe des nächsten Morgens zugerustet. Inzwischen
spielen sich auf der Burg wüste Scenen ab, die mit Rembrandt'schem Pinsel
gemalt sind. Den Vikar von Chur, der mit allem Kirchengeräthe seines
Weges zog, um den Gläubigen des Dorfes Segen zu spenden, haben die
Schergen des Vogtes gefangen genommen und ihn seiner heiligen Ausrüstung
beraubt. Obschon der Bischos von Chur des Landvogts Lehnsherr ist, so
hoffen sie doch den Frevel geheim zu halten, auf andere zu schieben und sich
als Retter des Mönches zu geberden. Inzwischen treiben sie in einer ZDrgie

im Burgkeller ihren Spott mit dein Heiligen in einein Carnevalszug und
den mild Berauschten fehlt auch zu schnödem Spiel die Mänade nicht, eine
der verführten Schönen, die sich in ungeschminkter und herausfordernder Ge-
meinheit ergeben haben und wie ein Ball von Hand zu Hand der wüsten
Trinker fliegen. Oben aber im Burggemach enthüllen sich die Mysterien,
welche den Landvogt mit seinem Helfershelfer verknüpfen. Jener ist nicht
der berechtigte ritterliche Erbe; er ist der natürliche Sohn, der seinen Bruder
einen Doppelgänger, dem er zum Verkennen ähnlich sah, in einer Gondel
von Venedig um's Leben brachte und dann seine Rolle spielte; die Burg-
herrin aber, des echten Erben Mutter, traf der Schlag, als der von Venedig
Zurückgekehrte mit ihr allein in ihrem Frauengemach war. Noch wüster aber
ist die Geschichte des Rolf, der, einer fahrenden Dirne Sohn, die am Galgen
endete, in der Welt herumzigeunerte und als Landsknecht das priviligirte
Gewerbe des Raubens und Frauenschändens betrieb, bis er die Verbrechen
des Landvogts als Mitwisser und Mithelfer deckte. Das sind Geschichten,
die an dm Simvlicissimus erinnern. Max Waldaus markige Muse, die
bisweilen hier derb und grell wird, nimmt wenig Rücksicht auf das Publikum der
Lovely-Poesie, welches in der ersten Hälfte der Dichtung durch das reizvoll Lieb-
liche und weiblich Verschämte der Liebesschilderungen gewonnen wird: die Gräuel
und Frevel und geschlechtlichen Ausschreitungen, die hier, wenn auch ohne jede
üppige Ausmalung, verzeichnet morden, sind nicht auf schönselige Gemüther be-
rechnet; aber trotz ihrer romanhaften Häusung und zum Theil durch dieselbe trugen
sie wesentlich dazu bei, den Contrast zwischen dem milden Leben und Treiben des
auf den Burgen hausenden Ritterthums und seines Gefolges und der friedlichen
Idylle des Dorfes und der zarten Liebe der Dorfbewohner recht lebendig
hervortreten zu lassen. Die entscheidende That, zu welcher die ganze Dichtung
hindrängt, die Erstürmung von Gardowall durch die Bauern wird eingeleitet
durch das anscheinend herbe Vorgehen Adainos, der, von treuen Genossen be-
gleitet, seinem Versprechen gemäß die eigene Tochter dem Burgvogt zusührt.
Doch kaum ist ihm dieser, von Leidenschaft für das Mädchen entbrannt, an
den Thoren der Burg entgegengetreten, als Adamo ihm den Dolch in die
Brust stößt, ein Virginius, der den Zehntherrn tödtet und nicht die Tochter,
und damit das Zeichen zum Sturm auf die Burg giebt. Viele alte deutsche
Epen, besonders der zweite Theil der Nibelungen, schließen mit solchen Kata-
strophen ab. Das Blutbad und der Brand von Gardomall sind von Mar
Waldau mit großer Anschaulichkeit und in echt epischem Styl geschildert.
Wenn wir die beliebten Epen von Wolsf und Scheffel mit Cordula
vergleichen, so hat die letztere Dichtung ohne Frage den Vorzug eines einheit-
lichen Aufbaues und eines bestimmten Ziels, das bei allen epischen Aus-
weitungen nicht verloren geht. Jene anderen episch-lyrischen Dichtungen haben
zum größten Theil etwas Zerfahrenes, in einzelnen Fahrten und Abenteuern
Zersplittertes. Auch sind ihre Schilderungen oft chronikartig, während bei Waldau
alles im lebhaftesten dichterischen Colorit glüht. Mag man ibre reflerionslose

Schlichtheit ihnen als Verdienst anrechnen, da der streng epische Stil alles über die Erziehung und Schilderung HinauSgreisende und Danebenschweifende ausschließt; diese Gedichte sind ja nicht große Volksepopöen im Stile des Homer; es sind lyrisch-epische Dichtungen, poetische Erzählungen, und diesen darf es an Schmelz und Schwung und sinnvoll geistigem Leben nicht fehlen. Das Kahle, Matte, Gedankenleere, das znm Theil den älteren deutschen epischen Dichtungen eigen ist, zur Freude der Germanisten und eines durch sie gewonnenen, der flüchtigen Tagesmode huldigenden Publikums sollte man in neue Dichtungen nicht mithinübernehmen. Mag man indeß derlei Versificirungen nach alten Mustern ihren Erfolg gönnen, zumal wenn frische Talente sie volksthümlich gestalten: vom Standpunkte moderner Poetik muß man auch diese Dichtungen als archäologische betrachten und für das Recht einer schwunghaften Schilderung und gedankenreichen Behandlung in die Schranken treten. In dieser Hinsicht schließt sich „Cordula" an Dichtungen wie diejenigen von Byron, Lenau, Anastasius Grün und Alsred Meißner an, wenn sie auch nicht Robert Hamerlings Gedankenpomp, hochtragenden Schwung und tiefsattes Colorit erreicht: dazu überwiegt in: Stoffe zu sehr die Idylle. Weitausgeführte Vergleichungen, die sich öfters finden, wie z. B. die obenangeführte der ohnmächtigen Cordula mit einer todesmatten Blume entsprechen durchaus den Anforderungen des epischen Stils. Das Gedankennetz aber, mit welchem die ganze Erzählung überspannen ist, funkelt von allerlei dichterischen Kleinodien, wenn es auch zuweilen etwas zu weitmaschig erscheint. In einzelnen kraftvollen und mannhaften Versen kommt auch die Freiheitsbegeisterung der Zeit zu ihrem Rechte, anknüpfend an den Unabhängigkeitsdrang der Bauern des Engadin. Vor Allein aber zieht sich durch das Ganze eine Liebesdithyrambik, die oft schöne Blüthe treibt:

Emig leuchtet das Morgenroth,
Wenn ganz sich ganze Liebe bot:
Ihm funkeln die Bäume, das Gras ist feucht
Die Traumzeit ist nur halb oerscheucht,
Die Nacht wie verklärt und angeglänzt.
Die Wolken nur mit Flammen bekränzt,
Und nur das Schimmern der Fluren mahnt,
Daß rings die Welt die Sonne ahnt.
In solcher süßen Dämmerstunde
Steigt blühend empor aus des Herzens Grunde
An bunter Kette, Perlen gleich.
Das wundergewaltigste Zauberreich
llnd warm umsprüht vom rosigen Lichte
Webt sich das Leben zum Jubelgedichte.

Bismellen verliert sich diese Liebesdithyrambik sogar in eine Liebesmystik, «ie sie Leopold Schefers Gedichten eigen ist. Stellen, wie die folgende erinnern an die poetischen Andachten des befreundeten Muskauer Einsiedlers, mit welchem sich ja Mar Waldau so oft und viel beschäftigt hat:

Zum Troge aller Freudenzerschlisscr
Sind Liebende hoch und heilig geweiht.

Sie sind die einzigen Lebens-Wisser
In trunkener Unwissenheit,
Durch ihre Adern jagen und schicken
Vollmächtig die Ströme des Leben» allein.
Nur sie gewinnen und sie genießen
Und spenden und trinken göttlichen Wein.
Nie kauften Macht und goldene Fülle,
N!e Ruhm, der über die Lande grosz,
Noch eine» Zornes deckende Hülle,
Noch eine Minute schattenlos.
Doch Liebe vergißt den Gram und die Wunde,
Wenn ihre Sonne die Herzen streift —
Weil sie nur allein den Werth der Stunde,
Den Werth des Augenblicks begreift,
DaS jetzt, die gewährende Gegenwart,
Ist einzig der Liebe heilige Zeit.
Wer, recht zu genießen, klagt und harrt,
Der blieb von Weisheit und Liebe weit;
Denn will die Weisheit lebendig sein,
So wird sie'S ewig als Liebe allein.

Doch ebenso enthält die Dichtung viele volksthümliche Stellen sowohl inl Lieblichen wie im Derben: schon der Stoff und der Hans Sachsische Reimvers geben ihr das Gepräge.

Ganz anders die kleinere Dichtung: „Rah ab," ein Frauenbild aus der Bibel, welches durch die reimlosen Anapäste in ein vornehmes Versgewand gekleidet und mehr statuarisch herausgemeißelt ist. Hier herrscht durchweg der erhabene Ton, das Grandiose, das ganze Gedicht, sagt Mar Waldau in seinem Nachwort, entspricht so wenig der Geschmacksrichtung des Kreises, der sich zur Zeit leider ausschließlich mit poetischen Producten beschäftigt, daß es wohl kaum auf viele Freunde rechnen kann". Der Geschmack des Tages ist seitdem dem Großartigen in Epos und Drama noch mehr entfremdet worden, gleichwohl hat die Dichtung in ihrer Eigenthümlichkeit einen besonderen Reiz. Rahab ist keine Heldin, welche von der Bibel selbst als solche hingestellt ist wie Judith: sie ist eine Dirne von Jericho, die schnöden Verrath ausübt, indein sie die Spione des die Stadt umlagernden Heeres der Israeliten mittels eines Seiles über die Mauern emporzieht: ein Verrath, der ihr allerdings vom Volke des Herrn eher als Groszthat angerechnet wird. Soll diese Gestalt sür die Dichtung möglich werden, so muß der Dichter alles hinzu erfinden, eine nur menschliche Erklärung sür diesen Verrath suchen: er findet sie in der Rache eines gekränkten Weibes. „Das Weib," sagt er, „ist in seinem Gesühlskreise, eine in seiner Leidenschaft nach allen uns vorliegenden Zeugnissen von jeher — Weib gewesen. Dasselbe Weib würde heute mit anderen Mitteln und unter anderen Formeln dennoch thun, was es vor Jahrtausenden in's Werk setzen mußte." Und so dichtete Mar Waldau das Lied von der „milden Purpurblüthe, die ilm dem Schutte Jerichos entstiegen ist." Mitten im Getümmel der Belagerung sehen wir Rahab stehen, geneigt über des offenen

Daches geschwungene Brüstung, die Rechte gelehnt auf den Knoten, zu dem
das Ende eines die Mauer herniederhängenden Seils geschlungen ist. Sie
harrt gespannt, die Pause des Kampfes scheint ihr entsetzlich:

Schon reißt sie die Leinenumbüllung vom Haupte herunter,
Den Schultern entgleitet die faltige Reisegewandung,
Und hochaufathmend mit flatterndem Rabengelocke
Giebt preis die vollendet gereifte Gestalt sich den Lüften.
Kaum Eine von Jerichos Töchtern und war' es die schönste
Darf Rahab zur Seite mit prangender Schönheit sich brüsten.
Wen lüstet's mit Weiße zu prahlen gegenüber dem Schwane,
Wer rühmt sich zu leuchten noch neben den Strahlen der Sonne?
In mächtig gezogenen, leise verschwimmendeu Wellen
Hinflutet die rosige schimmernde Fülle der Glieder
- Vom Scheitel hinab zu der silbernen Spitze des Fußes,
Der unter den bauschenden Falten des KleideS hervorlaufcht.
Ein athmendes Wunder, wie Bildner es träumen in Sehnsucht,
Doch nimmer dem Marmor entringen und nimmer dem Erze.

Noch in einer längeren Reihe von Versen schildert uns der Dichter das
Medusenbild der schreckhaft schonen Rahab — mir werden an das andere
Medusenbild, an das der Nora im „Nach der Natur" erinnert! Die
Dichtung beginnt gleichsam mit dem biblischen Titelkupfer. Die Erklärung
desselben besteht in der Vorgeschichte der Rnhab, in die sie selbst, oben auf
der Mauer harrend, sich zurückträumt. Sie hatte den gewaltigen Herrn von
Jericho, einen tapferen Krieger, lieben gelernt und ihm ihre Gunst geschenkt:
allmählich erkaltete indeß die Leidenschaft desselben; er schien eine Gefangene
aus einer eroberten Burgfeste zu begünstigen. Rahab schien vergessen; da,
eines Tages, an der Spitze seines gewaffneten Gefolges begrüßt er sie; alle
sind von ihrer Schönheit entzückt und er fordert sie auf, noch einmal zu ihm
zu kommen. Dieser Liebeshandel ist nur vorbereitender Art; jetzt muß die
Erfindung des Dichters zu ihrem Rechte kommen: denn es gilt ein Motiv
in die Dichtung aufzunehmen, welches stark genug ist, uns zu erklären, daß
sich Rahab nicht blos an einein Einzelnen rächt, sondern an der ganzen Stadt
Jericho blutige Rache nimmt. Der Dichter läßt sie also jener Einladung
des Geliebten, des Stadtbeherrschers, Folge leisten: doch statt eines traulichen
-retS'ü-töts findet sie einen Kreis von Genossen und geräth in eine Orgie
hinein, deren Heldin sie wird, nachdem sie selbst in wüsten Rausch verfallen.
Diese gewagte Scene erinnert an die Scene des Burgkellers in „Cordula";
doch sie ist durchaus nicht üppig ausgeführt, sondern nur mit kurzen markigen Strichen angedeutet. Aus ihrem Rausch erwacht Rahab bei den
Sclaven, zu denen man sie nackt hinausgestoßen. Und nun begegnet ibr der
Spott und die Verachtung der ganzen Stadt, die Frauen speien vor ihr aus,
die Männer versetzen ihr Fußtritte, die Kinder zischen und werfen mit
Steinen, die Mädchen erzählen rachsüchtig von Rababs Entlarvung: denn
zu aller Schmach mar noch ein Unheil gekommen, das die Dirne als
Mörderin schlummernder Eltern erscheinen ließ. Schutt, dampfendes Gebälk

begruben den Ort, der die Hütte der Ihrigen getragen und die Gebeine der Eltern zu Asche verbrannt. Sie hatte, als sie sich aus dem Hause fortschlich, die Lampe brennen lassen und diese mar entweder umgestürzt, oder ein anderer unglücklicher Zusall hatte ihr Licht zu einer ungeheuren Flamme gemacht. Nur der geliebte Bruder, ein Knabe noch, hatte sich gerettet: doch auch er verwünscht Rahab, als er unbeaufsichtigt beim Pfeilesuchen tödtlich verletzt wird: er verwünscht sie als Mörderin der Eltern. Als dieser letzte Fluch sie trifft, hat sie indeß schon die verfolgten Spione bei sich verborgen und über die Mauer hineingelassen; da tobt schon ringsum der Vernichtungskampf und sie sieht den Stadtgebieter, ihren Verführer, auf den Wällen fallen. Das Verderben bricht über Jericho hinein. Rahab wird mit ihren Mägden hinausgerettet; doch ihr Sinn war gestört:

Sie grüßte wie liebe Bekannte die Dolden und Sterne,
Die freundlich und treu ihr einzig Erinnern geblieben,
Begann, frohlockend, zu sammeln mit mähliger Sorgfalt,
Verband die Gebrochnen mit Halmen zu flockigem Kranze,
Und hauchte beim Winden ein Lied wehmüthigen KlangeS.
Ins Haar dann drückte ,ie leise die duftende Zierde,
Schwieg lächelnd und stützte das Kinn am die rosigen Finger
Und — schauend mit glänzendem Aug' ersah sie die Welt nicht.
In scheuer Entfernung verharrten die Weiber des Lagers
Und kamen und gingen; denn allen gefiel's zu betrachten
Die prachtvoll schöne Gestalt und das Antlitz, das stille.
Die rührende Blüthenkrone der lebenden Blume,
Auf deren Blättern ein ewig Vergessen geträumt lag.
Fernstehende nahten sich oft, wild drängend und rufend.
Doch starb auf den Lippen das Wort und die Kecksten verstummten.
Ehrfürchtige Schauer empfindend beim Anblicke Rahabs,
Die schweigend, bekränzt und verklärt von der Sonne deS Brandes,
Dasasz gegenüber der qualvoll sterbenden Heimat.
Und allen verblieb in der Seele sür immer das Bildniß,
Mit heiligem Grauen betrachtet, von keinem geschädigt,
Und, nimmer erweckt aus der glücklichen Nacht des Vergessen?,
Verlebte sie Jahre des Friedens in Träumen verloren.
Im Volke der Fremden das einzige glückliche Wesen,
Das Jericho Wiege genannt und entronnen dem Tode.

Wie mit ehernein Griffel sind diese Anapäste hingeschrieben, die Schilderungen der Dichtung oft von großartiger Schönheit; der Gedankenflug erinnert oft an den Schwung der Psalmen. Und so vergeßlich ist die Literaturgeschichte der Gegenwart und das aus ihnen schöpfende Zeitungsfeuilleton der Jungen und Jüngsten, deren Literaturkenntniß nicht um dreißig Jahre zurückreicht, daß niemals der Dichter der „Rahab" und „Cordula" in erster Reihe neben Hamerling und Lingg genannt wird, mit denen er einige Geistesverwandtschaft hat, wenn von den epischen Dichtem der Neuzeit die Rede ist, von Scheffel nnd Wolff zu schweigen, welche einer anderen

Ein vergessener Dichter.
Richtung angehören, die er schon in Bezug auf Formschönheit und geistige Bedeutung um Haupteslänge überragt.

Größeres Aufsehen als die Dichtungen Mar Waldaus machten seine beiden Prosaschriften: „Nach der Natur". Lebende Bilder aus der Zeit" <3 Theile, Hamburg, Hoffmann K Co. 1850, 2. Aufl. 1854) und „Aus der Junkerwelt" (2 Theile, Hamburg, Hoffmann K Co. 1851). Diese Werke in eine der bestehenden Rubriken unterzubringen, ist jedenfalls schwierig: es sind Skizzen, lebende Bilder, glänzende Schilderungen und geistvolle Gespräche am Faden einer romanhast erfundenen Handlung, und wenn man Jean Pauls „Hesverus" und „Titan" Romane nennt, so kann man auch Mar Waldaus Werke als solche bezeichnen. „Nach der Natur" unterschied sich indeß wesentlich dadurch von den Meistermerken des Bayreuther Humoristen, daß die Ueberfülle der von der Handlung abschweifenden Ercurse sich nicht in selbständigen Ertrablättern und humoristischen Abhandlungen ablagerte, sondern mehr in der Form von Dialogen, welche die handelnden Personen miteinander führten und welche zum Theil dazu beitrugen, ihr Charakterbild nnd das Gepräge ihrer Weltanschauung zu vervollständigen. In dem zweiten Werk: „Aus der Junkerwelt" ist aber die Aehnlichkeit der DarstellungSiveise mit derjenigen Jean Pauls weit augenfälliger geworden; denn hier sind ebenfalls selbständige Ertrablätter in die Handlung eingeschoben und diese „Prellsteine" erinnern unmittelbar an die Jean Paul'schen Einschiebsel. Dagegen ist hier eine andere Licenz der Romandichtung verschwunden, die mehr an die Romantiker und ihre romanischen und altbiblischen Vorbilder geinahnt, und von welcher der Dichter in „Nach der Natur" ausgiebigen Gebrauch gemacht hat: die Einschiebung selbständiger kleiner Geschichten, wie die oberschlesischen Dorf-Novellen, durch welche sich die Haupterzahlung auf kurze Zeit in eine Nahmen-erzählung zn verwandeln scheint.

Der erste Theil von „Nach der Natur" spielt in Tyrol, der zweite in Oberschlesien, der dritte in Baden. Diese drei Gegenden bieten zunächst der Landschaftsmalerei, zu welchen der Dichter die geeignetsten Farben ans seiner Palette hat, den breitesten Spielraum. Vortrefflich weiß er das Colorit der Gegenden zu treffen: die ganze Pracht der Tyroler Gebirgsgegenden, die aschgraue Stimmung der oberschlesischen Landschaft, die romantischen Reize der den berühmten Badeort umgebenden Berge und Wälder. Der alte Gras Halden hat nicht nur ein schöngelegenes Schloß auf einem Bergvorsprung in Tyrol, er hat auch Besitzungen in Oberschlesien, deren Verwaltung er seinem Crben Felir Halden überlassen hat: durch diese äußerlichen Beziehungen werden die Sprünge der Handlung aus einer Gegend in die andere motivirt. Im Mittelpunkte der Handlung selbst steht die junge l'iräsin Marie Wentheim, eine stolze und geistreiche Schönheit, welche von dem Helden des Romans umworben wird. Felir Halden soll nach dem Wunsche des Onkels ihre Hand

Rudolf von Gottschall in Leipzig.
erhalten: er liebt sie mit glühender Leidenschaft, brennender Eifersucht, die ihn bis an den Rand des Wahnsinns führt; doch diese Liebe wird von ihr nicht erwidert. Felir ist eine innerlich haltlose Natur, zwischen guten Principien und bösen, ja verbrecherischen Absichten schwankend und für die geistig hochstehende Marie nicht bedeutend genug; der Maler Stein, mit dem er befreundet, ist ihr in geistiger Hinsicht ebenbürtig; sie schenkt ihm vollstes Vertrauen, das dicht an der Grenze der Hingebung eines liebenden Helens steht; er aber liebt sie mit geheimster Leidenschaft, die erst an der Leiche der Dahingeschiedenen ein Wort des Geständnisses findet. Sie schenkt Herz und Hand einen: gewandten, geistreichen Cavalier, von Plessenberg, bis zu ihrem tragischen Untergang, der durch den Wahnsinn von Felix Halden und die Rache der verbrecherischen Nora herbeigeführt wird. Diese Rache hat indeß nichts unmittelbar Ueberzengendes: denn räch«: will sich die heimtückische Italienerin eigentlich an dem Maler Stein, und sie sucht ihn zu treffen in der Geliebten. Sie hat das Geheimnis; seines Herzens errathen — es gehört dies indeß zu den gewagten Motiven der Dichtung, nnd damit erscheint auch die gewaltsame Schlußkatastrophe allzu romantisch und nicht aus einem ganz glaubwürdigen Zusammenhang hervorgehend.

Jean Paul spricht in seiner Vorschule der Aesthetik von der italienischen und niederländischen Schule der Romandichtung. In „Nach der Natur" sind beide vertreten. Die Vorgeschichte, die Stein von seinem Freunde, dem Maler Staufs und Nora erzählt, und die mit einer Klosternovelle beginnt, ist eine glänzende Probe des italienischen Novellenstvls: Mar Waldau würde, bei Ausbildung desselben in selbständigeil Novellensammlungen jedenfalls später mit Paul Heyse gewetteifert haben; nur würde sein Colorit markiger, seine Darstellung mehr von leidenschaftlicher Gluth erfüllt gewesen sein. Es fehlt nicht an spannenden und schlaghaftcn Wendungen und das schöne Ungeheuer Nora, die Medusa, mit ihrer angeborenen Bösartigkeit, ihrer unbefangenen Freude am Verbrechen gehört in die Gallerie jener schönen Mörderinnen, die tn der Geschichte Italiens eine so große Rolle spielen, und unter denen Lucrczia Borgia trotz der geistvollen Reinigungsversuche von Ferdinand Gregorovius immer noch in erster Linie steht. Der ganze zweite Band des Romans aber gehört der niederländischen Schule an; meisterhaft sind die Schilderungen des oberschlesischen Volkslebens, der überooerischen Schlachzitzenwirthschaft, des Hauswesens, der Jagd und des Gelages bei dein schlesisch-polnischen Rittergutsbesitzer von Zebrzpski — in dieser Schildernug herrscht ein köstlicher Humor, man fühlt sich freilich nach Halbasien zn Franzos und Sacher-Masoch versetzt. Ebensowenig wird irgend Jemand die Wahrheit der Chnrakterkövfe anzweifeln, die in so prächtigen Eontrast gesetzt sind.

Die Probe dieser oberschlesischen Niederländer«! sind oben die beiden Dorfgeschichten: „der Jnstizmann" und der „Schmid-Franz": daS sind echte Teniers ohne jede Schönfärberei nnd angekleckste Sentimentalität. Es ist falsche Bescheidenheit des Dichters, wenn er dieselben gegen Auerbachs meisterliche

Dorfnovellen zurückstellt. Mag man zugeben, daß der schwäbische Volksstamm weit mehr Gemüthstiefe hat, als die Mischbevölkerung Oberschlesiens und für die Helden desselben auch gelegentlich ein schwärmerischer Augenaufschlag zulässig ist, so bleiben doch noch manche Schminkpflästerchen eines schönseligen Salontyrolerthums auf den Gesichtern dieser Torfschönen haften, wovon bei Mar Waldau keine Spur ist. In Bezug auf solche ungeschminkte Löbens-Wahrheit können mir nur die litauischen Dorfgeschichten Ernst Wicherts mit denen Mar Waldaus vergleichen. Beiden ist überdies gemein, daß nirgends die Rohheit eines ungeschminkten Realismus ohne Feigenblatt sich geltend macht und daß der durchgängige gesunde Humor vor solchen Verirrungen schützt. Der Justizmann ist der vorzügliche Charakterkopf eines dörflichen Winkeladvocaten: die Schliche und Winkelzüge, womit sie die Bauern umgarnen und einsaugen, sind trefflich geschildert. Die Nischkn ist eine Dorfschöne, die von ihrer Liebe zu einem stattlichen jungen Mann rasch ohne herzbrechende Zufälle geheilt wird und noch den alten angesehenen Bauern heirathet, der ihrem Vater aus der Klemme hilft. Und die Müllerstochter Flora in der zweiten Erzählung, die ihren verlobten Adjuvanten gegen den vielgewandten und vielgemanderten, wenn mich übelberufenen Schmid-Franz umtauscht und die nächtlichen Besuche des Letzteren mit echt dörflicher Koketterie ermuthigt, hat sowenig wie Nischka mit dem marieenhaften Lorle Allerbachs gemein. Doch dafür findet man die Originale auf den oberschlesischen Dörfern, während man die Lorles in dem schwäbischen gewiß mit der Laterne suchen muß.

Manche Anekdote aus dem Volksleben hat Mar Waldau in seinen Dorfgefchichten gleichsam mit aller an den Wurzeln haftender Erde verpflanzt. Wie ergötzlich ist z. B. das folgende Einschiebsel als Erläuterung des Ländlich-Sittlichen: „Es regnete und an Maruschka war die Reihe die Kühe zur Tränke zu treiben. Sie nahm nach der Sitte der Mägde den obersten Rock von blau und weißgedruckter Leinwand über den Kopf und bildete einen Regenschirm daraus, der allerdings, fo lange der Guß nicht zu heftig wurde. Geficht und Nacken schützte. Auf dem solcher Gestalt beraubten Unterrocke von grauer Sackleinwand las man nun in großer Frakturschrift: Dominium . . . und der Raine folgte. Ein Uneingeweihter hätte diefe Schriftzügc für eine Art Brandmal, für ein Zeichen ausgedehntester Hörigkeit ansehen können: aber der Amtmann, der eben ans seinem Schimmel vom Felde heimkam, wußte den Zusammenhang besser. Wiederholt waren ihm neue Getreidesäcke verloren gegangen und trotz der weithin lesbaren Aufschrift nicht wieder zum Vorschein gekommen. Jetzt erblickte er plötzlich die Reste eines solchen; die Magd gestand vor Schreck des ersten Augenblicks ein, daß sie zwei Säcke gestohlen, um den Unterrock daraus zu verfertigen; und der Amtmann beschloß, ein Beispiel zu geben, das seine Leinwandvorrcithe künftig vor Unberufenen sicherte. Der Landrath überließ in solchem Falle die Bestrafung des kleinen gemeinen Diebstahls der Polizeibehörde, hier wie aus dein Lande gewöhnlich

durch den Wirthschaftsbeaniten vertreten, und dieser verhängte die berüchtigten „Fünfzehn" von „Polizei wegen". Maruschka erhielt sie ohne weiteres Zögern, nachdem sie erst das amtlich vorgeschriebene peinliche Eramen bestanden hatte.

Als „Nach der Natur" erschien, hatten die allgemeinen politischen Betrachtungen und die Behandlung der gesellschaftlichen Fragen ein actuelles Interesse; sie waren aus dem Leben gegriffen und die Portraitmedaillons ivie diejenigen eines Fürsten Lichnowski) und Hecker interessirten die Zeitgenossen durch frappante Wahrheit und geistvolle Beleuchtung. Für uus hat die vormärzliche Zeit der beiden ersten Bände und die nachmärzliche des dritten nur noch ein geschichtliches Interesse; doch die geistige Bewegung jener Tage ging tieser als diejenige der heutigen Zeit; sie war unpraktischer, nicht so ans das Nächste gerichtet, und das Ferne, dem sie zustrebte, mochte zum Theil etwas Nebelhaftes, Berschmimmendes haben. Doch der warme Pulsschlag einer Begeisterimg für die Menschheit und die hohen Ziele ihrer Entwicklung, sür die geistige Freiheit, mar damals viel mehr als heute aus den Gedankengängen der den allgemeinen Interessen zugewendeten Geister herauszufühlen. Der Radikalismus der Gesinnung innerhalb bevorzugter gesellschaftlicher Kreise prägt sich in diesen: Roman bedeutsam aus. Es fehlt darin nicht an sehr verunglückten Prophezeiungen sür die Zukunft, aber die Tendenz, durch große gesellschaftliche Reformen die zum Theil unfruchtbaren politischen Bestrebungen zu ergänzen, wird von dem Dichter mit Nachdruck vertreten, und so dein Sturm und Drang einer unausgegohrenen Epoche ein zum Theil dauernder Gehalt gegeben.

Die Charakterzeichnung ist vortrefflich: sie ist wie in den Gutzkom'schen Romanen vertieft durch die ganze Eigenart der Weltanfchauung, die dein Einzelnen eigen ist. Der Maler Stein, Plessenberg, Felix Halden, der alte Dickel haben scharfgeprägte, durchaus nicht verwaschene Physiognomien; der originellste von Allen ist der rücksichtslos einschneidende und kaum minder hellseherisch schwärmende Wengelsdorf, dessen göttliche Grobheit mit seinen visionären Anwandlungen einen eigenartigen Contrast bildet. Dieser Charakter mit seinem dämonischen Zug spricht mehr als alle andern für Mar Waldaus Gestaltungsvermögen. Es ist keine Frage, daß „Nach der Natur" seiner Zeit auch auf die zeitgenössische Proouction eine unverkennbare Wirkung ausgeübt hat; namentlich erinnern die Helden in Spielhagens „Probleinatischen Naturen" an diejenigen von Mar Waldau, und vor Allein Oldenburg ist aus dem Holze geschnitzt, welches der junge schlesische Dichter für seine Charakterbilder verwendet hat.

Der zweite Roman: „Aus der Junkerwelt" hat nicht gleichen Anklang gesunden wie „Nach der Natur". Die Ursache hiervon ist leicht zu sinden. Es sind die dem großen Lesepublikum unbequemen Prellsteine und Ertrablätter, die sich in die Erzählung breit einschieben und von Hanse aus in ihrer selbständigen Berechtigung angekündigt werden. Der Zusammenhang dieser Prellsteine mit der Handlung selbst ist ein sehr lockerer. Ehe uns die

Anlagen des Schloßparkes von Hehlenried geschildert werden, setzt uns der Dichter eine Geschichte der Architektur vor, die reich ist an geistvollen Aperyus, aber doch sehr abseits liegt von dem Gang der Erzählung: eher hängen damit die Fehdebriefe gegen die sociale Lüge, die Erbsünde der Tradition, die kleinen Essays über Glauben und Ueberzeugung, die conservative und die liberale Partei, über den Sieg der Physiologie über die Orthodoxie der Theologen und Juristen zusammen: in allen diesen Prellsteinen spricht sich die größte Unabhängigkeit der Gesinnung, ein geistiger Radikalismus aus, der im Interesse der Wahrheit, der Menschheit und der Zukunft jedes Feigenblatt der beschönigenden Phrase verschmäht; außerdem aber eine bewundernsmerthe Vielseitigkeit der Bildung, welche nirgends die philosophische Schulung verleugnet, und auf den Gebieten der Kunst und ihrer Geschichte, der verschiedensten Naturwissenschaften, der socialen, finanziellen, staatlichen Verhältnisse gleichmäßig zu Hause ist.

Auch den Schilderungen des Verfassers kommt diese Bildung zu Gute; er benützt bei seinen Garten-, Park- und Landschastsbildern nicht die landesüblichen Pflanzengestalten, nicht die Blumen, die in unserer poetischen Blumistik eingebürgert sind, sondern er läßt seine Blumengeister oft aus seltenen Blüthenkronen aufsteigen und belebt auch dort, wo er Bekannteres verwerthet, die Schilderung durch die Darstellung von Eigenthümlichkeiten des Pflanzenlebens, mit denen er vollkommen vertraut ist.

Diese Extrablätter sind indeß nicht mehr als eine Schrulle des Dichters, von welcher er jedenfalls in seinen nächsten Werken zurückgekommen wäre. Bedauerlich ist der Schein von Ungenießbarkeit und Schwerfälligkeit, den sie gerade seiner zweiten erzählenden Schrift geben, um so mehr als „Aus der Junkerwelt" nach einer andern Seite hin einen Fortschritt gegen „Nach der Natur" bekundet; die eigentliche Geschichte ist weit romanhafter und auch zusammengeraffter, aus einer weitverzweigten Vorgeschichte nach einer Schlußkatastrophe hinstrebend, die uns der Dichter auch nicht schuldig bleibt. Man könnte eher sagen, daß Einiges in der Geschichte zu abenteuerlich sei, und daß die Gestalt des Haupthelden an französische Vorbilder, an Eugöne Sue und Alexander Dumas erinnern; dann dieser Tetarkosf, der frühere Drechslermeister Schneider, der Sohn eines von der Familie verfehmten Grafen Hehlen, erscheint wie Graf Monte-Christo, und sucht mit seinen Millionen ein Werk der Rache zu vollenden, mit welchem eine Art raffinirter Pädagogik verbunden ist. Der Roman ist eigentlich eine Biographie dieses merkwürdigen Mannes, die losen Ringe derselben, die gleichsam anachronistisch verstreut sind, schließen sich gegen den Schluß hin zu einer ineinander greifenden Kette zusammen. Eine beachtenswerthe Gabe der Erfindung zeigt Hauenschild gerade in diesem Roman, das Talent eines Unterhaltungsschriftstellers, der spannend, aber auch in hohen? Grade geistvoll und anregend zu schreiben weiß. Und wie anmuthig sind die mit mehr epischem Behagen ausgeführten Schilderungen, wie der Verkehr des Drechslers Hennigs mit der Gräsin Cecile, wie die

rührende Erzählung vom Tode der Frau Gertrud. Sehr viele Geschichten aus der Cavalierperspective sind in die Erzählung verivebt: darunter fehlt auch nicht der gewagte Wettritt, der an die Schlußscene in „Nach der Natur" erinnert. Das Pathos der Geschichte, wenn man von einem solchen sprechen darf, ist gegen das Junkerthum gerichtet; der Haß gegen dasselbe dictirt ja den? Helden seine sogar die eigene Familie zerreißenden Maßregeln, und ivird bei seinem böswillig-giftigen Sohn Christian zu eine»: das ganze Leben erfüllenden und zuletzt aufzehrendem Ferment. Doch fehlt auch nicht das versöhnende Princiv. Die kalte Gräsin Cecile hat Geist und Bildung, bei aller Härte, init der sie ihre sociale Stellung zu behaupten sucht; eine liebliche Mädchenblüthe ist ihre Tochter Luise, und die andere, Clarissa, sympathisch wegen ihrer liebenswürdigen Heiterkeit.

Vor Allein aber ist der schneidige Humorist Curt Freiherr von Craw-Gillen der wiedergeborene Weigelsdorf aus „Nach der Natur". Fast scheint es, als ob der Dichter, nach Jean Paul'schem Vorbild, typische Charaktere unter wechselnder Maske in seinen Romanen einbürgern wollte. Weigelsdorf-Craw erinnert ja an Leibgeber-Schoppe; an die schönsten duftigsten Märchen der romantischen Schule aber dasjenige von ^spornla «sloraw — auch auf diesem Gebiete war Mar Waldau Meister.

An die beiden Nomane wollte der Dichter einen großen geschichtlichen reihen: der Jongleur; der Plan zu diesem Werke war fertig, als ein früher Tod diesen so reichen schöpferischen Geist der Welt entriß. Hier hätten sich von selbst jene die Theilnahme der Leser beeinträchtigenden Exkurse verboten; seine Erftndungs- und Gestaltungskraft hätte hier gewiß im schönsten Lichte gestrahlt. Hatte er doch die Epoche der Troubadours auf das Genaueste studirt; seine formgewandte Uebersetzung der Sirvente des Pierre Cardinali (Hainburg, Hosfmann 6 Campe 1850), die aus Bruchstücken der Sirventes desselben zusammengestellt ist, giebt uns eine lyrische Probe seiner Studien. Diese Troubadours, die nicht blos Helden bei Damen waren, sondern den mächtigsten Männern ihrer Zeit die Spitze boten, mit ihrer Kraft, ihrem Feuer, ihrem Unabhängigkeitsdrang, der ganzen Fülle der unter dem schönen Himmel der Provence sich abspielenden Abenteuer und Kämpfe — welch ein reich« und glänzender Stoff für ein so glänzendes Talent.

So viele schöne Verheißungen deckt der Grabhügel, in dem die Gebeine des Dichters im fernen Oberschlesien rnhn! Doch wie man auch klagen mag über die zerstörten Hoffnungen, nicht vergessen sollte das deutsche Volk, und vor Allein die oft am Neuesten, so kläglich e-Z sein mag, haftende Tageskritik, daß ein Dichter wie Mar Waldau heutzutage noch gepriesen und gelesen zu werden verdient nnd daß er zu den Zierden unseres Parnasses gehört.

Dr. Mar von Forckenbeck.
ron
er Name Forckenbeck hat sowohl unter den liberalen Parteien Deutschlands, als auch in der Bürgerschaft der zwei größten Städte Preußens einen guten Klang. Er ist mit der Geschichte der ersteren eng verknüpft, denn sein Träger mar Mitbegründer der Fortschritts-partei, hat die Bildung der nationalliberalen Partei zn Stande gebracht und förderte die Sezession, aus welcher später die Deutfchfreisinnige Partei hervorging. Er leitete außerdem die communale Verwaltung der Stadt Breslau und ist seit dreizehn Jahren Oberbürgermeister von Berlin. Da er überall Hervorragendes geleistet und zum Wohle seiner Zeitgenossen vieles vollbracht hat, so wird diesen ein Lebensbild Forckenbecks willkommen sein; unrsomehr, da, einige kurze biographische Skizzen ausgenommen, ein solches zum ersten Male erscheint.

Mar von Forckenbeck wurde am 21. October 1821 zu Münster in Westfalen, wo sein Vater Justizbeamter war, geboren. Ueber den letzteren erzählt I. D. H. Temme in seinen „Erinnerungen":

„Die Freiheitskriege waren gekämpft. Die ganze deutsche Jugend hatte daran Theil genommen, selbst Knaben, die sich kräftig genug fühlten, die Waffen zu tragen. Das Jahr 1815 sah Deutschland frei. Im Jahre 1816 waren alle die muthigen Kämpfer zu ihren bürgerlichen Beschäftigungen zurückgekehrt, die Studenten zu ihren Universitäten; wie Mancher noch, der die Schule verlassen hatte, um an den Freiheitskriegen teilzunehmen, zu

seinem Gymnasium! Eine ungewöhnliche Menge dieser Freiheitskämpfer hatte sich gerade in Göttingen eingefunden und eine große Anzahl bestand aus Westfalen.
Mit einem von diesen wurde ich unterwegs bekannt, im Postwagen, Franz von Forckenbeck war sein Name. Er war ein münstersches Kind. Er fuhr mit der Post von Münster nach Göttingen, diese ging über Wiedenbrück, dort war ich eingestiegen. Wir wurden Freunde und blieben es bis zu seinem Tode. Er starb als Vicepräsident des Oberlandesgerichts zu Glogau. Franz von Forckenbeck hatte an den beiden Feldzügen theilgenommen; in dein ersten als freiwilliger Jäger, in dem zweiten als Offizier der Landwehr. Das Soldatenleben sagte ihm nur zu, sofern und solange es um die Freiheit des Vaterlandes sich handelte."
Der patriotische Geist des Vaters ist auf seinen Sohn Mar übergegangen, der sowohl in seiner politischen Stellung, als auch in allen Verhältnissen seines Bürgermeisteramtes sich als warmherziger, opferfreudiger Freund des Vaterlandes erprobt hat.
Nachdem er in seiner Vaterstadt das Gymnasium besucht, studirte er, vom Jahre 1839 ab, drei Semester auf der Universität zu Gießen und zog 1841 nach Berlin, wo er seine Stndien in Rechts- und Staatswissenschaft fortsetzte. Im Jahre 1842 kam er nach Glogau in Schlesien, um das Auscultatoreramen zu machen; es geschah dies unter den Augen seines Vaters, der dort die Stelle eines Vicepräsidenten am Oberlandesgericht bekleidete. Nachdem er im Jahre 1847 die juristischen Studien vollendet und promovirt worden, wurde er Stadtrichter in Glogau.
Das historische Jahr 1848, das je nach dem Parteistandpunkte seiner Beurtheiler bald das „Völker erlösende" und bald wieder das „tolle" genannt wird, zog auch den siebenundzwanzigjährigen Forckenbeck in die Zauberkreise des politischen Lebens und Kielt ihn seitdem darin fest; er schloß sich der Volkspartei, welche den Namen Demokraten führte, an, und trat in den Vorstand des demokratisch-constitutionellen Vereins in Schlesien. Die Frucht dieses Parteilebens, dem er sich mit der Begeisterung und zähen Ausdauer eines echten Westsalen widmete, mag mit Schuld gewesen sein, daß er den Plan, wie sein Vater in den Staatsdienst zu treten, aufgab, und den Beruf eines Rechtsanwalts wählte.
Das Schicksal führte ihn nach Ostpreußen, in das circa 3000 Einwohner zählende Städtchen Wöhningen, Ivo er im Jahre 1849 eintraf und zehn Jahre lang blieb. Ein Jahr später wählte ihn die Bürgerschaft, unter welcher er bald beliebt wurde, zum Stadtverordneten und sandte ihn im Jahre 1854 als ihren Vertreter in den Kreistag.
Die erste Rede, welche Forckenbeck als Stadtverordneter hielt, begann mit dein Rufe: „Es werde Licht!" Er wollte für eine bessere Beleuchtung der Straßen eintreten und wählte darum dieses nicht gewöhnliche Schlagwort, das insofern zündend wirkte, als sein Antrag genehmigt wurde.

Or, Mar von Forckcnbeck,
Forckenbeck, der sowohl als Parlamentarier wie auch als Stadtoberhaupt ungezählt oft sprechen mußte, ist ein guter Redner, welcher weder derartige oratorische Wendungen liebt, noch Phrasen gebraucht; sein rasch dahinfließender Vortrag ist schlicht und verräth, daß es ihm einzig daran gelegen ist, klar zu sein. Er gebraucht die einfachsten Ausdrücke, selten ein Bild und spinnt den Faden seiner Rede niemals länger aus, als es nothwendig ist. Seine hohe, gliederkräftige Gestalt, die würdevolle Ruhe, die sich in Mienen und Geberden kundgiebt, und eine weithin tönende Stimme verstärken den günstigen Eindruck, den dieselbe schon durch ihren gehaltvollen Inhalt macht.
Im Jahre 1858 begann Forckenbeck seine Laufbahn als Parlamentarier. Es mar eine für die Geschichte Preußens bedeutsame Zeit, denn Prinz Wilhelm, der später Kaiser des neuen deutschen Reiches wurde, hatte an Stelle seines schwer erkrankten Bruders, König Friedrich Wilhelm IV., die Regentschaft übernommen und der sogenannten Reaction ein Ende gemacht. „Jetzt fängt eine neue Aera an!" ging damals der Ruf durch das Land und das Verschwinden des Ministeriums Manteuffel wurde mit ebenso vielem Jubel begrüßt, wie die Bildung eines neuen, unter dem Borsitze des Fürsten Hohmzollern - Sigmaringen. Die Liberalen erblickten in demselben ein Zeichen des entschiedensten Systemmechsels. Bei den Wahlen für das Abgeordnetenhaus erhielt Dr. von Forckenbeck ein Mandat, durch welches er den Kreis Mohrungen vertrat, und gesellte sich der liberalen Partei zu, deren Führer Ernst Georg von Vincke mar. Die Erwartungen aber, welche dieselbe von dem Prinzregenten hegten, gingen nicht in Erfüllung und schon wenige Tage nach dessen Thronbesteigung, am 2. Januar 1861, äußerte sich diese Unzufriedenheit in der Bildung einer Oppositions-Partei.
Die Mitglieder derselben waren großentheils parlamentarische Neulinge und Männer, welche im Jahre 1848 zu den Demokraten gehört hatten. Ein Ausschuß von vier Abgeordneten, unter denen sich Forckenbeck befand, verfaßte das Programm, dessen Kern in der Forderung steckte: Durchführung der Selbstverwaltung in Gemeinden und Kreisen, und feste Einigung Deutschlands, die ohne eine starke Centralgemalt in der Hand Preußens und ohne Volksvertretung nicht gedacht werden kann. Die neue Fraction erhielt von Vincke den Spottnamen: Junglittauer, und behielt ihn bei, bis sie sich im Juli desselben Jahres mit den entschiedenen Liberalen Preußens, denen u. A. Haverbeck, Virchom, Mommsen, Schultze - Delitzsch und Delbrück angehörten, vereinigten, und welchen sich alle unabhängigen Männer des Landes anschlössen, die „der Ueberzeugung waren, daß die Begründung eines verfassungsmäßigen Rechtsstaates in Preußen und die große Aufgabe der Einigung Deutschlands auf wirklicher nationaler Grundlage auf dem Wege der bisherigen Majorität des Abgeordnetenhauses nicht zu erwarten sei." Die neue Fraction nannte sich die deutsche ForschrittSpartei.
Es war ein merkwürdiger Zufall, daß die hervorragenden Gründer der-

selben, Forckenbeck und Waldeck, ebenso wie Hermann von Mallinkrodt, welcher zehn Jahre später die Centrumspartei in's Leben rief, aus dein Lande der rothen Erde stammten.

Während der Letztere und Waldeck durch ihr packendes Pathos und ihr lavaheißes Wesen Erfolge erzielten, bot Dr. Forckenbeck das Bild eines leidenschaftslosen Redners.

Er mar fünfzehn Jahre lang Abgeordneter für den Landtag, in welchem er Anfangs den Wahlkreis Mohrungen, dann die Stadt Elbing in Westpreußen, wohin er im Jahre 1859 als Rechtsanwalt übersiedelte und Stadtverordneter wurde, und Köln am Rhein vertrat. Am 5. August 1866 wurde er mit 154 Stimmen von 331 zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses erwählt nnd blieb es bis 1872.

Aus seiner Thätigkeit als Landtagsabgeordneter leuchten besonders zwei Reden hervor, welche das beste Zeugniß für seine staatsmännische Begabung bieten.

Bei der Berathung über den Entwurf zum Staatshaushalts-Etats für das Jahr 1865 wurden fünf Referenten, unter denen sich Dr. Forckenbeck befand, gewählt, und dieser sprach am 14. März 1865:

„Unmittelbar vor dein Schlüsse des Landtags der Jahre 1863 und 1864, nachdem das Herrenhaus den von: Abgeordnetenhaus bewilligten Etat verworfen, beschloß das Haus der Abgeordneten: 1. der Beschluß des Herrenhauses, durch welchen dasselbe den Budget-Entwurf der königlichen Staatsregierung angenommen hat, verstoße gegen Artikel 62 der Verfassung und ist deshalb null und nichtig; 2. das Herrenhaus hat durch diesen Beschluß das wichtigste Recht des Abgeordnetenhauses verletzt; 3. die königliche Staatsregierung macht sich eines offenen Verfassungsbruches schuldig, wenn sie fortfährt, ohne Zustimmung beider Häuser des Landtags über Mittel des Staates zu verfügen; 4. Jede Anleihe, welche ohne Genehmigung der Landesvertretung für den Staat aufgenommen werden sollte, ist verfassungswidrig und für den preußischen Staat unverbindlich. Die Antwort ans diesen Beschluß des Abgeordnetenhauses ist der Staats-Ministeriumsbeschluß vom 12. Februar 1864 gewesen, in welchem die Staatsregierung trotz des Protestes des Abgeordnetenhauses beschließt, budgetlos, also verfassungswidrig für das ganze Jahr zu regieren. Noch mehr! Im Jahre 1864 schreitet das absolute Regiment in Finanzsachen zu den letzten Conscqnenzcn. Es nimmt die Mittel zum Krieg gegen Dänemark da, wo es sie findet; eS durchbricht die gesetzlichen Schranken des Staatsschatzes und nimmt ohne Weiteres aus demselben zehn Millionen Thaler. Noch mehr! Nachdem dieses geschehen, nachdem wir ein budgetloses Regiment für das Jahr 1864 gehabt haben, wird beim Zusammentritt beider Häuser des Landtags der Staatshaushalts-Etat vorgelegt, als wenn nichts passirt wäre. Kein Wort von Indemnität, kein Wort der Entschuldigung für diese verfassungswidrigen Zustände. Unzweifelhaft hat daS Haus das Recht zu forden,, daß die Staatsregierung keine Ausgaben leisten darf, als auf

Grund des zum Voraus durch ein Gesetz festgestellten Staatshaushalts-Etats. Es hätte darum das Recht gehabt zu sagen: Wir verweigern die Berathung des Etats so lange, bis uns die verfassungsmäßige Garantie gegeben morden, daß mir Beschlüsse mit verfassungsmäßiger Wirkung fassen. Wenn nun angesichts der bedrohlichen Lage Preußens nach außen und der unseligen Zustände im Innern das Haus nicht von diesem Rechte Gebrauch macht, sondern in die Berathung des Etats eintritt, so thut es den ersten Schritt, den Verfassungsconflict zu beseitigen. Wenn es dann in Beschlüssen, welche die Budgetcommission vorgeschlagen hat, die Bedenken offen und loyal ausspricht, die es in dem vorgelegten Staatshaushalts-Etat gefunden, so thut da» Haus den zweiten Schritt zur Beseitigung des Verfassungsconflictes."

Dr. Forckenbeck schloß seine Rede, die großes Aufsehen machte, mit den Worten: „Ist denn die Verfassung in Preußen nur dazu da, uin immer mehr Menschen und Geld für den unergründlichen Brunnen des Militär-Etats zu schaffen und zu liefern?"

Ms in der nächsten Sitzung von Seite der Regierung über das Referat der Budgetcommission, bei dessen Ausarbeitung er besonders thätig gewesen mar, gesagt wurde, daß es agitatorisch sei, erhob er sich und erwiderte: „Unser Bericht ist nicht agitatorisch. Er ist einfach und ruhig geschrieben, so daß er Schatten giebt, wo Schatten zu geben ist und Licht giebt, wo Licht zu geben ist; er hebt Thatsachen hervor. Sind nun diese Thatsachen, z. B. die Thatsache, daß iin gegenwärtigen Augenblicke nach glücklich beendetem Kriege die dreijährige Dienstzeit auch bei denjenigen Truvventheilen durchgeführt werden soll, die eben den Krieg durchgemacht haben, sind diese Thatsachen agitatorisch, so agitirt nicht der Bericht, sondern die Thatsache! Ten Zweck haben mir allerdings verfolgt, daß man im Lande allmählich anfange, nicht blos allgemeine Principien zu diskutiren, sondern auch in's Gewicht fallende Thatsachen; daß man sich nicht blos mit an die principielle, sondern auch an die fachliche Discussion gewöhne."

Die zweite Rede Forckenbecks mar keine politische, sondern warf ein grelles Streiflicht über eine sociale Frage, mit deren Lösung sich seit mehr als einein Jahrhundert die größten Denker beschäftigten. Sie betraf das Duell.

In einer Sitzung, welche am 2. Juni 1865 stattfand, hatte der Abgeordnete Virchow sich geäußert: „Wenn der Herr Minister-Präsident den Bericht gelesen und sagen kann, es seien keine Erklärungen darin, so weiß ich in der That nicht, was ich von seiner Wahrhaftigkeit denken soll?"

Der Minister-Präsident von Bismark fand in diesen Worten einen persönlichen Angriff auf seine Wahrheitsliebe, während der Vicepräsident des Hauses, Unruh, der bei der Rede Virchows deu Vorsitz führte, erklärte: „Ich habe in der Aeußerung desselben eine directe Beschuldigung der Unwahrheit nicht gehört. Ich habe nur gehört, daß er ein Dilemma aufstellte, welches sagt: die Sache ist entweder so oder so; daß er also etwas hypothetisch aufstellte."

Herr von Bismarck verließ den Saal mit dein Ruf: Ich werde abwarten,
ob Virchow den Wortlaut vertritt!"
Wenige Tage später brachte die Kölnische Zeitung die Nachricht, daß
Bismarck einen Hauptmann von Puttkammer zu Birchow gesendet habe, uin
von demselben eine Erklärung zu verlangen oder ihn eventuell zum Duell zu
forden:. Diese Nachricht, welche ron allen Berliner Blättern nachgedruckt
wurde, blieb von Seite der Betheiligten unwiderlegt und gab deshalb
Forckenbeck Veranlassung, in der nächsten Sitzung das Wort zu nehmen.
„Meine Herren", begann er, „ich habe nicht zu untersuchen, in wie
weit ein Mann überhaupt vermöge der Vorurtheile gewisser Gesellschafts-
klassen zu einein von dem Gesetze dieses Staates mit Strafe bedrohten, von der
Religion, von der Moral und von dem Bewußtsein des bei weitem über-
wiegenden Theiles aller Gesellschaftsklassen gemißbilligten Duell gezwungen
werden kann? Das mag Jeder im gegebenen Falle mit sich selbst aus-
machen. So aber liegt die Sache hier nicht. Wer, sei es als Abgeordneter,
sei es als Minister in die Räume dieses Hauses eintritt, um über Rechte,
Freiheiten und Interessen des Landes zu verhandeln, der hat alle Vor-
urtheile und die Einwirkung aller Vorurtheile draußen vor der Thüre zu lassen.
Die persönliche Ehre des Herrn Minister-Präsidenten unterliegt der Verfassung
dieses Landes und der Geschäftsordnung dieses Hauses ebenso, wie die
ganze, große Ehre des Landes und der Interessen des Landes, die hier
verhandelt werden. Der Abgeordnete. Virchow würde meiner Ansicht nach
seine Pflicht gegen das Land als Abgeordneter verletzen, wenn er eine
Forderung zum Duell annehmen wollte. Der Minister-Präsident aber
würde sich des schwersten Attentats gegen die Verfassung, gegen die durch
die Verfassung geschützten, zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Freiheit
dieses Landes nothwendigen Privilegien dieses Hauses schuldig machen, wenn
er von einem Abgeordneten wegen einer parlamentarisch nicht gerügten
Aeußerung Rechenschaft durch ein Duell fordern wollte. Das Duell darf
nicht stattfinden und kann nicht stattfinden. Sie, Herr Präsident, sind
berufen, die Rechte und Freiheiten der Mitglieder dieses Hauses und damit
die Rechte und Freiheiten dieses Landes zu wahren. Ich bitte Sie, Herr
Präsident, Ihre Schuldigkeit zu thun, und dem, was ich gesagt habe,
den geeigneten Ausdruck iu diesem Hause zu geben."
Der Präsident Grabow erwiderte: „Ich trete den Ausführungen des
Herrn Abgeordneten v. Forckcnbeck in allen Punkten bei, setze zuversichtlich
voraus, daß das Haus zur Aufrechthaltung seiner Redefreiheit die eben
vernommenen Grundsätze durchweg billige und erwarte, daß der Abgeordnete
Virchow sich den? Ausspruche des Hauses unbedingt unterwerfe."
Die Abgeordneten aller Parteien, wenige Herren ausgenommen, stimmten
dein Präsidenten bei; unter diesen wenigen befand sich der Kriegsminister
v. Roon, welcher erregt ansrief: „Wenn das Haus erklärt, daß es dem
Abgeordneten Virchow verbiete, die Genugthuuug zu geben, die der Herr

Minister-Präsident verlangt, so thut nach meiner Auffassung das Haus etwas, das über seine Befugnisse hinausgeht!"

Nach der Eröffnung des Landtages, im Jahre 1866, zeigte sich im Abgeordnetenhause, wo Dr. Forckenbeck zum ersten Male den Vorsitz als Präsident führte, eine tiefe Spaltung in den Reihen der Fortschrittspartei. Während ein Theil derselben zäh dem Principe der ewigen Opposition, die unter keiner Bedingung davon abweichen wollte, festhielt, suchte die andere in Rücksicht auf die politische Lage und das Wohl des Landes eine Verständigung mit der Regierung, und wurde dabei von ihren Wählen: unterstützt. Zn der letzteren zählten zwanzig Abgeordnete, welche im October die Erklärung abgaben: „Wir sind fest entschlossen, die Opposition nicht auf das Gebiet der gebilligten deutschen Politik hinübergreifen zu lassen!" Unter ihnen befand sich Forckenbeck, der einen mächtigen Einfluß auf die Bildung der neuen Fraktion hatte. Tie nannte sich die deutsche, nationalliberale Partei und zählte in der nächsten Legislaturperiode etwa 79 Mitglieder.

Im Jahre 1867 wurde Dr. Forckenbeck von den Wählern des 5. Magdeburger Wahlkreises, Wolinierftedt-Neuhaldensleben, zum Abgeordneten für den Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt, der in diesem Jahre zum ersten Mal zusammentrat. Seitdem ist Forckenbeck, der sich der nationalliberalen Partei angeschlossen hatte, Mitglied desselben und später des deutschen Reichstages geblieben; lind im Jahre 1884 übernahm er das Mandat für den zweiten Liegnitzer Wahlkreis, Scigan-Svrottau, das er noch heute besitzt.

Dr. Forckenbeck hielt zum ersten Mal im Norddeutschen Reichstag eine Rede bei der Debatte über eine Petition der iin östlichen Preußen lebenden Mennoniten. Diese verlangten, daß die ihnen von König Friedrich II. im Jahre 1780 zugestandene Wehrfreiheit, welche aber durch ein Gesetz 1867 aufgehoben worden war, wieder hergestellt werde. Forckenbeck trat dafür ein, daß die Mennoniten sich der allgemeinen Wehrpflicht unterwerfen sollten. „Vergegenwärtigen Sie sich, meine Herren, die Lage der Weichselgegenden, daß es in dem außerordentlich fruchtbaren Landstriche zwischen der Weichsel und Nogat Dörfer giebt, die zur Hälfte aus mennonitischen Besitzern und zur Hälfte aus nichtmennonitischen Besitzern bestehen, und daß es andere Dörfer giebt, in denen keine Mennoniten wohnen. Denken Sie sich, welche Einwirkung das macht, wenn bei derselben Gemeinde oder ini benachbarten Dorfe bei einer Mobilmachung die Söhne des einen Hofes in den Krieg ziehen und die Söhne des andern frei herum gehen. Bei jeder Mobilmachung ist unter diesen Verhältnissen das Gefühl der Gerechtigkeit und Gleichheit in diesen Gegenden tief verletzt und die allerbedenklichste Aufregung hervorgerufen worden." Seine Rede hatte den Erfolg, daß das Haus die Petition ablehnte.

Am 9. Februar 1874 wurde Forckenbeck mit 263 Stimmen von 294 zum Präsidenten des Reichstags gewählt und sprach bei dieser Gelegenheit: „Durch die vollzogene Wahl ist mir das Amt des ersten Präsidenten des

Reichstags übertragen worden. Ich nehme von tiefem Dankgefühl erfüllt, das Amt hiermit an und will alle ineine Kräfte für eine gerechte und unparteiische Leitung der Geschäfte aufbieten."
Bei Beginn der Legislaturperiode 1878 geschah auf Antrag des Abgeordneten Windthorst seine Wiedermahl durch Acclaination, und er blieb erster Präsident des Reichstags bis zuni Mai 1879. Er legte damals sein Amt plötzlich nieder und that dies unter dem Drucke, den der im Reichstag bewilligte neue Zolltarif und der Verlauf des zu Berlin versammelten Städtetags auf seine Stellung geübt hatten. Er sandte am 20. Mai ein Schreiben an das Haus, das den Wortlaut hatte: „Bei dem Gegensatze, in welchen! ich in Bezug auf tiefgreifende Fragen mit der Majorität des Hauses gekommen bin (der Kornzoll), darf ich nicht länger im Interesse der Geschäfte des Reichstags das Amt als Präsident beibehalten. Ich lege hiermit mein Amt nieder."
Ueber die Gründe, die Dr. Forckenbeck dazu bestimmten, sprach er sich offen im October 1881 aus, als er seinen Wählern zu Neuhaldensleben einen Rechenschafts-Bericht ablegte: „Ich habe, ehe die Tarifverhandlungen zu Ende waren und während des Verlaufes derselben mein Amt als Reichstagspräsident niedergelegt. Ich nehnie keinen Anstand, die Motive, welche mich dazu geführt, auszusprechen. Ich wurde mit großer Majorität gewählt und nahm die Wahl an. Damals übersah ich noch nicht, daß sich die Mehrheit des Reichstags für die Annahme des neuen wirtschaftlichen Systems aussprechen werde; das trat erst später hervor. Ich mußte mir sagen, daß meine Anschauungen mit denen der Mehrheit nicht übereinstimmten und deshalb die Ueberzeugung gewinnen, daß die Fortführung der Geschäfte durch mich nicht mehr zulässig sei. Jetzt kam gerade in der Sitzung, an dem Tage, an welchem das Essen des Städtetags war, eine Scene vor, die mich daran zweifeln liefz^ ob ich noch die zur Erhaltung der Ordnung nothige Autorität besitze. Einer der Redner (der Socialdemokrat Kays«) wich von der Sache ab. Ich rief ihn wiederholt zur Sache, glaubte aber im Reichstag die Unterstützung nicht zu finden, die znm Antrage auf Wortentziehung nöthig war. So kam ich zum festen Entschluß, das Reichstagspräsidium niederzulegen."
Der Städtetag, welcher für Dr. Forckenbeck die zweite Veranlassung zur Niederlegung des Reichstags Präsidiums gewesen, mar am 17. Mai 1879 auf Einladung des Magistrats von Berlin in dieser Stadt zusammengetreten, um „sein Votum über den neuen Zolltarif abzugeben." Es erschienen 117 Abgeordnete, welche 72 Städte vertraten, während von den 250 eingeladenen Städten 168 Städte eine Bctheiligung abgelehnt hatten. Dieser Städtetag, der im Rathhaus seine Sitzungen hielt, nahm eine Resolution an, durch welche er „die in der Tarifoorlage beantragten Eingangszölle auf Getreide, Vieh und Fleisch im Interesse der städtischen Bevölkerung, der Leistungsfähigkeit der Arbeitskräfte und der Entwickelung der Handelsthätigkeit als schädlich" bezeichnete.
Ain 19. Mai fand im Speisesaal des „Zoologischen Garten" ein Bankett

Or. Max von Lorckenbeck,
statt, bei welchem Forckenbeck, als Oberbürgermeister von Berlin, eine Toastrede hielt. „Ich will die Gelegenheit benützen, endlich einmal meinem Herzen Luft zu machen, als freier Mann zu freien Männern reden. Seit wenigen Wochen bin ich als Präsident' des Reichstags in eine Stellung gedrängt worden, die es mir zur Pflicht macht, von diesem Posten zu scheiden. Ich habe alles Vertrauen zu den jetzigen Zuständen verloren, so daß ich mich uicht einmal mehr getraue, auch nur wenige Tage voraus zu sagen, welche Gruvpirung im deutschen Parlament sein werde? Diesem unseligen Zustande muß ein Ende bereitet werden. Nur die Bildung einer großen, auf wahrhaft liberalen Grundsätzen fußenden Partei kann dem Lande eine Hoffnung auf Rettung geben. Wir müssen uns rühren, damit das Unselige, was jetzt beschlossen morden, binnen wenigen Jahren wieder zerstört und hinweggefegt werde. Was an mir liegt, werde ich thun; daß ich ein liberaler Mann bin, beroeist meine Stellung an der Spitze der Stadt Berlin. Aber es bedarf nicht allein der Gesinnung, sondern auch der That! Es ist Zeit, daß das deutsche Bürgerthum sich zusammenfasse und sein volles Gewicht in die Wagschale der Entscheidung lege. Wenn ich mich nicht täusche, so ist die Zeit nahe, in der eine liberale Partes als Kern in sich das deutsche Bürgerthmn fassend, Einfluß gewinnen wird auf die weitere Entwickelung des deutschen Reiches. Dazu gehört, daß mir uns auf verfassungsmäßigem Boden rühren, daß wir innerhalb dieser Grenze alle Kräfte, die uns zu Gebote stehen, eifrig gebrauchen. Mein Toast gilt also dem freien, thatkräftigen deutschen Bürgerthume. Dasselbe lebe hoch!"

Die Vossische Zeitung bemerkte damals über diese Rede: „Der Gesammteindruck derselben war, daß der liberale Theil der nationalliberalen Partei unter der Führung Forckeubecks ihren entschiedenen Bruch mit der neuen Politik des Reichskanzlers bekundet und sich von der Compromißpolitik des Herrn von Bennigsen losgesagt habe."

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, welche vom Reichskanzler als Sprachrohr seiner politischen Ansichten benutzt wurde, schrieb über den Städtetag und dessen Bankett im „Zoologischen Garten":

„Die Thatsache, daß eine Gemeinde, deren erster Beamter zugleich Präsident des Reichstages ist, eine Einladung an sämmtliche Städte erläßt, neben dem Parlament des deutschen Volkes zu tagen und durch Discussion und Beschlüsse einen lokalen Druck auf die Volksvertreter zu üben, hat an sich für unsere politischen Gemohnheilen etwas Befremdliches. Wirthschaftliche Fragen sind vom Städtetag mit seinem selbstgeschaffenen Mandat in politische umgewandelt morden. Anstatt einer nüchternen Besprechung der Zollposition hörte man den Schlachtruf einer revolutionären Agitation über kirchliche nnd politische Reaction. Wenn man das Gebühren der Herren auf ihrem Bankett betrachtet, so nmß man anerkennen, daß die Vorbilder der Pariser Kommune ihren Zukunftshoffnungen vorschweben. Ein regierender Städtetag mit dem Haitpte der Residenzgemeinde, der zugleich Präsident des Reichstages ist, an

dessen Spitze. An dem guten Willen, die verfassungsmäßigen Gemalten durch aufgeregte Gemeinde Versammlungen zu ersetzen, scheint es demnach nicht zu fehlen, aber mir glauben nicht, daß diese Drachensaat in Deutschland einen Boden findet, auf welchem sie aufgehen könnte. Unser Vaterland befindet sich glücklicherweise in keiner, republikanischen Sympathien entgegenleitenden Bewegung."

Dr. Forckenbeck fand bald darauf Gelegenheit, im Reichstag den Städtetag und insbesondere den Magistrat von Berlin gegen derartige Angriffe zu vertheidigen, indem er am 11. Juli dem Abgeordneten Kleist-Retzow, welcher den Städtetag eine „Antikornzoll-Liga" genannt hatte, erwiderte:

„Der Magistrat von Berlin hat gehandelt auf Anrufen der Ostseestädte Königsberg, Danzig und Memel, Städte, mit denen wir historisch zu allen Zeiten Leid und Freud getheilt haben; der Magistrat von Berlin hat gehandelt vermöge feines verfassungsmäßigen Rechts, vermöge seiner Pflicht, die realsten Interessen der ihnen anvertrauten Bürger zu schützen. Es stand für uns fest, daß die Befreiung der nothivendigen Lebensmittel die eine Wirkung sicher hätten, eine bessere und nachhaltigere Ernährung der großen Mafien der Bevölkerung herbeizuführen. Wollen Sie uns verdenken, wenn diese Ueberzeugung in uns lebendig ist, daß wir mit aller Energie für diese Ueberzeugung zum Schutze der Bevölkerung eintraten? Gerade im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt und damit das Leben in Berlin während der Verdoppelung der Bevölkerung auf gleicher Wohlfeilheit erhalten werde, hatte die Verwaltung in Berlin im Jahre 1874 die Schlachthaussteuer abgeschafft und damit auch eine Einnahme von 4 bis 5 Millionen Mark jährlich aufgegeben. Ich constatire die Zahlen. Im Jahre 1874, dein letzten Jahre der Herrschaft der Schlachthaussteuer betrug der Fleischverbrauch pro Kopf der mittleren Bevölkerung Berlins 52 Kilogramm jährlich, nach Aufhebung der Schlachthauösteuer stieg im Jabre 1875 der Verbrauch pro Kopf der Bevölkerung auf 72 Kilogramm jährlich."

Vor seinen Wählern zu Neuhaldensleben führte Dr. Forckenbeck diese Vertheidigung noch entschiedener, indem er sagte:

„Ueber den Städtetag ist viel gesprochen worden, über die Rede noch viel mehr, welche ich bei einem Diner desselben gehalten habe. Es ist behauptet worden, daß mit dem Städtetag eine Trennung zwischen Stadt und Land beabsichtigt worden sei. Das ist positiv unwahr. Die Resolution desselben beweist gerade, daß gegen diese Trennung protestirt und dieselbe gefürchtet wurde. Sic ist gegen das neue Zollgesetz gefaßt worden und war zum Theil durch das Bedürfnis; des flachen Landes gegründet. Was meine Rede im „Zoologischen Garten" anbelangt, so weiß ich ganz bestimmt, daß ich von einer großen liberalen Partei in Stadt und Land gesprochen habe; daß ich zur Einigung der Mittelstände in Stadt und Land aufgefordert habe."

Die Voraussage der Vossischen Zeitung, daß die Toastrede Forckenbecks eine Trennung von der nationnlliberalen Partei, deren Führer v. Bennigsen

war, bedeute, ging ein Jahr später in Erfüllung. Am 81. August 1880
erließ ein Theil dieser Partei die Erklärung: „Die Erfahrung der letzten
zwei Jahre hat im steigenden Maße die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die
nationalliberale Partei gegenüber den wesentlich veränderten Verhältnissen
nicht mehr von der Einheit politischer Denkart getragen wird, auf der allein
ihre Berechtigung und ihr Einfluß beruhen." In dieser Ueberzeugung er-
klärten 28 Mitglieder derselben, welche sowohl dem Reichstag als dem Ab-
geordnetenhause angehörten, ihren Austritt, und so entstand die Seccssion,
welche deren Gegner die „Desertion in's Lager der Fortschrittspartei" nannten.
Und nicht mit Unrecht, denn drei Jahre später fand eine Fusion der Seces-
sionisten mit derselben statt, aus welcher die Deutschfreisinnige Partei her-
vorging.
Dr. Forckenbeck war einer der thätigsten Förderer der Secession und hatte
diese bereits im Jahre 1876 angekündigt, wo er in einer Tischrede zu
Breslau „von einer Zielverwandtschaft der liberalen Parteien sprach gegen-
über denen, die uns, die Nationalliberalen, zur Tafel einladen, die aber
unsere Gegner sind und es bleiben werden in alle Zukunft."
In einer Ansprache an seine Wähler äußerte er sich im Octover 1881
darüber in folgender Weise:
„Ich komme zu meinem Austritte aus der nationalliberalen Partei.
Diese wurde 1866 gestiftet und ich gehöre mit zu ihren Gründern. Sie
hatte die Aufgabe, mit der Regierung zusammen die neuen Zustände so viel
als möglich liberal zu constituiren und der eigentliche Zweck der liberalen
Partei mar erreicht, als ganz neue Verhältnisse eintraten. Beim Aufbau
haben wir uns oft von der Fortschrittspartei getrennt und gegen sie gestimmt.
Wir sind oft von ihr heftig angegriffen worden. Anders aber werden die
Verhältnisse, wenn die liberale Partei sich in einem Zustande der Abwehr
befindet; dann müssen alle liberalen Männer zur Abwehr zusammentreten.
In der nationalliberalen Partei waren verschiedene Elemente zusammen; sie
schieden zum Theil aus, der Zustand aber blieb, wie er mar, darum mar zu
fürchten, daß die Fractionsstreitigkeiten das einheitliche Znsammenwirken er-
schweren würden. Wir Allsgetretenen bilden jetzt ein Mittelglied in den
liberalen Parteien. Ich betrachte mich lediglich als Mitglied der großen,
liberalen Partei und werde weder der nationailiberalen noch der Fortschritts-
partei wieder beitreten, sondern werde bald mit dieser und bald init jener
stimmen. Also ausgetreten bin ich, weil unserer Ueberzeugung nach die national-
liberale Partei ihren Zweck erreicht hat und in ihrer gegenwärtigen Gestalt
nicht zur Einigung und Herstellung der gesammten liberalen Partei nützen
und dienen konnte. Wir erstrebten durch unseren Austritt lediglich die Mög-
lichkeit der Bildung einer großen liberalen Partei, die allerdings nicht von
den Abgeordneten geschehen kann, sondern durch das Bedürfnis; des Volkes
und von unten herauf."
Man hat Dr. Forckenbeck die Wandlungen als Politiker vorgeworfen.

durch welche er, als Fortschrittsmcmn beginnend, nativnalliberal wurde, dann die Secession mitbegründete, lvelche ihn wie im Kreisläufe wieder in die Reihen seiner früheren Parteigenossen, der Fortfchrittler führte, indem er sich mit ihnen in der Partei der Deutschfreisinnigen zusammenfand.

Er hat sich aber gegen diesen Vorwurf selbst vertheidigt, indem er eines Tages seinen Wählern zurief:

„Alles, was sich im Laufe der Jahre an mir geändert hat, mar nur die Consequenz meiner politischen Haltung. Nicht ich, sondern die Tendenzen der Regierung haben sich geändert und ebenso die Tendenzen der Parteien; daher ist meine Stellung zu denselben eine andere geworden!"

Seitdem er der Deutschfreisinnigen Partei angehörte, ergriff Forckenbeck selten mehr das Wort im Reichstag und dann nur, um im Redeturnier mit den: Reichskanzler eine Lanze für die Stadt Berlin und deren Verwaltung zu brechen. Er sprach über den Fürsten Bismarck eines Tages das geflügelte Wort, daß „dieser mehr eigensinnig, als einfach stolz auf seinem Weg daher-schreite."

Am 4. März 1881 hatte der Reichskanzler bei Berathung des Gesetz-entwurfes, betreffend die Besteuerung der Dienstwohnungen der Reichsbeamten die Aeußenmg gethan, daß in Berlin, wie weltbekannt, der Fortschritt regiere und die Stadt ein fortschrittlicher Ring beherrsche, der nicht zu durchbrechen sei. Er schloß mit der Bemerkung: Die „Stadt Berlin erhob im Jahre 1876, wo sie eine Million Einwohner hatte, zehn Millionen Miethösteuer, odaß auf den Kopf der Bevölkerung 10 Mark kommen. Denken Sie sich diese Steuer im ganzen deutschen Reich ausgebreitet, so haben Sie eine Be-steuerung von 450 Millionen Mark direkter Steuern."

Dr. Forckenbeck erwiderte: „Der Angriff des Herrn Reichskanzlers berührt den Oberbürgermeister von Berlin. Ich spreche es hier öffentlich aus; ich kenne keinen FortschrittSring in Berlin, ein solcher eristirt nicht, ein solcher beeinflußt mich nicht, beeinflußt nicht den Magistrat. Der Bürgermeister hat nicht mit einer Clique von wenigen Personen, sondern mit zwei Collegien, das eine, der Magistrat, bestehend aus 34 selbstständigen und frei ent-scheidenden Mitgliedern und mit der Stadtverordnetenversammlung, die aus 126 Mitgliedern, besteht und ebenso selbstständig entscheidet, zu rechnen, wenn er die Verwaltung förderlich im Gange erhalten will. Ich habe in der communalen Verwaltung von der Pike auf gedient, ich war Jahre lang Mitglied einer Stadtverordnetenversammlung iu einer Stadt gewesen, die bei 2 bis 3000 Einwohnern keine Straßenbeleuchtung und keine Chaussee-verbindung hatte. Ich bin Jahre lang Mitglied der Stadtverordneten in einer mittleren Stadt gewesen, war Oberbürgermeister der zweiten Hauptstadt und bin seit einigen Jahren Oberbürgermeister von Berlin. Ich kenne die Natur der städtischen Verwaltung und sage, daß ich keine Verwaltung ge-funden habe, in der ein Regiment nach langsam, im Laufe der Jahre ge-wonnenen festen Verwaltungs-Grundsätzen, so eisern und so ohne alle Rücksicht

festgehalten wurde, als in der Berliner Verwaltung. Das ist die Folge der Zustände der größten centralisirten Lokalverwaltung, die es auf dein Kontinent vielleicht giebt."

Auf die Miethsfteuer übergehend äußerte er sich, „daß sie nicht so sehr die Beamten und Rentner drücke, als lästig sei für den mittleren Gewerbe- treibenden. Dieselbe bringe sich aber wieder zum Thell durch das Gewerbe selber ein und durch die Art, wie er die Geschäftskosten für das Gewerbe berechnet. Es eristire ein Communalbeschluß, vermöge dessen die Mieths- steuer-Deputation ermächtigt ist, nach Verhältniß der Bedürftigkeit der Mieths- fteuer entweder ganz zu erlassen, oder zu vermindern, so daß beiläufig acht Procent der Bevölkerung wegen Bedürftigkeit in Berlin davon befreit seien. Die Miethsfteuer sei an und für sich eine richtige Steuer und viel besser, ,üs ein Oktroi oder die städtische Accise. Der Umfang des Weichbildes von Berlin hat eine Länge von 44,7 Kilometer. Sehen Sie sich die Stadt an, die sich wie ein Spinnengewebe mit langen Fühlfäden frei nach allen Seiten hin ausdehnt und fragen Sie sich, ob irgend eine wirksame Bewachung dieser, in jeder Beziehung offenen Grenze zur Erhebung eines Oktroi nur möglich mar. Ich halte es außerdem für unmöglich, daß von den noth- wendigen Lebensmitteln, die an der Grenze sehr hoch besteuert sind, nochmals in der Hauptstadt, deren Bevölkerung hart arbeiten muß, um zu eristiren, ein Zoll erhoben wird."

Ein zweites Mal trat Forckenbeck dem Reichskanzler in einer Debatte am 9. Mai 1884 gegenüber, bei welcher über die Verlängerung des Sozialisten- gesetzes vom 21. Octobcr 1878 verhandelt würde. Fürst Bismarck sagte, daß derjenige, welcher die Armenpflege in Berlin als musterhaft darstelle, eine Bemeislast übernehme, der er erliegen müsse. Forckenbeck entgegnete: „Ich constatire, daß der Herr Reichskanzler nur allgemeine Behauptungen ohne specielle Belege aufgestellt hat, daß er unsere Armenpflege schlecht ge- nannt und ferner angeführt, es kommen Selbstmorde in Berlin aus Nahrungssorgen vor. Ich muß dagegen feststellen, daß die in den Zeitungen gebrachten Darstellungen, in Berlin seien Menschen vor Hunger gestorben, gerichtlich als Verleumdungen erklärt morden sind. Die Armenvermaltung in Berlin ist die größte centrale und unmittelbare Armenverwaltung auf dem Kontinent und ihre Aufgabe ist eine schwierige und schwerwiegende. Ich constatire aber, daß Tausende von Männern und Frauen mit wahrem Wohlthätigkeitssinne sich ihrer Aufgabe, der Jndividualisirung der Armen- pflege widmen, daß die Anstalten der Wohlthätigkeit jährlich mit großen Mitteln vermehrt und immer humaner eingerichtet werden."

Als Oberbürgermeister der Städte Breslau und Berlin wurde Forcken- beck zweimal als Vertreter derselben in das Herrenhaus gewählt; das erste Mal erschien er dort im Jahre 1873 und dann im Jahre 1878, nachdem er das Amt eines Stadtoberhauptes von Berlin übernommen hatte. Von den Reden, welche er in der ersten Kammer des Landstags bei Gelegen-

heit einer Debatte über den Entwurf einer Städteordnung und einer Pro-
vinz! alordnung gehalten, sei hier nur jene über das Dreiklasfen-System er-
wähnt.
„Ich für meine Person," sagte er am 23. Juni 1876, „bekenne mich
als Freund des Dreiklassensystems in der Gemeinde und zwar deswegen,
weil dasselbe die Möglichkeit giebt. Jedem, der zur Gemeinde zahlt, auch ein
Stimmrecht zu gewähren, daß ich ein Gegner des Wahlsystems mit einem
bedeutenden Census bin und daß ich das letztere System in der Gegenwart
für unhaltbar ansehe, weil es nur zwei Klassen bildet; eine, welche zahlt und
alle Rechte hat, und eine Klasse, die zahlt und keine Rechte hat. Ich sehe
im Dreiklassensystem ideal ein System, welches namentlich den armen Klassen
zu demjenigen Rechte verhilft, welches ihnen ohne Gefahr gegeben werden
kann. Sie sollen an der Discussion und Feststellung derjenigen Angelegen-
heiten, die sie interessiren, lebendigen und legalen Antheil nehmen."
An der Jahreswende von 1877 und 1878 brachte die politische Welt
den Namen Forckenbecks mit einer Ministercombination in Verbindung. Herr
von Bennigsen theilte darüber in seiner zu Magdeburg gehaltenen Rede mit,
daß im December 1877 der Reichskanzler ihn nach Varzin eingeladen und
vorgeschlagen habe, daß er das Ministerium des Innern übernehmen wolle.
Er erklärte aber, daß er dazu bereit fei, wenn Dr. Forckenbeck, den er
für den geeignetsten Minister des Innern hielt, und von Stauffenberg als Chef
des Reichsschatzamts mit eintreten würden. Die Verhandlungen zerschlugen
sich, nachdem sie einige Monate lang gedauert hatten, und Dr. Forckenbeck ent-
hüllte später selbst die Gründe, warum er nicht Minister geworden ist.
„Vom Jahre 1866 bis 1878 hat die nationalliberale Partei mit der
Regierung die Grundlage des neuen deutschen Reiches aufgebaut und diese
selbstlos bei diesem Aufbau unterstützt. Während dieser zwölf Jahre ist
Niemand von'der nationalliberalen Partei Minister gewesen und Niemand von
uns hat angestrebt, es zu werden. Als zu Ende deö Jahres 1877 Herr von
Bennigsen mit dem Reichskanzler, denn dieser hat die Verhandlungen eingeleitet,
die Verhandlungen über seinen Eintritt in das Ministerium eröffnete, befand ich
mich in Breslau und bin nur auf wiederholte Aufforderung einiger Freunde nach
Berlin gekommen. Meine Freunde erkannten es als eine höchst bedenkliche Frage
an, ob es zum Heile des Vaterlandes gereichen könne, wenn Männer von
unserer Partei bei der damaligen Strömung, die im Volke und oben herrschte,
in das Ministerium eintreten, und ob ein derartiges Ministerium die ihm ge-
stellte Aufgabe würde lösen können? Wir sagten uns: Wenn die Verhandlungen
eröffnet sind, so ist es ernste Pflicht politischer Männer die Verhandlungen
zu führen und zu sehen, ob sie zu einem glücklichen Resultate gelangen können?
Bei diesen Verhandlungen war es Herr v. Bennigsen selbst, der ausdrücklich
erklärte, daß er ohne seine zwei politischen Freunde nicht in das Ministerium
eintreten wolle. Die Verhandlungen schwebten noch, bis die bekannte Sitzung
stattfand, in welcher der Reichskanzler das Tabaksmonovol als sein Ideal

erklärte. Ich präsidirte in der Sitzung, und als die Reden vorüber waren, kam Herr von Bennigsen zum Präsidentenstuhl mit den Worten: „Forckenbeck, für das Tabaksmonopol können wir doch nicht mitgehen und wirken. Wenn Sie einverstanden sind, dann gehe ich unmittelbar zum Reichskanzler hin und sage ihm, daß er auf uns nicht zu rechnen habe." Ich sagte ihm, daß ich damit vollständig einverstanden sei; er ging hin und nach einer Stunde erzählte er mir, daß die Verhandlungen mit den: Reichskanzler abgebrochen seien." —

Nachdem diese Skizze Dr. Forckenbeck als Politiker und Parlamentarier geschildert, soll sie sich mit dessen Thätigkeit als Oberbürgermeister der zwei größten Städte in Preußen beschäftigen.

Er wurde von der Stadtverordneterversammlung zu Breslau im Jahre 1872 zum Oberbürgermeister gewählt und hielt am 2. October bei der Uebernahme seines Amtes folgende Ansprache: Das deutsche Reich ist glorreich wieder errichtet; diese Wiedererrichtung aber des deutschen Reiches, die Pflichten, welche Preußen in demselben übernommen bat, werden nach meiner Ueberzeugung zu einer Erweiterung aller Gebiete der Selbstverwaltung führen müssen; den Gemeinden werden neue Rechte beigelegt, aber auch neue Pflichten auferlegt werden müssen. Die großen Fragen der Gegenwart, an welchen mehr, als je früher alle Schichten des Volkes lebendig Theil nehmen, der gewaltige Aufschwung und Umschwung in den gewerblichen und industriellen Verhältnissen, die Verleihung neuer Rechte individueller Freiheit bereiten namentlich in großen Gemeinden nicht leichte Sorgen. Wenn ich dessen ungeachtet init festem Muthe mein neues Amt übernehme, so thue ich dies in der sicheren Hoffnung auf die umsichtige und energische Unterstützung meiner Herren Kollegen im Magistrat und in unerschütterlichem Vertrauen auf den bemährten Hemeinsinn der Bürgerschaft Breslaus, eines Gemeinsinns, der in ernstesten Zeiten immer die Pflichten gegen den Staat und gegen das Vaterland vorangestellt hat, eines Gemeinsinns, ich bin dessen sicher, der jetzt und in aller Zukunft den Verlockungen des Materialismus widerstehen wird."

Dr. Forckenbeck hat während der sechs Jahre, die er Oberbürgermeister mar, sich die volle Sympathie und Anerkennung der Bewohner von Breslau erworben und davon giebt der Beschluß von Stadtverordneten und Magistrat Zeugniß: „Dr. von Forckenbeck in dankbarer Anerkennung seiner großen Verdienste," wie es im Diplom heißt, zum Ehrenbürger der Stadt Breslau zu ernennen.

Als sich Forckenbeck von der Bürgerschaft verabschiedete, sprach er die bedeutsamen Worte als letzten Grnß, daß er Hilse für die communalen Aufgaben der Stadt nicht so sehr von der Gesetzgebung, als vielmehr von der bewährten Kraft der Selbstverwaltung erwarte; durch sie werde Breslau die großen Aufgaben, die er unvollendet zurücklassen mußte, zum Heile der Bewohner lösen.

Am 21. November 1878 übernahm Forckenbeck das Amt eines Ober-

bürgermeisters der Haupt- und Residenzstadt Berlin, „der ersten und mächtigsten Gemeinde des Reiches und Staates", wie er in seiner Antrittsrede sagte.

Diese Großstadt hat sich im Laufe weniger Jahrzehnte zu einein Gemeinwesen entwickelt, das nicht seinesgleichen auf dem ganzen Kontinent hat; ihre Verwaltung stellt aber an die Beamten, besonders an den ersten Beamten Anforderungen, die deren volle geistige Thätigkeit und physische Ausdauer beanspruchen. Wenn Forckenbeck während der dreizehn Jahre seiner Amtsführung zu Berlin die Entmickelung und das mächtige Emporblühen der Stadt nicht gehemmt hätte, so würde er schon Anerkennung verdienen, denn es bewiese, daß er tüchtig arbeitete. Wenn es ihm aber gelungen, durch Anregung und lebendige Mithilfe Großes und Gedeihliches für das Wohl der Bevölkerung zu vollbringen, so hat er sich als Meister im Verwaltungsfache bewährt.

Eine kurze Aufzählung der Unternehmungen und Einrichtungen, welche während seiner Amtsführung sowohl zur Linderung der socialen Roth, als auch zur Verbesserung der pädagogischen, sanitären, gewerblichen und industriellen Verhältnisse in's Leben gerufen worden, wird der beredteste Herold der Verdienste Forckenbeck's sein, da ja, wie der Dichter singt, „das Werk den Meister lobt."

Es sei hier vor Allem die Anlage der Kaiser Wilhelmstraße mit der gleichnamigen prächtigen Brücke, deren Herstellung über zehn Millionen Mark kostete, der Plan zum Umbau der Schloßfreiheit, die Verbreiterung des Mühlendammes, genannt. Mit der Ausdehnung der Großstadt, welche 1 453 780 Einwohner zählt und deren Gebiet über 6000 Hektar umfaßt, war auch das Bedürfnis) nach Transportmitteln gewachsen; so entstanden die Pferdeeisenbahn, deren Netz 285 648 Meter umspannt, auf welchen 906 Wagen und 5192 Pferde laufen, das Fuhrwerk an Droschken und Omnibussen, mit 5210 Wagen und 9551 Pferden, die Dampfstraßenbahn und die Stadt-, Stadtring- und Vorort-Eisenbahnen, auf welchen nach der letzten Zählung jährlich über 29 Millionen Menschen verkehrten.

Zur Beleuchtung der Straßen dienen 18152 Gasflammen und in der Leipzigerstraße 105 electrische Bogenlampen, während die städtischen Gasmerke, deren Gesammtlänge !696 453 Meter nnd Gesammtinhalt 37 406 Kubikmeter beträgt, in den Häusern Licht spenden. In diesen Gaswerken werden jährlich 314 264 Tonnen Kohlen verwendet.

Die von Natur gegebenen Straßen, ans denen die Reichthümer der Erde von Volk zu Volk getragen werden, sind die schiffbaren Gewässer.

Diese Thatsache hat auch den Plan angeregt, die Spree, welche sich vor den Thoren Berlins in die Ober- und Unterspree theilt, zu reguliren, daß durch sie eine direkte Wasserstraße von der Elbe (Hamburg und Magdeburg), nach der oberen Oder (Breslau und Cosel) gebildet werde. Es handelt sich uni die Schisfbarmachung des Hauptarmes der Spree zwischen Mühlen-

dämm und Kupfergraben und um eine Vertiefung der Spreesohle innerhalb
des Berliner Weichbildes. Dieser Plan fand an dem Oberbürgermeister
Dr. v. Forckenbeck den wärmsten Förderer, und seinen Bemühungen ist es
zu danken, daß ein Vertrag zwischen der Königl. Staatsregierung und der
Stadt geschlossen wurde, in dem sich die Letztere verpflichtet, drei Millionen
Beihilfe zu dem auf 6,400,000 Mark veranschlagten Unternehmen zu leisten.
Es wurden, um den Verkehr zwischen der durch Spree und Landwehrkanal
getrennten Stadttheile zu erleichtern, fünf neue Brücken erbaut, deren Kosten
3>/2 Millionen Mark betragen.
Die öffentlichen Einrichtungen für Versorgung der Bevölkerung mit
Lebensmitteln umfassen einen Centralviehhof, in welchem 350,500 Thiers
untergebracht und wo jährlich 1,731,283 Rinder, Schweine und Hammel
aufgetrieben werden, der Schlachthof, in welchem täglich durchschnittlich
6000 und jährlich I V« Millionen Thiers geschlachtet werden, die Fleisch-
schau und acht Markthallen, deren Bau 8,100,000 gekostet hat.
„Die Gesundheit einer Stadt," sagt ein französischer Hngieniker, „hängt
von zwei Dingen ab, von der Eigenschaft des Wassers, welches sie trinkt,
und von der Schnelligkeit, mit der sie sich ihrer Uneinigkeiten entledigt."
Er hat damit treffend die ersten Vorbedingungen sür den Gesundheitszustand
der Hauptstadt Berlin bezeichnet, und an der Verwaltung derselben treue
Anhänger gefunden.
Berlin wird durch die städtischen Wasserwerke zu Tegel, welche in
einem Zeitraum von 24 Stunden 43,000 Kubikmeter Wasser abgeben,
durch die Werke im Westen, welche ihre Wasser aus dein Havelbecken ober-
halb Spandau's entnehmen und in ca. 24 Stunden 86,400 Kubikmeter durch
Sandfilter gereinigtes Wasser spenden und durch das im Bau begriffene
Werk am Müggelsee, das 172,800 Kubikmeter pro 24 Stunden liefern
wird, versorgt, so daß der Wasserbedarf für 2^2 Millionen Bewohner ge-
deckt ist, da der Verbrauch pro Kopf und Tag jährlich 63 bis 71 Liter Wasser
beträgt.
Die Kanalisation, deren jährliche Kosten 1,722,463 Mark betragen,
umspannt circa 4000 Hektar Fläche, das ist zwei Dritttheile des ganzen
Stadtgebietes, und für die Aufnahme der von dieser Straßenfläche und
18,221 Grundstücken, der Pumpstation und von den Pumpstationen durch
Drnckröhrenleitungen fortgeleiteten Abwässer stehen 3693 Hektar zu Riesel-
zwecken geeignetes Land in der Umgegend Berlins zur Verfügung.
Es stehen der Bevölkerung zwei Volksbäder und zwölf große Flußbade-
anstalten zur Benützung, in dem letzteren baden jährlich eine halbe Million
Menschen. Drei große Krankenhäuser, deren jährlicher Etat 2449860 Mark
beträgt, eine Sicchenanstalt, Anstalten für Geisteskranke und Epileptische so-
wie Sanitätswachen, welche in den verschiedenen Stadttheilen errichtet wurden
und bei plötzlichen Erkrankungen schnelle Hilfe bringen, sorgen für die er-
krankte, und zahlreiche Anstalten der geschlossenen und öffentlichen Armenpflege

für die nothleidende Bevölkerung. Die Kosten der gesummten Armenpflege beziffern sich jährlich auf 5686007 Mark.

In Berlin bestehen 190 Gemeindeschülen mit 3198 Klassen, welche von 175187 Kindern besucht werden und in denen 2849 männliche und weibliche Lehrer unterrichten. Außerdem giebt es fünf höhere Bürgerschulen mit 629 Schülern, 11 Gymnasien mit 7474 Schülern, 7 Realgymnasien mit 5245 Schülern, zwei Oberrealschulen mit 1203 Schülern und fünf höhere Mädchenschulen, die von 4257 Schülerinnen besucht werden. Der Etat für Schulzwecke beziffert sich jährlich auf 11335079 Mark. —

Der große Geschichtsschreiber Leopold von Ranke schildert (Zur eigenen Lebensgeschichte) eine Begegnung, welche er bei Gelegenheit der Überreichung des Ehrenbürgerbriefes am 8. August 1885 mit Dr. Forckenbeck hatte. „Der Oberbürgermeister von Forckenbeck, ein hochgewachsener stattlicher Mann vollzog sein Geschäft mit Einsicht und Würde und veriveilte dann beinahe zwei Stunden.

Jin Gespräch mit ihm gewann ich Einblick in den Gedankenkreis eines Mannes, der in der Abgeordnetenkammer, dann in hohen städtischen Aemtern geübt, jetzt einen Wirkungskreis hat inmitten der laufenden Verhältnisse. Im Gedächtnisse geblieben sind mir etwa folgende Momente:

‚Die Bürgerschaft von Berlin ist regsam und fleißig. Die städtische Gesetzgebung erfordert die Umsicht eines Steuermanns; man muß die Maßregeln nach der jedesmaligen Lage abwägen. Das Unterrichtsmesen der Hauptstadt ist überaus umfassend und kostspielig. Würde man aber die Stadt fragen, ob sie derselben entledigt zu sein wünsche, so würde die Antwort verneinend ausfallen. Die Bürger fühlen sich selbständig und wollen es bleiben.'

Auf meine Frage, wie sich die Ergebenheit der Bürger gegen die Dynastie verhalte, versicherte Forckenbeck: „Der Dynastie hängt man unbedingt und ungetheilt an; selbst die sociale Absonderung neuerer Zeit macht darin keinen Unterschied."

Ranke schließt mit der, Dr. Forckcnbeck ehrenden Bemerkung: „Der Herr Oberbürgermeister denkt nicht gering von seiner Stellung. Sein Geist ist vollkommen mit den städtischen Angelegenheiten beschäftigt."

Beim Tode Moltkes.*)

von

Aarl Gjellerup.

— Kopenhagen —

Ü)o geht Ihr hin, Ihr Helden, die Ihr mit Schwert und Rath
Das große Reich gegründet, Nlänner der deutschen That?
Liner nach dem Andern schleichet Ihr still davon!
Die Welt wird leer und leerer, gefüllt wird Pantheon.
Das neunzehnte Jahrhundert neiget dem Grabe zu
öein Greisenhaupt, harrend des Müden erster Ruh;
Nicht brennt mehr in den Adern der Jugend Purpur-Lluth,
Die Eiscn-Aörper schwinden aus seinem kalten Blut! —
Die Ariegs-Trompeten bliesen, als das Aindlein noch schlief;
Jetzt tönt durch sein Requiem des Wiegenlieds Motiv;
Heer-Fürst war es immer, Waffenglanz sein Hort,
Napoleon sein erstes, NIoltke sein letztes Wort.

') In dem das Gedicht begleitenden Schreiben an die Redaction sagt der rühmlichst bekannte dänische Dichter: „Zwar zweige ich nicht daran, daß Moltke von deutschen Dichtern vielfach und vielleicht noch würdiger besungen ist, aber eben eine fremde Dichter-stimme und zwar aus Dänemark, wo ihn viele als einen Feind betrachten, und von wo er doch selbst aus seiner Jugendzeit noch sympathische Erinnerungen und Ver-bindungen hatte — eine Stimme aus diesem Lande, meine ich, möchte in jenem Chore nicht ohne Bedeutung sein." Die Nedaction.

Aarl löjellerup in Kopenhagen.
„Napoleon!" Der Name gewitterdrohend rollt,
Als ob zerstörungs-süchtig ein Natur-Dämon grollt';
„ZNoltke" — es tönt wie Flattern von sturmgetrag'nen Fahnen,
Ein verheißender Sieges-Ruf der einigen Germanen.
Er wuchs mit dem Jahrhundert, es wuchs mit ihm sein Ruhm,
Langsam und bedächtig als sicheres Eigenthum;
Der Zeitgeist hatte ihm sein Bestes zugesellt:
Aein Träumer, doch ein Denker — kein Schwärmer, doch ein Held.
Wie zog auf sich die Blicke mit zaub'rischer Gewalt
Des Feldherrn-Greises hochragende Gestalt;
Der Thatkraft Donnerwolke, des Wissens Helles Licht
Umschwebt ehrfurchtgebietend sein Täsar-Gesicht.
Er sah schon Viele sterben, die mit gebaut am Reich;
Der aufrecht stand so lange, liegt jetzt im Tode bleich.
Der Gott des Friedens breitet im grabesstillen Haus
Ueber des Arieges Meister die Arme segnend aus.
Jedoch die gute Waffe, in manchem Strauß bewährt,
Geerbt von kühnen Ahnen, das zweischneidige Schwert,
Das selbst er neu geschmiedet und unbesiegt geschwungen,
Liegt nicht im Grab, drum jauchzet nicht zu früh, Ihr Niebelungen?
Nicht Ihr, die Ihr zwergenhaft mit lichtscheuem Eifer
Das Reich unterwühlet, — mit heißem Neides-Geifer
Sprechet Hohn dem hohen, wehret dem Reich die Wehr',
Ruh'lose Aufruhr-Schmiede, nächt'ges Vernichtungs-Heer!
Ihr auch nicht, die Ihr draußen an dem Seine-Strand
Auf Ritter-Ehre pochend schüret den Rache-Brand,
Spendet dem großen Todten eine Bewunderungs-Zähre,
Flüsternd: ob nicht der Rheinschatz jetzt zu erobern wäre!
Der Held ruht im Grabe, das Schwert ruht in der Scheide;
Doch wich des Sieges-Segen noch nicht von seiner Schneide;
Ob auch der Leib verweset, bei Gott die Seele weilt —
Sein Geist bleibt im Heere, ist von dannen nicht geeilt.

Beim Tode Moltkes.

Deutschland, du Reich der Mitte, Europas großes Herz,
Dich hat tief durchdrungen der scharfe ZNutterschmerz!
Doch bleibt dein Auge trocken, damit nutzlose Thränen
Den Scharfblick nicht trüben; und Andere schwach dich wähnen.
Denn Feindesauge ruhet lauernd auf dir und späht,
Ob in den Schmerzenszügen sich Furcht auch verräth! —
Du aber drückest fester das Schwertheft und schaust
Die Zukunftsthat gerüstet stehn, wo der Begrab'ne haust.

Carl Gottlieb övarez.

Der Vater des preußischen Rechts,

von

E. Schwach.

— pellworm. —

(Zottsktzung,)

^ie Allgemeine Gerichtsordnung, obgleich von vornherein mit einem letalen Fehler behaftet, genügt für sich allein schon, in der Geschichte der Gesetzgebung ihrem Verfasser einen ehrenvollen Platz zu sichern. Der ihr anhaftende tödtliche Fehler besteht aber darin, das; Svarez an der Carmerschen Idee festhielt. Das Charakteristische im Processe der Allgemeinen Gerichtsordnung ist nämlich die Durchführung der sogenannten Untersuchungsmarime mit folgerechter Trennung der Functionen des Jnstruenten, Referenten und Decernenten. Nach den Vorschriften des Gesetzes (M 10 ff der Einleitung in die Proceßordnung) beruhen die Pflichten des Richters bei der Instruction eines Processes auf dem wesentlichen Grundsatze, daß er sich bemühen müsse, die Wahrheit der dabei zum Grunde liegenden erheblichen Thatsachen auf dem sichersten und zugleich nächsten Wege zu erforschen und auszumitteln. Durch unerlaubte Handlungen darf Niemand seinen Vortheil befördern. Die Parteien sind also schuldig, die zur Entscheidung ihres Processes gehörenden Thatsachen dein Richter der Wahrheit und ihrer besten Wissenschaft gemäß vorzutragen und vorsätzliche Entstellung oder Verschiveigung der Wahrheit wird mit nachdrücklichen Strafen geahndet. Wenn nun eine erhebliche Thatsache geleugnet wird, so hat zwar vornehmlich die auf sie ihren Anspruch gründende Partei dem Richter die Mittel anzuzeigen, durch welche die Wahrheit derselben an den Tag gebracht werden könne. Der Richter ist edoch an diese Angabe nicht gebunden, sondern hat das Recht und die Pflicht,

auch andere Mittel, die aus dem Vortrage der Parteien und aus dem Zusammenhange ihrer Verhandlungen sich ergeben, zur Erforschung der Wahrheit selbst ohne das ausdrückliche Verlangen der Parteien anzuwenden. „Die große Regel," so vertheidigt Svarez einmal sein Werk gegen die schon gleich damals begonnenen Angriffe, „die große Regel: Suche die Wahrheit auf dem sichersten und nächsten Wege! — diese Regel, die man mit Recht den Inbegriff unserer ganzen Proceßordnung nennen kann, wird doch immer das Grundvrincivium einer jeden Proceßform bleiben müssen, die von aufgeklärten Regenten vorgeschrieben und von vernünftigen Richtern befolgt zu werden oerdient."

Die Wahrheit auf dem nächsten und sichersten Wege suchen! Die ganze Periode der Aufklärung sehen mir erfüllt von derselben Frage, welche einst ein römischer Richter, der bekannteste Richter der Weltgeschichte, einem von ihm selbst für schuldlos erkannten und gleichwohl verurtheilten Angeklagten entgegen gehalten haben soll. Nicht minder erfüllt von der zweiten und dritten Frage, wo die Wahrheit ist, und wie wir sie zu suchen haben. In denselben Jahren, in welchen Svarez an der Allgemeinen Gerichtsordnung arbeitete, schrieb Bernhardin de St. Pierre, der Verfasser von „?anl st Vii-Aillis" seine zweite berühmte Erzählung „1^ «däumiSrs inäisnus", in welcher er zu zeigen suchte, daß man die Wahrheit mit einfältigem Herzen suchen müsse und nur in der Natur finden könne. Auch Svarez, als Kind seiner Zeit erfüllt von den Ideen der Aufklärung, suchte auf seinem besonderen Arbeitsgebiete durch Wegräumung der Formen und der Formeln auf einfachem und geradem Wege die Wahrheit zu finden. Aber er vergriff sich in den Mitteln. Denn im Civilvrocesse handelt es sich um Privatrechte der Parteien, über welche diese regelmäßig frei verfügen können, bei denen es daher ihnen selbst überlassen bleiben muß, welches Material sie zur Geltendmachung ihres Rechts dem Richter vorlegen wollen. Dem »letzteren kann nur je nach dem Bildungsgrade der Parteien gestattet sein, ihnen, falls sie des Anwaltes entbehren, die Zunge zu lösen, ihnen behilflich zu sein, damit sie das von ihnen unklar Gedachte klar ausdenken und .aussprechen. Die Untersuchungsmarime geht aber hierüber weit hinaus und ist deshalb den: Wesen des Civilvrocesses durchaus zuwider. Nach der Allgemeinen Gerichtsordnung war der Mchter fast unumschränkter Herr des Processes, war gewissermaßen Vormund der Parteien, und der Proceß selbst nahezu aller festen Formen entkleidet. Die Folge hiervon mar, daß, wenn von der Untersuchungsmarime einmal ernstlicher Gebrauch gemacht wurde, der Richter leicht Parteiinteressen verletzte, der Partei durch Jrrthümer Schäden und Kosten verursachte, und daß der Streit der Parteien sich vermittelst der sogenannten Beschwerde in einen Streit mit dem Richter verwandelte. Der Gedanke der Proceßordnung konnte nun zwar niemals zu vollständiger, andauernder Ausführung gelangen, auch so jedoch war die Untersuchungsmarime unvractisch und lästig. Daher wurde 1833 bezm. 1846 die Verhandlungs-

marime wieder eingeführt. Aber die Freiheit des Richters bei Erhebung der Beweise, die Beseitigung einer Reihe einengender Formen und der Appellabilität des Beweisurtheils, die Erinöglichung einer Proceßführung durch die Parteien selbst ohne Anwaltszwang hatten dem preußischen Proceß gegenüber der Starrheit des gemeinen deutschen Civilprocesses eine Elasticität gegeben, auf welcher wesentlich der gute Ruf der Promptheit und Billigkeit beruhte, dessen sich seit Svarez' Zeit die preußische Rechtspflege zu erfreuen hatte. Gewissermaßen concentrirt wurden diese Vorzüge in einer am 21. Juli 1849 für Neuvorpommern und Ostrhein erlassenen, 1867 mit geringen Aenderungen auf Schleswig-Holstein, Hessen und Nassau erstreckten „Verordnung über das Verfahren in Civilprocessen." Durch diese rein wissenschaftlich betrachtet nur geringes Interesse erweckende Verordnung war ein Proceßverfahren aufgestellt, welches an Einfachheit und practischer Vernünftigkeit als mustergiltig bezeichnet werden konnte. Die gegenwärtige deutsche Civilproceßordnung, die Mutter zahlreicher dickleibiger Bücher, wimmelt von Formvorschriften, macht für die Collegialgerichte die mit einer verschwenderischen Gebührentare beschenkten Anwälte zu Herren der Streitsache und scheint es nach ihrer ganzen Structur darauf angelegt zu haben, dem rechtsuchenden Publicum die Gefährlichkeit und Kostspieligkeit eines Processes eindringlich zu Gemüthe zu führen. Wie unendlich gewinnt doch, gegen sie gehalten, das preußische Proceßrecht, welches trotz aller Abänderungen die ihm von Svarez gesetzte Aufgabe, die Wahrheit auf dem nächsten und sichersten Wege zu suchen, in wohlwollender und fürsorglicher Weise bis zuletzt festgehalten hat!

Endlich das bedeutendste, berühmteste und bekannteste Gesetz der Svarezschen Reforinperiode ist das Allgemeine Landrecht.

Carmer hatte von vornherein darüber nicht im Zweifel sein können, auf wessen Schulten! vorzugsweise er die schwere Last, ein allgemeines Gesetzbuch zu entwerfen, legen solle. Es war jedoch klar, daß neben seinen zahlreichen anderen Arbeiten auch noch diese Aufgabe zu lösen Svarez allein nicht im Stande mar, sondern jedenfalls zur Sammlung des Rohstoffes der Unterstützung bedurfte. Daher wurde zur Ausarbeitung des Gesetzbuchs um ihn ein Kreis von Juristen vereinigt, von denen Klein und Kircheisen, der spätere, 1825 verstorbene würdige Justizminister, besonders zu nennen find. Zunächst wurde ein Auszug aus dem ^nri8 angefertigt. Dieser wurde dergestalt legislatorisch bearbeitet, daß bei jeder einzelnen Bestimmung bemerkt war, ob sie beizubehalten oder abzuändern sei, daß ferner dasjenige, was die Landesgesetze über die betreffende Materie enthielten, hinzugefügt, und daß unter Berücksichtigung von Präjudicien neue Vorschläge gemacht wurden. Das auf diese Weise erwachsene Material wurde von Klein überarbeitet und formulirt. Sobald ein Haupttheil fertig war, wurde er zuvor noch von einem anderen Mitarbeiter geprüft und dann schließlich von Svarez

revidirt, geprüft, ergänzt und in eine gewisse Form und Ordnung gebracht. So entstand der erste Entwurf, sehr wesentlich abweichend von der Klein-schen Arbeit, welche, so werthvoll und verdienstlich sie auch an sich war, für Svarez nur als eine Vorarbeit, eine Erleichterung bezüglich der Sammlung des Materials diente. Dieser erste Entwurf wurde einer im März 1781 errichteten Gesetzcommission, zu deren Mitgliedern auch Svarez gehörte, und solchen Männern, welche bereits durch öffentliche Schriften sichere Proben ihrer Einsicht in dein Fache der Gesetzgebung abgelegt hatten, zur Eröffnung ihres Gutachtens und ihrer Erinnerungen mitgetheilt. Die eingegangenen Aeufzerungen wurden von Svarez geprüft und auf Grund der Revisions-bemerkungen ein neuer Entwurf von ihm ausgearbeitet. Dieser neue Ent-wurf wurde bruchstückweise wie er entstand, von Svarez, Carmer und Klein berathen, endglltig festgestellt und von 1784 bis 1788 in sechs Abtheilungen unter dein Namen „Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die preußi-schen Staaten" veröffentlicht.

In einer Vorerinnerung zur ersten Abtheilung war eine allgemeine Auf-forderung an philosophische Rechtsgelehrte und practische Juristen ergangen, den Entwurf zu prüfen und ihre Erinnerungen einzusenden. Außerdem wurden die einzelnen Abtheilungen bei ihrem Erscheinen an berühmte prac-tische und theoretische Juristen, an besondere Sachverständige und an die höheren Gerichte der Monarchie zur Prüfung und Aeußenmg versendet. Die Prüfung sollte sich besonders auf die Abweichungen vom römischen Rechte, auf die Ergänzung desselben, wo es sich um dem römischen Rechte unbe-kannte Verhältnisse und Institute handelte, ferner auf die Vollständigkeit des Inhalts und auf die sprachliche Fassung richten. Für die besten Gutachten wurden Preismedaillen mit dem Bilde des Königs und der Aufschrift ,^ri6eriou8 le^islator L«Ivit »eniAma" ausgesetzt. Auch die Stände sämmtlicher Provinzen erhielten Auftrag, ihre Erinnerungen und Bemerkungen nicht blos über das Project überhaupt, sondern vorzugsiveise auch über die auf die partikularen Statuten und Einrichtungen bezüglichen Bestimmungen mitzutheilen. Endlich wurde über Materien, welche in specielle Zweige der Staatsverwaltung einschlugen, mit den betreffenden Behörden in besondere Verbindung und Berathung getreten. Die durch dies Alles bedingte umfang-reiche Korrespondenz und die Concipirung aller Verfügungen bis in das kleinste Detail lag wiederum Svarez ob. Aus den hiernach massenhaft heranströmenden, schließlich achtunddreißig Actenfolianten umfassenden Erinnerungen und Gut-achten wurde nach einer von Svarez aufgestellten Instruction durch fünf Juristen ein Auszug gefertigt. Zu diesen fünf Juristen gehörten Veyme, damals Kammergerichtsassessor, und der 1840 im 101. Lebensjahre ver-storbene spätere Obertribunalspräsident H. D. von Grolmann. Der Auszug selbst füllte noch acht Folianten. Sämmtliche in ihm enthaltene Erinnerungen unterzog Svarez einer begutachtenden Erörterung, welche, in seiner kleinen Handschrift einen starken Folioband umfassend, als das würdigste Denkmal

seines Genies und unglaublichen Fleißes unter dem Namen „Kvvisio
monitorum" in der preußischen Juristenwelt hochberühmt geworden ist.
Gleichzeitig mit dem Vorschreiten dieser Revision arbeitete Svarez unter Zu-
ziehung zweier seiner Mitarbeiter den Entwurf um. Hierbei wurden wiederum
über mehrere Materien Sachverständige gehört und die Chefs der betreffenden
Behörden befragt, auch mehrere Punkte durch Cabinetsordres entschieden. Den
neuen Entwurf erhielt sodann die Gesetzcommission zur Prüfung, deren Monita
jedoch nur geringe Aenderungen verursachten. Das von Svarez entworfene
Publicationsvatent wurde vom König Friedrich Wilhelm III. am 20. März
1791 vollzogen. In, Juni desselben Jahres gelangte das Gesetzbuch in
10 000 Exemplaren zur Ausgabe, um am I.Juni 1792 in Kraft zu treten.
Zunächst trat jedoch ein Stillstand ein. Das Gesetzbuch hatte mehrere
Gegner, unter ihnen Wöllner, und denselben gelang es, den König zu bewegen,
daß er durch ^rdre vom 18. April 1792 das Gesetzbuch bis auf Weiteres
susvendirte. Es schien bereits für immer begraben zu sein, als die politischen
Verhältnisse, insbesondere die Notwendigkeit den Nechtszustand der neuen
Provinz Südpreußen rasch zu ordnen, es wieder an das Tageslicht führten.
Am 17. November bezw. 18. December 1793 wurde eine Revision be-
züglich aller das Staatsrecht und die Regierungsform betreffenden Sätze
und bezüglich aller neuen, weder aus den bisherigen Gesetzen fließenden noch
zu deren näheren Bestimmung und Ergänzung dienenden Vorschriften befohlen,
auch ein neuer Name für das Gesetzbuch angeordnet. Diese Arbeit, für
welche vom Könige eine Frist von nur sechs Wochen gesetzt war, mußte
wiederum auf Svarez fallen, welcher allein das ungeheuere Material genügend
beherrschte, um jeden Paragraphen auf die Frage prüfen zu können, ob der-
selbe im Verhältniß zum bisherigen Recht etwas Neues enthalte. Ebenso
lag es ihm ob, über seine Arbeit dein Ministerrat!)« Vortrag zu halten,
wobei seine Vorschläge fast ausnahmslos genehmigt wurden. Durch Patent
vom 5. Februar 1794 wurde das Gesetzbuch unter der nunmehrigen Be-
zeichnung „Allgemeines Landrecht für die Königlich Preußischen Staaten"
mit Gesetzeskraft vom 1. Juli 1794 ab publicirt. Die gesammten Materialien
waren schließlich auf achtundachtzig Folianten angewachsen.
Eine allgemeine Betrachtung des Gesetzbuches möge gestattet sein.
Derselbe Jurist, dem Frankreich vorzugsweise seinen ^«äe civil ver-
dankt, Jean Etienne Marie Portalis erklärt in der Einleitung zu dein Ent-
würfe des O«cle es für die Aufgabe des ^Gesetzgebers, sich nicht in das
Detail zu verlieren, sondern sich mit der Darlegung der allgemeinen Rechts-
grundsätze, mit der Aufstellung folgenreicher Principien zu begnügen und die
Sorge für die richtige Anwendung den Rechtsgelehrten wie den Richten! zu
überlassen. In Befolgung dieser Warnung ist der O«6s kurz und prScise
gefaßt, hat aber sein Geltungsgebiet weit über Frankreichs Grenzen ausge-
dehnt. Das Allgemeine Landrecht besteht aus einer Einleitung und zwei
Theilen mit 43 Titeln und 19 189 Paragraphen, von denen über 15 000

auf das Privatrecht entfallen, und umfaßt in seiner amtlichen Ausgabe vier Bände von zusammen 2470 Seiten. Diese Zahlen lassen erkennen, wie Recht Friedrich der Große hatte, als er im März 1785 auf das die zweite Abtheilung des Entwurfes überreichende Begleitschreiben die Randbemerkung setzte: „es ist aber Sehr Dicke und gesetze müssen kurtz und nicht Weitläuftig seindt." Das Allgemeine Landrecht verliert sich unleugbar viel zu sehr in's Detail. Seine Entstehung fällt in eine Zeit, in welcher das Gesetz als alleinige Quelle des Rechtes galt, indem man die Geltung des Gewohnheitsrechtes — desjenigen Rechtes, welches thatsächlich geübt wird, ohne vom Staate gesetzt zu sein, — aus einer stillschweigenden Duldung oder Genehmigung seitens des Gesetzgebers folgerte. Denselben Standpunkt nimmt auch das Allgemeine Landrecht ein. Es läßt dem Gewohnheitsrecht nur eine ergänzende Bedeutung und auch diese nur „bis zum Erlaß einer gesetzlichen Bestimmung." Es hegt eine unverkennbare Abneigung gegen die freiere wissenschaftliche Behandlung des Rechtsstoffes, mißtraut aber nicht blos der theoretischen, sondern auch der practischen Richtung der Jurisprudenz, von deren freier Bewegung es ein Umschlagen in Unsicherheit und Willkür fürchtet. Svarez hat sich dieser Richtung, nicht blos die Rechtsbegriffe, sondern auch die daraus abzuleitenden Folgerungen so viel als möglich durch positive Satzung zu bestimmen, mit bewußter Ueberzeugung hingegeben. Aber sein Bestreben, für jede Nuß, wie man es wohl drastisch ausgedrückt hat, sogleich den Knacker zu geben, hat es für den Nichtjuristen unmöglich, für den Juristen schwer gemacht, sich mit dem Gesetzbuche als Ganzem vertraut zu machen. In Folge jenes Bestrebens wird die Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Principien und damit die des Rechtes selbst oft durch Ausnahmen durchbrochen, welche bald einer vermeintlichen Billigkeit, bald einer unmittelbar hervortretenden Nützlichkeit einzelner Fälle Rechnung tragen sollen, aber für das, was sie auf der einen Seite erzielen, auf der anderen nicht selten das Gegentheil bewirken. Aus der gleichen Quelle stammt die Ueberladung des Gesetzbuches mit stofflichem Material, welches die Uebersichtlichkeit stört und theils ohne Nachtheil ganz entbehrt werden könnte, theils nicht in ein Gefetzbuch, sondern in eine Instruction gehört. Ebendaher stammt in vielen Materien die bevormundende Haltung, welche manche Paragraphen nicht ohne verwundertes Kopfschütteln lesen läßt und durch die Macht des rechtlichen Verkehrs zwar abgestumpft, aber nicht völlig beseitigt werden kann. Diese Mängel, insbesondere das die Grundlagen vielfach verdeckende casuistische Detail haben es verschuldet, daß das Landrecht sein Geltungsgebiet über Preußen nicht erweitert, ja nicht einmal die ganze Monarchie sich zu unterwerfen vermocht hat. Sie haben es auch verschuldet, daß die für seine organische Fortbildung unentbehrliche Wissenschaft sich ihm erst spät genähert, und daß es das Schicksal, daß bei uns — in jetzt glücklicherweise vergangenen Zeiten — das Fremde übermäßig geschätzt, das tüchtige Eigene gering geachtet wurde, zwei Menfchenalter hindurch zur Ungebühr getheilt hat.

Zur Ungebühr getheilt hat! Denn wenn auch seine Entstehung in eine
vor dem Aufschwung der Rechtswissenschaft liegende Zeit fällt, so ist doch die
Aufstellung niemals gewagt morden, daß es dem in seinem Geltungsbereiche
sich bewegenden rechtlichen Verkehr die Bedingungen lebendiger Entfaltung in
einem geringeren Maße gewähre, als das römische Recht. Dieser Gesichts-
punkt muß so lange der entscheidende sein, als Gesetzbücher nicht blos für
das juristische Studium, sondern an erster Stelle für den rechtlichen Verkehr
bestimmt sind. Dieser Aufgabe vermag aber das Landrecht in höherem Grade
gerecht zu werden als das römische Recht. Denn wie hoch oder gering das
Bedürfnis; oder die Fähigkeit des Nichtjuristen sein mag, sich mit dem gelten-
den Rechte bekannt zu machen, wird dies doch viel leichter da geschehen
können, wo der Rechtsstoff in der Landessprache und in durchgearbeiteter,
sofort zugänglicher Form geboten wird, zumal das Landrecht sich durch eine
edle und reine, auch noch für den heutigen Tag musterhafte Sprache aus-
zeichnet. Außerdem trägt das Landrecht einen Vorzug in sich, dessen sich
jedenfalls das Oorpn» ^uris nicht rühmen kann. Wie man nämlich bald,
auch ohne sich vollständig in dasselbe zu vertiefen, erkennt, ist das Landrecht
verfaßt nicht von einem kalten abstracten Juristen, dem vielleicht der büreau-
kratische Zopf in den Nacken schlug, sondern von eineni Manne, der wirklich
ein Herz für sein Bolk hatte, dem es nicht darum zu thun war ein gesetztes
Arbeitspensuni herunterzuhaspeln oder sich einen berühmten Namen zu machen,
sondern der aus innigster Ueberzeugung für das Glück und den inneren
Frieden seines Volkes wirkte. Hierin liegt allerdings ebenfalls ein Grund
für die Einhaltung der oben getadelten Richtung. In der Einleitung zum
ersten Theil der Allgemeinen Gerichtsordnung weist Svarez darauf hin, wie
auch bei der zweckmäßigsten Behandlung Processe wegen ihres nachtheiligen
Einflusses nicht nur auf die Vermögensverhältnisse, sondern oft auch auf den
sittlichen Charakter der Parteien stets für ein in der bürgerlichen Gesellschaft
möglichst zu vermeidendes Nebel zu erachten wären. Diesem Uebel suchte er
auf den: Gebiete des materiellen Rechts durch die von ihm erstrebte Voll-
ständigkeit der positiven Bestimmungen vorzubeugen.

Savigny hat in seiner berühmten Schrift „Vom Beruf unserer Zeit
für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" das Allgemeine Landrecht schwer
getadelt und hierin trotz der Dürftigkeit seiner Gründe seitens der romani-
stischen Rechtslehrer rege Nachfolge gefunden. Das Landrecht hat, so be«
hauptete man, zwischen sich und der Vergangenheit einen tiefen Schnitt ge-
macht, entzieht sich der geschichtlichen Behano^li'g, ist im besten Falle einer
zwar schönen, aber vom Stocke geschnittenen Rose zu vergleichen. Nun mögen
wir es ruhig dahingestellt sein lassen, ob ein Gesetzbuch deshalb schlecht ist,
weil es sich der geschichtlichen Behandlung entzieht, denn der Vorwurf ist an
sich unbegründet. Gerade die letzten Jahre haben gezeigt, ein wie großes
Material das preußische Recht der geschichtlichen Behandlung bietet und haben
jene Tadler auch nur den Versuch gemacht, das Landrecht in den Arbeitskreis

der geschichtlichen Juristenschule hineinzuziehen? Ist denn das eine würdige Behandlung der Sache, wenn z. B. in einer berühmten und vielgebrauchten Rechtsgefchichte der lex Lülioa vierzehn Seiten, dem Allgemeinen Landrecht anderthalb Zeilen gewidmet werden?*) In unbefangener und würdiger Weise hat dagegen R. F. Eichhorn, der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte, geurtheilt:**)

„Die Bearbeiter haben ohne Zweifel Alles geleistet, was die Zeit, in welcher sie wirkten, hervorzubringen vermochte. Die Klarheit der aufgestellten Bestimmungen und die Reinheit des Ausdrucks übertrifft Alles, was früher in Deutschland in der Gesetzgebung geleistet worden war, und es wird stets anerkannt werden müssen, daß eine neue Epoche der letzteren mit dieser Arbeit anhebt, und daß diese auf das, was seitdem geleistet worden ist, bereits einen sehr günstigen Einfluß gehabt hat. Alle Mängel derselben, welche die Kritik auszumitteln vermocht hat, kann man zugestehen, ohne dein hohen Werth der Verfasser zu nahe zu treten, weil jene in der Zeit lagen und daher unvermeidlich waren."

Besonders charakteristisch uud schön lautet das Urtheil W. Bornemann's, eines der ausgezeichnetsten preußischen Juristen, dem das Landrecht seine wissenschaftliche Vertiefung zu verdanken hat***)

„Was Friedrich der Große als Bedürfniß seiner Zeit erkannte, was v. Carmer in scharfen Grundzügen andeutete, was die anderen Mitarbeiter sammelten und entwarfen, das wurde von den: festen, geistvollen, seiner Zeit vorausgeeilten und dennoch im höchsten Grade anspruchslosen Svarez mit der treuesten und unermüdlichsten Hingebung, in echt deutschem Sinne, wieder und wieder geprüft, gesichtet und in einer für die damalige Zeit seltenen Reinheit der Sprache festgestellt. So ist das Landrecht eine edle Frucht des in den früheren Jahrhunderten herausgegebenen und gewachsenen deutschen Rechtsbemußtseins geworden. In demselben ist das, was im gemeinen Rechte nur sehr unvollkommen und verhüllt hatte zur Geltung kommen können, vollendeter und zum Theil über die Auffassung der meisten Zeitgenossen hinaus zum Durchbruch gekommen. Die Grundsätze, welche das deutsche Rechtsbewußtsein in dem gemeinen Rechte nur versteckt oder in vereinzelten Erscheinungen herausfördern konnte, sind in dem Landrechte und durch dasselbe — wenn auch noch nicht in der möglichen Vollendung — doch schon in weitein Umfange — lebendige Kräfte geworden, die uns die Herrschaft über den Stoff mindestens erleichtern."

In der That wird der dem Gebiete des römischen Rechts angehörende Jurist in dem Landrechte zahlreiche Fragen, auf welche das römische Recht

*) Zoepfl, Deutsche Nechtsgeschichte. 4. Auflage, 1871. Bd. I. S. 21-35 und S. 23«.

'*) R. F. Eichhorn. Deutsche Staats- und RechtSgeschichte, S. Aufl. 184S. Band IV. S. 696.

Bornemann, Die Rechtsentmickelung in Deutschland und deren Zukunft Berlin 1856, S. S2.

schweigt, dahin beantwortet finden, wohin noch die heutige gemeinrechtliche Praxis in verzweifelten Constructionen erst zu gelangen sucht. Mit Recht betont Bornemann auch (a. a. O. S. 57), daß das Landrecht seinem innersten Wesen nach kein Recht ungeschichtlicher Willkür ist, sondern ein durch den Gang der Geschichte, insbesondere durch die Ueberdeckung unseres deutschen Rechts durch das römische Recht nothwendiges Erzeugnis; des allmählich erstarkten und geläuterten deutschen Rechtsbewußtseins. Der erste große Versuch, das einheimische Recht mit dem römischen zu verschmelzen, ist das Landrecht „in Folge einer nunmehr fast hundertjährigen angestrengten Thätigkeit auf der Basis des größten deutschen Territorialstaates zu der bedeutendsten civilistischen Schöpfung des deutschen Volksgeistes herangewachsen, und wie es für die Gegenwart von höchstem Werths ist, so liegen in ihm auch die Ausgangspunkte der künftigen Gestaltung unseres Rechts.*)" Svarez' Werk, wie gerechten Tadel immerhin es in mehreren wichtigen Beziehungen verdient, ist einer der glänzendsten Sterne am reichbesetzten Himmel der Gesetzgebungskunst, und mit Fug wählte für die trefflichste Biographie, welche jemals dem Andenken eines Juristen geweiht worden ist, der Verfasser derselben den großen Schöpfer des Allgemeine Lanndrechts zuni Vorwurf.

III.

Noch im Jahre 1794 wurde Carmer von einer langwierigen Krankheit befallen, welche ihn im Januar 1795veranlaßte, um seine Entlassung aus dem Amte einzukommen. Sein Nachfolger wurde der bisherige Kaminergerichtspräsident und Justizminister für die Provinzen jenseits der Weser, H. I. v. Goldbeck und Reinhart. Dieser war ein Mitglied des Rosenkreuzerordens und ein Satellit Wöllners, stand daher dem Ideen- und Freundeskreise Svarez' zu feindlich gegenüber, als daß sich das Verhältniß zwischen ihm und Svarez gleich freundschaftlich hätte gestalten können, wie es zwischen Letzterein und Carmer bestanden hatte. Aber Svarez war zu sehr die Arbeitskraft in der Großkanzlei, zu sehr der Mittelpunkt der ganzen Justizverwaltung und der Träger des Rechts, als daß Goldbeck den Versuch hätte wagen können, ihn zu entfernen. So bewahrte Svarez seine amtliche Stellung auch unter dem neuen Großkanzler und vermochte bei seinem feinen Tactgefühl zugleich den persönlichen Verkehr befriedigend zu gestalten.

Es waren nicht allein die gesetzgeberischen Arbeiten, welche ihn in Anspruch nahmen, obgleich außer den oben besprochenen noch eine lange Reihe kleinerer Gesetze aus seiner Feder flössen. Vielmehr wurden auch die sömmtlichen Generalien, soweit sie sich auf die Justizverfassung und „Einrichtung, die Dienstbesetzung und Besoldung bezogen, sowie die Aussicht über die Rechtspflege in Kurmark, Ost- und Westpreußen mit Lauenburg und Bütow, von ihm bearbeitet. Unter Goldbecks Führung war sein Hauptwerk

*) Worte Ternburg's in der Vorrede zum »Lehrbuch des preuhischen PrivatrechtS."

die gleichmäßig in das Gebiet der Gesetzgebung wie der Justizverwaltung einschlagende Gesammtorganisation der Justiz in den durch die dritte Theilung Polens der preußischen Monarchie zugeführten neuen Landen. Ein Theil seiner Bemühungen zielte auf die Emancipation der bäuerlichen Gutsunterthanen ab. C. U. D. Eggers, seit 1785 Professor der Kameralwissenschaften und des Staatsrechts in Kopenhagen, seit 1798 Oberpräsident in Kiel, Conferenzrath und Freiherr, 1813 auf seinem Landgute Gaarz am stillen Grubersee in Holstein gestorben, wo auf einer kleinen Anhöhe im Gutspark sein Grab sich befindet, hatte sich zur Aufgabe gesetzt, „der Lieblingsidee unseres Jahrhunderts, der Aufklärung zu dienen und die Begriffe über diejenigen Dinge berichtigen und bestimmen zu helfen, welche für den Menschen die wichtigsten sind." Der preußischen Justizreform brachte er ein durch Gutachten, durch Preisschriften und durch ein dreibändiges Lehrbuch bethätigtes, von Svarez voll anerkanntes reges Interesse entgegen. Hierbei hatte er u. A. die Aufhebung der Leibeigenschaft befürwortet, welche in seinem engeren Vaterlande Schleswig-Holstein bereits 1746 begonnen war, um bis zuni 1. Januar 1805 ganz durchgeführt zu werden. Svarez hatte diesen Vorschlag in der Gesetzcommission als einen „gewiß vorzüglicher Aufmerksamkeit mertheu" bezeichnet und lebhaft befürwortet, ohne jedoch mit seiner Ansicht durchzudringen. Im Jahre 1796 nahm er für die neuen Landestheile den Gedanken wieder auf. Gerechtigkeit und Menschlichkeit hätten sich, so erklärte er, mit dem wahren Staatsinteresse vereinigt, um dem Bauernstande, dieser bisher so ganz unterdrückten Menschenklasse, zu demjenigen Grade des Wohlstandes zu verhelfen, dessen er schon jetzt fähig wäre. Es fei daher nothmendig, die Gutsherren möglichst bald an dm Gedanken zu gewöhnen, daß der Bauer nicht mehr so wie ihr Vieh ihr ganz unbedingtes Eigenthum sei, sondern auch Menschen- und bürgerliche Rechte habe. Seine Bemühungen scheiterten jedoch auch diesmal an der Aengstlichkeit der leitenden Verwaltungsminister. Erst die Schlachten von Jena und Auerstädt ebneten den Boden für diese Reform, freilich ohne daß man sich hierbei des Mannes erinnerte, welcher ein Decennium zuvor bereits seine Stimme sür dieselbe erhoben hatte. — Endlich das letzte wichtige Gesetz, dessen Ausarbeitung Svarez begann, war eine Strafproceßordnung. Nach der uns erhaltenen Disposition sollte sie aus neunzehn Abschnitten bestehen, von denen der erste, dritte und vierte ganz, der sünfte und sechste nur zum Theil fertiggestellt wurden, alle übrigen nicht einmal begonnen werden konnten. Die Grundsätze, von denen der Verfasser sich leiten ließ, legte er in einem Gutachten nieder. In demselben werden Accusations- und Jnquisitionsversahren gegen einander abgewogen, und das erste« nur aus dem Grunde nicht empfohlen, weil die Folgen der durch seine Annahme bedingten Umänderung in der Gerichtsorganisation sich nicht übersehen ließen; außerdem wird auf den Werth der Oeffentlichkeit des Verfahrens und der Betheiligung von Laien hingewiesen. Das sind Wünsche und Vorschläge,

welche den damaligen Anschauungen weit voraus waren und erst von einer
viel späteren Zeit erfüllt werden sollten.
Es ist kaum glaublich, daß Svarez neben der reichen Fülle amtlicher
Obliegenheiten noch hätte Zeit gewinnen können zu schriftstellerischen Arbeiten.
Gleichwohl gewann er sie und veröffentlichte von 1780 bis 1796 zehn zum
Theil allerdings mit Hilfe von Freund en und Fachgenossen verfaßte Schriften,
welche sämmtlich den Zweck hatten, die neuen Gesetze gegen gegnerische Angriffe zu vertheidigen bezm. das Publicum über sie und ihre Anwendung zu
unterrichten. Dem letzteren Zwecke sind insbesondere gewidmet der „Unterricht
über die Gesetze für die Einwohner der Preußischen Staaten" vom Jahre 1793
und die „Unterweisung für die Parteien zu ihrem Verhalten bei Processen
und anderen gerichtlichen Angelegenheiten nach Anleitung der Allgemeinen
Gerichtsordnung" von 1796, groß bezw. 282 und 242 Seiten. Diese
Schriften sind jetzt verschollen, scheinen auch bei demjenigen Leserkreise, für
welchen sie zunächst bestimmt waren, unbeachtet geblieben zu sein, werden
aber von zuständiger Seite als überaus sachgemäße und verständliche Uebersichten des bestehenden Rechts gelobt.
Eine nicht unerhebliche geschichtliche Bedeutung kann eine andere neben
der amtlichen Thätigkeit hergehende Arbeit in Anspruch nehmen.
Svarez wurde nämlich beauftragt, den damaligen Kronprinzen, späteren
König Friedrich Wilhelm III. in die Rechtswissenschaft einzuführen, und
unterzog sich dieser Aufgabe in der Zeit vom Januar 1791 bis März 1792.
Er zerlegte dabei den umfangreichen Stoff in fünf Abschnitte: Natur- und
allgemeines Staatsrecht; allgemeines Völkerrecht; allgemeine Uebersicht des
deutschen Reichs- und Staatsrechts und der deutschen Reichs- und Staatsverfassung; Privatfttrstenrecht; das gesummte übrige Recht, als Privat-,
Vormundschafts- und Hypothekenrecht, Depositalmesen, Strafrecht, Proceßrecht,
Lehre über die Kirchen und die geistlichen Gesellschaften, Geschichte der Gesetzgebung. Für jeden Vortrag arbeitete er einen kurzen Leitfaden aus,
und die gehaltenen Vorträge schrieb er nachträglich nieder. Diese Niederschriften sind leider nur zum Theil auf uns gekommen, aber auch das Erhaltene läßt uns erkennen, in wie ausgezeichneter Weise Svarez seiner Aufgabe gerecht zu werden verstanden hat. Den Einfluß der Vorträge auf die
Entwickelung des Rechtsgefühls in dem Kronprinzen nachzuweisen ist vor
drei Jahren bei einer Festlichkeit der Berliner Universität von Professor
Dr. Dernburg versucht worden. Natürlich kann auf diesen Blättern jene
Seite der Sache nicht betrachtet, sondern lediglich der Werth in's Auge gefaßt werden, den jene Vorträge für die Charakteristik ihres Verfassers haben.
Die Vorträge schließen mit der Versicherung, daß der Vortragende
nichts gesagt, als was er bei der sorgfältigsten Prüfung als wahr, richtig
und dem großen Zwecke des Unterrichts gemäß erkannt habe. Allerdings
habe er mitunter dreiste Wahrheiten gesagt, welche den Ohren der Fürsten
selten willkommen seien, aber er habe dies für seine Pflicht gehalten. Denn

es würden Zeiten kommen, in denen der Prinz seine Person und künftig
seinen Thron mit Leuten umgeben sehen würde, denen es an Muth oder
an Uneigennützigkeit fehle, ihrem Gebieter unangenehme, aber nothmendige
Wahrheiten vorzutragen. In solchen Zeiten möge der Prinz sich zuweilen
an gewisse Grundsätze erinnern, die ihm ein Mann vorgetragen, der keine
anderen Regeln seiner Handlungen kenne als seine Pflicht und die innigste
Zuneigung für sein Vaterland und dessen Fürsten. So der Schluß der
Vorträge. In der That erweist sich Svarez in ihnen als ein Mann, der
nicht,asfectirt genug ist, die für den Verkehr mit dem künftigen Thronfolger
hergebrachten Formen der Höflichkeit unbeachtet zu lassen, aber auf der
anderen Seite von dein byzantinischen Gebcchren der Höflinge nicht die geringste Spur zeigt, vielmehr in würdiger Bescheidenheit seines eigenen
Werthes sich bewußt bleibt, voll lauterer Humanität und, inmitten der absoluten Zeit, voll constitutionellen Freisinns. Er lehrt religiöse Toleranz, verwirft die Aufstellung unabänderlicher Lehrvorschriften in Glaubenssachen
und erklärt Gesetze, welche Denk- und Gewissensfreiheit auf irgend eine
Weise verbieten wollen, für bloße Aeuherungen despotischer Willkür. Ebenso
ist er für Censurfreiheit und empfiehlt, für die Presse gar keine besonderen
Gesetze aufzustellen, vielmehr sie zur Verantwortung und Strafe unter dem
allgemeinen Rechte zu belassen. — In der geschichtlichen Darstellung der
Civilgesetzgebung ist von Interesse das Urtheil über das Oorpus ^'uris. So
verschieden die einzelnen Bestandtheile in Ansehung des Zeitalters, dem sie abgeborgt wurden, so verschieden sei der Geist, der in ihnen herrsche, so verschieden sei ihr innerer Werth. In einem Theil dieser Bruchstücke athine
der Geist freier Republikaner, die Strenge der stoischen Schule, der Scharfsinn einer durch Künste und Wissenschaften im höchsten Grade aufgeklärten
Nation. In anderen Theilen erblicke man die Züge eines künstlichen Despotismus, der selbst in der bürgerlichen Nechtsvcrfassung Stützen seiner durch
Gewalt errungenen Macht suche und seinen willkürlichen Befehlen die äußeren
Finnen einer revublicanischen Verfassung zu geben sich bemühe. Und alles dies
stehe in einen: bunten Gemisch unter einander da, ohne System, ohne eine dem
gemeinen Menschenverstände sichtbare Ordnung. Nach der Recevtion der
fremden Rechte aber sei unser bürgerliches Recht zu einem Chaos geworden, in
welchem römisches, kanonisches und altes deutsches Recht, einzelne landesherrliche Constitutionen, Gerichtsobservanzen und Meinungen der Nechtsgelehrten sich in einem unaufhörlichen Wirbel herumtreiben, ohne daß selbst
die geübtesten Sachverständigen sich jedesmal herauszufinden müßten. Daher sei
es ein der großen Seele Friedrichs des Einzigen würdiger Entschluß gewesen,
sein Volk mit einem in seiner Landessprache abgefaßten, seinen Sitten,
Charakter und Verfassung gemäßen, möglichst vollständigen und bestimmten
Gesetzbuche zu beglücken und dadurch der bisherigen Ungewißheit des Rechts,
diesem für die bürgerliche Gesellschaft so äußerst schädlichen Uebel, ein Ende
zu machen. — Wie nicht anders zu erwarten, spricht sich Svarez in den

Vorträgen eingehend über die Pflichten des Landesherrn aus. Nicht das Volk, so führt er aus, ist um des Fürsten, sondern der Fürst um des Volkes willen da, und seine Rechte gründen sich nicht auf eine unmittelbare göttliche Einsetzung, sondern auf seine Pflicht, das Volk glücklich zu machen. Der Fürst hat daher feine Unterthanen nicht als Maschinen, als Sklaven, sondern als freie Bürger zu beherrschen. Die wahre Quelle der französischen Revolution ist nicht in dem Charakter des Volkes, sondern in der schlechten Regierung, in der Verschwendung des Hofes, der Maitressen und Günstlinge, in dem willkürlichen Despotismus der Minister unter der Nachsicht eines schwachen Monarchen zu finden. Ganz besonders wird betont, daß der Landesherr nicht durch rücksichtsloses Vorgehen den geregelten Gang des Rechts stören solle:

„Machtsprüche wirken weder Rechte noch Verbindlichkeiten. Es kann also weder ein Minister, noch ein Souverain selbst Machtsprüche thun. Diese Sätze sind die Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit eines preußischen Unterthanen. Sie unterscheiden den Bürger der preußischen Monarchie von dem Sklaven eines orientalischen Despoten."

Die mannigfachen Lehren, welche Svarez dem künftigen Monarchen einprägt, faßt er wohl einmal in einem prägnanten Satz zusammen:

„Die regelmäßigste Ordnung in der ganzen Staatsverwaltung; die strengste Aufsicht auf eine prompte und unparteiische Rechtspflege; die stets machsame Vorsorge, daß nicht ein Stand, eine Klasse der Nation die Rechte der anderen schmälere, daß der Aermere und Niedere von seinem reicheren und mächtigeren Nachbarn nicht unterdrückt werde; die unermüdliche Sorgfalt für Gründung und Unterstützung gemeinnütziger Anstalten, wodurch der Wohlstand der Particuliers befördert, wodurch der Landbau, Manufacturen und Fabriken in Aufnahme gebracht werden können; die Achtung vor der bürgerlichen Freiheit, vor den Rechten und dem Eigenthum der Unterthanen, endlich die vollkommenste Religions- und Gewissensfreiheit, — dies sind die Grundsäulen des Systems der preußischen Staatsverfassung."

Die so ernst betonte Warnung vor fürstlichen Machtsprüchen führt in die inneren Wirren des damaligen preußischen Staatslebens hinein.

In der absoluten Monarchie ist der Landesherr sowohl oberster Inhaber der richterlichen Gewalt als auch alleiniger Gesetzgeber. Er ist somit formell in keiner Weise gehindert, mit Hinblick auf einen bestimmt«! einzelnen Fall, eine bestimmte Persönlichkeit das bestehende allgemeine Recht oder einen bereits gefällten Richterspruch aufzuheben oder zu ändern. Die preußischen Monarchen vor der Verfassung vom 31. Januar 1850 haben hieran niemals gezweifelt. Dies zeigen die bekannten Worte Friedrich Wilhelms I.: „Wir sind König und können thun, was wir wollen;" zeigen unter Friedrich II. der Proceß Müller Arnold, unter Friedrich Wilhelm II. der Proceß

Carl Gottlieb Svarez.

Pastor Schulz-Gielsdorf (der sog. Zopfschulz), unter Friedrich Wilhelm III. der Proceß Rietz (Gräfin Lichtenau), unter Friedrich Wilhelm IV. der Proceß Lüning. Aber die Annahme, auf welcher der Absolutismus beruht, nämlich einer ursprünglichen, den Staat zum Object eines eigenen persönlichen Rechts machenden Fürstensouverainität widerspricht dem Begriff des Staates als eines organischen Gemeinwesens mit eigener Rechtspersönlichkeit, ohne daß Phrasen wie „von Gottes Gnaden" oder wie „das göttliche Recht der Obrigkeit" den Widerspruch zu verdecken vermögen. Auf der anderen Seite ist zwar die bekannte, schon von Aristoteles vorgetragene und hauptsächlich von Montesquieu verbreitete Lehre für irrig zu erachten, daß die Staatsgewalt in drei wesentlich verschiedene Bestandtheile: die gesetzgebende, die ausübende, die richterliche Gemalt zerfalle, und daß in jeder freien Verfassung eine völlige Trennung und Übertragung derselben an physisch verschiedene, von einander unabhängige Personen oder Körperschaften stattfinden müsse. Aber jene Dreitheilung an sich ist wohl begründet, well die ausübende und die richterliche Gewalt eine sie berechtigende und begrenzende Gemalt, also die gesetzgebende, nothmendig voraussetzen, und weil das Recht für die ausübende Gemalt Schranke, für die richterliche Zweck ist. So hat jene Lehre nach den Stürmen der französischen Revolution die Staaten des europäischen Continents zum Constitutionalismus geführt, und haben Diejenigen, welche, Montesquieu — im Lsprit 6es lois VI. 5 — an der Spitze, für die Unabhängigkeit des Richteramtes und gegen die Eingriffe des absoluten Herrschers in die Rechtspflege kämpften, dem Constitutionalismus den Boden bereitet.

Zu diesen Männern gehört auch Svarez. Die Eingriffe des Fürsten in die Rechtspflege, zu denen er natürlich das Begnadigungsrecht nicht zählte, hielt er für unvereinbar mit jeglicher staatlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Er bestrebte sich daher, das vor dem Kronprinzen ausführlich erörterte Princip der Unzulässigkeit solcher Machtsprüche in dem Allgemeinen Laudrecht bestimmt zu formuliren und auf diese Weise, wie er selbst es einmal ausdrückt, „durch die allgemeine Gesetzgebung in einem Staate ohne Grundverfassung die letztere gewissermaßen zu ersetzen." In der Fassung von 1791 fand sich daher als ß 6 der Einleitung der Satz: „Durch Machtsprüche soll Niemand an seinen Rechten gekränkt werden." Wegen dieses seines constitutionellen Charakters erhob sich jedoch gegen das neue Gesetzbuch eine Gegnerschaft, durch welche es in den Kampf gegen die angebliche Zügellosigkeit jener Zeit in Glauben und Lehre gezerrt wurde, der die Negierung Friedrich Wilhelms II. zu einer so unerfreulichen macht. Nur gegen jene Zügellosigkeit und zugleich zur Vertheidigung des Königthums gegen das Andrängen der Revolution behaupteten Wöllner und Genossen den Kampf zu führen. Als Mittel diente ihnen das berüchtigte Religions-Cdict vom 9. Juli 1788. Als sie cm der Justiz eine hemmende Schranke zu finden schienen, die Mitglieder des Kammergerichts unter Kircheisens Vorsitz zeigten,

daß „Menschenfurcht ein Wort sei, das ihrem Eide und ihrer Denkungsart zuwider," da erfolgten in dem Processe gegen den Zopfschulz Machtsprüche, durch welche der König selbst die Ehre der preußischen Justiz prostituirte. Diese Vorgänge richteten sich zugleich gegen Carmer, sowie gegen das Gesetzbuch und führten zu der oben (S. 204) berichteten Suspcndirung des letzteren. Svarez stand inmitten dieser Kämpfe und mußte sogar den Schmerz erleben, daß seitens der über das innere Getriebe nicht hinreichend unterrichteten Berliner R'chter an der Lauterkeit seines Charakters gezweifelt wurde. Viel weniger schmerzlich war für ihn jedenfalls, daß um dieselbe Zeit seine Ernennung zum Mitglieds der Akademie der Wissenschaften durch Wöllner hintertrieben werden konnte.

Gewiß hatten bereits manche Jünger der Aufklärung eine Bahn eingeschlagen, gegen welche ein ernster Kampf als berechtigt gelten, war insbesondere die Bevölkerung Berlins dem Beispiel Friedrichs II., eines notorischen Atheisten, zu bereitwillig gefolgt, als daß nicht eine Opposition am Platz erscheinen mochte. Nur durfte jener Kampf, jene Opposition nicht von einem Hofe ausgehen, an welchem Wilhelmine Rietz, die Maitresse des Königs, und der Major v. Bischosfwerder, ein Rosenkreuzer und gewaltiger Geisterbanner, um die Herrschaft rangen, und dessen eigene Sitten der anbefohlenen neuen Religiosität Hohn sprachen. Zudem mar das Religionsedict reich an stümperhaften Schimpfreden, überhaupt formell ein ganz elendes Gesetz. Wöllner selbst, sein Verfasser, mochte sich innerlich über die Meinung lustig machen, daß durch ein solches Gesetz und durch die sich an dasselbe anschließende polizeilich-theologische Kleinmeisterei wahre Frömmigkeit befördert werden könne. Wie ihm Friedrich Wilhelm III. in einer Cabinets-Ordre vom 11. Januar 1798 entgegenhielt, war umgekehrt vor Erlaß des Religionsedicts weniger Heuchelei und mehr Religion im Lande gewesen als nachher.

Die Persönlichkeit WöllnerS charakterisirt schon zur Genüge jene Bestrebungen.

Wöllner war 1732 zu Döbcritz bei Spandau geboren, studirte Theologie und wurde 1755 Pastor zu Behnitz, gab aber 1759 seine Stelle auf, wurde erst Gesellschafter, dann Mitpächter, endlich Schwager eines Grafen Jtzenplitz und begann sich nun mit Land- und Staatsmirthschaft zu beschäftigen. Durch mancherlei Umstände gelang es ihm, sich dem Prinzen Heinrich zu nähern, der ihn 1770 zum Rath seiner Rentekammer ernannte. In dieser Stellung wurde er mit Bischosfwerder, Adjutanten des damaligen Prinzen von Preußen, bekannt und durch diesen bei dem Prinzen selbst eingeführt. Den Prinzen mußte er nun so sehr für sich zu gewinnen, daß er ihn 1782 und 1783 in den Staatsmissenschaften unterrichten durfte, 1786 beim Thronwechsel unter Erhebung in den Adelstand zum Geh. Ober' sinanzrath und am 3. Juli 1788 zum Kultusminister ernannt wurde. Sechs Tage später erging das Religionsedict.

Besaß Wöllner hiernach unzweifelhaft eine gewisse Geschicklichkeit, Menschen und Verhältnisse zu lenken und auszubeuten, so war doch seine geistige Begabung mittelmäßig, sein moralischer Charakter zweifelhaft, seine Religiosität entweder eine unbegreifliche Selbsttäuschung oder baare Heuchelei. Die — auf unsere Zeit gekommenen — Vorträge, welche er dem späteren König hielt, belegen jenes Urtheil vollauf, lassen es freilich nicht ganz verständlich erscheinen, weshalb ihn fein Schüler nicht einfach weggejagt hat. Z. B. in den: Abschnitt über die Bevölkerung Preußens findet sich der Vorschlag, aus den Juden als bekannten tüchtigen und tapferen Reitern ein Husarenregiment zu bilden, dessen sämmtliche Offiziere bis zum Obersten einschließlich ebenfalls Juden sein müßten, und dergestalt ein christliches Husarenregiment zu ersparen. ZUs Hauptwerkzeug zum Emporkommen am Hofe und im Staate diente Wöllner der Rosenkrenzerorden. Die Rofenkreuzer führten ihre Geheimlehre auf Moses und Zoroaster zurück, behaupteten, den Stein der Weisen zu besitzen, durch welchen sie Gold machen und das Lebenselirir bereiten könnten, nnd waren vorzugsweise stark in ßieistern und Gespenstern. Nebenbei waren sie sehr fromm. Allerdings hatte ihre Frömmigkeit biswellen Lücken; mußte doch Wöllner einst seinen Ordensbrüdern einen ernsten Verweis ertheilen, well sie bezweifelt hatten, daß ihre ma^igti-i achten Grades aus gekochten Eiern Hühner brüten könnten; durch die Gnade Gottes sei dos sehr wohl möglich. So mar Wöllner beschaffen, dessen Bitte um Verleihung des Adels Friedrich der Große mit der Randbemerkung abgelehnt hatte: „der Wöllner ist ein betriegerischer nnd Intriganter Pfaffe," und dem der preußische Historiograph I. D. E. Preuß bezeugt, daß ihm unter 260 Staatsministem vor ihm^kein Einziger an Schuld gleiche. Aber den Nachfolger Friedrich des Großen, einen wohldenkenden, ritterlichen und gütigen, leider jedoch einer mit sinnlicher Schwäche gepaarter Frömmelei ergebenen Herrn, hatte er durch den mystisch-alchimistischen Schwindel und Geisterspuk des Rosenkreuzerordens gänzlich unterjocht. Noch wird in dein Thurm Belvedere am Charlottenburger Schlosse dem Besucher der Saal gezeigt, in welchem Wöllner und Bischoffwerder, unterstützt von H. S. Oswald, einem gewesenen Breslauer Kaufmann, den Wöllner zuni Borleser des Königs, Geheimrath und Mitglied der geistlichen Eramiiiations-Commission gemacht hatte, die Geister von Marc Aurel, Leibnitz und dem großen Kurfürsten aus dem Jenseits citirt haben sollen, um durch ihren Mund den entsetzten Fürsten vor der Rietz zu warnen. Daß dies keine Erdichtung ist, möchte aus Nachstehenden! hervorgehen. Ein eifriger Rosenkreuzer war, wie erwähnt, auch Goldbeck, der spätere Großkanzler. Derselbe wurde 1793 vom Könige beauftragt, das Landrecht, dessen Suspension wieder aufgehoben werden sollte, auf seine anstößigen Stellen zu prüfen. Als solche bezeichnete er die auf die Machtsprüche bezüglichen Paragraphen, drei privatrechtliche und aus dem Strafrechte folgende Bestimmung:

„Wer bei sonst ungestörtem Gebrauche seines Verstandes gewisse Re-

ligionshandlungen oder zum Gottesdienst bestimmte Sachen zu vermeint-
lichen Zaubereien, Gespensterbannen, Citiren der Verstorbenen, Schätze-
graben und anderen dergleichen abergläubischen Gaukeleien mißbraucht, soll
mit vier- bis achtmöchentlichem Gefängnis; in der Frohnveste oder im
Zuchthause bestraft werden. Sind dergleichen Gaukeleien betrüglicher
Weise oder um damit gewisse Nebenabsichten zu erreichen, vorgenommen
morden, so findet gegen den Thäter, außer der durch den Betrug oder
Diebstahl an sich verwirkten, annoch Festungs- oder Zuchthausstrafe auf
sechs Monat bis zwei Jahre statt."

Diese Bestimimmg wurde, wie gesagt, von dem Rofenkreuzer Goldbeck
für unzulässig, somit die Fortdauer der Möglichkeit, ungestraft unter dem
Deckmantel der Religion den alten Spuck zu treiben, für dem Staatsmohl
dienlich erklärt.

(Schluß solgl,z

Federzeichnungen aus Holstein.

von

L. Siegsried.

— Kiel. —

II.

Die Inseln der Seeligen.

Kiel, 15. December 1889.

>s geht nicht an, Josef, da würden Sie das schönste Kopfweh
bekommen, Citronenschale ist das reine Gift. Die beste Mischung
ist die: Eine Flasche Moselwein — leicht und säuerlich — ein
Pfund Zucker, der Saft einer Citrone und eine Flasche Arac. Den Zucker
läutern Sie, pressen die Citrone hinein — fischen aber wohl die Kerne heraus,
da sie bitter sind — gießen den Moselwein hinzn und, wenn er eben siedet,
den Arac; so ist der Punsch fertig und kann, nach Belieben mit heißem
Wasser verdünnt, vom Vater mit dem Sohne getrunken werden.

Aber ich habe für Sie einen Vorschlag, Josef. Ich will kommen und
Ihnen den Punsch brauen, die Ingredienzien schicke ich voraus, denn wissen
Sie, das Fahren auf der Eisenbahn hasse ich und gehe lieber zn Fuß bis ans
Ende der W^it, mein Hund Mohr wird mich dorthin begleiten. Hören Sie
weiter, Josef, die Sache ist die: Zu Neujahr zieht mein Hauswesen, da kann
ich uns Zweien, wie ich es sonst gewohnt bin, unmöglich den Baum anzünden,
denn vor ihrem Blick würden die Kerzen, die den Frieden auf Erden verkündigen,
verlöschen. Soll ich nun meinerseits um ihretwillen im Dunklen sitzen?
Fällt mir gar nicht ein. Aber was mir einfällt, da sitzt ja der milde Josef
auf seiner Hallig, der den Mohr so gern über Weihnachten in Pension nehmen

wollte und, mein guter Josef, Sie können doch unmöglich in den paar Tagen
dort schon dermaßen innerhalb der Jnsulanerfamilien ausgeschlachtet sein,
daß Sie nicht mich nnd den Mohr und den Punsch mit Freuden zum Feste
begrüßen würden? Also ich bringe Ihnen den Mohr, und kann ihn ja nach
den Feiertagen wieder mitnehmen.
Einer geneigten Antwort entgegensehend zeichne
Hochachtungsvoll
Eisenbart.
Wyk a. Föhr, 20. December 1889.
. . . Leider . . . Ihren so schönen Plänen .... — Zwar im ersten
Augenblick . . . Aber bei näherer Ueberlegung . . .! Verbindung von hier
nach Europa . . . vierundzwanzig Stunden unterbrochen.
Im ersten fröhlichen Zuge. . . gebratenen Dorsch . - - Krickenten aus
der Vogelkoje . . . vorzüglichen Regulirofen . . . naßkalten Decembersturmes
. . . Strand . . . nach der Fluth von Salzwasser durchtränkt . . . Stiefel
naß . . . Füße kalt . . . Schnupfen . . . Influenza . . . Fahrt nach den
Halligen . . . Anachronismus . . . belächeln.
Mit vorzüglicher Hochachtung
zeichne
ganz ergebenst
Josef.
21. December 1889.
Er hatte gut abrathen, der wilde Josef, ich war schon unterwegs, als
der Brief ankam, und fand ihn bei der Rückkunft auf dein Schreibtische vor.
Wer wird auch so lange mit der Antwort zögern? Mittlerweile war die
Zeit verronnen, und die Stunde der Entscheidung schlug. Den Koffer brachte
ich zur Post nnd trat mit Mohr den Weg an, in den alten Bergschuhen,
und auch sonst angcthan wie Einer, der mit Fleiß dem Sturm etwas zu
zausen giebt. Den bösen Hunden wirft der Stromer einen Knochen vor,
so bleibt er unbebelligt, und der alte Ueberzieher, den ich hervorholte und
anzog, kam an dem Tage noch einmal voll und ganz zur Geltung. Voll und
ganz, das ist eigentlich doch etwas zu stark aufgetragen, denn ganz ist er zweitens
nicht mehr, seit Mohr als Kind die Zähne daran übte und erstens weiß ein
Jeder, der sich des einundzwanzigsten December 1889 erinnert, daß es an
dem Tage überhaupt nicht voll Tag wurde. Ein Sturm blies aus Südwest,
der sich mit jeder Stunde steigerte, der Himmel mar bedeckt init fliehenden
Wolkenmassen, die sich in allen vier Ecken der Windrose zu blauen Gebirgen
stauten, kurz gesagt, es war das schönste Wetter, um die Menschen, selbst
wenn es nicht Frost nnd Schnee geben sollte, zusammen zu treiben in den
Lichtschein des Weihnachtsbaumes.
Damin sah man auch überall nichts Anderes als Vorbereitungen zum

Fest. Die großen und die kleinen Leute waren unterwegs und machten
Einkäufe; der Tannenbaum mar heute offenbar als Handelswaare am meisten
begehrt, denn Niemand ging oder fuhr an dem Morgen, der neben allerhand
Wichen Sachen, einem Schaukelpferd, einer Puppenküche, sowie verschiedenen
geheimnisvollen Packen in grauem Papier, nicht einen großen oder kleinen
Tannenbaum in Händen getragen hätte. Mohr war ganz verrückt, seit er
erfahren, es ginge fort, fraß er keinen Bissen mehr, sondern tanzte um seinen
Herrn herum und sing auf der Straße mit jedein Köter Händel an, so daß
ich zwei Mal den Stock brauchen mußte, ehe ich ihn heil aus dem Weich-
bilde von Kiel herausbrachte. Noch am Knooper Weg, wo die Kehrichtwagen
ausladen, fuhr er bellend zwischen die Naturforscher und Krähen und erst
beim Chausseehause, wo rechts der Weg nach Eckernförde geht, kam er zur
Einsicht, daß jetzund ein Tagesmarsch begonnen hatte, und stellte das sinn-
lose Toben ein.
Da setzte ich mich auf einen Steinhaufen, warf einen Blick rückwärts,
einen anderen vorwärts und stellte bei mir folgende Betrachtung an:
Eine jede Reise, die der Mensch macht, sie sei groß oder klein, bringt aus-
nahmslos einen Ortswechsel mit sich und jeder Ortswechsel bedingt eine Ver-
änderung in den äußeren Verhältnissen des Menschen. Diese Veränderung ist
es, welche nach der übereinstimmenden Meinung der erfahrensten Reifenden aller
Zeiten eben so befruchtend aus den Verstand wie ermunternd auf das Gemüth
wirkt, indem sie an Anschauungen und Gefühlen neuen Stoffes die Fülle
herbeiführt. In reich angebauten Gegenden ist sie größer als in Wüsteneien,
im Sommer größer als im Winter, aber auch die einsamste Landschaft er-
mangelt ihrer nicht gänzlich, da nicht zwei Orte auf Erden einander völlig
gleichen. Um die Staffeln dieser Veränderung von Ort zu Ort mahrzu-
nehmen und mit rechtem Nutzen auf sich wirken zu lassen, ist Nichts besser,
als die Augen offen, den Verstand aber ein wenig in: Zaum zu halten,
weil ihm ja doch mit der Zeit von selbst das zufällt, was die Sinne er-
faßt haben, und er sonst leicht über das Ziel hinausschießt. Damm beschloß
ich, solches mit Fleiß zu üben, und ging sogleich ans Werk.
Zunächst nahm die Zahl der Fuhrwerke ab, welche den Tannenbaum
als Frachtgut mit herausführten und hörte bei Kopperpahl gänzlich auf.
Der Verstand an sich hätte hieraus den Schluß gezogen, daß nun bald der
Tannenwald in Sicht kommen würde, aus dem die übrige Menschheit ihren
Weihnachtsbedarf deckte. Dem war aber nicht so. Der Weg wurde erst
weniger schlammig, dann trocken, und wenn Zweie sich fürder begegnen,
so boten Sie einander die Tageszeit. Der Erste, mit dem ich den Gruß
wechselte, war ein kleiner jüdischer Mann, der eine Kuh zum Schlachten führte.
In Suchsdorf sing ein alter Zeitimgsträger, der aus meinem gezügelten Ver-
stand Vertrauen schöpfte, ein Gespräch mit mir an. Dergleichen Leute haben
meistens ein krummes Knie, oder einen lahmen Fuß, und sind froh, wenn
sie Einen, der flinker ist als sie, eine Weile verlangsamen können. So erfuhr

ich hier gratis, was im Tageblatt stand, daß drei Anhänger des grausamen Buschiri hingerichtet, Doctor Peters noch immer verschollen, Emin Pascha auf der Besserung, das deutsche Theater in Pest abgebrannt sei, was Alles ich aus meiner Zeitung schon seit gestern Abend mußte. Fünf Goldammern saßen am Wege in einem verwilderten Garten zwischen Buchsbaum, Goldlack und abständiger Reseda und nahmen von da ihren Flug nach einem struppigen Birnbaum hinter einer baufälligen Käthe. Denkt man sich dieses Alles und noch Etliches mehr quer durchzogen von einer Chaussee, deren Stämme die schönsten Muster in grauen, braunen und grüne Flechten aufweisen, eingespannt in den Rahmen einer mit Hecken durchsetzten holsteinischen Hügellandschaft, an einem Wintertage ohne Schnee und Frost, so weiß ich nicht, was in der Welt ein getreueres Bild von der Eigenart der Gegend zwischen Kiel und Levensau an jenem Morgen zu geben vermöchte.

In Levensau überschritt ich den Eidercanal, nnd, wie verschiedene Anzeichen zu erkennen gaben, auch das zukünftige Bett des Nordostseecanals. Da stand vor Allem ein ansehnliches Haus am Wege in einem schönen Garten, dem die mit Recht so beliebten Coniferen, Teppichbeete und Steingruppen nicht fehlten. Ueber dem Ganzen lag ein gewisses Etwas, wie ein Parfüm, das nicht hier gewachsen sein mochte, und über der Pforte hing eine Tafel mit der Aufschrift: Kaiserliche Canalban-Commission, Bauaint IV. Kiel, Abtheilung 8. Dahinter lag die Baracke, in der die Canalarbeiter wohnen. Der Eidercanal, mit schwimmenden Eisschollen bedeckt, bot einen trübsinnigen Anblick und ich machte, daß ich weiterkam.

Bald darnach mußte die Straße wohl beträchtlich gestiegen sein, denn zur Linken dehnte sich eine weite Tiefebene aus, über die der Sturm mit ganzer Gewalt daherbrauste. Neben dem Klingen und Heulen der Telegraphenstangen vernahm das Ohr, wie in der Luft die Drähte zischten gleich siedendem Wasser. Hin und her lag im Chausseegraben noch etwas vom letzten Schnee und Mohr leckte begierig daran. Oesters brachte der Wind einen Wohlgeruch, wie wenn Waldmeister am Knick sproßte, doch konnte in der Jahreszeit davon keine Rede sein. Vielleicht ist es das Ruchgras, von dem er ausgeht, das wächst hier allenthalben; auf Wiesen, wo die Schafe das Moos abgerupft haben, trifft man es am öftesten. Wäre es am Rhein gewesen, ich hätte gemeint, das Eis oder das Zugseil habe die Sträucher am Leinpfad verletzt und die^ vermundeten Weichselkirschen dufteten. Die wohlriechende Nelkenwurz grünte hier unter den Hecken üppig, doch erinnert ihr Geruch meine Nase weniger nn den Waldmeister, als an schimmelig gewordene Gewürznelken.

Die Verbänderung eines Erlenzmeiges, der wie ein Krummstab gestaltet war, weckte das Verlangen in mir, sie zu besitzen, und ich stieg in den Chausseegraben hinab. Will ihn das naturhistorische Museum nicht, so soll er in der naturhistorischen Ecke meines Studirzimmers seine Stelle finden, zwischen dem Flügel des schwarzen Storches und dem Wespennest. Mohr wollte die

Pause benutzen zu einer Ertratour über Feld, ich rief ihn aber zurück, denn von ferne kamen zwei gefährlich aussehende Kerle des Weges gezogen. Jndeß grüßten sie ganz collegialisch, und auf ineine Frage, wie weit es noch bis Eckernförde sei, gab der Eine in wohlklingendem Sächsisch zur Antwort: „Des Morgens um Uhre achte sein mir ausgegangen," worauf der Andere hinzusetzte: „Haben aber die Dörfer abgeklappert."

Es mochte gegen Mittag sein, als ich Gettorf erreichte, von dem ich für dieses Mal nichts zu sagen weiß, als daß es den Gedanken an jene amerikanischen Städte in mir rege machte, die aus einem Bahnhof und einem Grand Hotel emporwachsen. Dann kamen die großen Güter, kenntlich an den großen Eichen, die einzeln und in geschlossenen Gesellschaften innerhalb ihrer Grenzen stehen. Kein Zieh, kein Hase, kein mildes Gethier ließ sich blicken, der Sturm hatte Alles verweht, und Mohr blieb von der Versuchung, zu jagen, verschont. Daß einmal zwei neugierige Tannenmeisen mir im Walde — ich glaube, in den Borghorster Tannen — eine Strecke weit das Geleit gaben, war, als Ereigniß, in zoologischer Hinsicht mindestens ebenso gewichtig wie der Krnmmstab in botanischer.

Ein größeres stand jedoch bevor. In das Brausen der Wipfel mischte sich der Ton einer Menschenstimme, es ging Jemand hinter den Tannen und sang den Choral: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" mit Kraft und Schwung in den Sturm hinein.

Fünfzig Schritte weiter konnten wir zusammenkommen, indem dort ein Weg mündete, darum hielt ich zurück und sah richtig, wie er kurz vor mir die Straße betrat. Auch er hatte mich gesehen, und brach sein Lied ku^ ab, übrigens grüßte er unbefangen und betrachtete mich und meinen Hund, ohne Neugier, Haß, Furcht, Verwunderung oder ähnliche Affecte sogenannter Naturmenschen, in der That aber unterjochter Creaturen, zu äußern. Es war ein junges Blut, und die Jugend hat ja das Vorrecht, nicht bei Allem gleich an das Aeußerste zu denken. Außerdem gehörte er dem Lehrstande an und wanderte in die Ferien, demnach war so er frei, wie ein Mensch in seinen Verhältnissen nur. sein kann.

„Und da singen Sie dem Sturm ihre Choräle vor?"

„Es mar eigentlich gar kein Choral," meinte er, „es war nur die Melodie davon."

„Wenn das aber der Herr Schulinspector wüßte, daß Sie Ihren profanen Tert in geistliches Habit stecken, der würde Ihnen die Flötentöne schon beibringen."

„Oha," meinte er, „die Studistrer, ehe sie Schulinsvectoren werden, singen auch weltliche Texte nach geistlichen Melodien und noch von ganz anderer Art."

Ich frug milde: „von welcher denn?" und er fuhr fort:

„Neulich, haben Sie nicht gelesen, wie Herr Ehlers in Afrika auf der Mission am Kilimandscharo oder am Kenia einen Choral von den Somalis

hat singen hören nach der Melodie eines Kneipliedes? Wie er aber die Sache verfolgte, da stellte sich heraus, es war wirklich ein Choral, den nur er als Kneiplied gekannt hatte, und zwar die Melodie: ‚Wer nur den lieben Gott läßt walten/ ins Somalische übersetzt."

„Allerdings," sagte ich, „findet sich im Jenenser Commersbuch ein Reis von der Melodie gepfropft auf den letzten Vers des Liedes: „Crambambuli, das ist der Titel", welcher beginnt:

„Ach wenn die lieben Eltern mühten
Der armen Söhne große Roth,
Wie sie so flott verkeilen müßten,
Sie meinten sich die Aeuglein roth."

Er. „Auch höre ich auf der Brunswiek am Abend öfters ein Lied nach der Melodie „Lobe den Herrn" in einer Kneipe singen."

Ich. „Das wird der Wingolf sein, der singt Choräle."

Er. „Den giebt's ja garnicht in Kiel."

Ich. „Oder die Congregation vom heiligen Aloisius."

Er. „Die wird doch den Ketzern ihre Lieder nicht nachsingen? Die Seelen nähmen wohl Schaden?"

Ich. „Nicht allemal, manches Mal können sie es recht flott. In Echternach die Procession springt z. B. nach der Melodie „Adam hatte sieben Söhne" oder „Als ich gestern morgens früh," was doch von Natur recht weltliche Lieder sind. Man erlebt in der Beziehung mancherlei, was man von Rechts wegen mehr beherzigen sollte. Als Fuchs auf der Kneipe habe ich öfters Bier getrunken nach einem lateinischen Liede, welches anfing mit den Worten:

lislätivniu qui, <>»as, <z»oä.

Und NUN denken Sie sich, in Coblenz auf der Castorpfaffcngasse, bei der Frohnleichnainsprozession, wer kommt mir entgegen? Mein altes Relativum, den Hut in der Hand, den Rosenkranz und das Brevier in der Andern."

Er. „Das muß ein frohes Wiedersehen gewesen sein."

Ich. „Wie sollte es nicht? Und ein verwundertes dazu, denn wer hätte sich wohl träumen lassen, daß das ursidele Nelativum auf seine alten Tage die Tonsur nehmen und geistlich werden würde? Ich war erst starr vor Staunen. „Mensch!" rief ich. „Relativum, wie hast Du Dich verändert!" Es aber schielte über das Buch ein wenig nach mir herüber, senkte die Glatze und sang ruhig weiter:

(jui eist sün vi
(juse äst is Ks
Huocl is äs ?«t gsm Ks utsups mot!

Und das stand ihm so natürlich, als wenn es sein Leben lang geistlich gewesen wäre."

Er. „Wenn's nicht in der That so mar. Man hat Beispiele, daß
von den geistlichen Orden Kundschafter ausgesandt werden, welche mit den
Kindern der Welt leben und ihre Schwächen sich zu eigen machen müssen,
um sie gelegentlich bei denen zu fassen. Mir scheint es, daß Ihr Relativum
schon geistlich war, ehe es Conkneipant von Ihnen wurde."
Ich. „Da wird es in der Proselvse eben keine großen Lorbeeren einge-
heimst haben, wenn es auf die Kneipe ging, um Seelen zu fangen, denn die
Kneipe, das ist der Ort, wo der ordentliche Mensch den guten Rock zu Hause
läßt, wenn er hingeht, und mit dem Rock den Kern seines geistigen Wesens,
seine Arbeit. Was er mitbringt, sind Schlacken, die das Bier hinmegspült.
?i-«bätum est. — Und darum frage ich, was wird der edle Choral „Lobe
den Herren" sagen, wenn er feinem Stiefgeschwister von Ihrer Mache in
der Kneipjacke begegnet?"
Er. „Von meiner Mache?"
Ich. „So mußte ich wohl vermuthen, doch da Sie erröthen, ist's nun
gewiß. — Auch kann ich Ihnen mittheilen, daß es sich darin von, Zweirade
handelt und frage darum ferner. Welches ist es, das Sie soeben besangen,
ist es das Hohe oder das Safety?"
Er. „Das Hohe natürlich, Zmeiundfünfziger, und ich will auch hin-
zufügen, ich bedaure Jeden, der es kann, und widmet seine freie Zeit trotz-
dem nicht diesem edlen Vergnügen. Sie selbst, mein Herr — ja sehen Sie
mich nur an, ich bin gelegentlich ein wenig Hellseher — haben erst kürzlich,
oder werden demnächst selbst auf dem Zmeirade sitzen, Vierundfünfziger
mindestens dünkt mich, und eher etwas darüber als darunter."
Er besaß wirklich, wie ich jetzt sah, wie die Hellseher, ein paar Augen-
brauen, die über der Nasenwurzel zusammenstießen, auch sind nur derlei
Fälle vom zweiten Gesicht hier zu Lande schon öfters vorgekommen."
„Wie anmaßend!" sagte ich, „was wird nur der Herr Schulinspector
sagen, wenn er erfährt, daß unter seinen Lämmern eins ist, welches heimlich
Rad fährt und weltliche Lieder macht aus geistlichen? Haben Sie doch die
Güte, Verehrtester, und theilen mir nun auch den Text, den Sie da sangen,
recht unverhohlen mit."
„Thäte ich's nicht ohne dem," gab er zur Antwort, „so würde Ihnen
die Drohung mit dem Denunciren wenig helfen, weil Sie — einigermaßen
vorbeidenunciren würden."
„Das wäre! Was wollen Sie damit sagen?"
„Ich will damit sagen, daß ich erstens gar kein Radfahrer bin."
„Und besingen das hohe Zmeirad nur platonisch und fahren es nicht?"
„Ich möchte wohl, kann aber noch nicht, das Auf- und Absitzen, da
haperts."
„Das wird sich schon geben. Und das Gedicht?"
„Zweitens, das Gedicht ist noch gar nicht fertig, noch ganz ungehobelt.

Der Stoff ist zu gewaltig, die Verse werden zu lang, passen immer nicht in die straffe Melodie hinein."

„So lassen Sie es doch steigen, die Melodie ist stark genug, die Nähte werden nicht gleich platzen, auch wenn ein paar Füße zu viel darin sind. Ich helfe Ihnen hobeln und zum Schluß, wenn die Sangbarkeitsprobe gemacht wird, so bitte ich mir die zweite Stimme aus. Mit dem Kuckuck müßte es ja zugehen, wenn das nicht etwas Ordentliches würde."

Und es wurde. Zwar, ich bin von Natur manches Andere eher als ein Dichter, aber das Wandern in der frischen Winterluft und besonders der Sturm, setzt das Geblüt dermaßen in Schwung, daß Alles, was Einem durch den Sinn geht, von selber glänzt und klingt. Er gab den Text preis und ich hobelte, was auch viel leichter ist, als das leidige Verse reimen, und als wir den schönen Buchenwald betraten, aus dem heraus der Weg sich links zum Fohrde wendet, sangen wir das Lied zu Möhrs großer Verwunderung bereits dreistimmig, indem der Sturm die Gewogenheit hatte, den L»88o marcato zu rauschen. Es mar ein schönes Lied, und wir sangen es mit hellein hohen Klang, so daß jeder deutsche Nadfahrer, der uns belauscht, eitel Lust und Freude dabei empfunden hätte. Doch sonderbar; als ich mich später wiederum feiner entsinnen wollte, mar es aus meinen: Gedächtniß entschwunden, bis auf den ersten Vers, den habe ich noch leidlich zusammengebracht. Dank der unvergleichlich kurzen und markigen Wendung: „Wer's kann." Es giebt Leute, die können keinen Champagner trinken, das heißt, er schmeckt ihnen wohl, aber wenn der Rausch kommt nnd noch früher, so gerathen sie in einen zweiten Zustand hinein, von dem hinterher der erste nichts mehr weiß, darum können Sie es aus Vernunft nicht. So müssen auch wir, ohne es?zu wissen, berauscht morden sein, der Sturm und der Wald und das Dichten sind Jedes für sich berauschend genug. Hier ist der erste Vers, man kann daraus erkennen, wie schön erst das Ganze gewesen sein muß.

.Schön ist das Zweirad — wer's kann, der kann das nicht verneinen.
Frühe vor Tag fang ich an, wenn die Sterne noch scheinen.
Radle dann zu.
Bis mir am Abend die Ruh'
Winket — und meinen Gebeinen."

Als der Gesang zu Ende war, nahm auch der Wald Abschied, noch eine Strecke gab er uns das Geleit, dann wandte er sich rechter Hand über eine Anhöhe dem Ufer des Meerbusens zu, um ihm den Namen zu geben, denn Eckernförde bedeutet im Niederdeutschen nichts Anderes als einen Fjord, an dem Eicheln wachsen.

Hier verbarg ich meinen Krunimstab zwischen Wald und Wiese unter einer Weißdornhecke, um ihn bei gelegener Zeit einmal zu holen. Die Hecke steht vereinzelt am Wege und fängt bei einem hohlen Weidenstamm an, dort liegt er. Der Magister in sps, als er mein Treiben sah, meinte, nun wäre mir die Lust an dem natürlichen Curiosum, welches ich

ihm vorhin mit großen Worten gerühmt, schon vergangen, daß ich es von
mir thäte nach Art kleiner Geister, in deren Hirnkasten Kurzweil und Lange-
weile in Einem fort Kämmerchen vermiethen spielen. Ich aber bemies ihm,
daß es von Anfang an nicht eines vernünftigen Menschen Absicht hätte sein
können, die Rarität bis Dagebüll zu tragen, da doch unterwegs Raum genug
ini Herzogthum Schleswig sich fände, sie zu lassen. Das sah er wirklich
ein und erbot sich freiwillig, sie gelegentlich, wenn die Wege wieder fahrbar,
das Wetter schön und er des Zmeirades Meister sein würde, von da zu
holen. Für den Radfahrer, sagte er, sei die Strecke Weges zwischen Kiel und
Eckernförde nichts weiter, als ein mäßiger Kaffeespaziergang.

Eine gute halbe Stunde führte uns die Straße von da am Strande
der Meeresbucht entlang dem Kirchthurm von Eckernförde entgegen, angesichts
der über dem Wasser liegenden Landschaft Schwansen. Die Wasserfläche
war, da der Wind über Land kam, nur an wenigen Stellen gekräuselt und
auf weite Strecken hin spiegelglatt. Die unbestimmte Färbung des Himmels
kehrte in ihr weniger lichtstark zwar, aber gleichsam geläutert, in viel be-
stimmteren Tönen wieder, so daß, was dort Heller oder dunkler in einförmigem
Grau erschien, hier sich in eine Reihe verschiedener Farbentöne auflöste.
Wohl davon zu unterscheiden waren jene eigenfarbigen Stellen, die über
dem durchscheinenden Meeresgrunde das lebhafte Grün des Ostseewassers
zeigten und unmittelbar daneben Andere, an denen die Contrastfarbe, ein
rofigangehauchtes Grau hervortrat. Weiter hinaus aber, wo der zunehmenden
Tiefe halber an ein Durchscheinen des Grundes nicht wohl mehr zu denken
war, erschienen jene Tinten, deutlich geschieden, und konnten den Umständen
nach nur die Folge einer Spiegelung des Wolkenhimmels sein, dessen Gestalten
und Farben sich in ihnen, wie in einem Echo, weniger kräftig zwar, aber viel
bestimmter wiederholten. Es ist derselbe Läuterungsproceß, dem die Ein-
drucke sämmtlicher Sinnesorgane bei allmählicher Abnahme des Reizes für
unser Empfinden unterworfen sind, und nirgends lassen sich dessen Stufen
mit größerer Sicherheit schrittweise verfolgen und durch das Experiment fest-
stellen, als bei den Wahrnehmungen des Ohres. Das Echo, welches den
unmittelbaren Sinneseindruck miederholt und zugleich abgeschwächt zur Wahr-
nehmung bringt, verleiht für unser persönliches Empfinden dem Ton einen
gänzlich veränderten Charakter. Es bringt ihn nicht so, wie er ursprünglich
mar, zum zweiten Male wieder, sondern in allen seinen Theilen vermindert.
Da nun unter diesen Theilen stärkere und schwächere sich befinden, so sinken
zuerst die schwächsten unter ihnen unter die Grenze des Wahrnehmbaren
hinab, das sind die unharmonischen Obertöne. Was übrig bleibt, der Rest,
ist schwächer als der ursprüngliche Ton, aber von einer mahrhaft tmnscen-
dentalen Reinheit, wie sie unmittelbar auf Erden nicht gefunden wird. Das
Posthorn im Walde, der Klang entfernter Kirchenglocken bieten schon, ihrer
Läuterung halber, empfindsamen Ohren einen hohen Genuß. Das wunder-
vollste Echo wohnt in den Schluchten des Mettenberges. Wenn auf der

großen Scheideck das Alphorn tönt, und drüben, in den grauen Wänden, da
werden Stimmen laut, klagend und wesenlos, wie aus einer anderen Welt,
einzeln und im Chore rufen sie einander, der ganze Berg scheint zu leben,
so giebt das inmitten der ungeheuren Umgebung von stürzenden Wassern
und schiebenden Wolken einen Eindruck auf das Gefühl, welchem andere Ge-
fühle weichen müssen. Ich wenigstens habe immer gern an dieser Stelle den
Batzen hervorgeholt und dem freistaatlich concessionirten Raubsystem zum
Opfer gebracht.

Mein Magister in sps ließ dergleichen wissenschaftliche Expektorationen
mit Geduld über sein Haupt ergehen, und so kamen wir zu der Stätte, von
der aus am Gründonnerstag 1849 das dänische Linien-Schiff Christianen!,
in Brand geschossen wurde.

Allenthalben hier zu Lande findet man noch in den Häusern die Merkmale
an jenes Ereigniß. Da steht ein Tisch, und ein Messingschild in seiner Platte
besagt, daß dieses Eichenholz von Christian VIII. stammt. Da hängt an der
Wand ein Bild und man sieht darauf, wie Christian VIII. in die Luft fliegt.
Aus dein brennenden Schiffsruinpf schießt eine schwarze Wolke, mit Feuer-
strahlen durchsetzt, gen Himmel, Holztheile und allerhand Gegenstände fallen
herab auf's Meer und auf die Boote, in denen die Mannschaft sich ans Land
rettet. Am Lande sieht man Kriegsgefangene, Vermundete, denen der erste
Verband angelegt wird, die Schanzkörbe der Batterie, frohlockende Soldaten,
Eckernförder Bürger, welche hinausgemandert find, um ihren Antheil an dem
schrecklich schönen Schauspiel zu genießen. Das Alles findet sich mit spitzem
Griffel und nüchternem Pinsel in Steindruck und Wasserfarben dargestellt.
Was sich aber nicht darstellen läßt und doch erst dein Bilde das rechte Leben ver-
leihen würde, das sind die unharmonischen Obertöne; das Gewühl und Getümmel
am Strande, der Donner der Geschütze, das Krachen der Erplosion, der
höchste Aufruhr menschlicher Leidenschaften und wüthender Elemente. Ohne
Sie ist das Bild nichts als ein wesenloser Nachhall jenes Ereignisses. Das
Ereigniß selber, wie es damals die Gemüther der Menschen auf's Tiefste
bewegte, steht in den Tafeln der Geschichte eingegraben, und den Ort, wo es
stattgefunden hat, bezeichnet ein grauer Stein, außer ihm nichts mehr, und
sein Nachhall in der Natur ist erloschen. Wir Menschen, die wir die Krone
der Schöpfung sein wollen, sind es gewohnt, überall, wo in der Natur geheime
Kräfte sich äußern, in ihrem tiefsten Grunde Wesen unseres Gleichen zu suchen,
und so sind jene Naturreligionen entstanden, denen der Berg nicht ohne
Oreade, der Quell nicht ohne Nire, denkbar ist. Wenn solch ein Wesen
in der Tiefe des schönen Eckernfjordes wohnte, so müßte es von Angesicht
der schönen Melusine gleichen, die das unermeßliche Glück nnd den unermeßlichen
Schinerz eines Menschenherzens durchmißt, um lächelnd wieder in den kühlen
N irenschlummer zurückzusinken.

Der Westwind hatte das Wasser aus der Meeresbucht gedrängt, der Strand
lag wohl hundert Schritte weit trocken, er war überdeckt mit den SandhSufchen,

die der Seemurm über seiner Wohnung auswirft. London und Paris sind
kleinliche Colonien gegen diese Massenversammlungen unseres Seemurmes.
Mohr, als er uns den Strand betreten sah, sprang voraus, dein Wasser
entgegen und forderte mich in seiner Sprache auf, ihn hinein zu schicken.
Doch kehrte er bald von selber behutsam um, denn so freudig er in's volle
Wasser geht, auf schlammigen! Grunde sich die Füße naß zu machen, ist ihm
ein Ekel.
In Eckernförde trennte sich der Magister von uns und zog seine Straße
auf Kappeln zu weiter. Ich und mein Hund wir kehrten im Hamburger
Hof ein, wo mir uns während einer einstündigen Rast durch Speise und
Trank für die Weiterreise stärkten.
Als wir dann in der Richtung auf das Norderthor an der Kirche vorbei-
kamen, flogen über uns ein paar Schiefer- oder Dachsteine im Zickzack durch
die Luft und zerschmetterten am Mauerwerk. Daraus zog der Verstand den
Schluß, daß die Heftigkeit des Sturmes noch unvermindert sei, und so war
es in der That. Hinter Eckernförde, wo sich der Weg uin das Windebner
Noor herumwendet gegen Schleswig, packte er uns mnthend an. Das Noor
ist ein kreisrundes Gewässer von dunkelgrüner Farbe, dessen Durchmesser eine
Viertelmelle betragen mag. Rund herum finden sich Berge und Wälder in
größeren Verhältnissen. Wer es zuerst sieht und ist ein Freund des edlen Eis-
sports, der denkt in seinem Verstand: „Hier ist gut im Winter Schlittschuh
laufen". Doch ist dem wiederum nicht so. Das Windebyer Noor ist der
letzte Ausläufer des Eckernförder Meerbusens selbst, es steigt und fällt, wie
er, mit dem Winde und enthält salziges Meermasser. Dadurch, sowie durch
eine Anzahl warmer Quellen in seinem Grunde, heißt es, ist das Eis auf
ihm nie sicher, und es geht die Sage, daß er in jedem Winter ein Menschen-
opfer fordert. Wir gingen den Berg hinan, ich zog den Hut tiefer und schlug
den Kragen in die Höhe, Mohr versuchte wohl, gegen das Noor hinab die
Koppeln abzustreifen, aber der Sturm fegte zu gewaltig über die breite
Wasserstäche daher, und er fand bald, es sei das Klügste, unter den sau-
senden Pappelbäumen der Chaussee vor seinem Herrn herzutrotten. . Nach
dem Noor kamen noch zwei kleinere Gewässer ähnlicher Art, über deren
Herkunft und Verbleib ich im Vorbeigehen nichts weiter erfahren liabe, als
daß sie anmuthig zwischen Berg und Wald eingebettet lagen. Das Zweite
trug eine dünne Eisdecke, auch am Wege lag Eis, und der Hund fand kein
Wasser mehr, den Durst zu löschen. Trotzdem jagte er wieder, als das Land
ebener wurde, und ein junger Kiefernbestand zur Linken die Gewalt des
Sturmes brach. Es mar auf der Höhe eines breiten Bergrückens, am Wege
wuchs Haidekraut und Ginster, eine alte Sandgrube mar ganz ausgekleidet
mit den zierlichen Wedeln des Engelsüß, ein Weißdornbusch daneben hing
voller Früchte, die der Frost gedörrt hatte. Ein Streifen Abendroth stand
am Himmel, darunter ging der Älick über ein welliges Gelände in die weite

Ferne. Von Rechts wegen hätte hier wohl die Schlei sichtbar sein müssen, doch lag in dev Tiefe schon die Dämmerung.
Ueber den letzten Theil jenes Weges hat mit der machsenden Ermüdung die hereinbrechende Nacht in meiner Erinnerung einen Schleier gebreitet. Es war auch ein starkes Unterfangen mit einein Marsch von nahezu sieben Meilen den Anfang zu machen. Nnr ein paar Punkte ragen deutlich hervor. Erstens ein Wegweiser, auf dem steht im Zwielicht zu lesen: Nach Louisenlund 3 Kilometer, und der Blick von da geht über Wälder und Hügel. Links am Wege zieht sich ein Wald von Eichen und Tannen mit Promenadenwegen in eine Thalsenkung hinein. Louisenlund ist ein herzogliches Schloß an der Schlei, wohin am Sonntag Nachmittag zur Sommerszeit die Schleswiger mit dem Dampfboot ausfliegen. Dann ferner ein Dorf mit Lindenbäumen und einem stattlichen Wirthshaus, in dem sich's behaglich wohnen mag, auch eine Meierei war daselbst, worauf eine Gruppe blanker Milchgefäfze deutete. Aber ein großer zottiger Neufoundländer wollte meinem Hunde nicht wohl, und wenn ich nicht zum Weitergehen getrieben hätte, so hätten mir wohl noch Streit bekommen.
Die letzte Strecke Weges war die beschwerlichste. Schleswig, das mellen-lange Dorf, lag unveränderlich stundenlang mit seinen glänzenden Lichtchen jenseits des schwarzen Wassers, über dem ein noch schwärzerer Himmel gälmte. Auf der anderen Seite des Weges aber lag im Anschluß an die Schlei wieder solch ein Noor, und in ihm war alle Finsternis; der urewigen Nacht zusammengepackt und verdichtet. Man sah gar nichts mehr, man hörte nur darin die Wellen plätschern und die Eisschollen am Ufer klirren. Der Sturm fuhr mit rasender Gewalt über den schmalen Damm, der Gewässer schied, und jagte mir nassen Schnee in's Gesicht, der Hund drängte sich winselnd an mich.
Endlich war es überstanden. Im tiefen Schnee hielten mir unseren Einzug in die Hauptstadt, das Bahnhofshotel bot helle Räume, warine Oefen, gute Küche und einen würdigen Trunk. Auch hielt dort der Bürgerverein eine Sitzung, so kam ich über die Frage, ob die Pferdebahn für Schleswig ein Bedürfniß sei, an dem Abend zugleich ins Reine. Die Vorlesung eines Capitels aus der „Reis' na'n Hamborger Dom" beschloß den ofnciellen Theil des Abends, dann kam der Scat. Ein Capitel aus der „Reis' na Belligen" wäre mir schon lieber gewesen, doch muß man es auf Reisen nehmen, wie man es trifft, und es ist doch in mancher Hin-sicht wieder ein Glück zu nennen, daß der Geschmack der Leute nicht über-all derselbe ist.
Mohr wich nicht vom Ofen und bekam doch die Füße nicht marin.
Sein linkes Auge war entzündet, das er sich vor Zeiten einmal durch einen Dorn verletzt hat. Ein Tropfen Atropin hat ihn wiederhergestellt, dessen wurde ich aber erst am nächsten Abend in Niebüll habhaft. Während zweier Tage verweigerte er das Fressen. Als ich zu Bette ging, nahm er wie ge-wöhnlich seinen Platz vor demselben ein, imd ich deckte ihn mit meinem

Neberzieher zu. So schliefen wir traumlos und beschützten einander während der Nacht, als wären wir zu Hause.

22. Dezember 1889.

Der Morgen brachte eine Ueberraschung. Das Unwetter war vorüber, die Luft still, der Schnee verschwunden, die Erde trocken, und alles Buschwerk mit Reif geschmückt. Ein feiner Nebel wandelte durch die Natur und sammelte in seinen Taschen den himmlischen Sonnenschein, uin bald da, bald dort eine Handvoll über die Häuser und das Straßenpflaster gleiten zu lassen.

Dieses sah ich beim Erwachen, als ich einen Blick aus dem Fenster warf, um nach dem Wetter Ausschau zu halten; denn nächst dem Zehrpfennig ist beim Reisen auf der Landstraße das Wetter die Hauptsache. Hätte der Schnee einen Fuß hoch gelegen, ich glaube, — ich weiß nicht, was ich gethan hätte.

Nun waren die Aussichten die besten. Mit Muße und Behagen genoß ich den Kaffee, und das soll man, wenn er gut ist, nirgends versäumen, denn der Wanderer, wenn es ihm heute wohl geht, weiß doch nie, ob das Morgen dem Heute gleichen wird.

Dann lockte ich, als die Zeit um war, meinen Hund vom Ofen. Das hielt sehr schwer, der arme Köter mar krank, er wies jeden Msfen zurück und leckte nur von meiner Hand ein wenig Wasser.

Schleswig hat von mir kein Loblied verdient. Es heißt freilich eine Stadt, ist aber in Wahrheit nichts als ein unvergleichlich langes Dorf, in dessen einziger Gasse sich Alles aneinander reiht, was die Schlei entlang mit dem Anbau von Grünkohl, Obst und eventuellen Hülsenfrüchten sich beschäftigt. Wie überall in der Welt immer eins das andere nach sich zieht, kommen dazu noch etliche Handwerker und Kaufleute, die, wer nicht ortsbekannt ist, so wenig findet, wie die alten Höfe des holsteinischen Adels, die darinnen liegen sollen, und außerdem noch gewisse gemeinnützige Anstalten, Behörden und Soldaten, eine Irrenanstalt, eine Blindenanstalt lind der Dom mit dein Altarmerk von Hans Brüggemann. Diese Alle suchen am Strande der Schlei in einer Bucht oder Wiek, welche vor Zeiten durch die baltische Fluth aus dem festen Lande ausgehöhlt worden ist und deshalb Schleismiek oder Schleswig genannt wird, in jener endlos langen Gasse Schutz vor dem Tyrannen des Landes, dem Westwind. Sie haben wohl Ursache, sich zu verkriechen, denn wo er herrscht, gedeiht weder Baum noch Strauch, und das ist so ziemlich die ganze Breite des Landrückens zwischen Ost- und Westsee. Die Erdwälle, niit denen nach des Landes Sitte der Acker umfriedigt ist, die in Holstein die lebende Hecke oder das Knick tragen, bleiben hier kahl, nur hin und her giebt ein verkrüppelter Dornbusch Zeugniß, daß ein Versuch zur Anpflanzimg gemacht wurde und fehlschlug. Was in seinem Vereich so recht von Herzen gedeiht, das ist die Haide. Zwischen

den knieehohen Besen der dunkelbraunen Calluna siedelt sich gern die grau-
grüne Erica an, und das Empetrum dehnt seine kräftigen Polster aus, die
Sommers und Winters in freudigein Grün prangen. Streckenweise fand
ich an dem Tage auf moorigem Grunde auch die gewürzhafte Mnrica, einen
zierlichen Zwergstrauch aus dem hohen Norden, den die Eiszeit an manchen
kaltgründigen Orten zurückgelassen hat. Das heilige Cöln hat dereinst, als
die Niederländer keinen Hopfen in die Stadt hineinließen, die Mnrica, oder
Wachsmyrthe, in den Siegburger Sümpfen gesammelt, hat davon Bier
gebraut — und dasselbe getrunken.
Vor allen anderen Wesen aber findet das Moos auf den Dächern der
Haidehäuser an dem Westwind sein wahres Behagen, denn es zieht, da es
keine Wurzel besitzt, aus der Feuchtigkeit des Windes und des Regens seine
Nahrung und hat wie viele niedere Pflanzen die Eigenheit, bei einer Tempe-
ratur, die den Gefrierpunkt nur um ein Weniges überschreitet, sich am
wohlsten zu fühlen.
Solch ein Haus in der Einöde, ohne Baum, ohne Garten, dem das
moosgrüne Strohdach wie ein Kapuzenmantel fast bis zur Erde herabhängt,
sieht in seiner Einfalt so selbstzufrieden aus, als müßte es in seinem Innersten
einen recht behaglichen Unterschlupf gegen die grausame Wittemng des Land-
strichs bieten, und sein Anblick ist für das Gemüth ein Trost auf dem einsamen
Wege. Doch findet man oft genug, wenn man hineintritt, daß die neumodische
Cultur, die Tochter der Steinkohle und des Eisens, hier schon gewesen ist und an
die Stelle der wohl gemessenen alten, halb unzureichende neue Einrichtungen gesetzt
hat. Den alten Beileger, den Kopenhagener Ofen aus der ersten Hälfte
des achtzehnten Jahrhunderts, in dessen verschnörkelten Bildwerken die Kunst
des Eisengusses noch mit der Zähigkeit des Materials ringt, hat häufig ein
ganz unwürdiges alamodisches Fabrikat aus Rendsburg oder Flensburg ver-
drängt. Der alte Ofen war ein schlichter, länglicher Kasten, der aus der
Herdwand heraus in die Stube trat, wie der Hund, wenn er, auf die
Vorderbeine gestützt, aus dem Loche schaut. Wollte man ihn heizen,
so packte man ihn voll Torf, legte Fener unter und blies mit einem
alten Pfeifenrohr, oder einem Hollunder, vom Heerde aus so lange hinein,
bis der Torf in's Glimmen kam. Das dauerte dann Tag und Nacht
gleichmäßig fort, so lange der Torf schweelte, so lange mar der Ofen warm
und oben darauf stand die blanke Ofenstülpe aus Messing, die als Wärme-
röhre diente, oder sonst für Allerhand. Ja heute noch backt, mer's recht versteht,
wie Mutter Tiemannsch', auf solchem Ofen, wenn er heiß ist, Pfannkuchen;
man gießt auf die Platte Oel und giebt den Teig lösselweise darauf, so braten
die Pfannkuchen von selber gar und wollen blos gewendet werden. Die
Hauptsache war nur, daß der Ofen an den Kanten gut mit Lehm verstrichen
war und keinen Rauch hindurchließ, denn ziehen konnte solch ein Ofen von
Natur herzlich wenig in einem Hause, das den Schornstein nicht kannte.

Wollte man die Stube noch wärmer haben, so legte man noch mehr
Torf bei und blies vom Herde aus mit dem Hollunder fleißig in's Feuer.
Ich kenne solcher Oefen hier herum in den alten Kathen noch viele und
bin der Meinung, sie dienen ihrem Zweck da, wo Fenster und Wände dicht
find, gut genug. Bei den neumodischen Oefen aber ist Alles auf den Zug
abgesehen, kein Falz schließt und es bleibt nicht einmal Raum für die
Feuerung. Was man in einem Augenblick hineinlegt, fährt schon im nächsten
als Feuer und Rauch wieder zum Schornstein hinaus.
Unmittelbar hinter der Stadt Schleswig, wo das Land gegen Westen
ansteigt, fängt auch das Gebiet des Windes an; man tritt, so zu sagen, indem
man den Wartesaal des Bahnhofs verläßt, schon mit einem Fuß aus der Cultur
hinaus in's Leere. Wenigstens war es so an dem Morgen. Der Nebel
schnitt wie eine weiße Wand jede Fernsicht ab. Der Zug lief lautlos ein,
und glitt zwei Minuten später lautlos wieder hinaus, und mir mit darinnen.
Der Wagen mar trefflich geheizt und mit lauter fröhlichen Menschen voll-
gepackt, wie ein Heringsfaß. Meist waren es Urlauber, die schlechte Ci-
garren rauchten, blanke Knöpfe und Helmstücke putzten und meinem Hunde
freundlichen Zuspruch in seinen Leiden gaben. Wo märe auch der Hund
zu finden, der nicht zu zweierlei Tuch eine natürliche Neigung in seinem
Herzen trüge, und wo die Heldenbrust, die nicht an einem treuherzigen Köter
ihr Gefallen hätte? Wir zwei, er und ich, sind dergleichen schon gewohnt.
Im Wagen wählt er ohne Weiteres den Platz auf der Bank neben mir,
und wo er sich zeigt, da strecken sich Hände aus, um sein blankes Fell zu
streicheln, denn er ist schön und wird seiner Natur nach allgemein verzogen.
Jetzt aber, da er leidend war, that es meinem Herzen doppelt wohl, solches
zu sehen.
In Jübeck, der nächsten Station, stiegen wir aus und gingen in die
Einöde hinein. Das Wetter blieb den ganzen Tag das gleiche. Der
Nebel mar keiner von den Undurchsichtigen, aber er verfälschte die Fernsicht und
damit das ganze Ansehen der Natur, wie man es gar nicht denken sollte.
Anfangs schien es ergötzlich, ein wenig mit der Welt Verstecken darin zu
spielen, gegen das Ende kam ich mir ganz hilflos vor. Erschien in weiter
Ferne ein Haus, lln Dorf, so mar es auch schon da und unversehens wieder
dem Auge entrückt. Die meisten Dörfer, die ans der Landkarte stehen,
kamen gar nicht, sondern ließen sich durch allerhand schlechte Abbauten
vertreten. Mitten in der Haide, wo weit und breit nichts Lebendes zu
sehen war, stand am Wege ein Stein, der trug die Inschrift: „Amt Husum,
Gemeinde Svinkebüll". Hier keimte in meiner Seele jener Entschluß, falls
ich noch einmal lebendig wieder unter Menschen kommen sollte, Propaganda
unter ihnen zu machen für ein hier zu errichtende? Asyl, Sanatorium oder
Quisisana zum Heil sämmtlicher an Nerven leidender Mitbürger des neun-
zehnten Jahrhunderts.

Als die Mittagsstunde vorüber mar, wollte der Nebel kein Licht mehr verbreiten. Blaue Schatten schlichen über die Haide und hinter ihnen blieb immer etwas von der Dämmerung hangen; so wurde die Luft im Ganzen dunkler und der Tag nahm ab. Dabei ging der Weg schier ohne Anfang und Ende schnurgerade aus dem Nebel in den Nebel hinein. Zweimal begegnete mir ein Fuhrwerk, dreimal ein Mensch, einmal flog ein Rabe von der Linken zur Rechten über meinen Weg und krächzte etwas Unholdes, das ich nicht verstand. Wäre nicht alle halbe Stunde ein Wegweiser erschienen mit der tröstlichen Inschrift: Nach Bredstedt, ich weiß nicht, ob es nicht am Klügsten gewesen wäre, zu verzagen. Die einzige Creatur, welche öfter in Sicht kam, mar das Schaf, es stand truppweise zu fünf und sechs und verwunderte sich über uns mindestens ebenso sehr, wie Mohr über es und seinesgleichen. Hunde sind von Natur abergläubisch, fast so sehr wie Menschen, und wenn der Nebel die Gestalten verzerrt und vergrößert, sind sie es zehnfach. Ich selbst wußte manches Mal nicht, was ich sah: Ein elender Dombusch am Wege schien eine entfernte Baumreihe zu sein, ein einsamer Thurm oder ein Galgen, den die gute alte Zeit hier vergessen, löste sich auf in drei kniehohe Pfahlstumpfen, die einen Quickborn umstanden, und ein Mann, der durch das Haidekraut einherschritt, glich einem ungeheuren Riesen. Mohr gerieth bei dem Anblick in furchtbare Aufregung, denn so etwas war ihm sein Lebtage nicht vor Augen gekommen. Dem armen Köter ging es nicht gut. In Moor und Haide hemmzuspringen, ist sonst seine größte Lust, nun abet, da er nichts gefressen hatte, hatte er auch keine Lust am Leben, zudem schmerzte ihn das Auge, und mit Füßen, die bis an den Leib hinan kalt waren, trabte er langsam vor mir her.

Mir selbst ging es auch nicht nach Wunsch. Ein Nagel in der Schuhsohle, wenn der an unrechter Stelle mit der Spitze sich in den Fuß einbohrt, ist unter Umständen wohl im Stande einem das Streben zu verleiden, und das war mein Fall. Wenn das so fortging, wer weiß, was noch geworden märe. Da kam bei vorgerückter Dämmerung, von einem tüchtigen Braunen gezogen, ein Wägelchen hinter mir her gerollt, ein Carriol und nahm mich auf. Ein Mann aus Bredstedt saß darin, er war in Geschäften unterwegs, denn zum Bergnügen fährt um die Jahreszeit Niemand hier über Land.

Er sah meine Roth und räumte mir willig den Platz ein, so kam ich an seiner Seite noch rechtzeitig nach Bredstedt, um mit Mohr den Zug Nach Niebüll zu besteigen. Mohr, als er seinen Herrn hoch zu Wagen sah, vergaß sein Leid und sprang bellend vor dem Braunen her, er ist eben unverbesserlich. Der Mann schalt, der Braune aber, als ein ordentlicher Gaul, mar froh über den Gesellen, spitzte die Ohren, wieherte, und begann einen Wettlauf. Als wir so bei der Missionsanstalt in Breklum vorbeifuhren, sangen sie einen Choral, und wieder war es die Melodie „Lobe den Herrn."

Da siel es mir wie Schuppen von den Augen, ich gedachte des jungen Schulmeisters mit den zusammengewachsenen Augenbrauen — was sie ehe-

dem Murziflus oder Retzel hießen — und seiner Prophezeiung, und fiel mit lauter Stimme in den Gesang ein:

„Radle dann zu
Bis mir am Abend die Ruh'
Winket — und meinen Gebeinen!

Was ich da sänge, fragte mein Gefährte.

„Es ist ein Loblied," sagte ich, „auf Sie und unsere Fahrt."

„Daß es ein Lobgesang sei, wüßte er schon aus dem Gesangbuch," meinte er, „verstände aber nicht, welchen Bezug er auf seine Person haben sollte."

Nun sagte ich: „Gestern hat mir Jemand prophezeit, ich würde dieser Tage auf einem Zweirade fahren, während ich doch gar kein Radfahrer bin, und mir vorgenommen hatte, diesen Weg nur zu Fuß zu machen mit Schusters Rappen."

„Das stimmt nun doch nicht," meinte er pfiffig, „das Pferd ist ja ein Brauner."

„Wohl," sagte ich, „unser Carriol aber hat nur zwei Räder und ist demnach ein Zweirad."

„Hilft nichts," sagte er, „es stimmt doch nicht, denn mein Pferd ist ein Brauner und kein Rappe."

„Das seh' ich."

„Und sagten doch, Sie wollten mit Schusters Rappen reisen? — Nun also!"

„Sind Sie denn ein Schuster?"

„Natürlich! — Nun stimmt es. Und Sie?",

„Ich? Ein Doctor."

„Von der Medicin?"

„Natürlich."

„Und auf Reisen?"

„Wie Sie sehen, mit meinem Hund."

„Das ist wohl ein Jagd Kund?"

„Nein, ein Schäferhund."

„Also doch nicht Ihr Hund?"

„Doch."

„Ein Schäferhund — Ein Doctor — auf Reisen?"

Hier war etwas, das er nicht begriff. Er schüttelte den Kops, und ich fühlte einen unheimlichen Blick mich streifen.

„Sie werden wohl Geschäfte hier haben?"

Der Schuster war unerbittlich und im Grunde batte er auch ein Recht zu wissen, mit wein er fuhr. Aber die Wahrheit durfte ich ihm doch nicht sagen, daß ich auf der Flucht sei, — ja, wovor denn? — Vor dem Weihnachtsbaum, denn die begriff er nimmer und hätte mich eher für einen Schwindler und Durchbrenner gehalten. Also bediente ich mich einer List,

„Geschäfte wohl," sagte ich, „nur sollte noch nicht davon gesprochen werden. Ich suche nämlich den Platz für ein Sanatorium und habe ihn wohl auch fchon gefunden, dünkt mich, sodaß ich bald wieder an die Heimreise denken kann."

„Wo soll es denn liegen?"

„Zwischen Husum und Svinkebüll."

„In der Haide?"

„Mitten in der Haide."

„Da kommen Sie ja dem Einsiedler in die Quere."

„Der Einsiedler?" Wer ist. das?"

„Der Einsiedler," sagte er, „das ist ein richtiger Einsiedler, der wohnt in der Haide in einer selbstgegrabenen Höhle, ganz allein mit einer Ziege und etlichen Hühnern. — Da kommt er eben selber," und er wies mit dein Peitschenstiel auf einen Mann, der des Weges gegangen kam und die Ziege am Strick führte. Er sah schwärzlich verwittert aus, wie ein Schmied oder Schlosser von Profession, wenn er aus der Werkstatt kommt. — Es ist ein wirklicher Einsiedler. Zwischen Husum und Svinkebüll kennt ihn jedes Kind, und auch weiter herum, in Bredstedt, Niebüll und Dagebüll wußten sie von ihm, ja sogar bis Führ war sein Ruf gedrungen. Die schwarze Farbe rührt lediglich von der natürlichen Lebensweise her. Er lebt, ich weiß nicht wovon, auch über die innere Einrichtung seiner Häuslichkeit konnte mir Niemand näheren Bescheid geben, nämlich womit er heizt und wie er kocht, und das ist's gerade, was ich um des Quisisana willen gern wissen möchte. Daß er viel Seife verbraucht, glaube ich entschieden nicht. Wenn es wieder Frühling wird, dann sind auch die Menschen in der Marsch weniger zugeknöpft, da läßt sich vielleicht manches nachholen und ergründen.

23. December 1889.

Wälzen vom Wattenmeer
Grau sich die Schatten hcr,
Regen ist nah.
Hält erst in Dagebüll
Die Equipage still
Tönet Hurrahgebrüll
Hallelujah!"

Woher die Schulmeister alle den entsetzlichen Hang zum Verseschmieden haben, das sollte einmal von Polizei wegen untersucht werden. Die ganzen anderthalb Stunden von Niebüll bis Dagebüll haben wieder Zwei der Art aus Flensburg nichts gcthan als reimen, und Vorstehendes ist die reifste Frucht davon. Ich bin daran so unschnldig wie ein Fisch im Wasser und habe nicht einmal gehobelt, auch finde ich die Verse so schlecht wie möglich. Aber man mag wollen oder nicht, ausweichen ist in dem engen Kasten der „Equipage" unmöglich, und den seminaristischen Jünglingen den Mnnd verbieten, märe grausam. Ist es doch die Nähe der insularen Heimat, die

ihnen das Heiz bis zum Dichten schwellt, und sie waren auch gut gegen meinen Hund. Zu sehen war so wie so garnichts als Wassergräben, die von einem Ende des Horizonts bis zum anderen reichten, ferner die großen Möven auf den Wiesen und hin und her ein paar Schafe und ein einsames Gehöft auf einem künstlich aufgeworfenen Hügel, den sie hier Werft nennen oder Warf. So haben wir schließlich das schone Lied gar noch zusammengesungen nach der Melodie „Heil Dir im Siegerkranz," Mohr aber Hörle schneidig zu.

Und nun sitze ich hier im Posthause zu Dagebüll bei einer Tasse Kaffe, der ich aus der ewigen Kümmelflasche den landesüblichen Zuschuß habe angedeihen lassen — denn Waffer ohne Alkohol macht Fieber — und warte auf das Schiff, das in einer Stunde kommt und nach erfolgtem Fruchtwechsel sofort wieder mit der Ebbe geht, um uns hinüberzubringen nach Föhr. Aus dem Hurrahgebrüll wurde für dieses Mal nichts, wir waren froh, als mir aus dem Kasten herauskriechen und uns unter dein halben Dutzend Häusern, die sich wie versprengte Schafe den Deich hinandrängen, dasjenige aussuchen durften, welches den besten Schutz gegen die Kälte und den tröpfelnden Regen verhieß.

Auf den Deich bin ich gestiegen und habe nach der Spitze ausgeschaut, zu der noch bei unseren Lebzeiten, wie man mir in Niebüll sagte, von hier herüber ein neuer Deich durch das Meer gezogen werden soll, um einen neuen Koog zu gewinnen. — Nichts als Nebel. Das Wasser stand bis an den Fuß des Außendeichs und schwankte ein wenig hin und her, ganz wie auf unserer Föhrde. Der Deich trägt noch grünen Rasen, ein Flug Staare trieb sich darauf herum, die bleiben fast den ganzen Winter hier, sagt Herr Andersen. Es regnet in den Nebel hinein und der Schmutz ist unermeßlich, das war in Niebüll nicht anders und während des ganzen Weges durch die Marsch ebenso. Darum sage ich: Die Wanderschaft in Ehren, aber wer von Niebüll nach Dagebüll fahren kann und geht trotzdem zu Fuß, der muß entweder ein Gelübde gethan oder einen Sparren im Kopfe haben. — Ich nicht.

Als ich ineine Umschau vollendet hatte und wieder Hinabftieg, trat mir die Erwägung nahe, daß hier an halber Höhe des Außendeiches unter einem dieser triefenden Dächer mein guter Koffer stehn und meiner warten müsse und ich machte mich daran, ihn zu suchen.

Gefunden hatte ich ihn bald — er stand ganz öffentlich im Gasthause zur Post hinter der Hausthür links, zwischen allerhand Schachteln und Kisten, die offenbar gleich ihm auf Reisen waren — und ich wendete mich an Herrn Andersen, dessen Friesenhaupt die rothgerandete Dienstmütze des Postverwalters trug. „Ich bitte, Herr Andersen," sagte ich, „da steht mein Koffer, den möchte ich gern haben. Er kommt von Kiel und kostet eine Mark und zehn Pfennige Porto nnd hier ist das Geld."

„Jawohl," sagte er, „wie ist wohl Ihr iverthsr Name?"

„Ich bin der Dr. Eisenbart."
„Schön, aber Sie haben doch eine Legitimation?"
„Gewiß, hier," und ich zog ein paar Briefe hervor, „da, der Medicinal-
kalender — dort, im Taschentuch das Monogramm — da, ein halbes Dutzend
Visitenkarten — hier, auf dem Halsbande des Hundes, wie das Gesetz es
will, mein Name — das zusammen wird, denke ich, genügen."
„Ja, das ist Alles wohl gut," meinte er, „und ich will es Ihnen auch
glauben, daß Sie der Rechte sind, aber aushändigen kann ich Ihnen den
Koffer so doch nicht. Sie müssen Papiere beibringen."
„Das thue ich eben, bitte, hier — lauter Papiere."
„Nicht solche Papiere — ich meine andere Papiere."
„Bitte, was für andere?"
„Zum Beispiel, wenn Sie Student wären, Ihre Legitimationskarte."
„Es thut mir leid, Student bin ich, bitte, schön lange nicht mehr."
„Oder wenn Sie Handwerker wären (ein Compliment, dachte ich, für
meinen Ueberzieher), Ihr Wanderbuch."
„Handmerk," sagte ich, „hat goldenen Boden und ich verstehe wohl
soviel davon, daß ich mir selbst die schönsten Spazierstöcke schnitze, auch wohl
einen Knopf annähen und mich rasiren kann, aber in die Lehre bin ich des-
wegen weder beim Schneider noch beim Barbier gegangen."
„Haben Sie denn nicht von irgend einer Behörde einen Reiseerlaubniß:
schein, von der Polizei zum Beispiel einen Paß?"
„Die Polizei ist damit nicht mehr so freigebig wie sonst. Die Pässe
werden jetzt von so vielen schlechten Menschen gemißbraucht, daß unsere hohe
Behörde beschlossen hat, für das Inland keine solchen mehr auszufertigen."
„Haben Sie hier keinen Bekannten, der Sie legitimiren könnte?"
„Drüben auf der Insel wohl, aber hier in Dagebüll? — Ich? —
Nicht Einen. Doch, mein Hund Mohr! Mohr, komm' einmal her! Ich
darf Sie wohl bekannt machen, bitte, Herr Andersen — mein Hund Mohr!"
„Ja, wenn der sprechen könnte! Wie machen wir das nun, daß Sie
zu Ihrem Koffer kommen?"
„Ganz einfach, da steht er, und ich nehnie ihn."
„Unter keinen Umständen! Das geht nicht! Das darf ich nicht leiden,
das erlaubt die Behörde nicht."
„So stellen wir einen Antrag an die Behörde, daß Sie es dürfen, ja
müssen! Bei der Oberpostdirection, beim Reichstag, beim Reichskanzler, und
Ihr Name, Herr Andersen, der muß darunter stehen."
Hier schöpfte er Berdacht, wurde verlegen und sah mich mißtrauisch an.
Sein Starrsinn kam in's Wanken.
„Oder ich könnte auch," fuhr ich mit falscher Sanftmuth fort, „wenn
ich wieder in Kiel bin, von da aus den Koffer reclamiren."
„Nein, das geht nicht, da könnte Jeder kommen und den Koffer recla-
miren wollen. Sie müßten ihn reclamiren lassen und durch die Post einen

Laufzettel schicken, dann wüßte man es dort sicher, daß Sie es selbst sind und kein Anderer."
„Das will ich auch gerne thun, wenn ich wieder zu Hause bin," sagte ich, „aber hier im Koffer habe ich meine Leibwäsche und übermorgen ist der erste Feiertag, da pflege ich immer ein reines Hemd anzuziehen."
„Da hätten Sie ja doch noch morgen Zeit, durch einen Bekannten in Wyk sich legitimiren zu lassen und den Koffer zu holen."
„Das märe sehr weitläufig, bitte, und wer sollte wohl die Kosten tragen von dein Hin- und Herfahren, dem kleinen Koffer zu Liebe? Am Ende bliebe es gar an Ihnen haften. Und wenn Josef nun nichts Schriftliches von sich geben will und kommt selbst, bitte, dann wären ja die Kosten doppelt."
Sein Antlitz wurde immer düsterer.
„Mir süllt übrigens ein Ausweg ein," begann ich wieder, „hier auf dem Koffer, bitte, steht mein Name, von meiner Hand geschrieben. Nun geben Sie mir, bitte, ein Blatt Papier und ich verschreibe Ihnen ein Recept, sür welche Krankheit Sie immer wollen, so sehen Sie mit eigenen Augen, daß ich es selbst bin und gar kein Anderer sein kann als ich."
Er zuckte bedeutend die Achseln.
„Von einem Anderen kriegten Sie ihn so nicht, auch bin ich gar nicht krank und noch niemals krank gewesen. Aber ausnahmsweise will ich es wagen. Wie gesagt, ein Anderer thäte das nicht."
Damit schob er mir Papier und Feder zu und ich schrieb. Er rückte die Brille zurecht und besah die Schriftzüge. „Das ist ja Latein, wer kann das lesen?" . '
,, Schicken Sie es meinetwegen dem Herrn Meier in Niebüll, der wird es Ihnen schon verdeutschen, was darauf steht."
„Gegen was hilft es denn, wenn man doch einmal in die Lage käme?"
„Das hilft gegen vielerlei Gebrechen, besonders Alles, was aus dem unlauteren Wesen und bösen Geblüt stammt, nimmt vor ihm Reißaus."
„Gegen das böse Geblüt trinken wir immer Dreiblattthee, meine Frau hat einen Berg davon auf dem Boden."
„Dreiblattthee," sagte ich, „ist ein gutes Hausmittel, ja ein tüchtiges Hausmittel, dieses aber — ist ein Arcanum."
„Hilft es auch gegen das Fieber?"
„Gemisse Arten namentlich, Faulfieber, Gallenfieber und die Sorte."
„Auch gegen die Jnfulentia?"
„Gegen die gerade. Haben Sie sie noch nicht gehabt? Guter Herr Andersen, brauchen Sie mein Mittel, brauchen Sie es fleißig und Sie werden mich loben!"
„Wie soll ich es denn brauchen?"
„Abends bein, Zubettegehen lassen Sie sich, bitte, von Ihrer lieben

Frau längs der Wirbelsäule damit einreiben, so werden Sie die Wirkung
bald spüren."
„Danke recht schön. Und was bin ich Ihnen dafür schuldig?"
„Den schonen Dank und weiter nichts. Aber nun bitte ich dringend
um meinen Koffer, das Dampfschiff ist schon da."
„Und der Koffer ist hier. Aber ich kann das Recept so nicht annehmen,
man'könnte sonst eine falsche Meinung von mir kriegen."
„Bei mir hat's damit keine Gefahr, mein lieber Herr Andersen. Wenn
Sie aber der Meinung sind, gut, so machen wir's drüben in der Gaststube
aus und trinken zusammen einen Kaffeepunsch."
Das Trinken lehnte er für seine Person ab wegen Ueberhäufung mit
Geschäften, indessen erschien, während ich meinen Koffer dem Schiffsmann
übergab, auf meinem Platz eine Tasse halb voll Kaffee, dazu eine Flasche
Rum und eine gefüllte Zuckerdose. Ich that drei Stück Zucker in den Kaffee,
goß nach Gutdünken von den. Nun? hinzu, kostete und verzog das Gesicht,
das Getränk brannte mir im Halse.
„Viel zu wenig Zucker," riefen drei Stimmen auf einmal, „und die
Tasse schlicht voll Rum!"
Man hatte mich beobachtet und dem Friesentrank gegenüber als Laien
erkannt. Es waren Fremde, die mit dem Stephan von Föhr gekommen
waren. Herr Andersen ging ab und zu, ich sah, wie er mein Recept
Jemandem vor Augen hielt nnd wiederholentlich mit dem Finger darauf
deutete. Ich trank den Punsch hinunter und noch eine Tasse Kaffee hinterher,
dieselbe, in die sich, zum Abgewöhnen, der einsame Kümmel aus der ewigen
Flasche verirrte. Herr Andersen kam und legte das Recept vor mich auf
den Tisch mit den Worten:
„Das kann ich nicht brauchen, da ist ein Fehler darin."
„Unfehlbar ist Niemand, sagte ich, „aber daß Sie mir das sagen, muß
mich Wunder nehmen. In die Medicin hat mir noch Keiner dreingeredet."
„Es ist doch ein Fehler drin. Lesen Sie nur. Steht da nicht.
Oineris incoindusta«? Wenn das heißen soll: Ungebrannte Asche, so
kann Ihnen hier jedes Kind sagen, daß
Viele Wörter sind auf is
und eini8 mit darunter, also müßte es mindestens iuoombusti heißen."
„Schadet nichts," rang sich mir aus der Kehle, „meine Mittel helfen
sogar, wenn sie falsch sind, auch dieses hat schon geholfen, denn mein Koffer
ist auf den, Schiff. Wie viel kostet der Kaffe, bitte?"
„Der Kaffepunsch dreißig nnd der Kaffe macht fünfzehn, also zu-
sammen fünfundvierzig Pfennige."
„Und ein Kümmel?"
„Fünf Pfennig, macht zusammen fünfzig."

Er nahm das Geld und ich das Recept. Der eine der Seminaristen
sagte: „Von dein Bischen Kümmel brauchten Sie doch nichts zu sagen."
„Sind Sie von Geburt Friese?" fragte ich.
„Nein, aber inein Vetter, mit dem ich nach Amrum reise."
„Gott fei Dank," sagte ich, „so lange Herr Andersen auf dem Außen-
deich die Wacht an der Nordsee hält, ist für die Marsch noch keine Gefahr."
Das Wasser war schon zwei Spannen tief an der Landungsbrücke ge-
sunken, als der Stephan die letzten Poststücke an Bord nahm: Nummer
neunundneunzig eine Holzkiste, Nummer hundert ein Hase, Nummer hundert-
eins noch ein Hase. Das war das Letzte und nun ging es fort in die
nebelige See. Das Land mar verschwunden, wir fuhren durch die blaugraue
Fluth wie unter einer flachen Glocke von Milchglas und sahen nichts als
Nebel und Wasser. Mohr genoß in der Kajüte mit stillem Behagen die
Einrichtung der Dampfheizung. Wo die schillernde Fläche und der Nebel in
einander gingen, erschien im Raum ein magerechter schwarzer Strich, wie
nach dem Lineal gezogen, der rechts und links im Nebel verschwand. Es
giebt höchst einfältige Dinge in der Welt, vor denen man allemal ein Kreuz
schlagen und ein „Alle guten Geister" steigen lassen sollte, denn wenn sie öfter
kommen, laufen Sie Sturm gegen den Verstand. Solch ein Ding war
dieses. Hier der Nebel — hier das Wasser, und zwischendurch der schwarze
Strich. Wir Neulinge auf dem Weltmeer schützten uns, so lange es ging,
durch Stumpfsinn gegen das Fascinirende des Anblicks, bis einer der Se-
minaristen den alten Stewart fragte, was das sei. Der lachte und sagte:
„Das ist ein Eimer voll Sod und Ruß, den haben wir heute Morgen um
drei hier ausgeschüttet." Das war wohl klar und bündig geantwortet, enthüllte
aber doch nicht recht den Kem der Sache, und mehr als er wußte, konnte
er uns nicht geben. Die Erklärung blieb er schuldig, warum der Haufen
Ruß sich ausgezogen hatte in ein unendlich langes, dünnes Band, anstatt
mit der Fluth, die zweimal seither gewechselt hatte, hinauszuschmimmen
in die offene See? Wir schnitten mit dem Kiel hindurch und an der Stelle
mag wohl ein Knoten geworden sein, oder eine Lücke. Später verlief noch
ein ebensolcher Streifen seitab vom Schiff in anderer Richtung. „Dat ver-
dammte Schiet" lachte der Heizer und bekräftigte den Fluch, indem er ein Stück
Kohle über das Wasser danach schießen ließ, ohne ihn zu erreichen. Ein
Aug Taucher zog gerade darüber hin, sie senkten ihre Linie ein wenig, da
er auch ihnen verwunderlich schien. Sie waren die einzigen lebenden Wesen,
die uns auf der Fahrt zu Gesicht kamen.
Das Wetter brach sich. Zwischen wogendem Nebel erschien der glühende
Ball der untergehenden Sonne als eine gute Verheißung, dann ward für
eine halbe Stunde die Luft im Westen klar und das Ziel der Reise, Wyk,
offenbarte sich den Blicken. Ein kühler Himmel, ein graues Meer, ein

weißer Strand, ein Haufe dunkler Häuser, eine Windmühle, glaube ich, oder
ein Thurm war auch dabei, ein einsamer Stern funkelte darüber.
Betrachtet man all das zusammen mit Verstand, so läßt sich's vom
warmen Ofen aus, bei einem Glase Grogk, allenfalls ohne Schauder ge-
nießen; doch etwas frostig bleibt's immer. Ich aber habe es mit Augen
gesehen und sage, jetzt erst weiß ich, warum in alten Zeiten die Gefilde
der Seeligen immer auf Inseln gesucht wurden. Vielleicht hat auch der
Stern daran seinen Antheil. Es soll ja dieses Jahr der Stern des Weisen
erscheinen. Wenn er's nun gewesen wäre?
Als die Nacht kam, lag das Schiff im Hafen und wir stiegen an's
Land. Der Hausknecht trug den Koffer, ein Zimmer wurde geheizt, die
Balconthüre geschlossen, das Licht angezündet. Der Ofen strahlte Wärme,
der Hund lag daneben und hielt mich im Auge, während ich den Koffer
auspackte und den Dingen ihren Ort anwies. Als ich fertig war, setzte ich
mich auf das Sopha nieder und sagte: „Mohr, das märe vollbracht!"
Josef stieß einen Ruf der Ueberraschung aus uud begrüßte uns mir
einer Redewendung, die nicht eben gelinde zu nennen war. Er ist wohl von
außen mild, hat aber ein gutes Herz, und Thatsachen bleiben doch That-
sachen. Also machten mir aus der Roth eine Tugend, und haben ihrer all
die Zeit über ritterlich gepflegt. Er lobte den Mohr, ich lobte den vorzüg-
lichen Regulirofen, der gerade ausgegangen war. Wir prüften die Stücke
seiner Naturaliensammlung: Miesmuscheln, Kaminmuscheln, Spindelschnecken,
Schneckenlaich, Kieselsteine von besonderen Forinen und Farben, Tangbündel,
Fruchtstengel von der wilden Vanille, die er für Korallen ausgab, Federn
von der Möwe und von der Ente, ein voin Meere geschliffenes Stück blauen
Glases, ein dito Stück Steinkohlenschlacke, die sie hier nordische Lava nennen,
die vierzipfeligen Eihüllen des Katzenhais und das Skelett eines Dorsch-
kopfes. Dann entwarfen wir gemeinsam eine Zeittafel. Sie ergab sich
eigentlich von selbst, ihren Angelpunkt bildete der Weihnachtsabend mit nieinem
Punsch. Was vorher kam und was nachher folgte, wurde getheilt nach dem
Gesetz von der Erhaltung der Kraft, nämlich so, daß wir uns wechselseitig
bewirtheten. So thaten mir weder uns noch irgend einer Partei im Lande
ctmas zu Leide. Denn da die Jnselfriesen ein freies Volk sind, welches
iveder dienen noch rauben kann, aber doch leben will, so gehen sie in Zeiten,
Ivo das Meer keinen Erwerb bietet, mit der ihnen eigenen Ansdauer dein
Erwerb durch die Fremden nach, bilden unter sich Parteien und «lachen sich,
wie die Möwen, den kleinsten Bissen streitig. Das bringen die Verhältnisse
so mit sich, und die Natur des Landes trägt die Schuld daran. Was meine
persönlichen Erfahrungen betrifft, so bekenne ich gern, daß ich schon lange
keine so freundliche Aufnahme und billige Bewirthung mehr bei eineni
Volke des Erdkreises genoß, wie bei ihnen.

Nach dem Thee «lachten wir einen Ausgang und zwar, da es finstere
Nacht war und der dreiundzmanzigste December überdies, natürlich auf
meinen Antrieb. Zunächst besuchten wir einen Schlachter, in dessen Laden
Mohr sich nach allen Strapazen der Reise wieder als Hund fühlen lemte,
sodann den Strand, um das Meer rauschen zu hören. Das Meer besitzt
eine ausgeprägte Persönlichkeit. Wer in ihren Kreis tritt, thut wohl
daran, ihr willig entgegen zu gehen und sich ganz von ihr durchdringen
zu lassen, so verliert der Bann am ehesten die beengende Gemalt. Es
rauschte nicht, es schauerte nur leise. Wir gingen in seinem Odem dem
Strande nach, bis wir den Flecken Wyk und Alles, was dazu gehört, weit
hinter uns hatten. Für Mohr war der weiche Sand das höchste Ent-
zücken. Er raste mild umher und überkugelte sich, machte Scheinangriffe
auf uns und bellte, daß alle Hunde im Ort in Aufruhr geriethen. Un-
versehens sing unter seinen Tritten der Sand zu glimmen an, und wie
er tanzte und sprang, zog ein grünlicher Feuerstrudel auf seinen Pfaden
hinterdrein. Auch uns gelang es, überall da, wo die Fluth den Sand be-
netzt hatte, durch einen Tritt, durch eine Berührung mit dem Stock, die
schöne Erscheinung hervorzurufen, sie gab uns das Geleit bis zur der Stelle
zurück, wo wir den Strand zuerst betreten hatten. Als wir in meinem
Hotel das Tagemerk mit einem Glase Grogk beschlossen, leistete Josef feier-
lichen Widerruf gegen die allzu herbe Tonart seines Grußes und seiner
legendenhaften Epistel.

24. Dezember 1889,

Wo soll ich hingehen
Für Deinem Geiste,
Und wo soll ich hinfliehen
Für Deinem Angesichte?
Führe ich gen Himmel,
So bist Du da,
Bettete ich mir in die Hölle,
Siehe, so bist Du auch da.
Nähme ich Flügel der Morgenröthe
Und bliebe am äufzersten Meer,
So würde mich doch deine Hand
Daselbst führen.
Und Deine Rechte
Mich halten.

Alte! Lied.

Wir warm am Strande gewandert, bis nichts mehr um uns war, als
Himmel und Wasser und daneben etwas Saud und Haide, und das war
bald, denn der Nebel hüllte die Ferne ein. Wir sammelten die verschiedenen
Tange und suchten Muscheln unter den Auswürflingen der Fluth und
fanden unter ihnen viele Mövengerippe. Was den Thieren das Verderben
bereiten mag, ist schwer zu sagen, sie genießen hier den Schutz der Gesetze

und werden geschont. Wenn man an ihnen vorbeigeht, bleiben sie ruhig sitzen, und wenn man ihnen pfeift, fliegen sie herbei. Wir gingen gemächlich auf dem reinen Sande, stritten, ob die Fluth noch stiege, und spähten nach den Halligen hinaus, von denen auch nicht ein Dach sichtbar mar. Daß ein Besuch dort in dieser Zeit nicht der Mühe lohnte, darüber waren wir einig. Dann erstiegen wir das niedere Lehmufer und sahen über die öde Fläche der Insel hinweg die alten Kirchen in nebelhafter Ferne liegen.
Zwischen Wrirum und Boldixum seitab vom Wege liegt die Sanct Nicolaikirche, ein uralter Dom auf kahler Haide, rings umgeben von aufrecht stehenden Grabsteinen. Bei Niebluin liegt die Sanct Johanniskirche, die größte der Insel, uin das Jahr eintausend erbaut, sie enthält achthundert und fünfzig Sitzplätze, während Oevenum, das größte Dorf der Insel nur fünfhundert Einwohner zählt. Es waren andere Zeiten, als jene Kirchen erstanden. Föhr war mit Amruin noch verbunden und von Sylt aus durch einen schmalen Canal getrennt. Sie haben vieles erlebt und schweigen.
In der weitesten Ferne sahen mir auch die alte Burg ragen, oder vielmehr den Erdwall, der sie einst umgab, denn von ihr ist keine Spur mehr vorhanden.
Mohr, der früher als wir seine Wißbegier am Strande gestillt und das Ufer erstiegen hatte, ging inzwischen seinen waidmännischen Gelüsten nach, doch war sein schwarzes Haupt oft genug über der Uferkaute, uns beobachtend, sichtbar, und wenn man rief, so war er da. Jetzt begriff ich auch die Bedeutung der beiden Packetstücke Numero hundert und hunderteins gestern an Bord des Stephan, es giebt hier nämlich keine Hasen. Wenn Mohr nur eine Hasenspur gefunden hätte, er wäre ihr gefolgt, statt uns zu folgen. Mütterlicherseits stammt er von der berühmten Zucht des Schäfer Jap in Negenharrie, sein Vater aber soll einen Jagdhund zum Onkel gehabt haben, daher hat er die Nase. Einen Flug Lerchen — sie haben die Witterung des Wildes und sind als Gefangene unzähmbar — jagte er ein paar Mal auf, aber wo in der Spur die Methode fehlt, nützt auf die Dauer die beste Nase nichts, er ließ das Jagen bleiben und kühlte seinen Muth an einem alten Filzhut, mit dem er in der Nähe des Herrenbades Fangeball spielte, bis die Fetzen stoben.
Auf dem Heimwege fesselten zwei Dinge unsere Aufmerksamkeit. Die Gehäuse der Spindelschnecke lagen auf der Uferkante zu Hunderten beisammen, offenbar von einem geflügelten Sammler hierhergetragen. Sie waren äußerlich- unverletzt und rein ausgehöhlt, wir brauchten nur die Cabinetstücke herauszusuchen. Zuin Andern war es ein eichener Balken, in der Nähe der Kinderheilstätte, der offenbar lange im Seewasser gelegen hatte, denn er war ganz durchsetzt von kalkigen Röhren, den Gehäusen des kleinen Bohrwurms, der sich bis in den Kieler Hafen verbreitet findet, wo er die Balken der Landungsbrücken anfrißt. Wir Kähmen Einsicht von seiner verdammungsmürdigen Thätigkeit und gingen zum Mittagessen nach Hause zurück.

Das von Josef besetzte Hotel dient vorzüglich zur Sommerszeit dem Fremdenverkehr, im Winter nur ausnahmsweise, und man mußte genau Bescheid darin missen, um zu wohnlichen Räumen hindurchzudringen. Trat man von dem Hausflur in den großen Saal, so blickte man auf ein Manöverfeld von leeren Maschen hinab, die, theils 'gelb, theils weiß behelmt, je nach der Truppengartung, bataillons- und regimentsweise aufnmrschirt standen. Hinter den Flaschen lag ein Faß, welches die Aufschrift trug: „Bordeaux" und beim Anklopfen einen gedämpften Schall von sich gab. Hinter dem Faß war eine Thür; wer die erwählte und ging hindurch, der trat in ein Zimmer, welches Jedem, der gleich uns stundenlang ohne Ueberzieher in der strengen Seeluft umhergemandelt und von der ausgeprägten aber frostigen Persönlichkeit des Meeres durchdrungen war, mit seiner Fülle von strahlender Ofenwarme, Teppichen, Polstern, Spiegeln, Kronleuchtern, Portieren und Goldleisten als der Inbegriff alles Behaglichen erscheinen mußte. Auch ein Tisch stand gedeckt und zwischen funkelndem Silber und weißem Linnen erhob eine Flasche edlen Braunebergers das vornehme Haupt.

Die Suppe kam, — da tönte draußen Trommelschlag. — Die Schuljugend hielt einen festlichen Umzug mit Fahnen und Tannengrün. Wir traten vor die Thür, zu sehen, was es gäbe, und Oh Du Weihnachtstag!

Der Nachmittag war kurz. Während wir das letzte Glas tranken, wurde Licht gebracht, den Kaffe nahmen wir in Gemeinschaft mit Mohr um den Ofen gruppirt, und gingen dann über die Straße in mein Hotel. Ein stiller Festesschimmer erfüllte das Haus, auch in meine Stube mar er gedrungen. Der Ofen strahlte helle Gluth, durch die offene Balkonthür strömte die Seeluft herein und auf dem Tische brannte eine Lampe. Wir schlössen die Balkonthür, zündeten die Cigarre an, freuten uns der Wärme des Ofens, der Weichheit des Sovhas, und genossen den Augenblick mit Bewußtsein. Als die Cigarre halb geraucht mar, erschien eine Deputation aus der Küche mit der Anfrage wegen des Abendessens und des in Rede stehenden Punsches, deshalb begaben mir uns in feierlichem Zuge mit den Ingredienzen an den Herd des Hauses hinunter, da ich aus gemissen Rücksichten den Punsch stets selber zu bereiten pflege. Er geriet!) über die Maßen wohl und sein Duft lockte die Seelen herbei, so kam es, daß gar bald die Häupter der Familie, deren Gäste wir waren, bei uns zu Gaste saßen. Mittlerweile wurde es Zeit für die Mutter, den Kindern dm Weihnachtsbaum anzuzünden, und nun wurden mir wiederum von unseren Gästen zu Gaste geladen. Wir saßen mit ihnen um den Baum im Familienzimmer und nahmen an der Freude der Kinder theil. So entwickelte sich der Abend. Der Punsch trat wieder in seine Rechte und Niemand mißgönnte sie ihm. Der Vater öffnete eine Kiste hochfeiner Cigarren, die Mutter eine Solche mit Dresdener Pfefferkuchen, die Zungen waren gelöst

k. Siegfried in Kiel,
und die Zeit verging wie im Fluge. Die Kinder empfingen Besuch von ihren Gespielen und sangen Weihnachtslieder, weil sie damit nicht ordentlich zu Stande kamen, mußten wir hingehen helfen. Josef mit der Orgelkehle leitete den Gesang, und da klang es herrlich. „Stille Nacht, hellige Nack/' machte den Anfang, dann kam „Vom Himmel hoch da komm' ich her", „O du fröhliche, o du selige". Nach den geistlichen Gesängen kamen die vaterländischen. „Heil Dir im Siegerkranz", „Deutschland, Deutschland über Alles" und zuletzt die „Wacht am Rhein". Die braust immer noch wie Donnerhall und die Föhringer haben unseren Gesang drei Straßen weit gehört.

Als die Lust ein Ende hatte und die kleine Gesellschaft ins Bett geschickt mar, reichte der Punsch immer noch weiter, und als der Punsch ein Ende nahm, da mar die Lust wieder mach geworden, so wurde denn ein zweiter Punsch gebraut, der Zwillingsbruder des ersten.

Wenn man das bedenkt, so ist es eigentlich ein Wunder zu nennen, daß zwei Parteien zusammenkommen, die einander fremd sind und doch vor lauter Redelust das Ende nicht finden können. Aber es ist Thatsache, wo Deutsche sich zusammenfinden, finden sich auch gemeinsame Bekannte, über die sie herziehen können — denn worüber sollte man sonst wohl reden?

Ganz so war es hier freilich nicht. Wir fanden Einen, doch mar es ein gemeinsamer Freund, der uns zusammenführte und mit einander bekannt machte, und mir mußten ihn loben. Sein Name ist Quickborn. Nur einen Tadel haben wir an ihm gefunden, und ich kann damit hier nicht hinter dem Berge halten, denn solange die Hand seines Vaters noch über ihm ist, solange ist es noch Zeit für ihn, den begangenen Fehler einzusehen und wieder gut zu machen.

Wir lasen zusammen das Gedicht „de Floth". Da wird erzählt, wie zwei Jäger von der Ostsee nach Büsum kommen und aufs trockene Watt hinausgehen, wie dann die Fluth sie ereilt und wie sie nach stundenlangem Kampf mit dem Tode den Heimweg doch wieder finden. Das Gedicht rechne ich zu den besten, die im Quickborn stehen; es liest sich, als habe der Dichter das Ereignis; unmittelbar aus dem Munde Eines der Betheiligten empfangen, darum ist ein so starker Naturlaut darin, wie er in dem Buche zum zweiten Mal kau»: wieder gefunden wird. Doppelt wirksam macht ihn der Kunstgriff, daß er als das Echo eines einfältigen Gemüthes in Schmierstiefeln einhergeht. Elementare Ereignisse im Spiegel einer schlichten Seele betrachtet, wirken auf uns Culturmenschen unwiderstehlich.

Die Hausfrau hatte das Buch hervorgeholt und Josef las das Gedicht vor, sodaß wir Alle zitterten und nach Luft rangen.

In Ängsten? . . . Ringst Du mit den Dod
Wat gift denn noch vern grötre Roth?
Denken? ... Du snappst man na den Wind.

Und wie sie endlich nach Büsum kommen:
In Büsum leepen, aS wie keem'
De Junges weg doer Slick un Lehm
Wie weern ok', as wie uns betrachten,
En Paar ton Weenn un ton Belachen,
Doch hcirrn wie lehrt, vun Floth un Welln
Js bat am besten in Drögen vertelln."
Worauf er das Buch zuklappte. Es war in rothen Callico gebunden,
niit Goldschnitt. In meinem alten Quickborn aber, dem blauen, mit Bildern
von Otto Speckter, folgen dann noch die Worte:
„Amer de Hund! wo blem de Hund?"
De Hund? de vcrdrunk. —
Mohr, das wollen wir uns nicht gefallen lassen! Einer von Deines-
gleichen, der seinen Herrn in der höchsten Noth nicht verläßt, darf nicht
klanglos todtgeschmiegen werden. Und warum auch? Wohl schließt das
Gedicht mit einem Mißklang, denn der ertrunkene Hund ist ein Mißklang,
sogar der Reim geht verloren und die Kunst steht still. Aber das Gedicht
ist auch kein Schäferspiel, sondern ein Schlachtgesang aus dem grimmigen
Kampfe um's Dasein und die Nordsee ist kein zahmes Schooshündchen,
sondern ein böses, wildes Thier. Wer das dem verehrten Publikum zur
Schau stellen will, der mache nur das Gitter recht stark, so leidet Niemand
Schaden. Ein ohnmächtiges Biest aber, dem die Reißzähne ausgebrochen
und die Krallen abgezwickt sind, wer mag das ansehen?
Als die Sitzung geschlossen war und die Bowle leer, zogen wir hinab
zum Strande, um das Meeresleuchten zu bewundern, aber es war nicht
vorhanden.
25. December 1889.
Der Seemann waget viel da? liebe theure Leben
Dem ungestümen Meer aus Brettein hinzugeben.
Der Christ wagt'S recht, wann er das Hertz das beste Gut
Aufopfert dem, der eS erkauft mit seinem Blut.
Allhier ruhen die Gebeine
Dirk Cramers
des weyland wohlachtbaren
westindischem CavitainS aus Nieblum
gebohren den 26. August 1725 in Boldizum
der in seinem Leben mit Gott viel gewagt,
aber auch
unter seiner Leitung viel Glück gehabt?
er wägete es.
von 17 Jahr an sein Leben der wilden See anzuvertrauen,
unter vielen Proben der göttlichen Hülfe
von 1744—17S2 ein Schiff nach 3 Theilen der Welt zu führen
und es ward
eine jede Fahrt in VI Jahren mit Segen gecrönet.

er wägete es,
auf göttlichem Wink sich abwesend zu verbinden
mit der tugendsamen Eycke Jensen aus Nieblum
ob er sie gleich nie gesehen
und siehe, eS gelang ihm,
Tenn er führte vom l. Nov. 1762 fast 7 Jahr in Ruhe die
zärtlichste Ehe,
er wägete eL endlich hoffnungsvoll
6 August 1769 über daS schwartze Meer des Todes zu schiffen,
Und siehe, er kam glücklich hinüber und ankerte
nach einer 44 Jährigen Lebensfahrt in den sichern Hafen
der seeligen Ewigkeit.

Ich. „Josef, Josef, was ist das menschliche Leben! Wie lange wird es dauern und sie betten nns unter einen Stein, gleich diesem!"

Er. „Uns? Nie und nimmer!"

Ich. „Wie?"

Er. „Nie sage ich. Für meine Camilla wenigstens, da bin ich gut dafür, daß die wird nie ihrem Zukünftigen einen solchen Reisepaß mitgeben in die Ewigkeit, die ‚seelige Ewigkeit'."

Ich. „Die Zukunft, mein lieber Josef, ist uns verborgen."

Er. „Wer weiß? Je nachdem man's nimmt. Einige meinen, die Zukunft sei in ihren Anfängen jetzt schon da, ja in ihnen recht eigentlich von Anbeginn der Zeit schon da gewesen. Sie sei, gleich der Vergangenheit, nichts als ein entlegeneres Stück der Gegenwart und die sehen wir doch, meine ich, mit Augen vor uns, da wir mitten darin stehen, wofern wir nicht geistig blind sind oder schlafen."

Ich. „Und was, mein Josef, sehen Sie also in der Gegenwart, das Sie hindert, in der Zukunft unter einem Stein ivie Dirk Cranier zu liegen?"

Er. „Was? Alles! Zum Beispiel meine treue Camilla, welche nie einwilligen wird, mit mir — und wenn es morgen sein sollte — auf göttlichem Wink sich abwesend zu verbinden. Nein, sage ich, meine Hochzeit niuß eine ordentliche Hochzeit sein, eine Kirchenhochzeit oder gar keine! — Voran der Platzmeister mit bunten Bändern und dem Blumenstrauß, dann die Brautführer und Brautjungfern, vier auf jeder Seite, dann wir, dann die Uebrigen. Was denken Sie wohl, wie sollte es anders sein?"

Ich. „Ich denke, wenn nun der eine oder der andere Theil verhindert wäre, persönlich zu erscheinen?"

Er. „Wie? Ach so! Schön! Oder beide Theile? Es kann ja vorkommen. Also ich meinetwegen in Wrirum, meine treue Camilla in Boldirum und der Pastor, da, wo die Hochzeit von Rechts wegen sein sollte, in Nieblum. Alle Theile sind sich einig und morgen Nachmittag Punkt drei wird getraut; wer nicht zur Stelle ist, gilt als einverstanden. Punktum. Die Stunde schlägt und die Sache ist abgemacht. Nachher kommt dann die

Welt: .Wie war es/ heißt es da, .wie hat sie ausgesehen? War sie sehr gerührt?' ,Ach nein, das ging eben nicht an, die sieben Ferkelchen waren ausgebrochen, da war sie hinterdrein und jagte sie aus dein Grünkohl hinaus/ .Aber er, er inachte sich wohl recht stattlich?' ,Das thut er immer. Er saß gerade in der Holzkammer und nähte sich auf den linken Stiefel einen Nester/"

Ich. „Sie sind wild, Josef. Erzählen Sie nur weiter: Ob er sie gleich nie gesehen?"

Er. „Das wenigstens ist bei uns nun nicht mehr möglich, denn wir Zwei, Camilla und ich, mir haben uns nicht nur gesehen, nein auch von Herzen gefunden. Das hätte ihr auch Einer zumuthen sollen, einem Unbekannten sich zu verbinden, mit Leib und Seele, für Zeit und Ewigkeit, sie, Camilla Pfotenhauer, christliche Lehrerstochter aus Lurup! Potz Wetter, die hätte ich sehen mögen!"

Ich. „Nicht für Zeit und Ewigkeit, Josef, sondern nur für die Zeit allein, bis daß der Tod sie scheidet."

Er. „Ja doch, also blos auf Zeit, das ist freilich ganz etwas Anderes. Wie gut, mmn man logisch zu denken gelernt hat. Lassen Sie doch sehen. Also hier die Gegenwart, voran die Zukunft, hinten die Vergangenheit. Das ist also die Zeit. Gut! Vor der Zeit, also hinter der Vergangenheit die Ewigkeit, hinter der Zeit also hinter der Zukunft vorneweg wieder die Ewigkeit, die aschgraue Ewigkeit. Das ist ganz leicht zu denken, gar nichts Schmieriges dabei. Da hat es mit den: bischen Zeit am Ende gar nicht so viel auf sich, selbst wenn die Sache schief gehen sollte. Aber ein etwas ängstliches Gefühl bleibt es immer; meinen Sie nicht? Wenn Sie sie vorher nicht kannten und auch zur Hochzeit nicht kommen konnten, ,weil Sie etwan in dem zmeytcn oder dritten Theile der Welt ein Schiff führeten/ Also schrieben Sie Ihrer Auserwählten einen Brief, vermeldend, es sei Ihnen platterdings unmöglich, zu der Hochzeit sich einzustellen und sie möchte, nach gelungener Trauung, inzwischen von Ihrer wohlbestallten Häuslichkeit nach Gebühr Besitz ergreifen. Und siehe, es gelang. Gut. Sie kommen also nach Hause, ein paar Monate sind natürlich verflossen, oder ein Jahr, und rennen gegen Dunkelwerden in Wrirum mit einem starkknochigen Frauenzimmer zusammen, das eben von Thürks Arfsten, der Putzmacherin, herkommt, bei jedem Schritte wippt, daß die ganze Takelage vorn und hinten wackelt und sagt, sie sei die tugendsame Eycke, Ihre angetraute Frau. Immer besser! Also sie kommen nach- Hause und nehmen schon von ferne eine Veränderung wahr. Was ist geschehen? Wo ist der Kastanienbaum?"

„Er mußte fort, er machte das Haus feucht. Allsgang Winters, wo daS Holz den meisten Brennwerth hat, ist er gefallen."

„Ha die schönen Blüthen, ivie hatte ich mich darauf gefreut! — Wo ist denn der Steinhaufen geblieben mit meinen Farrnkräntern?"

„Die Steine hat der Mauermann gekauft, er wollte sie so gern haben,

und hier waren sie ja unnütz."
„Und die Farrne?"
„Das alte Kram das steckt Alles iin Mist."
Nun treten Sie ins Haus.
„Was hängt denn hier?"
„Das ist dem dicken großen Kater sein Pelz, der giebt, wenn er gegerbt ist, einen feinen Magenwärmer ab."
„Mein treuer Mahdi? — Wie ist er denn zu Tode gekommen?"
„Er naschte so gräßlich und war gerade so schön im Rauchwerk, da Hab' ich ihn aufgehangen hinter dem Holzstall. Den Flohsack den Mohr, das Vieh, das habe — — — — — — — — — —
„Mensch !!!"
Ein furchtbarer Augenblick: Ich hielt ihn bei der Gurgel gepackt. Ein derber Stofz in den Rücken brachte mich zur Besinnung. Mohr, der es nicht leiden kann, wenn sein Herr aus den Grenzen gemessener Würde hinaustritt, mar mit allen Vieren zugleich gegen mich angesprungen. „Josef," sagte ich und trocknete die Stirn. „Verzeihe Ihnen der Himmel, Sie malen mit Blut und Beinschwarz. — Und danken Sie es diesem Vieh, daß Sie noch am Leben sind; ich war außer mir. — Außerdem, die Sache mit dem Kastanienbaum ist falsch. Ich bin mir nicht bewußt, in den Dörfern, die wir durchwandert haben, auch nur die Spur von einem solchen gesehen zu haben. Hier gedeiht außer den paar Fruchtbäumen nebeil der Ulme und dem Ahorn höchstens die Linde."
Es war auf dem Kirchhofe von Nieblum, wo mir einander in eben bemeldeter Weise nahe traten, zwischen Moos und Epheu, bei dem Grabstein Dirk CramerS, des westindischen Capitains, den wir zusammen lasen und erplicirten. Rings nmher ragten andere, ihm ähnlich an Form und Inhalt. Weiße Steintafeln, fünf Fuß hoch, drei breit, deren jede in einem Schwall prunkhafter Worte das dünne Echo eines verschwundenen Menschenlebens gespenstisch miederholt. Mancher Stein trägt auch der Inschriften zwei, die eine auf der Vorder-, die andere auf der Rückseite, doch ist dann nur die eine gültig, die andere ist, weil vielleicht der Auftraggeber vor der Ablieferung des fertigen Steines gestorben, oder anderen Sinnes geworden, oder verarmt, oder vielleicht der Todtgeglaubte, in fremden Theilen der Welt Verschollene wiedergekehrt ist, inzwischen ungültig geworden und vom Künstler der weder sein eigen Werk vernichten, noch den Stein ungenutzt lassen wollte, bis auf Weiteres mit Ccment überzogen, bis der Zahn der Zeit das Doppclwesen enthüllt und die zweite Inschrift so frisch, als wäre sie eben erst vollendet, zn Tage fördert. Solch ein Stein hat gewiß keinen geringen Werth hier zu Lande, wo er nicht wächst, sondern von weit her gebracht wird, von England, Schottland oder Norwegen. Dazu kommen dann noch die Kosten für das Bearbeiten, die vielen, vielen Worte und die Bilder. Ganze Familien sieht man vom Meißel des Künstlers in flach erhabener

Arbeit dargestellt, die Eltern mit den Kindern, und es muß einen eigenen Reiz haben, wenn man einen nahen Angehörigen hier ruhen hat und geht etwa des Sonntags nach der Kirche her, um das Grab mit einem neuen Kranz zu schmücken, in der Grabschrift des Vaters oder der Mutter den eigenen Namen unter den trauernden Hinterbliebenen zu lesen und das eigene Bildniß oder das der nächsten Angehörigen in Stein gehauen zu betrachten. Die Menschen, die hier bildlich dargestellt sind, schlafen wohl lange schon den Schlaf der Ewigkeit, denn nirgends findet man bei den Frauen die heutige Föhringer Tracht, desto öfter den Reifrock und dem entsprechend bei den Männern den Rock mit weit abstehenden Schößen. Was die Inschriften besagen, sind im Grunde nur karge Bruchstücke aus den eintönigen Lebens-schicksalen der darunter Liegenden: Geburt, Heirath und Tod, die Zahl der Reisen, die er gemacht, der Schiffe, die er geführt, der Frauen, die er geehlicht, der Kinder, die er gezeugt, der Walfische, die er erlegt hat. Aber die Steine selbst reden eine eigene Sprache und erzählen alle zu-sammen eine Geschichte von dem Volk, welches die Schicksale einzelner Bürger ihnen eingegraben hat. Ein starkes Geschlecht, im Kampfe mit den: Meere groß geworden fortdauernd zäh mit ihm um sein Dasein ringend, hart gegen sich selbst, stolz die Genüsse der Anderen verachtend, in der Liebe zur Heimat den besten Lebensgenuß, im Nachruhm bei den Seinigen den besten Lohn für die gethane Arbeit suchend, das sind jene Friesen, von denen die Steine erzählen, und wenn es heute dort wieder Sitte wird, den Hinter-bliebenen ähnliche Tafeln aufzurichten, so muß auch der Inhalt wieder ein ähnlicher sein, denn wie die Natur des Landes, so ist auch die Lebensweise der Bewohner — abgesehen von den großen Badeorten — nahezu dieselbe geblieben, wie vor hundert Jahren. Die Natur der Insel ist unendlich ein-tönig, erst im Juni kommt der Frühling, darum sind es auch die Geinüther der Menschen. Die Kinder spielen ernsthafte Spiele, die Hausgenossen be-dürfen der Rede kaum, sich untereinander zu verständigen. Der Fremde vernimmt nur ein paar Laute und siehe, das Hauswesen geht seinen Gang so sicher wie die alte Wanduhr. Noch eintöniger sind die Menschen auf den Halligen. Die Jünglinge aus der Stadt erster Classe Husum, wenn sie Sonntags nach der Pohnshallig segeln oder nach Nordstrandischmoor, treffen dort Menschen, die ihnen wie blödsinnig erscheinen. So schlimm ist es nun gerade nicht bestellt, denn eintönig ist nicht blödsinnig, doch ist das eintönige Wesen schwer zu begreifen, für den, der seiner nicht gewohnt ist, und manchmal verbirgt sich in der That Geisteskrankheit, wenn sie da ist, lange Zeit dahinter, ehe sie sich offenbart. Ich will gern glauben, daß Dirk Cramer mit seiner Eycke in Ruhe und Zärtlichkeit gelebt hat — wenn Josef nur seine Fratzen nicht in die Skizze hineingetragen hätte, — denn eintönig müssen Beide gewesen sein, sie als Kind der eintönigen Insel, er als west-indischer Capitain. Es ist unglaublich, wie eintönig das Leben des See-capitains verläuft, sein Schiff ist seine Welt und von ihm aus läßt er aller

Herren Länder und ihre Gestalten an seinem leiblichen Auge vorüberziehen, ungefähr mit derselben Theilnahme und Vertiefung, wie meine Nachbarin die Gemüsefrau in ihrem Keller die Gestalten der Louise Mühlbach und der Marlitt an ihrem geistigen, während sie Zwiebeln und Carotten verkauft. Geht er in Calcutta seinem Vergnügen nach, so sucht er mit seinen Collegen eine Kneipe auf und trinkt einen Grogk. In Frankreich weiß er den Rothen, da wo er wächst, wohl zu schätzen, in Bord6-auks, das hat er mir selbst erzahlt, und sicherlich ist Dirk Cramer ein Schiffscapitain und ein Föhringer vom reinsten Wasser gewesen. Sein Beispiel steht nicht vereinzelt da. In Wyk wurde mir der Mann gezeigt, der neulich seine Gattin, ohne sie je zuvor gesehen zu haben, in die Ehe geführt hat! Und wenn sie, was unsereinem schwer begreiflich dünkt, nichts als das Nothwendige miteinander sprechen, wenn von einem Meinungsaustausch in unserem Sinne, einem Verkehr, einer geistigen Geineinschaft zwischen ihnen nie die Rede ist, wenn sie nebeneinander hinbrüten, ihr Leben lang, der Mann besorgt das Aeußere, die Frau den Haushalt, der Adebahr die Kinder, dann soll auch ihnen, wenn ihre Stunde schlägt, die Nachwelt mit Fug und Recht einen solchen Stein aufs Grab setzen — und uns nicht, Josef!

26. Dezember 1889.

Das war ein grausanier Morgen. Um sieben Uhr mar heute die Abfahrtszeit des Amrumer Dampfschiffes — sie wechselt jeden Tag mit der Fluth -— und um halb sechs wurde aufgestanden. Bei der Kälte im Dunkeln das warme Bett zn verlassen, kommt manchem hart an, besonders wer denk ersten Feiertagsabend sein gerüttelt Maß hat zukommen lassen. Man weif; schon, wie es thut, und richtet sich wohl darnach ein, aber unversehens geht es einem doch an die Knochen. Die Lena, als sie den Kaffee auf den Tisch gestellt hatte, wandte sich ab und sank in Ohnmacht. Ein Glück, dan gerade ein Sopha da stand, ans das sie sinken konnte, die Sorge für das Weitere übergab ich dem Friedrich und stürzte davon.

Den wilden Josef hatte ich auch erst wecken müssen, und das mar nicht leicht, da er von der Strafte abgewandt und als „Butenminsch" hinter verschlossener Hausthür wohnte. Jetzt erschien er und lallte, es sei noch voll-auf Zeit, obwohl der Stephan schon läutete. Daft sein guter Kaffe, den ich ertra für ihn bestellt, nun ungetrunken vor der halb entseelten Lena stehen, er aber nüchtern in das wilde Meer hinaus sollte, machte seine Morgen-stiimnnttg nicht rosig. Von Mohr ist garnicht zu reden. Wenn der nicht ausgeschlafen hat, benimmt er sich störrisch und weinerlich und findet erst nach einem ordentlichen Fufttritt die Freude am Dasein wieder. So standen die Gestirne und ich war froh, als ich uns drei richtig im Lamvenschimmcr der Stephanskajüte beisammen hatte. Durch die Gunst des alten Stewart erlangte Josef auch noch eine Tasse Kaffe, und während der Tag Milte, löste sich der Stephan vom Bollwerk und stach in See.

Doch nur eine kurze Strecke ging es niit Dampf vorwärts, dann
rasselte die Ankerkette und wir lagen still. Warum? Die Luft ist noch zu
dunkel, der Besen noch unsichtbar, der den Weg durch die Norderaue nach
Amrum bezeichnet. Ein stürmischer Südost wühlte das Meer bis in den
Grund auf, das Wasser war grau, die Luft war grau. Der Stephan
an seiner Kette rollte, stampfte, schlingerte und wie die Teufelskünste weiter
heißen mögen. Ich suchte mir in der Cajüte ein Lager und stenimte den
Kopf bis auf Weiteres fest in die Kissen, Josef that desgleichen, mir zu
Häupten lag Mohr. Mir kam in den Sinn, wie ich einst in Gemeinschaft
mit hundertundzwanzig Sachsen mich in ähnlicher Lage befand, auf einer
Fahrt von Venedig nach Trieft, da zwang uns, im Begriff, die Lagunen
zu verlassen, die Bora, sechs lange Stunden vor Anker zu gehen, und der
Naturfreund hatte Gelegenheit, die sächsische Seekrankheit einhundertund-
zmanzig Mal sechs Stunden hindurch zu beobachten. Im Angedenken an
die Freuden und Leiden jener Zeit ging die halbe Stunde Wartens schnell
vorüber, mittlerweile hatte die Ebbe eingesetzt, und das Meer floß ab. Das
nahm man an den Seezeichen wahr, die kamen und verschwanden in der
dicken Luft, man wußte nicht wie, und das machte sich auf der Meeres-
fliith selber bemerklich, in der es wogte, zitterte, brodelte, brandete, quoll,
je nach den Geheimnissen des Untergrundes, zwischen denen hindurch mir
mit der Schnelligkeit eines Vogels getragen wurden.

Der Boden des Wattenmeeres ist ein ertrunkenes Land. Als die Nord-
see hereinbrach und eS verschlang, flüchtete sich, was konnte, und zog ge-
sammelt landeinwärts, ein ganzes Volk, um neue Wohnsitze zu suchen.
Wehrhafte Männer müssen es gewesen sein, nach ihren Ueberresten zu
schließen, die heute die Inseln bewohnen. Ihr Zug ging nach Süden. Die
Noth machte sie zu Näubern, sie waren ein Schrecken, wo sie erschienen.
Natürliche Hindernisse kannten sie nicht, auf ihren Schilden fuhren sie die
Schneegefilde der Alpen hinunter und überflutheten Italien, bis sie, es sind
gerade zweitausend Jahre bis jetzt darüber hinweggegangen, an den Legionen
des Marius zerschellten. Damals hießen sie Cimbern und das Naturereig-
nis?, welches sie aus seßhaften Mannen zu Elenden machte, nennt man die
cimbrische Fluth. Ihr verdankt die Westküste Holsteins ihre Gestalt, gleich
wie die Ostküste noch jetzt die Spuren der baltischen Fluth trägt. Zieht
heute die Ebbe das Bahrtuch von dem ertrunkenen Lande hinweg, so liegt
es nackt in seiner gräßlichen Oede zu Tage. Glitzernde Schlammflächen
dehnen sich aus, so weit das Auge reicht, dazwischen tröpfelt, sickert,
rinnt und plätschert es allenthalben, wie auf der Fläche eines Gletschers
am heißen Sommertage, sammelt sich in Furchen, schießt in tiefen Rinnen
daher, um endlich in wüthenden Strömen der offenen See zuzusagen. Das
ist das Watt zur Ebbezeit. Zu Millionen liegt das Seegevögel auf den
öden Flächen und sucht im Schlamme seine Nahrung, kommt die Fluth
heran, so steigt es in grauen Wolken in die Lnft. Die tiefen Wattströme

kennt der Schiffer und benutzt sie zur Fahrt; wer den Grund des Watten-
meeres nicht kennt, den nimmt es Wunder, warum die Fahrt nach einem
gemissen Punkte immerfort die Richtung wechselt, und weite Umwege schein-
bar ohne Zweck gemacht werden. Die Inseln Föhr und Amrum liegen im
Grunde des Meeres auf demselben Postament, und wer den Weg kennt,
kann bei tiefer Ebbe heute noch trockenenen Fußes von Föhr nach der Nord-
spitze von Amrum hinübergehen. Von der Südspitze von Amrum zieht sich
das ertrunkene Vorland auf dein Meeresgrunde zur Südostspitze von Föhr,
an ihm entlang ging durch die Norderaue — so heißt der Wattstrom —
unsere Fahrt. Wir erreichten Amrum daher von Süden und drangen in
einer Rinne, die sich längs der Küste hinzieht, bis zum Landungsplatz
Steenodde vor. Kurz vor der Landungsbrücke ging uns das Wasser aus,
wir staken im Schlick, und Mohr mußte es leiden, wie ein Frachtstück vom
Schiffe hinab in's Boot gereicht zu werden. Der Südost schnob, des Boot
schaukelte, rings im Nebel schrieen auf den Watten die Rottgänse. Mit
einem großen Satze sprang der Hund an's Land, dann folgten wir und
erreichten über nasses Steingeröll, schlüpferigen Tang und kantige Mies-
muscheln den festen Grund der Insel.

Eine Reihe von vier oder fünf kleinen Gehöften den Strand entlang,
jedes mit einem Stall, einer Scheune und einem kleinen Vorgarten, in
welchem Grünkohl und Petersilie gedeihen, und ein paar Obstbäume ihr Leben
fristen, das ist, womit Amrum uns empfing, das ist Steenodde. Dazu
kamen noch verschiedene Eisentheile, wie sie beim Bau von Schiffen und
Hotels auf Actien verwandt werden, Schraubenflügel, Anker, Schienen und
Träger, theils einzeln, theils in Gruppen auf einer kleinen Wiese gelagert,
und ein großer Haufe von Steinen verschiedener Größe, jeder mit einem
Loch in der Mitte, dazu bestimmt, die Bäumchen, Reisbesen und Stroh-
wische fest zu ankern, die im Wattenmeer dem Schiffer den Weg weisen.
Das Wichtigste in Steenodde aber ist das letzte Haus in der Reihe, genannt
Hotel zum lustigen Seehund. Aeußcrlich thut es sich nicht vor den andern
hervor, es wird vielmehr an Jugend und Schönheit von manchem über-
troffen. Die Spiräenhecke des Gartens gleicht einer Reihe von Besen,
einer Sammlung von Modellen für die Seezeichen, die Apfelbäume kümmern,
struppig und vermoost. Durch die Hansthüre, wenn sie geschlossen ist, heult
der Sturm, durch die undichten Rahmen der Fenster pfeift der Wind. Der
Ofen des Gastzimmers ist einer von denen, die wenig kosten und wenig
bringen, der Ofen des Logirzimmers ist überhaupt nicht vorhanden. Eine
rechtsdrehende Wendeltreppe von Eisen leitet den Freindling in höhere
Sphären empor, sie selbst ist eine Fremdes eine zu groß angelegte Natur,
und paßt nicht recht in ihre Umgebung. Wer sie besteigen will, muß zuvor
an ihr vorbei in den dunkelsten Winkel sich schmiegen, sonst findet er den
rechten Aufgang nicht. Bei Tage findet man ihn überhaupt nicht, 'des
Abends niit Licht nnd Nachdenken allmählich. Aber man braucht ihn auch

nicht zu finden, denn die Sprossen des Geländers stehen weitläufig genug, um einen Menschen von gewöhnliche?« Leibesumfang und Militairmasz hindurchschlüpfen zu lassen. Darum ist es auch wieder gut, daß die Treppe nicht höher hinanführt, als bis unter's Dach, sie möchte bei schwachen Naturen sonst leicht Schwindel erregen. Ihre Berührung, wenn es draußen friert und stürmt, macht auch Starke schaudern.
Aber der Seehund, wie die Naturgeschichte lehrt, ist gegen die Unbilden der Witterung unempfindlich. Ausgangs Januar wirft er seine niedlichen Jungen in die Kammern der Eisberge, die im Meere herumschwimmen und polstert ihnen die Kinderstube mit dem feinsten Dunenschnee. Wer frostiger Natur ist, soll nicht beim Seehund zu Gaste gehn, so bleibt er warm, wer aber zu ihm kommt, der soll mit dem vorlieb nehmen, was er findet. Auch der Storch hat beim Fuchse vorlieb genommen. Wen führt auch sein Weg von Rechts wegen zur Winterszeit auf dieses Eiland? Außer mir, Mohr und Josef war nur noch Herr Hummel da, aus dem Lande Wursten, von Stande ein Lehrer, der in Sachen einer Hamburger Zeitung für das aufgehende Gestirn des Weltbades Amrum Reclame zu schreiben kam. Wir fanden ihn auf dem Dampfschiff und die Reisedecke in Bielefelder imitirtem Tigerfell mit scharlachroth fesselte unsere Sinne. „Buschiri," hatte Josef gemurmelt, denn Herr Hummel war feist und schwarzbärtig um Kinn und Wangen. Man schießt mit bloßen Vermuthungen allenthalben leicht über das Ziel hinaus. Erst von dem alten Stewart erfuhr Josef seine wahre Begangenschaft. Wer zur Winterszeit jenen Theil der Welt betritt, der thäte am Besten, er heftete an jeden Theil seines Ich einen sichtbaren Zettel mit seinem Rainen, Stand und Wohnung, dadurch sparte er den Leuten viel Kopfzerbrechen. Wie haben sie meinen Hund geliebkost und bewundert, blos um meinen Namen auf dem Halsband zu entziffern! Erfahren hätten sie ihn ja doch. Der Hausknecht liest ihn im Fremdenbuch und theilt ihn auf dem Schiff deni alten Stewart mit, der wieder dem nächsten Hausknecht und so wandelt, wohin er sich auch wenden mag, ungesehen und allmächtig, Frau Fama vor ihm her und verkündet: „Herr Hummel aus dem Lande Wursten ist angekommen."
Wäre es nicht mir selbst passirt, ich würde es nicht für möglich halten. In den Dünen auf Amrum sind die milden Kaninchen so häufig, daß man fast auf sie tritt, besonders am Abend, wenn sie aus ihren Höhlen hervorkommen, denn am Tage liegen sie still und man sieht kaum Eins. Mohr jagte den ganzen Tag ihren Spuren nach und hätte das Eine fast erwischt. Das Thier kam in seiner Verblüffung geradeswegs auf mich los, sodaß ich mit dem Stock danach schlagen mußte, um nicht überrannt zu werden. Da schrie es auf, schlug einen Haken und war im Haidekraut verschwunden. Josef behauptete, es hätte ganz deutlich die Worte „Herr Doctor" geschrien, und das märe auch gar nicht munderbar, daß die Mär von unserer Ankunft

bis zu den Kaninchen gedrungen sein sollte. Nur geht es doch nicht recht
an, daß das Thier wirklich sollte wie ein Mensch gesprochen haben. Es
wird damit wohl gewesen sein, ivie mit dem Esel des Bileam, welcher sich
auch deuten läßt. Als das Kaninchen mir zu Leibe ging, war es fast Nacht,
die Dünen gleißten hell, die sumpfigen Haideflächen dazwischen waren tief
schwarz, sodaß man sie vor dem Betreten für Moorgründe hielt. Den ganzen
Tag waren mir in den Dünen herumgestiegen und am Strande gegangen,
in der strengen Luft ohne Speise und Trank und machten bei anbrechender
Nacht die Entdeckung, daß wir verirrt seien. Wohin wir uns auch wandten,
immer wieder lagen Dünen vor uns, regellos, ohne sichtbares Princip, das
uns einen Fingerzeig geben konnte, durcheinander geschoben und dazwischen
immer neue, immer schwärzere Abgründe. Die Dünen sind im Ganzen
nicht hoch, dreißig bis vierzig Fuß höchstens, schätze ich, und die Sümpfe
nicht gefährlich; an einer einzigen Stelle nur, wo es keinen Sumpf gab,
fondern Triebsand, versank der Stock widerstandslos darin bis zum Griff;
aber wenn es nicht geht, wie es niüßte und alle Berechnung im Stich läßt,
da geräth auch der Ruhigste in eine verhaltene Aufregung und nichts ist
dann häufiger, als derlei Sinnestäuschungen, auf Latein genannt Illusionen.
Eine Sinnestäuschung anderer Art nahm ich an mir wahr. Als wir endlich
das Licht des Leuchtthurmes entdeckt und danach die einzuschlagende Richtung
bestimmt, auch aus den Dünen uns herausgewickelt und die Landstraße ge-
wonnen hatten, konnte ich mich lange des Eindrucks nicht entschlcigcn, als
sei das Hellere über den Dünen nicht der Himmel, sondern das Meer und
als ginge ich auf einem hohen Berge und sähe auf die Dünenkette und den
Leuchtthurm von oben hinab. Die Schätzung der Horizontalen war mir ab-
handen gekommen, ich trug offenbar den Kopf zu hoch. Man weiß eben,
wenn die Kraft nachläßt und die Schwäche eintritt, nie genau vorher, an
welcher Stelle ihr erstes Zeichen erscheinen wird.
Von dem zukünftigen Weltbade auf Amrum bekamen wir an jenem
Morgen außer Herrn Hummel nur noch zwei Gegenstände zu Gesicht, Hotels
am Südende der Insel, die wie ein Spuk im Nebel standen, unbewohnt
natürlich und das eine gar von Eisen! Wie erwärmend war dagegen der
Anblick des brennenden Ofens, als wir in die Gaststube des lustigen See-
hundes traten! An die Gaststube stieß, durch einen Jutevorhang getrennt,
ein Hinterzimmer, an das Hinterzimmer die Waschküche, an die Waschküche
die große Küche, an die große Küche wieder die Hausflur. Ich ging rund
herum. Alles war kalt, öde und leer. Niemand ließ sich blicken, das Feiler
ini Ofen brannte auf eigene Hand. Ich machte nochmals die Mnde, da
ließ sich ein lustiges Lachen vernehmen und neben der Küche that sich die
Thüre zu einem Gemach ans, das etwas Anderes als mit Dunenschnee ge-
polstert war. .Das war Er. Seit zehn Tagen verheirathet, hielt er hier
mit Frau und Schwiegermutter zusammen Haus und kam, als er Besuch
witterte, hervor. Ein kalter Imbiß und ein heißer Grogk stärkte die Lebens-

geister, dann gingen wir, um Amrum zu erforschen, vom Strande weg, den
im Nebel ragenden Hügelkuppen entgegen.
Wir fanden ein großes Hünengrab, uin welches im Kreise herum kleinere
Grabhügel lagen, alle schon von beutegierigen Händen durchwühlt. Ein paar
Schafe rannten bei unserem Nahen bestürzt davon. Weiter ging es durch
Haidekraut und Gräser hinab, über Brachäcker, dann kam ein Weg, der uns
in ein Dorf brachte, Sttddorf, welches im Süden der Insel liegt, wie Norddorf
im Norden. Nimmt man dazu die Ortschaften Steenodde — welches Stein-
spitze bedeutet — und Nebel, und beglückt sie Alle mit einander mit den
Segnungen, die das zukünftige Weltbad im Gefolge hat, so bleibt der Mann
auf dein Leuchtthurm der einzige Bewohner von Amrum, der nicht darauf
gewiesen ist, das Handwerk eines Trockenpiraten zu treiben.
Wir hatten die Absicht, uns den Dünen zuzuwenden und durch sie hin-
durch das offene Meer zu gewinnen, und fragten, da der Nebel jede Aussicht
benahm, eine Frau über die einzuschlagende Richtung. Aus der Antwort
jedoch war nicht klug zu werden. „Dort liegen die Dünen, also müssen wir
dahinter das Meer finden." — „Nein," sagte sie, „das Meer fänden wir
in jener Richtung nicht, fondern den Sand," und wies uns mit der Hand
für daS Meer eine andere Richtung. Wir wendeten uns immerhin fürs
Erste den Dünen zu. Sie konnten nicht fern sein, denn unter ihrem Schutz
gediehen die Obstbäume in den Dorfgärten zu einer ziemlichen Höhe, das
ganze Dorf sah sauber aus und hinter den meisten Fenstern blühte oder grünte
etwas. Der Nebel roch so rein und kräftig, als märe er eben frisch aus der
See gestiegen. Wir gingen über einen Brachacker und standen auf einem
Streif magersten Haidebodens, der an Farbenpracht einem persischen Teppich
nicht nachstand. Das weißliche RennthiermooS und eine schwärzliche Flechte
bildeten im Verein mit der dunkelbraunen Calluna den Grund, in welchen
hinein die grauliche Sumpshaide mit dem Empetrum und dem Judasmoos
ihre Muster zeichneten. Das JudaSmoos steht freilich nicht in der Synopsis,
Josef hat es also benannt seines leuchtenden, falschen Grüns wegen, und
ich finde den Namen ganz zutreffend. Mit deutschen Namen kann ja in der
Botanik ein Jeder schalten, wie es ihm beliebt, nnd Josef auch. War es der
magere Boden, oder der Zahn des wilden Kaninchens, dessen Domäne wir
hier betraten, das Ganze bildete ein so ebenmäßiges Polster, daß Keins das
Andere überragte. Die zarten Farbentöne lagen in größter Mannigfaltigkeit
neben einander und steigerten sich gegenseitig, es nahm Einen schließlich
Wunder, wenn man snchte, und fand hinter dein lebhaften Farbenspiel immer
nur dieselben wenigen Elemente. Die Düne stand mit ihrem Fuß recht eigentlich
im Haideland drin, und in ihren: Bereich trat eine ähnliche Farbenwirkung
hervor, nur bildete hier den Untergrund der reine Sand, welcher in seiner zart
bräunlichen Tönung alles Farbige, das sich auf ihn hinauswagt, die wenigen
Haidekräuter und Sandgräser, ein paar Moose und die zwerghaften Weiden-

arten mit rother, blauer und goldgelber Mnde, selbstlos hegt und auf's schönste zur Schau stellt.

Wir schritten von Düne zu Düne, nahmen die Gipfel im Sturm, gingen die Kämme entlang, stiegen in den Grund der Thäler und fanden, daß überall unscheinbare Pflanzenmesen es waren, welche den Grund zum Aufbau der weißen Gebirge legten, ja man sah den Vorgang noch überall sich voll-ziehen und konnte ihn in allen seinen Theilen verfolgen. Die kleinen Sträucher sind es, das Emvetrum und der Thymian und die Weidenarten, sie fangen den wehenden Sand auf und sammeln ihn unter ihrem Schirm, so entstehen runde Kuppen von Maulwurfshügelsgröße bis zu Manneshöhe, welche aus-sehen, als habe eine Kinderhand einen weißen Sandberg über und über mit Knospen und Zweigen gespickt. Unter günstigen Umständen vereinigen sich mehrere Pflanzen verschiedener Gattung und gründen gemeinsam eine kleine Düne auf Actien, das hat dann, so lange es gut geht, und keiner der Gründer den andern drängt, einen um so größeren Erfolg, denn die ganze Kunst, einen Sandberg festzulegen, besteht darin, ihn arbeiten zu lassen, ihn gleichmäßig zu bepflanzen, damit der Wind keinen schwachen Punkt findet. Nun aber kommen die Unzukömmlichkeiten. Ein Zweig verwelkt, weil sein Nachbar zu schnell gewachsen ist oder weil das Kaninchen ihn entrindete, der Wind greift in die Lücke und entführt den Sand, die Wurzeln hängen frei in der Luft und verdorren, der ganze Strauch stirbt ab, und der ganze Hügel, der den, innern Halt verlor, fängt an zu wandern. Das ist die Vorgeschichte der Düne, nun fängt ihre Geschichte an. Der Sturm wühlt in den Sand-haufen, in denen das Material aufgespeichert liegt, aus ihren Seiten er-gießen sich Ströme fliegenden Sandes, die Oberfläche hält zur Notb noch das dürre Wurzelwerk mit Hilfe des Regens zusammen. So bleiben Ge-bilde von Pudding- oder Pilzform übrig, deren Herkunft dem Neuling in der Dünenwelt zu rathen giebt. Es mag regnen oder frieren, immer findet sich an ihren Flächen und unterhölten Rändern trockenen Sandes die Fülle welcher vom Winde fortgetrieben, bei jedem Hindernisse sich auf's Neue sammelt, und stets geneigt, den Vorgang der Hügelbildung kraft seiner Masse in größerem Maßstabe zu wiederholen, am Ende auch ohne höheren Schutz und Schirm, mittelst ihrer, selbständige Gipfel auferbaut. So sieht die Zeit in ihrem Verlauf, wie das Sandkorn mit den: Sandkorn zu Gebirgen sich verbindet.

In diesen Gebirgen tritt das Gesetz ihrer Entstehung in Folge des Ringens elementarer Gewalten unverhüllt der Anschauung gegenüber, des-halb wirkt ihr Anblick, wie jedes Ding, welches den Verstand anspricht, ohne ihn sofort zu befriedigen, zunächst auf das Gefühl. Man ist wohl geneigt, etwas, wie verkörperte Mnsik in ihnen zu finden, und nicht ohne Grund. Gerade in der vornehmsten Musik, bei Beethoven nnd bei Bach verdeckt nur ein dünner Nebel das zwingende Gesetz, nach welchen? sie so wurde, wie sie ist, und nicht anders werden konnte, und sie spricht, indem sie ans den

Verstand zielt, zunächst mächtig das Gefühl an. Wohlverstanden, das Gefühl des Laien; denn ist erst der Kenner fertig, hat der Verstand erst den Nebel durchdrungen, jeden einzelnen Ton contravunctisch classificirt und das Gesetz erfaßt, dann kann das heimatlose Gefühl betteln gehen — bei der Zukunftsmusik.

Hier in der Dünenwelt kommt, um den Eindruck zu steigern, noch das vollständige Fehlen alles dessen hinzu, was sich in dem einen Worte „Alltagstreiben" zusammenfassen läßt, und was hier den Sinnen ebenso fern liegt, wie in den Schneegefilden der Alpen, deren edle Linien diese reinen Gipfel, diese kühn und sanft geschwungenen Joche wiederholen. Man vergißt völlig, wie groß oder wie klein sie sind. Hinter dein dünnen Nebel, der um ihre Klippen zieht, steht das schaffende Princip selber. Das Menschenmerk findet, wo die Naturkräfte ringen, keine Stätte. Ein einziges Zeichen war da, ein Echo aus verschollenen Jahrtausenden, im Grunde eines Thalkessels ein Haufen von Findlingsblöcken, welcher auf der Specialkarte die Bezeichnung trägt: „Prähistorische Opferstätte". Die Steine hat der Flugsand polirt, inmitten der fahlen Einode glänzen sie in lebhaften Farben. Ein Adlerpaar, das der Jagd in den Dünen obgelegen, umflog uns beobachtend, um sich dann auf einer entfernteren Kuppe niederzulassen.

Von den Steinen kamen wir in ein Thal, dessen Boden eine besondere Färbung zeigte. Man nimmt oft von der Höhe einer Düne herab verschiedene Färbungen des Sandes im Grunde der Thäler und an den Abhängen wahr und ist nicht im Stande anzugeben, wer die Wahl getroffen, und dieses Thal röthlich, ein anderes gelb, den einen Abhang grau, den anderen grün grundirt habe. Hier mar der Künstler wiederum der Wind gewesen. Alles, was leicht war, hatte er hinweggefegt, und nur die schweren blanken Quarzkörner von einer gewissen Größe bis auf Weiteres zurückgelassen. Kommt er im März wieder als Sturm, um seine Dünen dem Weltbade zu Ehren neu zu schmücken, so langt er hier nur zu und wirft ein paar Fäuste voll über die nächste Kante, dann entsteht sicher auf dem AbHange dahinter eine lange, bernsteinfarbene Linie, von der wieder kein Mensch weih, wie sie entstanden ist.

Am westlichen Abhang, wo die Gewalt des Windes am stärksten ist, gedeihen die Sandgräser am üppigsten. Da kann man sehen, wie bei der Entstehung der Arten Manches, was scheinbar unvermittelt, wie durch einen selbständigen Schöpfungsact hervortritt, doch in seinen Bedingungen schon früher vorhanden war und nur der Gelegenheit harrte, um öffentlich zu erscheinen. Fast jede Strandhaferpflanze besitzt unter ihren zu Spießen eingerollten Blättern ein paar geometrische Talente, die im Winde um sich schlagen und den sonst in der sogenannten Natur verpönten vollkommenen Kreisbogen auf die einfachste Weise von der Welt um sich herum in den Sand zeichnen. Wer sie nicht bei der Arbeit sieht, der kann lange rathen, wessen Hand alle jene Kreise so fein gezirkelt bat.

Wir überschritten die Dünen, kamen an den Strand und fanden dort,
die Frau hatte Recht gehabt, das Meer war nicht vorhanden. Statt seiner
dehnte sich, soweit der Blick reichte, nichts als eine graue Fläche feuchten
Sandes aus, deren Oberfläche in seichten Fnrchungen und Rillen die Spuren
des Seeganges trug. Den Horizont deckte der Nebel zu. Aus weiter Ferne
drang ein unbestimmtes Rauschen herüber. Wir betraten von: Strande aus
die Fläche, anfangs zögernd und tastend, um nicht unversehens in Triebsand
zu gerathen, dann wurden wir dreister und gingen hin und her, den ein-
zelnen Gegenständen nach, die schon von weitem sichtbar waren. Viel gab
es nicht, ein paar Muschelschalen nnd losgerissene Tangbüschel waren die ein-
zigen Zeichen organischeu Lebens auf der tobten Fläche. In den grauen Sand
drang der Stock nur ein paar Zoll tief ein, darunter lag blauer Ton oder
schwärzlicher Moder. Dem Hunde ging es nicht anders als uns, er sah das
Watt an, dann uns, dann betrat er es vorsichtig wie junges Eis, doch als wir
weiter hinausgingen und eine bestimmte Richtung einhielten, mar er uns
bald weit voraus. In der Ferne lag ein größerer Gegenstand, der einzige
auf der sichtbaren Fläche, Wir gingen hin und fanden eine leere Fischkiste,
wie sie die Engländer hier häusig verlieren, von weitem gesehen, hätte es
ebenso gut ein Haus sein können. Die Spitze eines Stockes war frisch in
den Schlamm gedrückt, der ihren Boden bedeckte, die Spur eines Menschen-
fußes war daneben sichtbar, es war also Jemand vor uns hier gewesen und
wieder ans Land gegangen, ringsum wenigstens war keine Spur mehr von
ihm zu sehen, und weiter hinaus sich zu wagen in den Nebel, der die
Ferne deckte, was sollte ihn wohl dazu getrieben haben? Aber wie, wenn
jetzt die Fluth käme? Dort hebt sich der Nebel etwas und die weißen Köpfe
der Brandung werden sichtbar. Eine unermeßliche Schaar von Rottgänsen
schwebt schreiend darüber, immer mehr — noch mehr. Wir hatten hier
nichts weiter zu suchen, wir wandten aus dem Lande zu und betraten wieder
den sicheren Strand. Hinter uns aber — lag die graue Fläche noch
stundenlang, so lange wir sie sahen, in ihrer Nacktheit da.

Am Strande fortgehend, sammelten wir, was die See ausgeworfen
hatte. Die Tangarten waren dieselben wie auf Föhr. Jeder von uns fand
einen versteinerten Seeigel, meiner aber war größer. Josef fand einen
skelettirten Dorschkopf von ungewöhnlicher Schönheit und einen lebendigen
Taschenkrebs, ich ein Stück Bernstein, so groß wie eine Kartoffel, wir Beide
zusammen einen morschen Baumstumpf, durchsetzt mit Hunderten von Bohr-
muscheln. Der Stumpf mochte schon weit auf dem Meere herumgeschwommen
und lange hier gelegen sein, die Muschelschalen waren so bröckelig wie
Kreide. Diese hier gehörten der großen Bohrmuschel an, einer Bewohnerin
wärmerer Meere, welche über Antwerpen hinaus noch nicht nach Osten ge-
drungen ist. Woher der Baumstumpf kommen mochte, konnte weder ich noch
Josef sagen, die Meeresströmungen ziehen weit herum um den Erdball und
tragen oft die Gegenstände nach entlegenen Küsten. Indem wir uns hier

bemühten, mit Hilfe des Taschenmessers eine der Muscheln unversehrt heraus zu bringen, was uns nicht gelingen wollte, trieb auf der anderen Seite der Insel in Steenodde ein leeres Boot ans Land, welches die Aufschrift trug „Leerdamm." Die Leerdamm, ein niederländisches Ausmandererschiff, war vor zehn Tagen im Canal mit einem anderen Schiff zusammengestoßen und gesunken, die Besatzung, lauter Hindus und Chinesen, hatte der französische Dampfer „Emma", Capitain Basroger, aufgenommen und in Hamburg gelandet. Die Zeitungen hatten von der Noth der armen Leute erzählt und von den mitleidigen Seelen in Hamburg, und nun lag, als mir am anderen Morgen Steenodde wieder verließen, das Boot, das dabei gewesen, ruhig am Strande.

In den Schlick kam eine Veränderung, er war nicht mehr so ebenmäßig geriffelt wie vorhin, sondern glich von fern einem frisch gepflügten Ackerfelde, das ein Platzregen beschlagen hat und enthielt größere Tümpel und kleine Seen, an denen trübsinnige Möven vereinzelt weideten. In der Nähe gesehen waren es wieder die Colonien des Seewurmes, die den Boden uneben machten, doch hier in viel größerem Maßstabe, als in der Bucht von Eckernförde.

Wir wandten uns dem Lande zu und durchschritten die Dünen der Quere nach, um nach dem Dorfe Nebel zu kommen. Auf der Höhe sandten wir noch einen Blick auf das Meer. Der Nebel war gestiegen, wir übersahen den ganzen Sand, der an Ausdehnung der Insel selbst nicht viel nachstehen mag. Jenseits des Sandes sprangen die weißen Wellen in die Höhe und wir hörten ihr Rauschen. Ueber dem Meere nordwärts erschienen die Dünen von Sylt.

Das Dorf Nebel erreichten wir an seinem nördlichen Ende, und um den kurzen Tag auszunutzen, schlugen wir sogleich den Weg nach Norddorf ein, der uns an einein Paar durchwühlte? Hünengräber und einem im Graben kauernden wilden Nosenbusch vorbeiführte. Zuvor jedoch bescheerte das Glück meineni Hunde dafür, daß er rastlos den: edlen Waidemerk obgelegen, eine Beute. Ein verendetes Karnicket war es, er fand es zwischen Haide und Brachland in einer Furche, es mochte in einer Schlinge sein Leben gelasten, oder, was nachher glaublich wurde, an allzuvielem Haidekraut sich zu Tode gefressen haben, darum durfte auch dem redlichen Finder Niemand den erlaubten Genuß streitig machen, und er bereitete und verspeiste es vor unseren Augen. Vorerst nahm er es zwischen seine weißbeschuhten Vorderpfoten, rupfte es, zog ihm den Balg ab und schnitt daS Gekröse heraus, dann begann die Mahlzeit. Die edlen Tbeile. Herz, Lunge, Leber, machten den Anfang, dann folgte der Rücken mit den Vorderläufcn, zuletzt kam der Hals mit einem Zipfel des Pelzes und der ganze Kopf mitsammt den Ohren. Mich hat lange nichts so gesreut, wie daS tief innige Behagen, mit dem der Hnnd nach all den überstandenen Strapazen dem Fräße oblag, dem wllden Josef aber trieb der Anblick das Wasser im Munde zusammen.

„Oh pfui," sagte er, „ich könnte die Bestie jetzt todtschiehen!"

„Vergessen Sie nicht, mein Josef," sagte ich, „wir sind Menschen und der Hund ist ein Thier. Heben Sie die Augen auf und sehen Sie, wo wir sind. Die Dünen — die Haide — das Hünengrab — das Meer! Wollten Sie es jetzt unternehmen, hier, bei einem Grad unter Null, den Empfindungen Ihres liebenden Herzens Folge zu geben und zum süßen Klange der Guitarre das Lob Ihrer werthgeschätzten Camilla zu singen? Nein, nein und drei Mal nein! Mohr, sage ich, befindet sich auf der Höhe der Situation."

Als Mohr dieses hörte, erhob er sich, trug das Hintertheil das Kaninchens, in das Fell gewickelt, ein Stück feldeinmärts und verscharrte es an einem kühlen Ort, welchen außer uns dreien keine lebende Seele weiter kennt.

Norddorf freute sich des zweiten Feiertages. Die junge Welt stand vor den Thören und zwischen den Zäunen und rüstete sich, nach Nebel auf den Ball zu ziehen, der heute dort stattfand, die verwitterten Häuser unter ihren Caputzen von Rohr sahen nickt unfreundlich drein. Um uns, als mir hindurchzogen, kümmerte sich anscheinend Niemand, hätte Mohr nicht kräftig gebellt. Niemand hätte uns einen Blick geschenkt. Neugier zu zeigen, gehört in Norddorf nicht zum guten Ton. Was hilft's Dir auch, liebe Seele, die Du hier sitzest und bist neugierig? Die Welt kommt nicht zu Dir und Du nicht zu ihr, also tröste Dich und sei stark im Verhalten. Die Jugend ist in der Beziehung unbefangener. Am anderen Ende des Dorfes spielten die Jungen auf einer Wiese ein ernsthaftes Spiel, bei dem wenig gelärmt, wenig gelaufen und nur ein klein wenig über Gräben gesprungen wurde. Am Grabenrand wuchs die milde Vanille, ich wies Josef zwischen den trockenen Blättern die dürren Blüthenstengel, die in seiner Sammlung als Korallen varadirten und fragte einen der Jungen nach dem Namen der Pflanze. Natürlich siel die Antwort friesisch aus und mochte, so weit ich mich auf die Sprache verstehe, ini Deutschen etwa „blaue Ohren" — dla vier — bedeuten. Die friesischen Vocale sind, gleich den englischen, den unsrigen durch eine Lautverschiebung entfremdet uud für ein ungeübtes Ohr schwer zu deuten. Dann aber — und das war die Hauptsache — schloß die ganze Gesellschaft sich uns nn und gab Uns das Geleit, bis wir zweifellos uns wieder der Dünemvildniß zuwandten.

Die nördlichste Spitze der Insel blieb von uns unbesucht, denn der Abend brach herein. Wir gewannen hinter den Dünen den Strand und das offene Meer, sahen gegenüber den letzten Ausläufer des Sandes, Kniepsand genannt, gleich dem Daumen einer Hummerschcere in's Meer ragen und unterschieden deutlicher als zuvor am Horizonte die Insel Sylt. Dann wandten wir uns zum Rückwege und verirrten uns in den Dünen, erreichten den Telegraphen, die Landstraße und das Dorf Nebel, welches kein Ende nehmen wollte und waren endlich froh, als wir in tiefer Dunkelheit, dem brausenden Südost zum Trotz, den lustigen Seehund wiedergewannen, dein wir uns nun auf Gnade und Ungnade ergaben.

Josef spielt nicht nur die Guitarre, nein, er kocht auch, wenn es kein
Anderer thut, meisterhaft, und gab, während ich auf dein marinsten Platz
beim Ofen mich hinter dem Glase Grogk verschanzt hielt, in der Küche der
Frau und der Schwiegermutter die Verhaltungsmaßregeln an, für einen
Risotto, der zu dem Besten zählte, was ich von ihm kenne. Daneben er-
schienen gebratene Krickenten aus der Vogelkoje. Wir nickten einander be-
deutungsvoll zu und gestanden hinterher, noch nie ein köstlicheres Mahl genossen
zu haben. Mohr seinerseits dankte für Alles und wußte auch warum. Den
Grogk aber, welcher mährend und nach der Mahlzeit mehrfältig getrunken
worden sein soll, mag der lustige Seehund vor seinem Gewissen verantworten;
bezahlt ist er.

27. December 1889.

Ein Streifen Morgenroth glühte im Osten und warf einen bräunlichen
Schein über die Insel. Der Sturm fuhr vor ihm her und peitschte die graue
Meeresfluth, daß sie hoch aufsprang und in weißen Kämmen sich überwarf.
Wir saßen wieder beim Schein der Lampe auf dein Platz am Ofen, tranken
schweigend unseren Kaffee und lauschten dem Wettgesang des Sturmes und
des Meeres. Ab und zu stand Einer von uns auf, nahm eine gewärmte
Münze von der Ofenkante und thaute damit in das Eis der Fensterscheibe
eine runde Oesfuung, um nachzusehen, ob die Laterne des Stephan noch nicht in
Sicht käme. Wie das Licht des Tages stieg, entbrannte das halbe Himmels-
gewölbe in düsterer Gluth und auf dem schwärzlichen Wasser lagen die
Halligen, hier ein Dach und dort ein Dach und wieder ein Dach, unmittel-
bar aus der wilden See tauchend. Wie muß es dort sein, wenn der Tag
ausgeht und der Sturm braust um'S Haus, wie er die ganze Nacht gebraust
hat. Rings herum kein Bauin, kein Feld, kein Mensch, nur ein paar Schritte
breit Grasland und dann das wüste, wilde Meer. Ist es Ebbe, so tritt das
Meer zurück und das ertrunkene Land liegt in schrecklicher Nacktheit da,
kommt die Fluth, so werfen die Wellen ihren Schaum gegen die Fenster und
schleudern ihn über's Dach. Es kann anch sein, es kommt eine Fluth, die
steigt höher, als die vorigen, sie tritt in's Haus und verkündet, die letzte
Stunde sei angebrochen, Ist sie abgelaufen, dann ist das alte Hans ver-
schwunden und die Warf, auf der es stand, bis auf einen breiten Schlamm-
Haufen hinmeggespült. Welchem Menschen dann diese Stunde schlug, und er
hat die Jahre seines Lebens ausgehalten, wie es der Branch des Landes mit'
sich bringt, jung aus See, in mittleren Jahren mit der Gefährtin vereint,
die er zum Weibe erkoren, ob er sie gleich nie gesehen, weil sie ihm gleich
war, an Abstammung und Vermögen, die ihm die Kinder gebar und den
Haushalt führte, bis der unerbittliche Tod sie vor ihm hinwegnahm, und er iin
Alter einsam war: Was soll man solchem Menschen wünschen? Wenn ihn
die See verschlang, soll man sein Geschick preisen oder soll man es beklagen?

Das Beste wird sein, man wählt den Mittelweg und giebt zuvörderst
dein Leibe die Bestattung, die ihm von Standes wegen gebührt. Den er-
trunkenen Leichnam zu finden, ist nicht schwierig, denn zweimal in vierund-
zwanzig Stunden wechselt die Fluch mit der Ebbe, dann sieht man auf Meilen
in der Runde jeden Gegenstand auf dem Watt, der größer.ist als eines
Mannes Faust. Jener blaugraue Packen dort, halbwegs zum Horizont, wo
der Meeresstreifen flimmert, das wird er sein, bis dahin vorzudringen, durch
Schlick und Schlamm, und ihn zu holen, ist schwieriger, doch es läßt sich
machen. Den schweren Körper bindet man dort auf eine Leiter, die an der
Stelle verankert wird, und legt dabei eine Boje aus, einen dürren Ast, den
ein angebundener Stein aufrecht schwimmend erhält, so schwimmt auch der
Leichnam, wenn die Fluth kommt, sichtlich oben und wird gelandet und be-
graben bei der Kirche, zu der er bei Lebzeiten an allen hohen Festtagen, wo-
fern das Meer nicht vereist war, zu kommen pflegte, an der Seite seiner in
die selige Ewigkeit vorangegangenen Gefährtin.

Dann setzt man ihm einen Stein auf's Grab, fünf und einen halben
Fuß hoch, vom Erdboden gemessen, auf welchem in zierlicher Steinmetzarbeit
zu sehen ist, wie die Selige in einer Wolke herabschmebt und ihn mit einer
Handbewegung einlädt, mit einzusteigen. Rechts stehen die vier Söhne, lauter
Schisfscapitäne in fremden Theilen der Welt, links die vier großen Töchter,
lauter ansehnliche Kcmfmannsfraueu in Deezbüll, Schobüll, Klanrbüll und
Emmelsbüll — wovon Zweie bereits verwittwet — welche in ihren schmerz-
haften Geberden den Hintritt des Elternpaares bedauern, das Jüngste aber,
das gleich bei seinem Erscheinen der Welt wieder Valet gegeben und die Ur-
sache ward des vorzeitigen Hinscheidens der Mutter, hält sie selber auf dem
Ann. Darunter steht dann in erhabenen Letten: jene Inschrift zu lesen,
welche alles Dieses besagt und noch Unterschiedliches mehr; den Hinterbliebenen
ein Trost, dem Seligen, wenn er auf der langen Pilgerschaft in's Jenseits
einen Blick zurückwirft, ein Vorschmack der Seligkeiten, die seiner drüben
warten, uns aber, die wir als Fremdlinge den Stein betrachten, ein Nils-
blick in die Welt, in der wir leben — wie durch ein enges Cajtttenfenster.

Da geht die Sonne ans über dein grauen Meer und der Stephan
nähert sich dem Lande. Als wir von dem Boote aus an Bord kletterten,
fielen hinter uns ein paar Schüsse, der lustige Seehund feuerte unter die
Rottgänse und das Trompetengefchmetter des aufsteigenden Schwarmes war
unser Abschiedssignal.

Herrn Hummel trafen wir nicht wieder, er hatte gestern nach genommener
Einsicht, mit demselben Schiff, das ihn gebracht, die Rückfahrt angetreten.
Als ich einmal die warme Cajüte verließ, um auf dein Verdeck Umschau zu
halten, nahm mir der Swrin meinen Hut und hätte ihn in's Meer geweht,
wenn ich mich nicht auf ihn geworfen und ihn noch am Geländer ergriffen
hätte. Im Begriff, mich wieder aufzurichten, sah ich in Möhrs braunes

Augenpaar. Er kennt meinen Schritt und kam, als er mich stürzen hörte,
zu meinem Beistand aus der Cajüte hervorgeschossen.
Noch einmal sah uns das trauliche Gemach in Josefs Hotel bei einer
blank behelmten Masche vereinigt, dann läutete wieder der Stephan und wir
zwei landfremde Reisende stiegen zum letzten Male in's Boot und verließen
die Insel. Es war auch nichts mehr dort zu Holm. Der Sturm pfiff durch
die Fenster und zog durch alle Wände, der Hafen lag bis auf einen wider-
lichen Schlammgraben trocken, den gefrorenen Strand hinan rollten ganze
Bündel dürren Seegrases durch die Straßen, ausgekämmte Haarwickel, von
des alten Meergreises Nereus Fräulein Töchtern, Seespinnen und anderes
Ungeziefer streckte die erstorbenen Beine daraus hervor. Eine mitleidlose Sonne
sah verächtlich herab auf all den Unfug.
Am Abend desselben Tages, in Niebüll, fühlte ich es wie Vorzeichen der
Influenza gegen mich andringen, am nächsten Abend war ich zu Hause.
Die letzte Mittagsstation hatte ich im Bahnhofshotel zu Flensburg gemacht,
dort traf ich einen alten Bekannten wieder, den römischen Generalfeldobristen
Marius, denselben, der unsere alten Cimbern bei Aquä Sextiä vor zwei-
tausend Jahren so grausam in die Pfanne gehauen hat. Schade, daß Josef
nicht da mar, der hätte seine Freude an' dem Wiedersehen gehabt, denn
sein Vaterland liebt er mit nicht minderer Gluth der Seele wie seine Camilla.
„Seht einmal den an," so hätte er gerufen, „den hat's aber ermischt!
Sitzt er nicht da, wie ein armer Schacher? Halbnackt, auf dein bloßen Stein.
Und das schwarze Mohrengesicht, was hat er mit dem?" „Wir wollen lesen,
Josef," hätte ich gesagt, „was unter dem Bilde steht: Marius auf dm
Trümmern Karthajos." — Und dann noch: „Wenn du dm Lucilius siehst,
Sklave, so sage ihm, du habest dm Marius auf den Trümmern Karthajms
meinen gesehen."
In meinem Zimmer auf dem Tisch lagen zwei Briefe und ein Krumm-
stab, also muß — so sagte ich mir — das Erlernen des Auf- und Ab-
sitzens doch keine unüberwindlichen Schmierigkeiten bieten. Der eine der
Briefe zeigte Josefs geschätzte Handschrift und enthielt die inzwischen hin-
fällig gewordme Absage vom zwanzigsten d. M. Der Andere zeigte dieselbe
Handschrift und war datirt: Wyk a. Föhr, 27. December 1889, An seinem
Inhalt war das Wort „Weltbad" das Wesentlichste, es kam ungefähr sieben
Mal darin vor. Und dann der Schlußsatz, der lautete: — statt Amrum künftig
zu schreiben Jmrum?"
Da müßte denn doch aber erst noch die neue Orthographie mit zu
Ruthe gezogen werdm.

Das malerische Schweden. Eine Schilderung in Wort und Bild. Mit 160 Illustrationen. Uebersetzt von Dr. Otto Hoppe. Zweite Subscription. Erste Lieferung. (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.)

In Heft 1S3 (October 189«) dieser Zeitschrift haben mir dieses werthvolle Werk bei seinem ersten Erscheinen eingehend gewürdigt. Unsere Prophezeiung, daß dasselbe in kurzer Zeit zahlreiche Freunde finden werde — was freilich nicht schwer vorauszusehen war — hat sich voll erfüllt, so dafz die Verlagshandlung, den Wünschen weiter Kreise entgegenkommend, eine zweite Subscriptions-Ausgabe zu veranstalten sich bewogen fühlt. Der bildliche wie der textliche Theil, zu deren Herstellung sich die bedeutendsten künstlerischen und literarischen Kräfte Schwedens vereinigt haben, gewähren uns einen lehrreichen Maßstab für die hohe Leistungsfähigkeit des nordischen Landes auf den betreffenden Gebieten. Bon der Trefflichkeit des Jllustrationsmaterials haben wir den Lesern dieser Zeitschrift voriges Mal durch ein paar Proben eine Anschauung gegeben, denen wir hier ein paar andere folgen lassen. Was den Text anbetrifft, so muh man anerkennen, daß die Schwierigkeiten, die derselbe gerade bei einem Prachtwerke wie das vorliegende bietet, glücklich überwunden worden sind.

Alles Doktrinäre, trocken Wissenschaftliche soll vermieden werden. Alles soll in einer anregenden, fesselnden, unterhaltenden Form vorgetragen werden, ohne daß die zu einer nutzbringenden Beschreibung von Land und Leuten nothwendigen wissenschaftlichen Grundlagen, wichtige statistische, geographische, volkswirthschaftliche u. s. w. Einzelheiten, unberücksichtigt gelassen werde». Dabei hindert auch die Rücksicht auf das Bildermaterial die freie Beweglichkeit des Schriftstellers. Diese vorhandenen Schwierigkeiten wurden in diesem Falle noch dadurch vermehrt, dafz der Text aus den Beiträgen verschiedener Schriftsteller zusammengesetzt worden ist, so daß die Einheitlichkeit der Darstellung leicht gefährdet werden konnte. Diese Gefahr ist aber mit großem Geschick vermieden worden. Die Abweichung zwischen den einzelnen Schilderungen ist nicht so groß, daß der einheitliche Eindruck des Werkes darunter leidet, sondern nur gerade so stark, um als angenehme Abwechselung empfunden zu werden, und daß eS der Treue und Genauigkeit der einzelnen Darstellungen nur zu Gute kommen mußte, wenn für jede

nach des Tage« Last und Hitze gegolten hat und noch gilt, für immer versperrt blieb, oder doch zu spät eröffnet wurde.

Schiller wird im besten Mannesalter, mit großen dramatischen Plänen beschäftigt, vom Tode ereilt: Heinrich von Kleist, vielleicht der größte dramatische Genius, den Deutschland je besessen, wird aus Verzweiflung über die jammervolle Lage des Vaterlandes und vor Allem aus Mangel an jeglicher Anerkennung, die für den Dichter nun einmal so nothwendig ist wie der Sonnenschein für die Pflanze, mit 35 Jahren zum Selbstmord getrieben, Grabbe erliegt in demselben Alter und zum Theil aus denselben Gründen einem ausschweifenden, regellosen Treiben; Hebbel kann sich bei seiner hohen Begabung von der Vorliebe für das Seltsame und Widerwärtige erst spät frei machen; Grillparzer zieht sich, durch die Gleichgiltigkeit, mit der man ihm im eigenen Vaterlande begegnet, verletzt, vollständig von der Bühne zurück, und Otto Ludwig endlich wird, nachdem eS ihm mit unsäglicher Mühe gelungen, auf der Bühne Erfolge zu erringen, von »«unterbrochener Krankheit und allzupeinlicher Selbstkritik an der Vollendung seiner mächtigen Entwürfe gehindert.

Unter allen, die nicht wurden, was sie wollten, sagt Georg Brandes, leidet Niemand so furchtbar wie der hochstrebende Geist, der sich durch sein ganzes Sein, durch eine unwiderstehliche innere Stimme in einen bestimmten Beruf, und nur in diesen, getrieben fühlt und dessen Kräfte aus irgend welchen Gründen nicht zu voller Entwickclung gelangen. Solche Naturen gleichen einem herrlichen, großgedachtem Gemälde, das irgendwo an auffälliger Stelle durch eine Lücke, eine widrige Verzeichnung verunstaltet wird, sie besitzen Alles, was den unsterblichen Meister bildet, bis auf jenen kleinen Punkt über dem i, der den Buchstaben fertig macht, — Diese Worte kann man mit vollem Rechte auf Otto Ludwig anwenden.

Wahrhaft Vollendetes hat er wenig hinterlassen trotz seiner angestrengten Thätigkeit, und doch trägt Alles, was wir von ihm besitzen, den Stempel des echten Genius, dem nur ein widriges Geschick die volle Reife versagt hat. Mit welcher Bescheidenheit sagt der Dichter von seinem eigenen Streben; „Wir geben unsere besten Kräfte freudig an das Suchen eines Weges, den dann eine gemaltigere und nicht in diesem mühseligen Suchen verkümmerte Kraft wandeln wird, wir füllen mit unseren Leichen den Graben, über den der Sieger für die Sache der echten Kunst mit geschonten Kräften einst zum Siege fliegen kann."

Noch hat Deutschland diesen Sieger nicht hervorgebracht; daß aber der Weg, de» Otto Ludwig eingeschlagen hat, der richtige ist, wird Niemand bezweifeln, der seine zahlreichen Fragmente mit Ernst studirt und namentlich seinen ästhetischen Studien die gebührende Aufmerksamkeit widmet.

Ueberblickt man die großartige Reihe theils vollendeter, theils unvollendeter Charactcre, die sich in feinen Dramenfragmenten und Plänen vorfinden, so hat man die Empfindung, als wandle man in dem Riesenatelier eines großen Künstlers, der unablässig an seinen Gestalten gefeilt und geändert hat und sich niemals genug thun konnte, so daß er vor übergroßer Bescheidenheit keine seiner herrlichen Figuren das Licht der Oeffentlichkeit erblicken ließ, bis endlich der grausame Tod ihm mitten unter seinen Geschöpfen den Meißel aus der Hand riß und der Nachwelt den Blick in diese, in ihrer Art einzige Werkstatt öffnete.

Da gewahren wir die schöne Fraucngestalt der Agnes Bernauer in sieben völlig verschiedenen Auffassungen, die den Dichter vom Anfang seiner dramatischen Laufbahn bis an sein Lebensende beschäftigt: dort sehen wir die ernste Gestalt König Alfreds von England, dort das Bild der keuschen Genoveva, den interessanten Greis Marino Falieri, die ideale Jünglingsgestalt des Tiberius Gracchus; den «alten Fritz' mit seinen großen Auge», die Alles zu durchdringen scheinen, den charakteristischen Kopf Wallensteins und viele Andere. Und welche Fülle von Leben, von echt dramatischer Bewegung, von feinster Charakteristik in allen denjenigen Figuren, die um die Hauptperson sich gruppiren! Bewunderung und Wehmuth kämpfen in unserem Innern bei solchem Anblick und wir fragen uns seufzend: warum mußte uns Deutschen diese edle Kraft verkümmern.

Der Franzose Chamfort hat gewiß Recht, wenn er sagt, um in der Literatur ein großer Mann zu werden oder eine bedeutende Revolution in ihr hervorzurufen, müsse man ebenso wie in der Politik Alles vorbereitet und für seine Zwecke vorhanden finden. DaS war nun keineswegs für den Dramatiker der Fall zu Ludwigs Zeit, in der Alles gährte und wogte, um die großen politischen Ereignisse von 1864/66 und 70 zu er-

möglichen. „Unsere Dramen" schreibt Otto Ludwig in seinen Studienheften, „sind jetzt meist Versuche einer Uebergangszcit, die schwerlich im Volke, wenn auch in der Literatur» geschichte fortleben werden. Die meisten jetzigen Dichter sind eigentlich Volksredner, Politiker, wie der Schnupfen sich auf die Poesie werfend, weil sie im Staate sich nicht ausleben können " Leider paßt diese Charakteristik auch zum großen Theil noch auf unsere Zeit.

Wie ernst der Dichter seinen Beruf nahm — man könnte fast sagen, zu ernst — geht aus seinen Studienheften, besonders aus seinen Shakespeare-Studien hervor. Als Berthold Auerbach sie gelesen hatte, schrieb er an seinen Freiing Jakob Auerbach: „Es ist mir eine Erweckung von tausenderlei Gesprächen und Ludwig hat eine Physiologie der Poesie in aphoristischer Form gegeben, wie sie noch nie auch nur versucht wurde. Ich sehe aber auch immer deutlicher, wie er damit seine Production ruinirte. Es geht nicht, daß man so in'S Wissen vom Phantasmen sich eingräbt und dabei noch in freier Atmosphäre wirklich die Phantasie walten lassen kann. Ludwig hat sich als Opfer dargebracht, und dies Buch ist von der umfassendsten Bedeutung, aber natürlich nur für Wenige."

Diese Wenigen sollten in erster Reihe unsere Kritiker und unsere jungen Dichter sein, um zu erkennen, wie der Dichter seine Aufgabe zu nehmen hat, wenn er den Gipfel der Vollendung erreichen will. Wen möchten jene Worte nicht erschüttern, die Ludwig kurz vor seinem Tode niederschrieb, als er noch auf die Wiederherstellung seiner Gesundheit hoffte: »Ich habe Grund überzeugt zu sein, daß ich nun nach gewissenhaften Studien weiß, was zu einem gesunden und tüchtigen Drama gehört, und auch des Könnens, nicht allein des Wissens sicher zu sein. Nur ein Blick auf zwei oder drei Jahre völliger Sorglosigkeit und einige Tragödien sollten sich aufbauen, deren sich meine Nation und Zeit nicht zu schämen haben sollte. Ich sehe eine ganze Welt von Erfindung und Gestalten, die ich zwingen könnte, wenn ich, von dem niederhaltenden Gewicht befreit, wieder in den Flug käme. Ich glaube, es wäre noch nicht zu spät."

Es war leider zu spät. „Meine Uebel", schreibt er an den Schauspieler Lewinsk», „sind, einzeln genommen, alle nicht von bedenklicher oder gefährlicher Natur, nur schmerzhaft und selten pausirend; ich bin ein Pferd, das nicht ein Löwe, sondern eine Schaar Bremsen hetzt, die immer wieder von einer anderen Schaar abgelöst werden. So, stets absorbirt und entkräftet vom Kampfe mit unermüdlichen kleinen Peinigern, schmerzt mich nicht, daß ich den Genuß, sondern nur, daß ich den Zweck und den Gebrauch meines Lebens verliere."

Aber wenn er auch nicht das erreicht hat, was er nach seinen reichen Gaben hatte erreichen können, so bleibt für uns doch noch des Großen, Guten und Schönen, das er geschaffen, genug, um ihn mit unseren besten Dichtern auf gleiche Stufe stellen zu können. So begrüßen wir die neue Ausgabe seiner Werke, geleitet von zwei Männern, die sichere Gewähr leisten für geschmackvolle Anordnung und sorgfältigste Sichtung des außerordentlich große» Materials, mit aufrichtiger Freude. Wir werden zu dem bisher Bekannten manche neue merthoolle Gabe aus der reichen Hinterlassenschaft des Dichters ans Tageslicht gefördert sehen; zahlreiche lyrische Gedichte, dazu Novellen, Dramen und weitere Mitthcilungen aus dem schier unerschöpflichen Borne der dramaturgischen Studienhefte, Sobald der ganze Schatz gehoben sein wird, kommen wir darauf zurück.

Bibliographische Notizen.

Gesetze über daS Urheberrecht im ! sichtlich angeordnete und geschmackvoll auS-
Jn» «nd Auslände nebst den inter- , gestattete Zusammenstellung unentbehrlich
nationalen Literaturverträgen und den I sein. s.
Bestimmungen über das Verlagsrecht. !
Leipzig, Verlag von G. Hedeier. ^ Capital und Arbeit. Ein Beitrag
Zum ersten Male finden wir hier in Zur Kritik der Weltwirtschaft von Jo-
diesem Werke alle gesetzlichen Bestimmungen ! sef Doimo Beckmann. Wien. Carl
über das Urheberrecht im In- und Aus- , Konegen.
lande und das Verlagsrecht vereinigt. Für ! Das ist einer von Denen, welche sich
Autoren wie Verleger dürfte diese über- > berufen fühlen, die schwierigsten ökonomi-

schen Probleme durch Hilfsmittel zu lösen, welche sie aus den Tiefen des eigenen Gemüthes hervorholen. Er geht davon aus, bah nicht etwa der Besch, die Habe den Unterschied von Arm und Reich mache, sondern lediglich das Geld. Ursprünglich nur — so meint er — zum Tauschmittel bestimmt, habe es diese wohlthätige Function dadurch eingebüßt, daß es als Eigen» Werth gleiche Geltung gewonnen habe, wie der reale Besitz und sogar verzinst werde, also Lohn ohne Arbeit gewähre. Daß ebendieS auch bei anderem Besitz der Fall ist, leugnet er und sucht die naheliegende Analogie von Miethe und Pacht durch haltlose Gründe zu beseitigen. Da das böse Capital der Arbeit einen Theil des Lohnes entziehe, gelte eS, dasselbe zu vernichten und dieser Zweck könne nur mit Hilfe deS allmächtigen Staates dadurch erreicht werden, daß das Geld jedes realen WertheS entkleidet werde. An die Stelle des Hartgeldes müsse ein an sich werthloseL Papiergeld treten, welches der Staat als »Bescheinigung über geleistete Arbeit"' ausgeben und welches einen Anspruch auf Gewährung der vom Staat aufgehäuften Güter gewähren soll. Dieser allein wird Allerweltskäufer und Verkäufer, und der Außenhandel — bei dem Mangel an Hartgeld nur in Form directen Güteraustausches möglich — wird von ihm vollständig monovoiisirt. An die Stelle des Handels tritt der Staat, der durch seine wackeren, unparteiischen und scharffinnigen Beamten den Verkehr weit schöner reguliren wird, als der egoistische Kaufmannsstand. Wer schlecht genug ist, die Richtigkeit dieses Gedankenganges zu leugnen, ist eben nicht »Kind der neuen, in Morgenrothferne herüberblickenden Zeit". Durch die Schrift geht ein warmer Ton ehrlicher Ucberzeugung; diese ist anzuerkennen, wenn wir auch sonst zu ihren Ausführungen bedenklich den Kopf schütteln.

Die Socialreform und der KanfmannSstand. Von Dr. Georg Adler, Prof. der Nationalökonomie. Separat-Abdruck aus den „Annale« des Deutschen Reiches 1891" München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Die Leiden der Handlungsgehilfen werden in anschaulicher Weise dargelegt, besonders der übermäßige Umfang der Arbeitszeit, die Unsicherheit der Stellung, die Ueberfüllung deS Berufes und der karge Lohn. Bisherige Versuche, die Lage diese» Standes zu heben, werden

mitgetheilt, aber auch das geringe Interesse, welches gerade der bessere Theil der BerufSgenossen diesen Bestrebungen ent» gegenbringt: denn dieser denkt sich mehr in die Stellung deS künftigen PrincipalS hinein. Die Vorschläge deS Verfassers zur Abhilfe bewegen sich in denjenigen Bahnen, welche die derzeitige Social-Gesetzgebung geht: gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit nnd der SonntagSarbcit; eS ist ihm als Verdienst anzurechnen, daß er empfiehlt, von diesen Mitteln einen maßvollen Gebrauch zu machen und im übrigen auf die Selbsthilfe, insbesondere Herstellung starker StandcSorganisationen verweist. ?.

Die Invalidität«» »nd «lterö» versichern««.. Von Landrath von BorrieS'Einbeck. Hannover, Carl Meyer.

Ein dürftiger Leitfaden durch das Klebegesetz, zum Schluß mit Verhimmelung in officieller Manier verbrämt.

Ans dem Leben Kaiser Wilhelms I. Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Wer sich von der EntWickelung unserer Reichshauptstadt in der Zeit von Kaiser Wilhelms I. Geburt bi» zu dessen Tode einen Begriff machen will, der greife zu dem vorliegenden anmuthigen Büchlein, von dem in kurzer Frist bereits eine zweite Auflage nothmendig geworden ist. Der Verfasser schildert in seiner ersten Skizze das Berlin des Jahres 1797 nnd in der letzten das Berlin des Todesjahres Kaiser Wilhelms, dazwischen erhalten wir die farbenreichsten Bilder des Berliner LebenS in seinen hervorragendsten Erscheinungen. ES giebt wohl kaum in der ganzen Welt eine Stadt, die in verhältnifzmäßig so kurzer Zeit so ungeheure historische. und wirtschaftliche Umwälzungen durchgemacht hat wie Berlin. Und kaum erscheint ein anderer Schriftsteller so berufen, uns mit allen Einzelheiten dieser Entwickelung vertraut zu machen wie Paul Lindenberg, der durch seine zahlreichen, die Stadt Berlin und deren Umgebung betreffenden Schriften aufs glänzendste dargethan hat, wie innig vertraut er mit dem Gegenstande seiner Schilderungen ist. Der frische, gelegentlich durch liebenswürdigen Humor gewürzte Plauderton, in dem diese Skizzen gehalten sind, wird zu ihrer wohlverdienten Verbreitung wesentlich beitragen. s.

AuS den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Perthes.
Gutgemeint mögen diese Betrachtungen eineS religiös gestimmten alten Mannes fein; ihrem Inhalte nach erhebt sich keine über die Mittelmäßigkeit, und viele bleiben »och erheblich darunter. är.
Akademische Festrede zu Grill» Parzers hundertstem Geburtstage von August Sauer, Universitäts- professor. Prag, I. G. Calve.
Warme und beredte Würdigung der Verdienste des groszen österreichischen Dichters, dr.
Jllustrirter Kührer durch die BeS- kiden und die angrenzenden Laud- schasten, (Von der Betschma bis zum Dnnajetz; von Breslau zur Tatra; von PreraubisKrakau-Wieliczka; die Städte- bahn von Kojetein bis Kalwarya; Führer in Gebirge: zum Radhost, zur Lissa, zu den Weichselquellen, zur Ba- biagura; die Arva; die Hohe Tatra. — Curorte.) Mit 5 Karten, g Rundsicht uud 69 Illustrationen. Herausgegeben von Josef Magma. K. K. Pro- fessor in Teschcn. Verlag von Eduard Feitzingcr in Teschcn.
Die westkarvathischen Landschaften, die man gewöhnlich unter dem Namen Beskiden zusammenfaßt, sind dem reisenden Publikum meist nur insoweit bekannt, als sie sich aus den Fenstern der Eisenbahncoupss betrachten lassen, sagt der Verfasser des Büchleins mit Recht in seiner Vorrede. Und doch verdienen diese, in landschaftlicher wie historischer Beziehung außerordentlich interessanten Ländertheile, welche auf preußischem, russischem und österreichischem Gebiete liegen, die volle Beachtung des reisenden Publikums Der vorliegende, äußerlich sehr gut ausgestattete „Führer" reiht sich den bekannten Reise' Handbüchern von Bädecker, Meyer, Gsell-Fels ebenbürtig an. n.
Berliner Autoreu. Von Ernst Wechsler. Leipzig, W. Friedrich.
Anziehend schildert der Verfasser im Eingange des Buches die Eindrücke, welche er, der Wiener Schriftsteller, von der Uebersiedelung nach Berlin an bis zum völligen Einleben in die literarischen und gesellschaftlichen Zustände der norddeutschen Kaiserstadt empfangen hat. Wiener und Berliner werden dieses Kapitel mit Vergnügen und vielleicht auch beide nicht ohne Nutzen lesen. Die Umschau über Berliner Schriftsteller, welche den Hauptinhalt des

Buches ausmacht, ist lückenhaft oder doch sehr ungleichmäßig ausgeführt: 76 Autoren werden (laut Register) berührt oder wenig-gstens genannt, aber nur acht Von diesen Sechsundsiebzig hat der Verfasser einer eingehenden Besprechung gewürdigt. Der Abschnitt über Karl Frenze!, sowie die kürzere, aber wohlgelungene Charakteristik von Heinrich Seidel sind dem Refe-renten besonders sympathisch gewesen. Zwei weitere Bände stellt der Verfasser als Ergänzung des vorliegenden in Aussicht. clr.

Eduards Traum. Von Wilhelm Busch. München, Fr. Basscrmann.

Das phantastisch tolle Büchlein, welches die Erlebnisse eines Traunies zum Inhalt hat, ist eine geistreiche Persiflage auf wissen-schaftliche Forschungen, philosophische Lehr-sätze und das Leben überhaupt! — der beliebte Verfasser, der zu den liebens-würdigsten Humoristen gehört, bemährt sich hier als eben so geistvoller Satyriker; wer das Genre liebt, wird der Lectüre des-selben eine Stunde angenehmster Unter-haltung verdanken. rn?.

P. K. Rosegger'S Ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit M« Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer, Complett in IIS Licfeiungen ä 50 Pf. Auch in sechs Originalbänden ü SO Pf. zu be-ziehen. Wien, A. Hart leben.

Die Ausgabe, welche die bedeutend-sten und zur Illustration am besten ge-eigneten Werke Noseggers enthält, liegt jetzt vollständig vor. Die Ausstattung ist bis zum Schlüsse auf der gleichen Höhe geblieben; die orts- und volksgemcifzen Illustrationen dienen, wie der Verfasser in seinem Nachwort ausdrücklich anerkennt, dem Dichterwerke zum Schmucke und zur Zierde, aber so, daß weder Bild noch Text in ihrer Selbständigkeit beeinflußt werden. (X

Eine ReichStagSrede. Roman von O. Elster. Leipzig, Verlag von B. Eli scher Nachf. (Br. Winckler).

Das moderne politische Parteitreiben und seine Einwirkungen auf den Charakter, das gesellschaftliche und Familienleben der in dasselbe verwickelten Personen wäre gewiß ein lohnender Vorwurf für einen zeitgenössischen Romancier. Dieses Agi-tiren. Wühlen. Jntriguiren uud Verleum-den, der im Verborgenen geführte Kampf

und das offene Aufeinanderplatzen der
Geister, dieses tausendfache Sviel und
Gegenspiel der Kräfte, diese Fülle edler
und gemeiner Motive und Leidenschaften
— dies AlleS zu einem gewaltigen Ge-
sammtbilde zusammenzufassen, wäre eine
Aufgabe für einen Zola. Eine so ge-
waltige Aufgabe hat sich der Verfasser des
vorliegenden RomaneS in weiser Erkennt-
nis; seiner Kräfte nickt gestellt: statt eines
mächtigen modernen Epos bat er nur eine
Idylle mit einem dramatisch zugespitzten
Höhepunkte liefern wollen; und dieser
Selbstbeschränkung des Autors verdanken
mir eS. daß wir durch kein Mifzverhältniß
zwischen Wollen und Vollbringen im Ge-
nüsse des Werkes gestört werden. Der
Verfasser ist sich über das, was er will
und vermag, völlig klar, und wenn er sich
enge Grenzen gezogen hat, so bewegt er
sich doch innerhalb derselben mit um so
gröberer Sicherheit: die Erzählung ist
fliehend und gewandt, die Charaktere der
handelnden Personen klar geschildert und
folgerichtig entwickelt: wenn auch die Eon-
fficte nicht in voller Schärfe erfaßt sind
und ihre Lösung in etwas herkömmlicher
Weise erfolgt. Einen gemissen pikanten
Reiz erhält das Werk durch die Anlehnung
an bestimmte politische Tagesereignisse
und bekannte Persönlichkeiten nnseres Par-
lamentes. Wen der Verfasser in dem
Helden seines Nomanes hat schildern wollen,
wird der Leser leicht errathen. Wenn
ElsterS Roman auch kein mächtiges Dichter-
werk ist, das die Tiefen unserer Seele
aufmüdlt, so bildet es doch eine unter-
haltende, fesselnde und stellenweise inter-
essante Lectüre. 0. >V.

Das Geld. Roman von Emile Zola.
2 Bde. Deutsche Verlagsanstalt.
Stuttgart, Leipzig, Bertin,Wien.

Wir haben in dieser Zeitschrift bereits
eine ausführliche kritische Besprechung des
letzten Zolaschen Romanes gebracht. Die
vorliegende deutsche Übersetzung ist vor-
züglich, die buchhändlerische Ausstattung
sehr geschmackvoll.

Tauern - Gold. Eine Geschichte aus dem
Knappenleben in den Hochalpen, Von
Amand Freiherr v. Schmeiger-
Lerchenfeld. Wien, A. Hartleben'S
Verlag.

Der Verfasser, unS bisher vorwiegend
als Reiseschriftstellcr und Autor vieler
populär-wissenschaftlicher Werke bekannt,
überrascht seine Verehrer diesmal mit
einem Buche rein erzählenden Genres und

bewährt sicli auch hierin in überraschender Weise. Sein »Tauern-Gold" wird überall lebhaftes Interesse finden, ganz besonders aber bei Denen, welche das Thal der Rauris und den Goldberggletscher — den Schauplatz dieser Geschichte aus dem Knavvenleben — besucht haben und angenehme Erinnerungen an dieselben bewahren.

Eine räthselhaftc Katastrophe. Novelle von Gerhard tson Amyntor (Dagobert von Gerhard) Gotha, Friedrich Andreas Perthes. Zweite Auflage.

Die räthselhafte Katastrophe gehört in das Gebiet spiritistischer Erscheinungen, der Verfasser hat ein wissenschaftliches Problem in ein episches Gewand gekleidet und in Form einer Novelle zu einer Frage Stellung genommen, die im Jahre 137!!, als das Buch zum ersten Mal erschien, die Gemiither noch mehr erregte als heut, wo von den Gelehrten doch schon etwas mehr Licht in das Dunkel gebracht worden ist, obgleich auch jetzt noch manch dichter Schleier zu heben übrig bleibt und dadurch dem Humbug und Betrug noch immer ein weites Feld geöffnet ist.

Für uns hat das Buch nur Interesse, soweit sein literarischer Werth in Betracht kommt. Wir bekennen, dad wir es stets für eine sehr heikele Sache halten, eine naturwissenschaftliche Frage belletristisch zu behandeln: was in das Gebiet der exacien Wissenschaft gehört, dient nur dazu, das Laienpublicum zu verwirren, sobald dichterische Phantasie willkürlichen Gebrauch davon macht. Gerhard von Amyntor ist nicht der Einzige, der dies gethan hat, namentlich französische Autoren haben HyvnotiSmus und Suggestion vielfach zum Ausgangspunkt ihrer Erzählungen gemacht und mir bestreiten durchaus, daß sie damit aufklärend gewirkt haben.

Abgesehen von diesen Einwendungen ist die Novelle flott und spannend geschrieben, und kann Freunden der Unterhaltungslectüre emviohlen werden, m/,.

Der alte Praktikant. Eine bayrische Dorfgeschichte. Von Hans Hopfen. Tritte Auflage. Berlin, Gebr. Pötel.

Dem Referenten ist diese schon vor einer Reihe von Jaticen zum ersten Male erschienene Erzählung leider erst jetzt bekannt geworden: vielleicht ist auch für manche Leser dieser Zeitschrift ein ausdrücklicher Hinweis auf das anmuthige Buch

nicht überflüssig. Neben seinem herzer- ! männlicher wie zarter weiblicher Charaktere,
freuenden und gesunden Humor bemährt Die Handlung der Novelle ist fein ent»
der Verfasser auch in diesem Werke seine ! worfen und bis zu ihrem Abschlüsse —
Meisterschaft in der Darstellung des ober» , der durch ein den Leser überraschendes aber
bayrischen Bauernlebens wie der mit ihm i dennoch vom Autor geschickt vorbereitetes
in Berührung tretenden Münchener Gesell- j Miszverständniß noch ein wenig verzögert
schaft und Cultnr, in der Zeichnung ernster ! wird — fesselnd erzählt. 0.

Lw^esüiixsiis LSeKsr. LsspreeKun« i
L»dr, g„ vis Qedervindun? ds» Xnturalismns,
^Is «veits IZsids von „ünr Kritik Sei- Kl«-
dsrns'^. vn>«d«n, ü, ?isn>«n,
Lerier, ^, U., Lsu?» Ill, vis ilnIIIingssa?» «I»
LIiicker.KrIessI»ieli>, O . Vssoniodtsn ?u«> ^»ed>
üt»»»«, v, H«mpfiks»!!nxs und rrisdsnsllliii,?«.
vlv^sIsteSt, r?r,, Llättsr „us ssinsm X!«KI»ss,
lin, Ksdr. ?n«t«I,
krleckm»»», Senns» rsick! Lsriin, Ilossndsum
«i L»rt,
v«et« Iid«r ck»» lirdederrrckt Im >». vvck ^u»^
vrsller, L,,^ Vsnu msn Mnz ist — I Vrs8den,
^ L Ilsr^dn,
»»rtleben» Vnivsrs»! - U»„d»iws. M Snuvt»
seiisu vskst Ke^Isitsudcin Lsxts, llekerui,^ I,
»enk r»n u. I?. Klctd«. 2ur 8««, l/eksruii«
»u^ü, Hsmliurs, VsrKlsSiuiitnIt ivorin. ^,
r. «icdter>,
Ile»»e», V,, vis riimIitnn-Lxpsditi«,, u, H«c>i«Is
vi>r«ini>v>us, KisI, I.ir«ing ?is«Ksr,
»Imniel unck IZrcke. Illustr, „»turv, Zlon»tssrKrist,
^ III, ^ädrg, Uekt S, Lsrü,^ U, I'nstel,
I!»nd«, HlUneds,,, <Z, Mrtd,
llSrin»,,», I>, tirgksckriktsn und IKImwrls»
Lrst/sedrnur, I,od dsr?»rinmeot«, Liiw 8ciisr2-
rsds kür VilKIsr und (isvNUts, Vnbsln,
S. S<?Kmidr,
Ix>td»r, ^ Der vsrsckisisit» Kvnis, Lin HSKnon»
I^ck»k^,v,, k's»Sll>ill«Its S?nriktsn, I^ieksiung 1t,-IS,
r»i«r, L., «»iser Vildslm II, und RsmKrluidt
U, vainill.
Ksecker, I?,, ,7un^ss I»>sn, Sedicdts, vritt«
Nuckoix, V , I^m <!is Lrd«, Lins ^nsvuKI dsr
riwi'n«?^" ulwrspr»c »°. ^sru,«src«is,
ScKiitt'I« viel», <!erm»nl». iZsnnrnisodt« Lis-
»sldort, rslix Li«»!,
»eIivel«KIrk, H,, IZg» IZismsrcK -I^isd, i?vsits
Selckllti, V, v , kiai»»s!s Zuzsnävsrlis 2n^Isi«K
8t»virendllrU, v, v,, llnlsr dem scKVMuzsIde»
kn«^. Vrs5ll«^ Iv Pierson,
1lnse»u. 1^, d», ^Vsrsi«««!« llpvsn. Köm»«.
v, I'«u>, 2«si Siinds, lLnlivIKarns ^ilgsra.
RolnsvbiKI, VII, ^iidr?, v»„d ZI>, SwtV»rt,
1«>»t«^'s I., X,, l?ss«rai»slts Vsrli», Vsin Vsr»
>,ö«sukvld, I.ivksrllNl; S—S, Lsilin, R, ^Vii»
l'rs^n, 5cKsri«<Äicnts, iZvsil» nsn d«»rb«it«w
^nli»g«, !>>in?.i», <z, lledesllind,
'rllrcli, U,, ?r, XistWvnv und soins i>kilusopni»
Clever V«IK»tI>e»t«r, I7ntsr Kliiwirliun^ I^ivor-
tion 6«« ,,Visnsr IZuinor." I!»nd I, II, Visn,
O, UndsrK^ ^ ^ 15 X II

Xeit,edrIN <Ier «e»e»»ei>»kt Nir I!r>»innae
»«rill,. SS, IZ„nd, Ilslt S, »srlm, v, «simsr.
««I», L,, vi>» 'isld, Noman, ^vei VSvds, öwtt»
/seNer, II,, Vslivxsk-Xsn^ruins» nnck msins Dr»
X»rl«,i, 2> Volliiildsni, S ?»n«r»m«n^ Ssru
?nrtr»it äe» Vsrk,«»« und d in dsn
vin^sd, ucktsn SKiMn, Swttg»rt, I7ni«r,^
vsutsods Vsiwss-össslI^Knll,
Rcdigirt unter veranlw«riiichkk,t dcs Heransgebers,
Schlesische Snchdrnlkerei, «unst» und ver>ags<!lnstalt vormnls S. SchoNlnender, Breslau,

1891«. k'riLOkS k'ÜIWriF. 1891er

>IIMIIMIIIIIIIIIIIIIII,II,,,,,,,,,,,,IIIMttNMIttIIIMllIIIIIIIIttIN>III>IIIIIIM
I.ödsl 8ekottlänllsi', KarlLdsll >/sskmsn
Usbsrssolsvns Vopöt8 in ösn g>-ö88tsn Ltälitsn allei' WsIttKsils

(^VKrtkJ,!, R.Kcin-I'rLULÃ¤en) betrugen an I^IasokLN un6
15,322,000 in 1339,
17,670,000 â€ž 1390.
/<2^//<?^/
1^ AM^I_I^k?I8 M^Ik'DV,
IM/IM. un6 a. A^M.

Westecrzettec.
Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul Lindau.
Schiefische Suchdrnä'erei. «unft» «, verlagsxnstalt vorm. S, Schottlaender in Breslau.
Lxpl. Band I.. II., III.. IV.. V.. VI.. VII.. VIII..
IX.. X.. XI.. XII., XIII.. XIV.. XV.. XVI.. XVII..
XVIII.. XIX.. XX. XXI., XXII.. XXIII.. XXIV..
XXV.. XXVI.. XXVII.. XXVIII., XXIX., XXX.,
XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
XXXVI.. XXXVII., XXXVIII., XXXIX.. XI... XI.I.,
XI.II., XI.III.,XI.IV.,XI.V.,XI.VI., XI.VII., XI. VIII.,
XI.IX.. I.., I.I., I.H., I.III., I.IV., I.V., I.VI., I.VII
elegant broschirt zum preise von 6.—
pro Band 3 hefte)
fein gebunden zum preise von 8.— pro Band.
Lxpl Heft I,, 2, z. 5, 5. s, 7. «. 9, 1.0, u, ,2, ,5. ,4, ,5,
,6, I,?, ,8, ,9, 2«, 2,, 22, 2Z, 24, 25, 26, 27, 2S. 2?, 5«, 5,, Z2, 55,
54, 55, 56, 57, 58, 59, 4«, 4>,, V, ^5, 44, 45, 4«, 4?, 4». 49, S«, 5,,
52, 55, 54, 55, 56, 57 , 58, 5g, 6«, 61., 62, 65, 64, 65, 66, 67, 6S, 6?,
7«, 7,, 72, 75, 74, 75, 76, 77, 78, 7g, 80, 81., 82, 85, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 9«, 91, 92, 92, 94, 95, 96, 97, 9». 99, !««, 1.0,, 102, 105,
,,«4, 1,05, 1.06, 1.07, 1,08, 1,09, ,,«, N2, ,,5, ,,4, ll.5, ,,6, ,,7,
,,8, N9, 12«, 1,21,, 1.22, 1,25, 1,24. 1,25, 1.26. 1,27. ,28, 1.29. 1.50, ,5,,
1.52, ,55, 1,54, 1.55, 1,56, 1.57, 1,58, 1.5?, 1,4«, 1.4,, 1,42. ,45. ,4^. l45.
,46, ,47. ,48, ,49, 150, ,5,, ,52. ,55. ,54, ,55, ,56, ,57, ,58. ,59.
,6«, ,6,, ,62, ,65, ,64, ,65, ,66, ,67, ,68, ,69, ,70. ,7,, ,72, NZ
zum preise von ^ 2. - pro Heft.
Einbanddecke zu Band I.VIII. <Iuli bis September t,39l,)
Lxpl. do. zu Band I.. II., III.. IV.. V.. VI..
VII.. VIII.. IX. X., XI.. XII.. XIII.. XIV.. XV..
XVI.. XVII.. XVIII.. XIX.. XX.. XXI.. XXII..
xxm., XXIV. XXV.. XXVI.. XXVII.. XXVIII..
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXHI., XXXIV,
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX..
XI.., XI.I., XI.II., XI.III., XI.IV., XI.V., XI.VI.,
XI.VII.. XI.VIII.. XI.IX.. I.., I.I., 1.II., I.III.. I.IV.,
I.V., I.VI.. I.VII.
zum preise von ^.S0 pro Decke,
Wohnung I Name:
NichigemSnschle» blnen zu DurchKreichen,
Ilm zrsl, rccht denlliche Namen», und wohnungsangobe ro!rd ersucht.

Sckles^cke VerlÂ«,1z^nst^t vorn, >',^ckÂ«UIr?n<i?r in L,'?i!lz,i,

!

Nord und SÃ¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul Lindau.
I.VIII. Band. â€” September Wj. â€” Heft ^7^.
lMIt einem ponrail in Sadirvng- porfirio Dic,j>

Breslau
Schlesische Bnchdrnckerei, Â«unst< uns verlags>Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Eine öiebesgeschichte.

von

Henrik Vontouvidsn

— Kopenhagen. —

itten in der stillen, schmelzenden Mittagshitze, während man, soweit das Auge reichte, nicht den geringsten Schatten noch die kleinste Wolke entdecken konnte, flog ein großer Vogel mit breiten, stillen Flügelschlägen hoch über große, flache, Vollreife Felder dahin.

Gerade über dem Dorfe angelangt, hielt er inne, ruhte auf seinen Flügeln und sah nach unten; — aber nur einen Augenblick. Daun hob er sich wieder durch eine kleine Bewegung — gleichsam durch ein Achsel-zucken — und segelte darauf unter dem blauen Himmel ruhig weiter, hoch über den braunen Moorstrecken gegen Osten hin nach den großen, bläulichen Hügeln dort in weiter, weiter Ferne.

Da war nichts zu sehen, keine Bewegung zu spüren gewesen, die des AufHaltens werth war. Alles still und schwül; — denn Alles schlief.

Das Essen schwer im Magen, lagen sie dort unten in Häusern und Höfen und schwitzten im Schlafe — Männer, Weiber und Kinder, in Betten oder in den Scheunen auf Stroh. Und hinaus über den kleinen, rings umbauten Dorfteich drang ein gleichmäßiges, mehrstimmiges Schnarchen, das sich mit den: vom Vieh aus den Ställen vermischte.

An kühlen Stellen lag mit ausgebreiteten Flügeln das Federvieh; die Katze streckte sich schläfrig auf der Treppenstufe und die Luft lag schwer und todt über dem Allen.

*) Aus dem Dänischen übersetzt von G. Haarmann und I. Magnussen, Kopenhagen.

Selbst der Wald schlummerte ohne Leben in den Blättern, und die ährenschweren Halme in den reifen Kornfeldern hatten sich müde gegen einander gelegt, wie um zu schlafen. Nur die Sonne saß hoch am Himmel mit vollständig wachen: Auge und lachte laut hin über die Welt, in der man träumt.

Auch Pastor Rüde war in seinem großen, nach Norden gerichteten Lehnstuhle eingeschlummert, die Brille auf die Stirn hinaufgeschoben und den Kopf etwas zur Seite gelehnt. Ein mildes, friedliches Lächeln lag auf seinem Munde, eine große Zeitung über seinen Knieen; und durch das offene Fenster schwirrten muntere Fliegen aus und ein, die sich ungeniert auf seinen Kahlkopf setzten und ihn an der Nase kitzelten.

Doch unten in dein großen, schattigen Garten faß feine junge, schöne Tochter unter einem fein duftenden Lindenbaume und las gedankenvoll in einem Buche.

Hie und da, wenn es über ihrem Kopfe schwach im Laube säuselte, sah sie auf und dachte nach. — Sie war weiß und fein und trug das dunkle, weiche Haar mit einem Band zu einem Doppelknoten aufgebunden. Wer mährend sie so dachte, schoß ein schwaches Erröthen in ihre Wangen, ihre Augen wurden etwas feucht, und um ihren Mund spielte ein schwaches, träumerisches Lächeln, welches sich wie ein starker Glaube in ihr etwas zaghaftes Gesicht legte. Dann beugte sie ihren Kopf wieder langsam auf das Buch herab und las weiter. Es waren Gedichte — über Liebe.

Plötzlich wurde im Dorfe mit großer Vorsicht der oberste Theil einer Stallthür geöffnet, die auf den Dorfteich ging. Ein wunderlich großer Kopf kam heraus, grinste mit weißen Zähnen znr Sonne hin und spähte vorsichtig nach allen Seiten. Ein allzukleiner runder Arm wurde sichtbar und löste den Haken an dem unteren Theil der Thüre, und nun erschien eine kleine, schnurrige Person, die auf weißen Strümpfen und mit den Holzschuhen unter dem Arme sich an den Wänden vorbeischlich, bis sie den Landweg erreichte, wo das Pflaster aufhörte. Hier zog sie vorsichtig ihre Holzschuhe wieder an und spähte von Neuem umher.

Keine Fliege rührte sich. — Da lachte sie wieder, besah sich von oben bis unten, knipste etwas von dem einen Rockärmel fort und ging vorsichtig dem Wege nach.

Aber gerade als sie im besten Glauben die Heckcnthüre des Pfarrhofes erreicht hatte, machte ein plötzlich vom Dorfe her schallendes Frauenzimmergelächter sie zusammenfahren.

Ein paar Vögel in den nächsten Bäumen wurden aufgeschreckt und flogen stille fort. Doch wie einer, der an so etwas gewöhnt ist, duckte der kleine Mann nur den Kopf zwischen die Schultern und schritt, mit seinen kleinen, runden Beinen so schnell er konnte, auf dein Wege weiter — beständig verfolgt von dem lustigen Spottgelächter und von schreienden Krähen, die von den am Wege stehenden Bäumen emporflogen.

Jenes Spottgelächter rührte von zwei Mägden her, die aufgestanden
waren und nun an einem offen stehenden Fenster auf der Rückseite eines
etwas zurückliegenden Bauernhauses standen nnd sich wuschen. Eine dritte,
die nur mit Hemd und Unterrock bekleidet war und die Hälfte des Haares
über das Gesicht herabgekämmt hatte, guckte halb todt vom Lachen hinter
der Küchenthür hervor, bis der kleine Mann endlich den Wallgraben erreichte,
wo der Weg sich wandte.
Wer drinnen im Pfarrgarten war das junge Fräulein aufmerksam
geworden und sah sich zurücklehnend über die Gartenthür, sodaß sie gerade
den letzten Schimmer von dem kleinen Mörlen Pers aufsing, der iin runden
Hllte und dein langen Schoßrocke dahinschritt.
So wenig das auch war, wurde das junge Fräulein doch plötzlich un-
ruhig. Das Lächeln verschwand von den Wangen, sie legte das Buch fort
und zog mit einer fröstelnden Bewegung dm kleinen, blauen Shaml fester
um sich, als ob plötzlich eine Wolke vor die Sonne gezogen wäre.
Dicht vor dein Dorfe lag der Wald. Dieser mar groß und alt und
streckte sich weit um das Moor herum bis zu den fernen Hügeln hin.
Gerade vor der Einzäunung nach dem Dorfe zu befand sich des Wald-
hüters Hütte, klein und traulich, umgeben von niedrigen Haufen würzigen
Waldheues.
Auch hier war es stille; aber düster stille gegenüber dem hellen Tage
da draußen.
Drinnen in der Stube war es kühl und beinahe dunkel, obwohl sich
nach beiden Seiten hin Fenster befanden. Aber diese waren klein und saßen
hoch oben unter der Balkendecke; und der Wald schattete über denselben.
Dazu kam noch der schwere, feuchte Walddunst, der durch ein paar Schieb-
fensler strich und gleichsam einen bläulichen Nebel über Alles dadrinnen legte.
Doch mar es da auch ärmlich, so war es nichtsdestoweniger so rein
und blank, ohne Flecken oder Fehler, daß es förmlich glänzte — von den
kleinen, gestärkten Gardinen an den Feilstem und am Betthimmel, von den
okergelben Wänden und dein lehmgestampften Fußboden bis zu der kleinen,
drallen Frau, die vom: Ofen hockte und eine Hand voll Waldreisig unter
dein Wasserkessel anfachte. Ihr graues Haar saß blank wie Stahl unter
der Haube, das Kopfleinm strahlte im Halbdunkel, und es mar eine ruhige
Bestimmtheit in der Weise, wie sie da saß, Zweige brach und sie in's Feuer
steckte.
Der Mann lag auf dem Bette mit den Annm unter dein Kopfe; seine
Pantoffeln standen davor und warteten. Und dort unter deni einen Fenster
saß ein junges Mädchen mit gelbem Haar und nähte gedankenvoll.
Doch keiner von ihnen sprach.
Hin und wieder hoben sich die Blätter draußen; es wurde
etwas Heller in der Stube, — und ein leises, gleichmäßiges Säuseln ging
durch dm Wald. Dann hob auch das junge Mädchen seine großen, kind-

lichen Augen und sah einen Augenblick ruhig in die Luft, bis sich das Säuseln in der Ferne verlor. — Sie hatte eine weiße Hautfarbe, die nicht von der Sonne verbrannt war; das glatte, hellgelbe Haar war mit einem Bande in einen Doppelknoten aufgebunden und hatte vom Kämmen mit Wasser vorne und über den Ohren einen röthlichen Schimmer bekommen. Ihre Gestalt hatte nicht wenig von der Mutter glatten, weichen Formen. Und doch war etwas an ihr — etwas Fremdes, Feines und Zartes, das gleichsam nicht ans dieser Stube stammte.

Aber es paßte zu dem zurückgezogenen Winkel, wo sie für sich selbst saß; und es schmolz mit dem einzelnen, scheuen Blick zusammen, womit sie einmal als die Mutter sich räusperte, ihr Auge auf jene richtete und es gleich wieder niederschlug.

Auch war etwas wie von einer fremden Welt in dein Winkel selbst, der mit kleinen Nippgegenständen und Ausschnittbildern in Rahmen von Strohblumen geschmückt war. Auf der Wand hinter ihr hing ein kleines Regal mit hübsch eingebundenen Büchern: Jngemann's Heldenromane, die Bibel und mehrere Bände Gedichte — über Liebe.

Auf einmal erhoben sich draußen auf dem Wege die Krähen mit einem Höllenspectakel und zogen mit klatschenden Flügelschlägen und mit Schreien und Gekrächze über das Haus in den Wald hinein. Der Hund fuhr an seiner Kette heraus und bellte, und das alte, morsche Waldthor knirschte in seinen Gehängen.

Das junge Mädchen schaute hastig auf; und da der Hund gleich wieder verstummte, so erhob auch der Mann in dem Bette den Kopf und sah fragend in die Stube; — denn das mußten also bekannte Leute sein.

Die Tochter aber blickte schnell zur Mutter hin, welche in derselben Weise vor de:» Ofen sitzen blieb und gerade so wunderlich geschäftig in's Feuer blies, als wenn nichts geschehen wäre. — Anfangs war ihr die Sache nicht klar; aber als die Schritte näher kamen, sodaß man ihren Takt hören konnte, fuhr plötzlich eine nervöse Angst über ihr Gesicht, sie wurde dunkel unter den Augen und sammelte das Nähzeug in ihrem Schöße zusammen, wie wenn sie flüchten wollte.

In demselben Augenblicke wurden iin Gange Schritte laut, ein paar Holzschuhe wurden zur Seite gesetzt, die Thürklinke vorsichtig geöffnet, und ein kleiner Hohlbeiniger Mann mit rundem Hute und langem Schoßrocke trat herein.

„Guten Tag zusammen," sagte er nnd nahm den Hut ab.

Nun erst erhob sich die Frau, ging rasch durch das Zimmer und streckte jenem ihren kurzen, drallen Arm entgegen mit einem kräftigen: „Guten Tag nnd willkommen, Worten Pers!" — sie warf den Kopf in den Nacken und drückte ihm fest die Hand, aber sah nicht nach den anderen hin.

Von diesen mar der Mann inzwischen aufgestanden und saß aus dein Bettrande, alt und zerzaust, das dünne graue Haar in Strähnen über der

in Schweiß gebadeten Stirne — und stierte den Eintretenden an, als ob
er feinen eigenen Augen nicht trauen wolle oder seine alten Gedanken nicht
sammeln könne.
Endlich kriegte er die Füße in die Pantoffeln, wischte sich mit dem einen
Lederärmel über die Stirn, stand auf und reichte die Hand. Aber er konnte
vor Aufregung kein Wort hervorbringen, und seine kleinen, farblosen Augen
suchten unnihig von dem Fremden nach dem Winkel zur Tochter hin, die
unbeweglich vornübergebeugt mit abgewandtem Angesichte dasaß.
„Morien ist da — Grethe!" sagte die Mutter ganz mild; und Grethe
stand auf und reichte jenem die Hand, aber sie sah nicht auf und setzte sich
schwerfällig wieder hin, als wenn es ihr vor den Augen schwindelte.
Einen Augenblick herrschte dumpfe Stille. Morien Pers, dem dies
nichts Neues mar, verzog feinen breiten Mund zu einen: Grinsen, aber bekam
doch kein Wort heraus, und als er gleichzeitig den Vater ansah, schlug dieser
die Augen hurtig nieder.
Aber die Mutter that, als sei nichts vorgefallen, band sich mit einem
festen Rucke eine Schürze um den drallen Leib und sagte unnatürlich laut,
indem sie geschäftig in der Stube auf und ab zu gehen begann:
„Wenn's gefällig ist — Morien Pers! — nimm Platz." Aber es
war ein leifes Zittern in der Stimme, und der blanke Schweiß brach an
ihrer Stirn aus. „Wenn's gefällig ist — nimm Platz!" wiederholte sie.
Morien, der mitten im Zimmer gestanden und mit beiden Händen
seinen Hut rund gedreht hatte, hängte denselben vorsichtig an einen Nagel
neben der Thür und nahm darauf auf der Längsbank unter der einen
Fensterreihe Platz, jedoch so, daß er nach Grethe Hinsehen konnte, die an
der anderen Wand saß. Der alte Vater ertappte sich dabei, daß er in
Gedanken gefallen mar, und schlich sich darauf nach dein einen Tischende hin,
wo er sich setzte. Die Mutter dagegen beschäftigte sich mit dein Kessel, der
an's Kochen gekommen mar, und machte Kaffe.
Der starke, säuerliche Duft durchdrang bald die ganze Stube. Aber
es schien als ob keiner so recht den Mund offen bekommen könne, und es
verging eine lange Zeit in drückender Stille.
Die Mutter strich mit der Rückseite der Hand über die Stirn und
brachte über die Lippen, daß es wann sei; Morien antwortete, das wäre
es auch, und der Vater wiederholte mechanisch dasselbe, indem seine Augen
sich gleichsam in den Winkel zur Tochter hinstahlen.
Darauf sagte die Mutter, im Dorfe märe wohl nichts Neues pafsirt;
und als Morien nach einiger Zeit seine Augen von Grethe losreißen konnte,
antwortete er, er habe nichts Neues gehört.
Doch nun wandte sie sich jäh ab vom Ofen, an welchem sie gestanden
hatte, erhob ihre Stimme und fragte, wie es mit der Ernte stehe; und
darauf erwiederte Morien gleich ohne Bedenken, daß die Ernte in circa vier-

zehn Tagen eingefahren sein werde, wenn das Wetter sich hielte, jedenfalls da, wo man leichteres Land habe.

Die Antwort lautete, daß es schlimm genug mit dem Roggen werden könne, wenn es Regen gäbe, da dieser so schwer sei, daß die Halme ihn kaum tragen könnten. Doch nun erzählte Morien, er habe in einer Zeitung gelesen, daß so ein leichter Regen vor der Ernte gut märe, uni die Kerne zu befestigen, und daran könne wohl auch etwas Wahres sein.

Hierüber sprach man einige Zeit hin und her.

Endlich sagte die Frau, wenn unser Herrgott eine gute Ernte gegeben habe, so würde er wohl auch dafür sorgen, daß sie gut einkäme; und hierauf wurde das Gespräch nach und nach von beiden Seiten so lebhaft, daß auch der alte Bater mit seiner kleinen, gebrechlichen Stimme herauskam. Er könne sich nämlich aus seiner Kindheit eines Jahres erinnern, da der Roggen nicht höher geworden sei, als daß er gerade über die Holzschuhe emporgeragt habe, sagte er; und mit vielen überflüssigen Worten erzählte er, wie seine Mutter in der Thüre gestanden und geweint habe, da die Mägde denselben als Streu zusammen harkten, ohne ihn in Garben zu binden. Morien hatte schon früher etwas von der Sache gehört, und indeß sie nun darüber sprachen, wie viel die Welt doch in dem letzten, halben Jahrhundert fortgeschritten sei, geriethen sie bald in ein Gesprach über das Mergeln; bei diesem Wendepunkte nun zog die Frau sich nach dem Ofen zurück, um den Kaffe zu trichtern, während die Männer zusammenrückten und ganz eifrig wurden.

Unterdessen war Grethe unbemerkt von den anderen in die Küche geschlichen; und als die Mutter kurz nachher dort hinkam, um Tassen zu holen, sprang sie vom Torfkasten auf, wo sie gesessen und geweint hatte.

„Mutter!"

Aber ohne zur Seite zu sehen streifte die Mutter ruhig ihre engen Aerinel über das weiße, kräftige Armgelenk, hob den Deckel des Ausgußsteines ab und goß Wasser in ein Faß, welches da stand.

„Mutter!" bat sie wieder, „Mutter! ich will nicht — hörst Du? — ich will nicht."

Oben an der Wand war eine Tellerreihe angebracht. Die Mutter sah dorthin, nahm ruhig vier herunter, legte sie in das Faß und nahm ein Abputztuch von dem Fensterhaken.

„Mutter! — liebe Mutter! — Du darfst es nicht thun — denn ich will es nicht — hörst Du? Mutter, Mutter! ... ich — sage es dem Pastor, Mutter! — ich . . . springe ins Wasser," schluchzte sie in äußerster Verzweiflung und schlug die Hände vor's Gesicht. Drinnen in der Stube sprachen sie nun ganz laut. Die Mutter aber trocknete die Hände, fetzte sich auf den Küchenstuhl, zog Grethe behutsam nieder und schloß sie in ihre Arme, indenl sie sich über sie beugte.

„Nun will ich Dir was sagen, Grethe. Du bist ganz verstört, das

bist Du. Du sprichst ja vollständig irre, Kind. Was sagst Du? — Du willst in's Wasser springen?"

Sie nahm ihr die Hände vom Gesichte; aber Grethe verbarg es an ihrer Brust und klammerte sich in ihrer Angst an sie fest.

„Sage mir einmal, habe ich Dir jemals etwas zu Leide gethan, habe ich? Na. Glaubst Du denn, daß ich. Deine Mutter, Dich in's Unglück bringen will? Na. Oder Morien vielleicht? — Ich will Dir was sagen, Grethe! — Morien ist ein honetter und redlicher Mensch, der seine Arbeit ordentlich besorgt und zusammenhält, was er hat. Dein Vater und Deine Mutter können daher versichert sein, daß er nicht hingeht und Dummheiten mit Dir macht, so daß Du zuletzt dahin kommst, wo man nicht lacht, Du . . .

„Aber, liebe Mutter" — schluchzte sie kindlich, und sah mit ihren hübschen, vermeinten Augen auf. „Ich bin ihm ja doch gar nicht gut; ich — liebe ihn doch nun nicht."

„Schnick — Schnack, Grethe! Lieben? Das ist dummes Zeug, womit man Dich im Pfarrhofe vollgepfropft hat; das paßt sich nicht für uns. Morien ist ein Mann,l der weder trinkt noch spielt und gegen Frau und Kinder gut sein wird und das ist etwas, worauf man sich verlassen kann . . . Trockne nun Deine Augen, Grethe! — und danke unserem Herrgott. Morien Pers ist der Mann, um ein armes Mädchen, wie Dich, glücklich zu machen — glaube Du Deiner Mutter!"

Aus dem Innern der Stube hörte man des Vaters pfeifende Stimme stottern und stammeln, als wenn er sehr bewegt sei, während er gleichzeitig mit den Knöcheln leicht auf die Tischplatte schlug:

„Ja so ist es, wie Du sagst, Marten! das kommt vom Mergeln, und davon; — denn in alten Tagen — ja püt, das ging nicht so da mußten die guten Bauern auf die Schillinge passen. Ja, ja das müssen mir Alten wohl wissen, die wir dabei gewesen sind." — —

II.

Schon denselben Abend wußte man ringsum im Dorfe, daß Morien Pers mit des Waldhüters Tochter verlobt war.

Es gab wohl hie und dort einige junge Mädchen, die im Geheimen über diese Verlobung kicherten, aber im Allgemeinen fand man, daß sie recht gut zu einander paßten. Morien hatte ja des Schneiders Haus gekauft, und eine Frau mußte er im Hause haben.

Außerdem wußte man, daß Morien sich in seiner langen Dienstzeit nicht so wenig zurückgelegt hatte und in seiner Truhe sowohl reichlich Leinewand als auch Wollenstoffe besaß, so daß Grethe, die ein armes Mädchen war, doch eigentlich nur das gethan hatte, was ihr am besten diente.

Zum Pfarrhofe kam die Nachricht gerade in dem Augenblicke, als eine kleine muntere Gesellschaft von Herren und Damen sich eben um einen

festlichen Theetifch niedergelassen hatte, der im Garten unter ein paar
großen Kastanienbäumen gedeckt stand. Hier aber machte dieselbe gleich
einen tiefen und schmerzlichen Eindruck.
Pastor Rüde legte Messer lind Gabel zur Seite; es war ihm einen
Augenblick ganz schlecht zu Muthe; und in der ersten Bitterkeit ließ er sich
zu Ausbrüchen hinreißen, die sonst nicht über seine Lippen kamen.
Die kleine Grethe vom Walde hatte ja so zu sagen ihr zweites Heim
hier im Pfarrhofe gehabt. Schon zu jener Zeit, als sie, ein siebenjähriges
Mädchen, mit den Gänsen auf den Stoppelfeldern umherlief, hatte der milde
und freundliche Pfarrer dieses außergewöhnliche hübsche Kind bemerkt, mit
ihrem frischen, kecken Gesichte, den großen, blanen Augen und dem gelben
Haare, das im Winde flatterte; und wenn er in jenen Tagen der Trauer
aus seinen einsamen Wanderungen über die Felder sie mitten in der Sonne
dastehen sah, die bloßen Beine in den Stoppeln, den kleinen rnnden Bauch
vorgestreckt und die Hände mit der Gänsepeitsche auf dem Rücken, mußte
er unwillkürlich zu ihr hin, um ihr das weiche, feinflaumige Kinn zu
streicheln.
Grethe fagte dann nichts, sondern wischte sich nur mit der Rückseite
ihrer kleinen, dicken braunen Hand ihr schwarzes Stumpfnäschen, indem sie
schnaufend den Kopf znr Seite wandte und in die Luft-sah.
Eines Tages jedoch nahm er sie an der Hand und führte sie heim zn
seiner eigenen, kleinen, mutterlosen Ellen-Lisbeth, die von ihren Puppen
umgeben dasaß. Und von dem Tag an wuchsen diese beiden zusammen
auf, unzertrennlich in Freud und Leid, und in einer sich mehr und mehr
innerlich und ausrichtig gestaltenden Freundschaft, die nie und nimmer ge-
brochen worden war.
lind wenn Pastor Rüde nun auf seine alten Tage von deni großen,
gegen Norden gerichteten Lehnstuhl aus sah, wie die zwei Freundinnen ein-
ander treu umschlingend in Wald und Feld hinauöeilten, oder wie sie im
Garten auf einer Bank saßen, tief in dasselbe Buch vertieft, so konnte er
vor sich hin nicken und sich im Stillen darüber freuen, daß es ihm geglückt
war, das Kind von einem geistigen Tod zu einein reichen und edlen
Gefühlsleben emporzuheben, mit Verständnis; sowohl für des Lebens große,
tragende Kräfte, als auch für die stillen, grünenden Pfade, „wo die Palmen
wachsen."
Und alle diese Hoffnungen und Träume waren nun mit einem Schlage
brutal vernichtet, hoffnungslos zerschmettert an dieser harten, unzerbrechlichen
Schale, welche er ans hundert früheren Fällen kannte. Er wußte es: Da
war aller Appell fruchtlos; und man tonnte nur zu Gott beten, daß er
doch einmal diese kalten Steinherzen aufthaueu möchte, damit sie sehen
könnten, welch reiche Gnadengaben uns zur Veredelung und Verschönerung
des Menschenlebens verliehen sind . . .
Als die erste Erbitterung vorüber war, griff Pastor Rüde doch wieder

zu Messer und Gabel, und je mehr die Mahlzeit vorschritt, desto ruhiger sprach er.

Aber auch über den übrigen Theil der vorher so vergnügten Gesellschaft hatte sich eine Stimmung von bitterer Trauer gelegt; denn Alle kannten ja Grethe und waren ihr gut.

Zwei ältere Damen von benachbarten Gutshöfen sprachen über die empörende Thatsciche mit einer würdigen, zurückgedrängten Entrüstung; und die eine, die etwas wissenschaftlich angelegt war, meinte in diesem und ähnlichen Fällen den letzten, thierischen Rest von den, alten Sklavengeiste zu sehen, welcher jetzt in anderen Beziehungen glücklicherweise beinahe ausgewischt sei.

Selbst der etwas feuchte Meiereipächter, der heimlich mit seiner Haushälterin zusammenlebte, mischte seine Stimme in die allgemeine wehmüthige Klage über den in dieser Hinsicht traurig tiefen Standpunkt der Bauern.

Doch ein junger, begeisterter Seminarlehrer aus der Nachbargemeinde, der das Haar in einen blaßrothen Hahnenkamm über die Stirn gekämmt und zwei Flaumbüschel an der Spitze des Kinns hatte, nahm die Sache gleich vom Standpunkte des höheren Gefühlslebens und entwickelte in einem längeren Vortrage, er lebe der Hoffnung, daß die allgemeine Aufklärung auch auf diesem Gebiete veredelnd auf den dänischen Bauern einwirken werde.

Hierüber sprach man nun, während der Thee herumgereicht wurde, lauter und lauter; und als der Theepunsch cireulirt hatte, wurde die Stimmung wieder einigermaßen lebhaft.

In Ellen-Lisbeths jungem, bleichen Angesichte lag jedoch eine wirkliche und tiefe Erregung, die sich ihrer mehr und mehr bemächtigte. Ihr ganzer Körper kam ins Zittern; Thräne auf Thräne rann — trotz Kampf — über ihre Wangen herunter.

Endlich konnte sie es nicht mehr länger ertragen und warf sich gegen die Stuhllehne zurück, indem sie in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach.

Es war nicht Trauer. Sie war empört, — gekränkt in ihrer innersten, verschämtesten Seele; und Alles, was der Vater und die beiden älteren Damen zn ihrer Beruhigung versuchten, führte zu nichts. Sie weinte nur stärker, krampfhafter, mit einem wilden hysterischen Weinen, das gleichsam ihren Körper auseinander zerrte und auf Alle einen merkwürdig unheimlichen Eindruck machte.

Der Vater erhob sich und sprach streng zu ihr; aber es half Alles nichts; es mar, als ob eine lange zurückgedrängte Leidenschaft sich plötzlich Luft schaffte.

Nun aber begann es dem Pastor klar zu werden, daß etwas dahinter stecken müsse; denn das mar nicht natürlich. Und als er sich rathlos über sie herabbeugte, siel es ihm plötzlich ein, wie wunderlich geistesabwesend sie in der letzten Zeit gewesen war, wie trank und leidend sie ausgesehen hatte, ohne daß er sich das hatte erklären können.

An der anderen Seite des Tisches jedoch saß ein junger, stiller Mann
mit einein warmen Blicke und einem gelblichen, krausen Barte. Heimlich
hatten seine Augen die ganze Zeit an dem jungen Mädchen gehangen, und
nun, da sie in Thränen ausbrach, konnte er seine Erregung nicht länger
verbergen.
Da siel der Blick des Pastors auf den jungen Mann; und beinahe
gleichzeitig bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft eine merkwürdig feierliche
Stille. Eine Zeit lang konnte Niemand Worte finden. Und selbst der
etwas feuchte Meiereipächter bekam einen leichten Thau in die Augen.
Der Pastor hob stillschweigend die Tafel auf, und die Gesellschaft zer-
streute sich schnell zu zweit nach den vier Ecken des Gartens. Als er aber
in's Zimmer gekommen war, breitete er seine Arme vor der Tochter aus,
die sich erröthend um seinen Hals warf, während er gleichzeitig die Hand
ausstreckte nach dem jungen Manne, der sich schnell näherte.
„Gott segne Euch", sagte er mit bewegter Stimme und schloß sie beide
in seine Arme.
Nur der junge Seminarlehrer aus der Nachbargemeinde stand noch
ganz verdutzt auf dem Wahlplatze und konnte nicht verstehen, was da vor-
gegangen mar.
Aber draußen in des Waldhüters dunkler Stube saß Grethe matt und
schmerfällig und hielt den wüsten Kopf mit den Händen. Ein etwas röth-
lich's Abendlicht stahl sich durch des Waldes Stämme hinein und es säuselte
leise im Laube.
Die Thürs wurde geöffnet, und der Vater schlick sich hinein. Und als
er^sah, daß sie allein war, stellte er sich an's Fenster zu ihr hin und be-
gann, wie in Gedanken, ihr Haar mit der Hand zu streicheln, während er
durch die Fensterscheiben sah.
Grethe ergriff seine Hand und brach wieder in Weinen aus, indeß sie
dieselbe an ihre Wange preßte."^
Als sie aber die Mutter in die Küche kommen hörte, ließ sie los; und
der Vater machte sich schleunigst zum Eckschranke hin, wo er sich geschäftig
niit alten Bindfäden zu thun inachte, welche da^durcheinander lagen.

III.

Morien Pers hatte des Schneiders Haus am Ende des Dorfes gekauft.
Es war ein nettes, kleines Haus mit 'einem kleinen, eingezäunten
Gemüsegarten, einem Wippbrunnen und einem Ententeiche. Aber der Schnei-
der war ein alter Trunkenbold gewesen, der Alles verfallen ließ; und kaum
war die Ernte vorbei, als Morien schon zu Mauerkelle und Pinsel greifen
mußte.

Da mar vieles zu thun, und Morien wollte es in jeder Beziehung
fein und vollständig haben. Die Mauern sollten berappt, die Fenster nach-
gesehen und blau angestrichen werden. Das Dach, welches von Ratten halb
aufgefressen war, sollte mit frischem Stroh vollständig neu gedeckt werden,
nicht zu reden von einem splinterneuen Satze Schräghölzer auf dem Dach-
rücken.
Drinnen in den kleinen, niedrigen Stuben sah es zum Verzweifeln aus.
Aber der kleine Morien gab sich an alles dieses und arbeitete fleißig in den
kurzen, dunklen Tagen, die man nun hatte; nnd niemals hatte man sein
schwitzendes Vollmond-Gesicht so lustig nnd zufrieden leuchten sehen, als in
dieser Zeit, wenn er so richtig drauf los wurzelte, daß der Schweiß in
Strömen herabfloß.
Nun ließ es sich nicht leugnen, daß Morien Pers sich außer bei den
Waldhüterleuten auch an anderen Stellen versucht hatte — nur mit weniger
Glück. Aber nun freute es ihn auch doppelt zu wissen, daß mehr als einer
von des Dorfes jungen und hübschesten Männern ihm heimlich seine Grethe
neidete; und in seiner Freude und seinem Stolze hierüber gelobte er sich
selbst, nichts zu sparen, um es so gut zu machen, daß Grcthe die Wahl,
die ste getroffen, nicht bereuen sollte.
Und so groß war seine Freude und sein Glück, indeß seine Hütte sich
nach und nach in erneutem Glänze erhob, daß er nichts von der Mißstim-
mung bemerkte, die hie und da im Dorfe über ihn laut zu werden begann,
und die ihren Ursprung von keiner weniger erhabenen Stelle als dem Pfarr-
hofe selbst hatte.
Man munkelte darüber, daß Pastor Rüde die Nachricht von der beab-
sichtigten Verbindung mit Entrüstung aufgenommen, und daß seine junge
Tochter Grethe's Mutter mit den heftigsten Ausdrücken angegriffen — ja
mit Thränen in den Augen geradezu verlangt habe, daß man gegen die
brutale Gemalt einschreiten solle, die gegen ihre Freundin angewandt wor-
den sei.
Aber daraus muhte doch wohl nichts geworden sein, und besonders
ging es ganz spurlos hin über das Haupt des frohen Morien Pers, der
den ganzen Tag an nichts Anderes dachte, als für seine kleine Grethe zu
kleistern und Alles gemüthlich zu machen, damit sie in dem feierlichen Augen-
blicke, da sie in seine Stube einzog, um ihn nicht mehr zu verlassen,
vergnügt lächeln solle. Auch hatten nächtliche Wanderer, die da vorbei kamen,
ihn in der Küche bei Licht putzen und weißen sehen bis lange nach Mitternacht.
Doch mit des Pastors junger Tochter war etwas vorgegangen, das
sicher viel zu der mißlichen Veränderung der allgemeinen Stimmung beige-
tragen hatte.
Fräulein Ellen-Lisbeth hatte sich verlobt. Und nun sah manches junge
Mädchen und manche junge Frau mit Schamerröthen, daß sie die wahre.

erhebende Liebe, worüber so viel gesprochen und gesungen war, nie auf diese Weise besessen hatten.

Fräulein Ellen-Lisbeth aber mar dadurch auch gleichsam ganz verwandelt worden. Ihre Wangen hatten eine frischere Farbe, ihre großen, brennenden Augen einen jubelnden Glanz bekommen; — ja, selbst die Stimme erhielt einen ergreifenden, einschmeichelnden Klang, daß Viele, die sie aus der Entfernung hörten, stille standen, nur um zu lauschen.

Jeden Nachmittag zwischen drei und vier — lange, lange bevor die Post vernünftigerweise erwartet werden konnte — sah man sie ungeduldig hinter der Gartenthür auf und ab gehen und jeden Augenblick nach dem Wege hin spähen mit allen Zeichen einer nervösen Unruhe, bereit hinauszustürzen bei dem kleinsten Schimmer eines bestaubten Nockes auf dem Hügelrücken. Und nächtliche Wanderer, die am Pfarrhofe vorbeikamen, konnten stets, selbst lange nach Mitternacht, hinter der Gardine eines bestimmten Mansardenfensters Licht sehen — und den Schatten von Jemand, der dort saß und schrieb.

Aber am Samstag, wenn der Vater nach Mittag schlief oder an seiner Predigt schrieb, huschte Ellen-Lisbeth ganz aus der Gartenthür hinaus und schlich sich auf einem Fußwege lim das Dorf herum nach Osten zu, wo sie den Sandmeg betrat, der über die Hügel führte, — ihre Eile immer mehr beschleunigend trotz der starken Steigungen, die Augen steif in die Ferne gerichtet, bis sie plötzlich auf der Spitze einer Höhe begann, Taschentuch und Sonnenschirm zu schwenken und nach einem kleinen, grauen Punkte hinzuwinken, der sich dort über die Moorzüge bewegte, — immer wieder winkte und winkte sie, schwellend roth im Gesicht, indeß ihr Herz sichtbar gegen das Kleid schlug.

Der kleine graue Punkt aber schritt schnell vorwärts und wurde ein großer, grauer Mann mit hellgelbem, krausem Barte, der mit offenen Arinen ihr entgegeneilte. Unter einem schützenden Baume schloß er sie in seine Arme in einer flammenden Begegnung, mit einem langen, betäubenden Kusse, mit Worten ohne Zusammenhang, Fragen ohne Antwort, Umarmen und Erröthen ohne Ende.

Er ergriff ihre Hände, tastete über ihr Haar und sah ihr in die großen, feuerigen Augen. Sie nahm seinen Hut, trocknete ihm den Schweiß von der Stirn und drückte sich fest an ihn. Dann lachten sie wieder und küßten sich und waren außer sich vor Freude und Glückseligkeit. Endlich rissen sie sich los und gingen über die großen, dürren Felder heim — sie an ihn gelehnt, er über sie gebeugt mit dem Arm um ihren Leib, in einer berauschenden Einsamkeit, entfernt von aller Welt Lärm — hier, wo nur Sonne und Vögel ihr Liebesglück über das ganze Land hinausjubelten.

Wenn sie dann aber auf dem letzten Hügelabhange in der Ferne ein kleines Haus mit Ententeich und Wipvbrunnen sahen und einen kleinen, häßlichen Mann, der dort stand und schwitzend mit einem gewaltigen Pinsel eine

häßliche, brandgelbe Mauer anstrich — da verdunkelte sich Ellen-Lisbeths hübsches Gesicht mit einem Male; und in dem Gefühle des eigenen überströmenden Glückes warf sie sich an seinen Hals und verbarg sich schluchzend unter dem gelblichen, krausen Barte.

„Arme — arme Grethe!"

Nun, — das mar wahr; mit Grethe hatte es eine traurige Wendung genommen.

Stumpf und schwer, ohne einen Funken von Hoffnung oder Gedanken, saß sie zu Hause in der dunkele« Stube und nähte mechanisch große Haufen von Zeug — Tücher, Hemden und schwere Ueberzüge — welche die Mutter ihr in die Hände gab.

Jeden Abend kam Morien, setzte sich ihr zur Seite und beobachtete stille und glücklich jeden Stich, den sie machte, und lachte sie an, wenn sie sich unbedachtsam stach.

Ueber seine großen Vorbereitungen und Einkäufe für ihr neues Heim sprach er nie. Das war sein großes, theures Geheimniß, welches sich erst zu ihrem Erstaunen an jenem Abend offenbaren sollte, wenn sie dort einzog, um bei ihm zu bleiben.

Dagegen entrollte er vor ihr, wie herrlich sie es in ihrer kleinen Stube haben sollten, — „wie erbärmlich und kümmerlich sie auch sein würde," fügte er immer mit einem schlauen Lächeln hinzu — wenn sie ganz sein werden würde; wie sie an den langen Winterabenden in des Pastors Büchern lesen wollten, ehe sie in's Nest kröchen," und wie sie schon mit Sparsamkeit und redlicher Lebensweife würden auskommen können, selbst wenn sie einen Hausen Kinder bekämen.

Zunächst sollten sie natürlicherweise ein Schwein haben, das mar klar. Aber außerdem hätte er sich gedacht, wollten sie circa zwanzig Hühner halten, was vortheilhaft sei für einen, der — wie er — für einen geringen Lohn arbeiten müsse; dann könne Grethe mit den Eiern zur Stadt gehen, während er auf Arbeit sei. Aber besonders weitläufig verbreitete er sich darüber, was aus dem Gemüsegarten und dem kleinen Stücke Land, das zum Hause gehöre, herauszubringen sei, wenn beides richtig umgegraben und von der Menge Queckmurzeln gereinigt würde, die das alte Schwein von einem Schneider in der Erde habe aufkommen lassen.

Grethe hörte kaum ein Wort von Allem, was er da erzählte. Und sie mar so an ihn gewöhnt und so stumpf für Alles geworden, daß sie, als er endlich eines Tags seinen Arm um ihren Hals legte, um zu erzählen, nun sei sowohl das Aufgebot als auch die Hochzeit beim Pastor bestellt, sich nur langsam frei machte und matt antwortete:

„Schon."

Doch die Hochzeit mar auf einen der Tage vor Weihnachten festgesetzt und sollte mit großer Festlichkeit und vielen Gästen gefeiert werden.

Dieses Letztere war der Mutter Wille. Und jemehr die Mißstimmung

und das Geschwätz im Dorfe uin sich griff, desto größere Vorbereitungen traf sie im Stillen zur Feier des Tages. Grethe hieß Alles ohne Einwendung gut; und der Vater mar in der letzten Zeit so sehr abgefallen und so merkwürdig geworden, daß er gar nicht gefragt wurde.

. . . Drei Tage vor Weihnachten in schönem, strahlendem Wetter, unter einem wolkenfreien Frosthimmel, zog denn des Waldhüters festliche Hochzeitsschaar in drei Wagen aus dem Wald heraus.

Die Krähen — der Braut erste Kindheitskameraden — erhoben sich von den am Wege stehenden Bäumen und begrüßten sie vorbedeutungsvoll, indeß die Wagen weiterfuhren. In dem ersten Wagen saß das Brautpaar. Grethe ruhig und gefaßt, aber bleicher und bleicher, je mehr sie sich der Kirche näherten.

Auf deni Kopfe trug sie einen Schleier, der hinter ihr im Winde wogte, und einen frischen Mvrthenkmnz, den Ellen-Lisbeth — einem alten Versprechen gemäß — ihr heimlich unter manchen Thränen gesandt hatte. Die Hände hatte sie fest um ein glänzendes Gesangbuch gefaltet, das die Mutter ihr am Morgen mit einem Kusse gegeben hatte.

An ihrer Seite glänzte Morien mit einein schwindelnd hohen Cylinderhute. Indem der Wagen in das Dorf hineinschwenkte, fing er über den Feldern einen Schimmer von einem Wippbrunnen und einem brandgelben Hause auf; und mit einem geheimnißvollen Lächeln, das sich über sein ganzes Gesicht verbreitete, schielte er zur Seite.

Aber Grethe sah ihn nicht an; sie stierte unverwandt und mit Unnaturlich machen Augen gerade aus über die dampfenden Pferde hin.

Drinnen im Dorfe standen die Leute in Thüren und Fenstern, als der Brautzug vorbeikam. Bei dem zweiten Wagen richten sich alle Blicke auf die Mutter, die allein ans dem Rücksitz saß, steif und blank, ohne zur Seite zu sehen, und mit einer Haltung, an der alle stechenden Blicke abprallten. Der Nand ihrer Haube glänzte herausfordernd in der Sonne, und die bunten Nackenbänder flatterten im Winde hinter ihr her mit leichtem, höhnischen: Klatschen.

Zu beiden Seiten der KirchhofSthttr bis weithin zwischen den Gräbern wartete eine dichte Menge von Weibern und Kindern. In einiger Entfernung »ach dem Dorfe zu standen die Knechte mit langen Pfeifen, — die Männer ganz zurück in den Stallthuren, iudein sie die Arme auf den untersten Theil der Thür stützten.

Als die Wagen hielten, schwieg die Menge, und man drängte sich zusammen, uin zu sehen. Drinnen im Dorfe schoß ein wohlwollender Knecht im Garten ein Gewehr ab; aber bei der ringsum herrschenden drückenden Stille empfand man das mehr als einen Hohn denn als einen Gruß. Einige von den Knechten begannen auch zu lachen, nnd die Hochzeitsgäste verließen stille die Wagen nnd begannen ihre Kleider abzubürsten, ohne sich umzusehen. Als man aber die Braut aus dem ersten Wagen hinaushob, so daß

Alle ihr Gesicht sahen, das leichenblaß war, durchdrang die Menge eine
heftige Erbitterung. Junge Mädchen standen da vor Entrüstung bleich und
mit Thränen in den Augen, und ein altes Weib aus dein Armenhause,
die auf die Kirchhofsmauer geklettert war, sing an, laut einige gemeine
Worte über „Waldhüters Else" zu rufen, so daß die Leute sich umwandten
und Schweigen gebieten mußten.
Auf deni Wege durch das Dorf hatte Grethe gerade Sammlung genug
gehabt, um zu bemerken, daß keines der Häuser beflaggt war, und das
hatte sie geschmerzt. Aber als sie nun ihrer Mutter Namen von der Menge
nennen hörte, fühlte sie plötzlich das Gesangbuch in ihren Händen brennen,
und indem sie Mortens Arm ergriff, sah sie rasch auf und das Blut fuhr
ihr in die Wangen.
In demselben Augenblicke begannen die Glocken im Thurms zu summen;
die Brautschaar ordnete sich, und ein kleiner meißhaariger Küster öffnete die
Kirchenthür.
Drinnen in der Kirche hatte sich durch eine Seitenthür schon eine
große Schaar sowohl Männer als auch Frauen versammelt, die sich erhoben,
als das Gefolge in die Kirche trat und zum Altare ging, wo Pastor Rüde
dasselbe empfing. Hier theilte es sich nach des kleinen Küsters Anweisung
gleichmäßig nach Männern und Frauen; aber Morien, der nun einmal
Grethes Hand erfaßt hatte, wollte diese nicht los lassen und setzte sich zu ihr.
Unten in der Kirche herrschte augenscheinlich eine große Spannung.
Das Gerücht hatte nämlich erzählt, daß Pastor Rüde, der gerade in eine
andere Gemeinde berufen worden war und einen der Tage fortziehen sollte,
diese letzte kirchliche Handlung, die er aller Wahrscheinlichkeit nach an diesem
Orte zu verrichten hatte, dazu benutzen wolle, feiner alten Gemeinde ein
ernstliches Wort zu sagen, das ihm lange auf dem Herzen gelegen habe.
Und da er sich nun nach beendigtem Gesänge vom Altar umwandte, sah er
auch so streng über die Brautschaar hin und putzte seine Nase so ungewöhnlich
viele Male, und mit einer solchen Kraft, daß Alle drunten in der Kirche
sich verstohlen anblickten und verstanden, daß das Gerücht die Wahrheit
gesagt haben würde.
Grethe, die fühlte, daß aller Augen sie beobachteten, ließ Motten ihre
Hand behalten und hielt sich im Kampfe so rank, wie sie konnte. Und
wenn nun gleichwohl — beinahe ohne daß sie es selbst wußte — Thräne auf
Thräne in ihren Schoß rollte, so kam das nicht von den Worten des
Pastors, die wie ein Donner über ihr Haupt hinmegpolterten, sondern
davon, daß sie wußte, Ellen-Lisbeth säße irgendwo in der Kirche verborgen
und meine mit ihr.
Motten mar glücklich über die Hand und lächelte stille und geheimniß-
voll vor sich hin. Auch er hörte kein Wort von der langen Rede des
Pastors; er war weit sott zu Hause in seinen kleinen gemüthlichen
Zimmern, wo Alles nun zum Empfange fettig mar.

In Gedanken durchlief er die Reihe von neuen Möbeln, die er mit so großer Heimlichkeit angeschafft, und berechnete die überraschende Wirkung, die jedes einzelne auf Grethe machen würde, wenn sie dieselben am Wende endlich zu sehen bekäme — den grünen Tisch, den Kleiderschrank und namentlich den Waschtisch, welchen Sie sich stets gewünscht hatte, wie er wußte.

Er sah Alles in den Stuben genau nach, konnte aber nicht entdecken, daß etwas zu einem glücklichen Heim fehle. In der Küche hatte er sorgsam Wasser in den Wassereimer gegossen, damit Grethe sich nicht am selben Abend noch mit dem Brunnen abzumühen brauche; und an der Wand beim Heerde hatte er einen zierlichen, kleinen Stabel von kurz gehauenem Tannenholze angebracht, damit sie am nächsten Morgen gleich das Nöthige zum Feueranmachen vorfinden solle.

Aber außerdem hatte er sowohl Wohn- als auch Schlafzimmer mit kleinen Tannenzweigen geschmückt, die er im Walde abgeschnitten hatte. Den ganzen gestrigen Abend hatte er damit zugebracht, dieses auf das Festlichste zu arrangiren, und er war davon so erfüllt gewesen, daß er die Nacht fast nicht hatte schlafen können; als er aber am Morgen erwachte — es war erst drei Uhr — ging er gleich im bloßen Hemde mit dein Licht in der Hand in den Stuben umher, um zu sehen, ob noch Alles in derselben Ordnung dastehe.

Und nun saß er da unter des Pastors rollendem Donner und freute sich in Gedanken über das Gesicht, welches Grethe machen würde, wenn sie heute Abend über die Thürschwelle trat, und er selbst Licht anzündete für sie . . .

Pastor Rüde sprach von der Liebe, der schönsten Blume des Lebens, der lieblichsten Gnadengabe, die uns verliehen sei, von welcher alles Große und Gute seinen Ursprung habe, — ja die zu guter Letzt das einzige Tragende in? Leben sei.

Nach dieser Einleitung ging er natürlich und ruhig zur Ehe über, deren Grundlage die Liebe sei.

Hieran anknüpfend sagte er dann, daß er sein ernstlichstes Bedauern nicht zurückhalten könne über die trauerige — er müsse sagen Brutalität, die man leider sehr oft — und nicht znm Wenigsten auf dem Lande — anträfe, wie Männer und Weiber ohne Schamgefühl sich durch die heiligen Bande der Ehe vereinigen ließen, ohne überhaupt zu wissen, was wahre und tiefe Liebe bedeute. Er wolle es nicht verbergen, daß feine Seele sich jedesmal krümme, wenn er kraft seines heiligen Amtes diese Handlung gegenüber einem solchen Paare verrichten müsse. Denn das wäre das traurigste Zeichen von — er müsse sagen: seelischer Rohheit, von der sich jeder fühlende Mensch mit Abscheu fortwenden müsse.

Er wurde mehr und mehr wann und endete in voller Ertase:

Das sei — rief er ihnen zu — eine Kränkung der schönsten und

edelsten Gefühle der Seele, ein Verbrechen gegm das Beste, ja im Grunde eine Unsittlichkeit, die, wie offenbare Unzucht, ein Greuel sei vor dem Herrn und seiner Gemeinde. — Daher wolle er in diesem, wie in allen Fällen, inständiglich Jedem besonders zurufen, zuerst ernstlich sein Herz zu prüfen; und, nachdem er noch drei Mal seine Nase sehr stark geschneuzt hatte, fuhr er fort, er wolle von ganzem Herzen unseren lieben Herrgott bitten, daß er die Gemeinde, die er nun verlasse, bewahren und ihre Seelen aus dem alten Sklavenjoche erheben wolle zuin Lichte und Leben, zu den grünenden Auen, „wo die Palmen wachsen."

?lls er schloß, war er in Schweiß gebadet und ganz bleich vor innerer Erregung. Doch Morien ging, nachdem er geopfert hatte, vertrauensvoll zu ihm hin und dankte ihm für die „schönen Worte".

Drunten in der Kirche saß man dagegen noch ganz stille vor Beklemmung. Und als das Gefolge die Kirche verließ, richteten sich alle Augen furchtsam auf Else. Diese ging mit stolz erhobenem Haupte, noch einmal so gerade und freudig hinter ihrer Tochter her, ohne eine Miene zu verziehen.

IV.

Im Laufe des Nachmittags sah man mebrere geputzte Gäste vom Dorfe nach dem Hochzeitshause ziehen. Und gegen Abend mar es beinahe voll in des Waldhüters enger Stube, aus welcher das Bett und der große Eichenschrank entfernt waren, um Platz zu machen, und wo die Wände mit Tannenguirlanden und kleinen Danebrog-Fahnen geziert waren.

Unter der einen Fensterreihe stand ein langer, festlich« Tisch gedeckt, der durch drei Stearinlichter erleuchtet war, voll besetzt mit guten, fetten Sachen: Schinken, Sülze, geräuchertem Hammelfleisch und warmen gebratenen Heringen, die man im ganzen Zimmer riechen konnte. Der Waldhüter selbst stand an dem einen Tischende, die Branntweinflasche in seinen zitternden Händen und forderte die Leute auf, sich zu setzen, während Else aus der Küche eilfertig aus- und einging mit Kaffee für die Gäste, deren sich mehr und mehr einfanden, sodaß man sich zuletzt kaum rühren konnte. Gleichwohl waren Manche zu Hause geblieben, obgleich sie eingeladen waren. Besonders hatten die Familien der Hofbesitzer sich zurückgehalten, sodaß die Gesellschaft meist aus Häuslern und Käthnern init ihren Frauen und Kindern bestand, die einen guten Bissen nicht an sich vorbeigehen lassen wollten, wenn dazu Gelegenheit geboten wurde. Gegen Abend kamen auch die Knechte und die muntersten Mägde des Dorfes, die Lust zum Tanzen hatten. Da inußte man aber alle Thüren und Fenster sperrweit aufmachen, um Luft zu bekommen.

Und als nun alle gegessen hatten, wurden Tisch, Stühle und alles überflüssige Geräth ohne Weiteres hinausgeworfen, zwei Musikanten auf einer Tonne in Grethes Winkel angebracht und alle älteren Leute mit einer Laterne auf den Boden versetzt, um Napoleon zu spielen: denn nun sollte

die Lustigkeit erst recht losgehen und die Braut sollte schwitzend aus der Mädchenschaft herausgetanzt werden. Doch vorher bahnte Else sich einen Weg durch die Menge mit einer dampfenden Punschbowle auf dem Kopfe; und mährend der blöde Kresten und Per Aeg im Winkel ihre Violinen stimmten, brachte ein Knecht, mit einein schon etwas rothen Kopfe ein donnerndes „das Brautpaar lebe hoch" aus, welches mit gewaltigem Hurra-rufen beantwortet wurde, das sich durch die engen Fenster gleichsam hinaus-preßte weit hinein in die stille, sternenklare Mitternacht.

Drinnen im Dorfe war Alles schon längst zur Ruhe gegangen, und die Lichter waren in Haus und Hof ausgelöscht. — Ein leichter Mondschein ruhte über der Gegend. Vom Moore und den mit Neif bedeckten Feldern glitzerte es schwach. Der Wald, der sich allmählich über die Hügel hinstreckte, lag da wie mit einem Schleier von Silberbrocat überzogen, der hie und da in breiten Streifen im Mondscheine glänzte wie fließendes Wasser. Der Himmel war molkenfrei, aber die Sterne waren groß und matt und schienen gerade über dem Dorfe halb ausgelöscht zu sein, wo der Nebel durch den weißlichen Dunst verstärkt wurde, der aus den wannen Ställen in die kalte Nacht hinauszog.

Hinter einem halb offenen Mansardenfenster im Pfarrhofe saß Ellen-Lisbeth, in ein dickes Tuch eingehüllt, und horchte auf den fernen Lärm vom Walde.

Vom Weinen und vor Verzweiflung aufgerieben, konnte sie nicht fassen, daß es wirklich geschehen sei; sie durfte nicht daran denken. Und jedesmal wenn die Scene in der Kirche und Grethes schreckliche, todesähnliche Ruhe sich ihr so lebendig vergegenwärtigte, mußte sie init den Händen am Kopfe ihr hervorbrechendes Schluchzen unterdrücken, damit der Vater unten nickt dadurch geweckt würde.

Weiter in der Nacht wurde der Lärm und die Lustigkeit noch stärker, mährend der Mond ruhig über den Wald hin segelte, dessen aufgescheuchte Thiers und Vögel sich weiter und weiter in das Dickicht zurückzogen.

Nur ein alter, neugieriger Fuchs, der den Bratenduft gerochen hatte, schlich sich hie und da an der Steinmauer vorbei und stand stille, um nach dem rothen, staubgefüllten Lichtschimmer zu sehen, der zwischen den Stämmen hindurch siel, und nach den Schatten, die sich »nablässig durch denselben bewegten.

Das Innere der Stube war ein Staub und eine Hitze, die an den Wänden hinunterstrich. Die halb ausgebrannten Lichter flackerten ini Winde, sodaß es zu Zeiten beinahe dunkel war. Man tanzte abwechselnd verschie-dene Bauerntänze nach den lustigen Klimpertönen vom blöden Kresten und Per Aeg, «bleich da kaum Platz war, um sich auf dem Boden zu rühren. Die Mädchen schrieen, und die halbbetrunkenen Knechte drängten nach, um vorwärts zu kommen, und oben in den Fensterbänken saßen die alten Männer, die vom Boden heruntergekommen waren und Tabak rauchten und lachten.

Jeden Augenblick aber wurde eine neue dampfende Bowle über den Häup-
tern der Tanzenden hinweg hereingetragen; und draußen in der Küche saßen
die Frauen in einem Kreise um den Kaffekessel versammelt, der auf dem
Heerde stand.
Grethe kroch in einem Wmkel der Stube zusammen, wo sie unbemerkt
war. Bisher hatte sie sich aus Trotz und durch Anspannung aller Urer
Kräfte so stramm gehalten, wie sie konnte; aber jetzt, da die Lustigkeit so
große Fortschritte gemacht hatte, daß man keine Notiz mehr von ihr nahm,
sank sie ganz zusammen. '
Sie versuchte sich zu sammeln und an Ellen-Lisbeth zu denken, aber
es lief Alles rund vor ihren Augen, Sie kam sich selbst ganz fremd vor
und war von den letzten, schlaflosen Nächten so müde und wirr, daß sie
kaum den Kopf gerade halten konnte.
Merten setzte sich zu ihr und nahm — gewiß ^zum zwanzigsten Male
— ihre Hand. Er hatte sie seit einiger Zeit so merkwürdig stille und be-
klemmt umkreist und begann nun ihre Hand besonders weich zu streicheln.
Sie zog dieselbe nicht zurück; aber er glaubte zu bemerken, daß sie
zitterte; und eine Zeit lang saßen sie schweigend da, während der Spectakel
um sie her wuchs.
Endlich beugte er sich zu ihr hinüber und fragte leise, ob sie nun nicht
nach Hause gehen sollten.
Erst antwortete sie nicht. Aber als er es miederholte, stand sie auf
und ging mit ihm.
Draußen bei der Hausthür nahm sie kurz Abschied von der Mutter,
die ihr die Stirne küßte. Als sie aber den Vater in die Küche kommen
lwrte, eilte sie hurtig fort — zum Walde hinaus und über den Weg dahin,
sodaß Morien, der Grethens Zeug in Bündeln unter den Armen trug, ihr
kaum folgen konnte.
Der Mond mar gerade hinter dem Walde untergegangen. Der Him-
mel war dadurch scheinbar höher geworden — tief blau, mit stechenden,
goldenen Sternen — und es war beißend kalt. Von dem fernen schwarzen
Moore, welches im Schatten der Hügel lag, schimmerte das Eis auf den
gerade gezogenen Torfgräben mit einem Glänze wie von tauigem Silber;
und es funkelte und glitzerte auf den großen Feldern zu beiden Seiten des
Weges, wo Morien und Grethe schweigend neben einander hergingen.
Morien fühlte sich etwas beklommen. Jetzt, da es so nahe mar, er-
schien es ihm ganz wunderlich, daß dieses junge, hübsche Mädchen mit ihm
lieim gehen sollte in seine Stuben, daß sie in seinem Bette liegen und ihn
nie verlassen sollte ... Es wurde ihm auf einmal ganz heiß im Kopfe,
und er wagte es kaum sie anzusehen; und als er in der Feme seinen brand-
gelben Schornstein und den Wippbrunnen über den Feldern zum Vorschein
kommen sah, begann sein Herz heftig zu schlagen. Als er aber endlich mit
ihr in dem kleinen, dunkelen Hausflur stand und die Thür hinter sich abge-

schlössen hatte, ergriff er ihre beiden Hände und sagte aus vollen: Herzen:
„Nun danke ich Dir herzlich und heiße Dich willkommen, Grethe!"
Grethe fühlte sich ganz schwindelig, als sie die Thür hinter sich abschließen
hörte, und mußte sich an der Wand halten. Aber Mottens Worte lauteten
so ehrlich und aufrichtig, und sein Händedruck mar so innerlich und treu,
daß es ihr ins Herz schnitt, und sie konnte nichts erwidern. Erst als er sie
losgelassen hatte, sagte sie leise und bewegt: „Danke", aber da war er schon
im Zimmer und suchte nach Streichhölzern.
Drinnen empfing sie eine wohlthuende Wärme von einem munteren
Feuer im Ofen, welches die Nachbarsfrau Mottens Auftrag gemäß unterhalten
hatte, damit Alles complett sein sollte. Die Gardinen waren vor den Fenstern
herabgelassen; auf dem Tische stand ein Teller mit frischen Topfblumen.
Alles war auf dem richtigen Platze, glänzte neu und bot Willkommen: und
die Luft war so rein und traulich.
Motten drehte sich rund, indem er das Licht hoch hielt, damit Grethe
Alles richtig betrachten könnte. Er selbst war ganz eingenommen von den:
Eindrucke, den es machte, und sah rings umher wie in einem glückseligen
Rausche, und als wenn er eine Ewigkeit davon getrennt gewesen märe. Die
Kommode, die Stühle, der bläuliche Spiegel über der Bank, die tickende Uhr
im Winkel — er lief von Einem zum Anderen, nin es ihr zu zeigen.
Grethe blieb an der Thüre stehen; sie fühlte Alles vor ihren Augen wanken.
Doch in seiner überströmenden Freude zog Motten sie mit sich in das Schlaf-
zimmer und hielt die Kerze hoch in die Höhe, indem er triumphirend umhersah.
Hier stand das große, zurechtgemachte, zweischläferige Bett mit dicken,
aufgethürmten Federbetten, ein splinterneuer Kleiderschrank und jener Wasch-
tisch mit den? Blechbecken, den Grethe sich immer gewünscht hatte. — In
der frisch gekalkten Küche glänzte das Kupferzeug blank von den Wänden
herunter; die Wassereimer auf einer kleinen, neuen Holzbank und gerade
darüber die Scheppe an einem Nagel, der Kehrbesen, der Herd und der
kleine, zierliche Stabel von gespaltenem Tannenholz — Alles stand bereit
und wartete bloß auf sie. Die Tonne mit gesalzenem Fleische, der Auf-
nehmer und die lange Reihe weißer Teller über der Küchen-Anrichte schimmerten
so einladend von ihren Regalen hernieder, als ob sie sagen wollten: komm
und nimm mich!
„Na?" lächelte Motten und sah sie an.
Aber in demselben Augenblicke wandte sie sich schnell von ihm ab, ver-
barg ihr Gesicht in ihren Händen, sank stille auf einen Stuhl nieder und
begann bitter zu schluchzen. Motten stierte sie lange an und setzte langsam
die Kerze auf den Tisch. Er verstand das gar nicht; aber sein Gesicht ver-
änderte sich vollständig.
„Gefällt .... gefällt es Dir nicht — Grethe?" fragte er endlich
langsam und unsicher.
Sie antwortete nicht; sie schluchzte blos stärker und verbarg ihr Gesicht.

Doch als er sich nun ganz unglücklich über sie niederbeugte, sah sie schnell mit Thränen in den Augen auf, schlang die Arme um seinen Hals und sprach schnell und ängstlich ihm grade ins Gesicht:

„Du willst ja gut zu mir sein, Morien? Ich werde es auch Dir gegenüber fein — das will ich Dir versprechen — denn Du willst es ja zu mir sein, willst Du nicht? — nicht wahr?"

„Ei, ja doch, Grethe! aber . . .?"

„Ja, ja, ja — ich weiß es wohl, ich bin nicht so, wie ich sein sollte; aber es wird schon kommen — denn da ist ja so viel — und dann . . . Oh Gott! Oh Gott . . . aber wenn Du nur warten willst — und dann gut zu mir sein — und das willst Du ja, das willst Du ja?" wiederholte sie in ihrer Angst und drückte sich fester an ihn.

Morten verstand das noch gar nicht, aber er hatte beinahe selbst Thränen in den Augen. Er hielt seinen Arm uni diesen schönen, zitternden Leib, der sich an ihn klammerte; und indeß nur ihr Kopf stille auf seine Schulter sank, konnte er mit der Hand fühlen, wie ihr Herz unter dem Kleide gewaltsam klopfte.

„Aber Grethe! — liebe Grethe doch!" sagte er, er konnte nicht mehr herausbekommen.

Etwas später sah Ellen-Lisbeth, die das Fenster im Auge behalten hatte, daß das Licht im Hause der Neuvermählten ausgemacht wurde. Sie stand auf, schloß das Fenster und wankte nach dem Bette hin. Dort warf sie sich auf das Kopfkissen und lag lange ganz still, die Hände fest vor das Gesicht gepreßt.

Am nächsten Morgen reiste sie nach des Vaters neuem Berufsorte, um nicht wiederzukehren.

V.

Es vergingen fünf Jahre.

Da geschah es an einem Sommertage, daß eine elegant gekleidete Dame zu Aller Erstaunen im Dorfe umherspazierte und Alles so wunderlich bekannt ansah — die Kirche, den Pfarrhof und den Garten mit den Kastanien. Namentlich verweilte sie draußen beim Walde und auf dem steilen Sandwege, der über die Hügel und um das Moor führt, wo sie gedankenvoll über die öden, dürren Felder auf und ab wanderte, bis sie sich am Nande des Weges unter einem schattigen Baume niedersetzte mit dem Kopfe in den Händen, wie wenn sie auf den Vogelgesang lauschte, der jubelnd über den Ländereien erschallte.

Schließlich entdeckte man, daß es die Tochter des alten Pastor Rüde sein müsse, die sich — wie man wußte — vor ein paar Jahren verheirathet hatte. Man hatte auch gerüchtweise von der großen, schönen Hochzeit gehört, von welcher die beiden älteren Damen von den Gutshöfen ganz gehoben und bewegt zurückgekommen waren.

Und sie war es auch. Es war Ellen-Lisbeth — Frau Lunding.

Sie hatte sich in diesen Jahren sehr verändert. Sie war voller ge-

worden, aber auch bleicher. Sie ging etwas schwerfällig-, die Gluth in den feurigen Augen war erloschen; und das leichte, klare Lächeln, das früher wie ein starker Glaube in dem auch damals etwas zaghaften Gesichte geleuchtet hatte — es mar verschwunden.
Doch sie war jetzt nicht weniger schon. Das Kinn rundete sich kräftiger, der Blick sah tiefer, und wenn sie ab und zu im Schatten stille stand, um in langen Zügen die kühlende, Sommerluft einzuathmen, konnte ihr das Blut auf einmal so brennend heiß in die Wangen strömen und ihr Körper in einer so reifen Fülle schwellen, als wollte er die leichte, helle Sommertracht sprengen.
Als sie die bekannten, heimischen Stellen rings umher betrachtet hatte, wandte sie sich wieder dem Dorfe zu. Sie wollte Grethe besuchen.
Das Haus fand sie leicht: es lag noch gerade so da mit seinem Wippbrunnen und seinem Ententeiche und mar sich in allen diesen Jahren gleich geblieben — sogar bis auf die brandgelbe Farbe, die in der Sonne einen schreienden Charakter hatte. In dem eingezäunten Garten wuchsen Kohl und Kartoffeln in geraden Linien; und auf dem kleinen Felde hinter dem Teiche stand eine bunte Kuh bis an die Kniee in so rothem nnd duftendem Klee, wie man ihn nur auf einem dreifach umgegrabenen Stück Land finden kann.
Als Ellen-Lisbeth in einiger Entfernung das Haus erblickte, begann ihr Herz heftig zu schlagen; und sie mußte einen Augenblick mit den Händen an der Stirne stille stehen.
Wie mochte es ihr wohl ergangen sein?
In der ersten Zeit nach der Trennung hatten die zwei Freundinnen mehrere Briefe gewechselt. Aber es mar so, als ob sie sich nicht mehr vollständig gegen einander aussprechen konnten; das Neue, das zwischen sie gekommen war, hielt gleichsam die Worte zurück, und sie fühlten sich gegenseitig fremd. Die Briefe wurden stets kürzer und dunkler. Zuletzt erstarb jede Verbindung. Später hatte Frau Lunding nichts von ihr gehört, wenn sie auch oft in Gedanken bei den Erinnerungen jener ihrer glücklichen, träumerischen Jugendjahre verweilt und sich selbst mit Thränen in den Augen gefragt hatte, wie es wohl ihrer armen, kleinen Jugendfreundin gehen möge.
Doch als sie nun dem Hause näher kam, stutzte sie, da ihr aus dem Innen: Lachen und lachende Kinderstimmen entgegenklangen, und als sie nun nach kurzem Zögern die Thüre zur Stube öffnete, schlug ihr gleich ein wohlthuender Duft von frisch gebranntem Kaffee entgegen, und sie sah an dem mit einem groben weißen Tuche gedeckten Tisch, auf welchen die Sonne schien, einen traulichen Familienkreis versammelt.
Man hatte ihr Klopfen überhört.
Motten machte sich — strahlend vor Vergnügen — am Ende des Tisches breit und hatte einen prächtigen Vollmondjungen auf jedem Knie. Die Großmutter saß mit aufgelSsteni Haubenbande etwas mehr zurück und trällerte dem Kleinsten, der gerade an diesem Tage getauft worden war, ein Liedchen

vor. Und dort hinten am Fenster kramte der alte Großvater — gebengt,
aber lächelnd — mit einem Tabakskasten und einer Pfeife.
Acan hatte gerade gegessen. Auf dem Tische standen die Ueberreste der
Mahlzeit: Eier, gekochte Hörings, Stockfisch und eine Schüssel mit Kartoffeln,
die mitten in der Sonne noch ein wenig dampften, ein Krug mit Bier und
eine leere Branntweinkaraffe.
Auf der Fensterbank standen blühende Topfpflanzen; mitten zwischen
denselben saß eine Katze und leckte ihre Pfoten. Alles sah rein und gemüth-
lich aus. Die Thür zum Schlafzimmer stand offen, so daß man das große,
zugedeckte Bett mit seinen aufgehäuften Federbetten sehen konnte. Der bläu-
liche Spiegel hing an seiner alten Stelle über der Bank und die Uhr tickte
gemüthlich aus dem Winkel heraus.
Was Grethe aber prächtig geworden war! Breit und ansehnlich, wie
die Mutter, mit rundem Kinn und schlanken: Hals, mit glänzenden Augen
— und einem Lachen, das sie gerade gegen die Zimmerdecke erschallen ließ,
so oft Morien, der einen Kleinen weg hatte, hinten am Tischende versuchte,
den Jungens etwas vorzusingen. Sie stand nämlich am Ofen und trichterte
den Kaffee; und Morien hatte eine Stimme, wie ein heiserer Rabe.
Grethes gelbes Haar war vielleicht vorne noch etwas mehr röthlich ge-
worden von dem vielen Kämmen mit Wasser; aber es war auch größer und
prächtiger geworden mit dichten Büscheln über der schwitzenden Stirn. Das
wollene, geblümte Tuch, welches sie über demselben trug, wenn sie in die
Küche ging, hatte sie in den Nacken geschoben, sodaß es wie eine Kaputze
herunterhing. Denn das Essen mit jenem starken Appetit, den das Stillen
von Kindern giebt, hatte sie warm gemacht; und sowohl Kleid als auch Unter-
taille hatte sie ganz aufgeknöpft und das Hemd nach unten gesteckt, um im
gegebenen Falle gleich mit der Brust bereit zu sein, die — groß und mit
Milch gefüllt — durch die warme, wollene Unterjacke zum Vorschein kam.
Frau Lunding mußte einen Augenblick dastehen, ohne bemerkt zu werden;
doch als man sie endlich entdeckte, wurde es ganz still.
Grethe mar erstaunt, doch auch erfreut, sie zu sehen und sagte ihr wieder-
holt, daß sie willkommen sei; auch die Anderen erhoben sich, begrüßten sie
und fragten, wie es ihr ginge. Sie möchte sich doch ja setzen und mit dem
vorlieb nehmen, was sie bieten könnten.
Frau Lunding setzte sich auch und trank die Tasse Kaffee, die Grethe ihr
einschenkte. Aber sie mar ganz verwirrt und mußte sich mit Macht soweit
sammeln, daß sie die Fragen beantworten konnte, die an sie gerichtet wurden,
und daß sie selbst nach dem fragen konnte, was sie eigentlich schon zum Vor-
aus wußte.
Auch Grethe fühlte sich nach und nach etwas bedrückt und setzte sich auf
die Bank neben Morien. Es war offenbar, sie konnten nicht recht dazu
kommen, mit einander zu sprechen; es lagen zu viele Jahre dazwischen.
Morien war daher bald der einzige, der fragte und antwortete; denn Else,

die Großmutter, welche — wie der alte Vater Waldhüter sagte — sonst „ein gutes Mundmerk habe", hatte die Geschichte von vor fünf Jahren nicht ganz vergessen und zog sich etwas zurück.

Später, als die Männer und die Kinder hinausgingen, um nach dem Schweine zu sehen und die Großmutter in die Küche ging, setzte Frau Lunding sich jedoch neben Grethe.

Aber auch dann sprachen sie leise und mit langem Zwischenräume zwischen jeder Frage und Antwort. Frau Lunding sah selten auf, sie zeichnete beständig mit dein Sonnenschirm auf dem Fußboden.

„Und nun bist Du wirklich glücklich, Grethe?"

„Ja," sagte diese offen und lachte.

„Aber — aber —" sie zögerte — „nun. Dein Mann?"

„Motten?"

„Ja — ich meine — liebst Du ihn jetzt?"

Jetzt mar es an Grethe, sich vorzubeugen und zu Boden zu sehen.

Aber da sie merkte, daß jener Augen auf ihr weilten, antwortete sie leise und mit einer etwas tiefen Stimme:

„Ich glaube, wir machten zu viel Wesens davon — damals — mit diesem Reden über Liebe — und dann — wohl zu verstehen, so wie wir darüber lasen ... ich meine . . ."

Sie wurde roth und stotterte. Frau Lunding schlug schnell die Augen nieder und zeichnete wieder.

„Und Du? — Du bist ja verheirathet?"

Sie nickte.

„Und Du bist wohl ganz besonders glücklich. Du?"

Aber da jene nicht darauf antwortete, begann Grethe die Sachlage zu verstehen und fragte nicht mehr.

Frau Lunding aber fühlte eine Hand auf ihrer Schulter, und da sie aufsah, stand die Großmutter vor ihr, die aus der Küche hereingekommen mar und Alles gehört hatte.

„Sehen Sie, beste Frau!" sagte sie langsam und mit einem etwas siegesgewissen Lächeln. „Früher waren Sie einmal böse auf mich — ich weiß es wohl; aber da waren Sie so jung und unerfahren. Wer jetzt haben Sie etwas von der Welt gesehen und wohl auch das Ihrige erfahren, wie ich mir wohl denken kann; — und sehen Sie: wir altmodischen Bauern, wir haben andere Gewohnheiten; denn wenn das Eine ein junger Mann und das Andere ein Mädchen ist, und sie sonst ehrbar und ordentlich sind und gut zu einander sein wollen, so ist ja doch Alles da, was dazu gehört; und später kommen ja die Kinder, und dann so ein Leben in gemeinschaftlicher Arbeit und Beschäftigung; glauben Sie nnr — beste Frau! — Das ist etwas Anderes als jene Confusion, die man Liebe nennt!"

porfirio Diaz.

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

er Fremde, der sich zum ersten Mal auf mcricanischem Boden
aufhält und von den Schicksalen des merkwürdigen Landes bisher
nur durch gelegentliche, unzusammenhängende Mittheilungen dies
und das vernommen hat, fühlt sich bei eineni etwas längeren Aufenthalte
angenehm überrascht, wenn er wahrnimmt, wie hier überall und in allen
Schichten der Bevölkerung sich allmählich der Geist der Ordnung befestigt,
wie wohlthätig die zwar verhältnißmäßig noch immer kurze, aber doch nun
schon seit anderthalb Jahrzehnten währende Zeit der Ruhe und Kräftigung
gewirkt hat, wie stark und wie allgemein das Bedürfniß der weiteren Ruhe
empfunden wird, und wie tiefe Wurzeln das Vertrauen zu einer kräftigen,
die allgemeine Sicherheit verbürgenden Regierung geschlagen hat. Von jenem
Merico, das bis zur Mitte der siebziger Jahre die Aufmerksamkeit der Welt
in unliebsamer Weise auf sich zog, von dem die lebenden Geschlechter bis
dahin kaum etwas Anderes mußten, als dah es bis über die Ohren in
Schulden stak und sich seiner Verbindlichkeiten auf die einfachste Weise, näm-
lich durch unumwundene Erklärung der Nichtbezahlung, zu entledigen suchte,
das den gloirebedürstigen Napoleon zu einer abenteuerlichen Erpedition gereizt
und einen ihm aufgedrängten Kaiser erschossen hatte — von jenem Merico,
in dem die Anarchie zur ständigen Regierungsform erhoben zu sein schien,
in dem ein ehrgeiziger Dictator durch einen kühnen Handstreich den andern
beseitigte, um alsbald von einem dritten verdrängt zu werden, wird man
heutzutage kaum noch eine Spur entdecken können. Der Unkundige, der sich

bei einem Landeingesessenen oder Eingeborenen darüber zu unterrichten sucht, wohin sich denn die Unzufriedenen auf einmal verkrochen haben, und der die naheliegende Vermuthung ausspricht, daß in diesem vom mildesten Parteihader durchwühlten Lande die Möglichkeit eines miederausbrechenden Putsches doch offenbar vorhanden sein müsse, erhält von Jedermann denselben Bescheid: Das Land ist in den letzten fünfzehn Jahren mit blutiger Energie und Consequenz von den gefährlichen Ruhestörern gesäubert worden, die gefürchtetsten Feinde der ^Ordnung sind entweder beseitigt oder versöhnt, und so lange Porfirio Diaz am Ruder ist, ist eine ernsthafte Gefährdung der Ordnung kaum zu befürchten.

Immer wieder ist es der Name Porfirio Diaz, der in seinein Vater- - lande den stolzen Titel des Regenerators Mexicos führt, der als sicherste Bürgschaft für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit genannt wird.

Porfirio Diaz hat sich auf dein in Mexico nicht ungewöhnlichen Wege der Gemalt den Weg zur leitenden Stelle des Staates gebahnt. Während der ganzen Dauer des durch Juarez gegen die fremde Invasion organisirten Widerstandes mar er einer der treuesten und erfolgreichsten Vertreter der nationalen Sache, einer der gefürchtetsten Feinde der Maximilianischen Herrschaft gewesen, der Sieger in den bedeutungsvollsten Schlachten, welche den Sturz der Maximilianischen Herrschaft zur Folge hatten. Nachdem er am 2. April 1867 nach fünftindzwanzigtägiger Belagerimg Puebla genommen und am 11. April den Maximilianischen General Marquez bei San Lorenzo geschlagen batte, war er auf die Hauptstadt losmarschirt und hatte die regelmäßige Belagerung eingeleitet. Inzwischen hatte sein Kamerad Escobedo Queretaro belagert und genommen, und Maximilian mar in die Hände der Nationalen gefallen. Am 19. Juni 1867 wurde der unglückliche Kaiser mit den Generalen Mejia und Mirainon in Queretaro nach kriegsrechtlicher Verurtheilung erschossen. Zwei Tage darauf mußte die Hauptstadt Mexico Perfirio Diaz, der den letzten Widerstand der Maximilianischen Generale Marquez und O'Horan gebrochen hatte, die Thore öffnen.

Der jetzige Präsident erzählt selbst, in welchem Zustande sich seine Leute befanden. Von einer regulären Armee des Juarez konnte überhaupt kaum die Rede sein. Jedenfalls bildeten diejenigen, die schon früher unter Juarez Militärdienste geleistet hatten, oder die von Maximilian abgefallen waren, in den wilden, kriegstüchtigen Haufen, die Porfirio Diaz für die Sache des Vaterlandes geworben hatte, die Minderheit. Die indianischen Freischärler, die als Landsturm hinzugezogen morden waren, waren im jämmerlichsten Zustande, durch die furchtbaren Strapazen des Feldzugs aufs Aeußerste abgespannt, abgehungert und zerfetzt. Die Begünstigten hatten durchgelaufene Sandalen, die Meisten waren barfuß, und die große Mehrheit hatte keine andere Bekleidung, als die unter den Indianern üblichen weiten Pluderhosen, die „c«I««n«8", und die wollene Decke, die Sarape. Ihre Bewaffnung war eine rein willkürliche und meistens sehr mangelhafte. Diese schmutzige.

zerfetzte, schlecht bewaffnete Horde aber hatte die kolossalsten Strapazen, tage-
lange Märsche im Sonnenbrand und Wüstensand, über Fels und Geröll, niit
bewundernsmerther Ausdauer ertragen und sich gerade so heldenhaft geschlagen,
wie die Sansculottes der französischen Revolution.
Als Mexico dieser von Porfirio Diaz befehligten Bande die Thors
öffnen mußte, befiel die Einwohner ein gelinder Schrecken, der nur zu be-
greiflich war. Durch die langjährige Gewöhnung des Senqens und Brennens,
des Mordens und Plünderns war die mexikanische Soldateska arg verwildert,
und die Bewohner der Hauptstadt befürchteten das Schlimmste. Der General
trat sogleich nach seinem Einzüge mit einigen der Notabeln, die vorzugsweise
auch der deutschen Nationalität angehörten, in Verbindung und erklärte, daß,
wenn man ihn in den Stand setzen würde, den rückständigen Sold zu
zahlen, er für die Aufrechterhaltung der Ordnung die unbedingte Bürgschaft
übernehmen werde. Die von ihm als nöthig bezeichnete Summe wurde
aufgebracht, und Porfirio Diaz hielt Wort. Es kam in der großen Stadt
auch nicht zur geringsten Gewaltthätigkeit, und nach wenigen Tagen mar
die kriegerische Horde aus der Hauptstadt bis auf den letzten Mann ver-
schwunden. Wie er dies Kunststück fertig gebracht hat, ist bis auf den
heutigen Tag ein Geheimniß geblieben. Das aber hat ihm die Hauptstadt
nie vergessen. Von diesem Tage an datirt eigentlich die große und allgemeine
Popularität, deren sich General Diaz, der sich als Soldat und Patriot längst
großen Ruhin erworben hatte, zu erfreuen hat. Die Art und Weise, wie
er die Truppen geworben, und wie er sie, nachdem sie ihre Schuldigkeit
gethan hatten, wieder aufgelöst hat, bekundete in der That ein organisatorisches
Talent allerersten Ranges.
Nachdem Juarez am 15. Juli wieder in der Hauptstadt von der
Gemalt Besitz ergriffen hatte, verschwand Porfirio Diaz auf einige Zeit von
der Oberfläche. Von seinem Gute La Nona aus, auf das er sich zurück-
gezogen hatte, verfolgte er mit langsam anwachsendem Groll die Schritte,
die Juarez seit seiner Wiedereinsetzung und Wiederwahl als Präsident unter-
nahm; und mit der Negierung desselben Juarez, mit dem er sich zur Ver-
theidigung der nationalen Sache auf's Innigste vereinigt hatte, dessen zuver-
lässigste Stütze und bester Soldat er gewesen mar, war er nun so wenig
einverstanden, daß er sich in seinen? patriotischen Gewissen gedrungen fühlte,
in offenem Widerstande gegen seinen alten Freund und Bundesgenossen auf-
zutreten. Schon hatte Porfirio Diaz als Widersacher des Juarez zahlreiche
Freunde für sich gewonnen, schon war die Gährung in verschiedenen Staaten
eine so starke, daß der Ausbruch eines neuen blutigen Bürgerkrieges zwischen
den Anhängern des Juarez und des Porfirio Diaz jeden Augenblick bevor-
zustehen schien, als mitten in dieser bedrohlichen Bewegung Juarez am
19. Juli 1872 starb. Das verhängnißvolle Ereigniß wand denen, die im
Begriff gestanden hatten, die Schwerter wieder zu kreuzen, die Waffen
aus der Hand. Nach der Bestimmung der Verfassung ergriff der Präsident

des höchsten Gerichtshofs, Sebastian Lerdo, die Zügel der Regierung, und am 16. November desselben Jahres wurde Lerdo definitiv zum Präsidenten der Republik erwählt. Die Anhänger des Porfirio Diaz hatten sich der Abstimmung enthalten, und die Wahl Lerdos erfolgte nahezu einstimmig. Lerdo, dem es an persönlichen Eigenschaften nicht fehlte, war kein guter Präsident. Er war kleinlich und unbedeutend, zeigte sich der ihm gestellten Aufgabe in keiner Weise gewachsen und besaß für die wahren Bedürfnisse des Landes kein Verständniß. Engherzig verschloß er sich namentlich den von allen Freunden des Fortschritts dringend geforderten Verbesserungen und Vervielfältigungen der Communicationswege. Als sich die Anzeichen mehrten, daß Lerdo im Geheimen mit allen Mitteln seine Wiedermahl betrieb, erhoben sich die Porfiristen, wie man die Anhänger des Porfirio Diaz nannte, zu offenen? Widerstande. Bis dahin hatten sie sich im Hintergrunde gehalten, Diaz selbst hatte sich nach den Vereinigten Staaten zurückgezogen.

Am 15. Januar 1876 brach in Oaraca ein Aufstand aus, der bald große Verhältnisse annahm. Porfirio Diaz eilte nun auf mericanischen Boden zurück, stellte sich an die Spitze der Bewegung, bemächtigte sich des Hafens Matamoros und rückte dann südlich vor. Am 16. November desselben Jahres schlug er in der Entscheidungsschlacht von Tecoac die Armee des Lerdo vollkommen auf's Haupt und jagte die Feinde in wilder Flucht davon. Acht Tage darauf zog der Sieger von Tecoac wiederum in Mexico ein. Inzwischen hatte die Wiederwahl Lerdo's allerdings stattgefunden, aber es versteht sich, daß sie nun als null und nichtig erklärt wurde. Gleichzeitig mar auch ein Gegen-Präsident. Jglesias, in Guanajuato gewählt worden, und auch mit diesem hatte sich Porfirio Diaz gewaltsam abzufinden. Die Anhänger des Jglesias wurden ebenfalls geschlagen. Jglesias wie Lerdo flüchteten über die Grenze nach den Vereinigten Staaten, und bei den nun veranstalteten Neuwahlen wurde Porfirio Diaz einstimmig zum Präsidenten der Republik erwählt.

Mit dieser Wahl hat die Aera der Bürgerkriege, der Putsche und Pronunciamientos ihr eigentliches Ende erreicht. Zwar rumorte es in den ersten Zeiten noch hier und dort, in ernsthafter Weise wurde die Ruhe jedoch nicht mehr gestört. Während dieser ersten Präsidentschaft bewährte sich Porsirio Diaz, der seinen Ruhm bisher vornehmlich seinen Eigenschaften als tapferer General und Patriot verdankte, hls Staatsmann und Organisator im höchsten Grade. Mit rücksichtsloser Consequenz unternahm er vor Allem das Werk der Säuberung. Mit einer Energie, die vor keinem Mittel zurückschreckte, wußte er die gefährlichen Elemente, die das unglückliche Land zu einein ewig lodernden Herde der Vernichtung und Verwüstung gemacht hatten, zu unterdrücken. Besonders hoch wurde 'es ihm angeschlagen, daß er mit einer Großartigkeit der Auffassung, die an der leitenden Stelle bisher nicht geherrscht hatte, über alle 'persönliche Feindschaft hinwegsah und

dadurch Persönlichkeiten, die als seine erbittertsten Feinde gegolten hatten, iin gemeinsamen Dienste des Vaterlandes sich zu versöhnen mußte. Sogleich zeigte er das ernsthafteste Bestreben, die nationale Arbeit und damit den nationalen Wohlstand und den stark erschütterten Credit des Landes zu heben und vor Allem neue Verkehrswege zu erschließen. Mit tiefem Bedauern sah man den hervorragenden, thatkräftigen und umsichtigen Mann von der Leitung der Staatsgeschäfte scheiden, nachdem die verfassungsmäßige Frist, die damals für die Wirksamkeit des Präsidenten festgesetzt mar, ihr Ende erreicht hatte.

Im Jahre 1880 bestieg der General Manuel Gonzales, der als politischer und persönlicher Freund Porfirios galt, den Präsidentenstuhl. Während der ersten drei Jahre entsprach Gonzales auch den Erwartungen, die man an ihn gestellt hatte. Ruhe und Ordnung herrschten im Lande. Es wurde fleißig an dem Wiederaufbau weitergearbeitet, und die von Diaz gelegten Keime der Entwickelung und des Gedeihens trieben weiter. Erst im letzten Jahre erregte die Präsidentschaft des Gonzales starken Unwillen und berechtigten Widerspruch.

Nach Ablauf der Präsidialzeit des Gonzales wurde Porfirio Diaz im Jahre 1884 zum zweiten Mal zum Präsidenten der Republik gewählt, und da sich unter feiner zweiten Regierung wiederum die Zustände in erfreulichster Weise gebessert, da Handel und Gewerbe einen ungeahnten Aufschwung genommen hatten und das Vertrauen zur Stärke der Regierung immer tiefer in das Volk eingedrungen war, da aber diese erfreulichen Erscheinungen ganz ausschließlich auf die kraftvolle Persönlichkeit des Präsidenten zurückgeführt werden inußten, so entschlossen sich die Vertreter des mericanischen Volkes, die Verfassung, die die Wiedermahl des Präsidenten unmöglich gemacht hatte, dahin abzuändern, daß Porfirio Diaz nach Ablauf seiner zweiten Präsidialperiode im Jahre 1888 wiederum auf vier Jahre, also bis zum Jahre 1892, iin Besitz der leitenden Macht belassen werden konnte.

Die „Mericanische Finanz-Revue" begrüßte dieses Votum mit den Worten: „Man kann dem mericanischen Volke zu diesen: Entschluß nur Glück wünschen, denn die während der gegenwärtigen Verwaltung erreichten Fortschritte bilden einen zu günstigen Contrast mit den früheren Zeiten, von denen man am besten schweigt. Friede und Ordnung herrschen im ganzen Lande. Die persönliche Prosperität hat einen Anfang gemacht und wird eine bisher ungeahnte Höhe erreichen. Merico wird nach vielen Jahren politischer und! finanzieller Kämpfe sich in der Welt denjenigen Platz erringen, zu welchen! es infolge seiner zahllosen natürlichen Anlagen berechtigt ist. Die Frage, den Präsidenten Diaz und die hervorragenden Männer, die er zum Wohle Mexikos um sich vereinigt hat, auch ferner im Amte zu behalten, mar daher von der größten Bedeutung für das ganze Land, und die friedliche Art und Weise, in welcher es erreicht morden ist, daß diese Männer

noch auf Jahre hinaus die Geschicke Mexicos leiten sollen, ist der sicherste Weg zu fernerer Ruhe und fernerem Gedeihen."

In demselben Sinne äußern sich alle Stimmen über Porfirio Diaz, und man kann es kaum fassen, wo diejenigen, die nach ihrer Vergangenheit die Feinde der jetzigen Regierung sein müßten, eigentlich geblieben sind. Es würde in der That sehr schwer werden, auch nur eine einzige oppositionelle Stimme gegen den jetzigen Leiter der mexikanischen Republik anzuführen. Selbst diejenigen, von denen nach ihrer ganzen Vergangenheit vorauszusetzen ist, daß sie der jetzigen Regierung unmöglich hold gesinnt sein können, stimmen mit den unbedingteil Anhängern des Präsidenten darin überein, daß Porfirio Diaz der befähigtste Präsident ist, den Mexico je besessen hat, der Mann, der Land und Leute besser kennt, als irgend ein Anderer, der die Zustände mit unfehlbarer Richtigkeit beurtheilt und zur Durchführung der Maßregeln, die er als nöthig anerkennt, eine beispiellose Energie bethätigt; — daß er mit einem Worte der Mann ist, den Mexico jetzt braucht.

II.

Die Persönlichkeit des Präsidenten deckt sich vollkommen mit dessen Bedeutung als Staatsmann und General.

Porfirio Diaz bewohnt ein einfaches Haus in der Calle Cadena, das in Reih und Glied mit allen anderen steht und sich weder äußerlich noch innerlich von den übrigen vornehmen und gutgehaltenen Privathäusern irgendwie unterscheidet. Durch einen anständigen, aber keineswegs übermäßig glänzenden Eingang gelangt man auf den geräumigen, wie in allen besseren spanischen und mericanischen Hänsern mit besonderer Sorgfalt gehaltenen Binnenhof, den „Patio", dessen Galerien mit herrlichen blühenden Blumen reich geschmückt sind. Eine breite mit Teppichen belegte Marmortreppe führt zum ersten Stock hinauf.

Diese Treppe selbst, das Vorzimmer und der Empfangssalon sind mit merth- und geschmackvollen Gegenständen aus aller Herren Ländern angefüllt — mit Geräthschaften und Kunstwerken aller Art, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie der Ausdruck der Verehrung sind, deren sich Porfirio Diaz allüberall zu erfreuen hat. Schon auf der Treppe fallen uns zwei mächtige Bronzen in Ueberlebensgröße in die Augen, die uns sonderbar heimatlich anmuthen. Es sind Cherusker im altgerinanischen Waffenschmuck Das Mobiliar ist sehr reich und schön, und in dem Gewirr künstlerischer Kostbarkeiten herrscht die anmuthigste Harmonie. Da sieht man prachtvolle chinesische und japanische Vasen, italienische Mosaik, kunstfertige indianische Arbeiten u. s. w. Schon durch die Fülle schöner Sachen, die mit feinen: Verständniß in dem großen Räume vertheilt sind und deren Anordnung und Aufstellung man anmerkt, daß hier die Hausfrau mit feingebildetem Geschmack ihres Anites waltet, wirkt der geräumige Empfangssalon sehr behaglich. Er ist leider, namentlich im Vergleich zu dein hellbelcuchteten Vorzimmer, absicht-

lich etwas dunkel gehalten, so daß sich unser Auge erst an den Dämmerschein gewöhnen muß, bis es uns gelingt, den interessanten Mann, dem wir gegenüberstehen, genauer zu betrachten.

Es ist eine imposante Erscheinung. Die stattliche Gestalt ist kräftig, breitschultrig, wohlgebaut, übermittelgroß. In seinen Bewegungen hat Porfirio Diaz die Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Anmuth der Südländer. Das ziemlich kurzgeschorene Haar ist ergraut, der Kopf ist groß und stark und zeigt die eigenthümliche Bildung des mericanisch-indianischen Stammes. Die unteren Gesichtstheile, namentlich Kinn und Kinnlade, sind stark entwickelt und treten hervor. Die Nase ist gutgeschnitten. Unter der breiten stark ausgearbeiteten Stirn blicken die Augen klug und feurig hervor. Die nicht übermäßig dunkle Gesichtsfarbe ist frisch und gesund. Porsirio Diaz, der das sechzigste Lebensjahr bereits überschritten hat, sieht wenigstens zehn Jahre jünger aus als er ist. In seiner Physiognomie spricht sich vor Allem männliche Festigkeit, starker Wille, unbeugsame Thatkraft, ruhige Entschlossenheit aus. Mit einem Worte: die Erscheinung entspricht durchaus dem Charakter des hervorragenden Mannes, den seine Verehrer als den Regenerator seines Vaterlandes preisen, und dessen ungewöhnliche Veranlagung und Qualification für den schmierigen Posten, den er einnimmt, selbst von seinen Gegnern, wenn auch widerstrebend, im vollen Maße anerkannt wird. Man empfängt vom Präsidenten sogleich den Eindruck eines ungewöhnlich bedeutenden, interessanten und energischen Mannes.

Er benimmt sich sehr frei und dein Fremden gegenüber in zuvorkommendster Weise als Weltmann von angeborener Vornehmheit. Er bildet in dieser Hinsicht den denkbar stärksten Gegensatz zum Präsidenten der benachbarten großen Republik der Vereinigten Staaten, zu Harrison, dessen bescheidene kleinbürgerliche Anspruchslosigkeit in der Art und Weise, wie er sich giebt, kaum auf das Staatsoberhaupt eines mächtigen Reiches schließen läßt. Porsirio Diaz merkt man dagegen auf den ersten Blick an, daß er das ruhige Bewußtsein seiner selbsterworbenen Würde besitzt. Er „repräsentirt" im eigentlichen Sinne des Wortes. Und er repräsentirt, ohne sich Mühe zu geben, wie ein geborener Herrscher. Auch das boshafteste Auge würde vergeblich nach einer linkischen Unart des Emporkömmlings fahnden. Er ist vollkommen natürlich, ruhig, sehr entgegenkommend, ungemein artig und dienstfertig, aber er hat dabei zugleich jene geheimnißvolle, gemissen Naturen angeborene Kunst, um sich einen Kreis zu ziehen, den zn überschreiten man wenig Luft verspürt. Er besitzt „jene Würde, jene Höhe, die die Vertraulichkeit entfernt". Dabei ist er jedoch keineswegs steif und zugeknöpft, im Gegentheil, er benimmt sich mit großer Ungezwungenheit, spricht viel und gut und versteht sogar zu plaudern.

Ein jeder Fremde, der es nicht absichtlich darauf abgesehen hat, die Mcricaner vor den Kopf zu stoßen, ist in Mexico des freundlichsten Empfangs überall sicher. Auch in dieser Beziehung geht der Präsident seinen Lands-

leuten mit gutem Beispiel voran. Er sprach noch keine fünf Minuten mit mir, da hatte er mir schon alle denkbaren Freundlichkeiten zugesagt, die es mir ermöglichen sollten, den Aufenthalt in der Hauptstadt und die Reise durch das Land unter den angenehmsten Bedingungen und so bequem und lohnend wie möglich zu machen. Er hatte mir Empfehlungen und Begleitungen aller Art freundlich zugesagt. Und er hat alle Versprechungen im vollsten Maße erfüllt.

Während unserer Unterhaltung, die etwa eine Stunde währte, berührte der Präsident die verschiedensten Fragen und behandelte sie mit einer Schärfe, Sachlichkeit und Offenheit, die Jedermann im hohen Grade imponiren mußten. Da es mir durchaus widerstrebt, den gefürchteten Interviewen: ins Handwerk zu pfuschen, will ich auf Einzelheiten nicht eingehen und nur ganz im Allgemeinen erwähnen, daß mich die Mittheilungen des Präsidenten über die klimatischen und Bodenverhältnisse des Landes, über die inneren Zustände, die sich nicht nach der Schablone beurtheilen und noch weniger nach der Schablone behandeln und regeln ließen, über die Leistungsfähigkeit der anspruchslosen und dauerhaften mericanischen Soldaten ungemein gefesselt und mir in der knappen Stunde reichlichste Belehrung gemährt haben. In seiner Unterhaltung gehört Porsirio Diaz ganz unbedingt zu den Staatsmännern der neuen, der Bismarck-Schule, die im Gegensatz zu dem Vertuschelungs- und Vermummungssnsteme der alten, die den Grundsatz aufgestellt hatte, daß dem Menschen das Wort gegeben sei, um seine Gedanken zu verheimlichen, mit geradezu verwegener Offenheit von allen Dingen und Persönlichkeiten spricht, so daß dem Zuhörer manchmal ganz unheimlich dabei zu Muthe wird.

Auch in der Ausübung seines amtlichen Berufs zeigt Porsirio Diaz dieselbe zugleich unbefangene und würdevolle Haltung, wie im Verkehr mit Privaten. Der Zufall inachte mich zum Zeugen einer Staatsaction, die der Präsident bei Empfang des neuernannten brasilianischen Gesandten im Regierungs-Gebäude vorzunehmen hatte. Auch bei diesen, Anlaß machte Porsirio Diaz, der von seinen Ministern umgeben war, einen vortrefflichen Eindruck. Das läßt sich von seiner Umgebung weniger sagen. Die unförmig lange „Gescmdtenhalle", in der der ziemlich schäbige Thronsessel steht, ist in sehr vernachlässigtem Zustande. Die Draperien und Möbelstoffe sind verschossen und verstaubt. Der größte Theil der ebenfalls sehr reparaturbedürftigen Wandflächen ist zum Glück durch die Bilder verdeckt, die den Fenstern gegenüber an der Langseite der Galerie angebracht sind. Es sind meistens Bilder der Präsidenten und hervorragender mericanischer Patrioteil. Durch welchen Zufall sich das Bildniß von George Washington in diese Gesellschaft verirrt hat, ist mir unbekannt geblieben.

Unter den Portmits der Patrioten fallen vor Allein die der beiden Priester Hidalgo und Morelos, der eigentlichen Begründer der mexikanischen Unabhängigkeit, in die Augen. Das Bildniß des Morelos ist auch als Kunstwerk sehr beachtenswerth. Unter den Leitern des Staates sehen wir

die Bilder des Kaisers Jturbide und der beiden hervorragendsten Präsiden-
ten der neuesten Zeit, Juarez und Porfirio Diaz. Juarez erinnert in seiner
auffallend kleinen Gestalt einigermaßen an Thiers und Windthorst. Seiner
Gesichtsbilduug sieht man den Vollblutindianer auf den ersten Blick an.
Das ungemein pfiffige, kluge, listige Gesicht hat etwas Spitzmausartiges.
Das Bild von Porfirio Diaz ist nicht sehr gelungen. Die Generalsuniform
ist von dem Künstler mit allzu großer Sorgfalt behandelt morden, und
dem Gesichte, das hier viel zu gewöhnlich aussieht, fehlt das Charakteristische
und Bedeutende des Originals.

Die Empfangsfeierlichkeit zeichnete sich durch die völlige Verneinung
würdevoller Steifheit aus. Da in der demokratischen Republik Jedermann
freien Zutritt zu solchen Festen hat, so war der weite Raum der langen
Halle mit neugierigen Straßenbummlern ganz gefüllt; und wenn man die
mericanischen Straßencostüme einigermaßen kennt, so kann man sich vorstellen,
daß die Ansammlung keinen besonders eleganten Anblick darbot. In meiner
nächsten Nähe stand ein VogelhSndler, der sein hohes Gestell mit Käfigen
lebender Vögel gemüthlich neben sich gesetzt hatte. Auch der Briefträger mit
seinem schmutzigen Drillichanzug wollte sich den Brasilianer ansehen und
blieb eine halbe Stunde da. Die Leute, die auf Briefe warteten, mußten
sich eben eine halbe Stunde gedulden. Voni Eingang bis zu dem an der gegen-
überliegenden Schmalseite des Saales aufgestellten Thronsessel bildeten Offiziere
Chaine, um für den neu ernannten Gesandten eine Gasse freizulassen. Die
meisten rauchten und nahmen auch mährend des feierlichen Actes selbst, als
der Gesandte sein Beglaubigungsschreiben vorlas, und Porfirio Diaz ant-
wortete, die Cigarette nicht aus dem Munde. Das Würdevollste, ja das
einzig Würdevolle bei dieser Haupt- und Staatsaction war auch hier die
Persönlichkeit des Präsidenten, dessen Bekanntschaft ich zu den mir besonders
werthvollen Erinnerungen an den Aufenthalt in Mexico zähle.

Carl Gottlieb övarez.

Der Vater des preußischen Rechts,

von

E. Schwsrrz.

— pellworm, —

<Schlub,)

IV.

war 1781 zum Mitglied der Gesetzcoiiniinswn mit d^ni
ß^»^» (^edeimrath und einer jährlichen Gehaltszulage von 800, 1787 zum
l'ielieimen Oberjustizrath mit einer Zulage vou 590, und noch
in demselben Jahre, unter Entbindung von den Geschäften eines solchen,
zum Geheimen Obertribunalsrath mit einer Zulage von 1600 Thalern er-
ncmnt. Er bezog somit schließlich das zumal für die damalige Zeit hohe
Gehalt von 3600 Thalem oder 10800 Mark.

Die Wohnung hatte er gemeinsam mit dem Grofzkanzler.
Das Justizministerium befindet sich gegenwärtig in dem einst dem
Prinzen Ferdinand gehörigen Palais Wilhelmstraße Nr. 65 und befand sich
vorher, aber erst seit 1799, in dein gegenüberliegenden jetzigen Dienstgebäude
des Reichskanzleramts. Vor 1799 besaß es ein eigenes Dienstgebäude nicht.
Carmer miethete daher bei seiner ttebersiedlnng nach Berlin das noch jetzt
in wenig verändertem Zustande eristirende Haus Nr. 70 am Alexandcrplatz,
das Eckhaus der beiden Parallelstraßen Königsgraben und Aleranderstraße.
Carmer selbst hatte den an der Straßenseite siebenzehn Fenster zählenden ersten
Stock inne; im zweiten Stock befanden sich die Geschäftsräume und die
Wohnung des Bürecmvorstehers; im Erdgeschoß wohnten Svarez und von
1786 bis 1791 auch Klein. In diesen Räumen entstanden die oben
(Heft 172, S. 94) besprochenen großen Gesetze. Carmer besaß außerdem seit

1784 das Rittergut Steglitz, jetzt als Station der Berlin-Potsdamer Eisenbahn zu einem über 9000 Einwohner zählenden Orte herangewachsen, damals in der Einsamkeit des märkischen Sandes gelegen. Auf seinen Spazierfahrten nach dort ließ Cariner sich geni von seinen Rüthen begleiten, so daß manche Paragraphen des Landrechts in dem jetzt als zahlreich besuchten Restaurationsgarten dienenden Schloßpark durchberathen sein mögen. Als Goldbeck Großkanzler geworden, gaben er und Svarez wegen der Unannehmlichkeit der räumlichen Trennung 1796 ihre bisherigen Wohnungen auf und bezogen ein am Pariser Platz belegenes Haus, das sogenannte Rohdich'sche Legatenhaus, in welchem zuvor die bekannte Oberhofmeisterin Gräsin Voß gewohnt hatte und später lange Jahre der Generalfeldmarschall Graf Wmngel lebte. Svarez bewohnte auch hier das Erdgeschoß.

An Rang, Gehalt und Wohnung den hohen Beaintenkreisen angehörend, lebte Svarez doch ungemein zurückgezogen. Morgens stand er um fünf Uhr auf, hatte also eine schon mehrstündige Arbeit hinter sich, wenn um neun Uhr die gewöhnlich bis Eins dauernden Vorträge bei dem Großkanzler begannen. Die Zeit nach dem einfachen Mittagsmahl war wiederum der Berufsarbeit gewidmet. Der Abend von sieben Uhr an gehörte der Lectüre bemerkenswerther philosophischer, schönwissenschaftlicher und geschichtlicher Schriften, der Unterhaltung mit der ganz in ihrem Lebensgefährten aufgehenden Gattin und deni spärlichen gesellschaftlichen Verkehr. Um zehn Uhr wurde der Tag geschlossen.

Dem gesellschaftlichen Leben wich Svarez möglichst aus, fühlte sich gewiß auch nur in einem einzigen Zirkel wohl, nämlich in der wahrscheinlich von ihm selbst gestifteten „Mittivochsgesellschaft." Diese Gesellschaft, welche 1783 entstand und 1800, um der polizeilichen Prüfung und Genehmigung auszubiegcn, von den Mitgliedern freiwillig aufgelöst wurde, bestand aus zwanzig Mitgliedern, in deren Privatwohnungen die Zusammenkünfte abgehalten wurden. Sie bezweckte gegenseitige Belehrung und Unterhaltung, indem selbstverfaßte Aufsätze über Gegenstände der Staats- und Finanzververmaltung, der Gesetzgebung u. a. vorgelesen und kritisirt wurden. So geheim gehalten, daß ihre Existenz erst 1820 durch eine Schrift des Dichters von Goeckingk bekannt wurde, zählte sie zu ihren Mitgliedern außer Svarez noch Klein, Nicolai, Engel, Biester, die Oberconsistorialräthe Spalding, Dietrich, Teller, Zöllner und Gedicke, Mendelssohn (als Ehrenmitglied) u. A. Diese Männer bildeten nach Kleins Zeugniß „eine Gesellschaft, die vielleicht nie ihres Gleichen gehabt hat, noch haben wird." Unter ihnen zeichnete sich Svarez durch seine überraschenden Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten des Wissens eben so sehr aus, wie in diesem vertrauten Freundeskreise durch seine muntere Laune. Unter seinen im Justizininisteriuin aufbewahrten Manuskripten befinden sich noch drei von ihm in der Mittwochsgesellschaft vorgetragene Aufsätze, welche, in der Weise der damaligen Popularphilosophen gehalten, das allezeit lebendige Interesse ihres Verfassers

für das Gemeinwesen bekunden. Dieses Interesse bethätigte Svarez auch noch auf anderen Gebieten. So hielt er sich nicht zu gut, zu der von Nicolai 1786 in drei Bänden veröffentlichten, im Laufe der Zeit zu einein wahren Quellenwerk gediehenen „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam" Beiträge zu liefern. Mit Dank mußte das Publikum die Gefälligkeit anerkennen, mit welcher er, obgleich von Arbeit überhäuft, die ihm vorgetragenen Beschwerden anhörte, untersuchte, schlichtete, und die Bereitwilligkeit, mit welcher er gemeinnützige Unternehmungen förderte. Noch in seinem Testamente vermachte er der Berliner Industrieschule eine namhafte Summe.

Die ersten Jahre des Aufenthaltes in der Hauptstadt waren allerdings nicht angenehm. Cariner und seine schleichen Begleiter waren ohne nähere Verbindung mit den hohen juristischen Kreisen Berlins; diese konnten nicht ohne Besorgniß die Gestaltung ihrer amtlichen Zukunft in den Händen der fremden Eindringlinge sehen; zumal die Anhänger des früheren Großkanzlers Fürst waren von vornherein entschiedene Gegner. Das Mißbehagen wendete sich insbesondere gegen Svarez, den man bald als die rechte Hand des Großkanzlers erkannte. Auch sein Aeußeres sprach zuerst gegen ihn. Von kleiner Statur und zartem .Körperbau, ohne Leichtigkeit im Umgange, bedächtig und vorsichtig, mar er durch das Bewußtsein der öffentlichen Meinung noch mehr zurückhaltend gemacht; er zeigte sich wenigen Menschen und mar gegen alle äußerst verschlossen. Mehrere Jahre mußten vergehen, ein näherer Verkehr erst angebahnt sein, ehe die Mißstimmung der Achtung wich, welche später in Zuneigung und schließlich in ungetheilte, wahrhaft rühreude Verehrung überging.

Diese Verehrung richtete sich zwar zunächst auf die hohe geistige Begabung des Mannes. Es möge gestattet sein, hier die Worte Kleins mitzutheilen:

„Was meinen Freund in seiner ganzen Art zu denken und zu handeln von jeher auszeichnete, war Herrschaft der Vernunft und ordnender Verstand. Die Gegenstünde des menschlichen Wissens waren ihm gleich. Keine Materie widerstand seiner Bearbeitung; er konnte sie hart finden, aber nicht spröde, und wenn es schien, als ob alle Geisteskräfte erschöpft mären, setzte er den hartnäckigsten Hindernissen seine nie zu ermüdende Geduld entgegen. Eine Ausführlichkeit, die keine Mühe scheute und scheinbare Kleinigkeiten mit unablässiger Aufmerksamkeit verfolgte; eine vorsichtige Sorgfalt, welche den Weg reinigt, ehe sie ihn betritt; eine feste Hand, die den Faden, an welchen: sich die Gedanken rechten, nie fabren ließ; alles dies mar es, was ihn bei allen seinen Unternehmungen auszeichnete und aus ihm einen der ersten Geschäftsmänner seiner Zeit bildete. Der Grund seiner vorzüglichen Brauchbarkeit lag in dem unverwandten Blicke, welcher nie von seinem Ziele abschweifte, in der Sorgfalt, mit welcher er Alles erforschte, und in der Leichtigkeit, mit welcher er alle seine Gedanken ordnete."

In wie geradezu übertriebenen? Maße Svarez' rastloser Fleiß und Sorgsamkeit sich bethätigten, bezeugt die Mittheilung eines anderen Freundes und Mitarbeiters:
„Freilich hat Svarez Gehilfen gehabt, aber nur zu den minder wichtigen Arbeiten, und nie hat er von ihnen den Gebrauch gemacht, welchen er zur Schonung feiner übermäßig angestrengten Kräfte selbst nach dem öfteren Wunsche des Großkanzlers hätte machen sollen. Es ging ihin wie allen großen Köpfen: er wollte Alles, was er für fehr erheblich hielt, selbst thun, und die Arbeiten Anderer waren ihm selten ganz befriedigend. Dies trieb er so weit, daß er sogar viele mechanische Arbeiten, besonders die Anfertigung der Handschriften des allgemeinen Gesetzbuches nnd die Correcturen selbst übernahm. Dies ist vielleicht der einzige Fehler, welcher ihm zuin Vorwurf gereicht."
Von gleicher Verehrung ist der noch jetzt erhaltene Briefwechsel getragen, in welchen: Kircheisen mit ihm stand. Dieser Briefwechsel läßt nach dm aus ihm gemachten Mittheilungen auch erkennen, welche liebenswürdige Urbanität der Verstandesschärfe bei Svarez als Folie diente. Eine gleiche Verehrung athmeten die Stimmen der Oeffentlichkeit. In der Spmer'schen Zeitung wurde dem Verstorbenen nachgerühmt, daß sein unermüdlicher Fleiß, sein patriotischer Eifer, feine hohen Verdienste im Fache der Justiz und Gesetzgebung, seine tiefen und ausgebreiteten Kenntnisse, seine Bereitwilligkeit zu jedem Geschäfte den meisten Bewohnern der Monarchie bekannt seien. Wer ihn in der Nähe beobachtet habe, müsse auch noch die große Freiheit seiner Denkart, die helle Ordnung seiner Begriffe, das seltene Talent seines Vortrages, seine Unparteilichkeit, seine Uneigennützigkeit und überhaupt das Edle seines Charakters bewundem. Die Vossische Zeitung brachte den Nachruf, daß so viel Kraft und Willen, Aufklärung und Humanität, Liebe zur Ordnung und Gerechtigkeit, Thätigkeit und Gemeinnützigkeit sich selten in gleichem Maße vereinigt fänden wie bei ihm. —
Es erübrigt noch die Beantwortung der Frage, weiche Stellung Svarez zu den Grundwahrheiten der christlichen Religion eingenommen hat.
Die Vorstellung von einem persönlichen Eingreifen der Gottheit in dm natürlichen Verlauf der Begebenheiten, also der Wunderbegriff, ist mit dem Gottesbegriff eng verknüpft. Somit schließt die Beziehung des Bewußtseins auf das Göttliche, d. h. es schließt die Religion das Wunder in sich. Die Religion muß, nach Sohms treffendem Ausdruck s, in dem Unbegreiflichen endigen. Ihre das Gemüth befriedigende und von dein Drang des Irdischen befreiende, gerade ihre eigenthümliche, das Lebm der Einzelnen wie das der Nation ausfüllende Kraft empfängt sie nur durch Das, was in ihr unbe-

*) Sohm, Kirchengeschichte im Grundriß, 3. Aufl. 1839, S. 152 — Lecky. Sittengeschichte Europas, übersetzt von Jolomicz, 187«, Bd. 1., S. 311 ff.

greiflich ist, was jenseits des menschlichen Denkens und Verstehens liegt.
Dagegen läßt die sogenannte Aufklärung, ihrem subjectivistischen Charakter getreu, als Züchter in göttlichen Dingen zunächst cluch und schließlich nur die menschliche Vernunft und das Denkvermögen gelten. Sie verwirft daher den Wunderbegriff, verwirft mit diesem zugleich die Unterscheidungslehren der verschiedenen Religionen, also auch den positiven Inhalt des Christenthums, und setzt, indem ihr die verschiedenen Religionen nur als gleichmerthige Provinzen in unseres himmlischen Vaters Reiche erscheinen, an die Stelle jeder Religion die Jdeentrias Gott, Tugend, Unsterblichkeit. Daß dieser religiöse Jndifferentismus, welchem die Erkenntnis? der Wahrheit als das Erste, die Heiligung in der Wahrheit aber noch lange nicht als das Zweite gilt. Jeden nach seiner Fa?on glauben und selig werden läßt, ist selbstverständlich. So dürfen die Juden glauben und ungehindert öffentlich beweisen, daß der Messias erst noch zu erwarten ist; die Katholiken, daß der Papst der Lehnsherr aller Fürsten und Seelenbeherrscher aller Getauften; die Protestanten, daß er das Thier der Offenbarung und das Weib zu Babylon ist; die Türken, daß Mohammed ein größerer Prophet als Moses und Jesus, und endlich die ganz Ungläubigen, daß es überhaupt niemals einen Propheten gegeben hat. Ebenso klar ist, daß für die Aufklärer die religiösen Lehren zu einer am letzten Ende ziemlich platten Moral, der persönliche Gott zu einem bloßen Begriff sich verflüchtet. Aber hierbei wird der die gesammte Erkenntniß der belebten und unbelebten Natur tragende und ermöglichende Zweckbegriff verkannt. Nur als verwirklichte Gedanken einer nach Zwecken wirkenden Ursache, also als die beabsichtigten Werke eines persönlichen Gottes hören die Naturkräfte auf, ein Spiegelbild menschlicher Vorstellungen zu sein, werden sie schöpferische, lebendige Mächte, deren Erzeugnisse wahre Kunstwerke sind und in deren Verständnis; der Menschengeist nur deshalb eindringen kann, weil er in seiner eigenen zweckmäßigen Wirksamkeit ein schwaches Nachbild jener göttlichen erblickt. Diese göttliche Persönlichkeit kann vermöge ihrer Allmacht hemmend und beschleunigend, verstärkend und umgestaltend, durchkreuzend und aufhebend auf die Naturkräfte einwirken, d. h. kann, unmittelbar oder mittelbar durch erwählte Werkzeuge, Wunder thun. Bestehen bleibt freilich der Lessing'sche Satz, daß ein Anderes Wunder sind, die wir selbst erleben und selbst zu prüfen Gelegenheit haben, ein Anderes Wunder, von denen mir nur historisch wissen, daß sie Andere wollen gesehen und geprüft haben. Die letzteren Wunder sind also Object der historischen Kritik und schließlich des subjectiven Glaubens, welcher natürlich nicht der dumpfe Köhlerglaube bornirter Orthodoxen sein soll. Jedoch die Möglichkeit des Wunders leugnen, den Wunderbegriff bestreiten, ist ein Bestreiten der persönlichen Gottheit selbst, mit deren Wegfall anch Tugend und Unsterblichkeit zu wesenlosen Begriffen werden.
Die Aufklärung glaubt im Deismus zu stecken, aber ihr Weg führt, wenn consequent eingehalten, durch den Pantheismus zum Atheismus. Ihre Ansicht von der Natur ist die rein mechanische, welche lieber den Geist verleugnen.

als seine schöpferischen Thaten in der Natur anerkennen will, weil so etwas der Hoffart eines vermeintlichen Verstandes entgegen ist —

Gleich dem tobten Schlag der Pendeluhr
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Welche Stellung nahm nun Svarez ein?

Es ist oben (Hest 172, S. 85 > mitgetheilt, daß er bereits auf der Schule in die rationalistische Philosophie Wolfs eingeführt und während der Universi- lätsjahre in dieser Richtung noch bestärkt wurde. Als die Kant'sche Kritik der reinen Vernunft ihren unbarmherzigen Strich durch die Wolf'sche Metaphysik zog und die Grenzen der Vernunfterkenntnisz nachwies, war es dem mit amtlichen Arbeiten überbürdeten Manne schwerlich noch möglich, sich in die neue Lehre zu vertiefen. Wir missen auch gar nicht, ob er derselben irgendwie näher getreten ist, müssen sogar das Gegentheil davon annehmen, da sich keine Spur davon findet, und die Berliner Philosophen, Mendelssohn an der Spitze, nach Kants spöttischen Worten*) fortfuhren, „in der Metaphysik auf mancherlei Weise herumzupfuschen, ohne eben zu besorgen, daß man auf Unwahrheiten werde betreten werden." Die Mitglieder der Mittwochs- gesellschaft (oben S. 309) waren sämmtlich Anhänger der Aufklärung, nicht am wenigsten die ihr angehörigen Oberconsistorialrätbe. „Teller und Spalding sind," so sagt eine zeitgenössische Stimme, „die unchristlichsten Priester, die ich kenne; keine Seele auf Gottes Erdboden ist in Gefahr, von ihnen verdammt zu werden; ihre Religion ist praktische und theoretische Philo- sophie. Zöller, dieser moralisch gute und vortreffliche Mensch, ist auch ein sehr guter Prediger. Er vereinigt in sich alle Gaben eines guten Redners, besonders besitzt er ein vortreffliches Organ. Eine jede seiner Predigten kann zugleich als eine moralische Abhandlung betrachtet werden; Begriffe und Bilder wechseln gehörig darin ab, so daß weder der Verstand noch die Bildungs- kraft leer ausgehen." Teller erklärte öffentlich, die Juden auf ihren Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit als echte Christen anerkennen zu wollen, worauf Mendelssohn die Sache mit der Gegenerklärung umdrehte, dieses Christenthum unterscheide sich gar nicht von seinem Judenthum. Hiernach klang es noch recht gemäßigt, wenn Biester, glücklicher Weise weder christlicher Prediger noch Oberconsistorialrath, den öffentlichen Ausspruch that, nach zwanzig Jahren müsse der Name Jesus im polizirten Europa nirgend mehr im religiösen Sinne genannt werden.

Svarez blieb durch das Maßvolle seines ganzen Wesens vor solchen Ueberschwänglichkeiten bewahrt, war auch als eracter Jurist schwerlich darnach angethan, den positiven Begriff des Christenthums in einen allgemeinen Humanitätsbrei aufzulösen. Jedoch als Gesetzgeber und für das staatliche

*1 Kant, Prolegomena zu einer künfligcn Metaphysik, 17K3, K 5L b.

Gebiet folgte er mit vollem Bewußtsein der Fahne der Aufklärung. Dies
zeigt sich nach einer doppelten Richtung.
In seiner Abhandlung „8v.r 1s Lupgrstitioo et sur 1a reli^ion"
äußert Friedrich der Große einmal:
„Alle Religionen weichen in Ansehung der moralischen Pflichten nicht
weit von einander ab, können daher dem Staate alle gleichgiltig sein,
und dieser muß Jedem die Freiheit lassen, auf welchem Wege er in
den Himmel kommen will. Er sei ein guter Bürger, das ist Alles, was
man von ihm verlangen kann."
Svarez, als er in seinen Vorträgen vor dem Kronprinzen (Heft 172,
S. 210) auf das Verhältniß zwischen Staat und Kirche zu sprechen kommt,
citirt diesen Ausspruch und fährt dann fort:
„Heiden, Muhammedaner, Katholiken und Protestanten, Deisten und
selbst Gottesleugner lehren einmüthig, daß der Mensch schuldig sei, seinen
Nebenmenschen nicht zu beleidigen, einem Jeden das Seine zu lassen,
seine Verträge zu erfüllen. Betrug in Handel und Wandel zu vermeiden,
den Gesetzen zu gehorchen und der Obrigkeit Folge zu leisten. Freilich
sind die Motive, welche diese verschiedenen Religionsparteien aus ihren
Lehrsystemen zur Erfüllung dieser Pflichten herleiten, in ihrem Werth
und Gewicht sehr verschieden, und es ist nicht zu leugnen, daß eine Re-
ligion viel geschickter sei als die andere, ihre Anhänger nicht blos zu
den Pflichten der Gerechtigkeit, sondern auch zu den Tugenden des Wohl-
wollens zu vermögen, folglich Menschen aus ihnen zu bilden, durch welche
auch die bürgerliche Freiheit und bürgerliche Glückseligkeit in einein vor-
züglichen Grade befördert werden kann. Aber daraus folgt weiter nichts,
als daß der Staat wünschen muß, eine Religion, von welcher er eine
vollkommenere Erreichung seiner Zwecke zu erwarten hat, unter seinen
Bürgern so weit als möglich verbreitet zu sehen. Diesen Wunsch kann
er aber nur durch Unterricht und Belehrung, nie durch Gesetze oder
Strafen erreichen."
Gleichwohl vermag Svarez sich den Staat keineswegs als einen völlig
confessionslosen zu denken und setzt den preußischen Staat kurzer Hand als
einen christlichen Staat, allerdings als einen christlichen Staat mit weitgehend-
ster Toleranz. Dem einzelnen christlichen Geistlichen ist es durchaus verboten,
auf der Kanzel Lehren zu verkünden, die im Widerspruche stehen mit den
Grundwahrheiten der christlichen Religion, aber der Svmbolzwang wird mit
Entschiedenheit verworfen.
„Denn über Meinungen und Gesinnungen kann keine Macht in der
Welt, folglich auch der Staat nicht, sich einer Macht anmaßen. Es liegt
in der Natur der Sache, daß die inneren Handlungen der menschlichen
Seele durch äußeren Zwang unmöglich bestimmt werden können. Darin
besteht eben der große Vorzug des Menschen als eines vernünftigen Ge-
schöpfes, daß er frei ist, d. h. sein Wille nur durch die Einsichten seines

Verstandes bestimmt werden, daß er unmöglich etwas glauben kann, was
er für falsch, noch etwas wollen, was er für böse hält. Es kann also
auch im preußischen Staat, der seine Unterthanen als vernünftige Menschen
behandelt, keine Gefetze geben, welche vorschreiben, was Jemand glauben,
für wahr halten oder verlangen und wünschen solle. Nur Aeußerungen
des Willens, die in wirkliche Handlungen ausbrechen, können ein Gegen-
stand der Gesetze sein. Gesetze, welche Denk- und Gewissensfreiheit auf
irgend eine Art verbieten, sind also keine wirklichen Gesetze, sondern bloße
Aeußerungen despotischer Willkür."
Die Staatsgemalt soll also wie in die Rechtsprechung, so auch in die
Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht eingreifen. Es ist überhaupt
„ein ausgemachter und durch die Erfahrung aller Jahrhunderte bestätigter
Satz, daß die Wahrheit nicht anders als gewinnen könne, wenn sie ge-
prüft und angegriffen wird."
Die Consequenzen der Aufklärung werden jedoch auch nach einer zweiten
Richtung gezogen. Mit dein religiösen Jndifferentismus der Aufklärer
verbindet sich nämlich die Vorstellung von der Entstehung der Staatsgemalt
durch einen Gesellschaftsvertrag. Die Staatsgewalt beruht hiemach auf
einem Vertrage der einzelnen Individuen, welche sich zu Gunsten des Staates,
nicht zu Gunsten irgend einer anderen Gewalt, z. B. der Kirche, ihrer natür-
lichen Freiheit entäußert haben. Soniit ist alle Gewalt bei dem Staate, und
jede andere Gewalt ist nur ein Ausfluß, eine stets widerrufliche Leihe der Staats-
gemalt. Der Staat hat die Gebote der allgemeinen Vernunft zu realisiren.
Alle anderen Kreise menschlichen Zusammenlebens sind ihm untergeordnet
und Objecte seiner vernunftgemäßen Thätigkeit.
Svarez hat sich zu diesem Rousseau'schen Grundsatz des «antrat social
— dessen Irrigkeit hier wohl n'cht erst dargelegt zu werden braucht — nur
allmählich bekannt. Noch 1785 erachtete er ihn für geschichtlich falsch, wenn
auch für eine sehr bequeme Hypothese, um daraus die Rechte und Pflichten
zwischen Regenten und Unterthanen zu erklären. Im Januar 1791 — in
dem dritten seiner Vorträge für die Mittwochsgefellschaft — setzt er den
contrat social „als ausgemacht voraus, da es unnütz ist, die Gründe für
seine Existenz miederholen oder verstärken zu wollen." Somit steht für ihn
fest, daß der Staat von seiner Gemalt nur einen vernünftigen Gebrauch
machen soll, eine vernunftgemäße Grenze aber nur, wie auf der einen Seite
an der Rechtsprechung, so auf der anderen an der Freiheit des Glaubens
und Denkens findet. Im Uebrigen ist der Staat omnipotent. Das Joch
dieser staatlichen Allgewalt lastet auch auf der Kirche, deren rechtliche Stellung
Svarez in dem berühmten Titel 11 Buch II. des Allgemeinen Landrechts
geregelt hat („Von den Rechten und Pflichten der Kirchen und geistlichen Ge-
sellschaften," '1232 W. Hier wird zunächst scharf geschieden das, was
Gottes ist, von dem, was des Kaisers ist:

L. Schwartz in pellworm,

„8 1. Die Begriffe der Einwohner des Staats von Gott und göttlichen Dingen, der Glaube und der innere Gottesdienst können kein Gegenstand von Zmangsgesetzen sein.

§ 2. Jedem Einwohner im Staat muß eine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit gestattet werden.

§ 3. Niemand ist schuldig, über seine Privatmeinungen in Religionssachen Vorschriften vom Staat anzunehmen."

Bezüglich der iutsru« «oiporis bleibt den christlichen Confessionen eine gemisse Selbständigkeit gewahrt:

„8 66. Die besonderen Rechte und Pflichten eines katholischen Priesters in Ansehung seiner geistlichen Amtsverrichtung sind durch die Vorschriften des kanonischen Rechts, der protestantischen Geistlichen aber durch die Consistorial- und Kirchenordnungen bestimmt.

8 67. In ihren Amtsvorträgen und bei dem öffentlichen Unterricht" — d. h. demjenigen, welchen der Geistliche vermöge seines Amtes in den öffentlichen Versammlungen seiner Gemeinde ertheilt, — „müssen die Geistlichen zum Anstoß der Gemeine nichts einmischen, was den Grundbegriffen ihrer Religionspartei widerspricht."

In allen übrigen Materien des Kirchenrechts und des Kirchen-Staatsrechts ist der Wille der Staatsgewalt maßgebend:

„8 13. Jede Kirchengesellschaft ist verpflichtet, ihren Mitgliedern Ehrfurcht gegen die Gottheit, Gehorsam gegen die Gesetze, Treue gegen den Staat und sittlich gute Gesinnungen gegen ihre Mitbürger einzuflößen.

8 14. Neligionsgrundsätze, welche diesem zuwider sind, sollen im Staat nicht gelehrt und weder mündlich noch in Volksschriften ausgebreitet werden."

8 15. Nur der Staat hat das Recht, dergleichen Grundsätze, nach angestellter Prüfung, zu verwerfen und deren Ausbreitung zu untersagen."

In gleich gebietender Weise fortschreitend ordnet das Gesetz das Verhältniß zwischen Staat und Kirche mit einer fürsorglichen Umsicht und Geschicklichkeit, welche auf diesem schwierigen Gebiete nahezu beispiellos sind. Aber der Begriff der Kirche ist dabei vollständig aus dem Gesetzbuch verbannt. Das Allgemeine Landrecht kennt — trotz der Überschrift des Titel 11 — das Wort Kirche nur im Sinne eines Kirchengebäudes, aber nicht in dem Sinne der Geineinschaft der Bekenner des Christenthuins. Durch die Vereinigung mehrerer Einwohner des Staates zu Religionsübungen entsteht eine Religionsgesellschaft. Religionsgesellschaften, welche sich zur öffentlichen Feier des Gottesdienstes verbunden haben, heißen Kirchengesellschaften (oder Kirchengemeinden). Mehrere Kirchengesellschaften, welche denselben Glauben haben, bilden eine Religionspartei, stehen aber dadurch unter sich nicht in einer nothwendigen Verbindung, indem die Vereinigung mehrerer Kirchengesellschaften unter einein Consistorium bezm. Bischof eine auf der Verfassung der einzelnen Gesellschaften beruhende rein thatsächliche Einrichtung ist. Alle Geistlichen

sind dein Staat zum Gehorsam verpflichtet, und kein auswärtiger Bischof
oder anderer geistlicher Obere darf sich in Kirchensachen eine gesetzgebende
Gewalt anmaßen oder eine andere Gewalt, Direktion oder Gerichtsbarkeit
ohne ausdrückliche Einwilligung des Staates ausüben (H§ 10, 11, 36, 134,
135, 136). So löst das Allgemeine Landrecht der Kirche, statt sie als
einen dem Staate coordinirten Organismus anzuerkennen, in eine Reihe
von Ortsgemeinden auf und drückt sie herab zu einer Art polizeilichen Anstalt
zur Beförderung von Sittlichkeit und bürgerlichem Gehorsam, so daß auf sie
Anwendung finden mag der schmerzliche Ausruf des zweiten Jesaias über
den Knecht Jehovahs: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne."
Das hieraus zu ziehende Resultat für Svarez' religiöse Stellung ist
dieses. Die Kirche als äußere Anstalt unterstellt er vollständig, bis zur
Auflösung, Atomisirung ihres Begriffes der Staatsgewalt, wogegen er das
Gebiet des Glaubens, also das eigentliche religiöse Gebiet mit Entschiedenheit
der staatlichen Gemalt entrückt. Den Atheismus weist er ab (oben S. 314:
„selbst Gottesleugner"). Die verschiedenen Religionen sind ihm keineswegs
gleichwerthig (oben S. 314). Die allein für den Staat maßgebende
Religion ist ihm die christliche. Er selbst ist Mitglied der evangelisch-lutherischen
Kirche, ist der Sproß einer alten evangelisch-lutherischen Theologenfamilie
und ist geboren und groß geworden in einer Stadt, in welcher bis neun
Jahre vor Svarez' Geburt fünfunddreißig Jahre lang der liederreiche Mund
Benjamin Schmolke's allsonntäglich das Evangeliuni gepredigt hatte. Seiner
freiheitlichen Richtung gemäß ist er Gegner der starren Orthodoxie, verwirft
er den Symbolzmang, nimmt er einen so freisinnigen Standpunkt ein, daß
er, wie hier noch erwähnt werden kann, die Kirche, an welcher Teller predigte,
die St. Petrikirche zur Parochialkirche wählte. Aber davon, daß er Tellers
und Biesters Absurditäten mitbegeht, daß sie seinen Beifall, seine Zustimmung
erhalten, ist Nichts bekannt. Jin Gegentheil ist, um die oben (S. 313) ge-
brauchten Worte zu wiederholen, anzunehmen, daß das Maßvolle seines Wesens
und Charakters ihn davor bewahrt habe, daß er jedenfalls als eracter Jurist
nicht darnach angethan gewesen ist, sein Christenthum mit religiösen: In-
differentismus zu vertauschen oder den positiven Begriff des Christenthums
in einen allgemeinen Humanitätsbrei aufzulösen. Ein bestimmt formulirtes
Bekenntniß seiner religiösen Ueberzeugung ist nicht überliefert; wir missen
auch nicht, ob ein solches von ihm nach seiner Confirmation jemals abgelegt
worden ist. Was wir aber sicher wissen, ist, daß er diejenigen Tugenden
bethätigt hat, deren Betätigung die christliche Religion von ihren Bekennen:
verlangt, und so hat gewiß auch ihm, dem Freunde der vernünftigen Auf-
klärung, jener Friede, welcher höher ist denn alle Vernunft, Herz und Sinne
bewahrt. —
Für den zartgebauten Mann mar die Regelmäßigkeit und Vorsichtigkeit
der Lebensmeise, die ohnehin seinem einfachen und zurückhaltenden Wesen

entsprach, durchaus nothmendig. Gleichwohl versagten häusig seine Kräfte den Dienst, ergriff ihn oft während der langen legislativen Sitzungen eine kaum zu überwindende Müdigkeit. In den letzten Jahren seines Lebens entwickelte sich aus der Jahrzehnte langen rast- und ruhelosen Thätigkeit ein Unterleibsleiden. Von einem heftigen Anfall im Frühjahr 1797 genas er noch einmal. Im Jahre darauf befiel ihn ein zweiter Anfall, von dein er sich nicht wieder aufraffen sollte. Am 6. Mai wandte er sich an den König, seinen früheren Schüler, mit der Bitte, die Existenz seiner Gattin sicher zu stellen. Friedrich Wilhelm III., der ihn kurz zuvor zum Direktorialmitglied der neu organisirten Akademie der Wissenschaften ernannt hatte, antwortete am 8. Mai durch folgende, von Beyme entworfene Kabinets-Ordre:

„An den Geheimen Oberjustizrath Suarez."

„Rath, besonders lieber Getreuer. Mit dein größten Leidwesen habe Ich aus Eurer Vorstellung vom 6. d. M. ersehen, daß Eure Krankheit, die anfänglich nur vorübergehend geschienen, eine so ernste Wendung genommen hat, daß Ihr am Ende Eurer irdischen Laufbahn zu stehen besorget. Ich kenne den ganzen Umfang Eurer Verdienste um den Staat, für den allein Ihr 33 Dienstjahre gelebt und in denselben mit einer beispiellosen Anstrengung Eure seltenen Talente und allumfassenden Kenntnisse lediglich dazu angewendet habt. Meinen Staaten die Segnungen einer so vollkommenen Justizverwaltung zu verschaffen, als solche noch nie ein Staat besessen hat. Ohne Euch würde weder die neue Gerichtsordnung noch das Allgemeine Landrecht, welches bis dahin als ein unauflösliches Probien? betrachtet wurde, je zu Stande gekommen sein, und Ihr, den Ich als den Schöpfer dieser unvergänglichen Denkmale der Weisheit und der Gerechtigkeit meiner Vorfahren in der Negierung betrachte, werdet in diesen Euren Werken noch für die späteste Nachkommenschaft leben, die Euer Andenken im Genuß der mohlthätigen Folgen derselben segnen wird. Ich fühle es ganz, was Ich Euch in dieser Hinsicht zu verdanken habe, und da Ich weiß, wie schwer es halten wird, einen eines solchen Vorgängers würdigen Nachfolger zu finden, so kann Ich Mich noch nicht an den Gedanken Eures Verlustes gewöhnen, der doch als eine Folge einer so vieljährigen, fast unglaublichen Aufopferung Eurer Lebenskräfte wohl nicht zu vermeiden sein wird. Nächstdein bcdaure Ich es, daß Mir dieser so frühzeitige Verlust die Gelegenheit raube. Euch noch !in Eurein Leben so zu belohnen, als Ihr es in dieser Rücksicht verdienet und es bisher selbst mit der größten Uneigennützlgkeit vermieden habt, finde aber mich Nichts gerechter, als Eure letzte Bitte, das Sch'cksal Eusr hinterbleibenden Gattin zu sichern. In dieser Hinsicht bewillige Ich derselben. Eurem Wunsche gemäß die zu ihrem anständigen Unterhalt erforderliche Pension von Achthundert Thalern und habe dato dem Großkanzler von Goldbeck

befohlen, derselben solche auf Euren Todesfall aus den Justizbeiträgen
der neuen Provinzen zu versichern, bis sich eine Gelegenheit findet, solche
auf andere Kassen anzuweisen. Indem Ich Euch auf solche Weise für
das künftige Schicksal Eurer Gattin beruhige und Euch dadurch beweise,
daß Ich Eure außerordentlichen Verdienste mit aufrichtigem Dank erkenne,
wünsche Ich doch nichts so sehr, als daß die gegenwärtige Gefahr Eures
Lebens vorübergehen und Ich dadurch in den Stand gesetzt werden möge.
Euch selbst zu beweisen, wie sehr Ich bin Euer gnädiger König
Friedrich Wilhelm."
In dein erwähnten Auftrage an den Großkanzler hatte der König be-
tont, daß Svarez
„in seinen außerordentlichen Verdiensten um den Staat noch bis in die
späteste Nachwelt leben werde und auch schon in seinein Leben eine außer-
ordentliche Belohnung verdient hätte."
Sechs Tage später, am Montag, den 14. Mai 1798, Mittags 12 Uhr,
verschied Svarez, 52 Jahre und 11 Wochen alt, somit erst in die reiferen
Jahre der Männlichkeit eingerückt. Aber, wie sein Freund Klein ihm nach-
rief, „mißt man das Leben nicht nach dem Glockenschlage, welcher auch die
leeren Stunden bemerkt, sondern nach der Größe seiner Wirksamkeit, so haben
wenig Menschen so lange gelebt als er." Am 19. Mai wurde er an der
von ihm selbst auserwählten Grabstätte auf dem Luisenstädtischen Kirchhof
beerdigt. Wenn man die Leipziger Straße östlich entlang geht, zieht sich
das Geleise der Pferdebahn an dein Abgeordnetenhause vorüber und um
die Südseite des Spittelmarktes herum durch die Seydelstraße in die Alte
Jakobstraße. Die letztere Straße bildet hier init der Alerandrinen-, Stall-
schreiber- und Sebastianstraße einen Häuserblock in Gestalt eines länglichen
Vierecks. Zwischen den Häusern Nr. 54 und 56 der Alten Jakobstraße,
einem Postamte gegenüber, befindet sich eine Lücke, durch welche man in
das Innere des Häuserblockes tritt und nun nach wenigen Schritten
vor dem Portal der Luisenstädtschen Kirche steht. An die Kirche schließt
sich ein großer Garten an, welcher von den: Kirchplatze durch ein eisernes
Gitter getrennt ist, nur auf einer kurzen Strecke, wiederum durch ein Gitter
eingefriedigt, unmittelbar an die Sebastianstraße stößt und im Uebrigen von
den Hinterhäusern der genannten vier Straßen bezw. den Höfen derselben
umschlossen wird. Mit alten Linden, Ebereschen und Kastanienbäumen besetzt
und durch die hohen Häuser vor dem Tosen des weltstädtischen Verkehrs
geschützt, wird dieser Garten gegen eine geringe Jahresmiethe von den Be-
wohnern der benachbarten Straßen als Erholungs- und Spielplatz benutzt.
An sonnigen Nachmittagen der guten Jahreszeit spielen auf den von Jasmin,
Syringen und Flieder eingehegten Wegen Kinder, sitzen auf den Bänken
Kindermädchen und in den von Waldrebe und Gaisblatt beschatteten Lauben
ehrsame Bürger- und Beamtenfrauen. Mehrere hohe Grabsteine unter ehr-

würdigen Trauermeiden, ein von einem verfallenden Holzstacket eingehegter und von Epheu übersponnener Grabhügel, mehrere alte Erbbegräbnisse an der Mauer der Südostseite zeigen uns, daß mir uns auf einem alten Kirchhofe befinden. Ungefähr in der Mitte dieser Mauer ist eine schwarze Eisenplatte eingelassen, welche ein Relief in Goldbronce trögt, ein männliches Brustbild, von Eichenlaub umrahmt, darunter die Inschrift. Das Bild hat kurzes, welliges Haar und ein mit seinem ruhigen Ausdruck entfernt an Uhland erinnerndes feingeschnittenes, bartloses Antlitz. Die Inschrift lautet:

„Dem Gedächtnis? des ruhmreichen Mannes Svarez, welcher dm Gedanken des großen Königs, seinen Landen ein Allgemeines Landrecht zu geben, mit schöpferischer Kraft ausführte, weiht dieses Denkmal die Juristische Gesellschaft zu Berlin. 1876."

Bereits in seinem Todesjahre wurde geklagt, daß es nicht möglich sei, eine Biographie und ein Bild von Svarez zu veröffentlichen, weil, so anspruchslos wie er gewesen, er weder Nachrichten von seinem Leben noch sein Bildniß hinterlassen habe. Klein, seit 1791 Professor und Director der Universität Halle, zu deren Jubelfeier im August 1798 die Ehrenpromotion von Svarez mar in Aussicht genommen worden, widmete im Jahrgang 1798 Band III. der „Jahrbücher der preußischen Monarchie" seinem großen Freunde einen warm empfundenen Nachruf, und ein anderer Freund und Mitarbeiter am Allgemeinen Landrecht, Goßler, veröffentlichte in seinen „Juridischen Miscellen" eine kurze Biographie; aus beiden sind hier mehrfache Aussprüche mitgetheilt. Die Goßler'fche Biographie wurde von Kaniptz im 41. Bande der „Jahrbücher für die Preußische Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung" in dankenswerther Weise erneuert und ergänzt. Im Jahre 1875 veröffentlichte der damalige Unterstaatssecretair im Justizministerium und spätere preußische Justizminister Dr. Friedberg in den „Deutschen Monatsheften" die auch besonders erschienene Abhandlung „Svarez, Bornemann und Koch, die drei Männer des preußischen Rechts," die jedoch in stofflicher Beziehung nur in geringen: Maße der bevorzugten Stellung ihres Verfassers entsprach, wenn sie auch von der Pietät desselben vor Svarez' Andenken Zeugniß ablegte. Ein größeres Verdienst erwarb sich Friedberg jedenfalls dadurch, daß er den «ortragenden Rath im preußischen Justizministerium und gegenwärtigen Präsidenten der Justizprüfungscomniission. Geheimen Oberjustizrath Dr. Adolf Stölzel bewog. an die Arbeit heranzutreten. Stölzel lieferte in seinem 1885 erschienenen Werke „Carl Göttlich Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts" nicht blos „die trefflichste Biographie, welche jemals den, Andenken eines Juristen geweiht worden ist" (Heft 173, S. 208), sondern zugleich ein über den Nahmen einer Biographie weit hinausgreifendes, auf den eingehendsten Studien beruhendes und vortrefflich geschriebenes rechts- und culwrhistorisches Zeitbild. In einem zweiten, auf dem umfassendsten

urkundlichen Material beruhenden, zwei starke Bände großen Werke „Branden-
burg-Preußens Rechtsvermaltung und RechtSverfassung, 1888" bahnte Stölzel
der deutschen Rcchtsgeschichte neue Wege und firirte Svarez' Stellung als
den Mittel- und Kernpunkt der ganzen bisherigen preußischen Rechtsgeschichte,
deren Wissenschaft er zugleich durch dieses Werk mit einem Schlage be-
gründete.

Steudener, der Freund von der Universitätszeit her (Heft 172, S. 87
u. 88), ließ 1808 auf seinem Gute Chyby bei Posen im Gutspark Svarez
eine Marmorbüste setzen, nach der Ueberlieferung „eine männliche Figur auf
einem Sockel, mit entblößtem Haupte, die Brust mit Orden geschmückt."
Gewiß hätte diese Büste uns Svarez' Erscheinung am Besten veranschaulicht,
aber sie wurde leider in den 1849er Jahren von muthmilligen Knaben zerstört.
Goßler gab seiner Biographie als Titelvignette einen Schattenriß mit, den
Svarez' Gattin besonders gelungen nannte und nach welchem alle späteren
Abbildungen gefertigt sind. Kircheisen ließ, als er Justizminister geworden
mar, in dem Garten des damaligen Justizministeriums, des jetzigen Reichs-
kanzleramtes, einen Denkstein setzen, einen am Wasserraud stehenden und
von Bäumen beschatteten Würfel, auf welchem eine mit Eichenlaub bekränzte
Urne ruhte. Die Urne trug den Namen ,8V^RW", der Würfel die Zahl
^IDOOOXI^ und die einer horazischen Strophe nachgebildete Inschrift*):
Eine in Kupfer gestochene Abbildung dieses Steines stiftete Kircheisen
1820 den „Jahrbüchern für die preußische Gesetzgebung pp." mit der Er-
mahnung, daß die Erinnerung an Svarez von Zeit zu Zeit zurückzurufen eine
nationale Pflicht sei. Eine fernere Abbildung dieses Denkmals ist enthalten
in Band III. S. 161 der „Deutschen Monatshefte* und auf dem Um-
schlage des Sonderabdrucks der Friedberg'schen Schrift. In Schweidnitz
wurde durch die städtischen Behörden am 1. Juni 1854 am Rathhause —
das Geburtshaus hatte damals nicht ermittelt werden können — eine mar-
morne Gedenktafel angebracht, welche, 2'/2 Fuß hoch und 8Vz Fuß breit,
in goldenen Buchstaben die Inschrift trägt:

„Zum Andenken an Karl Gottlieb Suarez, am 27. Februar 1746
in Schweidnitz geboren, berühmt und hochverdient nin Preußens Gesetz-
gebung, gestorben zu Berlin am 14. Mai 1798 als Geheimer Ober-Justiz-
und Tribunals-Rath."

Die Bürgerschaft Berlins ließ 1874 von Melchior von Straßen, dem
jetzigen Professor am Leipziger Gewerbe-Museum, nach dem erwähnten

") Nor. c»rm. III. 11 letzte Strophe:
I, pe6s8 quo ts rgr,ittnt st »uräs,
dum ksvst riox et Venu«, i ssvunäo
omills st nnstri mouwrem «epulvrc,
soslpe (zuereläin.

Schattenriß ein prächtiges Medaillon-Portrait anfertigen und schmückte mit demselben den Bibliotheksaal im neuen Rathhaus, woselbst es mit dem Medaillon von Savigny dem von Bismarck zur Seite hängt. Von der Hand desselben Künstlers ist die Broncebüste, durch welche die Urne ersetzt wurde, als Friedberg 1875 das Denkmal aus dem Garten des Reichskanzleramtes in den des Justizministeriums überführen ließ. An Svarez Sterbehaus am Pariser Platz wurde 1887 durch die Berliner Bürgerschaft am Erdgeschoß eine Gedenktafel mit der Inschrift angebracht:

„Hier wohnte vom Jahre 1796 bis zu seinem am 14. Mai 1798 erfolgten Tode der Schopfer des Allgemeinen Preuß. Landrechts, Carl Gottlieb Svarez. Seinem Andenken die Stadt Berlin."

Als Kaiser Friedrich, wie einst sein Großvater von Svarez, in jungen Jahren von Friedberg in die Rechtswissenschaft eingeführt wurde, versprach er seinem Lehrer, dereinst dem Justizministerium ein Andenken an Svarez zu stiften. In den wenigen Schmerzenswochen seiner Regierung löste er dies Versprechen ein, indem er dem Justizministerium eine nach dem obigen Schattenriß modellirte große Marmorbuste schenkte, deren Aufstellung zu erleben ihm selbst nicht vergönnt sein sollte. Diese Büste ist bisher die einzige dem Andenken Svarez' gewidmete Gabe von Königshand. An öffentlichen Gedenkzeichen für Svarez sind nur zu nennen die Grabplatte auf dem Luisenstädtschen Kirchhof und die beiden Tafeln auf dem Pariser Platz und am Schweidnitz« Rathhause, jene erste von einer Privatgesellschaft, diese beiden von einer Stadtgemeinde gestiftet. Berlin, welches 1798 nicht 160000 Einwohner zählte, wuchs im Laufe der Decennien znr Weltstadt heran, deren Plätze mehr und mehr mit den Standbildern der großen Männer aus Preußens Geschichte geschmückt wurden. Aber zu einem Standbilde für Svarez, der nicht als General seine Mitmenschen zur Schlachtbank geführt hatte, sondern Jurist, dazu nicht einmal Minister gewesen mar, fand sich auf den Straßen und Plätzen der Hauptstadt, fand sich selbst auf dem Nauch'schen Denkmal Friedrichs des Großen kein Raum.

Der römische Dichter Ennins rühmte von sich, daß um ihn Niemand werde zu trauern brauchen, weil er iin Munde der Nachwelt unsterblich leben würde. Aehnlich verhieß Friedrich Wilhelm III,, daß Svarez in seinen Werken noch für die späteste Nachkommenschaft leben, diese sein Andenken segnen werde, und in einer von einem Verwandten Svarez' gedichteten Trauerode ermahnte hierzu die Schlußstrophe mit den feierlichen Worten:

«Bau seinem Ruhm ein bleibendes Denkmal auf
in Deinem Herzen, Nachwelt! Las, nie den Kranz,
den Thenn» ihrem Lirbling reichte,
an der venvitternden Urne welken!"

Aber wie befolgte die Nachwelt diese Ermahnung? Das Andenken an Svarez, in den engen Fachkreisen pietätvoll bewahrt, war im Uebrigen verschollen. In Schweidnitz wurde das Geburtshaus erst durch Stölzel

wieder entdeckt. In Frankfurt a. O. und in Breslau war und ist eine Erinnerung an Svarez' langjährigen Aufenthalt daselbst nicht mehr zu finden. Am Berliner Meranderplatz mußte man bis auf Stölzel in dein Hause Nr. 70 wohl, daß hier einmal ein Ministerium gewesen sei, auch in dem ersten Stock eine berühmte Sängerin — Henriette Sontag — gewohnt habe, aber weiter wußte man über die früheren Bewohner nichts. Das Haus am Pariser Platz war allerdings jedein echten Berliner wohl bekannt als das Wohn- und Sterbchaus Wrangel's, aber erst Stölzel mußte wieder in das Gedächtniß zurückrufen, daß neunundsiebzig Jahre vor dem alten Krieger der Verfasser des Allgemeinen Landrechts aus diesen: Hause zur letzten Ruhe war hinausgetragen worden. Nach dem schmerzlichen Abschluß ihrer kinderlosen Ehe war Svarez' Wittwe nach der bei der Jnselbrücke belegenen Häuserreihe Neu-Cölln am Wasser in das erste Stockhaus des Eckhauses an der Jnfelstraße gezogen und hatte hier bis zu ihrem Ableben länger als neunundzmanzig Jahre gewohnt, aber in demselben Hause mar schon damals der Name, geschweige die Bedeutung seines Trägers, kaum bekannt; man wußte nur, daß sie eine verwittwete Geheimräthin war. Svarez' Grabhügel mar versunken, die Ruhestätte war vergessen, nur nach längerem, mühevollen Suchen gelang es im Jahre 1876 sie aufzufinden. Wie viele Berliner kennen jenen versteckten Ort? wie viele selbst von der nächsten Nachbarschaft den Namen des Mannes, dessen Gebeine dort ruhen? Als der Verfasser dieser Zeilen im Sommer 1887 den Luisenstädtschen Kirchhof besuchte und das hinter Svringenbüschen versteckte Grab nicht sogleich finden konnte, fragte er lange bei den auf den? Kirchhof weilenden Personen herum; keine derselben kannte den Namen oder mußte, daß hier ein berühmter Mann bestattet sei, und dem Verfasser wurde die erbetene Auskunft erst dann, als er das vergoldete Brustbild erwähnte. Diese Unkenntniß ist bisher außerhalb der Fachkreise eine allgemeine. So zeigten, als im Sommer 1888 das Geschenk Kaiser Friedrichs bekannt wurde, selbst die angesehensten unserer Tagesblätter durch die Namen Juarez, Svarez, Sparen u. ä., wie unbekannt ihnen der Schöpfer des preußischen Rechts war. In den bisherigen großen Conversationslericis von Meyer, Pierer, Brockhaus, in den Weltgeschichten von Schlosser, Leo, Weber, in den zahlreichen Bänden von Häusser's „Deutscher Geschichte," von Pertz über Stein, von Ranke über Hardenberg wird man den Namen vergebens suchen. Hierfür bietet der Umstand ganz gewiß keinen genügenden Erklärungsgrund, daß die Thätigkeit der Juristen regelmäßig abseits ider großen !Straße!von Krieg und Politik liegt, daß ein Gesetz regelmäßig ohne den Namen seines Verfassers vor die Welt tritt. Eher ließe sich der Umstand anführen, daß keine Wissenschaft außerhalb der Fachkreise so unbekannt ist, so fremdartig anmuthet, als die gleichwohl das ganze Leben umspannende Rechtswissenschaft. Aber auch dies ist noch kein genügender Entschuldigungsgrund gegenüber einein Manne von Svarez' Bedeutung. Vergleicht man diesen z. B. mit

Stein, so besaß allerdings der schüchterne Schweidnitzer Advocatcnsohn nicht
die agitatorische, kampfesfreudige Energie des erb- und grundgesesscnen
Reichsfreiherrn, bedurfte derselben allerdings auch nicht für sein Lebenswerk.
Aber bereits lange vor Stein hatte er begonnen, durch seine großen Gesetzes-
merke den strengen Rcchtssinn, die sittliche Energie, den großartigen Gemein-
geist zu stählen, durch welche das preußische Volk schließlich an die Spitze des
geeinten Deutschlands geführt morden ist. An uneigennützigem Patriotismus
ihm gleich, an durchdringender, allseitiger Kenntniß des Rechts- und Staats"
lebens ihm weit überlegen, übertrifft er Stein ganz besonders an Umfang
seiner reformatorischen Thätigkeit. Ebenso an Vielseitigkeit der geistigen Be-
gabung. Stein, ein meisterlicher Verwaltungsbeamter, würde versagt haben,
wenn er an Svarez' Arbeit hätte herantreten sollen, mährend dieser, der
sich schon in Jünglingsjahren als ausgezeichneter Verwaltungsbeamter er-
wiesen hatte, die Gesetze, mit denen Stein's staatsmännischer Ruhm ver-
knüpft ist, mit spielender Hand würde gefertigt haben. Aber mährend
Stein's nnt dem Kampf gegen die Fremdherrschaft verknüpfter Name welt-
geschichtlichen Klang hat, ist der Name Svarez bisher selbst in dem eigenen
Vaterlande nur den Fachgenossen bekannt gewesen.

Hier Bahn gebrochen und Wandel geschaffen, einen solchen Undank für
die Zukunft unmöglich gemacht zu haben, ist Stölzels Verdienst, der Preußens
literarische Ehrenschuld gegen den Schöpfer seines Rechts endlich einlöste, den
Schleier zerriß, den neun Decennien um Svarez' Persönlichkeit gewoben
hatten, und in dem mit den edelsten Eigenschaften des Geistes und des
Herzens geschmückten Mann den Juristen Preußens und Deutschlands für
alle Zeiten ein glänzendes Vorbild vorführte. Zugleich ein Spiegelbild für
die gegenwärtige Reformperiode des preußischen und deutschen Rechts. Wie
sehr dies immer mehr anerkannt wird, möge folgender Passus aus der
Rectoratsrede zeige», in welcher vor zwei Jahren der Berliner Professor
Dr. Hinschius beim RectoratSwechsel den Entwurf des bürgerlichen Gesetz-
buches für das Deutsche Reich einer — hier nicht weiter zu erörternden —
Kritik unterzog':

„Daß der Entwurf, das Ergebniß einer mühevollen Arbcit von drei-
zehn Jahren, der Volksthümlichkeit entbehrt, wird kaum von irgend einer
Seite bestritten. Im Uebrigen gehen die Meinungen über seine Vorzüge
und Mängel weit auseinander, ja auch darüber, ob er überhaupt ohne eine *
wesentliche Umschmelzung der Verwirklichung des erstrebten Zieles zu dienen
geeignet ist. Unser unvergeßlicher College Beseler, der einst das preußische
Landrecht als eine für seine Zeit bewundernswürdige Leistung bezeichnete,
hat noch kurz vor seinem Tode über den neuen Entwurf mit zitternder Hand
das herbe, aber kanm ungerechte Urtheil niedergeschrieben: .Verneint
das selbständige deutschrcchtliche Studium seit Conring und ignorirt eine
weltgeschichtliche Culturarbeit von fünfundsiebzig Jahren'. Es war im
Jahre 1880, als Beseler in seiner Rectoratsrede unserer zukünftigen deutschen

Gesetzgebung das hohe Ziel steckte: ‚Sie soll den vorhandenen Rechtsstoff in seinem Umfang sicher beherrschend, die Lebensverhältnisse in ihrer sittlichen, politischen, mirthschaftlichen Gestalt klar überschauend, ein monumentales Werk nationaler Rechtsbildung darstellen. Sie darf der schöpferischen Kraft nicht entbehren und ist nicht an den historisch gegebenen Rechtsstoff gebunden. So weit es nöthig ist, soll sie neues Erz zu dem alten in den Tiegel werfen und das Ganze im künstlerischen Ebenmaße gestaltend Diesem idealen Ziel ist das Landrecht in seiner Zeit näher gekommen, als das Werk, welches in den Tagen der Blüthe und der Macht des deutschen Vaterlandes die Einheit unseres Rechts verwirklichen soll. Ein Svarez würde die Kraft haben, selbst den vorliegenden Entwurf zu einem in Sprache, Geist und Recht wahrhaft deutschen Gesetzbuch umzugestalten." —

Wenn man in der Berliner Wilhelmstraße das Palais des Justizministeriums betritt, steht man zunächst auf der schmalen Vordiele vor einem Denkmal, welches, an das Lessing-Denkmal auf dein Hamburger Gänsemarkt erinnernd, einen älteren bartlosen Mann in der vornehmen Tracht des vorigen Jahrhunderts zeigt; es ist der Großkanzler von Carmer. Geht man die Treppe hinauf, so kommt man in die Wohnung des Justizministers und, noch eine Treppe höher, zu den Arbeitszimmern der vortragenden Mthe. In diesem zweiten Stock liegt nach der Straßenseite das Sitzungszimmer für die Plenarberathungen, in welchem auch die große juristische Staatsprüfung abgehalten wird, ein hoher und Heller Raum, in der Mitte ein großer, mit Büchern belegter Tisch, das Ganze behäbig und mohlthuend ausgestattet. An den Wänden hängen zahlreiche Bilder von Männern aus verschiedenen Zeiten, größtentheils in vorgerückterein Lebensalter; es sind die Bilder der bisherigen preußischen Justizminister. Inmitten dieser hat Svarez' von Kaiser Friedrich geschenkte Marmorbüste ihren Platz gefunden. Wenn die Räthe des Ministeriums unter ihrem Chef die Entwürfe zu neuen Gesetzen bcrathen; wenn unter Stölzels Präsidium die schwülen Stunden hingleiten, in welchen Preußens künftige Richter, Staats- und Rechtsanwälte ihr Wissen und Können erweisen sollen: dann wird das feine Antlitz mit den ruhigen, milden Augen auf sie niederblicken und daran erinnern, daß, wenn auch einst das Allgemeine Landrecht der Geschichte übergeben werden sollte, wir doch niemals untreu werden dürfen:

„dem Gedächtniß des ruhmreichen Mannes Svarez".

^ocialismus und Darwinismus.
von
— Göltingen. —

s ist eine sonderbare Erscheinung, daß die großartigste Bewegung,
I welche die Naturwissenschaft seit Jahrhunderten erfahren hat, ihren
i Anstoß aus der VolkswirtMiaftsleKre erhielt, und daß nunmehr
jene von der höheren Stuse, die ste erklommen hat, die eigene Lehrerin zu
lenken, vor Irrwegen zu warnen, sich vermessen kann.

In der That hatte Malthus', des NntionalSkonomen, Werk Darwin
gelehrt, daß die natürliche Fruchtbarkeit zur Uebervölkerung, diese zu einem
vernichtenden Kampf um's Dasein führe. Während aber MalthuS aus
seiner Erkenntniß, Angesichts des entsetzlichen Elends, den dieser Kampf
über die Unterliegenden verhängt, die Folgerung zog, es sei das Heil der
Menschheit in der Unterdrückung der natürlichen Fruchtbarkeit zu suchen, hat
gerade Darwin's Lehre gezeigt, daß dieser Kampf um's Dasein die noth-
wendige Bedingung, die Ursache aller fortschreitenden Entivickeluug der Lebe-
welt ist, daß wir ohne ihn nicht geworden wären, was wir sind, nnd olme
ihn bald genug dem Untergange verfallen müßten.

Von dem Standpunkte Darwin's aus dürfen wir fouach einen nicht
nur aufklärenden, sondern zugleich versöhnenden Blick in ein Gebiet erwarten,
auf welchem die Natur selbst so besonders hart und grausam zu walten scheint,
daß sie das Herz der edelsten, der göttlichsten Menschenfreunde von jeher mit Er-
barmen erfüllte und oft genug im Jammer über ihre Ohnmacht brechen ließ.

Ohnmächtig — darüber werden mir uns bei solcher Prüfung nicht
täuschen — sind gegen die Schrecken des Kampfes um's Dasein auch jene

Gedanken und Lehren, mit welchen der moderne Socialismns sie zu milder», ja zu beseitigen hofft. Aber mag er auch irren und mögen auch Unwürdige seine Jrrthümer zu verwerflicher Mißleitung Urtheilsloser mißbrauchen, so sollten wir doch nicht vergessen, daß Ehre den Männern gebührt, die in diesen trügerischen Träumereien nichts gesucht haben, als die Beschwichtigung des grimmigen Wehs, welches das !Elend ihre Brüder ihnen verursachte.

Trügerische Träumereien — wenn man diese Bezeichnung auf die socialistischen Theorien anwendet, so hat man auch schon ausgedrückt, worin eine Hauptschwierigkeit ihrer Prüfung liegt. Es sind viele socialislische Programme und sonstige Verlautbarungen so unklar, daß nicht ganz leicht festzustellen ist, was wir als die eigentliche Grundlage des Socialismns anzusehen haben.

Der Socialismns im weiteren Sinne des Wortes lehrt wohl eigentlich nur, was mir Alle gern bestätigen: daß nämlich durch Zusammenfassung vieler individueller Kräfte zu einein Ganzen, welches nach einheitlichen Antrieben wirkt, eine vollkommenere Wirkung erzielt wird, und daß diese Vervollkommnng selbst wiederum den Individuen zu Gute kommt.

In diesem Sinne freilich ist jede Staatenbildung ein sociaiistisches Unternehmen, und ein Streit kann sich wobl nicht um die Sache selbst, sondern nur um eiu Zuviel oder Zuwenig drehen. Daß z. B. Kriegswesen, Rechtspflege in des Staates Händen ruhen, billigt wohl Jeder; ob auch das Verkehrswesen und Versicherungswesen eine reine Staatsangelegenheit sein sollte, darüber weichen die Ansichten vielfach auseinander. Dennoch kann man für eine ungemein weitgehende Entrevrise des Staates eintreten, ohne, nach dem heutigen eingeschränkteren Gebrauch des Wortes, als Socialist zu gelten. Ein Socialist im engeren Sinne des Wortes wird man erst, wenn man mit Karl Marr und seinen Vorgängern und Nachfolgern für die Verstaatlichung der Proouction eintritt; wenn man also diejenige Thätigkeit, durch welche Gegenstände des Lebensbedarfs aus dem rohen Material hergestellt werden, der Willkür des Einzelnen entziehen, und in ähnlicher Weise, wie die vorhin ermähnten unproductiven Thätigkeiten, ausschließlich den Händen des Staates anvertrauen will.

Man sollte meinen, dies sei eine Frage, über welche sich die Gelehrten und Ungelehrten streiten könnten, ohne daß eine allzu heftige Erregung oder gar blutige Köpfe zu befürchten wären. Ist doch z. B. in der Verstaatlichung des Verkehrsbetriebes ein sehr weitgehender Schritt erst in den allerneuesten Zeiten bei uns gemacht worden, ohne daß das Gemeinwesen dadurch erschüttert worden märe.

Hier liegt aber die Sache etwas anders. Mit dem Begriff der Proouction verbindet sich unauflöslich der Begriff des Eapitals. Angesammelte Gütermengen, so groß sie auch seien, sind keine Capitalien, sie regeneriren sich nicht aus sich selber, wenn sie nicht der Proouction neuer Güter dienstbar gemacht werden können. Behält sich daher der Staat die Proouction vor.

so ist er auch der alleinige Inhaber allen Capitals. Mag das Individuum alsdann noch so große Schätze besitzen, in kürzerer oder längerer Frist sind sie verbraucht oder verdorben, und dann ist ihr bisheriger Eigenthümer, um sein Leben zu erhalten, auf Leistungen des Staates angewiesen, die dieser natürlich nur für Gegenleistungen in Form von Arbeit gewähren wird. Es ist begreiflich, daß unseren Privatcavitalisten diese Aussicht nicht allzu verlockend erscheint; andererseits erhoffen ja die heutigen Arbeiter aus der Zertrümmerung oder Aufsaugung der Privatcavitalien durch den Staat eine Besserung ihrer eigenen Lebenslage: und so erklärt sich denn die Erbitterung, mit welcher man über diese Frage streitet, aus der Furcht der besitzenden und der Begehrlichkeit der besitzlosen Klasse.

Damit aber sind wir von der theoretischen Grundlage, auf welcher die Socialdemokratie fußt, zu der lockenden Frucht gekommen, nach der sie trachtet: sie erhofft von der Verstaatlichung des Capitals, wie das Programm der Partei ausdrücklich ausspricht, die Zerbrechung des ehernen Lohngesetzes.

Ricardo's Lohngesetz, das eherne, wie es Lassalle genannt hat, läßt sich in Kürze so formuliren, daß der natürliche Arbeitslohn nicht mehr beträgt, als zur Lebensfristung der für die Production erforderlichen Arbeiterziffer nothwendig ist, daß er unter dieses Maß des Nothwendigen sinkt, sobald die Arbeiterziffer über die erforderliche steigt, und daß er über das Maß des Nothwendigen erst steigt, wenn die Arbeiterziffer unter den erforderlichen Betrag sinkt.

Daß nun die Giltigkeit dieses Gesetzes von der Verstaatlichung des Capitals irgend abhängig sein sollte, kann nicht zugegeben werden.

Das ist ja freilich nicht zu leugnen, daß der socialistische Staat willkürlich den Lohn des Individuums weit über dein erforderlichen Mindestmaß festsetzen und somit die materielle Lage der Arbeitenden erheblich verbessern könnte. Ein Jrrthum wäre es aber, zu meinen, daß eine andere Staatsordnung solch ein Experiment nicht ebenfalls machen könnte. Wir haben schon in dein römischen Weltreiche gesehen, wie, ohne die Spur einer socialistischen Staatsordnung, dem Volke Brot, Schauspiele und Bäder unentgeltlich geboten wurden, und bei uns selbst haben wir soeben erst erlebt, daß ein freilich noch schüchterner Versuch nach dieser Richtung mit dein Altersversichenmgözmange gemacht wurde. Nichts hindert uns, auf diesem Wege fortzuschreiten, beispielsweise den Arbeitgebern die Lieferung von Wohnung, von Kleidung, von Beköstigung u. s. w. gesetzlich zur Pflicht zu «lachen, und die Qualität dieser Lieferungen unter staatliche Controle zu stellen. Die Verstaatlichung des Productionscavitals ist für solche Maßregeln durchaus keine nöthige Vorbedingung.

Während nun solcher Gestalt jeder Staat, nicht nur der socialdemokratische, im Stande ist, das eherne Lohngesetz zeitweilig außer Wirkung zu setzen, so erscheinen allerdings die Maßregeln, die ihm zu Gebote stehen, als rein palliative, und es kann die Frage entstehen, ob der socialdemokratische

Staat etwa an ihrer Stelle andere Mittel bieten würde: solche, welche wirklich „das Lohngesetz," wie in Aussicht gestellt wird, „zerbrechen."
Es ist nicht abzusehen, wie dies sollte geschehen können. Es wird behauptet, daß die verstaatlichte Production an sich eine wohlfeilere sein werde. Bedenkt man freilich, daß die Gewinnsucht ein mächtiges Förderungsinittel der Production ist, welches bei der heutigen Productionsweise keineswegs nur durch Herabdrücken der Löhne, sondern auch auf tausend anderen Wegen unaufhörlich an der Minderung der Herstellungskosten arbeitet; erwägt man ferner, daß die Concurrenz noch mächtiger als die Gewinnsucht auf das gleiche Ziel hinwirkt; erinnert man sich endlich der thatsächlichen Erfahrungen, die bisher mit staatlichen Productionsbetrieben gemacht morden sind, etwa den Domänen, den Bergmerken oder gar der Tabaksmanufactur, wo doch der Sporn der Concurrenz keineswegs mangelte, und dennoch kaum wohlfeiler producirt wurde: so wird man gegenüber den Verheißungen in dieser Hinsicht sich wohl etwas skeptisch verhalten. Aber nehmen wir wirklich an, sie seien berechtigt, es werde nicht nur der Gewinn, der heute in die Taschen der Privatunternehmer fließt, sondern das Doppelte, das Dreisache von dem Staate erzielt werden: wie dürfen wir schließen, daß dadurch das „eherne Lohngesetz" zerbrochen werden würde?
Die Schlußfolgerung der Socialdemokratie ist diese: wenn der Staat producirt, so wird der Gewinn größer sein; dieser Gewinn aber fällt nicht dem Unternehmer zu, sondern er wird unter die Arbeiter vertheilt; folglich werden die Arbeiter mehr erhalten.
Aber in dieser Schlußfolgerung fehlt eine Ueberlegung. Sobald nämlich in dieser Weise die Lebenshaltung der Arbeiter sich verbessert, nimmt die Bevölkerungsziffer zu. Für diese Bevölkerungszunahme liegt in der menschlichen Natur keine Grenze. Wenn also die Production nicht unbegrenzt mit gleichem Gewinn in demselben Verhältniß vermehrt werden kann, in welchem die Bevölkerung zunimmt, so muß früher oder später der Moment kommen, wo die Zahl der Bewerber um den Gewinnantheil größer ist, als die Zahl der Arbeiter. Dann sind wir gerade so weit, als mir heute sind. Die Arbeitslosen werden die Arbeitenden aus dem Genuß zu verdrängen suchen, und die Herabsetzung des Lohnes auf das Mr Lebensfristung erforderliche Mindestmaß wird alsdann, auch für den socialdemokratischen Staat, immer noch der^ueuschlichste Ausweg sein, den er wählen kann.
Dies gilt freilich, wie gesagt, nicht, wenn man voraussetzt, daß die Production unbegrenzt mit der Zunahme der Arbeitsuchenden gesteigert werden kann. Das socialdemokratische Programm ist kühn genug, diese Voraussetzung zu machen. Es behauptet: „die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums."
Wäre das wahr, dann allerdings würde es heißen: je mehr Arbeiter, um so mehr Neichthum; die Quote, der Lohn, bliebe derselbe, ob die Production unter öd Millionen oder unter 100 Millionen zu vertheilen ist.
Wer der Socialdemokraten eigener Prophet, Karl Marx selbst, hat

wohl gewußt und ausgesprochen, daß diese These falsch ist, und es ist kaum zu verstehen, wenn Männer von lauterein Charakter diese offenbar unrichtige Behauptung dennoch in dnS Parteiprogramm aufgenommen haben. Jedes Kind weiß, daß sie falsch ist. Die Arbeit ist eine der Quellen, aber die Natur ist eine andere, die ältere und vielleicht die wichtigere Quelle alles Reichthums. Was hilft uns die Vermehrung der Bergleute, wenn sich die Kohlenminen nicht vermehren, was die Zunahme der Feldarbeiter, wenn die Bodenfläche nicht wächst? So ist es denn also immer die Natur selbst, die, mit einer Hand durch die Vervielfältigung der Bevölkerung, mit der anderen durch die Bemessung ihrer frei gespendeten Gaben der Erhöhung des Arbeitslohnes unerbittlich eine Grenze zieht.

Freilich, darüber waren sich schon Malthns und Ricardo klari wenn man den einen dieser beiden natürlichen Factoren, die Volksverinehrung, dem Walten der Natnr entzieht und dem menschlichen Willenseinflusse unterwirft, dann gewinnt man die Möglichkeit, den Lohnsatz zu steigern. Und zwar kann dies in doppelter Weise geschehen: entweder, indem wir den Ueberschuß der Erzeugten zu Grunde gehen lassen, oder indem wir die Erzeugung selbst behindern.

Der erste dieser Wege ist der, den die Weltgeschichte gegangen! der zweite der, den Malthus und seine zahlreichen Nachfolger vorgeschlagen haben. In der That, es würde nicht schwer sein, MalthnS Rath zu befolgen. Wenn auch sein Appell an die Enthaltsamkeit eine merkwürdige Verkennung der Macht animalischer Instinkte beweist und nur eines Achselzuckens werth ist, so giebt es ja genug der Wege, sich ohne allzu große Enthaltsamkeit vor Kindersegen zu bewahren, nnd genug Schaufenster, in denen sich Schriftchen eifriger Acrztc als Führer auf diesem Wege „zur Lösung der socialen Frage" anbieten. Finden diese Anweisungen von populärer Form ihren Weg in diejenige Klasse des Volkes, die man bisher als das „Proletariat", als die kinderzeugende Klasse, bezeichnet hat, dann wird es mit der Bevölkerungszunahme von innen heraus bald zu Ende sein.

Was hülfe dies freilich, so lange fremder Einwanderung die Grenzen des Staates geöffnet sind? Würde diese weiter geduldet, indes? mir verschmähen, uns zu vermehren, so ginge unsere "Nation zu Grunde, unser Land fiele einer friedlichen Eroberung anHeim, ohne daß die Lage der Individuen dadurch gebessert würde.

Aber denken mir uns nun einmal alle diese Schwierigkeiten fortgeräumt. Malen wir nns ein Bellamn'sches Paradies aus. Die erste unumgänglichste Vorbedingung wäre die, daß bei Bemthung des Budgets die Zahl der im Etatsjahre zulässigen Geburten festgestellt würde; daß durch Verloosung oder sonst durch eine unparteiische Behörde diejenigen Ehepaare bezeichnet würden, welchen die Erzeugung der im Etat normirten Nachkommeilschaft obläge, daß unerlaubte Fortpflanzung bestraft und bei hartnäckigen Rückfälligen durch chirurgischen Eingriff verhindert würde. In dieser Weise

allerdings, aber auch nur in dieser Weife, würde es möglich sein, das
Bkaß des materiellen Genusses für jedes arbeitende Individuum so festzu-
stellen, daß sein Dasein ein nach unseren heutigen Begriffen behagliches wäre.
Bis hierher schließt sich, wie man sieht, die darwinistische Anschauungs-
weise eng an Malthus und Ricardo an. In der That, Alles, was man
gegen die streng logischen Schlüsse dieser beiden großen Nationalöconomen
hat einwenden wollen, ist hinfällig. Daß es neben dem ehernen Lohngesetz
noch andere Naturgesetze giebt, die bei Beurtheilung des einzelnen Falles in
Betracht gezogen werden müssen, haben jene Männer wahrlich gewußt. Will
man ihnen aus einzelnen Fällen die Unrichtigkeit ihres Gesetzes beweisen,
so zeigt man nur seinen eigenen Unverstand.
Das Auskunftsmittel aber, das diese großen Männer vorgeschlagen
haben, die Eheerschwerung, die Ricardo wollte, oder die Enthaltsamkeit, die
Malthus predigte, das ist nun freilich, nach der Ueberzengung des Darwi-
nisten, ein überaus unglückliches.
Es mag vielleicht scheinen, als habe diese Frage eigentlich nichts mit
dem Socialismus zu thun. Und dennoch muß gerade sie am eingehendsten
geprüft werden. Die „Zerbrechung" des ehernen Lohngesetzes ist ja das
Ziel der Socialdemokratie; dieses Ziel ist, mag sich die Partei auch darüber
täuschen, nur zu erreichen durch die willkürliche Beschränkung der Frucht-
barkeit. Deshalb muß untersucht werden, welche weiteren Folgen dieser
Eingriff in das Walten der Natur haben würde. Was würde, so fragen
wir uns, ans der Bevölkerung eines solches Staates mit bemessener Fort-
pflanzung werden?
Und da giebt uns denn der Darwinismus die Antwort, daß dieselbe
rettungslos einein schnellen Untergange geweiht sein würde. Der menschliche
Organismus ist keineswegs, wie eine blinde Teleologie uns glauben machen
will, ein vollkommenes Kunstwerk; er ist ein äußerst gebrechliches Ding,
schon bei der Geburt meist mit vielen Mängeln behaftet, zu denen während
des ferneren Lebens noch manche Beschädigungen hinzutreten. Aber selbst
den mäßigen Grad von Tauglichkeit, den er ursprünglich auf die Welt
mitbrachte, vermag er nicht mit Sicherheit seinen Nachkommen zu hinter-
lassen. Erstlich vererbt er auf sie nur zu oft auch jene Schädigungen, die
er mährend seines Lebens erst erlitten hat, so daß der Sohn des Vaters
Unvollkommenheiten, der Enkel schon die Mängel Beider, der Urenkel die-
jenigen aller Drei in sich vereinigt. Sodann aber bedingt auch die Mit-
wirkung zweier getrennten Individuen bei der Fortpflanzung eine Mischung
der Eigenschaften beider Eltern, so daß bei manchen Nachkommen auch eine
Suinmirung der Mängel beider Eltern eintritt. Denken mir nur z. B. an
die Kurzsichtigkeit, welche sich sowohl durch die Schädigungen, die zu der
angeborenen Disposition hinzukommen, als auch durch Heirath zweier kurz-
sichtiger Individuen von Generation zu Generation steigern kann.
So ist also nothmendig im Menschengeschlechts, wie bei jeder Thierrasse,

ein Bruchtheil der Nachkommenschaft stets minder tauglich, minder vortheilhaft organisirt, als die Eltern es waren. Wird diesem minder tauglichen Bruchtheil durch staatliche Einrichtungen, wie die oben geschilderte, die Möglichkeit der Fortpflanzung gesichert, so wird bei einem Theil seiner Nachkommenschaft die Untcmglichkeit noch gesteigert, indeß auch unter den Abkömmlingen der übrigen Bevölkerung neuerdings Mängel aufzutreten beginnen. Dies führt staffelweise einen immer größeren Theil der Rasse zur Arbeitsunfähigkeit, ja endlich zur Lebensunfähigkeit. Man kann das Experiment mit jedem beliebigen Hausthiere machen. Wollte der Besitzer einer Schafheerde z. B. je ein männliches und ein weibliches Thier paaren, nach Erzielung des zweiten Lammes aber eine weitere Paarung verhindern, so würde er schon in der zweiten, sicher in der dritten Generation eine auffällige Verschlechterung der Rasse nicht mehr verkennen können.

Er unterläßt demnach ein so nachtheiliges Verfahren, ja er überläßt die Paarung nicht einmal dem Zufalle, sondern übt eine sorgfältige Zuchtwahl aus.

Daß auch die Natur selbst, wo der Mensch sich nicht mit seiner Willkür einmengt, eine Zuchtwahl ausübe, das gezeigt zu haben ist bekanntlich das Verdienst Darwins. Eben jene von Malthus und Ricardo so beklagte Vermehrungstendenz, eben die daraus nothwendig entstehende Uebervölkerung ruft den Kampf ums Dasein hervor, und dieser vernichtet unaufhörlich die minder tauglichen, diejenigen Individuen, deren Organisation, wie Möbius es trefflich bezeichnet, minder „erhaltungsmäßig" ist.

Daraus folgt denn unzweifelhaft, daß der Staat, wenn er die Verschlechterung der Rasse hintanhalten, dem Kampf ums Dasein aber durch Beschränkung der Fruchtbarkeit vorbeugen will, keinen anderen Ausweg hat, als zur künstlichen Zuchtwahl zu schreiten. Er darf also nicht, wie dies oben hypothetisch angenommen wurde, dem Loose oder einer beliebigen unparteiischen Behörde die Bestimmung überlassen, wichen Eltern die Erzeugung von Nachkommenschaft gestattet werden soll, sondern er muß die Anordnung der vorzunehmenden Paarungen nach streng züchterischen Grundsätzen treffen. Die große Mehrzahl der männlichen Individuen müßte von einer erfolgreichen Paarung überhaupt ausgeschlossen werden, von den weiblichen aber würde man jährlich die im Etat festgestellte Zahl, nach sorgfältigster Prüfung ihrer gesummten Organisation, zur Paarung auswählen müssen.

Das wäre die nothwendige Folgerung des Malthusianismus; die einzige Bedingung, unter welcher ein dem Malthusianismus stöhnendes Volk auf die Dauer bestehen könnte.

Behagliche Wohnung, reichliches Essen, Freiheit von Sorgen aller Art; mäßige Arbeit, von Anderen ausgewählt und zugemessen; und für denjenigm, dessen Organisation eine besonders günstige ist, alljährlich soundsoviel vorgeschriebene Paarungen mit den dafür ausgewählten weiblichen Individuen.

Das märe das glückliche Dasein eines solchen malthusianischen Staatsbürgers!

Bedenkt man aber, wieviel edle Hcmsthierrafsen bereits durch verkehrte Zuchtmahl zu Grunde gerichtet sind, so werden wir uns nicht verhehlen, daß irgend eine falsche Theorie, von der Oberzuchtbehörde eines solchen Staates angewandt, denselben in? Handumdrehen ruiniren könnte.

Indessen schon hat sich vielleicht mancher meiner Leser von diesem Bilde voll Ekel abgemandt. Und in der That, was bleibt uns angesichts desselben, wenn wir nicht etwa mohlgehaltenes Vieh um ihr Dasein beneiden wollen, übrig, als uns mit der natürlichen Zuchtwahl zu versöhnen?

Die natürliche Zuchtwahl ist allerdings ohne eine starke Fruchtbarkeit nicht möglich. Haben wir oben gezeigt, daß ein Bruchtheil der Nachkommenschaft an Tauglichkeit unter den Eltern steht, so folgt daraus die Nothmendigkeit, daß dieser niedriger beanlagte Bruchtheil garnicht oder nur in geringem Maße zur Fortpflanzung gelangen darf. Dies wird eben dadurch bewirkt, daß die Gesammtsumme der Individuen zu groß wird, als daß sie olle ihren Eristenzbedarf finden könnten. In der Concurrenz, die hierdurch entsteht — sie ist das, was Malthus und Darmin als Strubs für lits bezeichneten und was wir gewöhnlich „Kampf um's Dasein," klarer „Wettbewerb um den Lebensbedarf" nennen — gehen die Schwächeren selbst zu Grunde oder sind wenigstens nicht im Stande, ihre Nachkommenschaft durchzubringen. Theils, weil sie in gefährlichere Berufsartcn gedrängt werden, theils weil sie den Krankheiten geringeren Widerstand leisten, theils weil sie als Kinder ungenügend ernährt und bewahrt werden, mäht der Tod in ihren Reihen ganze Schwaden nieder, indessen er unter den siegreich Emporstrebenden gleichsam die Halme einzeln auszieht. So groß die Ungerechtigkeiten im Einzelnen sind, die dabei unterlaufen, wer nach Menge und Zeit mit größeren Zahlen rechnet, erkennt, daß in diesem Wettbewerb auf die Dauer doch nur das wirklich Tauglichere bestehen bleibt. Ja, noch mehr, dieser Wettbewerb ist sogar die Ursache einer stetigen Vervollkommnung.

Wir sahen nämlich vorhin nur, wie ein Bruchtheil der Nachkommenschaft durch Summirung elterlicher Mängel hinter den Eltern an Tauglichkeit zurückbleibt. Genau ebenso übertrifft dieselben ein anderer Bruchtheil durch Summirung von Vorzügen, die er von verschiedenen Vorfahren ererbt oder neu erwirbt. Es ist nun klar, daß je größer die Fruchtbarkeit, also je größer die Gesammtzisfer einer bestimmten Generation, desto größer mich die Zahl der in dem Wettbewerb zu Grunde gehenden Individuen ist. Bei einer sehr großen Fruchtbarkeit wird also fast oder völlig nur derjenige Bruchtheil der Nachkommenschaft überleben, welcher seine Borfahren an Vollkommenheit übertrifft. Demnach muß durch Steigerung der Fruchtbarkeit der Vervollkommnungsgang der Organisation beschleunigt werden.

So sehen wir denn, daß eben jener herzzerreißende „Kampf um's Dasein," der unaufhörlich vor unseren Augen Tausende unserer Brüder

durch Elend, Gefahr, Hunger, Seuchen hinrafft, nothwendig ist für den
Fortschritt der Menschheit. Hätte er nicht gewüthet von Anbeginn aller
thierischen Eristenz, so gäbe es heute keine Menschen; und eben Diejenigen,
welche als die erbarmungslos Unterdrückten am lautesten klagen und drohen,
sind doch selbst die Söhne einer unendlich langen Reihe von Siegern in
diesem Kampfe, und sind auch selber Sieger über zahlreiche Völkerstäinme,
die rings um uns rettungslos zu Grunde gehen, weil uns die Zukunft
gehört.

Dieser Gedanke darf uns trösten, aber er darf uns nicht blind machen
gegen die nutzlosen oder gar dein Zwecke zuwiderlaufenden Grausamkeiten
in diesem Kampfe. Und wollen mir uns ein Urtheil darüber bilden, welche
denn nutzlos sind und welche nothwendig, so ertheilt uns wiederum der
Darwinismus eine klare Antwort.

Um es kurz auszudrücken: nutzlos ist es, wenn Individuen in diesen
Kampf gesandt werden, welche überhaupt keine Aussicht auf Sieg haben;
zweckwidrig ist es, wenn unverständige Staatseinrichtungen oder brutale Wil-
lkür derart in den Kampf eingreifen, daß wider den Gang der Natur Un-^
nichtige den Sieg erlangen und Tüchtige unterliegen.

Ich will auf den ersten Satz nur kurz eingehen; es handelt sich dabei
um die Frage, in wie weit der Staat durch Eheverbote in bestimmten Fällen
die Erzeugung voraussichtlich untüchtiger Nachkommenschaft verhindern soll,
und es liegt auf der Hand, daß die Entscheidung dieser Frage sehr durch die
Schwierigkeit eines untrüglichen Unheils im Einzelfalle erschwert wird. Im
Allgemeinen wird man wohl sagen dürfen, daß etwas mehr in dieser Hin-
sicht geschehen könnte, als geschieht. Die Verehelichung von Individuen mit
unheilbar durchseuchtein Körper könnte vielleicht direct verhindert, mindestens
aber mit Strafe bedroht werden.

Viel wichtiger ist der zweite Satz; eS ist eine Forderung der Humanität,
wie des Staats Interesses, daß für jedes Individuum die C hancen des Sieges
im Kampfe uin's Dasein nur von dem Grade seiner Tüchtigkeit abhängen
Ute».

Eine Forderung der Humanität nenne ich dies; denn in der That,
wenn Jeder, auch der in tiefster Armuth und Niedrigkeit Geborene, das Be-
wußtsein hat, daß es nur von seiner eigenen Tüchtigkeit und von dem un-
berechenbaren, menschlicher Einwirkung entzogenen Zufall abhängt, ob er im
Wettbewerb um den Lebensbedarf siegen oder untergehen werde, so wird dieser
Wettbewerb, dieser Kampf viel von seinen Schrecknissen verlieren. Wo wir
sehen, daß wir durch eigene Schwäche unterliegen, stellt sich meist eine ge-
wisse Resignation ein, die immerhin auch ein Trost ist. Der wilde Grimm,
die rebellische Auflehnung gegen die Ordnung der Dinge, die unsägliche Qual
im Herzen findet sich meist nur da, wo der bessere Mann nicht durch blindes
Ungefähr, sondern durch ränkevolle Willkür oder die Uebermacht einer u
rechten Gesellschaftsordnung dem schlechteren Nebenbuhler unterliegt.

Daß aber das Staatsinteresse mit dieser richtig verstandenen Humanität
den gleichen Weg geht, folgt schon aus dem früher Gesagten: die Wider-
standskraft und die Leistungsfähigkeit der Rasse ist nur dadurch zu erhalten
und zu erhöhen, daß die minder tüchtigen Individuen zu Grunde gehen und
die tüchtigeren eine möglichst zahlreiche Nachkommenschaft erzeugen.
So decken sich denn also auch hier wieder die Forderungen der Huma-
nität und des Staatsinteresses mit einander; beide aber zugleich mit der
eines Jnstinctes, welcher der Menschheit unausrottbar eingepflanzt zu sein
scheint. Kein Wunder! Denn auch sonst beobachten wir in der lebendigen
Welt überall, daß Triebe und Neigungen, die der Erhaltung und Vervoll-
kommnung der Rasse dienlich sind, zu charakteristischen Jnstincten werden.
Das erste Auftreten solcher Triebe kann ein rein zufälliges sein; sind sie im
Kampfe um's Dasein nützlich, so vererben sie sich, verstärken sich von Gene-
ration zu Generation und werden zu unüberwindlichen Jnstincten, die weder
durch den eigenen, noch durch fremden Willen unterdrückt werden können.
So wie sich eine Blume der Sonne zukehrt, sowie das eben ausgeschlüpfte
Küchlein nach den Hirsekörnern pickt, sowie der Selbstmörder im Wasser die
verzweifeltsten Schmimmbewegungen ausführt, um kaum gerettet wieder in's
Wasser zu springen: so wohnt dem Menschengeschlechts der Jnstinct der
Freiheitsliebe inne. Und dieser ist es, um den es sich hier handelt. Denn
so vielfach mit dem Worte „Freiheit" Mißbrauch getrieben worden ist; so
wenig oft jene Menschen selber, die als Märtyrer für sie gestorben, diesen
Begriff deutlich definiren konnten: die Weltgeschichte bestätigt, was uns die
theoretische Betrachtung lehrt, daß dieser instinctive Freiheitsdrang aller Völker ,
und Zeiten nichts Anderes ist, als das Verlangen nach gleichen«!
Kampfbedingungen in dem Wettbewerb um den Lebensbedarf. I>>
Ob diese Erklärung des Freiheitssinnes wirklich zutrifft, darüber läßt
sich natürlich streiten, und nur eine eingehende historische Untersuchung könnte
den Streit entscheiden. Doch würde man bei einer solchen, wie ich glaube,
finden, daß fast alle freiheitlichen Bewegungen sich gegen Privilegien gerichtet
haben, durch welche minder Tüchtige bevorzugt und den Leistungsfähigeren
das Emporkommen erschwert wurde, daß aber andererseits nach Vernichtung
solcher anstößigen Privilegien das Volk sich stets bereitwillig Staatsformen
gefügt hat, in welchen die Willensfreiheit des Einzelnen nicht minder be-
schränkt war, als zuvor. Nicht als ein Beweis, aber als ein Beispiel kann
die Geschichte Napoleons des Ersten gelten: Hatte ihm ein allgemeines Be-
dürfnis; nach Ruhe auf den Thron geholfen, so täuschte er die auf ihn ge-
setzten Hoffnungen gründlich; an autoritativer Willkür aber übertraf er noch
die kaum erst verjagten Bourbons. Dennoch mar seine Herrschaft erträglich,
sogar populär, weil er dem Volke diejenigen Erfolge der Revolution erhielt,
auf die es diesem hauptsächlich ankam: die Privilegienwirthschaft der Bour-
bons blieb beseitigt, auch dem niedrigst Geborenen stand der Weg zu Ehre
und Macht offen, jeder Soldat trug den Marschallsstab im Tornister.

Es ist also, wie ich meine, ein scharfer Unterschied zu machen zwischen den Forderungen, welche von den Führern großer politischer Bewegungen formulirt werden, und den treibenden Ursachen, die die große Masse thatsächlich in Bewegung setzten. In der Masse wohnt ein dunkles Sehnen nach der Freiheit des Wettbewerbes, nach der Gleichheit der Waffen für den Kampf ums Dasein. Wenn diesen Bedürfnissen gar zu frevelhaft Hohn gesprochen wird, wenn unvernünftige Einrichtungen, erschlichene Gewalten dem schlechteren Manne und seinen Söhnen ein Schmarotzerleben gestatten, indeß der Tüchtige, an Entfaltung seiner Kräfte behindert, erstickt, dann empört sich der Instinkt der Masse, es beginnt in ihr zu gähren, sie erhebt sich. Doch sie weiß nicht, sondern sie fühlt nur unklar, was ihr fehlt, wunderliche Schwärmer, raffinirte Agitatoren bemächtigen sich des Wortes für sie, überreden sie, daß sie Dies oder Jenes wolle, erfinden Schlagworte, fabriciren Programme, geberden sich als ihre Führer. Aber Alles das ist nicht viel anders, als wenn man einem austretenden Gebirgsstrom durch einen Wegweiser die Bahn vorzeichnen wollte. Er braust mit elementarer Gemalt dahin, wie die Naturgesetze ihn sühren, zerstört, vernichtet, was schwach und morsch ist, gräbt sich dabei ein neues Bette und fügt sich dann so geduldig in dessen Ufer, als er vordem zwischen den alten dahinschlich.

Auch bei den Freiheitsbewegungen der Menschheit also handelt es sich, wie ich glaube, um ganz elementare Vorgänge, deren Bedingungen nicht aus jenen Wegweisern — um in dein Bilde zu bleiben — sondern lediglich aus der Richtung des neuen Bettes, das sie sich gegraben, beurtheilt werden dürfen. Und in diesem Sinne sage ich: von jenen bekannten drei Forderungen der französischen Revolution entsprach und entspricht dem instinctiven Bedürfnisse des Volkes die Freiheit nur, soweit es eine Freiheit der Eoncurrenz; die Gleichheit nur, soweit es eine Gleichheit der Waffen ist; und die Brüderlichkeit überhaupt ganz und gar nicht.

Schon zweimal nannte ich dieses Bedürfnis; ein instinctives, und eS ist für meine Absicht wichtig, diese Bezeichnung auch besonders zu begründen. Unter Jnstinct versteht der Darminist eine erbliche psychische Disposition (Neigung oder Abneigung), welche in einer Reihe von Generationen als charakteristische Eigenschaft aller (oder fast aller) Individuen auftritt. Die Entstehung eines Jnstinctes denkt man sich genau, wie die einer erblichen Besonderheit der Körperform, nämlich als Folge der Zuchtwahl. Finden mir z. B. bei einein Hausthiere irgend eine psychische Eigenheit, die der Nasse bisher nicht zukam; achten wir darauf, welcher Nachkomme jenes Individuums dieselbe Eigenheit besitzt; züchten wir von diesem Nachkommen weiter, und wählen unter dessen Nachkommen wieder diejenigen aus, die dieselbe Eigenschaft besonders deutlich zeigen: so werden wir, in dieser Weise von Generation zu Generation fortfahrend, sehr bald dahin gelangen, daß die psychische Eigenheit zu einer absolut sicher vererblichen und überaus mächtige,! wird. Der Mensch wird bei Hausthieren selbstverständlich nur solche Jnstincte

erzeugen, die ihm selber nützlich sind, wie etwa den besonderen Iagdtricb des Hühnerhundes u. a. Die natürliche Zuchtwahl kann aber nur solche Instincte hervorbringen, welche die Erhaltung der Nasse begünstigen, welche „erhaltungSmäßig" sind; sie bewirkt dies, indem die Individuen mit den „erhaltungsmäßigsten" psychischen Eigenheiten in dein Wettbeiverb um den Lebensbedarf die Uebrigen besiegen, überleben. Aber dnmit nicht genug. Nicht nur zwischen Individuen derselben Rasse, auch zwischen zwei verschiedenen Rassen als Gesammtheiten findet ein steter Wettbewerb statt; nud es kann daher sehr leicht eine psychische Eigenschaft zum charakteristischen Jnstinct einer Rasse werden, wenn sie nicht für das Individuum, sondern nur für die Gesammtheit erhaltungsmäßig ist. Beispiele solcher Jnstincte sind die aufopfernde Elternliebe solcher Thierc, welche da, wo sie auf Kosten der Nachkommenschaft leicht entfliehen könnten, sich zn deren Schutze äußerster Gefahr aussetzen; ebendahingehört auch die Kampslust, mit welcher die Individuen staatenbildender Thierarten sich für die Pertheidigung des Staatswesens opfern, u. a. m.

Es fichrt zwar eiu wenig von meinem Thema ab, aber ich möchte doch die (Gelegenheit benutzen, darauf hinzuweisen, das; auch das, was wir Sittlichkeit, Moral, Sitteugcsetz, kategorischen Imperativ, Gewissen u. s. w. nennen, nach darwinistischer Anschauungsweise zweifellos ein solcher erhaltungs: mäßiger Jnftinct der Menschheit ist. Diejenigen Individuen, welche diesen Jnstinct in unvollkommener Ausbildung besitzen, so daß er ihre Entschlüsse nicht beherrscht, erzielen dadurch gelegentlich für sich selbst Vortheile. Sie verletzen damit aber offenbar die Gleichheit der Waffen nnd Kampfbedinguugen, und somit wendet sich gegen sie nicht nur das Gesetz, fondern auch jener Juftinct der Gesammtheit, von dem wir eben handeln, und der sich in diesem Falle als Abscheu, Verachtung, Haß äußert. Abgesehen aber davon, daß dies dauernde Erfolge selbst für das einzelne Individuum sehr erschwert, sind die Chancen für eine Erhaltung der Nachkommenschaft solcher Individuen mit mangelnden oder aberranten Jnstincten änßerst gering. Dies zeigt die Erfahrung in der Thiermelt, nnd es folgt auch theoretisch aus dem Begriff des Jnstinctes selbst. Wenn niinder gründliche Kenner der Darwinschen Theorie, zumal die französischen Erfinder des schönen Wortes: ,,strui?^Iefmüti?ms" einen mit instinctwidrigen, spcciell mit unnwralischen Mitteln geführten Kampf um's Dasein als naturgemäß oder siegversvrechcnd im Sinne des Darwinismus ausgeben, so sind sie durchaus im Irrthum. Gerade der Darwinismus zeigt, daß und warum instinctmidriges Verhalten im Kampf um's Dasein zum Untergange des Individuums oder mindestens zu früheren! Unterliegen seiner Nachkommenschaft führen mnß.

Ist es also — um den Faden wieder anfzunehmen — ein Kennzeichen eines Jnstinctes, daß bei dem einzelnen Wesen eine gewisse Gelegenheitsursache niit Nothwendigkeit und ohne Vermittelung der Ueberlegung gewisse Entschlüsse auslöst; handelt es sich um den Menschen, so wird er zwar in

der Regel sich selbst oder Anderen die Mitwirkung seiner Ueberlegung vor-, zutäuschen suchen, bei Einsichtigeren aber kaum Erfolg damit haben. Treten diese Zwangsentschlüsse nun ferner unter gleichen Bedingungen bei einer großen Anzahl von Individuen auf; sind sie für den Einzelnen entschieden nicht erhaltungsmäßig i und fehlen dabei andererseits — man denke an die Flagellanten — die Merkmale einer epidemischen Geisteskrankheit: dann dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß es sich um einen für die menschliche Rasse erhaltungsmäßigen Jnstinct handelt. Dies Alles scheint inir nun zuzutreffen hinsichtlich des der Menschheit innewohnenden Triebes nach gleichen Kampfbedingungen für ihren Wettbewerb; und wenn dieser Trieb demnach als ein Jnstinct anzusehen ist, so ist damit auch schon bewiesen, daß er be- rechtigt und seine Befriedigung der Menschheit nützlich ist. Worin der Nutzen besteht, geht ja aus dein früher Gesagten ohne Weiteres hervor; daß dieser Nutzen aber auch alle dabei unvermeidlichen Nachtheilc überwiegt, ist natur- wissenschaftlich eigentlich erst sichergestellt dnrch den Nachweis, daß wir es mit einem Jnstinct zu thun haben

In unserer Zeit ist es zweifellos in erster Linie, man darf fast sagen ausschließlich, der ererbte Capitalbesitz, welcher in zahllosen, oft sehr in die Augen springenden Fälle» Menschen, die wegen ihrer individuellen Kräfte nicht den mindesten Anspruch auf Sieg im Kampfe um's Dasein hatten, dennoch auf Kosten wahrhaft tüchtiger Männer zu Siegern macht. Die Thatsache ist unzweifelhaft; und sie würde auch zu schnellem Ruin des Gemeinwesens sichren, wenn nicht glücklicherweise dieser Capitalbesitz den Untüchtigen meist z» einer Lebensweise verführte, welche der Ueberhandnahme seiner voraussichtlich geringwerthigen Nachkommenschaft vvrbengt. Aber dieses automatische Sicherheitsventil fehlt da, wo der Capitalbesitz durch Erb- schaft in die Hände leidlich ordentlicher Durchschnittsmenschen gelangt, und hier vermehrt er die Chancen im Kampf um's Dasein gegenüber besser be- anlagten Mitbewerbern ohne Capitalbesitz außerordentlich. Es ist also begreiflich genng, daß sich gegen dieses Verhältnis; die Jnstincte des Volkes zu regen beginnen. Sehr verkehrt aber wäre es, wenn mau über der ver- fehlten Ausdrucksweise, in der diese Regungen auftreten, vergäße, daß sie selbst berechtigt und begründet sind. Cine weitausschauende Staatsklugbeil, welche die Erhaltung und Hebung der Lebenscnergie des Volks als ihre wichtigste Aufgabe ansieht, muß selbstständig danach forschen, welche unerkannten Ur- sachen solchen instinctiven Bewegungen zu Grunde liegen.

Nun sind aber diejenigen Formen, in denen sich heutzutage die Unzu- friedenheit der vergeblich ringenden Volksmassen vorzugsweise äußert, der Antisemitismus und die Socialdcmokratie. Des Antisemitismus will ich hier nur kurz in soweit Erwähnung thun, als er sich gegen die kapitalistische Uebermacht unserer israelitischen Mitbürger, gegen die Mittel, mit welchen dieselbe in vielen bedauerlichen Fällen gewonnen oder vergrößert wird, und zun: Theil auch gegen ihre Verwendung richtet. Dieser wirthschaftliche

Antisemitismus übersieht, daß eine Ausrottung dieser Nasse das Uebel in keiner Weise dauernd vermindem könnte, da es in den Einrichtungen begründet ist. An Stelle der kapitalkräftigen Juden würden capitalkräftige Christen treten, und selbst wenn man zugeben wollte — was ich nicht zugebe — daß die Semiten eine besondere Veranlagung zum Mißbrauche der Capitalkraft besitzen, so wird doch kein Bekenner darministifcher Grundsätze bezweifeln, daß sich in den Reihen der Christen durch Anpassung in kurzer Zeit eine Bevölkerungsklasse herausbilden würde, welche die gemeinschädlichen Einrichtungen, die den Juden begünstigten, ebenso gut nnd von Generation zu Generation besser und besser für sich auszunützen wissen würde.

Die Socialdeinokratie vermeidet den Fehler, die Personen statt der Einrichtungen anzugreifen. Sie weiß und spricht es aus, daß der Angriff, wenn er dauernden Erfolg haben soll, nicht gegen die zeitigen Besitzer des Kapitals, < sondern gegen die Einrichtungen selbst gerichtet werden müsse. Ihr Jrrthum liegt darin, daß sie mit Übertragung des Capitals an den Staat dein Schaden abzuhelfen wähnen.

Dem gegenüber kann die Forderung des Darwinismus nur die sein, daß dem Eapital die Möglichkeit entzogen werden sollte, in dem Kampf um's Dasein minder taugliche oder minder „erhaltungsmäßig" organisirte Individuen vc>r den tauglichen zu begünstigen; d. h. mit anderen Worten: das Eapital darf wohl ein Preis des Kampfes, aber nicht eine Waffe in diesem Kampfe sein.

Mit einer hierauf abzielenden Staatsordnung ist das Bestehen von Privatcapital völlig vereinbar, sofern dasselbe von dem Individuum selbst erworben werden muß und sofern der Staat durch gute Gesetze möglichst verhindert, daß es mittels gemeinschädlicher Handlungen erworben werden kann. Und daß dann solche Privatcapitalien, sei es im Einzelnen, sei es unter den mannigfaltigsten Formen der Association, im Dienste der Produktion Verwendung finden, würde gegenüber der socialistischen Productionsmeise große Vorzüge haben. Es würde vor Allem eine Concurrenz der producirenden Factors« ermöglichen, die ja bei der socialistischen Productionsmeise fortfiele und die Concurrenz an sich, unter der Voraussetzung staatlicher Einrichtungen, die gewisse zur Zeit anstößige Mißbräuche verhüten, ist der sicherste, ja der einzige Weg zum Fortschritt.

Wenn nun aber Privatcapital nur soweit zulässig sein soll, als es von dem Individuum selbst erworben ist, so ist diese Forderung gleichbedeutend mit der einer Aufhebung des Erbrechtes.

Der Zweck dieser Erörterung ist nicht der, praktisch-politische Vorschläge zu alsbaldiger Ausführung zu empfehlen, sondern der socialistischen Wirthschaftstiieorie eine darwinistische gegenüberzustellen.

Daß eine Aufhebung des Erbrechtes zur Zeit nicht durchführbar ist, vor allen Dingen nicht, so lange einzelne Staaten sich von dieser Maßregel ausschließen, so daß auch her außerhalb ihres Gebietes Wohnende in demselben

feine Kapitalien anlegen und so für seine Nachkommenschaft erhalten kann, das liegt ja auf der Hand. Dennoch ist es nützlich, auszusprechen, was aus theoretischen Gründen als Ziel der staatlichen Entmickelnng anzusehen sei. Geschieht dies oft und von vieleil Seiten, so gewöhnt die Menschheit sich an solche Anschauungen; die Staaten können hie und da, gleichsam tastend, vorbereitende Schritte gegen dieses Ziel thun und in Jahrhunderten oder Jahrtausenden ist dasselbe dann doch vielleicht erreicht, ohne daß eine Umwälzung in der öffentlichen Ordnung oder auch nur in den Gemüthern bemerklich geworden wäre.

In diesem Sinne mag es vergönnt sein, hier weiter davon zu sprechen, welche Bedeutung di^ Aufhebung des Erbrechtes haben würde.

Dieselbe würde selbstverständlich zur Folge haben, daß alle erworbenen Güter mit dein Tode des Besitzers an den Staat fielen.

Da es nicht wünschenswert!) ist, daß die Wittwe und die minderjährigen Kinder durch den vorzeitigen Tod des Besitzers ihrer Subststenzmittel beraubt, letztere also gegenüber gleich beanlagten Kindern, deren Vater länger leben geblieben, benachtheiligt werden, so würde der Staat die Erhaltung derselben, der Hinterlassenschaft entsprechend, übernehmen. Auch der Versorgung arbeitsunfähiger Söhne und unverheiratheter Töchter nach den Forderungen der Menschlichkeit und, bei reicher Hinterlassenschaft, noch darüber hinaus, stünde nichts im Wege, sofern die dafür verwendeten Mittel nicht etwa doch zur Gründung einer neuen Familie benutzt werden. Arbeitsfähige, großjährige Descendenten dagegen und alle Seitenverivandten wären von jedem Anrecht auf die Hinterlassenschaft auszuschließen. Daß Schenkungen unter Lebenden, welche die Umgehung solcher Bestimmungen bezwecken, verboten fein müßten, ist wohl selbstverständlich.

Andererseits mag noch darauf hingewiesen werden, daß der Staat nicht etwa die Verwaltung der durch Erbschaft an ihn gelangenden Grundstücke, Mobilien, <^>eschüstsantheile, Actien n. dgl. übernehmen dürste, sondern dieselben ausnahmslos veräußern müßte. Andernfalls würde das Prodnctivcapital ja in kürzester Zeit verstaatlicht und der unhaltbare Zustand, den die Socinldemokratie erstrebt, gerade auf diesem Wege herbeigeführt fein.

Was die Verwendung der dem Staate anfallenden Mittel anbetrifftf so würde er neben den anch jetzt als gemeinnützig geltenden Ausgaben vor! allen Dingen diejenigen zu bestreiten haben, welche erforderlich wären, um ' jedem Individuum eine unentgeltliche Ausbildung seiner natürlichen Anlagen und Kräfte zn ermöglichen. Der Unterricht im weitesten Sinne des Wortes müßte ein unentgeltlicher sein und die erforderlichen, von Stufe zu Stufe sich verengenden Einschränkungen müßten strenge an das Maß individueller Begabung, nicht etwa an Vermögens- oder Standesunterschiede der Eltern gebunden sein. Es ist wohl unzweifelhaft, daß eine solche Staatsordnung in höchstem Grade dam beitragen würde, den unvermeidlichen Kampf um's Dasei» nicht nur nutzbringender, sondern auch erträglicher zu machen. Der

Unterschied zwischen Reich und Arm würde freilich kaum geringer werben, als er heute ist; fällt auch die Vermögensanhäufung durch Erbschaften fort, so bleibt doch die Möglichkeit, große Capitalien zu verdienen, bestehen, so- ^ lange die Privutprodnction besteht; große Erfinder, Heroorragende organisatorische Talente würden nach wie vor großartige Einnahmen haben, und der Staat würde, um nicht mit dein minderwertigen Menschenmaterial für seine Beamtenposten und seine Lehrstühle vorlieb nehmen zu müssen, zur Bewilligung hoher Besoldungen für die verantwortlicheren Posten genöthigt sein. Aber die Unzufriedenheit der Aermeren und ganz Armen würde durch Vieles beschwichtigt werden. Bei Einigen dadurch, daß sie die beneidenswerthe Lage des Reicheren in den allermeisten Fällen als Lohn wirklicher Vorzüge, höherer Leistungsfähigkeit anerkennen müßten. Anderen würde die Hoffnung tröstlich fein, daß einer oder mehrere Söhne durch die Unentgeltlichkeit des Mittel- und Hochschulunterrichtes in einträglichere Stellungen gelangen und die Eltern in höherem Alter unterstützen können; so daß der heute meist so gefürchtete Kindersegen vielleicht wieder als Reichthum würde angesehen werden können.

Für die Wohlhabenden selbst würde die Aufhebung des Erbrechts zwar> einigermaßen unangenehm sein, aber durch die Unentgeltlichkeit des Unter-', richts im weitesten Sinne doch viel von ihren Schrecken verlieren. Der ^ Mann, der durch eigene Tüchtigkeit zu Wohlstand gelangt ist, wird selten ! für seine Kinder die Lebensbedingungen fürchten, welchen er selbst seine Erfolge verdankt.

Die mancherlei Uebelstände, die durch Wegfall des Erbrechts beseitigt, die Vortheile, die dadurch für den Staat erzielt werden würden, ausführlicher zu schildern, habe ich hier ebenso wenig Veranlassung, als allen denkbaren Einwendungen im Voraus entgegenzutreten. Die Rechtfertigung der Theorie liegt auch nicht in solchen ins Einzelne gehenden Prüfungen, sondern in einer rein logischen Operation. Dies ist, kurz nochmals zusammen^ gefaßt, die folgende: die Erblichkeit des Cavitals begünstigt im Kampf ums Dasein zahlreiche Individuen vor anderen, welche erhaltungsmäßiger organisirt sind; dadurch stellt sie sich als eine Störung der natürlichen Zuchtwahl dar. Jede Störung der natürlichen Zuchtwahl hält die fortschreitende Entwickelung der Rasse auf, oder bewirkt sogar deren Degeneration. Folglich ist die Erblichkeit des Cavitals ein Hinderniß für die Entivickelung der menschlichen Nasse.

Schließlich jedoch will ich nochmals betonen, daß ich selbst weit entfernt bin, zu empfehlen, daß irgend ein Staat vereinzelt, unter den heute bestehenden sonstigen wirtschaftlichen Verhältnissen eine so gewaltige Umwälzung vornähme, wie es die Abschaffung des Erbrechts wäre. Große Umwälzungen ziehen große Reactionen nach sich, und der Fortschritt, der dadurch gewonnen wird, gleicht dem des Wanderers, welcher drei hastige Schritte vorwärts und zwei rückwärts macht, um doch nur einen voran zu kommen.

R. Aoßmann in Göttingen.
Besser fährt, wer in derselben Frist nur den einen bedächtigen Schritt vor-
wärts gethan.
Aber ein offenes Auge für das Ziel sollte freilich nicht fehlen, und auf
dieses Ziel, dem die Menschheit zustrebt, habe ich hinweisen wollen. Un-
zweifelhaft wird sie sich ihm schrittweise nähern, indem bald dieser, bald jener
Staat die Besteuerung der Erbschaften einführt, auf die Erbfolge der directm
Descendenten ausdehnt, größere Erbschaften stärker heranzieht und endliche
wie die Verhältnisse es gestatten, die Steuerquote Stufe für Stufe erhöht.
Welcher Staat hiermit beginnt, ist von geringer Wichtigkeit; vollziehen wird
sich dieser Entwickelungsvorgang so sicher und unaufhaltsam, wie irgend ein
anderes Naturereignis;, ungeachtet alles Widerstandes des Kapitalismus und
aller Faseleien des Socialismus; und diejenigen unserer Nachkommen, an
denen seine segensreiche Wirkung sich offenbaren wird, werden das heutige
Menschengeschlecht als eine physisch und psychisch veredelte Race hoch überragen.

Der letzte Napoleonide und sein Ende.

Ein Gcdenkblatt

von

Gebhard Terinn.

— Darmstadt. —

ii: 5. Mai 1881 warm 70 Jahre verflossen, seit Napoleon I. auf St. Helena durch ein, wie man erzählte, in feiner Familie übliches krebsartiges Leiden diesem Leben entrückt wurde. Er starb, fem von der Heimat, die er so sehr geliebt, in der Verbannung. Auch sein einziger Sohn, der Herzog von Reichstadt, der Sohn der Erzherzogin Marie Louise und Enkel des Kaisers Franz l. von Oesterreich, welcher nach der Entthronung seines Vaters aus Frankreich verbannt worden war, fand, getrennt von seinem Geburtslande, schon im Jünglingsalter sein Ende: er starb am 22. Juli 1832 zu Schönbruim.

Und auch der Neffe des berühmten Oheims, Kaiser Louis Napoleon HI., der Gefangene von Ham und Wilhelmshöhe, welcher sich fast zwei Jahrzehnte als Inhaber des französischen Kaiserthrons zu behaupten vermocht hatte — er sollte als ein Geächteter seines Vaterlandes ans fremder Erde seine letzte Ruhestätte sinden: am 9. Januar 1873 legte er, ein armer kranker Mann von l!4 Jahren, zu Chiselhurst bei London sein müdes Haupt zur Ruhe.

Wiederum verflossen 6 Jahre, uud auch der einzige Sohn Napoleon's III., der 23 jährige Prinz Louis Napoleon, wurde von einem tragischen Schicksale ereilt: an der westasrikanischen Südküste, im Zululande, nur wenige Breitegrade von der Todesstätte des großen Soldatenkaisers Napoleon I. entfernt, mußte der Sohn des Neffen des Letzteren und der schönen

Gebhard Zemiii in Darmstadt
«aiserin Einzelne, ein liebenswürdiger, in der schönsten Jünglingskrast stehender Prinz, der vielleicht noch einmal — wer kann es bestreiten? — als Kaiser Napoleon IV. den ftanzösischen Thron bestiegen haben würde, sein junges Leben lassen. Er starb eines gewaltsamen Todes, von zahlreichen Speeren durchbohrt und ruht in der Kapelle von Ehiselhnrst an der Seite seines ihm im Tode vorausgegangenen Vaters. Der Prinz hatte ein nur um zwei Jahre längeres Lebensalter als der Herzog von Reichstadt erreicht, doch während dieser ähnlich wie sein Vater durch ein schweres körperliches Leiden dahingernsst wurde, mußte er ein gewaltsames Ende dnrch die Speere einer wilden Völkerschaft sinden.

Ein wahrhaft tragisches Geschick hat demnach die Mpoleoniden erreicht! Und das tragischste, in seiner Art ganz eigenthümliche Geschick ist dasjenige, welches den letzten Sprossen der Napoleon'schen Familie am 2. Juni 1879 im Caplande ereilte, und wodurch es gekommen ist, daß heute das Buch der Geschichte der Napoleoniden als beendet angesehen werden kann.

Da nnn aber die Einzelheiten der Katastrophe ans afrikanischem Boden bisher erst wenig bekannt geworden sind, so haben wir es unternommen, ans Grmid verschiedener zuverlässiger Mittbeilnngen hier ein zusammenfassendes Bild jener Ereignisse zu entwerfen. Der Leser wird ans demselben die Ueberzeugung schöpfen, daß es nur eine ganz eigenthümliche und leicht zu vermeidende Kette von Umständen nud Einzelhandlungen war, durch welche das junge und zu den besten Hoffnungen berechtigende Leben des französischen Prinzen so jäh beendet worden ist. Er wird es sicher beklagen, daß der Thatendurst des letzten Navoleoniden auf eine so seltsame, wenngleich nicht nnrülnnliche Weise sein Ende finden mußte und wird gewiß gern dem Dichterivort beipflichten, wenn es empfielilt:

„Dem jungen, frischen, sarbc» hellen Leben
Dem reiche» Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Todtenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig — den olnthcnvollcn!"

Und einen solchen kleinen Blüthenzweig mit Erinnernngen an die kurze Laufbahn des letzten Mpoleoniden möchten wir heute hier niederlegen.

Es war am 19. Juni 1«79, als der englische Kriegsseeretair. sich in der Sitzung des Unterhauses zu London erhob und folgende Worte sprach: „Ich erhebe mich mit Gefühlen tiefen Bedauerns, die sicher von dem gesammten Hanse getheilt werden, um ein Telegramm zu verlesen, welches ich soeben vom General Lord ChelmSford erhalten habe, nnd das beute über Madeira hier angekommen ist. Es ist ans dem 7 Meilen jenseits des Blutflusses am Keletzi-Berge gelegenen Lager vom 2. Juni datirt und lautet wie folgt:

.Der kaiserliche Prinz nahm in Gemnßhcit von Befehlen des Hilss-

GeneralguartiermeisterS vom 1. Juni eine Recognosciruug vor und ritt am 2. Juni, begleitet voin Lieutenant Larrey vom 9«. Regiment, 6 Weißen und einem friedlich gesinnten Zulu, nach dem Lager zurück. Sämmtliche Berittene machten ungefähr zehn Meilen von diesen: Lager entfernt auf der Straße Halt und sahen ab. In dem Augenblicke, als der Prinz den Befehl zum Wiedemufsitzen gab, wurde ans dem langen Grase zwischen den Urals eine Salve abgeseuert. Der kaiserliche Prinz und zivei Reiter wurden vermißt. Lieutenant Larrey entkam jedoch und langte im Lager nach Einbruch der Dunkelheit an. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Prinz getödtet wurde. Die 17. Lancier« und die Ambulanz gehen jetzt ab, um die Leiche zu bergen. Ich selber wußte nicht, daß der Prinz für diesen Dienst commandirt worden war.'

„Ich habe die traurige Genugthuung" — so fuhr der KriegSsecretair fort — „hinzufügen zu können, daß ein späteres Telegramm, welches mein sehr ehrenwerther Freund, der Colonialminister, seitdem erhalten hat, die Meldung bringt, daß die Leiche des gefallenen Prinzen gefunden worden ist,"

Das englische Unterhaus nahm diese Botschaft mit lebhafter aufrichtiger Theilnahme entgegen. Aber auch in Frankreich, dem republikanischen Frankreich, dessen Regierung sich am 4. September 1870 init unverkennbarer Abneigung von dem Napoleonismns losgesagt hatte, gab sich eine lebhafte Bewegung bei dem Eintreffen der ersten Nachrichten vom Tode des jugendlichen Prinzen kund, welche von ehrlicher Trauer nicht weit entfernt war. Man beklagte ganz offen sein Ende, und nicht blos Paul von Cassagnac sprach ans, daß „Jugend, Muth, Intelligenz und Zukunft unter dem Grinsen einiger Wilden im Schilf niedergestreckt" worden sei, sondern selbst politische Widersacher der Ncipoleoniden widmeten aufrichtiges Beileid einem so tragischen Schicksal. Nicht wenig trug zu dieser Auffassung der Dinge die Thatsache bei, daß der junge Prinz sein Leben bis zum letzten Atliemzug milchig vertheidigt hatte.

Bevor mir uns den Einzelheiten dieses Todeskampfes und seiner vorausgegangenen Umstände zuwenden, glauben wir hier erst noch einen Rückblick auf die irdische Laufbahn des Prinzen in Frankreich und England werfen zu sollen.

ü- -5

Prinz Eugen Ludwig Johann Joseph Napoleon wurde am 16. März 1856 in den Tuilcrien zu Paris geboren, nachdem sein Vater Kaiser Napoleon Iii. sich bereits drei Jahre vorher — am W. Januar 1853 — mit der Gräsin Eugenie von Montijo vermählt hatte. Er entwickelte sich körperlich sehr gut und geistig recht vortheilhaft, so daß er die Herzensfreude seines Vaters ivnrde^).

*) Aus der Feder des Generalfeldmarschalls Grafc» von Mottle besitzen wir hierüber ein sehr anziehendes Zengniß. Derselbe begleitete »ömlicti im Jahre 1356 de»

Als voraussichtlicher Erbe des französischen Miserthrones erhielt der Prinz
Napoleon eine sehr sorgfältige Erziehung und Ausbildung, fein Gouverneur
war der General Fleury.*
Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges vor 1870 hatte er das
14. Lebensjahr zurückgelegt. Kaiser Napoleon III. ließ es sich sehr ange-
legen fein, die nicht blos iin französischen Volke, fondern auch bei der Armee
stark abgeblaßte Napoleonische Legende nach Möglichkeit aufzufrischen und nahm
den Prinzen mit in sein Hauptquartier nach Metz. In dem bekannten Ge-
fecht vom 2. August bei Saarbrücken, welches man etwas grausam „Lulus
Feuertaufe" genannt hat, feuerte Prinz Napoleon eigenhändig eine Mitrail-
leuse ab, auch hob er, wie Napoleon III. an die Kaiserin Eugenie in
einem Telegramm bemerken zu müssen glaubte, auf dem Schlachtfelde einige
feindliche Geschosse vom Boden auf. Der jähe Verlauf der kriegerischen Er-
eignisse ließ den kaiserlichen Prinzen keine weiteren kriegerischen Lorbeeren
pflücken; er flüchtete mit seinem Vater von Metz nach ClMons. Bei dem
Vormarsche der Armee des Herzogs von Magenta nach Sedan wurde der
Prinz von seinem Vater getrennt und trat, während der Kaiser als Kriegs-
gefangener nach Schloß Wilhelmshöhe gebracht wurde, am 3. September nach
Belgien über. Hiermit war der Napoleonifchen Regierung in Frankreich das
Ende bereitet.
An demselben 3. September gestand Palikao im gefetzgebenden
Körper zu Paris das Unglück von Sedan ein und Jules Favre beantragte
sofort die Absetzung des Kaifers und seiner Dynastie. Als nun am folgenden
Tage dieser Antrag zur Berathung gelangen sollte und mit zwei anderen An-
trägen, welche einerseits Palikao, andererseits Thiers gestellt hatte, an die
Commissionen verwiesen wurde, drang eine unruhige Volksmenge unaufhaltsam
in das Sitzungsgebäude ein und verlangte stürmisch die Abfetzung. Der
von Jules Favre gestellte Antrag ist thatsächlich damals gar nicht erledigt
worden. Es constituirte sich vielmehr eine „provisorische Regierung der natio-
nalen Vertheidigung" ohne Weiteres und die Napoleonische Dynastie galt
als thatsächlich abgesetzt.
damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen auf seiner Reise nach
London und Paris und berichtet in seinem bekannten „Wanderbuch" (Berlin, Gebr.
Paetel) über seine Pariser Eindrücke u. a. Folgendes:
„Gegen Ende der Parade mar I'entällt impsri»! von einer Spazierfahrt zurück»
gekehrt. Die achtmonatliche kaiserliche Hoheit geruhte dann aus ihren mit blauer
Seide mattirten Fenstern im Erdgeschoß einen Blick auf die Truppen zu werfen. Wir
ritten mit dem Kaiser heran, dem die Freude aus dem Gesicht strahlte, und eS ist
wahr, es ist ein prächtiger, kleiner Bursche!"
Wir selbst hatten Gelegenheit, bei einem Besuche, den wir im Sommer des
Jahres 1867 dem Schlosse und Parke von St. Cloud machten, den damals 11jährigen
Prinzen mit seinem Erzieher zu sehen. Der Eindruck, welchen wir von dem jungen
Kaiserssohn gewänne», war ein recht günstiger. Prinz Napoleon erschien uns als ein
hübscher aufgeweckter Knabe, dessen ehrliche offene Züge und etwa? gebräunte Gesichts-
farbe viel Einnehmendes besäße».

Nach Beendigung des Krieges nahm die kaiserliche Familie ihre Residenz in Chiselhurst, auch die Kaiserin Eugenie mar nach einer höchst abenteuerlichen Flucht aus Paris über das Meer nach England gekommen, und dort starb Kaiser Napoleon IN. am 9. Januar 1873. Nunmehr mar Prinz Napoleon das Haupt der Napoleonischen Dynastie geworden und wurde nach erlangter Grofzjährigkeit — nach dem Hausgesetze seiner Familie trat eine solche mit dem vollendeten 18. Lebensjahre, also am 16. März 1874 ein — von der imperialistischen Partei feierlich als Napoleon IV. zu ihrem Chef und Prätendenten erklärt. Als solcher hat der Prinz noch 5 Jahre lang feine Rolle gespielt.

Von Belgien begab sich Prinz Napoleon schon zu Anfang September 1870 nach England. Er traf seine Mutter in Hastings und blieb zunächst bei derselben. Als Kaiser Napoleon HI. Schloß Wilhelmshöhe verlassen hatte, kam auch er nach Chiselhurst, wo nunmehr wieder eine kleine Hofhaltung eingefetzt wurde. Es ist eine heute nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache, daß der Kaiser niemals den Gedanken an die Rückkehr auf den französischen Thron aufgab. Er soll damals folgenden Ausspruch gethan haben: „Ich weiß sehr wohl, daß das Kaiserreich in Frankreich 50 Procent von seinem militärischen Ansehen eingebüßt hat, allein es bleiben immer noch 50 Procent übrig, und diese werden in Anbetracht des Unvermögens, welches die republikanischen und orleanistischen Parteien aufweisen, hinreichen, um es wieder herzustellen."

Für den jungen Prinzen, begann jetzt eine sehr ernste Lehrzeit. Das Schicksal hatte ihn frühzeitig mit dem Wechsel des menschlichen Lebens bekannt gemacht, er begriff sehr wohl, daß er sich geschickt inachen müsse, den kommenden Ereignissen gewachsen zu sein, und handelte hiernach; Menschenkenntniß und Beurtheilungsvermögen gewann er bald in hohem Grade.

Sein Vater ließ es sich besonders angelegen sein, der Lehrer seines Sohnes zu werden; er unterrichtete ihn vornehmlich in Geschichte, erklärte deren Lehren und zog dm Prinzen frühzeitig in sein Vertrauen. Es ist nicht ohne Einfluß auf die geistige Entwickeluug des jugendlichen Geistes geblieben, daß ein deutscher Professor, Lennheim, zu seiner Ausbildung mit herangezogen wurde; der Prinz war von Morgens 7 bis Abends 7 Uhr mit kurzen Unterbrechungen stets mit Lernen und Arbeiten beschäftigt und legte schnell den Grund zu reichen Kenntnissen.

Kaiser Napoleon sah jedoch ein, daß die planmäßige Ausbildung einer angesehenen Militärbildungsanstalt das beste Mittel zur Heranbildung seines Sohnes sei und beschloß denselben auf die königliche Militär-Akademie zu Woolwich zu bringen. Königin Victoria gewährte gern seine desfalls ausgesprochene Bitte und wollte sogar, daß von einer Aufnahmeprüfung abgesehen würde, allein der Prinz leistete selbst auf eine solche Gunst Verzicht und unterzog sich der Prüfung, welche er im October 1871 recht gut bestand.

Nach deni Tode des Kaisers verdoppelte Prinz Napoleon wo möglich

noch feinen Fleiß nnd Lerneifer. Er bestand die Offiziersprüfnng mit bestem Erfolge, doch gelang eS ihm nicht, ein Patent ini englischen Heere zu erlangen. Die Verbältnisse in seinem Heimatlande behielt er stets sehr genau iin Auge, doch vermochte er sich der Wahrnehmung nicht zu verschließen, daß die Aussichten für die Neubegründung der Napoleonischen Dynastie stets unsicherer wurden. Er ging nun mehrfach ans Reisen, hielt sich namentlich auch in dem seiner Familie gehörigen Schlößchen*) Areneberg am Bodensec auf und wartete auf das, was ihm die Zukunft bringen würde. Sehr viel inachte damals ein Heirathsplan von sich reden, der feinen Namen mit dem der Prinzessin Thyra, der jüngsten Tochter des Königs von Dänemark, in Verbindung brachte, als er im Juli des Jahres 187« sich am dänischen und schwedischen Hofe vorstellte; dieser Plan zerschlug sich jedoch, wenn er überhaupt bestanden hat, denn Genaueres ist darüber nicht bekannt geworden.
Im Februar des Jahres 1879, nachdem die Engländer im Zulnkriege eine schwere Niederlage am Jugela-Flusse erlitten hatten, sollten neue Verstärkungen aus dem Mntterlande nach Afrika abgehen.
Da fchien auch dem Prinzen der Augenblick gekommen zu sein, um aus der Rolle eines unthätigen Zuschauers, in welcher er sich schon seit längerer Zeit nicht mehr gefiel, auf den Schauplatz öffentlicher Wirksamkeit hinauszutreten. Er beschloß, nach dem Caplande zu gehen und an dem bevorstehenden Feldzuge persönlich theilzunehmen. Seinem Wunsche, in den Reihen des englischen Heeres zu kämpfen, brachte allerdings die Regierimg der Königin Victoria nur fehr geringes Verständnis; und gar keine Förderung entgegen. Jedoch der Prinz wußte alle Hindernisse zu beseitigen nud verstand sich dazu, als Freiwilliger und ohne eine bestimmte militärische Stellung einzunehmen, sich den englischen Verstärkungstrupven anzuschließen. Vor seiner Abreise richtete er an Herrn Nouher, das bekannte überhaupt der imperialistischen Partei in Frankreich, ein sehr bemerkeuswcrthes Schreiben, worin er gewissermaßen sein politisches Testament niederlegte. Nachdem, er Herrn Rouher mitgctheilt hatte, daß er an den Operationen der Engländer gegen die Zulus theilnehme, begründet er diesen seinen Entschluß in folgender Art:
„ . . Man wird in Frankreich, wo der Parteigeist l'iott sei Dank noch nicht den militärischen Sinn ertödtet hat, begreifen, daß ich nicht den Anstrengungen und Gefabren jener Truppen fern bleiben null, bei denen ich so viele gute Kameraden habe, und die Zeit, die ich der Anwesenheit bei diesem Kampfe zwischen der Civilisation und Barbarei widmen will, wird für mich nicht verloren fein." Der Prinz fügt noch hinzn, feine Gedanken würden stets nach

*) ES ist eigentlich nur ein recht einfaches Landhaus, im (5anton Thurgau malerisch aus einer Höhe gelegen. In demselben wohnte längere Zeit die Königin Hortense von Holland (geb. Beauharnais) »ach ihrer Verbannung im Jahre 1815, aus Frankreich. Louis Navoleon hat dort gleichfalls als Knabe nud Jüngling mehrere Jahre zugebracht und dabei den Unterricht des eidgenössischen OberstlientenantS Dufour in den Kriegswissenschafte» genossen.

Frankreich gerichtet sein; er rechne darauf, daß während seiner Abwesenheit die Anhänger der kaiserlichen Sache vereint bleiben und sich auch fernerhin dein Lande als eine Partei zeigen würden, welche getren ihren Grundsätzen stets von glühendem Patriotismus beseelt bleibe.

Völlig aufgeklärt ist allerdings noch nicht, weshalb der Prinz sich zu einem solchen Schritte entschloß und England verließ, nachdem er 8 Jahre dessen Gast gewesen war und seine Ausbildung dort empfangen hatte. Man hat geglaubt, annehmen zu dürfen, daß das Gefühl großer Abhängigkeit, in, welcher der junge Prinz von seiner Mutter, der Kaiserin Eugenie, gehalten worden sei, aus die Dauer sich ihm sehr drückend empfindlich gemacht habe, und will hierin einen sehr wesentlichen Grnnd zu seinem Entschlüsse, England zn verlassen, erkennen. Nach unserer Ansicht ist es jedoch gar nicht uothwendig, das Bestehen einer solchen Ursache als vorhanden anzunehme», die ja möglicherweise mitgewirkt haben mag; es scheint nns völlig genügend zu sein, an den Thatendurst des jungen Navoleoniden zu denken, um seine große Neigung, in die Welt zu ziehen, ganz natürlich zu finden.

Wir können in dieser Beziehung noch einen sehr bezeichnenden Charakterzug mittheilen, der von dem Prinzen ans England berichtet worden ist. Eines Tages soll nämlich der Prinz Napoleon zum General Simmons gekommen sein und demselben nicht olme Aufregung erzählt haben, daß er soeben in der Geschichtstunde gekränkt worden sei. Sein Lehrer habe vom deutsch-französischen Kriege von 1870/71 gesprochen und dabei sehr betont, daß die Franzosen deshalb so vollständig geschlagen worden wären, weil sie sich nicht zu mehren verstanden hätten. „Nun wohl," — setzte der Prinz hinzu — „bei dem nächsten Feldzug, den England unternehmen wird, werde ich aufmerken, wie man es machen mnß, eine solche Klippe zn vermeiden." Die Gelegenheit hierzu kam im Jahre 1879: am 27. Februar dieses Jahres schisfte sich der Prinz zu Southampton nach dem Eap der guten Hoffnung ein und stieg am 9. April in Pott Natal an's Land. Seine Wünsche waren in Erfüllung gegangen, jedoch sollte sich sein Schicksal bald erfüllen nnd er selbst lebend nicht mehr den afrikanischen Boden verlassen.

Prinz Napoleon wurde dem Stabe des Generals ChelmSford beigegeben. Er trug die Uniform der englischen Artillerie und bemühte sich, die freiwillig übernommenen Pflichten eines Feldoffizieres gewissenhaft zu erfüllen. Von ruhiger Würde, bescheiden und schlicht erschien sein Auftreten; er wollte lernen und sich ausbilden, gedachte aber keiner Gefahr aus dem Wege zu gehen. Stets hielt er sich gegenwärtig, daß man in seinem Heimatlande sehr aufmerksam seine Haltung beobachten werde; eine Blöße wollte und durfte er sich nicht geben.

In den ersten Wochen seines Aufenthaltes im Eaplande herrschte verhältnißmäßige Ruhe in deu kriegerischen Handlungen. Durch die Niederlage

bei Jsandula waren die Operationen etwas in's Stocken gerathen, und es dauerte einige Zeit, bis die Vorbereitungen zu einem neuen Bormarsch getroffen werden konnten. Um die Mitte April ging der Prinz zu den Vortruppen ab und hoffte nun dort bald etwas vom Gegner zu sehen. Bei allen Gelegenheiten suchte er sich hervorzuthun; er war ein verwegener Reiter und legte eine überraschende Kühnheit und Nnerschrockenheit an den Tag. Auf diese Weise vergingen einige Wochen.

Am 1. Juni 1879 fand nun jener Streifzug auf das Gebiet der Zulukaffern statt, bei welchem der Prinz sein plötzliches Ende finden sollte. Wir werden bei den Schilderungen der Einzelheiten den Angaben folgen, die wir in einem unlängst erschienenen Werke des Grafen Hörisson — des bekannten Militärschriftstellers und früheren französischen Ordonnanz-Offiziers — finden, welches derselbe zum Andenken des Prinzen Napoleon im Drnck herausgegeben hat und von dein bereits in kurzer Zeit zahlreiche Auflagen erschienen sind.*)

In diesem Buch sind die verschiedenen Protocollaussagen von den Leuten wiedergegeben, welche die Umgebung des Prinzen bei seiner letzten Recognoscirung bildeten und die mir möglichst wortgetreu übersetzt haben. Wir beginnen mit der Aussage des Lieutenants Larrey:**)

„Nachdem ich erfahren hatte, daß der Prinz einen vor der Colonne gelegenen Landstrich aufklären sollte, um dort eine Stelle für das neue Lager auszuwählen, beantragte ich, das; ich zu seiner Begleitung mitgegeben werde, weil ich jene Gegend bereits zu Pferde besichtigt hatte. Meine Bitte wurde genehmigt, jedoch bemerkte mir Oberst Harrifon, daß ich in keiner Weise das Verhalten des Prinzen beeinflussen dürfe, weil er ihm das ganze Verdienst der Bestimmung des neuen Lagers zu lassen wünschte.

Kurz vor unserem Aufbruch wandte ich mich, da ich keine Begleitung vorbereitet fand, an die Cavallerie-Brigade, und um 9 Uhr 15 Minuten erschienen 6 Mann von dem Cavalleriecorps Bettington, und stellten sich vor dem Hauptquartier in einein Gliede auf.

Mit diesen Leuten und einem befreundeten Zulu traten wir den Vormarsch an. Ferner hatten 6 Basutos von dem Lager von Shepstonc den Befehl erkalten, sich uns anzuschließen.

Bevor wir den Bloodfluß überschritten, schickten wir zu ihnen; der Bote kehrte mit der Meldung zurück, daß sie auf den Bergen zwischen Incanzi und Palzi zu uns stoßen würden. Wir bemerkten in diesem Augenblick rechts und links starke Truppen von Basutos und stiegen am Fuß eineö Hügels von den Pferden.

*) Tas Buch fuhrt dcn Titel: ,,1.0 prines imperial Mävolvon IV.) r>«r Is ,'«mts I1eri«s»n. Iliöm« editinn. ?uris, 1890, ?!>ul Ollenclort, sclit«»r,

**) Lieutenant Carrey vom 98. Regiment mar Adjutant des Äeneralquartiermeisters. Er starb, am 1, April 1879 zum Capitän befördert, zu Kurrachee, Bombay, am 22. Februar 1883.

Oberst Harrison erreichte uns nun im Galopp und theilte uns mit,
daß die Cavallerie des Generals Mars ball unterwegs sei. Ich legte dem
Prinzen den Gedanken nahe, den Nest der Begleitung abzuwarten, allein er
entgegnete mir: „O nein, wir sind stark genug!"
Wir ritten auf den felsigen Abhang hinauf, welcher den Mus; Jlotozi
beherrscht, worauf ich den Vorschlag machte, dort absitzen zu lassen; der Prinz
zog jedoch vor, dies in größerer Nähe des Flusses zu thun. Wir hielten
uns dabei eine halbe Stunde auf, um Skizzen von der Umgebung aufzu-
nehmen, die wir mit unseren Feldstechern übersahen. Da wir nichts Ver-
dächtiges wahrnahmen, stiegen wir zum Kral ins Thal hinunter und sattelten
ab. Besondere Vorsichtsmaßregeln wurden uicht getroffen, weil eine Anwesen-
heit von Zulus sich durch nichts verrieth und daher auch nicht angenommen
wurde.
Der Prinz mar müde und legte sich außerhalb der Hütte nieder; die
Leute bereiteten Kaffee, und ich blickte durch mein Fernglas umher. Um
Z Uhr 35 Minuten schlug ich vor, die Pferde satteln zu lassen. Der Prinz
sagte mir, daß ich noch 19 Minuten damit warten solle, doch gab er nach
5 Minuten selbst den Befehl hierzu. Ich hatte bereits gesattelt und saß zn
Pferde, als man einen verdächtigen Lärm hörte. Der Prinz befahl, daß
man sich Vorbereiten solle, die Pferde zu besteigen.
Ich blickte um mich her und sah den Prinzen, wie er den Fuß in den
Steigbügel setzte. In demselben Augenblick hörte ich den Befehl, zu Pferde
zu steigen, und als die Leute aufsaßen, erblickte ich in der Entfernung von
20 Mrds*) die Zulus, die sich auf uns stürzten. Sie gaben Feuer, während
wir die Pferde in Galopp setzten. Ich glaubte, daß alle Leute zu Pferde
gestiegen seien und hielt es, da ich wußte, daß ihre Carabiner nicht geladen
waren, für das Beste, wenn wir längs des hohen Grases uns entfernten,
bevor mir Halt machten.
Da ich die Nngeschicktheit der Zulus ini Schießen kannte, so nah»: ich
nicht an, daß Jemand von uns getroffen wäre. Als wir uns der Dong«
näherten, mußten wir eine halbe Wendung machen, um den Rückweg zn
überblicken. Beim Umdrehen sah ich einen Haufen von Zulus, die uns
verfolgten, um den Versuch zu machen, uns jenseits des Hügels den Rück-
weg zu verlegen. Nachdem wir unter heftigen: Feuer durch die Dong« ge-
kommen waren, sagte ein Mann zu mir: „Ich fürchte, daß der Prinz ge-
tödtet worden ist." Ich hielt an, und als ich das Pferd des Prinzen sah,
welches an der anderen Seite der Dong« galoppirte, überlegte ich, ob es'
zweckmäßig sei, umzukehren.
Die Zulus hatten bereits den Platz hinter sich, auf welchem der Prinz
gefallen war. Ich wartete das Eintreffen meiner Leute ab und schlug
Galopp ein, um den Fluß zu durchreiten."

*) Ein Yard —
englische Elle — ist etwa gleich 0,9 Meter.

Diese Aussage des Lieutenants Larrey enthält sehr befremdende Einzelheiten, die mir in Kürze hier prüfen wollen. Da der Prinz Napoleon wohl einen Lagerplatz aussuchen sollte, jedoch im Uebrigen kein Commando bei den englischen Truppen führte, so muß der Lieutenant Larrey als der Befehlshaber des kleinen Streifcorps angesehen werden. Als solcher hat er offenbar die ihm obliegenden einfachsten Pflichten nicht erfüllt. Zunächst hat er seinen Leuten nicht den Befehl ertheilt, ihre Carabiner zu laden, welche Vorsichtsmaßregeln bei einem Streifzuge im feindlichen Lande doch wohl seine nächste Sorge hätte sein müssen. Sodann hat er keine Vorsichtsmaßregeln bei der Lagerung getroffen: er mußte, als er absatteln ließ, selbstverständlich Posten ausstellen. Endlich hat er, nachdem der Ueberfall erfolgt war, sich nicht darüber Gewißheit verschafft, ob der Prinz mit zu Pferde gestiegen sei und ist sofort mit nur einem Theile seiner Truppe davon geritten. Ja, man muß aus seinem eigenen Bericht den traurigen Schluß ziehen, daß er Hals über Kops in schimpflicher Weise die Flucht ergriffen bat.

Wenden mir uns jetzt zu den Aussagen weiterer Augenzeugen.

Aussage des Sergeanten Willis, als des ersten Zengen:

„Ich gehörte znm Eorps des Majors Bettington. Wir verließen heute früh das Lager mit 5 anderen Leuten unseres Eorps unter dem Lieutenant Earrey und einem Kaffer als Führer, wir bildeten die Begleitung des königlichen Prinzen. Wir verfolgten dieselbe Straße wie früher, als damals auf den Prinzen geschossen wurde. Von 9 Uhr bis 12 Uhr 30 Min. blieben wir zu Pferde, sodann stiegen wir auf eine halbe Stunde ab. Bis 3 Uhr setzten wir unseren Nitt fort, hierauf gelaugten wir von einem Hügel abwärts zu einem >iral, der etwa hundert Meter vom Flnß Jmbanam entfernt war. Dieser Kral umfaßte 4 bis 5 Hütten; die Gegend lag klar vor uns, aber in der ganzen Umgebung erhoben sich an den Seiten hohe Rasenflächen und aufgeschichtete Enitefrüchte. Wir bekamen vom Prinzen den Befehl, abzusatteln und unsere Pferde grasen zu lassen. Außerhalb der Hütten legten wir uns nieder und tranken Kaffee, während der Kasfer sich damit abgab, die Pferde zu tränken. Um 3 Uhr 50 Minuten sagte der Prinz: .Lassen wir den Pferden noch 10 Minuten Zeit/ Der Kaffer brachte die Pferde wieder zur Stelle, und um 4 Uhr bekamen wir Befehl zu satteln. Der Kaffer sagte, er habe gesehen, wie jenseits des Flusses ein Zulu die gegenüberliegende Höhe erstiegen habe. Wir sattelten so schnell wie möglich. Der Prinz gab dann den Besehl zum Aufsitzen, den wir Alle befolgten, mit Ausnahme des Soldaten Rogers, welcher fich Muhe gab, das von ihm geführte Pferd zu ergreifen. In diesem Augenblicke wurde plötzlich eine Salve von Gewehrschüssen abgefeuert, und wir verließen in aller Eile den Platz mit Ausnahme von Rogers, den ich nach der Hütte zu laufen sah."

Frage. Sahen Sie den Prinzen?
Antwort. Ich kann es nicht sagen. Ich sah zwei Mann von den
Pferden fallen, allein da ich galovpirte, konnte ich nicht bemerken, wer sie
waren. Ungefähr 50 Meter davon entfernt mar eine Art von Donga, und
als wir wieder den Lieutenant Carrey erreichten, wurde uns gesagt, daß
befohlen morden sei, das Lager des Oberst Wood zu erreichen. Die
Zlllus setzten ihr Feuer auf uns auf 200 Meter fort. Wir kamen dann
Alle zusammen etwa um 7 Uhr im Lager an.
Frage. Wie weit war davon der Kral entfernt?
Antwort. Etwa 12 oder 15 Meilen vom Fluß Blood.
Frage. Wie groß mar die Zahl der Zulus?
Antwort. Aus den abgegebenen Schüssen schließe ich auf 50. Der
Corporal Grub nahm das Pferd des Prinzen und ritt es, indein er sein
eigenes an der Hand führte. Ich habe den Prinzen nicht mehr gesehen."
Wir reihen hieran die Aussagen des Corporals Grub, des zweiten,
Zeugen:
„Bevor wir zuin Kral kamen, stieg der Prinz mit dem Lieutenant
Carrey auf die Spitze des Hügels, um Skizzen aufzunehmen. Wir stießen
auf einen zweiten Kral, welcher eine steinerne Umfassung für Thiere hatte,
allein mir fanden dort 2 oder 3 Hunde, sowie frische Spuren von der Anwesenheit der Zulus. Das Gras in unserer Nähe hatte eine Höhe von
6 Fuß. Als der Prinz in den Sattel stieg, wurde eine Salve von Gewehrschüssen etwa auf 20 Meter abgegeben. Die Zulus riefen: „Usutis! Feige
Engländer!" Ich drehte mich um, erblickte die Zulus und setzte dem Pferde
die Sporen in die Seite. Ich sah Rogers, der nicht aufsteigen konnte,
hinter eine Hütte sich flüchten und rief ihm zu, herbeizukommen. Da sah
ich ihn einen Zulu aufs Korn nehmen und ritt mit Abel im Galopp davon."
Frage. Wer commcmdirte damals?
Antwort. Der Lieutenant Carrey und Cochrane. Einige Meter
vom Kral traf eine Kugel Abel in den Rücken. Er befand sich eine halbe
Pferdelänge vor mir. Als ich die Flintenschüsse hörte, duckte ich mich aus
mein Pferd. Letoga kam an mir vorbei und sagte: „Sporne Dein Pferd,
der Prinz liegt an der Erde!" Ich blickte hinter mich und sah den Prinzen,
wie er einige Pferdelängen von mir sich an die Steigbügel und den Sattel
seines Pferdes klammerte und dann zur Erde siel. Sein Pferd trat ihn,
soweit ich das wahrnehmen konnte, mit den Hufen. Ich ergriff meinen
Corabiner, um auf die Zulus zu schießen, allein in demselben Allgenblick
tauchte mein Pferd in die Dong«, und ich fiel auf seinen Hals, wobei ich
meinen geladenen Carabiner verlor.
Als ich mich wieder aufrichtete, sah ich neben mir das Pferd des Prinzen.
Ich konnte mich desselben nicht bemächtigen, und setzte neben ihm meinen
Weg sort bis zu dem Augenblick, als ich wieder mit dem Lieutenant Carrey
zusammentraf. Der Lieutenant sagte: „Tie müssen das Pferd des Prinzen

Gebhard Jernin in Varmstadt,
greifen!" Hierauf stieg ich von meinein Pferde und setzte Mich auf das des Prinzen, welches ich in das Lager brachte. Die Zulus griffen uns an, allein wir entkamen ihnen. Sie setzten ihre Verfolgung und ihr Schießen fort, bis wir ganz aus ihrem Schußbereich uns befanden.

Wir eilten nun nach dem Orte, wo wir den General Wood, den Oberst Butler und 2 Mann berittener Infanterie antrafen. Wir machten unsere Meldung, und diese Herren erblickten durch ihre Fernstecher noch sechs Zulus, welche unsere Pferde fortführten; den Prinzen habe ich nicht mehr gesehen."

Frage. Welches mar der zuletzt ertheilte Befehl?

Antwort. Der Prinz befahl: aufgesessen! Einen anderen Befehl habe ich später nicht mehr gehört, aber bei dem Knall der Gewehre blickte ich auf den Lieutenant Larrey; wir spornten alle Beide unsere Pferde und eilten im Galopp davon.

Frage. Wieviel Zulus waren es?

Antwort. Ich kann sagen, daß es ungefähr 40—50 waren.

Frage. Mit welchen Gemehren schössen die Zulus?

Antwort. Aus der Schußwunde, 'welche Abel erhielt, erkannte ich, daß es Martini-Henri-Gemehre waren.

Frage. Wie wäret Ihr geordnet, ehe Ihr zu Pferde stiegt?

Antwort. Wir traten in Linie an, der Prinz stand uns gegenüber, wir hatten den Kral ini Rücken.

Hieran schließen wir noch die Aussage des vorhin genannten Cochrane, des dritten Zeugen.

„Wir hatten etwa 20 Meilen jenseits des Flusses zurückgelegt, als wir gegen 10 Uhr auf den Oberst Wood stießen, der an der Spitze seiner Truppen von dem Hügel herunterkam. Hierauf machten mir eine halbe Wendung inach rechts und nahmen die Richtung nach einem Kral, um zu sehen, ob dort Jemand sei; er mar verlassen und wir ritten dann noch fünf Meilen in der oberen Gegend vor.

Der Prinz befahl nun abzuzäumen und die Pferde eine Viertelstunde grasen zu lassen.

Wir begaben uns sodann zu einem Kral zwischen dem Hügel und dem Fluß.

Der Prinz gab uns den Befehl, abzusatteln. Eine Stunde später befahl der Prinz, die Pferde wieder zu satteln. Als das geschehen war, bemerkte der Lieutenant Carreu, daß es 3^/2 Uhr sei, worauf der Erstere den Befehl gab, sich zum Aufsitzen bereit zu machen und dann aufzusitzen.

Ich befand mich in der Nähe des Prinzen. Wir setzten uns in den Sattel, ich sah ihn jedoch nicht dasselbe thun. Er snchte erst etwas in Ordnimg zu bringen, ich glaube, es war am Zaumzeug. Plötzlich knallte ein Gemehrfeuer unter uns, und die Zulus stießen ein furchtbares Geschrei aus. —

Die Pferde wurden erschreckt, so daß wir mit Mühe sie bändigeil
konnten, einige gingen durch. Als ich bei der Dong« vorbeigekommen mar,
etwa 50 Jards vom Kral entfernt, sah ich den Prinzen zu Fuß; ich folgte
dem Lieutenant, letzterer gab keinen Befehl. Eine Viertelstunde fliehen Grub
und Willis wieder zu uns und sagten uns, daß Abel, Rogers und der
Kaffer todt seien."
Frage. Nach welcher Richtung lief der Prinz?
Antwort. Er lief hinter uns her.
Frage. Wie groß war die Zahl der Zulus, welche verfolgten?
Antwort. Ungefähr ein Dutzend, wie ich denke.
Frage. Wie weit waren sie von ihm entfernt?
Antwort. Etwa drei Meter, sie führten sämmtlich Gewehre und
Spieße.
Frage. Wurden Versuche gemacht. Euch zu sammeln und Halt machen
zu lassen oder um den Prinzen zu retten?
Antwort. Nein, wir hatten auch im Ganzen nur 3 Eambiner.
Frage. Wie weit seid Ihr im Galopp geritten?
Antwort, Ungefähr 2 Meilen, ohne anzuhalten.
Frage. Hat Jemand sich um den Prinzen gekümmert?
Antwort. Nein, wir waren vereinzelt."
Doch genug jetzt von den Aussagen der Augenzeugen. Aus dieser
traurigen Erzählung geht, wenn auch die Zeugen sich in einigen Einzelheiten
widersprechen, wohl zur Genüge hervor, daß Prinz Napoleon von seinen
Waffengefährten schmählich im Stich gelassen und in geradezu unverantwort-
licher Weise geopfert worden ist. Man hat später seinen, aus zahlreichen
Wunden blutenden Körper gesunden und nach England übergeführt, Ivo seine
irdischen Reste neben denen seines Vaters in der stillen Capelle von Chisle-
hurst beigesetzt wurde. Dort ruht er als jüngster Sproß seines Geschlechtes
und wird als solcher wohl stets bleiben der letzte der Napoleoniden.

Die Jesuiten.

von

G. VicrcKS.

Groß'kichterfeldc — Berlin. —

eitdem vor 350 Jahren die Gesellschaft Jesu gegründet worden,
ist die Jesuitenfrage in der europäischen Welt eigentlich dauernd
auf der Tagesordnung gewesen. Anderthalb Jahrzehnte nach
der Bestätigung der Ordensverfassung durch Papst Paul III. begannen
bereits die Verfolgungen und anderweitigen Maßnahmen gegen die Jesuiten
und seitdem sind die letzteren bald aus diesem, bald aus jenem Lande ver-
trieben, von den Päpsten bald in der Ausübung ihrer Arbeiten gestört,
bald mit neuen Rechten und Privilegien versehen worden. Doch wie oft
sie auch ausgewiesen wurden, sie sind immer wieder zurückgekehrt. Trotz
seiner Aufhebung durch Papst Clemens XIV. hat der Orden nichts von
seiner Macht eingebüßt, und die Frage, ob das Wirken desselben für die
Staaten und für die fortschreitende Culturentwickelung schädigend gewesen
oder nicht, ist zwar tausend und abertausend Male erörtert, aber nie ent-
schieden worden. Für und wider die Jesuiten sind die mächtigsten und
einflußreichsten Stimmen laut geworden.

Auch in Deutschland, das durch Gesetz vom 4. Juli 1872 die Jesuiten
und die ihnen verwandten Orden von seinem Boden verbannt hatte, taucht
die Jesuitenfrage von Neuem auf und die Möglichkeit der Aufhebung des
Ausnahmegesetzes beginnt die Geister in allen Theilen des Reiches zu er-
regen. Die alten seit Jahrhunderten gegen die Mitglieder der Gesellschaft
Jesu erhobenen schweren Anklagen werden erneuert, und wie immer in
solchen: Falle, erstehen zahlreiche Vertheidiger, welche diese Anschuldigungen
für falsch und unbegründet erklären.

Es ist in der That überraschend, daß in unserer Zeit, in der die Geschichtmissenschaft zu einem sehr hohen Grade der Entwicklung gelangt ist, Helles Licht über die fernsten Zeiten des Alterthums verbreitet und uns selbst mit untergeordneten Einzelheiten der ägyptischen, babylonischen und anderer uralter Culturen bekannt macht, die Möglichkeit ausgeschlossen scheint, zu einem zuverlässigen endgültigen Urtheil über den Werth des Wesens und Wirkens eines in seiner geschichtlichen Entwickelung völlig bekannten ungemein mächtigen Factors zu gelangen. Die Ansichten über die Gesellschaft Jesu und ihrer Mitglieder weichen indessen heute noch so weit von einander ab, schließen einander heute noch so vollständig aus, stehen sich heute noch so diametral gegenüber, wie vor 100 Jahren und früher.

Es ist dies eine für den CulturKistoriker und Völker-Psychologen interessante Erscheinung die die Aufmerksamkeit Derjenigen, welche sich mit der Jesuitenfrage beschäftigen, nicht minder in Anspruch nimmt, wie die letztere selbst, ihren Grund aber wohl im Charakter dieser Streitfrage hat und wahrscheinlich nicht eher verschwinden wird, als bis der Jesuitenorden aufgehört haben wird, zu eristiren. Wenn der Schreiber dieser Zell«? im Folgenden den Versuch machen will, innerhalb des beschränkten und jedes erschöpfende Eingehen auf den reichhaltigen Stoff ausschließenden Raumes eines kurzen Aufsatzes, die Ursachen dieser Erscheinung und des Entstehens des Ordens wie das Wirken desselben zu beleuchten, so liegt es ihn? selbstverständlich fern, wie dies durch den Charakter dieser Zeitschrift bedingt ist, hiermit eine Streitschrift abzufassen, für oder wider die Jesuiten seine Stimme zu erheben. Es kommt ihm vielmehr nur darauf an, von seinen? bekannten objectiven culturgeschichtlichen Standpunkte aus durch gerechte Würdigung der Leistungen des Ordens die Erkenntniß über die von demselben heute drohenden Gefahren und die dagegen anzuwendenden Schutzmaßregeln zu vermitteln.

Die natürliche Ursache dafür, daß die Erörterung der Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Jesuitenordens noch die Gefahr der Entfachung der politischen und religiösen Leidenschaften heraufzubeschwören droht, ist darin zu suchen, daß dieser Orden, allen gegentheiligen Ansichten zun? Trotz, heute noch eine außerordentliche Macht besitzt, die die Protestanten fürchten, die Katholiken aber auf das höchste schätzen und für die Erhaltung ihrer Kirche als nothwendig erachten. Gerade dieser letzte Umstand muß allerdings befremden, da die Thatsache feststeht, daß es die katholischen Völker und Regierungen gewesen sind, die immer und immer wieder die Jesuitm aus ihren Ländern vertrieben, ihre Schädlichkeit erkannt und auf Papst Clemens XIV. einen so starken Druck ausgeübt haben, daß dieser ihrem Begehren willfahren und 1773 den Orden aufheben mußte. Es giebt kein katholisches Land, das nicht mehrmals die Jesuiten verbannt, ihre Güter mit Beschlag belegt, sie zur gerichtlichen Verantwortung gezogen hat. Es steht dagegen die nicht minder merkwürdige Thatsache fest, daß ein so erleuchteter pro-

testantischer Fürst wie der preußische König Friedrich II. den Jesuiten sein höchstes Wohlwollen bekundet, ihr Wirken als segensreich anerkannt, ihnen nach der gegen sie von Clemens XIV. gerichteten Maßregel in Schlesien eine Zufluchtsstätte gewährt und versprochen hat, seinen Einfluß geltend zu machen, um die Aufhebung der päpstlichen Verfügung zu erwirken. Zahlreiche katholische Schriftsteller haben gegen die Jesuiten geschrieben, und viele protestantische haben auf Grund ihrer eingehenden Studien die Anklagen widerlegt, welche gegen den Orden erhoben worden sind.

Wer hat denn da nun überhaupt Recht? was sind denn überhaupt die Jesuiten? weshalb ereifeni sich die Theologen, die Politiker so über sie? weshalb suchen sie jetzt das deutsche Volk für und gegen die Gesellschaft Jesu und ihre Glieder aufzuregen, einen neuen Culturkampf heraufzubeschwören? Ist es denn wirklich völlig unmöglich, zu einer sicheren objectiven Anschauung über das Wirken der Jesuiten zu gelangen und ein für alle Male festzustellen, ob sie staatsgefährlich sind oder nicht, ob sie vertilgt werden müssen oder nicht?

Die jesuitische und die antijesuitische Literatur, die Masse der Streitschriften, welche iin Laufe der Jahrhunderte über die Jesuitenfrage geschrieben worden, find allerdings so umfangreich, daß ein Menschenleben kaum ausreichen würde, dieses Chaos durchzuarbeiten, aber das ist in Wirklichkeit auch nicht nothwendig, denn wenn man nur einen kleinen Theil dieser Schriften gelesen hat, so weiß man, daß die Anklagen wie die Vertheidigungen sich immer nur um eine nicht allzu große Zahl von Streitpunkten drehen, und daß nur die Gesichtspunkte, von denen aus dieselben behandelt werden, mehr oder minder verschieden sind.

Es würde nun nahe liegen, und das ist das Verfahren, welches doch sonst bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen eingeschlagen wird, die Quellenschriften zu studiren, festzustellen, was der Orden Jesu war, was er wollte, wie er sich entwickelte, wie er tatsächlich wirkte und dann daraufhin ein kritisches Urtheil zu gründen. Nach dieser Richtung hin ist aber nicht nur in neuerer und neuester Zeit, sondern noch viel mehr in früheren Jahrhunderten gefehlt worden. Die Gesellschaft Jesu war seit ihrem Entstehen eine Großmacht, die einen ungeheuren Einfluß ausübte, ihre Opfer fascinirte, abergläubischen Schrecken erregte, wo sie nicht Entgegenkommen und Liebe fand und dies mar der Grund, weshalb sich so frühzeitig gewichtige Stimmen gegen sie erhoben, Stimmen der Päpste, der katholischen Kirchenfürsten, der Geistlichen, der weltlichen Fürsten, gelehrter Körperschaften, der Parlamente, großer Gemeinschaften und Stände, die das höchste Ansehen genossen.

Diese Anfeindungen und förmlichen Anklagen, welche zum großen Tbeil gerade von denen ausgingen, für deren Wohl die'Jesuiten zu wirken vorgaben, erlangten allgemach historischen Werth, wurden von Geschlecht auf Geschlecht übertragen und sind zu Traditionen geworden, an deren Richtigkeit kein Gegner des Ordens zweifelt, selbst die Freunde desselben kaum zu

zweifeln wagen. Prüft man aber diese Anklagen genauer, ohne sich durch
die Widerlegungen der Jesuiten selbst irgendwie beeinflussen zu lassen, so
gelangt man zunächst bald zu der überraschende,: Erkenntniß, daß die schweren
Beschuldigungen, die gegen die Jesuiten gerichtet werden, zum großen Theil
mit gleichem Recht, ja in manchen Punkten womöglich mit noch größerem
gegen zahlreiche andere Orden erhoben werden könnten. Die beanstandeten
Satzungen und die Verfassung des Jesuitenordens sind im Wesentlichen denen
anderer älterer Orden nachgebildet worden. Wenn nun der Unwille eines
großen Theiles der Menschheit in diesen vergangenen drei Jahrhunderten sich
in besonderer Weise gegen die Gesellschaft Jesu, ihre Verfassung, ihre Organi-
sation, ihr Wirken gerichtet hat, so erklärt sich dies leicht aus der ungleich
größeren Macht, die dieser Orden seit seiner Gründung vor anderen erlangt
und bewahrt hat; aus der ungewöhnlich strengen Disciplin, die unter seinen
Mitgliedern immer geherrscht hat; aus der ungleich genaueren Beobachtung
seiner Satzungen, dann aber auch aus anderen Gründen, die wir im Folgenden
ermähnen werden.

Das sorgfältige Studium der Quellenschriften und der erwiesenen ge-
schichtlichen Thatsachen läßt uns femer erkennen, daß die von den Jesuiten
in Gemäßheit mit ihren Ordenssatzungen beobachtete unerbittliche Rücksichts-
losigkeit des Verfahrens und der Anwendung ihrer Grundlehren die Sonder-
interessen anderer Individuen und Genossenschaften, geistlicher und weltlicher
Fürsten, unausgesetzt schädigten und verletzten und dadurch selbst bei den
Freunden des Ordens große Verstimmung, Haß und Feindschaft erzengten.
Daraus resultirten dann viele der zahllosen furchtbaren Anklagen, die von
allen Seiten gegen den Orden und jedes seiner Glieder erhoben wurden. Die
neuere Zeit hat dann aber alle diese Beschuldigungen gläubig und ohne
Prüfung hingenommen, viele unbewiesene und selbst grundlose Gerüchte und
Neberlieferungen als Thatsachen dem Sündenregister der Jesuiten einverleibt,
weil Tausende und Abertausende dieselben früher ausgesprochen und wieder-
holt haben. Wir verurtheilen blindlings die Verfassung des Ordens und alle
seine Einrichtungen, ohne je die Grundlagen desselben, die „Institutionen"
eingesehen zu haben, weil mir uns daran gewöhnt haben, die Jesuiten als
professionelle Lügner und Heuchler zu betrachten, und keiner ihrer Ver-
sicherungen also auch nicht der, daß außer diesen Institutionen keine Geheim-
lehren bestehen, Glauben schenken.

In vollem Widerspruch zu dem Grundzuge aller Zweige der lieutigen
Geschichtswissenschaft vergessen wir bei der leidenschaftlichen Erregung, in die
uns die leidige Streitfrage immer versetzt, sobald sie auf die Tagesordnung
gelangt, den ursächlichen Zusammenhang aller großen geschichtlichen und kultur-
geschichtlichen Ereignisse und Einrichtungen; wir vergessen, daß die Zeitver-
hältnisse und die Weltanschauung sich in den 350 Jahren vollständig geändert
haben; mir vergessen, das Wirken der Gesellschaft Jesu mit dem aller übrigen
Factoren des Mittelalters zu vergleichen, nach den Ursachen seines Entstehens,

seiner Organisation, der Ausbildung jener übel berufenen Morallehre zu fragen. Wir glauben in unserer zum Theil recht wohlbegründeten Voreingenommenheit gegen die Jesuiten unverbrüchlich, daß das, was im 16. Jahr^ hundert zeitgemäß mar, den damaligen Culturzuständen entsprach, noch für die heutigen Jesuiten unbedingt maßgebend, für ihr heutiges Denken und Wirken bestimmend ist.

Die Culturgeschichte belehrt uns darüber, daß Vieles, was heute zweifellos als unsittlich, verwerflich, verbrecherisch betrachtet werden muß, in früheren Perioden, namentlich in der Geistesnacht des Mittelalters, in den Zeiten des Faustrechts, des kirchlichen und staatlichen Despotismus, der Inquisition, als hochverdienstlich, völlig berechtigt und statthaft galt.

Sollten die Jesuiten, deren Macht zum Theil darin begründet ist, daß sie sich den veränderten Zeitverhältnissen immer so geschickt anzupassen verstanden haben, daß sie so ungemein weltklug gewesen sind, wirklich so kurzsichtig, so thöricht sein, zur Richtschnur ihres Handelns heute noch die verrufenen Morallehren zu nehmen, welche sich in den Werken La's, Sanchez', Cardenas' Fillucius', Moya's und vieler anderer Schriftsteller finden und ihren Gegnern das wichtigste Nüstzeug zu ihrer Bekämpfung geliefert haben? Es ist kaum denkbar, es widerspricht dem Wesen ihrer praktischen Anschauungs- und Handlungsmeise und sie stellen dies denn auch mit größtem Nachdruck in Abrede. Ihre Gegner behaupten es jedoch mit gleicher Bestimmtheit und bringen sogar Beweise dafür bei, wenngleich sie sich heute nicht mehr auf das in der Mitte des 17. Jahrhunderts erschienene Buch über die Geheimen Gesetze berufen können, da dasselbe von der modernen wissenschaftlichen Kritik als eine Fälschung erwiesen worden ist. Das hindert jedoch nicht, den Jesuiten vorzuwerfen, daß sie von jeher nach mündlichen Ueberlieferungen gehandelt haben und jetzt noch fortfahren zu handeln, nach Ueberlieferungen die dem Inhalt der berüchtigten Geheimgesetze in allen Punkten mindestens entsprechen, sie in vielen Fällen möglicherweise an Verwerflichkeit noch übertreffen. Wenn die Jesuiten femer gelegentlich behauptet haben, daß für die in den Schriften der oben ermähnten Männer enthaltenen bekannten, verderblichen Lehren der Orden und die Gesammtheit der Jesuiten nicht verantwortlich, daß sie der Ausdruck der individuellen Meinungen der betreffenden Verfasser seien, so sind diese Beschönigungen allerdings nicht stichhaltig, da den Verfassungsbestimmungen des Ordens gemäß zu keiner Zeit etwas geschrieben und gedruckt werden durfte, was nicht die Billigung der obersten Censurbe-Hörden und der Leiter des Ordens gefunden hätte. Doch auch hierauf bleiben manche Jesuiten die Antwort nicht schuldig, indem sie behaupten, daß der Maßstab für die Censur von dem jeweiligen Grade der allgemeinen Bildung und Cultur, von der Weltanschauung der verschiedenen Zeitalter und von verschiedenen andern Umständen abhing.

Daß der Orden Jesu nun von seinem ersten Erscheinen in der Weltgeschichte an eine so bedeutende Rolle spielte, ein so großes Ansehen genoß.

einen so tiefgreifenden Einfluß ausübte, fo viel gehaßt und so wenig geliebt wurde, das lag in den Umständen, unter denen er gegründet wurde, in den Aufgaben, die er sich stellte, in der Art, wie er von vorn herein auftrat, in der Haltung, die er der Kirche und dem Staat gegenüber beobachtete.

Das Ansehen des Papstthums war mährend des Mittelalters allmählich gesunken und aus zwei Gründen hauptsächlich der Art geschmälert, daß die wahrhaft kirchlich und religiös Gesinnten von größter Besorgniß für seinen Fortbestand erfüllt waren. Das Papstthum mar innerlich zerrüttet; es standen sich innerhalb seines Schoßes, des Cardinalscollegiums und des hohen Clerus Parteien gegenüber, die sich auf das Heftigste bekämpften; Gegenpäpste stritten mit einander um die weltliche und geistliche Herrschaft der Welt. Die wahre christliche Lehre war unter dem riesigen Dogmenbau des Mittelalters verschwunden, bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Die zunehmende Entartung und Verweltlichung des Papstthums hatte feit Jahrhunderten schon Veranlassung zu Bestrebungen gegeben, die darauf abzielten, dem Proceß des Verfalls ein Ziel zu setzen, die Kirche wieder zu läutern, den Grundlehren des wahren Christenthums wieder zu Ansehen und Macht zu verhelfen, dem schmachvollen Handel mit hohen kirchlichen Aemtern, mit Reliquien, mit den Sühnemitteln für das Diesseits und das Jenseits und allen den übrigen Schäden und Auswüchsen, die der Kirche anhafteten, ein Ende zu machen. Ueberall in der Christlichen Welt erhoben sich Proteste gegen die Zerrüttung der Kirche. Es entstand die Inquisition, deren Aufgabe ursprünglich nicht ausschließlich die war, diese Aeußerungen des Protestes zu unterdrücken, der Ketzerei zu steuern, sondern vielmehr auch: den Priesterstand zu übermachen, zu heben und zu läutern.

Trotzdem zahllose Versuche gemacht wurden, die sinkende Kirche vor dein vollständigen Verfall zu bewahren, konnte doch den Bemühungen nicht wirksam gesteuert werden, das Christenthum wieder in seinen ältesten Formen herzustellen. Der Geist des Protestes gegen die Verweltlichung des Papstthums erhob sich immer mächtiger und triumphirte endlich in Luther. Die Kirche war durch den Sieg des Protestantismus auf das Höchste gefährdet und wenn die Inquisition und zahlreiche Orden auch die größte Thätigkeit entfalteten, um sie vor dem Sturz zu bewahren, fo blieb ihre Lage doch höchst bedenklich.

Solcher Art waren die Verhältnisse, als der Ritter Juigo Lopez de Recalde de Loyola, dessen Stammschloß in den baskischen Provinzen stand, durch eine bei der Vertheidigung Pamplonas 1521 erlittene schwere Verwundung veranlaßt wurde, dem Kriegsdienst und den Freuden dieser Welt zu entsagen, über die Vergänglichkeit des Bestehenden nachzudenken, und in der Religion Ersatz zu suchen für Alles, was er aufgeben mußte. Diese Betrachtungen führten ihn zur Erkenntniß der Gefahr, in welcher sich die Kirche befand und zu dem Entschluß, sich ihrer kräftigsten Unterstützung zu widmen.

Es ist nicht möglich, in dem engen Rahmen dieser Arbeit eine Geschichte

der Gesellschaft Jesu zu geben, die bezüglichen Daten sind allbekannt und eineni Jeden mühelos zugänglich, wir haben uns hier nur über die Ursachen klar zu werden, weshalb es diesem einen Manne und seinen wenigen Genossen gelang, eine Institution zu schaffen, deren Macht schon nach wenigen Jahren eine ungeheure war.

Mönchsorden und geistliche Ritterorden gab es genug; so viele, daß die Päpste und die Cardinalscollegien sich schon der Bildung neuer mit aller Energie widersetzten. Diese Genossenschaften arbeiteten auch — zum Theil wenigstens — mit großem Eifer, waren aber doch mehr oder minder von der allgemeinen Corruption erfaßt; es fehlte ihnen meist die Strenge der Disciplin, die Lauterkeit des Glaubens und der Absichten. Ein neuer Orden mußte mit größerer Strenge darüber machen, daß seine Mitglieder den gesteckten hohen idealen Zielen zustrebten. Es genügte nicht, die bekannten Ordensgelübde abzulegen, sondern es mußte wirklich nach denselben gelebt werden.

Die seelischen Kämpfe, welche Loyola auf seinem langen schweren Krankenlager durchgemacht, hatten seine Willens- und Körperkraft nicht erschlafft, seinen Ehrgeiz nicht erstickt, hatten aber die Gläubigkeit zum Fanatismus gesteigert. Was er, gezwungen durch körperliche Leiden, durchgemacht, das sollte Jeder, der sich ihm anschloß, mit eigener Willenskraft durchmachen: sein eigenes Selbst vollständig ertödten, sich läutern, sich ausschließlich dem höheren Zweck des Dienstes der Religion Christi, der Kräftigung und Ausbreitung des Papstthums widmen. Daher wurde den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams noch das vierte der unbedingten Unterwerfung unter den Willen des Papstes hinzugefügt. Vom katholischen Standpunkte aus betrachtet war, was Loyola wollte, höchst bedeutsam, und das Beispiel, welches er selbst und in der Folge seine ersten sechs Anhänger gaben, zeugt von einer Beherrschung der Leidenschaften, von einer Concentra» tion des Willens und einer Energie, die ihres Gleichen in der Menschheitsgeschichte suchen. Was er von sich verlangte, das forderte er auch mit un> erbittlicher Strenge von Denen, die ihm nachfolgten: völlige Ueberwindung des Selbstgefühles, Lostrennung von allen Banden der Familie, unbedingte Unterwerfung unter die Ordensgesetze, unter den Willen des Leiters der Gesellschaft und unter den des Papstes. Diese Concentration aller geistigen und körperlichen Fähigkeiten, aller menschlichen Willenskraft auf den einen Punkt, den Zweck des Ordens, die unvergleichliche Disciplin aller Glieder derselbe?:, die sorgfältige Ausmahl und Vorbereitung der Ordensbrüder für ihre Aufgaben, erhoben die militärisch geordnete Gesellschaft Jesu von Anfang an weit über alle anderen Orden.

Widerstrebend gab Paul III. feine Erlaubnis? zur Bildung derselben, bald aber erkannte er die Macht des Geistes, die ihn beseelte und schon 1543 hob er die beschränkende Bestimmung auf, nach welcher die Zahl der Profesten 60 nicht überschreiten sollte. Bei dem zielbewußten unentwegten

Streben der Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die Kirche an Haupt und Gliedern zu bessern, von ihren Schäden zu befreien, konnte es nicht ausbleiben, daß sie, indem sie die ihnen vom Papst verliehene Macht benutzten, dem Clerus, und zwar nicht blos der niederen Geistlichkeit, sondern auch den Prälaten bald und in der Folge sehr häufig höchst unbequem wurden. Selbst die Inquisition wurde gelegentlich gegen sie aufgeboten, Loyola hatte sich persönlich vor derselben zu verantworten, ging jedoch aus der Untersuchung unbeschadet hervor.

Um das Papstthum zu läutern, waren sie päpstlicher als viele Päpste, scheuten sich nicht, auch diesen gegenüber ihre Rechte zu gebrauchen, und die Folge davon war, daß sie bald dahin strebten, das Verhältnis?, in dem sie zu dem Oberhaupt der Kirche standen, umzukehren, sich aus den gehorsamen Dienen: derselben — unter Wahrung des Scheines des Abhängigkeitsverhältnisses — thatsächlich in seine Herrn: umzuwandeln, die Päpste nach ihrem Willen zu lenken, die Herrschaft über die ganze katholische Welt an sich zu reißen. Das anstößige Leben vieler Päpste und des römischen Clerus bot ihnen Anlaß in Fülle, ihre ehrgeizigen Ziele zu verfolgen. Den Prälaten konnte dieses Streben indessen nicht entgehen, und der Vatikan wurde nun der Schauplatz der fortdauernden Jnteressentampfe zwischen den Jesuiten und den aus der katholischen Geistlichkeit hervorgegangenen Berathern der Päpste. Diese Kämpfe wurden mit wechselndem Glück geführt und Jahrhunderte vergingen, ehe es den Jesuiten gelang, das unermüdlich verfolgte Ziel zu erreichen und unter Pius IX. thatsächlich die unbedingte Herrschaft über den päpstlichen Stuhl zu erringen. Mit ihrem wachsenden Einfluß steigerte sich auch ihre Herrschbegierde; ^und der Zwiespalt, den sie innerhalb der katholischen Kirche durch die Dogmen der unbefleckten Empfängnis; und der Unfehlbarkeit des Papstes erzeugten, sollte nach dein Grundsatz lliviäe st imvsrg, nur dem Zwecke dienen, ihre Herrschaft über die katholische Kirche und Welt zu befestigen und dauernd zu sichern.

Diese kurzen Ausführungen erklären hinlänglich die geschichtliche Thatsache der häufigen Anfeindungen, welche die Jesuiten von dem katholischen Clerus, von den katholischen Völkern und den Päpsten erfuhren; sie erklären die geheimen Jntriguen und offenen Kämpfe der zwei mächtigsten Elemente der katholischen Kirche gegen einander. Dieser Widerstreit könnte unvereinbar scheinen mit der seitens der Jesuiten aufgestellten Behauptung, daß ihre Zwecke und Ziele denen der katholischen Kirche völlig gleich waren und find und ebenso ferner mit den: Umstände, daß die deutschen Katholiken die Jesuiten in Deutschland jetzt für unentbehrlich halten, sie somit sicher nicht als ihre Feinde betrachten. Der Streit um die Herrschaft über den päpstlichen Stuhl und die katholische Welt drehte sich indessen nur um die materielle Machtfrage, nicht uin die Lehrmeinungen. Und für die Propaganda des katholischen Glaubens, für die Kräftigung und Unterstützung der Sache des Papstthums, der katholischen Kirche und ihrer weltlichen Macht ist zweifellos

Niemand geeigneter und schätzbarer als der Jesuitenorden. Er ist, vollends in der Zeit der Noth und des Niederganges der Macht der katholischen Kirche, ein für diese und ihr Oberhaupt unentbehrlicher Bundesgenosse gegen die Andersgläubigen und gegen die offenen Feinde Roms.

Als die Hauptzwecke der Thätigkeit der Gesellschaft Jesu wurden dagegen nach außen hin der Kampf gegen die Ketzerei und ferner die Verbreitung des Christenthums bezeichnet, und es lag in der Natur der Sache, daß der Orden sich von vornherein in erster Linie Deutschland als Arbeitsfeld erwählte, weil hier der Geist des Protestes kühner als irgendwo sonst sein Haupt erhoben hatte und auf Kosten der in ihren Grundfesten erschütterten römischen Kirche ichnelle Fortschritte machte. Doch auch in allen anderen Ländern, wo die Schüler Luthers oder andere Protestanten sich zeigten, erschienen die Jesuiten, um jede gegen die katholische Kirche gerichtete Regung im Keime zu ersticken. 1551 mar in Rom das OoIIeAlum Romauuin zur Ausbildung von Jesuiten gegründet worden und schon im folgenden Jahre 'wurde daselbst das OolisAiv.ni (Zermkmicuiu eingerichtet, das ausschließlich dem Zwecke diente, Kräfte heranzubilden, die in Deutschland für den Orden und die katholische Kirche wirken sollten. Im Laufe der nächsten neun Jahre wurden dann in Wien, Köln, Ingolstadt, Prag, München, Trier und Mainz weitere Seminare geschaffen, deren Zöglinge bald das ganze deutsche Reich überschwemmten. Es konnte nun nicht ausbleiben, daß die Jesuiten sich auch den weltlichen Fürsten und Großen zu nähern, als Beichtvater, Lehrer und Diplomaten ihren Einfluß auf alle Höfe auszudehnen suchten. Und dies geschah natürlich nicht ausschließlich in Deutschland, sondern in allen europäischen Ländern, überall, wohin die Jesuiten ihren Fuß setzten. Die Mittel, deren sie sich bedienten, um ihre Zwecke zu erreichen, die zweideutige Rolle, die sie spielten, die Jntriguen, die sie anzettelten, «lachten sie indessen den Negierungen bald verdächtig und verhaßt und forderten letztere zu den Maßnahmen heraus, die uns die Geschichte mittheilt. Frankreich, Spanien, Portugal, die italienischen Staaten vertrieben sie nach einander und zogen ihre reichen Besitzungen ein. Es trugen jedoch zu diesen Verfolgungen nicht ausschließlich ihr rücksichtsloses Streben nach Macht in der Kirche und in den Staaten, sondern auch der Geist bei, der den Orden beseelte, die Lehren, die er predigte, die Grundsätze, welche er befolgte.

Die Gründer der Gesellschaft Jesu waren unzweifelhaft, dafür haben wir die Beweise in ihren Schriften und Briefen, sowie in der Verfassung und den ältesten Lehrbüchern, von den besten und edelsten Absichten erfüllt — selbstverständlich allerdings nur im Sinne, im Interesse und im Dienste des Papstthums und der katholischen Kirche, die zu läutern, deren schwindende Macht zu stützen und über die ganze Erde auszudehnen sie sich zur Aufgabe gestellt hatten. Durch die Protestbewegung überhaupt auf die Weltbühne berufen, war es die hellige Pflicht jedes einzelnen Jesuiten wie ihrer

Gesammtheit, „zur höheren Ehre Gottes" mit allen verfügbaren Bütteln
Alles zu bekämpfen, was sich gegen die katholische Kirche und das Papst-
thum richtete. Wir finden in den ersten Aeußerungen Loyola's und seiner
Genossen, sowie in der Ordensverfassung kaum etwas, das mir von dem
objectiven Gesichtspunkt des geschichtlichen Beobachters und Kritikers als un-
vereinbar mit den Grundsätzen der katholischen Kirche und Moral beanstanden
müßten, vollends wenn wir den Geist, die Weltanschauung, die Verwilderung
der Sitten jener Zeiten nur einigermaßen berücksichtigen. Selbst der den
Jesuiten zum größten Verbrechen gemachte Grundsatz „der Zweck heiligt die
Mittel" findet sich nicht direct ausgesprochen. Und man sollte auch nicht
vergessen, daß dieser unmoralische Grundsatz leider keineswegs den Jesuiten
allein eigen mar. Wollte man den Kampf um's Dasein der einzelnen Menschen,
der Stämme, Völker und Rassen im Laufe der Zeiten, wollte man die ganze
Jahrtausende lange Menschheitsgeschichte unter diesem Gesichtspunkte durchfor-
schen, so würde man finden, daß dieser Grundsatz das menschliche Handeln
und Denken in erschreckend hohem Grade beherrscht und beeinflußt hat — und
dies nicht zum Wenigsten heute thut. Das macht diesen Satz dämm aber
keineswegs weniger unmoralisch, und es ist andererseits nicht zu bezweifeln,
daß, wenn auch nicht der Orden als solcher, doch einzelne Glieder desselben
ihn in ausgedehntem Maße zur Richtschnur ihres Handels machten.

Die Gründe hierfür, wie überhaupt das schnelle Sinken der sittlichen
Grundsätze des Ordens sind nicht schwer zu erkennen. Das wunderbar
rasche Wachsthum seiner Macht und feines Einflusses, sowie der damit ver-
bundene Erwerb ungeheurer Besitzungen und Reichthümer, der überraschende
Erfolg der praktischen Grundsätze seines Handelns berauschten und blendeten
viele Mitglieder des Ordens, machten sie übermüthig und bewogen sie, die
strengen Gesetze ihrer Regel zu übertreten, nach steter Erweiterung ihrer
Macht im eigenen und im kirchlichen Interesse zu streben und bei der Wahl
der Mittel hierfür nicht allzu peinlich zn verfahren. Die unaufhörlichen
Verfolgungen, denen die Jesuiten in Folge dessen ausgesetzt waren, die im
Allgemeinen niedrige geistige und moralische Bildung der zeitgenössischen
Menschheit, die Rohheit und Rücksichtslosigkeit der herrschenden Kampfart,
die Notwendigkeit, im Interesse der Kirche den Einfluß auf die Glaubens-
genossen wie die Glaubensfeinde durch geistige und geistliche Kampfmittel zu
erhalten und zu erweitern; der Umstand, daß dieser geistliche Orden zu
seinein Schutze, zur Verfolgung seiner Ziele sich keiner weltlichen Waffen
bedienen durfte, wirkten zusammen, jene surchtbaren Morallehren zu «zeugen,
die wir in den jesuitischen Schriftstellern der Blütheveriode des Ordens ent-
wickelt finden und gegen die sich zu allen Zeiten der Unwille der Gegner
der Gesellschaft Jesu gerichtet hat.

Das System der Erziehung der Jesuiten, die Richtung desselben auf
einen ausgeprägten Formalismus; die strenge Disciplin, der nur die des
modernen Militärdienstes, in manchen Punkten die des deutschen Beamten-

Wesens Vergleichungsweise an die Seite gesetzt werden können; der „Cadaver', gehorsam," welcher jede Spur von Selbstbestimmung des Individuums ausschloß, das letztere zum millenlosen Werkzeug in der Hand seiner Vorgesetzten machte; das Prinzip der Ueberwachung Aller durch Alle, das dadurch erzeugte Mißtrauen Aller gegen Alle, und die daraus resultirende Neigung zur Angeberei, zur Verleumdung, zum Verrath; die Verquickung geistiger und materieller, religiöser und politischer Interessen trugen dazu bei, die berüchtigte „Jesuitenmoral" zur Entwicklung zu bringen. Jntrigue, Lüge, Heuchelei gelangten in ihre Rechte, die verwerflichen Lehren des ProbabilismuS, des inneren Vorbehaltes, der Lenkung der Absicht, der Amphibologie, des Utilismus, Clandestinismus, Quietismus :c. wurden ausgebildet und nach den Gesetzen scholastischer, spitzfindiger Dialektik zur Anwendung gebracht.

Diese Schilderung des Entstehens der Jesuitenmoral soll dieselbe natürlich nicht beschönigen, denn, wenn es auch ungerecht wäre, zu glauben, daß sie dauernd maßgebend für das Denken und Handeln der Hunderttausende von Mitgliedern gewesen ist, die der Orden seit seinem Entstehen gehabt hat; wenn auch viele falsche, unbegründete und übertriebene Anklagen gegen die Jesuiten im Laufe der Jahrhunderte erhoben worden sind, so ist doch sicher nicht zu leugnen, daß ein beträchtlicher Procentsatz derselben sich zur Förderung seiner Interessen dieser geistigen Kampfmittel bedient hat, die in ihren äußersten Consequenzen den Meineid, den Diebstahl, den Mord, den Krieg, die grausamste Verfolgungsmuth nach sich zogen und unter Umständen als zweckdienliche Mittel sanctionirten.

Die katholische Kirche wurde durch die Thcitigkeit der Jesuiten freilich vor den: Sturz bewahrt, zu einer neuen Aera der Macht geführt, dem Protestantismus wurden durch sie große Gebiete entrissen, weite Arbeitsfelder dauernd entzogen; die Gegenreformation war ihr Werk, ebenso auch die Vernichtung der Waldenser, die Pariser Bluthochzeit, der 30 jährige Krieg und viele andere Religionskriege neuerer Zeit. Sie haben gestaltend in die Weltgeschichte eingegriffen, ihr eine neue Richtung gegeben und zwar im Allgemeinen nicht im Sinne und Interesse der Aufklärung, des Culturfortfchrittes, des echten und wahren Humanismus. Glücklicherweise besaßen große Völkerfamilien Lebenskraft und religiösen und moralischen Halt genug, sich erfolgreich dem rückläufigen Wirken der Jesuiten entgegenzustellen, den Bestrebungen entgegenzuwirken, welche ans das Verharren der Menschheit auf der geistigen, moralischen, religiösen und materiellen Kulturstufe des Mittelalters abzielten, und es ist ihnen gelungen, die Menschheit und selbst den von den Jesuiten beherrschten großen Theil derselben einer höheren Gesittung und Cultur theilhaftig zu machen. Und wir haben hier die widerspruchsvolle Erscheinung zn verzeichnen, daß die Jesuiten, ihren prcictischcn Lebensgrundsätzen und ihrer allbekannten Anpassungsfähigkeit gemäß, die Ergebnisse der fortschreitenden Entwicklung auf dein Gebiete der materiellen Cultnr im Allgemeinen ohne großes Widerstreben angenommen und sich dadurch vor dem Gros des katho-

tischen Clerus ausgezeichnet haben; auf dem Gebiete der geistigen Cultur, in allen retigiösen und doginatischen Fragen jedoch auf ihrem mittelalterlichen Standpunkt beharrten.

Einer der wenigen Lichtpunkte, die die Geschichte des Wirkens der Jesuiten aufweist, sind ihre Leistungen auf dem Gebiete der Krankenpflege im Kriege und auf dem der Heidenmission, der Verbreitung des Christenthums. Die Einwürfe, welche die evangelischen Theologen gegen diese Anerkennung jesuitischer Thätigkeit machen, kann die Culturgeschichte nicht als gegründet ansehen. Wie einst die arabischen Gelehrten im Dienste der Wissenschaft keine Strapazen scheuten, die ganze alte Welt durchstreiften, um überall zu sammeln und zu erforschen, was der Förderung der von ihnen betriebenen Wissenschaften nützlich fein konnte, so haben auch die Jesuiten im Dienste der Kirche keine Opfer und Mühen gescheut, sind vor keinen Gefahren zurückgeschreckt, sondern haben als Missionäre einen geradezu bewunderungswürdigen Muth gezeigt und in der That Bedeutendes geleistet. Ihre großen Erfolge verdankten sie besonders dein Verfahren, das sie als Missionäre anwandten. Ihr psychologischer Scharfblick, ihre Weltklugheit, ihre praktische Weltanschauung belehrten sie sehr rasch darüber, daß die rohen Naturvölker unfähig waren, sich ohne Weiteres zur Höhe christlicher Vorstellungen eines unpersönlichen Gottes zu erhebm. Durch Verbreitung einer höheren materiellen Cultur, einer leichtverständlichen Moral suchten sie daher zu wirken und den Boden für die Grundlehren des Christenthums zu schaffen. Sie verfuhren somit nach denselben Grundsätzen, welche die Heidenapostel und Missionäre der ersten Jahrhunderte nach Christus anwandten. Wenn evangelische Theologen die Art und Weise, in der die Jesuiten die Mission betrieben, herabzusetzen suchen und behaupten, daß die Ergebnisse derselben nur ein geistloser unchristlicher Fetischdienst wareil und sind, so ist dies ungerecht, und erst kürzlich haben unverdächtige protestantische Reisende in Afrika das Wirken der katholischen und jesuitischen Missionäre gelobt und dem der evangelischen vorgezogen. Auch was die Jesuiten in Paraguay geleistet haben, verdient nicht die Verachtung und Verurtheilung, mit der oft darüber gesprochen und geschrieben worden ist. Die Jesuiten zeigten sich dort menschlicher als die Horden der strenggläubigen Spanier, als die Dominikaner und Mitglieder anderer Orden, als der spanische Clerus; sie leisteten mehr und Bedeutenderes als diese mit ihren zum Christenthum bekehrten Indianern und wenn sie der Versuchung nicht widerstehen konnten, dort ein eigenes theokratisches Reich zu gründen, so haben sie es schwer genug gebüßt. Aber nicht bloß dort, sondern überall, wohin sie kamen, zeigten sie sich im Allgemeinen als Missionäre menschlicher als alle ihre Genossen.

Die Religion der Jesuiten ist von ibren Gegnern nicht minder schwer verurtheilt worden, als ihre Thätigkeit auf dem Gebiete der äußeren und der inneren Mission. Man hat ihnen vorgeworfen, daß ihre Religion jedes inneren Gehaltes entbehrt, auf Aeußerlichkeiten beruht und kc.um höher zu achten ist

als ein glänzender Götzendienst. Auch hierin gehen die Gegner der Jesuiten zu weit.

Formalismus, Prachtentfaltung, glänzendes Ceremoniell, strenge Beobachtung aller kirchlichen Gebräuche und Borschriften, ein stark entwickelter Heiligen- und Reliquiencult bildeten allerdings die Merkmale jesuitischer Religiosität und die heutige spanische Kirche steht ganz unter diesen Einflüssen. Der von dem Aphroditedienst der griechisch-römischen Zeit nur wenig in seinen Formen abweichende Mariencult Spaniens wurde von den Jesuiten in den letzten Jahrhunderten derart bevorzugt, daß er heute das charakteristischste Merkmal der spanischen Religion ausmacht. Die Letztere erscheint überdies sast nur in der Form einer ganz äußerlichen Kirchlichkeit und entbehrt im Allgemeinen des hohen ethischen Gehaltes, den die christliche Religion unter jeder Glaubensform in vollstem Maße haben sollte.

Auch im Uebrigen können mir das Wirken der Jesuiten nirgends besser und genauer beobachten als in Spanien, das den Orden wiederholentlich von seinem Boden verbannt hat, aber immer wieder von ihm heimgesucht ist und seinen Mitgliedern seit der Restauration des Bourbonenthrones stillschweigend von neuem alle Rechte gewährt hat, die sie früher dort besessen haben. Thatsächlich stehen Kirche und Schulwesen vollständig unter ihrem Einfluß, wenngleich der Clerus wie die Regierungen dies mit größter Bestimmtheit in Abrede stellen. Durch den Beichtstuhl beherrschen sie ganz unumschränkt die ganze weibliche Hälfte der Nation; durch ihre berühmten Prediger die Kanzeln; durch ihre Gelehrten und Zöglinge die Katheder der Universitäten, die Lehrstühle der Schulen, die Akademien und sonstigen gelehrten Körperschaften; durch ihre politischen Bertreter wohl sogar, wenn die Conservativen und Ultramontanen am Ruder sind, wie im Augenblick, die Politik der Cabinette. Sie verfügen über sehr bedeutende Reichthümer und sind dadurch befähigt, aus eigener Initiative Universitäten, Collegien, milde Stiftungen zu schaffen, wozu der in ewiger Finanznoth befindliche Staat und der durch die Aufhebung der Kloster und Beschränkung seiner Einnahmen sehr geschädigte Clerus nicht die Mttel hat. Im Verkehr gehören die Jesuiten Spaniens zu den angenehmsten Gesellschaftern, wie sie gleichzeitig die bei Weitein gebildetsten und gelehrtesten Männer sind und in ihren Leistungen nur durch manche ihrer nicht dem Orden angehörenden Zöglinge übertroffen werden. Sie erscheinen ungleich besser als ihr übler traditioneller Ruf und auf Grund langer Beobachtungen und Erfahrungen kommt man zu der Ueberzeugung, daß sie auch in der That längst aufgehört haben, nach den verrufenen Morallehren früherer Zeiten zu lebe». Die spanischen Jesuiten befleißigen sich eines sehr strengen Lebenswandels und gelten in dieser Hinsicht als nacheiferungswürdige Borbilder. Ihre Kanzelredner verfügen in höchstem Maße über alle diejenigen Eigenschaften, welche an den jesuitischen Rednern überhaupt bekannt sind. Sie wissen ihre Zuhörer durch Gelehrsamkeit, durch einen entweder auf das Gemüt!) und die Phantasie berechneten oder durch Humor gewürzten Vor-

trag unbedingt zu fesseln und ihnen unter der angenehmsten Form und Hülle doch die derbsten Wahrheiten zu sagen. Ein bekannter und in ganz Spanien ungemein beliebter Sevillaner Jesuitenpater Mon, der gewöhnlich zur Fastenzeit nach Madrid kam und dort stets den größten Zulauf hatte, wagte es im Jahre 1885 nicht nur, vor seiner aus Gliedern der höchsten Gesellschaftskreise und des Hofes bestehenden Gemeinde gegen die moderne französische Sittencomödie und die spanischen Nachahmungen derselben seinen ganzen Unwillen auszulassen und seine Zuhörer zu tadeln, daß sie in der Fastenzeit überhaupt die Theater besuchten und vollends Stücke der leichtesten französischen Gattung sähen, sondern hielt sogar einer der anwesenden Prinzessinnen ohne Umschweife dieses von ihr am Abend vorher begangene Vergehen vor. Der sittenstrenge Pater mar damit jedoch etwas zu weit gegangen; das Justizministerium sah sich veranlaßt, einzuschreiten; da Pater Mon indessen nur der eigenen jesuitischen Gerichtsbarkeit seines nächsten Vorgesetzten, des Provinzial von Sevilla unterstand, so vermochte das Cabinet nicht den Prediger zur Verantwortung zu ziehen, sondern mußte sich damit begnügen, daß der Provinzial von Sevilla seinem Wunsch Rechnung trug, den Pater von Madrid abberief und das Versprechen gab, ihm eine Kirchenstrafe aufzuerlegen, die, wie man später hörte, darin bestand, daß der Gemaßregelte für kurze Zeit sein Ordenshaus nicht verlassen durfte.

Von jeher haben die Jesuiten nächst deni Beichtstuhl den Schulunterricht für das wirksamste Mittel zur Verfolgung und Förderung ihrer Ziele gehalten und sich überall auf das Eifrigste bemüht, das Schulwesen in ihre Hände zu bringen, die von ihnen verfaßten Lehrbücher einzuführen. Die Nrtheile über die Erziehungsergebnisse der Jesuiten weichen nun so weit von einander ab, wie die über alle anderen Arbeiten und Bestrebungen der Mitglieder der Gesellschaft Jesu. Diese selbst und ihre Freunde behaupten, bessere Leistungen als die ihren sind auf dem Gebiete der Erziehung überhaupt nicht' möglich — und ihre Gegner vertreten selbstverständlich die entgegengesetzte Ansicht. Das Richtige liegt in der Mitte. Manche Vorzüge sind dem Erziehungssystem der Jesuiten nicht abzusprechen, andererseits sind die Schäden derselben sehr bedeutend.

Zuvörderst dürfen wir nicht vergessen, daß die Gesellschaft Jesu aus Spanien hervorgegangen ist, dort und überhaupt in der romanischen Welt wurzelt, von dem Geist beseelt war, der die romanischen katholischen Völker erfüllte, ihrer Denkmeise und Weltanschauung Ausdruck verlieh. Die jesuitischen Erziehungsgrundsätze entsprachen daher dein Geist und Wesen der romanischen Völker, paßten sich denselben an, waren für sie berechnet. Sie können demgemäß mit einigem Erfolg auch ausschließlich nur in der romanischen Welt angewandt werden, den germanischen Anforderungen nicht genügen, die germanischen Völker nicht befriedigen und am allerwenigsten Diejenigen, welche überwiegend protestantisch sind, da das jesuitische Erziehungssystem naturgemäß das katholische Glaubensbekenntniß zur Voraussetzung hat.

Viele der Vorwürfe, die der jesuitischen Erziehungsmethode gemacht werden, treffen bei näherer Betrachtung nicht so sehr diese als vielmehr überhaupt den romanischen Volkscharakter. Man darf aber auch nicht annehmen, daß letzterer etwa erst durch die jesuitische Erziehung gebildet ist, sondern das Verhältnis? ist vielmehr ein umgekehrtes, er selbst hat dem Jesuitismus, seinen Lehren, seinem Erziehungssystem den romanisch-katholischen Geist eingeimpft, der in Spanien zu vollendetster Entmickelung gelangte.
Wirft man also den Jesuitenschulen vor, daß sie nur ein sehr oberflächliches Wissen erzielen, daß sie auf Aeußerlichkeit, Formalismus und hohle Rhetorik hinarbeiten, so treffen diese Vorwürfe ganz direct die Grundzüge des Wesens der romanisch-katholischen Völker, ganz besonders des spanischen und seiner südamerikanischen Verwandten. So gut wie man den romanischen Völkern nicht nordisch-germanische Gemüthstiefe anerziehen kann, ebenso wenig kann man ihnen die Fähigkeit der Vertiefung in ihre Studiengegenstände beibringen, an Stelle ihrer Leidenschaftlichkeit das Phlegma germanischer Völker setzen, ihr Blut zwingen, langsamer zu fließen, ihr feuriges stürmisches Empfinden, ihre Sinnlichkeit unterdrücken.
Dagegen müssen als Vorzüge jesuitischer Schulbildung bezeichnet werden eine strenge Disciplin, eine mehr auf das Praktische gerichtete Behandlung der Wissenschaften und das Verlegen des Schwerpunktes auf den möglichst vollendeten schriftlichen und mündlichen Ausdruck in denjenigen Sprachen, die in den Bereich des Schulplans gezogen sind.
In den Collegien und Priesterseminaren sind im Allgemeinen dieselben Erziehungsgrundsätze geltend, die in den gewöhnlichen von den Jesuiten geleiteten Schulen zur Anwendung kommen. Nur herrscht in den Seminaren schon der Geist des Ordens, jene strenge Zucht, die die Grundlage für die ungeheuere Macht der Gesellschaft gebildet hat und auf die Ertödtung des Ich, auf die unbedingte Unterwerfung unter den Willen und die Leitung der Oberen abzielt. Wenn man nun aber glaubt, daß der durch die Ordensgesetze verlangte Cadavergehorsam wirklich einer Vernichtung der Individualität, der Selbstständigkeit des Denkens, der Eigenart der Zöglinge wie der Ordensbrüder gleichkommt, so ist dies ein großer Jrrthum, einer von den vielen, die über den Orden und Alles, was mit ihm zusammenhängt, seit Jahrhunderten verbreitet ist. Man könnte sogar die Behauptung aufstellen, daß der Entmickelung der Individualität nirgends größerer Spielraum gegeben ist, als in der Gesellschaft Jesu, daß jedes einzige Mitglied derselben ein völlig selbstständiger Typus, von allen anderen gänzlich verschieden ist. Der berüchtigte Cadavergehorsam verlangt von jedem Jesuiten nur vollständige Unterordnung unter die Statuten des Ordens, seine Gesetze, den Willen der Oberen und des Generals, die genaue Ausführung jedes Befehles, der ihm ertheilt wird. Er muß hingehen, wo er hingeschickt, thun, was ihm aufgetragen wird, ohne nur an Widerspruch zu denken. Er darf natürlich in keinem Punkte von den Lehrmeinungen der Kirche und seines Ordens abweichen. Aber — er wird

nur verwendet gemäß seiner individuellen Befähigung, seinem Können und
Wissen. Denn, sobald der Jesuit die lange Zeit der Prüfung und Schulung
durchgemacht und die allgemeinen Grundlagen gewonnen hat, auf denen er
als Mitglied des Ordens stehen muß, wird ihm die Möglichkeit gemährt, sich
seinen natürlichen Fähigkeiten und Neigungen gemäß bis zur höchsten Voll-
kommenheit zu entwickeln. Es ist Pflicht eines jeden Seminaristen und
Schülers der oberen Classen der Collegien, nach Selbsterkenntniß über seine
Fähigkeiten zu streben; es ist Pflicht der Lehrer, daraufhin ihre Schüler
ebenfalls ganz genau zu prüfen. Ist dann die Berufswahl getroffen, hat der
Eine erkannt, daß er für Mathematik, der Andere, daß er für Sprachwissen-
schaft, der Dritte, daß er für Archäologie, für Chemie, für Theologie, Philo-
sophie, für irgend einen Zweig der Wissenschaften und des Gemerbefleißes
besondere Fähigkeiten besitzt, so wird er in den Stand gesetzt, sich seinem
Beruf zu widmen. Diesem Umstände, dieser weitgehenden Berücksichtigung
der Individualität ist es zuzuschreiben, daß so viele hervorragende Männer
aus dem Orden wie aus den Jesuitenschulen hervorgegangen sind.
Von der Strenge der Disciplin, denen die zukünftigen Ordensbrüder
unterworfen sind, kann sich allerdings Niemand eine Vorstellung machen, der
nicht Gelegenheit gehabt hat, in die Ordenshäuser und Seminare, namentlich
Spaniens, einen Einblick zu gewinnen. Es gehören ungemein kräftige zähe
Naturen dazu, sich zum Professen emporzuarbeiten und das Leben der Jesuiten
ist kein leichtes, die Anforderungen, die der Orden an ihn stellt, sind sehr
große.
Ein Wille regiert somit unumschränkt die Gesellschaft Jesu; ein Ziel
ist ihr gesteckt; erstrebt wird dies letztere jedoch auf so viel verschiedenen Wegen
und Weisen, als die Gesellschaft Mitglieder zählt.
Weshalb verlangen denn nun die deutschen Katholiken die Aufhebung
des Gesetzes vom 4. Juli 1872, durch welches die Jesuiten und verwandte
Orden aus Deutschland ausgeschlossen wurden? Was erwarten die Katholiken,
die sich doch so ost gezwungen gesehen haben, die Jesuiten aus ihren Reichen
zu vertreiben, nun von ihnen?
Gestützt auf die Thatsache, daß das Ausnahmegesetz gegen die Social-
demokraten aufgehoben worden, deren offenkundiges Ziel die Vernichtung der
jetzigen monarchischen staatlichen Institutionen ist, verlangen die deutschen
Katholiken für die verbannten deutschen Jesuiten, das jedem Deutschen zu-
stehende Recht, im Vaterlande zu leben und zu wirken.
Sie sagen ferner, die Interessen ihrer Kirche und ihres Glaubens er-
fordern die Anwesenheit und die Hilfe der Jesuiten, durch die auch dem sehr
fühlbar gewordenen Mangel an Geistlichen in den katholischen Gemeinden
abgeholfen werden soll. Den Einwendungen der evangelischen Theologen
hingegen antworten sie mit dem Hinweis auf die durch die Verfassung
gewährleistete Religionsfteiheit und auf das Recht, für ihre Kirche und ihren
Glauben ebenso Propaganda machen zu können wie die Protestanten.

Sie weisen auf das Schwinden der Religiosität, das Umsichgreifen der Gottlosigkeit, des Materialismus in Deutschland hin, die die Grundlagen des Staats und die Sittlichkeit des Volkes zu untergraben, zu einer ernsten Gefahr für das deutsche Reich zu werden drohen. Zur Hebung des sittlichen Bewußtseins und der Religiosität, sagen sie, müssen alle Kräfte aufgeboten werden und Niemand sei geeigneter hierfür als die Jesuiten.
Endlich versichern sie, daß die letzteren ihre volle Kraft aufbieten werden, um die Socialdemokratie zu unterdrücken.
Hiergegen machen die Feinde der Jesuiten geltend, daß diese überhaupt vaterlandslos sind, weil nach der Verfassung ihres Ordens jedes Mitglied sich vollständig von seiner Familie, somit von seinem Volke und Vaterlande trennen muß. Und es wird dadurch von neuem eine altbekannte Streitfrage aufgeworfen, die von beiden Seiten widersprechend beantwortet wird. Die evangelischen Theologen sagen ferner, daß die katholische Kirche in ihren Rechten nicht im Geringsten eingeschränkt und daß das Zahlenverhältniß der Geistlichen zu ihren Gemeinden bei den Katholiken unverhältnißmäßig günstiger ist als bei den Protestanten.
Die Befähigung der Jesuiten, zur Hebung des sittlichen und religiösen Bewußtseins im deutschen Volke beizutragen, bestreiten die Gegner mit dem Hinweis auf die „Jesuitenmoral"; auf den Prozeß (1890) gegen den Pfarrer Hartmann, der sein Beichtkind, die Wittwe Ebenhöch, zum Meineid veranlaßt hat; und auf den Umstand, daß sie auch in allen den Ländern, in welchen sie geduldet sind, das Schwinden der Religiosität nicht haben verhindern können. Was endlich den Kampf gegen die Socialdemokratiex anbetrifft, so ist dies ein Punkt, der allerdings zu eingehenden Betrachtungen! herausfordert. Zunächst muß man bezweifeln, daß sie überhaupt im Stande I sein werden, in dieser Hinsicht Ersprießliches zu leisten; die geschichtliche Erfahrung bestätigt, daß sie in den Ländern, in denen sie Einfluß haben, das^ Umsichgreifen der Socialdemocratie nicht im Geringsten haben verhindere können.
Dann aber ist das Verlangen, daß sie in das politische Leben eingreifen sollen — und dies ist unvermeidlich, wenn sie den Kampf gegen die Socialdemokratie aufnehmen — doch iin höchsten Grade bedenklich. Gerade ihr Eingreifen in die Politik, das übrigens durch die Ordensgesetze ausdrücklich verboten ist, haben die Jesuiten den bourbonischen Regierungen in erster Linie Veranlassung zu ihrer Vertreibung, den Päpsten zu häufigen nachdrücklichen Ermahnungen gegeben. Und nun sollten sie in Deutschland geradezu berufen werden, eine politische Mission zu übernehmen? Bei einer solchen Verquickung staatlicher und kirchlicher Interessen ist gar nicht abzusehen, was diese innere Missionsthätigkeit der Jesuiten für Folgen haben könnte. Sie haben in manchen Ländern Spaltungen innerhalb der Bevölkerungen herbeigeführt, Haß nnd Zwietracht zwischen den Anhängern der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, zwischen den verschiedenen ethischen

Elementen erzeugt, wir sollten uns wohl hüten, sie gerade hierzu in Deutschland anzuleiten, das mit Mühe und Roth endlich halbwegs geeint ist und zwischen dessen verschiedenartigen Gliedern Friede herrscht.

In diesen Erwiderungen der Gegner der Aufhebung des Jesuitengesetzes sind bereits viele der Befürchtungen ausgedrückt, welche dieselben von einer solchen Maßregel hegen. Gestützt auf die Erfahrungsthatsachen der Geschichte und in der festen Ueberzeugung, daß die Jesuiten heute noch die berüchtigte Moral früherer Zeiten befolgen, behaupten sie ferner, daß sie, nach Deutschland zurückgekehrt, die größten Gefahren für das Reich heraufbeschwören, die Grundlagen desselben erschüttern, die Moral untergraben, den Kulturkampf herbeiführen, durch die Eroberung der Schule den Kulturfortschritt h emmen, würden. Sie behaupten, daß die Jesuiten in ihrem Streben, die weltliche Macht des Papstes, die Allherrschaft des Katholicismus über die ganze Welt herzustellen, zugleich als Mittel hierzu den Bund der drei Mächte: Deutschland, Italien und Oesterreich aufzulösen, den ewigen Feind Roms: Das deutsche Reich zu isoliren und ihn seinen Gegnern Rußland und Frankreich preiszugeben suchen werden. Sie erwarten von der „Schwarzen Internationale" von „der heimatlosen Geheimgesellschaft" eine vollständige Zerrüttung des Vaterlandes.

Diese Befürchtungen dürften wohl etwas zu weit gehen und wer einen tieferen Einblick in das heutige Jesuitenwesen gethan, wer mit Jesuiten der verschiedensten Nationen verkehrt hat, der kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sie heute nicht mehr find, was sie in dem 17. und 18. Jahrhundert waren, daß sie heute nicht nur nicht die berüchtigten „Geheimlehren.", sondern auch nicht die aus den Citaten mittelalterlicher Schriftsteller zusammengestellte sogenannte „Jesuitenmoral" zur Richtschnur haben. Hätte man ein Interesse daran, unterzöge man sich Jahrhunderte lang der Aufgabe, die Literaturen der verschiedenen Völker und Religionsgenossenschaften daraufhin zu prüfen, so würde es in jedem Falle möglich sein, ähnliche Zusammenstellungen aus den Schriften, die unter dem Einfluß bestimmter Kulturideen entstanden sind, zusammenzustellen. Die Bibel, der Talmud, der Koran, die Veden, das Zend-Avesta enthalten vieles, wonach der auf der Höhe der heutigen Kultur und Weltanschauung stehende Christ, Jude, Mohammedaner, Inder und Perser nicht mehr leben kann. Die Jesuiten sind viel zu gebildet und zu weltklug, um daran denken zu können, heute noch die Ansichten einzelner früherer Ordensgenossen als bindend für ihr Verhalten anzusehen, so wie sicher keiner so verblendet sein wird, zu denken, daß es möglich ist, die heutige Menschheit zurückzudrängen auf den Standpunkt des Mittelalters und etwa die Ketzergerichte mit ihren Autodafes von neuem einzuführen.

Ob es „Jesuiten im kurzen Rocke," Jesuitinnen, Afsiliirte giebt, die selbst unter der äußeren Hülle protestantischer Geistlicher im Sinne des Ordens wirken, wie es vielfach behauptet wird, muß dahingestellt bleiben.

Die Jesuiten leugnen es und sprechen mit Verachtung von diesen Vorstel-
lungen; ihre Gegner behaupten es, ohne es unzweifelhaft beweisen zu können.
Daß es manche, ja selbst zahlreiche Individuen gegeben haben und jetzt geben
mag, welche aus Interesse für die Sache der Gesellschaft Jesu und der
katholischen Kirche für dieselbe thätig sein mögen, ist nicht undenkbar, daß
es aber organisirte Institutionen solcher Art giebt, einen Geheimbund von
Laien-Jesuiten, muß bezweifelt werden.
Daß trotz des Jesuitengesetzes von 1872 Mitglieder der Gesellschaft
Jesu in Deutschland geblieben sind und hier gewirkt haben, gilt als sicher.
Das Gesetz ist sehr milde gehandhabt worden. Es märe vielleicht zweck-
mäßig gewesen, diesen Zustand fortbestehen zu lassen. Wenn das Gesetz von
1872 aber, dem Drängen der Katholiken und der liberalen Humanisten
gemäß, wieder aufgehoben wird, wenn die Jesuiten wieder öffentlich in das
Reich zurückkehren, was soll dann geschehen? Denn die Jesuiten werden
dann, förmlich als solche anerkannt, auch nicht zögern, ihre Rechte und Vor-
rechte in vollstem Maße zu gebrauchen und mit aller Energie für alle ihre
Zwecke Propaganda zu machen.
Wird das deutsche Reich, das sich der Socialdemokratie gewachsen fühlt,
darüber zu Grunde gehen, wie die Aengstlichen und Kleinmüthigen befürchten
und prophezeihen? Es wäre beinahe eine Beleidigung des deutschen Vater-
landes, des deutschen Volkes, seiner Regierungen, seiner Volksvertreter, dies
zu glauben.
Der Staat kann den Jesuiten nur als Bürger in seinem Bereich
anerkennen, als Geistlichen und Lehrer oder in welchem anderen Berufs-
zweige er thätig sein mag, nicht aber als Mitglied einer geheimen oder
auf den Sturz des Reiches abzielenden Gesellschaft, denn diese sind ver-
boten.
Als Bürger hat der Jesuit dieselben Rechte und Pflichten wie jeder
andere, ist aber auch denselben Gesetzen unterworfen wie alle seine Mit-
bürger.
Der Staat darf nicht dulden, daß sich in seinem Schoß ein anderer
Staat bilde. Es ist seine Pflicht, gegen den Jesuiten die bestehenden Ge-
setze in vollem Umfange anzuwenden. Er darf nicht zugeben, daß der
Jesuit als Lehrer thätig ist, ohne die erforderlichen staatlichen Prüfungen
bestanden zu haben. Er darf ihm nicht gestatten, die Kanzel zu mißbrauchen
gegen ihn und seine Institutionen. Er muß darüber wachen, daß der
Jesuit seinen Besitz nicht der Besteuerung entzieht und gegen ihn nöthigen-
falls mit derselben Strenge verfahren wie gegen jeden anderen Steuer-
pflichtigen. Er muh ihn, falls er eine strafbare Handlung oder ein Verbrechen
begeht, vor den einheimischen Gerichtshöfen zur Verantwortung ziehen. Sollten
die Jesuiten es wagen, gegen den Dreibund zu intriguiren, die Bestrebungen
der Feinde des Reiches zu unterstützen, so mag man gegen sie wie gegen
andere politische Verbrecher und Hochverräther verfahren.

Wird die Propaganda für den Katholicismus, für die Herstellung der weltlichen Macht des Papstes in einer Weise betrieben, die mit der Verfassung und den Gesetzen des Reiches nicht vereinbar ist, so mag man die letzteren gegen sie anwenden. Gegen die Verbreitung von Irrlehren, etwa gar von der Jesuitenmoral, mögen Schutzmaßregeln ergriffen werden, im Uebrigen mag die evangelische Geistlichkeit der jesuitischen Propaganda entgegenwirken, so weit dies innerhalb der gesetzmäßigen Schranken und ohne Deutschland zum Schauplatz religiöser Parteikämpfe zu machen, geschehen kann. Die Gesellschaften, welche sich die Verbreitung von Bildung in den niedersten Volksschichten angelegen sein lassen, mögen eine größere Thätigkeit entfalten und den meltklugen, geschmeidigen, redegewandten und in jeder Beziehung so ungemein geschickten Jesuiten die Herrschaft über den Geist der Massen in friedlichem Wettkampfe streitig machen, nur sollten sie ebenso wie die Geistlichen und Theologen sich davor hüten, den Pietismus, die Versuche der Belebung des alten, überwundenen Köhlerglaubens anzuwenden, die dafür ebenso wenig die geeigneten Mittel sind wie gegen das Umsichgreifen des Materialismus und der Gottlosigkeit. Gegen letztere, wie gegen die Propaganda der Jesuiten hilft nur eine freiere, dem modernen Zeitgeist, der modernen allgemeinen Bildung und Kultur entsprechende Religionslehre als die vergangener Zeiten.

Es ist besser, gegen offene Feinde als gegen heimliche zu kämpfen: nur dürfen wir auch ihnen nicht furchtsam entgegentreten und jeden Augenblick gegen sie die Hilfe des Staats und der Polizei anrufen, sondern mit ein wenig Vertrauen in die eigene Kraft auch zur Selbsthilfe schreiten und den Kampf muthig aufnehmen. Es märe traurig, wenn Deutschland durch eine Handvoll Jesuiten in ernste Gefahren sollte gebracht werden können und nicht im Stande sein, mit seinen bestehenden Gesetzen sich derselben zu ermehren, zu verhüten, daß sie durch ihr Wirken im Beichtstuhl, als Lehrer und Prediger Irrlehren verbreiten und Unheil stiften.

Künstler und Mensch.

von

Kichsrd ^Sickenberg.

— Erlangen. —

ie Philosophie ist insofern im Nachtheil gegen viele andere Wissen-
schaften, als ihre Aufgaben und Ergebnisse weniger einer allge-
meinverständlichen Darstellung fähig sind. Es liegt das theils
an der vielbeklagten Abstmctheit ihrer Gegenstände wie ihrer Behandlungsart,
welche die Anwendung einer schwierigen Kunstsprache nicht wohl entbehren
kann, theils an der Beschaffenheit ihrer Resultate. Blanche von diesen Re-
sultaten erscheinen deni NichtPhilosophen als zu trivial, zu selbstverständlich,
um seine Aufmerksamkeit zu fesseln; andere wiederum sind so sehr der allge-
meinen Ueberzeugung zuwiderlaufend, so paradox, daß sich der Laie selbst
gegenüber einem sonnenklaren Beweise derselben unbefriedigt fühlt und fich
nicht entschließen kann, ihnen aufrichtig zuzustimmen. Im ersten Falle, bei
den selbstverständlichen Sätzen, fehlt das Interesse, ini zweiten, bei den
paradoxen Sätzen, fehlt die überzeugende Kraft. Jene mag er nicht beweisen
hören, weil er sie ohne Beweis glaubt, diese nicht, weil er sie trotz aller
Beweise nicht glanbt. Wenn z. B. die Erkenntnißtheorie in feierlichem Tone
verkündet, daß Erkenntniß der Dinge nur zu Stande komme durch Zu-
sammenwirken von Erfahrung und Denken, daß sie ein logisches Bearbeiten
gegebener Thatsachen sei, so ist das eine Wahrheit, die wohl Jedermann gern
einräumt und die ihm auch ohne den Umweg einer gründlichen Beweis-
führung einleuchtet. Wenn aber dieselbe Erkenntnißtheorie kaltlächelnd die
These aufstellt, daß Farben, Töne, Gerüche nur in der Seele des wahr-
nehmenden Subjectes eristiren, daß die Röthe und der Duft der Rose und

der Klang der Glocke nichts Wirkliches außer uns, sondern nur Empfindungs-
zustände in uns find, wenn jene Wissenschaft die Subjectivität der Sinnes-
qualitäten behauptet, so muß sie beim Laien auf ungläubiges Kopfschütteln
gefaßt sein. Und so ergeht es der philosophischen Arbeit nicht überall, aber
doch häufig genug, daß sie auf der einen Seite in Trivialitäten, auf der
anderen in Paradorien ausläuft und dort wie hier das Vertrauen und die
Gunst der Laien verscherzt. Das sind die Haupthindernisse, welche die
Popularisirung der Philosophie, wenn nicht unmöglich machen, so doch sehr
erschweren.

Angesichts dieser Sachlage müßten die Vertreter der Philosophie geradezu
verzweifeln, sobald an sie die Aufgabe herantritt, aus dem Umkreise ihrer
Wissenschaft ein für die Behandlung vor einem größeren Kreise geeignetes
Thema zu wählen, wenn nicht zwei Auswege sich darböten. Man entgeht
der Verlegenheit entweder dadurch, daß man feine Zuflucht nimmt zur Ge-
schichte der Philosophie, wobei sich die Möglichkeit bietet, die philosophischen
Gedanken an die lebendige Persönlichkeit ihres Urhebers und dessen Lebens-
schicksale anzuknüpfen und dadurch genießbarer und anziehender zu machen.
Oder man sucht sein Hell bei der angewandten Psychologie. Während der
allgemeine oder principielle Theil der Seelenlehre die einzelnen psychischen
Elemente, Vermögen und Gesetze aufsucht und jedes derselben für sich in
seine verschiedenen Wirkungsweisen verfolgt, greift der angewandte oder
svecielle Theil mitten aus dem Leben heraus irgendwelche Erscheinungs-
gruppen — größere Kreise zusammengehöriger Thatsachen — auf und legt
dar, wie solche vermickelteren Gesammtvhänomene entstehen, woraus sie be-
stehen und wie in ihnen die seelischen Kräfte und Gesetze zusammenwirken.
Die angewandte Psychologie ist darum leichter verständlich, weil sie weniger
abstract ist, well sie dem Reichthum der Wirklichkeit um einige Stufen näher
bleibt, weil die Analyse (die Auflösung des Gegebenen in seine Bestandtheile)
hier nicht bis zu den allerletzten Gründen und Elementen vorzudringen
braucht, sondern sich mit den populären Begriffen wie Denken, Fühlen,
Wollen, Phantasie zc. begnügen darf, ohne diese aus noch ursprünglicheren
Principien abzuleiten. Diesem Gebiete der Philosophie entnehme ich inein
Thema, das ich auch hätte benennen können „Die Seele des Künstlers".

Es handelt sich darum: welche Beziehungen bestehen zwischen der schöpferi-
schen und der menschlichen Seite des Künstlers? wie verhält sich beispiels-
weise in Raphael oder in Goethe der Künstler zuni Menschen?

Ich will zunächst den Sinn meiner Aufgabe näher erläutern, indem ich
sie in die einzelnen Probleme zerlege. Eine ganze Menge von Fragen näm-
lich drängen sich Demjenigen auf, der das Verhältniß zwischen Künstler und
Mensch zum Gegenstande seiner Erwägung macht. Die hauptsächlichsten sind
folgende drei.

Wie muß ein Mensch beschaffen sein, um ein Künstler sein zu können?
Welche Eigenschaften machen den Künstler? und zwar in dem Sinne: welche

Eigenschaften sind den Künstlern gemeinsam im Unterschied von ihren nicht produktiv begabten Mitmenschen? (Denn ich gedenke mich im Wesentlichen auf den hervorbringenden Künstler zu beschränken.) — Zuerst also sind die Factoren aufzuweisen, welche die künstlerische Begabung überhaupt ausmachen, abgesehen natürlich von der rein technischen Seite derselben.

Zu dieser angeborenen Ausstattung des Künstlers, zu der Mitgift der Natur kommt ferner hinzu eine Reihe von Eigenschaften, die er dadurch erwirbt, daß er dem künstlerischen Berufe obliegt. Welche Rückwirkung — so ist zweitens zu fragen — übt das Künstlersein (die künstlerische Arbeit, der Verkehr mit Kunstgenossen, die Erlebnisse, welche die Ausübung des Berufes mit sich bringt, Erfolg und Mißerfolg :c.) auf Denjenigen aus, der diesen Beruf ergriffen hat?

Wenn es sich bisher um den gemeinschaftlichen Charakter aller Künstler handelte, so würde nunmehr das Unterscheidende der einzelnen Künstler-Individualitäten zu beachten und an dritter Stelle die Frage aufzuwerfen sein: welche Beziehungen bestehen zwischen der Eigenart des Schaffens und der Eigenart des menschlichen Wesens? Waltet durchgängige Uebereinstimmung zwischen der persönlichen und der künstlerischen Individualität? Ist das, was der Künstler schafft, und die Art, wie er schafft, ein treuer Spiegel seiner Seele, oder bestehen vielfache Verschiedenheiten und Widersprüche? Kommt es vor, daß ein Künstler, der sich im Leben als eine thatkräftige Natur erweist, in seinem Schaffen liebliche, anmuthige, harmlose Gegenstände bevorzugt? Ist es denkbar, daß ein Künstler, der seinen Reden nach dem Pessimismus huldigt, in seinen Werken diesen Charakter ganz verleugnen und hier mit Vorliebe gerade die freundliche Seite der Dinge, das lachende Gesicht der Welt enthüllen sollte? Von vornherein ist man ja zu der Verinuthung geneigt, daß eine Uebereinstimmung zwischen den Ansichten, vorwiegenden Stimmungen, Lebensgemohnheiten, praktischen Grundsätzen, dem Benehmen (also der menschlichen Seite) des Künstlers und der Richtung seines Schaffens stattfinden werde; es fragt sich nun, wieweit diese Vermuthung berechtigt ist, wieweit sie durch die biographische Erfahrung bestätigt, wieweit widerlegt oder berichtigt wird. — Derselbe Gedanke in anderer Wendung: erlaubt die Art des künstlerischen Schaffens einen Rückschluß auf die Eigenschaften des Menschen? läßt sich aus dm Kunstwerken, die wir genießen und studiren, die Gemüthsart dessen errathen, dem wir sie verdanken? —

Natürlich muß ich bei dem Mißverhältniß zwischen der Reichhaltigkeit der Themengruppe, die ich unter dem Titel „Künstler und Mensch" zusammenfasse, und der Zeit, die mir hier zur Verfügung steht, mir die Erlaubniß ausbitten, eine Anzahl von Nebenfragen, die fast bei jedem Schritte auftauchen, theils ganz bei Seite zu schieben, theils nur flüchtig zu streifen, und selbst die Hauptfragen in einer mehr summarischen und skizzenhaften Weise zu erledigen. So soll speciell die Frage nach einer besonderen Künstlermoral übergangen werden, schon aus dem Grunde, weil auch die vorsichtigste

Behandlung derselben es schmerlich würde vermeiden können, Dinge zu be-
rühren, die zur Erörterung vor weiblichen Ohren ungeeignet sind. —
Zunächst eine Vorbemerkung: was bedeutet die Unterscheidung des
Künstlers und des Menschen? Geläufig ist sie uns ja. Wie man den
Menschen Luther dein Reformator, den Menschen Bismarck dem Staatsmann
gegenüberstellt, so spricht man von Beethoven als Mensch im Unterschiede
von Beethoven als Künstler. Was in diesem Zusammenhange der Künstler
Beethoven besagen soll, leuchtet sofort ein; man denkt dabei an diejenigen
Eigenschaften und Kräfte des Mannes, welche unmittelbar bei seinem
Schaffen betheiligt sind und in demselben sich kundgeben. Und unter dem
Menschen Beethoven würde dann zu verstehen sein die Gesammtheit der-
jenigen Zustände, Fähigkeiten, Thätigkeiten, Verhaltungsmeisen, die ihm ab-
gesehen von jenen erstgenannten zukommen, alle diejenigen, die nicht in directer
Beziehung zu seinem Schaffen stehen. Um die hauptsächlichsten aufzuzählen:
die Art, wie er sich im geselligen Verkehr, als Freund, als Familienglied,
als Staatsbürger und Patriot zu geben pflegt, femer sein Verhältnis; zu
Religion und Kirche, zur Wissenschaft, Literatur und zu denjenigen Künsten,
die er selbst nicht cultivirt, vor Allem aber seine Gemüthsart, seine Willens-
richtung, seine Sitten. Also ein sehr buntes Gemisch von Eigenschaften. —
Der Sinn der Unterscheidung ist klar. Weniger einfach ist es, im Einzelnen
genau anzugeben, wo die Grenze läuft: wo der Künstler aufhört und der
Mensch anfängt. Die Scheidung des zum Beruf Gehörigen und des rein
Menschlichen ist in unserem Falle schmieriger, als etwa beim Beamten, bei
dem schon der Schluß der Bureaustunde äußerlich einen merklichen Schnitt
zwischen Beruf und Leben macht. Soviel ist sicher: die künstlerischen
und die menschlichen Eigenschaften liegen nicht fremd und gleichgiltig neben-
einander, fondern es findet ein inniger Verkehr, eine lebhafte Wechselwirkung
statt. Bedenklich wird die übliche Trennung des Künstlers vom Menschen,
wenn sie nicht blos (was zweifellos berechtigt ist) eine Unterscheidung, sondern
einen vollen Gegensatz bedeuten will. Nicht selten hört man die Rede: ich
schätze den Maler, dessen Bilder auf der Ausstellung allgemeines Aufsehen
erregen, als Künstler sehr hoch, aber ich denke gering von ihm als Menschen,
denn ich habe vieles Nachtheilige über ihn gehört; er ist ein Schuldenmacher,
behandelt seine Frau schlecht, verbringt die Nächte im Wirthshause :c. —
Ist lhie bedeutende Leistung des Künstlers wirklich etwas, was sich so ganz
vom übrigen Menschen loslösen läßt, daß man jener unbedingte Bewunderung
zollen, diesem jegliche Achtung versagen dürfte? — Ich verspare die Antwort
bis dahin, wo die beiden ersten Fragen erörtert sein werden.
Also zuerst: welche seelische Ausstattung bringt der zum Künstler Ge-
borene mit, wodurch zeichnet ihn die Natur vor dem Nichtkünstler aus?
Schon bei der niedrigsten, ungeistigsten Seelenthätigkeit, der sinnlichen
Wahrnehmung, zeigt sich ein unverkennbarer Unterschied: das Sinnenleben
des Künstlers ist von einer besonderen Regsamkeit und Aufgeschlossenheit für

diejenigen Eindrücke der Außenwelt, die für seine Kunst als Gegenstand oder Ausdrucksmittel in Betracht kommen. Die Seele des bildenden Künstlers wohnt im Auge. Er hat eine besondere Freude an den Verhältnissen im Räume, den Gestalten, dem Schwünge der Linien und den Spannungen der Massen, deren Ruhen und Aufstreben, Lasten und Schweben, Dehnen und Beugen er sich als Aeußerungen eines bewegten Inneren deutet. Umriß und Gliederung des Thier- und Pflanzenkörpers wie die Wellenzüge des Gebirges sind ihm nicht ein todtes, stummes Formengerüst, sondern sie sprechen zu ihm, sie erzählen ihm, wie diesen Wesen zu Muthe ist, sie werden ihm Symbole des Charakters und des eigenthümlichen Lebensgefühles, das ihnen — wirklich oder in seiner Einbildung — innewohnt. Dem Maler eignet neben dem Formensinn ein ebenso feinfühliger Farbensinn. Die Farben bilden ihm eine Welt für sich mit einheimischen Gesetzen der Anziehung und Abstoßung, mit fein abgestuften Verhältnissen der Verwandtschaft und des Contrastes, der Freundschaft und Feindschaft, und es gewährt ihm eine hohe Befriedigung, sich in den unendlichen Reichthum ihrer Nuancen nnd Mischungen zu vertiefen und in das Geheimniß der zarten Beziehungm, die zwischen ihnen walten, einzudringen. Außerhalb der ästhetischen Betrachtung sind uns Durchschnittsmenschen die Farben wie die Formen nichts als Zeichen für das Dasein von Dingen, die wir erkennen oder gebrauchen wollen. Dem Maler haben sie eine viel höhere Bedeutung, und zwar in doppelter Hinsicht. Sie sind ihm an sich selbst werthvoll und durch sich selbst lustcrweckend, sie gehören ihm zu dem, was in der Welt sein soll, sie sind ihm Selbstzwecke; und neben diesem ästhetischen Eigenwerthe haben sie dann noch eine sinnbildliche Bedeutung, er sieht in ihnen den Ausdruck eines Innenlebens, einer Stimmung, eines Wohl- oder Wehegefühles. Um sich das Symbolische und Stimmungsvolle der Farben- und Helligkeitsunterschiede deutlich zu machen, braucht man sich nur den Eindruck eines Sonnenauf- oder -Unterganges zu vergegenwärtigen. Ziehen wir den Beitrag ab, den etwa die Schönheit der Gegend zu der Wirkung des Schauspieles beisteuert, so bleibt nichts übrig als ein Licht- und Farbenspiel. Wie mächtig aber wird das Gemüth erregt durch diese sichtbar gewordenen Stimmungen: den Farbenwechsel, das Erglänzen, das Aufflammen, das sanfte Erlöschen und VerHauchen! Diese eindrucksvolle, gefühldurchwärmte Sprache reden die Farben >und ebenso die Gestalten zuin Künstler — nicht, wie zu uns, in einzelnen Momenten, sondern — von früh bis spät. Begreiflich, daß der Verkehr mit der sinnlichen Außenseite der Dinge dem Künstler, dem er so viel bietet, zum Bedürfnis; wird, daß er mit durstigen Augen die bunte Pracht des Sinnenscheines einsaugt und daß ihn der Trieb nach neuen und bedeutenden Eindrücken wanderlustig macht. Dem Maler ist das Reifen unentbehrlicher als irgend einem seiner künstlerischen Genossen. Wenn so der Formen- und Farbensinn dem Künstler zu einer Quelle von Genüssen wird, die Anderen in dieser Fülle und Stärke versagt sind, so ist freilich auch sein Auge em-

psindlicher für unharmonische Eindrücke. Der Maler kann in Verzweiflung gerathen über eine Farbenzusammenftellung in der Toilette einer Dame, die der Trägerin und manchem Anderen vielleicht als recht geschmackvoll erschien. Es erhöht sich gleichmäßig mit der Empfänglichkeit für das Schöne die für das Häßliche. — Was hier von der Formen- und Farbenlust des Bildhauers und Malers gesagt wurde, gilt hinsichtlich des Tones und des Rythmus in gleichein Grade für den Musiker und hinsichtlich der beiden Gebiete (des Sicht- und Hörbaren), wenn auch in geringeren: Grade, für den Dichter.

Wie der Künstler die Dinge anders sieht, leuchtender, farbensatter, accentuirter, sprechender, und sie durch seine Werke auch uns in diesem Lichte sehen läßt, wie er sie anders steht und schärfer beobachtet, so haftet auch, was er gesehen hat, länger und genauer in seinem Gedächtniß: der stärkere Eindruck, den er empfängt, bewirkt eine kräftigere Fortdauer. Eine charakteristische Scene im Wirthshause oder in einer Gerichtsverhandlung oder wo es sei, steht dem Maler nach Gruppirung, Farbenverhältnissen, Stellung, Geberde und Miene der Personen viel deutlicher in der Erinnerung als uns Anderen, weil er, der bewußt oder unbewußt stets auf der Lauer liegt nach malerischen Motiven, mit Liebe im Anblick verweilt und das Einzelne in einer geineinschaftlichen Idee, einem geistigen Mittelpunkt straffer verknüpft. Das Sichtbare an den Dingen ist ihm die Hauptsache, das Wesentliche. So möchte ich vermuthen, daß malerisch becmlagte Leute in ihren Träumen sich vorzugsweise mit Gesichtsbildern beschäftigen und daß diese kräftiger sind als bei ihren des Malens unkundigen Mitmenschen.

Zu dem lebhafteren Aufnehmen, Behalten und Wiedervergegenwärtigen gesellt sich sodann ein freies Schalten mit den Erinnerungsbildern, eine muntere, starke und reiche Phantasie. Aus den Elementen des Wahrgenommenen sonnt sie Neues und Bedeutenderes, Verbundenes scheidend. Getrenntes zusammenfügend. Unfertiges vollendend, überrascht sie sich selbst mit Bilden: dessen, was hätte sein können, obwohl es nie war, und diese selbstgeschaffene erträumte Welt des Sinnvoll-Möglichen ist die Schatzkammer, aus der der Künstler hervorholt, was die Menschen entzücke und erhebe. Die Phantasie, das Bilden neuer Gestalten und Vorgänge aus den zusammengeschmolzenen und verdichteten Resten des Wahrgenommenen, ist der innerste Herd des künstlerischen Schaffens; diesem Centralpunkt entquellen die originellen und mustcrgiltigen Formen und Gedanken, die man, da sie sich nicht herbeizwingen lassen, als „glückliche Einfälle" preist und beneidet. Der Wille des Schaffenden vermag wenig über das Kommen und Gehen der Phantasiegebilde, er kann sie nicht rufen noch bannen, er muß ihrer warten und ihnen Stand halten; sie werden nicht gemacht, sie wachsen. Aber wenn ihr Eintritt und die Beschaffenheit, in der sie sich einstellen, seiner Gewalt entrückt ist, so unterliegt doch ihr Werth seinem Richterspruch, durch den er ablehnt oder bestätigt, verknüpft oder trennt, was seinem inneren Blicke dargeboten wird.

So kommt zur Begeisterung die Besonnenheit, zu den Bildern der Phantasie das richtende, sichtende, wählende Urtheil des Geschmacks, das, feinfühlig der leisesten Frage antwortend, das Werthvolle vom Werthlosen, das Schöne und Würdige vom Häßlichen und Unkünstlerischen, das Sinnvolle vom Unsinnigen, das Kühne vom Ausschweifenden, das Weiche vom Weichlichen, das Drollige vom Läppischen abscheidet, nnd welches auch dann, wenn der Umriß des Beizubehaltenden im Großen schon fertig steht, noch nachbessernd und feilend seines Geschäftes im Kleinen mattet. Es ist dieses Urtheil nicht ein Act des Verstandes, auf logischen Gründen fußend, fondern ein unmittelbares Ja und Nein sagen, ein instinktives Vorziehen und Verwerfen, kurz ein Gefühlsurtheil. Die Selbstkritik des Künstlers folgt mehr empfundenen als eingesehenen Grundsätzen.

Sodann tritt, diese Gruppe vervollständigend, zur schöpferischen Einbildungskraft und zuni zügelnden und reinigenden Geschmacksuttheil hinzu eine gesteigerte Gefühlsthätigkeit, welche dem innerlich Geschauten den warmen Athem des Lebens einhaucht. Der Romanschriftsteller verkehrt nicht nur mit seinen Figuren wie mit lebenden Personen, er steckt selbst in ihnen drinnen, er ist ihre Seele, was er sie thun und leiden läßt, thut und leidet er selbst, er theilt ihre Liebe und ihren Haß, ihre Lust und ihren Kummer, er führt ein hundertfältiges Leben. Auf der ganzen Stufenleiter der Affecte ist er zu Hause, kein Gefühl von der tändelnden Zärtlichkeit bis zur Raserei der Eifersucht, von der stillen Kraft der Resignation bis zum selbstvergessenen Taumel der Leidenschaft darf ihm fremd sein. Nicht daß er alles, was er schildert, als persönliches Erlebniß durchgemacht haben oder als Theil seiner Natur in sich vorfinden müßte, — um einen Schurken oder einen Dümmling meisterhaft zu charakterisiren, braucht man nicht selbst von diesen Eigenschaften etwas in sich zu tragen, — aber er nmß, ein Virtuos des Fühlens, in jede Lage des Lebens, in jede Enge und Weite, jede Höhe und Tiefe des Empfindens sich hineinversetzen, er muß sie nach- und mitfühlen können. Ein gewisses Maß von Lebenserfahrung allerdings ist ihm unerläßlich: wer nie einem Mädchen gehuldigt, dem wird kaum ein Liebeslied glücken. Man macht jedoch Erfahrungen nicht nur an sich selbst, sondern auch durch Beobachtung Anderer. Um nun mit Gewinn beobachten und das Beobachtete treffend, naturmahr wiedergeben zu können, bedarf der Künstler eines reichen und beweglichen Geinüthes, das auch der fremdartigen Erscheinung in ihr apartes Lebensgefühl zu folgen im Stande ist, während andererseits sein eigenes schwankendes Gefühl sich durch die Verschwisterung mit der plastischen Phantasie zu bestimmt umrissener Form befestigt. Um es kurz zu sagen: das innige Zusammen von Fühlen und Schauen, das Ineinander von Bild und Stimmung ist es, was recht eigentlich den Dichter, den Künstler macht. In dieser gegenseitig befruchtenden Wechselwirkung gewinnen die Phantasiegestalten die Wärme des Selbsterlebten, gewinnt das Gefühl ruhiges Ebenmaß, feste Begrenzung und damit Darstellbarkeit. Phantasie

ohne Gefühl ist kalt, Gefühl ohne Phantasie ist stumm — oder in unkünstlerischer Weise beredt.

Um eine später verwendbare Bemerkung einzuschalten: das Vorwiegen und die leichte Entzündbarkeit des Gefühls, das sofortige Aufschnellen von Lust und Unlust bei geringsten Anlässen kann die Folge haben, daß der Künstler sich gewöhnt, alles gefühlsmäßig zu beurtheilen und auch im Handeln sich weniger von der nüchternen Erwägung als von den augenblicklichen Impulsen der Zu- und Abneigung leiten zu lassen. Das Gefühl ist bei ihm in beständiger Action, es reagirt auf den leisesten Reiz, und da es sich jederzeit zuerst Gehör verschafft, so kann es leicht kommen, daß neben und nach ihm überhaupt keine andere Stimme gehört wird, daß es den Ausschlag giebt. Selbst bei solchen Künstlern, deren Schaffen in hohem Grade die Gabe der Objektivität bezeugt, findet man häufig, daß sie in Urtheil und Entschluß sich nicht durch objective Gründe, sondern durch subjective Gefühlsmotive bestimmen lassen: sie thun oder unterlassen etwas, nicht weil sie das eine als pflichtmäßig, das andere als unrecht erkennen, sondern weil ihnen jenes gefällt, dieses mißfällt. Etwas zu thun, was er ungern thut, wird dem Künstler schmerer als uns übrigen. Nun ist das Gefühl das unsteteste, wandelbarste Ding in der Welt; was es heute warm bejahte, kann es morgen kühl in Zweifel stellen, übermorgen hitzig verneinen. Es wird also das wesentlich vom Gefühl regierte Handeln alle Eigenschaften eher haben können als die der Beharrlichkeit, Treue und Conseguenz; daher die oft beklagte Launenhaftigkeit vieler Künstler. — Wenn so das Gefühl gleichsam die ganze Breite des Seelenraumes einnehmen und die Vorherrschaft dauernd behaupten kann, so ist es andererseits durchaus nicht selten, daß nach den Aufwallungen des Gefühls eine Erschlaffung, eine Stumpfheit und Oede, eine Gefühlsarmuth eintritt, und wenn dieser Wechsel von An- und Abspannung zusammenfällt mit dem Wechsel von Kunst und Leben, so wird man sagen dürfen, daß der Künstler den verfügbaren Gefühlsfonds bei der Beseelung seiner Phantasiegestalten verbrauche und nun für die Geinüthstheilnahme an den Ereignissen des Lebens und den Schicksalen der Mitmenschen nichts mehr übrig behalte, oder daß die Gewohnheit, sein Gefühl an Objecten der Einbildungskraft zu entflammen, ihn der realen Welt entfremde. Endlich ist noch ein Drittes möglich. Der schnelle und häusige Uebergang von einem Gefühl zum entgegengesetzten, wie ihn jeweils die künstlerische Aufgabe gebietet, die Nothwendigkeit, mit gleicher Intensität das Seelenleben der verschiedensten Charaktere nachzuempfinden und wiederzugeben, kann eine gewisse Charakterlosigkeit, Unaufrichtigkeit und einen Hang zur (vielleicht unbewußten) Heuchelei zur Folge haben, und dieser Gefahr ist noch mehr als der schaffende der ausübende Künstler, insbesondere der Schauspieler ausgesetzt. Wer, je nachdem die Rolle es erheischt, seine Gefühle wie ein Kleid wechseln kann und muß, verliert leicht die Pietät für Gefühle, er büßt den Glauben an ihre Wahrheit und mit dem Glauben die Wahrheit selbst ein; er erkauft

Richard Falckenberg in Erlangen.
die Fähigkeit, sich in alle Charaktere hineinzuleben, mit dem Verlust des eigenen Charakters. In den zuletzt angeführten Fällen tritt also durch den fortgesetzten lebhaften Gesühlsverbrauch eine Abnutzung der Gefühle ein. —
Phantasie, Geschmack und Gefühl sind die vorwaltenden Geisteskräfte im Künstler. Frisches Anschauungs- und lebendiges Gemüthsleben ist unerläßliche Bedingung des Künstlerthums und darum bei jedem seiner Vertreter anzutreffen. Nicht die gleiche Übereinstimmung herrscht bezüglich der Verstandes- und Willenseigenschasten. Es giebt sehr gescheidte und klare, und es giebt beschränkte und confuse Köpfe unter den Künstlern, ohne daß man behaupten dürfte, daß die Höhe der Leistungen genau mit der Helligkeit und Kraft des Denkens stiege und sänke. Die Vortheile, welche Verstandesschärfe und -Klarheit dein künstlerischen Schaffen zuführen, werden, glaube ich, ziemlich aufgewogen durch Hemmungen und Beirrungen, die sich in anderer Beziehung im Gefolge vorwaltender Reflexion einstellen. Und was die Willensbeschaffenheit angeht, so ist das Zahlenverhältniß der thatkräftigen und charaktervollen Naturen zu den schwachen und wankelmüthigen bei den Künstlern kaum ungünstiger als bei den übrigen Berufsklassen, mir daß hier allerdings der Willensstarke unter sonst gleichen Umständen auch der künstlerisch Ueberlegene sein dürfte. Wir haben also das Maß der intellektuellen Fähigkeit und der Willensenergie der individuellen Ausrüstung des Einzelnen zuzurechnen; gleichwohl wird sich einiges Gemeinsame auch nach dieser Richtung feststellen lassen.
Der Trieb, sich in die strengen Gedankengänge der Wissenschaft einzuarbeiten, ist bei den Künstler,: durchschnittlich nicht groß. Sehr häusig finden wir, wie bei allen im Concreten lebenden Naturen, z. B. bei den praktischen Staatsmännern, eine gewisse Abneigung gegen die Wissenschast und ihre Abstraktionen. Der junge Robert Schumann, der auf Wunsch der Mutter statt der brotlosen und unsicheren Musik das Studium der Rechte gewählt und begonnen hatte, schreibt mißmuthig nach Hause: „Die Jurisprudenz, die Einen bei dem Anfang schon niederschmettert durch ihre eiskalten Definitionen, kann mir nicht gefallen." Eine besonders starke Antipathie hegen die meisten Künstler gegen die Kunstwissenschaft und die Aesthetik. Sie find der (übrigens durchaus nicht grundlosen) Meinung, daß die Aesthetik durch ihre Begriffsarbeit, durch ihre Grundsätze und Regeln gar keinen, oder, wo sie Richtung gebend eingreife, keinen heilsamen Einfluß auf die Kunstvraris ausübe.
Anders als mit der Wissenschaft, verhält es sich mit der Bildung.
Jener kann der Künstler ohne Schaden entrathen, Bildung dagegen, vielseitige und harmonische Bildung ist für ihn von unersetzlichem Werths und in einem gewissen Grade sogar unentbehrlich, zumal für den Dichter. Goethe und Schiller und aus der jüngsten Vergangenheit R. Wagner und Franz Liszt sind leuchtende Vorbilder einer ebenso universalen wie gründlichen Bildung. Dabei ist es allerdings interessant nnd fast rührend zu sehen.

wie der Künstler den spärlichsten Anregungen die reichste Ausbeute abzu-
gewinnen versteht: die Empfänglichkeit, die Kraft der Aneignung und Ver-
werfung ist so stark, daß sie aus sehr Wenigem, was ihr der Zufall
zugänglich macht, einen Gewinn schöpft, wie ihn ein blasirter junger Ge-
lehrter nicht aus einer um das Zehnfache ausgebreiteteren Lectüre und
Belehrung zu erwerben vermöchte.
Dann aber ist noch eine Richtung und Leistung der Denkkraft dem
Künstler unerläßlich, diejenige, die wir nicht dem Verstände, sondern der
Vernunft zuschreiben, als dem Vermögen der „Ideen," der Fähigkeit, das
Unendliche vorzustellen. Sache der Vernunft ist es, im Einzelnen das Ganze
ausgedrückt zu sehen, durch die Hülle der Erscheinung hindurch das wahre
Wesen, den Kern, die Idee der Dinge zu erblicken und jene« Ideen in einer
letzten und höchsten Einheit, der Einheit des Weltgrundes zu verknüpfen.
Der Künstler muß, schlicht gesagt, eine Weltanschauung haben. Er hat
sie nicht in der Forin eines philosophischen Systems und wird schmerlich im
Stande sein, sie in Worten darzulegen. Er hat sie und theilt sie mit in
der Form der Anschauung. Nicht immer tritt die Weltanschauung so greifbar
zu Tage wie in den Werken der Dichtkunst und der Historienmalerei, die
etwa in der Darstellung einer großen Cultnrepoche die das Weltall
bewegenden Mächte auf einen Punkt concentriren. Sogar aus dem un-
scheinbarsten Kunstwerke spricht ein Bild des Universums zu uns, es stellt
uns den Sinn der Welt oder den Sinn des Menschenlebens unter einem
bestimmten Gesichtswinkel dar. Der kleine Ausschnitt aus der unermeßlichen
Wirklichkeit, den uns der Künstler im Bilde oder im Gedichte vorführt,
,nuß etwas Typisches, etwas Allbedeutendes haben, es müssen M von
diesem Punkte aus nach allen Richtungen hin Fäden erstrecken, die den
Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen, des Kleinsten nnt dem
Größten vermitteln. Ich wähle eine glückliche Formulirung Lotze's: die
Kunst muß mit der Kraft des Ganzen das Einzelne beleuchten.
Ueber die Färbung der künstlerischen Welt- und Lebensanfchauung läßt
sich so viel sagen, daß sie in den weitaus meisten Fällen eine optimistische
ist. Nur darf man dabei nicht an eine leichtlebige oberflächliche Lustigkeit
denken. Es giebt einen sehr ernsten Optimismus, der dem Schmerze und
dem Unglück wie der furchtbaren Macht des Bösen ihr volles Recht wider-
fahren läßt, indem er sie in einen höheren Zusammenhang einordnet, und
dieser gediegene Optimismus ist es, den wir für den Künstler in Anspruch
nehmen. Wohl sind einige hervorragende Dichter Pessimisten; im Ganzen
aber treibt den Künstler der ästhetische Instinkt, das Kunstgefühl dazu, dem
Zwiespalt und dem Kampfe die Versöhnung, sei es auch nur in ahnungs-
voller Andeutung, folgen zu lassen, und häufig gesellt sich dazu eine naive
Frömmigkeit, die ihm jenes Kunstprinzip des Ausgleiches zum Weltgesetze
erhebt und erweitert.
Da die Idealwelt für den Künstler nicht erst wirklich zu werden braucht,

da der beseligende Verkehr mit den vollendeten Dingen, wie er sie schaut und schafft, ihm Welt und Geist versöhnt zeigt, da die Gabe des Verklärens ihm das Seinsollende unwillkürlich in die Form des Seienden kleidet, so sieht er sich kaum veranlaßt, den Maßstab der Ideale an die außerkünstlerische Wirklichkeit anzulegen und an ihrer Realisirung in dieser zu arbeiten. Jedenfalls hat das Künstlerthum als solches nichts Umstürzlerisches, wobei wir den äußerlichen Ilmstand noch gar nicht in Anschlag zu bringen brauchen, daß die Machthaber von jeher zu den Beschützern der Kunst und ihrer Meister gehört haben.

Wenn sich somit der Künstler weniger als seine Mitbürger zum Handeln, zur thatkräftigen Betheiligung an der öffentlichen Arbeit aufgefordert fühlt, so darf man - andererseits nicht vergessen, daß auch die Kunstübung eine Schule der Willenskraft ist. Sie verlangt Selbstverleugnung und strenge Zucht und öffnet den nicht nach außen gewandten Kräften ein ausgedehntes Feld der Wirksamkeit im Inneren. Technische Meisterschaft wird nur durch ausdauernde Studien oft wenig erquicklicher Art erworben, Studien, die sich weit über die eigentliche Lernzeit hinaus erstrecken: Goethe unterzog sich der Umdichtung des Reineke Fuchs in Hexametern, um für Hermann und Dorothea das Versmaß vollkommen zu beherrschen. Mühelose, spielende Handhabung der contravunktischen Formen ist nur in seltenen Fällen das Geschenk einer ursprünglichen Begabung, in den meisten ist sie die Frucht unverdrossener Arbeit. Von der Riesensumme von Beharrlichkeit und gewissenhaftein Fleiße, welche der Virtuose an die Erwerbung und Erhaltung seiner Fertigkeit setzen muß, will ich gar nicht reden und auch dabei nicht verweilen, daß die verschiedenen Stadien des Schaffens von dem Aufblitzen der ersten Concevtion bis zur Vollendung des Werkes unausgesetzte Anforderungen an die Anspannung der Willenskraft stellen. Wenn man also geneigt sein möchte, von dem Vorwalten der Phantasie und des Gefühlslebens eine Schwächung des Willens zu erwarten, so werden diese ungünstigen Einflüsse zu einem großen Theile aufgehoben durch die spornende und stählende Macht der künstlerischen Arbeit. Ich wüßte keinen großen Künstler, der nicht fleißig gewesen wäre.

Wir sind unvermerkt auf das Gebiet der nächsten Aufgabe übergetreten, bei der es sich um die Rückwirkung des ergriffenen Berufs auf das Seelenleben des Künstlers handelte. Es kommen dabei als die wesentlichsten folgende Momente in Betracht: das Bewußtsein einer seltenen Begabung und hervorragender Leistungen, sodann die Aufregungen, welche der künstlerische Beruf theils unmittelbar in seiner eigenen Ausübung, theils durch das Erringen oder Verfehlen des Erfolges mit sich führt, und endlich der Geist, der sich in der Künstlergenossenschaft erzeugt und dem Verkehr in Beruf und Erholung seinen eigenthümlichen Stempel aufdrückt. Ich begnüge mich mit wenigen Andeutungen. Das Bewußtsein einer ungewöhnlichen Begabung pflegt zu Stolz und Ehrgeiz zu führen, Eigenschaften, deren fördernde

Wirkung auf emste Lebensführung und Anspannung aller Kräfte Niemand verkennen wird, und die es wohl verdienen, in die Nachbarschaft der Tugenden gestellt zu werden. Dafür, daß nicht aus dem Stolze Hochmuth und Dünkel werde, ist bei wirklich hoher Begabung hinreichend gesorgt; denn diese pflegt von dem Bewußtsein begleitet zu sein, daß sie ein Geschenk von oben sei, dessen sich der Träger würdig zu zeigen und würdig zu machen habe. Mit dem Gefühl des Könnens wächst das der Verpflichtung. Auch dies wirkt der Ueberhebung entgegen, daß sich dem Künstler bei zeitweise versagender Kraft oder bei mangelnder Anerkennung quälende Zweifel einstellen, ob er wirklich zu den Erwählten gehöre, und mit dem Zweifel Zustände der Bangigkeit und der Verzweiflung, über die wir (z. B. von Heinrich von Kleist, einein so enorm begabten Dichter) erschütternde Berichte besitzen. Ich sehe durchaus nicht ein, weshalb das Bewußtsein seiner Gaben und seiner Leistungen den Künstler mehr der Gefahr des Hochmuths aussetzen solle, als den hervorragenden Gelehrten, Staatsmann oder Soldaten. Eine ernstlichere Gefahr droht von Seiten des Beifalls, der ja keinem Verdienste williger und lauter gezollt wird als dem seinigen, und der um so berauschender ist, als er nicht nur, wie bei wissenschaftlichen Erfolgen, von einem kleineren Kreise von Kennern und Fachmännern, sondern vom Publikum, von der gesummten Nation dargebracht wird. Man sollte nun meinen, daß man nirgends mehr eitle Menschen antreffen werde als unter den Künstlern. Und doch wäre es unbillig, das zu behaupten. Uin sich zu überzeugen, wie ein reines Gemüth sich ungefchädigt durch die Verführungen des Beifalls hindurchrettet, lese man Mozarts Briefe, worin er den Seinen harmlos erfreut und ohne die mindeste Selbstbespiegelung von seinen Triumphen erzählt. Nicht für seine Person, sondern für das Werk, das ihm gelungen, und für den holden Zauber der Kunst, deren Diener er ist, nimmt er die Huldigungen auf. Und wenn es richtig ist, daß der Künstler des Beifalls bedarf, damit seine Schaffensfreude nicht erlahme, so ist hierbei weniger an die äußeren Beifallsbezeugungen als solche zu denken, den dröhnenden Applaus der Menge, die Lobsprüche und Schmeicheleien der Einzelnen, als an den sympathischen Widerhall, den seine Gedanken finden, den Anblick der Freude, des Glückes, die zu verbreiten ihm vergönnt ist.

Die Aufregungen, welche der eintretende, der ausbleibende, der wechselnde Erfolg bereitet, sind nicht die einzigen, die das Leben des Künstlers mit Unruhe erfüllen. Diejenigen, welche mit ungetrübtem Phlegma ihr Werk entstehen und ausreifen sehen, gehören zu den Ausnahmen. Das Daransetzen aller Kräfte, das Hineinlegen des ganzen Menschen in die Leistung macht die fieberhafte Hast erklärlich, mit der viele Künstler arbeiten und zu deren Erhaltung wohl auch künstliche Reizmittel benutzt werden. Mit der nervös machenden Art des Arbeitens wächst natürlich das Bedürfnis; ausgiebiger Erholung im Kreise der Genossen. Der Ton der künstlerischen Geselligkeit ist ein unschuldig fröhlicher, wie jeder bestätigen wird, der auch nur flüchtig an

derselben einmal teilgenommen hat. Zuthunlich, leicht sich anschließend, schnell befreundet, leicht verletzt und doch viel leichter noch versöhnt, auch den weniger gelungenen Scherz willig gelten lassend, sind die Künstler ein hann-los gutmüthiges Völkchen. Bei aller Reizbarkeit sind sie im Punkte der Ehre nicht so empfindlich wie Offiziere und Studenten. Das hängt wohl damit zusammen, daß sie gewöhnt sind, Lob und Tadel — und oft aus sehr unberufenem Munde — über sich ergehen zu lassen; vielleicht auch mit der lange versagt gewesenen Standesehre. Ueberschätzung des eigenen Berufs wird man bei ihnen nicht häufiger finden als überall; im Grunde des Herzens hält doch auch der Philologe seine Conjecturen wie der Bäcker seine Semmeln für die Blüthe des Weltalls. Daß sie äußere Abzeichen der Zu-gehörigkeit zu eineni idealen Berufe — der Maler den Sammetrock, der junge Musiker das mallende Haar — nicht verschmähen, darf man ihnen so wenig verargen wie den Studenten die farbige Mütze. —

Faßt man das Gesammtbild der Künstlernatur, wie sie sich aus An-geborenem und Erivorbeneni zusammensetzt, ins Auge, so wird man die oft gehörte Rede nicht unzutreffend finden, daß sie etwas der weiblichen Geistesart Verwandtes habe. Dm Hauptpunkt der Vergleichung bildet das Uebergewicht des Gefühls und der Anschauung und, was damit aufs engste zusammenhängt, der Sinn fürs Lebendige und Ganze. „Es ist weibliche Art," schreibt Hennann Lotze, „die Analyse zu hassen und das entstandene Ganze, so wie es abgeschlossen dasteht, in seinem unmittelbaren Werthe und seiner Schönheit zu genießen und zu bewundern; die Gedanken des Weibes haben einen künstlerisch anschauenden Gang." Jener ebenso weibliche wie künstlerische Sinn für das Concrete und das Harmonische beherrscht wie die Auffassung so das Urtheil und das Thun. Ihm verdankt die Frau den sicheren und feinen Takt des Benehmens, der Künstler den unfehlbaren Geschmack, der die Regeln der Schönheit befolgt, ohne ihrer bewußt zu sein. Ihm ist es zuzuschreiben, daß die Sittlichkeit des Weibes wie des Künstlers sich lieber in die schönheitumflossene Form des Edlen kleidet als in das rauhe Gewand einer pedantischen, prinzivienumgürteten Rechtlichkeit. Jener selbe Sinn endlich weckt den beiden geineinfamen Trieb, die häusliche Um-gebung anmuthig zu gestalten und ihr den Stempel des Behagens und zugleich der Sinnesart des Bewohners aufzudrücken. Daher macht leicht die Ausstattung eines Damenzimmers einen malerischen, das Arrangement des Malerateliers einen frauenhaften Eindruck. — Um über glänzenden Vorzügen die Schattenseite nicht zu vergessen: das Sichbestimmenlassen durch den nncmalysirten Gesammteindruck der Dinge und Personen hat, so oft auch dabei instinctiv das Richtige getroffen wird, seine Gefahren; und wenn sich hiermit nun noch, wie bei den Frauen und den Künstlern, die Neigung verbindet, alles persönlich zu nehmen und hauptsächlich nach Sympathie und Antipathie zu urtheilen, so wird eine sachliche Schätzung, ein unparteiisches Abwägen von Thatsachen und Verdiensten außerordentlich erschwert. So

findet man unter den vielen Tugenden, die das Weib und den Künstler zieren, keine seltener als die Gerechtigkeit. — Vervollständigt wird die Verwandtschaft durch den Umstand, daß auch der Künstler sich in ähnlicher Weise wie das schöne Geschlecht umworben und umschmeichelt sieht, ferner durch die Launenhaftigkeit, deren Ursprung vorhin beleuchtet wurde, und durch die Lust an kleinen Jntriguen, wie sie namentlich in der Bühnenwelt im Schwange sind. Begreiflichermeise zeigen sich alle diese Eigenschaften in erhöhtem Maße dort, wo Weib und Künstler in einer Person vereinigt sind.

Noch harrt die in gewissem Sinne interessanteste Frage ihrer Erledigung, die nach dem Verhältniß der künstlerischen zu der menschlich«: Eigenart der schöpferischen Geister. Ist es möglich, so hatte ich das Problem formulirt, aus der Art und Richtung der künstlerischen Betätigung die Gemüthsart und den Charakter des Menschen zu erschließen, und wieweit ist dies möglich? — Erschöpfend kann diese Frage nur für jeden einzelnen Fall durch den Biographen gelöst werden, der zugleich den Einflüssen der Lebensschicksale und der Umgebung, in welcher der Künstler sich entwickelt, nachzuspüren bat. An dieser Stelle also kann die Aufgabe nur sein, gemisse allgemeine Grundsätze aufzustellen.

Im populären Bewußtsein stehen die beiden Überzeugungen einander unvermittelt gegenüber, daß einerseits die menschliche Natur des Künstlers sich in seinen Werken spiegele und aus diesen erkennbar sei und daß andererseits der Mensch vom Künstler so vollständig getrennt werden dürfe, daß es keinen Anstoß habe, den einen mit dem höchsten Lobe, den anderen mit dem bittersten Tadel zu bedenken. Um diesen Widerspruch aufzulösen, wollen wir zunächst die specifisch moralischen Eigenschaften bei Seite lassen und nur die sittlich indifferenten im Auge behalten. Heitere und ernste, lebhafte und ruhige, milde und strenge Gemüthsart, Neigung für das Zarte und Weiche und Richtung auf das Hohe und Pathetische sind solche Eigenschaften, die mit dem sittlichen Charakter nichts zu thun haben und für die moralische Beurtheilung gleichgiltig sind. Die Erwartung nun, daß bezüglich dieser eine Uebereinstimmung zwischen der künstlerischen und der menschlichen Seite bestehe, wird in großein Umfange durch die Erfahrung gerechtfertigt. Wenn man im Lyriker eine schwärmerische und innige, im Epiker eine objective, im Dramatiker eine energische, im Schafmaler eine sanftmüthige Natur vermuthet, wird man im Großen und Ganzen nicht fehlgreifen. Man braucht auch nicht bei solchen Allgemeinheiten stehen zu bleiben. Die Melodien Hündels mit ihrem Glänze und ihrer bei aller Pracht einfachen Majestät geben ein treues Bild von der stolzen kraftvollen Männlichkeit des Eoniponisten; was uns die keusche Größe und edle Plastik der Gluck'schen Musik von der vornehmen Seele ihres Urhebers erzählt, wird durch die Berichte der Lebensbeschreibungen voll bestätigt. Der charakteristische Unterschied zwischen der kühlen Glätte der Platen'schen und der spielend sinnigen Zier-

lichkeit der Rückert'schen Dichtung läßt einen entsprechenden Gegensatz der Persönlichkeiten erkennen. Statt naheliegende Beispiele aus allen Künsten zu häufen, füge ich die Bemerkung an, daß der Nachweis des Parallelismus zwischen menschlichen und künstlerischen Eigenschaften am leichtesten bei den reichen, vielseitigen und harmonisch ausgeglichenen Naturen, wie Goethe, gelingen wird. Denn da ist keine Saite des Gemüthes, die nicht in der Kunst anklänge, da ist in den Werken kein Gedanke, keine Gestalt, die nicht rückwärts auf ein menschliches Interesse deutete. Nicht so einfach steht die Sache bei den Künstlern, die ihre Schaffenskraft auf eine engumgrenzte Sphäre von Stoffen und Formen concentriren. Hier kann gar wohl der Fall eintreten, daß ganze große Gebiete des Innenlebens in den Kunstschöpfungen nicht zum Ausdruck kommen, ja sogar, daß die das Schaffen lenkenden Kräfte in der Seele des Künstlers keineswegs die vorwiegenden und herrschenden sind. Wenige Beispiele werden genügen. Der bekannte Liedercomponist Robert Franz in Halle zeigt sich in seinen allbeliebten Gesängen als eine vorwiegend zartsinnige, innig empfindende, bisweilen sogar in Empsindelei verfallende Natur. Zugleich verräth die ungemein liebevolle Ausarbeitung, insbesondere die sorgsame Stimmführung jener kleinen Meisterwerke, daß sich mit der Weichheit und Sentimentalität des Empfindens ein strenges Formgefühl, ja geradezu eine gewisse Zopfigkeit und ein nicht geringer Grad von Eigensinn verbindet. Ferner spricht das ungezwungene Zusammenarbeiten von warmer Empfindung und peinlichem Formensinn dafür, daß Franz eine in sich abgeschlossene Natur ist, die für andere Richtungen schmerlich viel Verständnis; und Wohlwollen haben wird. Wer nun, mit diesem aus den Franz'schen Liedern abgezogenen Bilde im Herzen, die persönliche Bekanntschaft ihres Schöpfers macht, der wird die Hauptzüge jenes Bildes allerdings bestätigt finden, aber er wird bald einsehen, daß es einseitig und lückenhaft war. Er wird erstaunt sein zu bemerken, daß dieser bedeutende und eigenartige Componist, wenn er z. B. auf die musikalischen Schöpfungen gewisser namhafter Zeitgenossen zu sprechen kommt, nicht nur, was begreiflich ist, dieselben ablehnt, sondern seinem Unwillen in so derber, mit kräftigen Scheltmorten gespickter Rede Luft macht, daß man sich verwundert fragt, wie es möglich ist, daß polternder Zorn und wahrhaft göttliche Grobheit mit jenem ausgesprochenen Sinne für das Zarte, Duftige und Elegische in Einer Seele einträchtig bei einander wohnen. Man hatte den Mondschein einer Sommernacht erwartet und geräth in ein grobkörniges Hagelwetter. Ein ähnlicher Widerspruch besteht bei Theodor Kirchner, der das ihm verliehene sehr beträchtliche Maß von Schwärmerei, Humor, Liebenswürdigkeit und poetischer Anmuth, wie es scheint, so vollständig in seinen Comvositionen ausgiebt, daß ihm fürs Leben davon nichts mehr übrig bleibt. Ich erinnere noch an die bekannte Thatsache, daß mancher Komiker von der sprudelnden Laune, die ihm auf der Bühne zu Gebote steht, in seiner Häuslichkeit wenig zeigt, wohl gar zu grämlicher Schwermut!) neigt. Wie durch eine Wasserscheide scheint

die Quelle, welche das ästhetische Schaffen speist, von den anderen getrennt, aus denen sich die im Verkehr zu Tage tretenden Eigenschaften ableiten. Wer wenn vielfach ein derartiger Gegensatz besteht zwischen der Art, wie sich dieselbe Person im Leben und wie sie sich in der Kunst giebt, ist dies schließlich irgend verwunderlicher, als wenn, was gewiß nicht selten vorkommt, ein Gelehrter, der in seiner Fachwissenschaft dem Fortschritt huldigt, in der Politik conservativ, in seinen künstlerischen Sympathien vielleicht reactionSr gesinnt ist? Alle einigermaßen reichen Naturen (mit alleiniger Ausnahme der wenigen, die wir als vollkommen harmonische bewundern) beherbergen in ihren Ueberzeugungen, Neigungen und Handlungsweisen Widerspruche in sich, und oft sehr starke Widersprüche. Die Wirklichkeit ist nicht nach dem Lineal der Logik zugeschnitten. Welches Gesetz vermehrt es, daß ein im mündlichen Gespräch wortkarger Romanschriftsteller, sobald er die Feder ansetzt, sich in behaglicher Geschwätzigkeit ergehe? Kurz: diejenigen Potenzen, welche das Schaffen beherrschen und sich im Geschaffenen kundgeben, sind nicht immer dieselben, welche im alltäglichen Gebühren an die Oberfläche heraustreten.

Etwas anders verhält sich's, wo die sittliche Qualität in Frage kommt. Daß ein Künstler sich in seinen Werken liebenswürdig und freundlich, im Umgang barsch und verdrießlich giebt, ist auffallend, aber es läßt sich verstehen, denn der Gegensatz betrifft mehr die formelle Außenseite des Verhaltens. Aber zugeben, daß der große Künstler ein erbärmlicher, sittlich unwürdiger Mensch sein könne, das hieße verkennen, daß damit der Zwiespalt in die Substanz, in den innersten Kern des Wesens hineingetragen würde. Hohe Begabung ist ganz wohl mit sittlicher Unvollkommenheit verträglich, sonst gäbe es keine verbummelten und liederlichen Genies; große, dauernde, weltbeglückende künstlerische Leistungen dagegen setzen einen hohen, edlen und festen Sinn voraus, der zwar nicht vor starken Fehlern und Fehltritten, vor Schwächen und Verschuldung, wohl aber vor Wegwerfung der Menschenwürde schützt. Mit der Idealität der Gesinnung, ohne die es kein wahres Künstlerthum giebt, ist moralische Niedrigkeit schlechterdings unvereinbar: künstlerische Größe ist nicht denkbar ohne einen Zug menschlicher und sittlicher Größe! Darum darf Goethe in einer berühmten Stelle seines Tasso dem künstlerischen Genius das höchste Ehrenprödicat, das es in der Welt giebt, das eines guten Menschen, zuertheilen:

. , . ES ist vortheilhast. den Genius
Bewirthen: giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So läfzt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht: «ach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Der verlorene ^ohn.

Novellette.

von

Auliu? Weil.

— Breslau. —

> war Heller Tag, aber die Fenster waren dicht verhangen. In
dem verdunkelten Zimmer lag ein elfjähriger Knabe im Schlafe.
An seinein Bette stand ein Mann, dessen Stirn finster zusammen-
gezogen war und neben ihm mit gerungenen Händen eine junge, blonde Frau.
Beider Blicke waren auf das tiefblasse Gesicht des Schlafenden gerichtet, aus
dem die geschlossenen Angen wie zwei bläuliche Wundmale hervortraten.
Plötzlich zuckte es darin krampfhaft ans, und ein schwerer Seufzer kam aus
der schnellathmenden Brust. Da wandte sich die Frau ab, ihren Kopf an
des Mannes Schulter legend brach sie in ein heftiges Weinen aus. „Still!"
flüsterte dieser und strich mit der Hand beschwichtigend über ihr Haar.
Aber sie konnte das Schluchzen nicht unterdrücken und ließ sich willig von ihm
hinausführen.

Nun war der Kranke allein. Nach wenigen Minuten seufzte er wieder,
streckte sich ein wenig und erwachte. Die Augen starr auf die Decke ge-
richtet, lag er da. Jetzt sah man erst, wie schön der Knabe war. Die
feinen Linien des Gesichtes, die süße Anmutl, der Züge kameil jetzt erst zum
vollen Ausdruck, als hätte bis dahin ein Schatten darauf gelegen, der nun
plötzlich verschwunden war. Aber in diesen großen, dunkelbraunen Augen
lag etwas Seltsames, nichts Kindliches, sondern eine herbe Schwermuth, ein
Blick, der über die Grenzen des Lebens hinauszuschweifen schien.

lind sie logen nicht. Dieser Knabe batte den Tod gesucht. Nicht aus
kindischer Laune, aus Furcht vor Strafe, auf der Flucht vor einem Pbautom-,

Ver verlorene Lohn.
in seiner Seele war eine übernatürliche Klarheit gewesen, als er das Entsetzliche that; er mußte, daß sein Leben voller Schmerzen und Demüthigungen sein würde und mit dem festen Entschlüsse, es zu beenden, war er an den Strom gegangen und hatte sich hineingestürzt. Ein Vorübergehender, der ihn mit den Wellen ringen sah, mar ihm nachgesprungen und hatte ihn gerettet; lebend, aber auf's Tiefste erschöpft hatte man ihn nach Haufe gebracht. An demselben Tage verfiel er in ein Fieber, das lange Zeit sein Leben in Gefahr setzte; nun war die Macht der Krankheit gebrochen, und er ging der Genesung entgegen . . .

Er war ein gewecktes Kind gewesen, eins von den vielen klugen Kindern, an denen unsere Zeit besonders reich sein soll. Aus seinen Augen sprüht der Geist! sagten Alle, die ihn einmal sahen. Er mar schlagfertig und von wirklichen? Humor. Seine Einfälle erregten Staunen und Gelächter und nmchten als „Weisheit aus Kindermund" die Runde in der großen Schaar der Kinderfreunde. Dabei war er keck und ausgelassen, der rechte Junge. Vater und Mutter spiegelten sich in ihm, namentlich der Vater war ganz vernarrt in ihn, aber die Mutter war es eigentlich nicht weniger.

Dann kam die Schule, und er lernte spielend Alles, was dort in den ersten Jahren zu lernen ist; er rechnete wie ein Cassirer, schrieb wie ein Kalligraph und las — je nun, wie Einer liest, der's gut kann; die biblische Geschichte schnurrte er am Fädchen herunter und Gedichte wußte er vom ersten Mal Hören auswendig. Als Musterschüler stieg er in die eigentlichen Gymnasialclassen empor.

Da auf einmal stockte es. Die erste Censur im Latein lautete: ungenügend. Der Vater dachte an seine eigenen Schulstreiche zurück; er wußte, daß bei jedem Jungen einmal ein gewisses Nachlassen in der Lernkraft oder in der Lernlust eintreten kann, dem aber bald ein desto energischeres Zusammenraffen zu folgen pflegt.

Er drohte ihm nur lachend mit den, Finger und sagte:

„Du wirst Dich doch nicht auf die faule Seite legen? Das nächste Mal besser!"

„Natürlich, Papa!" antwortete er prompt. „Aller Anfang ist schwer, sagt schon Schiller."

„Dummer Kerl!" rief ihm der Vater belustigt zu und ließ ihn laufen.

Allein die nächste Censur war nicht besser und auch die dritte nicht.

Da machte sich der Vater auf und ging zum Ordinarius, um zu hören, wie das zugehe, was denn eigentlich los sei. Der Classenlehrer bewegte mitleidig die Arme und sagte:

„Ja, er ist ein ganz guter Junge, auch nicht träge, aber er begreift nicht, nicht die einfachsten Regeln und Sätze, er wird wohl nicht vorwärts kommen."

Der Vater konnte sich des Lachens nicht enthalten.

„Aber ich bitte Sie, Herr Doctor!" rief er. „Sie täuschen sich vollständig. Es ist eins der begabtesten Kinder, die mir je vorgekommen sind."
„Ihnen mag es so erscheinen," erwiderte der Ordinarius ein wenig pikirt, „ich muß aber bei meinem Urtheil stehen bleiben, das Sie theilen werden, wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, seine schriftlichen Arbeiten durchzusehen."
„Hab' ich gethan, verehrter Herr Doctor! Flüchtigkeitsfehler, weiter nichts!"
„Sie irren, mein Herr. Es sind Fehler, die aus Mangel an Verständniß, an Denkfähigkeit entstanden sind. Ich glaube das besser zu verstehen. Uebrigens ist es mir nichts Neues, daß Knaben, die als Kinder wegen ihres Geistes angestaunt wurden, in der Schule vollständig versagen, weil ihr sogenannter Geist nur Schaum und Schein und ihre Klugheit Papageienthum war."
Empört über diese Dreistigkeit und überzeugt, daß der Ordinarius etwas gegen seinen Sohn habe, begab sich der Bater zu dem Director, um über den Ersteren Beschwerde zu führen. Der Director nahm ihn sehr höflich auf, erklärte aber, zu dem Urteilsvermögen des Ordinarius das größte Zutrauen zu haben; derselbe sei ein ebenso vorzüglicher Lateiner wie einsichtiger Pädagoge, und seinen allgemeinen Bemerkungen über die klugen Kinder, die sich als unbrauchbare Schüler erwiesen, müsse er nach seinen Beobachtungen durchaus beipflichten.
In zorniger Aufregung schied er von dem Schulregenten. Er kam sich beschämt, förmlich gedeniüthigt vor, er hatte das Gefühl, als ob man auf ihn gezielt habe, indem man seinen Jungen, sein eigen Fleisch und Blut, für einen Dummkopf erklärte. Wenn das wahr wäre, so müßte er ja wirklich selbst keinen Funken Verstand haben, da er ihn bisher für einen Ausbund von Klugheit gehalten hatte. In dieser Stimmung ließ er sich, zu Hause angelangt, die Hefte vorlegen, und da er sie jetzt mit anderen Augen als zuvor ansah, schien es ihm fast, als ob das Urtheil des Ordinarius zutreffend sei. Der Knabe stand während dieser Prüfung, nichts sonderlich Böses ahnend, neben ihm und sah ihn mit seinen großen, schönen Augen zutraulich an. Da packte den Mann eine furchtbare Wuth, und die Hefte bei Seite schleudernd, schlug er blindlings auf den Knaben ein. Keinen Laut stieß der Gemißhandelte aus. Der Schreck lähmte seine Zunge, er fühlte nicht einmal den körperlichen Schmerz der Schläge, er war wie betäubt. Als der Vater von ihm abließ, stand er einen Augenblick blaß und an allen Gliedern zitternd da, dann stürzte er zur Thür hinaus.
Es war das erste Mal gewesen, daß der Vater im Einste die Hand gegen ihn erhoben hatte, sein Vater, der ihn vergötterte, den er vergötterte. Er hatte ihn geschlagen, grausam wie ein Feind und in seinen Blicken hatte nicht blos Zorn und Wuth, sondern ein grimmer Haß gelegen. Draußen auf den Flußwiesen, wo die Spielplätze der Schüler waren, saß der Knabe

in einem Weidengebüsch versteckt, starr vor sich hinbrütend. Er fühlte, daß
er plötzlich einen großen Verlust erlitten hatte, ohne sich bewußt zu sein,
worin er bestehe. Er erwartete, daß etwas Schreckliches geschehen müsse in
der Welt, ein Erdbeben, eine furchtbare Feuersbrunst, so voller Angst und
Schrecken mar er, und bei dem Gedanken, nach Hause zurückzukehren, über-
lief ihn ein Schauder. Er fürchtete sich vor seinem Vater.
Die Dunkelheit trieb ihn endlich heim. Gerührt schloß ihn die Mutter
in ihre Arme und suchte durch verdoppelte Zärtlichkeit das Geschehene ver-
gessen zu machen. Auch der Vater, der seine Heftigkeit bereut und sich selbst
Vorwürfe darüber gemacht hatte, war gütig zu ihm. Wer der Knabe ver-
mochte es nicht, ihn anzusehen, er mußte immer an seine haßfunkelnden Blicke
denken. Und diese Furcht mich nicht mehr von ihm.
Er wurde jetzt auf eine andere Schule gebracht, denn der Vater konnte
sich von dem Gedanken nicht losmachen, daß der Ordinarius die Schuld trage.
Anfangs schien es, als sollte er Recht behalten. Die Arbeiten besserten sich
ein wenig, die Angst stachelte den Knaben an, seine ganze Kraft zusammen-
zufassen, er war der Aufmerksamste von allen Schülern in der Klasse.
Aber es half nichts, er kam doch mit den anderen nicht mit, und nicht
lange, so zeigten die neuen Hefte das alte Bild. Nun entschloß sich der
Vater, selbst die häuslichen Arbeiten zu leiten und den Schulunterricht zu
ergänzen oder,' wie er meinte, zu verbestem. Er gab jedoch iden denkbar
schlechtesten Lehrmeister ab; denn er 'mar jähzornig und voll eifernder Un-
geduld und brachte den Knaben um den letzten Rest von Fassungsgabe und
Arbeitslust, aber er entfremdete sich auch das Herz des Kindes immer mehr.
Nach kurzer Zeit gab er seine Unterrichtsversuche auf und überließ dm un-
verbesserlichen Dummkopf zunächst feinem Schiscksale. W war beinahe
etwas wie Widerwillen, was er gegm ihn empfand. Seine Eitelkeit mar
tief verletzt durch die Enttäuschung, die er ihm bereitet und mit starkem
Ingrimm ertrug er das'Loos, seinen Namen auf einen Trottel zu vererben.
Aber der Knabe war das nicht, wofür er ihn schalt; er war scharf-
sinnig genug, um zu erkennen, wie es mit ihm stand. Die Liebe des
Vaters hatte er sich verscherzt, das sah er von Tag zu Tag mehr; die
heimlichen Liebkosungen und Trostesmorte der Mutter konnten j,ihn nicht
mit der verächtlichen und wegwerfenden Art, mit der ihn jener behandelte,
aussöhnen. Und l obwohl er wie ein Held mit den Schwierigketten der
fremden Sprache stritt, fühlte er doch, daß er sie nicht überwinden würde;
er merkte auch ganz deutlich, daß die Lehrer ihn aufgegeben hatten und
beiseite ließm. Und aus dem lustigen, mitzsprühenden Jungen wurde ein
stiller, in sich gekehrter Knabe, der gedrückt und in steter Furcht im Hause
umherschlich und in der Klasse zerstreut und ohne Leben mar. Bisweilen
brach sein natürlicher Frohsinn sich Bahn, dann vergaß er Schule und
väterliche Strenge und Mißachtung und mar der Keckste unter den Knaben.
Aber immer seltener wurde dieses Aufbäumen gegen dm dumpfen, schwer

auf ihm lastenden Druck, immer matter sein Widerstand und immer trauriger
seine Stimmung.
Und auf einmal kam ihin der Gedanke: wenn du stirbst, bist du alle
Qual los, ach wärst du doch todt! Kein Mensch wird dich vermissen. Alle
werden froh sein, dich nicht mehr zu sehen! Dieser Gedanke verließ ihn
nicht mehr, bohrte sich fest in seine Seele ein und machte sich schließlich zum
Herrn über ihn. Ja, er wollte sterben, es war das Beste für ihn und für
Alle. Die Mutter würde ihin nachweinen, ja sie würde viel weinen und
sein Grab schmücken kommen Tag für Tag, aber am Ende würde sie doch
einsehen, daß er nicht anders konnte. Als er in der Klasse erfuhr, daß er
zuin zweiten Male nicht versetzt werden würde, kehrte er nicht mehr nach
Hause zurück, sondern ging hin, den Tod zu suchen ....
Der Knabe in seinem Bette stöhnte leise auf. Alle diese Bilder zogen
in schnellem Fluge durch seine Seele, und seine Augen füllten sich mit
Thränen. Da wurde die Thür des Krankenzimmers geöffnet, auf den Zehen
trat der Vater an's Bett. Bleich und regungslos lag der Knabe da.
Ueber sein Gesicht mar der Ausdruck tiefsten Schinerzes gebreitet, und unter
den geschlossenen Lidern quoll Tropfen auf Tropfen hervor und rann lang-
sam über die blassen Wangen. Da erfaßte den Mann ein grenzenloses
Mitleid. Der Anblick dieser stummen Qual rührte sein Herz in den Tiefen
auf. Lautlos beugte er sich herab, schlang seine Arme um den Hals des
Knaben und weinte bitterlich. Der Knabe wagte kaum zu athmen. Er
wußte nicht, ob er noch lebte oder ob er gestorben und iin Himmel sei. Ihm
war, als ob der liebe Gott ihn in seinen Armen hielte und liebkoste ....
Von diesem Augenblicke an ging die Genesung schnell vorwärts. Der
Knabe richtete sich wieder empor, wie ein niedergetretener Halm. Wangeil
und Gemüth blühten unter der Sonne der Liebe auf. Denn er hatte den
Vater wiedergefunden; jeder Blick, jede Miene mußte es ihm sagen, wenn
jene Thränen es nicht verrathen hätten.
Aber eine Sorge schien ihn noch zu bedrücken; oft, wenn Niemand bei
ihm war, befiel ihn die frühere Mutlosigkeit. Und endlich saßte er sich ein
Herz und als der Vater wieder einmal an sein Bett kam und ihn küßte,
nahm er dessen Kopf in seine Hände und indem er seinen Mund dicht an
das Ohr des Lauschenden preßte, fragte er:
„Muß ich wieder in die Schule gehen, Papa?"
Der Vater stutzte; darauf war er nicht gefaßt gewesen, aber als er die
scheue Angst in den Augen desKnaben sah, drückte er ihn innig an sich und sagte:
„Nein, mein lieber Junge, ängstige Dich nicht! Wir wollen zusammen
lernen, wenn Du wieder gesund bist. Willst Du?"
„Ja, Papa, rief er, ich will! Und Du wirst sehen, es geht!"
Im Augenblick war dein Vater der Gedanke gekommen, aber er war
entschlossen, daran festzuhalten. Er wollte selbst der Lehrer seines Sohnes
werden. Bisher war er es nicht gewesen; statt zu ermuntem, hatte er ab-

geschreckt, statt zu unterweisen, hatte er getadelt und wehgethan. Vielleicht war er es gewesen, der die guten Keime zerstört hatte. Nun sollte es anders werden. Seine ganze Kraft würde er zusammennehmen, er wollte sich in die Seele des Knaben vertiefen, seine Eigenart ergründen, mit ihm denken und arbeiten. Es mußte ja gelingen. In den traulichen Gesprächen, die Beide in diesen Tagen mit einander führten, hatte sich ihm gezeigt, welch' ein reiches Empfinden, wieviel schöne Anlagen in dein Knaben schlummerten, sie mußten doch geweckt und fruchtbar gemacht werden können. Und wenn er sich von Neuem täuschte? Er würde es ertragen. Kann nicht auch ein mittelmäßiger Geist in mannigfachen Berufsarten sich tüchtig erweisen? Eine harte Lehre war's für ihn gewesen. Zum zweiten Male wollte er sich den Wiedergewonnenen nicht entreißen lassen. Hegen wollte er ihn, pflegen das ihm anvertraute, kostbare Gut, lieben, mit ganzer Seele lieben den ver-stoßenen, neu geschenkten Sohn.

)llustrirte Bibliographie.
Deutsche Rational»Literatur. Historisch kritische
Ausgabe unter Mitwirkung von vr Arnold, vr.
G. Balle, Prof. vr. K. Bartsch, Prof. I)r, R.
Beckstein, Prof. Vr. D. Behaghel, Prof. Dr.
Birlinger, Prof vr, H. Blümncr, vr. F. Bobertag.
vr, R. Boxberger, Vr, W. Creizenach. vr, Joh.
Criiger. Prof. Ur, H. Düngcr, Prof. vr. A. Freu,
L. Fulda, Prof. vr. L. Geiger, vr. R. Hamel,
vr, S. Henrici, vr, M. Koch, Pros. vr. H. Lambel,
vr. R. ffchr, v. Liliencron. vr, G, Milchsack. Prof.
vr. I, Minor, vr, F. Muncker, Vr. P, Nerrlich.
vr. H. O^terley, Prof. vr. H. Palm, Pros. vr.
P. Piper, vr. H. Pröhle, vr. Adolf Rosenberg,
vr, A. Sauer, Prof. vr, K. I, Schröer, R. Steiner,
Prof. vr. A. Stern, Prof. vr. F. Vetter, vr.
C. Wendeler, vr. Th. Zolling u. A.. herausge-
geben von Joseph Kürschner. Stuttgart.
Union. Deutsche Verlagsgesellschast.
DaS bedeutende Unternehmen, auf welche« die
Leser dieser Zeitschrift schon zweimal (im Heft 90
»nd 153) an dieser Stelle aufmerksam gemacht worden
Seit unserer legten, vor noch nicht zwei Jahren er-
schienenen Besprechung sind mehr als dreißig neue Bände ausgegeben, und die Gesammt»
zadl der bisher erstiienenen beträgt nickt weniger als 163, In nicht allzuferner Zeit
dürfen wir den Abschluß der ganzen Sammlung erwarten, die in der That die nicht
geringen Erwartungen, welche sie von Anfang an erregte, bisher vollkommen befrie-
digt bat und nach mehr als einer Seite hin den Bedürfnissen und Wünschen vieler und
verschiedenartiger Kreise in höchst dankensmerther Weise entgegenkommt.
Die Sammlung soll bekanntlich den Entwickelungsgang der gesammten deutschen
Nationalliteratur von den ältesten überlieferten Schriftdenkmälern an bis gegen die

Schiller'? AdelSmapven von 1«oZ.
Aus Kilischner« Deutscher National-
Litteratur «d. 11,8. Stuttgart, Union,
Deutsche Verlagsgesellschaft.
sind, wird rüstig fortgeführt.

Mitte unseres Jahrhunderts herab zur Anschauung bringen. Der Kreis der zahlreichen
Mitarbeiter, welche seit etwa einem Jahrzehnt einen guten Theil ihrer Kraft an die
Lösung dieser Aufgabe gesetzt haben, ist bereits durch manche schmerzlichen Verluste ge-
lichtet worden. Im letzten Jahre starb der um die Herausgabe und ansvrechendc Er-
läuterung der Klassiker, namentlich LessingS und Schillers, wohlverdiente Literatur-
historiker vi- R. Boxbcrger: vor wenigen Wochen (15. Juni 1891) ist auch

Sv» Katharina Lessing, geb. Hahn. A»ii Kürschner'« Deutscher National Lilteratur Bs, 7 l,
Stuttgart, Union, Deutsche Verlagggeseltschaft.

der als Erforscher deutscher Sprache und Sittengeschichte rühmlich bekannte Professor
Dr. A. Birlinger in Bonn dahingeschieden, der für Schiller an BoxbergerS Stelle
getreten war. Andererseits aber treten in den Publikationen der letzten zwei Jahre
uns auch manche frischen Mitarbeiter entgegen, deren Namen in dem langen oben abge-
druckten Verzeichnis? noch nicht aufgeführt sind. Wir versuchen in der folgenden Be>
sprechung, die keine erschöpfende sein kann, kurz den Inhalt der neu erschienenen Bände
zu bezeichnen und auf einige besonder« verdienstliche Leistungen aufmerksam zu machen.
Die altdeutsche Literatur ist durch eine neue erläuterte und gut eingeleitete Aus-

gäbe des Nibelungenliede« (Prof. Piper), sowie durch eine lehrreiche Auswahl aus
der lehrhaften Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts (Prof, Vetter in Bern) bereichert
worden: in einem der letzten Bände ist auch eine Bearbeitung der Werke Wolframs
von Esche» dach begonnen, die aber sein Hauptwerk, den „Parzioal" noch nicht umfaßt.
Wie in den früheren Bänden sind diese älteren Denkmäler in kritisch revidirtem Original-
texte gegeben, und zwar die wichtigsten vollständig, die weniger wichtigen in ausge-
wählten Proben, die durch genaue Inhaltsangaben des Fehlenden im Zusammenhange

Eharlotle v, «a>b. Aus Rürschner's Deutscher National.Litteratur Bd, II»,
CmttgaN, Union, Deutsche Berlage gesellschoft.

erhalten werden. Das sprachliche Verständnih der alten Dichtungen ist theilS durch er-
läuternde Bemerkungen unter dem Texte, theils durch knapp und klar gearbeitete
Wörterbücher zu den einzelnen Bänden erleichtert, so daß auch der einer speciellen
germanistischen Vorbildung entbehrende Leser die Lectüre dieser Werke im Original vor-
nehmen kann, ohne weiterer Hilfsmittel zu bedürfen.

Für da« Reformationszeitalter ist es den Herausgebern vortrefflich gelungen, die
Abspiegelungen der kirchlichen Kämpfe in der weltlichen Literatur zur Anschauung zu
bringen und dabei zugleich Einblicke in die bürgerliche Kultur jener Zeit zu eröffnen.

Außer dem berühmten »Narrenschiff" von Sebastian Brant (herausgegeben von
F. Bobertag) sind noch zwei sich widerstreitende Geister vergleichend gegenübergestellt
in dem Franziscanermönch Thomas Murner und dem freiheitsliebenden Ritter
Ulrich von Hutten (bearbeitet von Dr. Balle) Es wird auf diese Weise die un-
parteiische BeurtKeilung der geistigen Kämpfe jener bedeutsamen Zeit in dankenSwerther
Weise erleichtert. Von besonderem Interesse für die Kultur- und Sittengeschichte sind

Scene au» Goethe'« „Poläophron und Neoterve- (I6M>, A„, Kürschner'« Deutscher
Slotionol-Littcralur Bd. 92. Cluttgart, Union, Deutsche VerIagSgeselIscho.fr.

auch die zahlreichen Nachbildungen alter Holzschnittillustrationen, welche den satirischen
und polemischen Schrifteil beigegeben sind.

Aus dem 17. Jahrhundert, welches beim Beginne der Sammlung besonders eifrig
gefördert wurde, sind keine neuen Publicationen zu verzeichnen? wohl aber sind die
Ausgaben der Werke des 18. Jahrhunderts rüstig fortgeführt und für einige Klassiker
bereits vollständig abgeschlossen. Die schönsten und charakteristischsten Dichtungen und
Prosawerke Wielands (zum Theil mit Nachbildung der Illustrationen aus der be-
rühmten Prachtausgabe von 1794—1802 geschmückt) lagen durch den Fleifz und die

Sorgfalt von H. Pröhle schon vor
längerer Zeit in 6 stattlichen Bänden
abgeschlossen vor; ebenso eine rreff-
liche Auswahl aus Slop stock durch
R. Hamel. Jetzt sind auch die Werke
von Schiller ganz, die von Lessing
bis auf geringe Reste vollständig er-
schienen, und diese beiden Ausgaben
(zum größten Theil noch von R. Box-
berger bearbeitet) stehen in Bezug auf
ReichhaltigkeitundVollständigkeit keiner
anderen Ausgabe nach, übertreffen aber
die meisten durch Klarheit und Ueber-
sichtlichkeit der Anordnung. Die Aus-
gabe von Herders Schriften (in sehr
umsichtiger Gruppirung und Auswahl)
ist durch Hans Lambel in Prag, die
der Dichtungen Goethes durch die be-
währten Forscher H. Düntzer und
K. Schröer um eine stattliche Reihe
nener Bände gefördert; von den natur-
wissenschaftlichen Schriften Goethes hat
Rudolf Steiner in Weimar bis jetzt
drei Bände (mit sachkundiger, sehr be-
achtenswerther Einleitung namentlich
zur „Farbenlehre"!) beendigt.

Schiller'» Totenmaske von Iagemonn.
AnZ KiirscKner'S Deutscher National-Ä'teratur Bd. 118.
Stuttgart,Union,DeutschcVerlag»gesellIlha!r.

Ludwig Achim von Arnim.
Au» Kürschner'« Deutscher National-Litterotur Bd. 1,
Stuttgart, Union, Deutsche Berlo,g»gesellschaft.

Besonders hervorzuheben ist die
Berücksichtigung, welche die jünge-
ren Zeitgenossen der Klassiker, so>
wie die Romantiker und die
von ihnen ausgehenden Literatur-
strömungen von Anfang bis gegen
dieMitte des neunzehnten Jahr-
hunderts gefunden haben. Professor
Max Koch in Breslau, der schon
früher eine ausgezeichnete Aus-
gabe der Werke Zimmermanns
mit feinstem Verständnifz für die
Eigenthümlichkeit diese« Hochbe-
gabren SohneS der Epigonenzeit
für unsere Sammlung bearbeitet
hatte, hat ihnen jetzt »och reiche
Spenden aus den Werken der
Romantiker Achim von Arnim,
Clemens Brentano, E. Th. W.
Hoffmann, Ernst Schulze und
einiger ihrer Zeitgenossen folgen
lassen und in den inhaltreichen und
fesselnd geschriebenen Einleitungen
seine hervorragende Befähigung zur

versiändnifzvollen Auffassung und unparteiischen Würdigung dichte- rischer Individualitäten von Neuem glänzend bewiesen. Dr. Bobertag, einer der fleißigsten und vielsn» tigsten Mitarbeiter der Samm- lung, ist durch Herausgabe der

Werke von Wilhelm Hauff, Grabbe, Beer u. A.; Dr. A. Haussen durch eine
vielfach interessante Bearbeitung einiger Werke von Kotzebue, Collin u. A. thStig

Titelblatt ,u »De» Knaben Wunderhorn". «us Kürschner', Deutscher National-
Litterawr Bd. 14«, 1. Stuttgart, Union, Deutsche Berlo.ügesellschaft.
gewesen. Professor A. Stern bietet für Theodor Körner (mit Benutzung der
im Dresdener Körnermuseum bis 188S gesammelten Urkunden und Handschriften)
die vollständigste aller bisher erschienenen Ausgaben (in 3 Bänden).

Diese noch nicht erschöpfende Ueberficht der in den letzten zwei Jahren erschienenen Bände kann eine Vorstellung von der Rührigkeit erwecken, mit welcher daS großartige Unternehmen gefördert wird; sie wird auch die Ungeduldigen oder Mißtrauischen beruhigen und vielleicht beschäme», denen die Veröffentlichung nicht rasch genug ging oder die etwa an die wirkliche Durchführung deS weit angelegten Planes nicht recht glauben wollten. Die wohldurchdachte Leitung des Ganzen, sowie der Fleiß und Eifer der alten und neuen Mitarbeiter rechtfertigt die bestimmte Erwartung, daß der bei Beginn des Unternehmens aufgestellte Plan — mit einigen Erweiterungen, aber ohne jede Lücke oder Unterlassung — in nicht allzu ferner Zeit durchgeführt sein wird; und dann wird in der vollendeten Sammlung ein Hülfsmittel für quellenmäßig begründetes und dabei doch durch kundige Einleitungen, umsichtige Auswahl und Gruppirung des Stoffes, klare und anspruchslose Erläuterung erleichtertes Studium der deutschen Nationalliteratur vorhanden sein, wie eS noch zu keiner Zeit dem nach Wissen und Bildung strebenden deutschen Publikum geboten worden ist. Da jeder Band einzeln zu dem gleichmäßigen Preise von 2 Mark 5« Pfg. käuflich ist, so ist jede beliebige Auswahl und Zusammenstellung freigestellt: die schön und geschmackvoll hergestellten Einbände deuten in einer klein und ohne Golddruck aufgepreßten Nummer die Stelle jedes Bandes innerhalb der gesammten Folge an, sie gestatten es aber auch, die Werke jedes einzelnen Schriftstellers oder jeder geschichtlich zusammenhängenden Gruppe von Schriftstellern als ein sich abgerundetes Ganzes in die Bibliothek einzustellen. ES kann diese Sammlung daher sowohl den Lernenden und Lehrenden, als auch dem Genuß und geistige Erhebung suchenden Leser von Neuem warm empfohlen werden. Vielleicht ist die Zahl derjenigen Gebildeten oder nach wahrer Bildung Strebenden nicht gering, die sich gern aus dem unerfreulichen Gewirr der Tagesliteratur und aus den so oft unreifen und krankhaften belletristischen (?) Produktionen der Gegenwart flüchten zu älteren Dichterwerken, über welche das Urthcil bereits geklärt ist und über deren Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Geisteslebens die Geschichte entschieden hat. Jeder Versuch, der zu diesem Zwecke mit ausgewählten Bänden von Kürschners Deutscher Nationalliteratur angestellt wird, wird sich reichlich belohnen.

Die Ausstattung der neu erschienenen Bände ist in Bezug auf die Correctheit, Deutlichkeit und Schönheit des Druckes wie auf die Reichhaltigkeit und saubere Ausführung der Illustrationen durchaus auf derselben Höhe geblieben, welche an den ersten Bänden zu rühmen war. Von der Verschiedenartigkcit und Mannigfaltigkeit der Illustrationen mögen die aus einigen der jüngst erschienenen Bände ausgewählten, welche uns hier zu reproduciren erlaubt ist, eine Probe geben. L.

ll)er ist Rembrandt?

Grundlagen zu einem Neubau der holländischen Kunstgeschichte. Von Max Lautner. Mit 7 Tafeln in Phologravüre. Breslau. I. U. Kern's Verlag (Max Müller) 18«1.

Dieses Buch hat bei seinem Erscheinen bekanntlich ein sensationelles Interesse erregt und die entgegengesetzteste Beurtheilung erfahren. Von den Einen als eine bewunderungswürdige Forfcherthat gepriesen, vor welcher alle bisherige Zunftgelehrsamkeit beschämt die Segel streichen müsse, ist eS von den Anderen als ein dreistes Pamphlet auf den geheiligten Namen Rembrandt gebrandmarkt und seinem Inhalt nach als Ausgeburt einer überhitzten Phantasie mit Spott und Hohn überschüttet worden. Wenn diese Zeilen vor die Augen des Lesers treten, werden die erhitzten Gemüther auf beiden Seiten sich wohl einigermaßen beruhigt und wird hoffentlich an Stelle leidenschaftlicher Parteinahme für oder wider die vorurtheilslofe Kritik und Nachprüfung des von dem Verfasser angetretenen Beweises bereits begonnen haben. Wir wenigstens möchten glauben, daß nur auf diese Weise dem Buche weder zu viel noch zu wenig Ehre oder Unehre geschehen kann, — Der Gedankengang seines Verfassers zerfällt, wie auch äußerlich durch die Zweitheilung des Textes angedeutet ist. in zwei Hälften. In der ersten sucht er den Beweis zu führen, daß der Maler Rembrandt nach allem, was wir aus den zahlreich veröffentlichten Urkunden über sein Leben und seinen Charakter wissen oder schließen müssen, unmöglich der Schöpfer jener reichen Menge hochbedeutender, köstlicher Gemälde gewesen sein könne, in denen

wir mit Recht den Höhepunkt der gesummten holländischen Malerei, ja der christlich» germanischen Kunst überhaupt erblicken. In dem zweiten Theil seines Buches erhebt der Verfasser an Stelle des vom Thron gestoszenen, so lange mit Unrecht verehrten Götzen nun oen wahren Gott auf den Schild: Ferdinand Bol nämlich, der bisher für einen Schüler Rembrandt's gegolten hat. Seine Waffen im Kampf für diese verblüffenden Behauptungen entnimmt der Verfasser nun ganz verschiedenen Rüst-kammern. Im ersten Theil operirt er meist mit moralphilosophischen Axiomen und psychologischen Spekulationen, die uns nur wenig Eindruck machen können. Auch ist es offenbar, daß er — wie wir annehmen, aus Jrrthum — die Quellen vielfach falsch interpretirt, wie er denn überhaupt oft genug den Mangel an historischer Methode und Kritik durch den bestimmten Ton seiner Ausführungen zu ersetzen sucht. Im zweiten Theil bringt er dagegen positive Beobachtungen, die unser höchstes Interesse erregen muffen. Denn er stützt sich hier auf zahlreiche, mit Hilfe eines besonderen photo-graphischen Verfahren« von ihm entdeckte Bezeichnungen auf den bisher dem Rembrandt zugeschriebenen Bildern, die, an den verschiedensten Stellen angebracht, immer wieder den Ramen Bol oder sein Monogramm uns zeigen. Eine Anzahl solcher »latenter" Bezeichnungen hat der Verfasser auf den beigegebenen Tafeln veröffentlicht, indem er neben die »holographische Reproduktion der betreffenden Bildstelle stets die retouchirte Wiederholung des von ihm darauf gelesenen NamenSzugeS setzt — ein durchaus loyales Verfahren, von dem wir nicht begreifen, wie man es ihm hat zum Vorwurf machen können, Ei kommt nur darauf an, ob der Verfasser diese angeblichen Bezeichnungen wirklich richtig gelesen hat, und dies zu konstatiren wird eine ernste Pflicht der kunsthistorischen Forschung sein. Denn wer auch nur flüchtig, aber oor-urtheilSloS, an einer Reihe von geeigneten Photographien die Beobachtungen des Ver-fassers nachprüft, wird sich selbst beim äufzersten SkepticismuS der Ueberzeugung nicht verschließen können, dasz hier in Wahrheit — um uns ganz vorsichtig auszudrücken — Dinge vorhanden sind, die der allerernstesten Aufmerksamkeit Werth erscheinen. Und dabei ist doch zu bedenken, dasz diese Photographien ebenso wie diejenigen, mit welchen der Verfasser arbeitete, nicht zu dem speciellen Zweck feiner Untersuchungen an-gefertigt morden sind, also die an verschiedenen Stellen des Bildfeldes erscheinenden .Bezeichnungen" immer nur beiläufig mit aufgenommen sind: welchen Aufschluß dürfen wir also von photographischen Aufnahmen der Originalbilscr erwarten, bei denen der Apparat direct auf die verdächtige Stelle eingestellt ist und die jeweilig geeignetsten Beleuchtungsverhältniffe zu Hilfe genommen werden I Ohne Zweifel kann der Verfasser verlangen, daß auf diesem Wege konstatirt werde, ob seine auf weit mühevollere Weise erlangten Resultate Stich halten oder nicht — erst dann möge man die Schalen des ZornS oder der Anerkennung über sein ketzerisches Haupt aus-gießen! — Auf alle sonstigen Fragen einzugehen, zu denen das Buch überreichlich Veranlassung bietet, ist hier nichl der Ort; da« stark hervortretende Selbstbewußtsein deS Verfassers, welcher offenbar meint sie alle bereits ihrer Lösung nahe gebracht zu haben, können wir in keinem Falle theilen. Aber in so schwerwiegenden Dingen ist auch das Verdienst, mit scharfem Auge und geschickter Hand eine glückliche Entdeckung gemacht und auf ihr mit muthiger Consequenz Schlöffe aufaebaut zu haben, kein ge-ringes und bedingt die epochemachende Bedeutung, welche wir dem Buche Lautners unbedingt zusprechen müssen. KI. «.

Bibliographische Notizen.

Die Universitäten nnd technischen Hochschulen. Von Egon Zöller. Landes-Bauinspektor. Berlin 1891. Wilhelm Ernst K Sohn (Gropiussche Buchhandlung).

Für die Geschichte der Universitäten liegen schon seit längerer Zeit ausführ-liche Werke vor, dagegen fehlte eS noch vollständig an einem solchen für die tech-nischen Hochschulen; nur einzelne der letzteren haben bei besonderen Gelegen-heiten ihre Geschichte in Festschriften nieder-

gelegt. ES ist da« Verdienst Zöllers, in
dem oben genannten Werke zugleich mit
einem kurzen Ueberblick über die Geschichte
der Universitäten, zum ersten Male auch

H06 Nord nr
d Süd.
eine zusammenfassen«, ausführliche Geschickte der technischen Hochschulen niedergelegt zu haben.

Nachdem der Verfasser im Anschlufz an den ersten Abschnitt sodann die Beziehungen zwischen der Wissenschaft und ihren Pflegestätten einerseits und der jeweiligen Cultur andererseits eingehend erörtert hat, zeigt er in einem dritten Abschnitt, daß Universitäten und technische Hochschulen völlig ebenbürtige Anstalten, daß sie beide von gleich hoher Bedeutung für unsere Cultur sind, und dafz sie mit in ihrer Gesammtheit die Vnivsrsitss littei'srum für unseren heutigen Culiurzustand ausmachen. (Die Erörterung dieser Frage ist ja leider noch nicht überflüssig geworden; wird dock erzählt, dasz erst vor nicht allzu langer Zeit ein Professor einer Universität die Professoren der technischen Hochschule derselben Stadt geringschätzig als »höhere Maurermeister" oder ähnlich bezeichnet habe und ist doch auch das allerdings weiter zurückliegende .,mstksinsti> «us von «8t «ollsA»" eines Altphilologen noch nicht völlig überwunden).

Im letzten Abschnitte macht der Versasser eingehende Vorschläge sür den weiteren Ausbau unseres Hochschulwesens, welche unS sehr beachtenSwerth erscheinen.

Vechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin, bearbeitet von A. Velde, Dr. W. Schauf, 1)r. V. Loewenthal und I)r. I. Bechhold. Lieferung 1 und 2. Frankfurt a. M. I. Bechhold.

Dieses Handlexikon, von welchem uns bisher zwei Lieferungen vorliegen, stellt sich die Aufgabe, über das weite Gebiet kömmtlicher Naturwissenschaiten und der Medizin mit ihren Zweigwissenschaften und den angrenzenden Gebieten der Technik kurze und dabei doch einigermaßen vollständige Auskunft zu crtheilen. Diese umfassende Aufgabe wird mit groszem Gesckick gelöst: jeder Gegenstand, jeder technische Ausdruck findet seine präciS gefaszte, klare Erläuterung. Auf die Erklärung der Abkürzungen und Symbole, wie solche in de» beschreibenden Naturwissenschaften, der Ckemie, der praktischen Medizin (Necevtirkunde) u. s. lv. üblich sind, ist besonderer Werth gelegt. Wir glauben, dasz man von diesem Handlexikon mit Recht sagen kann, was von neu erscheinenden Büchern oft und mit Unrecht behauptet wird, dasz dasselbe einem wirklichen Bedürsnifz entgegenkommt. Zu seiner Empfehlung trägt auch der billige Prei»

(pro Lieferung 80 Pfennig) bei? das Werk soll in 10 Lieferungen vollständig sein.
Lt.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1«9»—91. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Freiburg i. B., Herder'sche VerlagSbandlung.

DaS Jahrbuch von Wildermann, das mit dem vorliegenden Band zum sechsten Mal auf dem Plan erscheint, giebt, wie den älteren Lesern auS „Nord und Süd" aus früheren Besprechungen bekannt ist, einen populär gehaltenen Ueberblick über die Fortschritte des letzten Jahns auf den Gebieten der Physik, Chemie. Mechanik, Meteorologie und physikalischen Geographie, Astronomie und mathematischen Geographie, Zoologie, Botanik, Forst- und Landmirth» schaft, Mineralogie und Geologie, Anthropologie und Urgeschichte, Gesundheitspflege, Medicin und Physiologie, Länder- und Völkerkunde, deS Handels, der Industrie und de« Verkehrs. ES ist außerordentlich schwierig, in cer durch den Umfang des Werkes gebotenen com pendiosen Form daL große Material zu bewältigen, das der rasche Fortschritt der Wissenschast auf allen diesen Gebieten an die Hand giebt. Einem Theil der Mitarbeiter ist dies, wie in den früheren Jahrgängen, in wirklich nrustergiltiger Weise gelungen. Wenn der eine oder andere Abschnitt hinter de» anderen zurückbleibt, so ist dies, bei der großen Zahl der Bearbeiter, erklärlich und soll unserer Beurtheilung deS Ganzen keinen Abbruch thun. DaS Jahrbuch sei auf's Neue unseren Lesern, die sich für naturwissenschaftliche Fragen interessiren, auf i>aS Wärmste empfohlen. cdt.

Die Raupe« der GroKfchmetterlinge Europas. Von Dr. E. Hofmann. Stuttgart. E. Hoffmann (A. Bleil).

Von dem im 1ö2. Hefte auf Grund der erstm Lieferung besprochenen Werke liegen uns jetzt Lieferung 1—9 mit den Tafeln 1—IL, 14—19 vor. Der allge» meine Theil ist beendet, der spccielle bis zur XII. Familie der Nachtschmetterlinge gediehen. WaS die erste Lieferung versprach, haben die folgenden gehalten, sodak mir unser günstiges Urtheil durchaus auf» recht erhalten können. Wir wollen an dieser Stelle noch erwähnen, daß 5er Herausgeber alle Liebhaber bittet, ihm etwa noch ungedrucktes Material über neue

Beobachtungen, besonders über Eulen und Spanner, zugehen zu lassen, damit diese neuesten Forschungen noch vor Beendigung des Werkes berücksichtigt werden können.

DaS Jugendspiel. Vortrag, gehalten in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig, am 17. Nov, 1890, von H.Äaydt. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior) 1891.

Der durch sein Werk über das englische Schulwesen bestens bekannte Verfasser giebt in dem Schriftchen eine kurze, von innerer Wärme für den Gegenstand durchdrungene j Schilderung des JugendsvieleS auf Schule, Universität und im bürgerlichen Leben Englands auf Grund seiner eigenen ausgedehnten Beobachtungen an Ort und Stelle. Allen, welche sich für die Ausbildung und Erziehung unserer Jugend interessiren, sei daS Schriftchen, dem als Leitmotiv das „rusng s:>n», in corrwrs »so«" zu Grunde liegt, bestens empfohlen.

Edmund Kretschmer. Sein Leben, Schaffen und Wirken. Von Otto Schmid. Mit einem Bildnisse KretschmerS. Dresden, Verlag von Hönsch K Tiesler.

DaS künstlerische Wirken E. KretschmerS, des Componisten der Opern .Die Folkunger" und „Heinrich der Löwe" liegt zwar noch nicht abgeschlossen vor uns, rechtfertigt aber doch dm Versuch einer zusammenhängenden Darstellung. Kretschmer ist kein Genie ersten RangeS, aber ein talentirter, feinfühliger und von ernstem und gediegenem Streben beseelter Künstler, dessen Name von gutem Klange ist und sich den geachtetsten der Jetztzeit anreiht, O. Schmid hat, auf künstlerische Quellen gestützt, ein warm empfundenes und scharf umrissenes Lebensbild geliefert und sich von dem Fehler dithyrambischer Verhimmelung seines Helden erfreulicherweise fern gehalten. sb.

Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin. 1820—1351. Nach Briefen, Tagebüchern und anderen von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftslücken. Von H. S. Holland und W. S. Rockstro. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Hedwig I. Schoell. 2 Bände., Leipzig. F. A. Brockhaus.

Die echte Gesangskunst tritt in unseren Tagen immer mehr in den Hintergrund. Nicht die Schönheit und Anmuth des ToneS ist es mehr, die von denen, welche in der Oeffentlichkeit an erster

Stelle stehen, angestrebt wird, sondern das Volumen, die Kraft und die Ausdauer.
Die Erinnerungen an große Sänger der Vergangenheit klingen fast wie Märchen. Jenny Lind ist eine der Künstlerinnen gewesen, die nicht durch die Größe ihres ToneS imvonirt haben, sondern durch die echt künstlerische Behandlung desselben. Wie sie nach schweren Irrungen, die ihre Stimme dem vollständigen Ruin nahe gebracht hatten, in GarciaS Schule zur Umkehr bewogen und schließlich die bedeutendste dramatische Sängerin ihrer Zeit geworden ist, daS wird in dem vorliegenden Buche anschaulich und detaillirt geschildert. Leidet auch das Werk, an welchem mehrere Verfasser gearbeitet haben, an einer bisweilen befremdenden Ungleichheit der Darstellung, so bietet es doch so viel des Interessanten und Lehrreichen, daß man es allen Musikfreunden, und namentlich allen aufstrebenden Kunstjüngern warm empfehlen kann. Die Uebersetzung ist treu und liest sich leicht und flüssig; die Beigaben <6 Heliogravüren und 8 Abbildungen) sind von künstlerischem Werths.
Für Fachmusiker werden die Musikbeilagen, Cadenzen, Lieder und Arien in der Form, in welcher Jenny Lind bei ihrem öffentlichen Auftreten sich ihrer bediente, eine hochwillkommene Gabe sein.
ed.

Nicht raste» uud nicht rosten. Jahrbuch des Scheffel-Bundes in Oesterreich für 1891. Geleitet von Franz Pomezny. Wien, A. Hartleben.

Nach berühmten Mustern ist auch für Victor von Scheffel ein Bund und ein Jahrbuch zur Bewahrung seines Andenkens gegründet worden. Insoweit dieses Unternehmen die treue und nacheifernde Erinnerung an den Dichter zu Pflege« geeignet ist, wird man ihm Teilnahme nicht versagen. Zwei bisher ungedruckte Sprüche Scheffels (S. 113), einige Erinnerungen aus seinem Leben, ein im Facsimilc (mit Einschluß der Briefmarken auf der Adresse)! mitgetheilter Brief (S. 118—121), eine Studie über die männlichen Charaktere im „Ettehart" — das Alles wird manchem Verehrer des DichlerS willkommen sein. Wohlgelungen ist das Gedicht zum „Trauersalamander" der deutschen Studenten in Prag bei

Scheffel's Todtenfeier; sonst wäre eS freilich um Scheffel's Nachruh.» schlimm bestellt, wenn er nicht in seinen eigenen frischen Gesängen fortleben sollte, sondern in den Gedichten, die Verehrer und Verehrerinnen hier auf ihn und über ihn gemacht haben. Daß auch schon auf den verehrlichen Scheffel-Bund selbst S. 114 ein Gedicht abgedruckt ist, wird man begreiflich finden. Außerdem enthält aber der Band noch eine bunte Reihe mannigfaltiger Gaben von sehr verschiedenen Schriftstellern und von sehr verschiedenem Gepräge. Ter „Leiter" des Jahrbuches hat sie rein alphabetisch nach dem Namen der Autoren eingereiht, um in dankens» werther Klarheit zu zeigen, daß kein sachliche? Band die einzelnen Beiträge mit einander und mit der Erinnerung an Scheffel vereinigt. So wird z. B. auf S. 17 die Exkaiserin Eugenie angesungen, in alcäischem Versmaß (das jedoch in der fünften Strovhe vor Rührung aus dem Leim geht; Strophe II der schöne Dreireim: kronlos — thronloS — sohnlos!): darauf folgen S. 18, und 20 zwei Schnurren im Volksdialekt, sinnvoll auf S. 19 unterbrochen durch die Zeichnung einer über Scheffel trauernden Frauengestalt: dann ein „Epheublatl" für Johann Orth, dann eine „anzügliche Fecrie" u. s. w. Der unbefangene Leser fragt verwundert: Was soll dieses alles zusammen? lind was soll es in einem Scheffel-Jahrbuch? Die beigegebenen Zinkabdrücke er> scheinen meist matt, verwischt und farblos. Besonders hervorragend ist in dieser Beziehung die Wiedergabe einer von Scheffel gezeichneten Landjchaft (S. 97); wahrscheinlich sollte durch diese Art der Ausführung die trüb-elegische Stimmung, welche den Beschauer der Reliquie erfüllen muß, noch gesteigert werden. Denn welche Gründe könnten sonst die „Leitung" und die Verlagshandlung bestimmt haben, dem Publikum solche Illustrationen zu bieten? dr.

Der Millionenbaner. Roman von Max Kretzcr. Leipzig, B. Elischer Nachfolger (Bruno Winkler).

Während in dem Vaterlande des Naturalismus, in Frankreich, der Geschmack an demselben sehr im Rückgange begriffen ist und an Stelle des naturalistischen Romanes der psychologisch experimentelle getreten ist mit einem Stich ins Mystische sogar, der noch einen Schritt vorwärts, die Kette zu schließen im Begriffe ist, um wieder an

seinem Ausgangspunkte anzulangen, treibt der Naturalismus in Deutschland noch wunderliche Blüthen. Unter den Hauptstürmcrn und Dröngern deS jüngsten Deutschlands war uns unter den Namen von Conrad Alberti, Blcibtreu ?c. auch derjenige Max KretzerS geläufig, in seinem neuesten uns vorliegenden Werke ist Kretzer der Fahne untreu geworden und wandelt seine eigenen Wege, nicht zu seinem Schaden.

Im „Millionenbauer" giebt uns Kretzer Typenschilderungen, wie sie das Berliner Leben hervorbringt; — eS ist eine bekannte Thatsache, daß den Bauern des dicht bei Berlin gelegenen Schöneberg ihr sandiger Grund und Boden mit Millionen aufgewogen wurde, weil durch das fieberhaste Wachsthum der jüngstenMillionenstadt, diese ihre steinernen Arme immer weiter hinausstreckt, und wo durch Generationen hindurch mühselige Ackerbürger dem dürftigen Boden mit Mühe ihren Lebensunterhalt entwanden, da wandelt man heut durch breite Straßen mit himmelhohen Miethspalästen. ES ist begreiflich, daß eS einen talentvollen Schriftsteller reizen muß, den Bauern in dieser veränderten Lrbensstellung zu studiren und diese Studien nach der Natur in einem Roman zu verwerthen. Kretzer schildert uns mehrere solche Exemplare Schönberger Bauernmillionäre, bei denen alle niederen Instinkte durch den Wandel des Schicksals ins Ungeheuerliche gewachsen und durch den Eon» traft mit ihrer neuen Lebensstellung an die Carricatur streifend, in hellster Beleuchtung erscheinen. Bauernfchlauheit mit niedriger Habsucht und Geiz vermischt mit Genußsucht und lächerlichem Hochmuth, erzeugen einGesammtbild des widerwärtigsten Protzenthums, bei dem jedes bessere Gefühl erstickt wird. Selbstverständlich ist auch der Conflict nahe bei der Hand; die Töchter dieser Millionäre, welche eine sogenannte feine Erziehung erhalten, können sich in ihrem Kreise nicht mehr wobl fühlen und streben heraus zukommen; vermöge ihrer Millionen wird es ihnen auch nicht schwer, und manch adliges Wappenschild wartet nur darauf, sich auf diesem Wege neu vergolden zu lassen.

Kretzer hat mit glücklichem Griff die Heirath einer solchen Millionärstochter mit einem verarmten adeligen Offizier geschildert und alle die Conflicte, die sich nothwendig aus dieser Ehe ergrben müssen, wo zwei Menschen und zwei Familien zusammen kommen, die in socialer Beziehung

directe Antipoden und die beständigen Reibungen daher unausbleiblich sind. Der Eonflict droht sogar einen tragischen Ausgang zu nehmen; Krctzer hat eS indessen vorgezogen. Alles zu einem guten Ende zu führen und somit demjenigen Lesepublikum eine Concession zu machen, welche? die traurigen Romanschlüsse nicht liebt. In spannender Weise ist der Roman geschrieben und trotz manch kleiner Übertreibungen merkt man überall die Hand eines sehr talentvollen Schriftstellers, von dem wir noch viel Gutes erwarten.

WZ,

Der Heide. Roman von Theodor Wolfs, Berlin, Verlag von Freund und Jeckel.

DaS Werk des uns bisher unbekannten Verfassers verräth an einzelnen Stellen ein unverkennbares Talent für Stimmungsmalerei, konnte uns aber als Ganzes nicht befriedigen. Der Kampf gegen die bestehenden socialen Ordnungen, gegen das „Ueberlieferte und Befestigte," der in den Werken so vieler modernen Stürmer und Dränger mit oft übermäßigem und alle Schranken durchbrechendem Kraftaufwand« geführt wird, erscheint hier nicht als der flammende Ausbruch einer leidenschaftlichen, vulkanischen Seele, die von Ueberzeugungen und Idealen — und sollten es auch irrige sein — erhitzt ist, sondern mehr als das prächtige Feuerwerk eine? Künstlers, der uns blenden will. Es macht uns wohl staunen, aber erwärmt uns nicht, und wenn eS verpufft ist, hat man es im nächsten Augenblick wieder vergessen, DaS Recht deS einzelnen Menschen auf Glück, auf persönliche Freiheit, das berechtigte Auflehnen deS suhlenden Herzens gegen den starren Zwang gesellschaftlicher Convention wird hier discutirt in zuweilen geistreicher Weise; aber es fehlt die zündende Gluth begeisteiter Kamvffreudigkeit, welche auch widerstrebende Geister in Brand zu setzen im Stande ist. Diese revolutionären Anläufe gehen gar bald klüglich in Resignation und Pessimismus unter, und kein muthvoller Ausblick in die Zukunft verräth, daß der Verfasser selbst an seine Sache glaubt, wie will er also Andere daran glauben machen? Der Hauptträger der Idee, der Baron von Reichardtshausen ist doch eine zu schemenhafte Figur und verhält sich zu passiv, als daß er Interesse erwecken könnte. Auch kennt der Verfasser noch keine künstlerische Oekonomie, er thut hier zu viel, dort zu wenig; manches ist nur flüchtig angedeutet, waS eine aus-

führliche Darstellung beanspruchen dürfte, wie die Episode der unglücklichen Marie, die — wie berichtet wird — für den Genuß des Glückes ihr Leben geopfert — eine Figur, die unseres Erachtens handelnd hätte vorgeführt werden müssen; Anderes erscheint überflüssig oder nicht richtig um den Kern des Ganzen gruppirt. Wir haben oben das Talent des Verfassers für Stimmungsmalerei erwähnt; dasselbe zeigt sich namentlich bei der Schilderung solcher Scenen, in denen eine schwüle, beklemmende Atmosphäre herrscht, in beachtenSmerther Weise; und die in diesen Situationen auftretende Mädchengestalt (Erna Wöllncr) ist die sorgfältigst ausgearbeitete und bestge» lungene, ein blutvolleS, lebenathmendeS Geschöpf. — Hier scheint sich deS Verfassers Stärke zu offenbaren, und wenn er soweit wird gekommen sein, seine schildernde Begabung und seine Fähigkeit, die kleinen Züge des Alltagslebens mit scharfem Blick zu erfassen, an rechter Stelle und in richtigem Maße, im steten Hinblick auf das Ganze und im Dienste der Idee de» Werkes zu entfalten, und wenn eS ihm mehr darum zu thun sein wird, uns zu überzeugen, als zu bestechen, dann wird er vielleicht befriedigende, interessante Gaben auf den literarischen Markt bringen.

0. V.

Die fünfzig Semmeln des TtndiosuS Talllefer. Eine Studentengeschichte von Hans Hovfen. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Das Leben und Treiben des deutschen Studenten ist seit lange eine Fundgrube für uiisere Humoristen oder solche, die eS sein möchten, gewesen, die aber mit mehr Konsequenz als Glück ausgebeutet wird. Die Studentenstreiche, die uns in derartigen Humoresken erzählt werden, sprechen theilS der Wirklichkeit oder Wahrscheinlichkeit Hohn, theils stehen sie mit den Paragraphen des Strafgesetzbuches oder doch nut unserem moralischen Gefühle in so bedenklichem Widerspruche, daß der gebildete Leser sich mehr abgestoßen als erheitert fühlen muß; wirklich vornehme Vertreter dieser Literaturgaitung sind selten; einen solchen bescheert uns Hans Hopfen mit dem vorliegenden Buche, welches man als ein humoristisches Gegenstück zu seiner älteren Erzählung, „Der letzte Hieb," welche ein tragisches Bild aus dem Studentenleben entrollte, bezeichnen kann, — Dieser Humor hat nicht« Gewaltsames und RoheS; er ist wohlerzogen, liebenswürdig, maß-

voll, man könnte sagen: reservirt. Er macht unS nicht lachen, sondern nur lächeln; und man bat die Empfindung, daß ihm ein wenig weniger Wohlerzogenheit und etwas mehr überschäumende Laune nickt schaden könnte. 0, N.

Helene. Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen vonM.K oll oben. Dresden, Leipzig, E. Pierson.

Zwei Erzählungen, die sich weit über das TurchschnittSmafz dieser Gattung erheben, namentlich die Doppelerzählung und hauptsächlich deren zweiter Thcil „Unter dem Marienbilde" möchten wir als besonders gelungen erwähnen. Die Oertlichteit, auf welcher die in derselben geschilderten Begebenheiten sich abspielen, ist jener weite Landstrich im Osten, der dicht an das unermeßliche Rußland sich anschließt, politisch zu Preußen gehört und trog aller GermanisirungSversuche noch heut von Civilisation nnd Cultur so weit entfernt ist wie vor hundert Jahren. Die öde einförmige Landschaft mit den dustern Kieferwaldungen und dem spröden, wenig irgiebigen Boden ist der passende Rahmen sür das Elend ihrer Bewohner und deren freudloses, geplagtes Tascin, in welchem der Branntwein ihr einziger Trost ist, weil er allein ihnen zeitweise Vergessenheit ihres jammervollen Lebens gewährt. Die Darstellung der Geschehnisse erinnert lebhaft anTolstoy's „Macht der Finsterniß." Wenn auchKolloden an die dichterislt e Gestaltungskraft dieses letzteren nicht heranreicht, so sind doch auch dieses BerfasserS Schilderungen voll packender Naturwahrheit, und auch er versteht es mit der Poesie des Elenis unser Herz zu ergreifen. >u?.

Schnell reich. Von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum K Hart.

Nicht nur den Drang nach schnellem und mühelosem Gewinn, der ein characteristischcr Zug unserer Zeit ist, hat Friedmann zum Vorwurf seines Romancs gemacht, gleichzeitig spricht aus demselben die deutliche Absicht, daß er ein Trutzbüchlein gegen den Naturalismus in der Literatur schreiben wollte. Wir können den Versuch nicht als einen gelungenen betrachten.

In erster Reihe müssen wir unser Bedenken gegen den Roman in formaler Beziehung aussprechen, der Aufbau desselben entbehrt jeder Klarheit und Ueberstchtlichkeit, die Handlung ist so sprunghaft und ruhelos, daß es dem Leser schwer wird, den Faden der Erzählung festzuhalten.
Was er schildert, sind nicht Typen, sondern

Carricaturen, die statt zu überzeugen, lächerlich wirken.

Wir verzichten, auf den Inhalt des Buches näher einzugehen und bedauern, daß ein talentvoller Schriftsteller etwas so Unfertiges, wie das uns vorliegende Werk der Oeffentlichkeit Lbergiebt. m,?.

VuS vergangenen Tagen. Erzählungen von Th. Justus. Leipzig 189«. Verlag von A. G. Liebcskind.

Wer angesichts der modernen Geschmacksrichtung, die nun einmal mehr oder weniger unter dem Banne der realistischen Dichtung steht, kühnen MutheS den Ritt in's alte romantische Land wagt, der muß wahrlich mit dem ganzen blen-, denden Rüstzeug eineS echten Talente? angethan fein, um den Leser auf die Dauer fesseln zu können. Justus ist dieser Erkorenen Einer. ES ist ein wahres Labsal sich mit ihm in den Geist vergangener Zeiten zu versenken und hier endlich einmal, nachdem man so lange das Parfüm der Salons und den Tu,,st der Fabriken eingesogen, die reine Bergluft der mittelalterlichen Romantik einzuathmen. — WaS Justus auszeichnet, ist das seltene Geschick, uns die sremoartigen Gestalten einer längst versunkenen Culturepoche menschlich näher zu bringen, ohne deshalb — nach berühmten Mustern — die historische Wahrscheinlichkeit aus's Spiel zu setzen. Sein fahrendes Volk interessirt uns nicht minder, als der modernste Künstlerroman und das Herzeleid seiner Ritterfräulein dünkt uns oft rührender als die Liebestragödien unserer Salondamen. — Und doch schimmert nirgends das Bestreben durch, die rauhen Charaktere jener Zeit dem heutigen Geschmack anzupassen. — Zu diesen inneren Vorzügen gesellt sich eine flüssige, sich dem historischen Rahmen gefällig anschmiegende Diciion und vor Allem die Gabe der anmuthigen und anschaulichen Schilderung. Die erquicklichste Wirkung erzielt die Kunst des Verfassers freilich dort, wo er das Flüszlein seines glücklichen Humors rinnen lassen kann, wie z. B. in dem „Walpertsmännchen von Rothcnscheideck." Hier wäre man fast versucht, Justus als den Baumbach der Prosa zu bezeichnen. Alles in Allem: ein lesenSwcrtheS Buch, an dem auch jedes Mädchenherz ! seine Freude finden wird. — DaS ist heutzutage im Zeitalter Zola'S und JbsenS ein lbenso seltenes, wie zweifelhafte« Lob:

aber aus vraktischen Gründen immerhin
erwähnenswerth. O. ö.

Italienische Krühlingstage! Bon
Fritz Baumgarten. Freiburg, I.
C. B. Mohr.

Unter obigem Titel schrieb Fritz
Baumgartcn im Frühling 1891 Briefe
in die Heimat, gelegentlich einer acht-
wöchentlichen Studienreise, die von badi-
schen Gymnasiallehrern unter Führung
des Professors von Duhn unternommen
wurde, und deren Hauptziel Pompeji war.
Selten legten wir — im besten Sinne
des Wortes — eine Neiseschilderung so
ungern aus der Hand, wie vorliegendes
Werkchen, denn gern hätten wir uns von
dem liebenswürdigen Verfasser noch weiter
auf dem Boden deS klassischen Alterthums
umherführen lassen. Mit empfänglichem
Sinn, mit offenem Auge, ausgestattet mil
den eingehendsten Kenntnissen über alle
Kulturvölker der gesegneten Halbinsel, von
den Etruskern bis zu unsern Zeitgenossen,
fesselt u»L Fr. Baumgarten unwidersteh-
lich mit der Frische seiner Darstellung,
und berührt uns um so sympathischer,
als er trotz deS reichen wissenschaftlichen
Materials, das er uns bringt, schlicht und
menschlich bleibt, ohne, wie die Herren Aka-
demiker und Fachgelehrten, vom hohen Ko-
thurn herab zu rede». Die gute Reiselaune,
die den Autor beseclle, theilt sich unwillkür-
lich dem Leser mit. und dabei vcrgiebt man
gern einige allzu studentenhafte Ausdrücke,
wie „eS war brüllend" oder „Getätschel",
die bei einiger Feilung wegblieben.
ZI. V.

Wilhelm Bornemanns Plattdeutsche
Gedichte. Mit Federzeichnungen von
Theodor Hosemann. Achte Auflage,
In 8 Lieferungen ü 50 Pf. Berlin,
R. v. Deckers Verlag.

Die Gedichte deS tonigl, preußischen
LotteriedirectorS Johann Jacob Borne-
mann (erste Ausgabe: 1810; letzte vom
Verfasser besorgte: 1843) waren nicht nur
plattdeutsch geschrieben, sondern auch dem
Inhalte nach platt und unglaublich ge-
schmacklos? die Illustrationen waren dem
Inhalt durchaus angepaßt. Diese neue
Ausgabe will nach der Ankündigung des
Verlegers »den Dicl ter voll und ganz den
Lesern vorführen"; eS sind also auch die
in früheren Ausgaben schon ausgeschiedenen
Gedichte wieder aufgenommen. Wir glau-
ben nicht, daß gebildeten Lesern damit
ein Dienst geschieht. Wenn aber in der-
! selben Ankündigung zur Reclame der
> „Dichter" Bornemann gar neben Klaus

Groth und Fritz Reuter gestellt wird, so finden wir dafür keine parlamentarische Bezeichnung. Gerade die Genossenschaft eine? Wilhelm Bornemann hat KlauS Groth schon im Vorwort zur ersten Auf-läge deS .Ouickborn" sehr nachdrücklich von sich abgewehrt. <ir.

Jllustrirler Kührer durch das Ricsengebirge, die AderSbach» WcctelSdorser Kelsenftädte und den Stern. Im Auftrage des Oesterreichischen Rieseng, birgs - Vereins bearbeitet von Eduard R. Petrük. Mit 7U Illustrationen, 1 Panorama von der Schncekoppc und 4 Karten. Wien. A. Hartleben.

Da die Reize des an erhabenen wie an anmuthigen Landschafts-Bildern so reichen Riesengebirges immer allgemeinere Anerkennung finden, ist auch das Bedürf-nis; nach einem zuverlässigen Führer durch dasselbe ein dringendes geworden. Die vorhandenen Reisehandbücher können dem-selben nicht in vollem Umsange geiecht weiden, da sie durch Hinzuziehung der Nachbargebirge den Raum für die Beschreibung des Riesengebirges unge-bührlich beschränken. Außerdem litten sie an dem Mangel, daß sie der Südseite dcS Gebirges nicht genügende Beachtung schenk-ten. Ter »erliegende Führer, dessen Heraus» geber der langjährige Redacteur deS Ver-einsorgans des Oesterreichischen Riesen» gebirgsvereineS „Das Niesengebirge in Wort und Bild," ein tresflicher Kenner des Riesengcbirges ist, hilit nun dem Mangel in gründlicher Weise ab. Das Buch zerfällt in einen allgemeinen und einen speciellen Theil. Der erstere würdigt das in Frage kommende Gebiet vom naturkundlichen Standpunkte aus, er be-handelt unter Verwerthung der neuesten Forschungsergebnisse Orogiaphie, Hydro-graphie, Klima, Boden und Waldcultur, Fauna, Flora, Bewohner und schließt mit einem praktischen Abschnitt, welcher allerlei Winke für die Reise giebt. Der zweite Theil berücksichtigt in fesselnder Weise das historische Moment. Der Stoff ist sehr übersichtlich angeordnet, indem die wichtigsten und bekanntesten Orte als Ausgangspunkt für die verschiedenen Routen gewählt wurden; solcher Routen sind im Buche 52 zusammengestellt, aus denen sich noch andere mit Leichtigkeit combiniren lassen.

Nord und Süd.
DaS Werk ist mit 7«. meist nach photographifchen Aufnahmen hergestellten Illustrationen geschmückt. Außerdem sind demselben eine schöne Darstellung vom Panorama des RiesengebirgeS von der Schneekoppe, sowie 4 vortreffliche Karten beigegeben, nämlich: 1. Specialkarte vom Niesengebirge Maßstab 1:8000«; 2. Specialkarte der südlichen Vorlagen des Riesen» gebirgeS Maßstab 1:7S S0«: 3. Eisen, bahnkarte von Mitteleuropa; 4. Uebersichtskarte der Haupteintrittspunkte in'» Riescngebirge. Der Führer sei allen i Besuchern desselben bestens empfohlen.
^del, O,, Klsrnoirsn »ins? 5aulsnr-8tuiontsn,
^ ?rsidnr«^. IZ,^?r, k>ns«ns«Iä,^ ^ ^
K»«er, (r, V>cK »uk! I^in krslss >Vort »n ckis
^«itzevogüsn, L»rlin, ?, S«Knsiä»r K 0>,
vonerke, II , vor Ksili?« IZnoK in ?risr im ^«Krs
1891. vsriin, IZibIio»r, Ijnrs^u,
vldilotdelc >I«r Ce«rai>it»Uter»l«r So» ln» u»>>
<»,I»»S»,. X«. «97—502. 510, Sil—51»,
5,6, Sl7. 518, II»IIs, 0. g«n^sl,
vldllstnek ckenk^ilrlllrer r»r»eI>»»U»«!l»»»,
'28—Z0, «sntt^oN, Union, OsursoKs Vsrlaz»»
vr»v>>. ^,, r^iissr d!to cksr vritts, vr»m«.
vorne,»»»», V,, I>I»tt,>«nr»"Ks lisckielit», Mt
ä,ni>, visksrnns 5-S, ösrli», II, ?, vssksrs
VsriuK,
Serm»nl». vsukoks vicntsr >>sr 0«>z«„»»rt,
vilS nnä Vnrt. Nsrlin, »«Kr, ?,«t«I,
v«s«ti« UK»r ck»» s.rK«derr«Kt Im I»» »»ck tn»»
» ?vsil,>, I^»i>»>s, Nsck»I«r, ^
Ntn», I',, ^»«Mncn^Ioss CgzcKioKtsn. vsii'zis,
VerK«. lllustr. ^»»«»I». I>isksrz, «. 5,
IIorrm»»»>r»IiI. ?„ vis ^snt»cks? ttiittsrlsnrs »nä
2v«i IZItnä», IZsrUn, NoolaiseKs Vsrlsss»
d»«KK,
»»«»zilel, «. v«stl>e»ter » <!»dur^-««td».
Himmel »nck k^rck«. IIIn^u nstnrv, ilon^ts^nrM.
IN, '»Kr?, Nstt I«, Lsriin, N ?!«t«I,
Hippel, R, v., vis ?nisrcin!i>srsi in dsr SimkM-
Kidi. VIl!",I„nr^ ^Sznä »i,>^ Stut!«nrt,
Kriiffsr, v,, (7ntsr noitsrsr I^zss, I,nsti^»
I>»»!kr, v , klsrdztKNittsr.' (isäiokts, »!r»iz,
I^uSvIx, v,, xssommsit» «?driftsn. I^isksrumz
IS—IS, I«ii>?ix, ?r, V, grnvov,
>l»erk«lm, II,, Vis Sssieisüs, Lin AüreKsn «us
ält-^nzsos, Visn, 0, I?»n»?«n,
»»x, Ä, 2»nn ^rdsitsr-IIiiä^sls. I?'n IZsitr^
veen»I»r, Ii, V»s ck»r >'e»ir»r r»n«:Kt, I^,i»Z,r
Silier. IlsilKronn, (1, VsKsr.
psudl, kZ!>^«»tKsr ?»„t»rsn. »in?!?, O.
?I»t»r, Zl,, Vis NsimnIInn? Vsrnn^Iiiclltsr Iii»
^n^nnkt äs, ^r?t«, IZsrUn, Ln, (Ar. k>.
IllkKler, «., v»g vsntsck» NsicK, ^dtn, 4—g.
K,>I>or, v , Vsiinor, ?sn»vnt äsr S^I?bnrss»r, Lin
Iivil>>r,inn, <>, Vsdsr,
«el,»11»«ltll», kllisil, v,« I^dsn^oinsr 8«sl».